Per. 4/ 1h
f 9

Digitized by Google

7th
(1863,1
4°
rheiterungen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Jahrgang 1863.

Aschaffenburg.
Gedruckt in der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Inhalts-Verzeichniß.

(Die Zahlen bedeuten die Nummern der einzelnen Blätter.)

Novellen.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen. 1. — Eine Familiengeschichte. 25. — Jugendliebe. 156. — Die schwarze Tulpe. 158. — Ealt-Lynne, oder des Grafen Tochter. 199.

Vermischte Aufsätze und kleine Erzählungen.

Der Bazar. 1. — Diebessprache und Polizeischrift. 2. — Zeitungswesen in Bayern. 3. — Eine alte Geschichte. 4. — Warum das Fluchen und Gotteslästern vor 200 Jahren in der bayerischen Armee verboten wurde. 6. — Der Wirthin Töchterlein in der Paulskirche. 7. — Anekdoten über Schopenhauer. 7. — Die europäischen Fürstenhäuser im Jahre 1862. 8. — Aus einer chinesischen Novelle. 9. — Die drei Schreibtische Schillers. 9. — Ein Erlebniß in Gibraltar. 10. — Die letzte Dezimirung. 10. — Anekdoten aus Walter Scotts Leben. 12. — Nekrolog des Jahres 1862. 13. — Frühere Justiz in Neapel. 14. — Anekdoten aus Walter Scotts Leben. 18. — Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts. 19. — Drei Züge aus dem Leben des Kunstmalers Horaz Vernet. 19. — Der Storch. 20. — Ein Haus in Westmünster. 21. — Ein verrückter General. 22. — Der Haschich. 23. — Wichtige Ereignisse des Jahres 1862. 24. — Lincoln und Seward. 25. — Gounods Königin von Saba. 26. — Hinrichtung von Indianern in Minnesota. 27. — Nekrolog für 1862. 28. — Der Büchsenspanner. 29. — Der Affe. 31. — Ein neuer Kallab. 31. — Die neue Mannhardsche Normaluhr. 33. — Von einem sehr fruchtbaren Jahre. 33. — Das Werk des Herzogs von Aumale und sein Schicksal. 34. — Der Untergang des Monitor. 36. — Charlotte von Schiller. 38. — Geschichte eines Narren und einer Närrin. 39. — Köln, Max und Ludwig Uhland. 40. — General Wysoki. 41. — Der Wald der Pariser. 42. — Das Insurgentenlager bei Monchock. 43. — Bayerische Ordensstatistik. 44. — Die Photographie der Farben. 45. — Ein Brief Friedrich Rückerts. 46. — Aus dem Leben des vorigen russischen Hofes. 47. — Die Kaiserin von Stambul. 49. — Zu Uhlands Gedächtniß. 51. — Eine Elephantenjagd in Deutschland. 52. — Der polnische Aufstand. 57. — Tom Thumbs Vermählung zu New-York. 57. — Bogumil Goltz über den deutschen Volkscharakter. 59. — Fortschritt und Aufklärung in München. 60. — König Ludwig XIV., seine Leiden und seine Aerzte. 63. — Bayerische Höhenangaben. 64. — Jean Paul Friedrich Richter. 65. — Der Staub als Verräther. 69. — Seltenes Zartgefühl. 70. — Der russische Gendarmerie-Kapitän. 71. — Statistisches zur polnischen Frage. 71. — Hotel Park in New-York. 75. — Des polnischen Diktators Adjutantin. 77. — Scene in einem Berliner Theater-Zensur-Bureau. 79. — Eine Skandalgeschichte. 80. — Gegenwärtiger Stand der Baumwollenmärkte. 81. — Die große Blumenausstellung in Mainz. 81. — Die türkische Sprache. 82. — Eine Nacht auf Schloß Ashurst. 83. — Aus den letzten Stunden eines Papagei's. 85. — Die Nachtigallensprache. 86. — Was eine Pariserin ihrem Mann kostet. 87. — Der Nutzen der Zimmerpflanzen. 88. — Technisches. 88. — Englische Werber. 90. — Fräuleln Pustwostoff in Prag. 91. — Mieroslawski. 91. — „Posten" oder das Duell auf die neue Mode. 94. — Die Liebschaften des Kaisers von Frankreich. 101. — Zur Naturgeschichte englischer Diebe. 102. — Aus dem Tagebuche eines österreichischen Gesandtschaftssekretärs am Hofe Peters des Großen. 104. — Das dritte deutsche allgemeine Turnfest. 104. — Verbrechernaturen unter den Vögeln. 106. — Die Tabakspfeife der Königin Viktoria. 108. — Pariser

Digitized by Google

Sittenbilder. 109. — Russische Grausamkeiten. 111. — Ein Gedenkblatt. 111. — Eine Pulverstoff von ehedem. 112. — Die Römerleichen in Pompeji. 113. — Eine Kahnfahrt von Rotterdam nach Pesth. 116. — Geheimnisse des Grabes. 117. — Der Winter von 1863 und die Luftströme. 118. — Longchamps. 119. — Ein zivilgerichtliches Verfahren gegen Mäuse. 120. — Der verhängnißvolle Hosenträger. 121. — Vierundzwanzigste Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Königsberg. 122. — Ueber die Traubenkrankheit und deren Bekämpfung. 123. — Eine schöne Schäferin. 124. — Nur keine Uebereilung. 125. — Die Drawing-Rooms am Londoner Hofe. 125. — Aus dem Dresdener Verein für Erdkunde. 126. — Antike Kuriere. 127. — Geschichtsstudien über den Scharfrichter. 128. — Der Werth eines Kusses. 129. — Singsing, das große Zuchthaus. 130. — Ein Brief des Kaisers Theodor von Abessinien. 135. — Die Singvögel. 136. — Eine Künstlerliebe. 141. — Eine Prophezeiung an Alexander II. 144. — Upland und die Sprengung des Parlaments. 145. — Ein Maskenball in Petersburg. 146. — Ueber den Tod des Generals Stonewall Jackson. 147. — Das kalte Herz. 148. — Zur Geschichte des Räthsels. 156. — Ueber Fortpflanzung der Töne auf willkürlich weite Entfernungen mit Hülfe der Elektrizität. 160. — Die Haberfeldtreiber vor dem Bezirksgericht. 161. — Die Schwaben in Wien. 163. — Die Zustände in Nordamerika. 166. — Die Hierarchie der katholischen Kirche. 167. — Die deutsche Sprache in Böhmen. 167. — Die Revolution auf Madagaskar. 170. — Wilhelm Tell in Pusemokel. 172. — Die internationale landwirthschaftliche Ausstellung in Hamburg. 175. Sind die Gestirne bewohnt? 179. — Der Prozeß des Herzogs Karl von Braunschweig. 180. — Vom englischen Hof. 181. — Das Gesangfest der vereinigten norddeutschen Liedertafeln. 182. — Ein muthiges Weib. 184. — Eine fünfwöchentliche Lustreise. 185. — Zur Körnerfeier. 188. — Dr. Steudner's Tod in Wau. 190. — Rede des Hrn. Prof. Dr. v. Treitschke zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht. 191. — Ueber die Exzesse des irisch-amerikanischen Pöbels in New-York. 193. — Die Kunst- und Gewerbe-Ausstellung in Wiesbaden. 194. — Gespenster auf der Bühne. 195. — Der Dampfer Ludwig im neuen Hafen von Rorschach. 198. — Am Königssee. 201. — Der Verfasser des Aufrufs „An mein Volk!“ 207. — Zur Körnerfeier. 209. — Die deutschen Fürsten. 215. — Die Inhalationskur und Bad Reichenhall. 221. — König Mongkut von Siam und das Leichenbegängniß eines christlichen Bischofs. 222. — Das Künstlerfest in Weimar. 224. — Die Inhalationsmethode zur Heilung von Kehlkopfs- und Lungenkrankheiten. 224. — Die Urbevölkerung Europa's. 225. — Aus dem polnischen Insurgentenlager. 226. — Der Eremit von Gauling. 233. — Das Festungsmanöver der Frankfurter Jugendwehr. 238. — Ein Schreiben Pius IX. an Professor Tischendorf. 238. — Aus der achtundbreißigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Stettin. 241. — Eine Luftschifffahrt. 242. — Der erste europäische Mäßigkeitskongreß. 242. — Die Befreiungshalle in Kelheim. 248. — Der Kölner Dom und die Gegenwart. 249. — Erinnerung an die Leipziger Schlachttage. 249. — Menschen und Münzen. 254. — Sieben Tage nach der Schlacht bei Leipzig. 255. — Vor fünfzig Jahren. 266. — Die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in Meißen. 258. — Eine neue Entdeckung. 265. — Internationale Gesellschaft zur Förderung der sozialen Wissenschaften. 266. — Die erste Aufführung des Barbier von Sevilla. 270. — Luft u. Lunge. 271. — Eine Wasserbevölkerung. 247. — Deutsche Märtyrer der Wissenschaft. 278. — Zwei Briefe aus Afrika über die Ermordung Vogel's. 283. — Genealogische Angaben über die dänische Königsfamilie. 284. — Mozart und die Zauberflöte. 286. — Geschichte des Schützenhums in Aschaffenburg. 287. — Zur Geschichte der schleswig-holsteinischen Frage. 288. — Ueber die Trichinen-Krankheit. 290. — Der neue Herzog von Schleswig-Holstein. 292. — Pater Mathew. 292. — Zwei dunkle Thaten. 293. — Theorie, Technik und Praxis des Pumpens. 293. — Antrittsrede des Rektors der Münchener Universität. 296. — Unterseeische Bote. 297. — Ein Kassendefekt. 299. — Eine Hinrichtung in Spanien. 301. — Zur Statistik der Aerzte Bayerns. 305. — Ueber den Untergang des Schiffes „Wilhelmsburg.“ 306. — Das unterirdische Jerusalem. 308.

Länder- und Völkerkunde.

Griechenland. 28. — Ein Reisebrief aus Griechenland. 46. — Reisebrief von O. Ritter. 60. — Werner Münzingers Expedition in das Innere von Afrika. 89. — Mexiko. 92. — Aus dem Tagebuch eines englischen Reisenden. 114. — Munzinger über die Abyssinier. 122. — Die Entdeckung der Nilquellen durch die englischen Offiziere Specke und Grant. 208.

Nekrologe.

Graf Franz Friedrich Karl v. Giech. 35. — Oberst Mathias Jörgens. 40. — Major Serre. 63. — Professor Dr. Anselm Georg Joseph Debes. 78. — Aline v. Schlichtkrull. 92. — Friedrich Freiherr v. Podewils. 168. — Professor Kalide. 222*. — Jakob Grimm. 231. — Karl Friedrich v. Liel. 274. — Ludwig v. Döderlein. 287. — Dr. Thomas Fleschuez. 290. — Joseph Mayseder. 294*. — Friedrich Hebbel. 303*. — Dr. Johann Sporschil. 309.

Die mit * bezeichneten Nekrologe befinden sich unter der Rubrik „Mannigfaltigkeiten“.

Digitized by Google

Gedichte.

Wie rafft ich mich auf in der Nacht. 8. — Karl der Zwölfte. 19. — An Ludwig Uhland. 25. — Tempora mutantur. 27. — Legende. 36. — Die Glocken von Limerick. 41. — Strada Pia. 48. — Frage und Antwort. 58. — König Gambrinus 72. — Des Mohrenkönigs Günstling. 74. — Lenz und Liebe. 80. — Der König von Yvetot. 102. — Schön Ellen. 108. — Lied, gesungen bei der Enthüllung des Schillermonumentes in München. 115. — Festgedicht zur Enthüllung des Schillerstandbildes. 115. — Zwei Sonette Fr. Rückert's. 134. — Der Flieder. 167. — Morgens. 172. — Der beste Trost. 182. — Des Dorfglöckchens Botschaft. 185. — Zum Leipziger Turnfest. 188. — Mein Sternlein. 190. — Abschiedsgruß an die deutschen Turner zu Leipzig. 193. — Der blaue Montag. 194. — Die Kindesmörderin und das Rebhuhn. 197. — O trinkt! 198. — Ich habe keine Zeit. 198. — Meine Blume. 198. — Die alte Bierbeschau. 198. — Sprechlied. 198. — Steh auf, steh auf du deutsches Land. 200. — Wem gilt dieß Lied? 202. — Theodor Körner. 204. — Die Körner-Eiche bei Wöbbelin. 205. — Zur Körnerfeier. 206. — Die Beicht Karls des Großen. 218. — Leidgesang der Vergißmeinnicht auf Theodor Körners Grab. 216. — An Hedwig. 216. — Schwarz-Roth-Gold. 219. — Den Manen Theodor Körners. 220. — Warum die Hunde den Katzen und die Katzen den Mäusen Feind sind. 221. — Die Weisheit. 222. — Eine Vision von anno 1863. 223. — Zum 18. Oktober. 238. — Schleswig-Holstein. 239. — Wandere! 243. — Die weiße Rose. 251. — Festgruß zur 50jährigen Jubelfeier der großen Völkerschlacht bei Leipzig beim Festbankett zu Würzburg. 255. — Die Sage vom Kapellenbrunnen zu Oberndorf. 261. — Allerseelen. 262. — Schleswig-Holstein-Marsch. 266. — Der Liebe ist's möglich. 267. — Wenn die Blätter fallen. 270. — Die Birke am Pavillon bei den Felsen zu Aschaffenburg. 273. — Das geheilte Kind. 278. — Am 16. November 1863. 280. — An Deutschland. 281. — Auf, mein Volk! 284. — Schleswig-Holstein. 288. — Schleswig-Holstein. 291. — Bleib nicht allein. 293. — Hoffnung. 301. — Nach Schleswig-Holstein. 303. — Ein Gedicht von Schillers Gattin. 304. — Des deutschen Jünglings letztes Gebet. 306. — Weihnachtslied. 307. — Germania ist's, die schützend wacht. 308. — Der Holsten Gruß an Deutschlands Krieger. 309. — Vorwärts heißt jetzt die Parole. 310.

Kunst und Literatur.

4. 5. 6. 9. 10. 12. 13. 14. 15. 17. 20. 21. 22. 28. 30. 31. 37. 38. 42. 45. 47. 53. 58. 59. 61. 62. 64. 68. 69. 70. 75. 80. 83. 84. 88. 90. 95. 100. 105. 112. 116. 119. 128. 133. 139. 142. 144. 145. 146. 150. 152. 183. 191. 198. 199. 247. 249. 269.

Mannigfaltigkeiten.

(Fast in allen Nummern.)

Räthsel.

159. 162. 165. 168. 171. 174. 177. 180. 183. 186. 192. 195. 198. 201. 204. 207. 213. 216. 219. 222. 225. 228. 231. 234. 237. 240. 243. 246. 249. 250. 252. 255. 258. 261. 264. 267. 270. 273. 276. 279. 282. 285. 288. 291. 295. 297. 300. 303. 306. 308. 311.

Geschichtskalender.

(Von Nro. 157 an durch alle Nummern.)

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 1 Donnerstag, 1. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

Von A. Hoffmann.

Wohl mag dir auch, geliebter Leser! das Herz aufgehen in ahnungsvoller Wehmuth, wenn du über eine Stätte wandelst, wo die herrlichen Denkmäler altdeutscher Kunst, wie beredte Zeugen, den Glanz, den frommen Fleiß, die Wahrhaftigkeit einer schönen vergangenen Zeit verkünden. Ist es nicht so, als träfest du in ein verlassenes Haus? — Noch liegt aufgeschlagen auf dem Tische das fromme Buch, in dem der Hausvater gelesen, noch ist das reiche bunte Gewebe aufgehängt, das die Hausfrau gefertigt; allerlei köstliche Gaben des Kunstfleißes, an Ehrentagen beschert, stehen umher in saubern Schränken. Es ist, als werde nun gleich einer von den Hausgenossen eintreten und mit treuherziger Gastlichkeit dich empfangen. Aber vergebens wartest du auf die, welche das ewig rollende Rad der Zeit fortriß, du magst dich denn überlassen dem süßen Traum, der dir die Meister zuführt, die zu dir reden fromm und kräftig, daß es dir recht durch Mark und Bein dringt. Und nun verstehst du erst den tiefen Sinn ihrer Werke, denn du lebst in ihrer Zeit und hast die Zeit begriffen, welche Meister und Werk erzeugen konnte. Doch ach! geschieht es nicht, daß die holde Traumgestalt eben als du sie zu umfangen gedachtest mit liebenden Armen, auf lichten Morgenwolken scheu entflieht vor dem polternden Treiben des Tages und du, brennende Thränen im Auge, dem immer mehr verbleichenden Schimmer nachschauest? — So erwachst du auch plötzlich hart berührt von dem um dich wogenden Leben aus dem schönen Traum und nichts bleibt dir zurück, als die tiefe Sehnsucht, welche mit süßen Schauern deine Brust durchbebt.

Solche Empfindungen erfüllten den, der für dich, geliebter Leser! diese Blätter schreibt, jedesmal, wenn ihn sein Weg durch die weltberühmte Stadt Nürnberg führte. Bald vor dem wundervollen Bau des Brunnens am Markte verweilend, bald das Grabmal in St. Sebald, das Sakramenthäuslein in St. Lorenz, bald auf der Burg, auf dem Rathhaus Albrecht Dürers tiefsinnige Meisterwerke betrachtend, gab er sich ganz hin der süßen Träumerei, die ihn mitten in alle Herrlichkeit der alten Reichsstadt versetzte. Er gedachte jener treuherzigen Verse des Paters Rosenblüth:

O Nürnberg, du edler Fleck,
Deiner Ehren Holz steckt am Zweck,
Den hat die Weisheit daran geschossen,
Die Wahrheit ist in dir entsprossen.

Manches Bild des tüchtigen Bürgerlebens zu jener Zeit, wo Kunst und Handwerk sich in wackerm Treiben die Hände boten, stieg hell empor und prägte sich ein dem Gemüth mit besonderer Lust und Heiterkeit. Laß es dir daher gefallen, geliebter Leser! daß eins dieser Bilder vor dir aufgestellt werde. Vielleicht magst du es mit Behaglichkeit, ja wohl mit gemüthlichem Lächeln anschauen, vielleicht wirst du selbst heimisch in Meister Martins Hause und verweilst gern bei seinen Kufen und Kannen. Nun! — dann geschähe ja das wirklich, was der Schreiber dieser Blätter so recht aus Grund des Herzens wünscht.

Wie Herr Martin zum Kerzenmeister erwählt wurde und sich dafür bedankte.

Am ersten Mai des Jahres Eintausend fünfhundert und achtzig hielt die ehrsame Zunft der Böttcher, Küper oder Küfner in der freien Reichsstadt Nürnberg, alter Sitte und Gewohnheit gemäß, ihre feierliche Gewerks-Versammlung. Kurze Zeit vorher war einer der Vorsteher oder sogenannten Kerzenmeister zu Grabe getragen worden, deßhalb mußte ein neuer gewählt werden. Die Wahl fiel auf den Meister Martin. In der That mochte es beinahe keiner ihm gleich thun an festem und zierlichem Bau der Fässer, keiner verstand sich so wie er, auf die Weinwirthschaft im Keller, weßhalb er denn die vornehmsten Herren unter seinen Kunden hatte, und in dem blühendsten Wohlstande, ja wohl in vollem Reichthum lebte. Deßhalb sprach, als Meister Martin gewählt worden, der würdige Rathsherr Jakobus Paumgartner, der der Zunft als Handwerksherr vorstand: „Ihr habt sehr wohl gethan, meine Freunde! den Meister Martin zu eurem Vorsteher zu erliesen, denn in bessern Händen kann sich gar nicht das Amt befinden. Meister Martin ist hochgeachtet von Allen, die ihn kennen, ob seiner großen Geschicklichkeit und seiner tiefen Erfahrniß in der Kunst, den edlen Wein zu hegen und zu pflegen. Sein wackrer Fleiß, sein frommes

Digitized by Google

Leben, trotz alles Reichthums, den er erworben, mag euch Allen zum Vorbild dienen. So seyd denn, mein lieber Meister Martin, viel Tausendmal begrüßt, als unser würdiger Vorsteher!" Mit diesen Worten stand Paumgartner von seinem Sitze auf und trat einige Schritte vor mit offenen Armen, erwartend, daß Meister Martin ihm entgegen kommen werde. Dieser stemmte denn auch alsbald beide Arme auf die Stuhllehnen und erhob sich langsam und schwerfällig, wie es sein wohlgenährter Körper nur zulassen wollte. Dann schritt er eben so langsam hinein in Paumgartners herzliche Umarmung, die er kaum erwiderte. „Nun," sprach Paumgartner, darob etwas befremdet, „nun, Meister Martin, ist's euch etwa nicht recht, daß wir euch zu unserm Kerzenmeister erwählet?" — Meister Martin warf, wie es seine Gewohnheit war, den Kopf in den Nacken, fingerte mit beiden Händen auf dem dicken Bauche, und schaute mit weit aufgerissenen Augen, die Unterlippe vorgekniffen, in der Versammlung umher. Dann fing er, zu Paumgartner gewendet, also an: „Ei, mein lieber würdiger Herr, wie soll' es mir denn nicht recht seyn, daß ich empfange, was mir gebührt. Wer verschmäht es, den Lohn zu nehmen für wackere Arbeit, wer weiset den bösen Schuldner von der Schwelle, der endlich kömmt, das Geld zu zahlen, das er seit langer Zeit geborgt. Ei, ihr lieben Männer (so wandte sich Martin zu den Meistern, die rings umher saßen), ei, ihr lieben Männer, ist's euch denn nun endlich eingefallen, daß ich — ich der Vorsteher unserer ehrbaren Zunft seyn muß? — Was verlangt ihr vom Vorsteher? — Soll er der geschickteste seyn im Handwerk? Geht hin und schaut mein zweifudriges Faß, ohne Feuer getrieben, mein wackres Meisterstück, an, und dann sagt, ob sich einer von euch rühmen darf, was Stärke und Zierlichkeit der Arbeit betrifft, Aehnliches geliefert zu haben. Wollt ihr, daß der Vorsteher Geld und Gut besitze? Kommt in mein Haus, da will ich meine Kisten und Kasten aufschließen, und ihr sollt euch erfreuen an dem Glanze des funkelnden Goldes und Silbers. Soll der Vorsteher geehrt seyn von Großen und Niedern? — Fragt doch nur unsere ehrsamen Herrn des Raths, fragt Fürsten und Herren, rings um unsere gute Stadt Nürnberg her, fragt den hochwürdigen Bischof von Bamberg, fragt, was die alle von dem Meister Martin halten. Nun! — ich denke, ihr sollt nichts Arges vernehmen!" — Dabei klopfte sich Herr Martin recht behaglich auf den dicken Bauch, schmunzelte mit halbgeschlossenen Augen und fuhr dann, da Alles schwieg und nur hin und wieder ein bedenkliches Räuspern laut wurde, also fort: „Aber ich merk' es, ich weiß es wohl, daß ich mich nun noch schönstens bedanken soll dafür, daß der Herr endlich bei der Wahl eure Köpfe erleuchtet hat. — Nun! — wenn ich den Lohn empfange für die Arbeit, wenn der Schuldner mir das geborgte Geld bezahlt, da schreib' ich wohl unter die Rechnung, unter den Schein: zu Dank bezahlt, Thomas Martin, Küpermeister allhier! — So seyd denn alle von Herzen bedankt dafür, daß ihr mir, indem ihr mich zu eurem Vorsteher und Kerzenherrn wählet, eine alte Schuld abtraget. Uebrigens verspreche ich euch, daß ich mein Amt mit aller Treue und Frömmigkeit verwalten werde. Der Zunft, jedem von euch, stehe ich, wenn es Noth thut, bei, mit Rath und That, wie ich es nur vermag mit allen meinen Kräften. Mir soll es recht anliegen, unser berühmtes Gewerk in vollen Ehren und Würden, wie es jetzt besteht, zu erhalten. Ich lade euch, mein würdiger Handwerksherr, euch alle, ihr lieben Freunde und Meister, zu einem frohen Mahle auf künftigen Sonntag ein. Da laßt uns frohen Muths bei einem tüchtigen Glase Hochheimer, Johannisberger, oder was ihr sonst an edlen Weinen aus meinem reichen Keller trinken mögt, überlegen, was jetzt förderlichst zu thun ist für unser aller Bestes! — Seyd nochmals Alle herzlichst eingeladen."

Die Gesichter der ehrsamen Meister, die sich bei Martins stolzer Rede merklich verfinstert hatten, heiterten sich nun auf, und dem dumpfen Schweigen folgte ein fröhliches Geplapper, worin vieles von Herrn Martins hohen Verdiensten, und seinem auserlesenen Keller vorkam. Alle versprachen, am Sonntag zu erscheinen, und reichten dem neuerwählten Kerzenmeister die Hände, der sie treuherzig schüttelte und auch wohl diesen, jenen Meister ein klein wenig an seinen Bauch drückte, als woll' er ihn umarmen. Man schied fröhlich und guter Dinge.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bazar.

(Aus der Leipziger Zeitung.)

Leipzig, 6. Dezember.

Es ist noch nicht lange her, daß es für unmöglich gehalten wurde, in Deutschland jene großartigen Erfolge zu erzielen, deren sich die Presse Englands und Frankreichs rühmen kann. Die mitunter ungeheure Verbreitung englischer und französischer Zeitschriften wurde in Deutschland bewundert und hier — für unerreichbar gehalten. Daß dieß ein Irrthum war, dafür liegen in mehreren deutschen Unternehmungen die glänzendsten Beweise vor. Auch wir sind in dem Falle, heute über ein periodisches Unternehmen zu berichten, welches nach achtjährigem Bestehen jetzt in der enormen Anzahl von 100,000 Exemplaren verbreitet wird. Mit dieser Auflage nämlich hat so eben „Der Bazar. Illustrirte Damen-Zeitung" seinen IX. Jahrgang begonnen.

Wir würden selbst an einen so außerordentlichen Erfolg niemals geglaubt haben, wenn uns nicht bei

Digitized by Google

einem Gange durch die Teubner'sche Offizin in der letzten Woche des November die überraschende Erscheinung entgegengetreten wäre, daß zehn Schnellpressen nur mit dem Druck des „Bazar" beschäftigt waren, und wenn uns nicht die darauf eingezogenen Erkundigungen das Faktum einer ständigen Auflage von 100,000 Exemplaren vollkommen bestätigt hätten. Die uns dabei bereitwilligst zugestellten Notizen bieten des allgemein Interessanten so viel, daß wir uns veranlaßt sehen, auch den Lesern dieses Blattes einiges davon mitzutheilen, um ihnen ein Bild von dem großartigen Getriebe des Unternehmens und von der hohen gewerblichen Bedeutung desselben zu geben.

Gegründet im Jahre 1855 von Louis Schaefer in Berlin erschien der „Bazar" zwei Jahre lang in einem unscheinbaren Oktav-Format, monatlich in zwei Numern. Erst mit dem Beginne des III. Jahrgangs 1857 erhielt die Zeitung ihre jetzige Gestalt, und aus dem kleinen Oktav-Journal wurde eine wöchentlich erscheinende Illustrirte Damen-Zeitung mit jährlich über 1000 zum großentheile kunstvoll ausgeführten Illustrationen. Die Herstellung des Drucks der rapid steigenden Auflage scheint in Berlin, wo die beiden ersten Jahrgänge gedruckt wurden, auf große Schwierigkeiten gestoßen zu seyn, was den Unternehmer und Verleger der Zeitung zunächst veranlaßt haben mag, den Druck derselben Anfangs 1857 nach Leipzig zu verlegen und ihn hier der B. G. Teubner'schen Offizin zu übertragen. Damals war die Auflage nur 20,000 Exemplare; sie stieg aber seitdem alljährlich um 12—15,000 Exemplare und wird allem Anschein nach mit ihren gegenwärtigen 100,000 Exemplaren noch lange nicht ihr Maximum erreicht haben.

Plan und Tendenz des „Bazar" sind bekannt. Neben einer unterhaltenden und bildenden Lektüre gibt er unsern Frauen und Töchtern Anleitung zur Selbstanfertigung aller Gegenstände, welche in das Bereich weiblicher Handarbeiten gehören, also der gesammten Damen-Garderobe, Leibwäsche und Kinder-Garderobe, und verbindet damit eine Fülle erprobter Hülfsmittel und Rezepte für das ganze Gebiet der Hauswirthschaft, zu deren vortheilhafter Anwendung jede Hausfrau mehr oder weniger Gelegenheit hat. Bei dieser praktischen, mit unverkennbarem Geschick verfolgten Aufgabe kann es nicht verwundern, daß der „Bazar" in seiner deutschen Ausgabe nicht allein in Deutschland, sonderu in Tausenden von Exemplaren auch in Rußland, Norwegen und Schweden, Dänemark, England und Amerika verbreitet ist; ja selbst nach der Türkei, nach Indien, Australien u. s. w. hat er seinen Weg gefunden, und seine Verbreitung ist auch in diesen fernen Ländern in fortwährendem Wachsen begriffen. Sein Einfluß ist aber nicht auf diesen ausgedehnten Wirkungskreis beschränkt. In Frankreich wird der „Bazar" in einer zu Paris erscheinenden französischen Ausgabe in 30,000 Exemplaren verbreitet, und wiederholt ist von französischen Zeitungen hervorgehoben worden, daß seine vortrefflichen Muster und Vorlagen wesentlich dazu beitragen, die seither in den gebildeten Familien Frankreichs fast gar nicht gelübten weiblichen Handarbeiten auch dort immer mehr zu Ansehen und Geltung zu bringen. Außerdem erscheint der „Bazar" mit Clichés der deutschen Holzschnitte in spanischer Uebersetzung zu Kadix, und in London werden seine sämmtlichen Illustrationen mit englischer Uebersetzung des deutschen Textes gedruckt. Es kann demnach mit Fug und Recht behauptet werden, daß in keinem Lande und in keiner Sprache ein ähnliches Unternehmen existirt, welches sich einer nur entfernt annähernden Verbreitung rühmen könnte.

Es ist nicht unsere Aufgabe und kann es nicht seyn, in eine spezielle Kritik des Inhaltes der Zeitung einzugehen. Auch glauben wir, daß der enorme Erfolg des Blattes die treffendste Kritik desselben ist. Wir wollen nur einen Blick auf die verschiedenen Anstalten zur Herstellung des Unternehmens werfen, um zu zeigen, welche große Bedeutung demselben vom gewerblichen Standpunkte aus zugeschrieben werden muß.

Ueber die Redaktion des „Bazar", welche nach wie vor ihren Sitz in Berlin hat und durch eine Zweigredaktion in Paris unterstützt wird, können wir leider nur unvollständig berichten. Wir wissen nur, daß das Personal derselben aus 7 Personen, darunter 4 Damen, besteht. Ihre Hauptaufgabe ist: die aus den Pariser und Berliner Magazinen beschafften Originale und das von den verschiedenen Mitarbeitern gelieferte Material zu sichten, zu verbessern und die beschreibenden Manuskripte anzufertigen.

Der „Bazar" beschäftigt fortwährend 7 Zeichner, von denen 2 ihren Wohnsitz in Paris haben, durchschnittlich 40—45 Holzschneider (in Leipzig und Berlin), 6 Graveure u. s. w., so daß, abgesehen von den Schriftstellern für den unterhaltenden Theil des Blattes, circa 60 Personen der Zeitung anhaltend ihre Thätigkeit zu widmen haben, bevor nur an den Druck gedacht werden kann.

Zur Herstellung des Druckes selbst aber ist eine noch viel bedeutendere Menschen- und Maschinenkraft erforderlich. Es sind nämlich ununterbrochen für den „Bazar" und seine Supplemente beschäftigt: durchschnittlich 5—6 Schriftsetzer, 4 Papierfeuchter, 6 Satinirer, 4 Stereotypeure, 2 Galvaniseure, 1 Tischler, 4 Falzerinnen, 8 Mädchen zum Einlegen der Supplemente und zu andern Nebenarbeiten, 2 Papierzähler, 1—2 Packer, während zum wirklichen Abdruck der fertigen Formen fortwährend 6 große Druckmaschinen nöthig sind, welche von 6 Maschinenmeistern, 15 Drehern und 15 Mädchen bedient werden. Rechnet man noch 6 bis 8 Personen hinzu, denen die ebenfalls in Leipzig besorgte Expedition, das Ausfragen der Packete u. s. w. obliegt, so ergibt sich eine Gesammtzahl von 140 größtentheils in Leipzig lebenden Personen, welche ihren Lebens-

Digitized by Google

unterhalt direkt bei der Herstellung des „Bazar“ finden. Die Zahl derjenigen aber, welche indirekt und zeitweise dafür beschäftigt werden, ist jedenfalls eine noch viel größere, denn es werden zum „Bazar“, seinen Supplementen und Beiblättern alljährlich bei der Auflage von 100,000 Exemplaren 14,764 Ries Papier aus sächsischen Fabriken in einem Gesammtwerthe von circa 80,000 Thlr. und ca. 105 Ztnr. Druckerschwärze im Werthe von ca. 8000 Thlr. verbraucht, außer mannigfachen andern Materialien, als Buchsbaum, Blei, Zink, Gyps, Kienöl, Emballage u. s. w., welche theilweise in großen Quantitäten erforderlich sind. Als ein erfreulicher Beweis der Fortschritte deutscher Industrie mag hierbei erwähnt werden, daß dieselbe Druckerschwärze aus einer deutschen Fabrik, mit welcher der „Bazar“ in Leipzig gedruckt wird, ihrer bedeutenden Vorzüge wegen auch zum Druck der französischen und spanischen Ausgaben verwandt wird, während man sonst der Meinung war, Illustrationen nur mit englischer Farbe gut drucken zu können.

Wollte man das alljährlich zum „Bazar“ verwandte Papier der Länge nach Bogen für Bogen aneinanderlegen, so könnte man damit eine Wegstrecke von 770 deutsche Meilen bedecken. Das Gesammtgewicht des jährlichen Papierquantums aber beträgt 476,590 Pfund, zu deren Verladung auf einmal ein Eisenbahnzug von ca. 60 Wagen erforderlich seyn würde. Das Anfahren des Papiers und die Versendung der Exemplare an die Zwischenhändler bringt den Eisenbahnen und Postanstalten einen jährlichen Frachtertrag von mindestens 6—7000 Thlr., während der Bruttogewinn der Postanstalten und Buchhändler, welche den Detailverkauf der Zeitung besorgen, auf 70—80,000 Thlr. jährlich zu veranschlagen ist.

Am großartigsten gestaltet sich der Betrieb des Unternehmens jedesmal im Monat November, wo neben den letzten Numern des ablaufenden, die ersten Nummern des neuen Jahrgangs und ca. 1 Million Prospekte gedruckt werden. Im November dieses Jahres z. B. lieferte die Teubner'sche Offizin für den „Bazar“ 2,612,000 einseitige Abdrücke, wozu 2612 Ries Papier, 16 Zentner Farbe, 28 Tage lang 10 Druckmaschinen und während der gleichen Zeit die beständige Arbeit von 115 Menschen erforderlich waren. Das Gewicht der von Nr. 1 und 2 des Jahrgangs 1863 versandten Exemplare und der Prospekte betrug zusammen über 800 Zentner.

Unsere Leser werden sich hiernach einen Begriff von dem großartigen Getriebe in der Herstellung des „Bazar“, und von deren Wichtigkeit für Sachsen und speziell für Leipzig machen können. Zieht man zugleich in Betracht, welchen Nutzen die Zeitung ihren zahlreichen, durch die ganze zivilisirte Welt verbreiteten Leserinnen dadurch gewährt, daß sie ihnen die Selbstanfertigung einer Masse von Gegenständen erleichtert, die sonst zu theuern Preisen gekauft werden müßten, und daß in dieser Weise erhebliche Ersparnisse möglich gemacht werden, gegen welche der geringe Abonnementspreis des Blattes gar nicht in Betracht kommt; erwägt man ferner, welchen Vortheil die zahlreiche weibliche Bevölkerung unserer Städte, die von ihrer Hände Arbeit lebt, aus den Mustern und Vorlagen, Kleiderschnitten u. s. w. des „Bazar“ ziehen kann und zieht, so wird man unsere Behauptung vollständig gerechtfertigt finden, daß kein anderes literarisches Unternehmen existirt, welches sich in gewerblicher, industrieller und volkswirthschaftlicher Beziehung eine gleich hohe Bedeutung beimessen könnte.

Seinen enormen Erfolg aber verdankt der „Bazar“ vorzugsweise der rastlosen Thätigkeit und der vortrefflichen Leitung seines Gründers und Unternehmers. Möge er sich der schönen Resultate seines Wirkens noch lange erfreuen.

Mannigfaltigkeiten.

Es hat sich zu Lorsch in Hessen eine Anzahl Männer zusammengethan, um dahin zu wirken, daß die Grabstätte des in der Abtei der genannten Stadt begrabenen Ludwig des Deutschen ein würdiges Denkmal ziere. Im Hessenlande hat dieses Bestreben Anklang gefunden und schon sind die Kosten für die Herstellung eines einfachen Denksteines gedeckt. Das Komite des Vereins glaubt nun, daß es Sache der ganzen Nation sey, die Grabstätte des königlichen Gründers des deutschen Reiches durch ein prachtvolles, seiner würdiges Denkmal zu zieren, und wendet sich deßhalb mit der Bitte an das deutsche Volk, ihm zu diesem patriotischen Zwecke Gaben zufließen zu lassen. Wir können die Bitte des Lorscher Komite's nur dringend unterstützen und in seinen Wunsch einstimmen, daß sich bald über der Gruft des Gründers des deutschen Reiches ein würdiges Denkmal erhebe.

Ein bedauerlicher Unglücksfall hat sich am Abend des 22. Dez. v. Js. in Hannover ereignet. Als auf den im Bau begriffenen Zirkus der Kunstreiter-Gesellschaft Hinne ein Lichthaus aufgesetzt werden sollte, brach der obere Theil der achteckigen Bude zusammen und 9 Arbeiter stürzten 40 bis 45 Fuß herunter. Einer derselben soll auf der Stelle todt geblieben und die übrigen durch Arm- und Beinbrüche schwer verletzt seyn.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 2 Freitag, 2. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

Von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Was sich darauf weiter in Meister Martins Hause begab.

Es traf sich, daß der Rathsherr Jakobus Paumgartner, um zu seiner Behausung zu gelangen, bei Meister Martins Hause vorübergehen mußte. Als Beide, Paumgartner und Martin, nun vor der Thüre dieses Hauses standen und Paumgartner weiter fortschreiten wollte, zog Meister Martin sein Mützlein vom Kopf und sich ehrfurchtsvoll so tief neigend, als er es nur vermochte, sprach er zu dem Rathsherrn: „O wenn ihr es doch nicht verschmähen wolltet, in mein schlechtes Haus auf ein Stündchen einzutreten, mein lieber, würdiger Herr! — Laßt es euch gefallen, daß ich mich an euern weisen Reden ergötze und erbaue.“ „Ei, lieber Meister Martin,“ erwiderte Paumgartner lächelnd, „gern mag ich bei euch verweilen, aber warum nennt ihr euer Haus ein schlechtes? ich weiß es ja, daß an Schmuck und köstlicher Geräthschaft es keiner der reichsten Bürger euch zuvorthut! habt ihr nicht erst vor kurzer Zeit den schönen Bau vollendet, der euer Haus zur Zierde unserer berühmten Reichsstadt macht, und von der innern Einrichtung mag ich gar nicht reden, denn deren dürft' sich ja kein Patrizier schämen.“

Der alte Paumgartner hatte Recht, denn so wie man die hell gebohnte, mit reichem Messingwerk verzierte Thüre geöffnet hatte, war der geräumige Flur mit sauber ausgelegtem Fußboden, mit schönen Bildern an den Wänden, mit kunstvoll gearbeiteten Schränken und Stühlen beinahe anzusehen wie ein Prunksaal. Da folgte denn auch Jeder gern der Weisung, die alter Sitte gemäß ein Täfelchen, das gleich neben der Thüre hing, in den Versen gab:

Wer treten will die Stegen hinein
Dem sollen die Schuhe sein sauber seyn,
Oder vorhero streifen ab
Daß man nit drüber zu klagen hab.
Ein Verständiger weiß das vorhin
Wie er sich halten soll darinn.

Der Tag war heiß, die Luft in den Stuben jetzt, da die Abenddämmerung einbrach, schwül und dunstig, deßhalb führte Meister Martin seinen edlen Gast in die geräumige, kühle Prangkuchen. So hieß zu jener Zeit der Platz in den Händen der reichen Bürger, der zwar wie eine Küche eingerichtet, aber nicht zum Gebrauch, sondern nur zur Schau mit allerlei köstlichen Geräthschaften des Hausbedarfs ausgeschmückt war. Kaum eingetreten, rief Meister Martin mit lauter Stimme: „Rosa — Rosa!“ alsbald öffnete sich denn auch die Thür und Rosa, Meister Martins einzige Tochter, kam hineingegangen.

Möchtest du, vielgeliebter Leser! in diesem Augenblick doch recht lebhaft dich der Meisterwerke unseres großen Albrecht Dürers erinnern. Möchten dir doch die herrlichen Jungfrauengestalten voll hoher Anmuth, voll süßer Milde und Frömmigkeit, wie sie dort zu finden, recht lebendig aufgehen. Denk' an den edlen, zarten Wuchs, an die schön gewölbte, lilienweiße Stirn, an das Inkarnat, das wie Rosenhauch die Wangen überfliegt, an die feinen, kirschroth brennenden Lippen, an das in frommer Sehnsucht hinschauende Auge von dunkler Wimper halb verhüllt wie Mondesstrahl von düsterm Laube — denk' an das seidene Haar in zierlichen Flechten kunstreich aufgestellt — denk an alle Himmelsschönheiten jener Jungfrauen und du schauest die holde Rosa. Wie vermöchte auch sonst der Erzähler dir das liebe Himmelskind zu schildern? — Doch sey es erlaubt, hier noch eines wackern jungen Künstlers zu gedenken, in dessen Brust ein leuchtender Strahl aus jener schönen alten Zeit gedrungen. Es ist der deutsche Maler Cornelius in Rom gemeint. — „Bin weder Fräulein noch schön!“ — So wie in Cornelius Zeichnungen zu Goethe's gewaltigem Faust Margaretha anzuschauen ist, als sie diese Worte spricht, so mochte auch wohl Rosa anzusehen seyn, wenn sie in frommer, züchtiger Scheu übermüthigen Bewerbungen auszuweichen sich gedrungen fühlte.

Rosa verneigte sich in kindlicher Demuth vor Paumgartner, ergriff seine Hand und drückte sie an ihre Lippen. Die blassen Wangen des alten Herrn färbten sich hochroth und wie der Abendschein im Versinken noch einmal aufflackernd das schwarze Laub plötzlich vergoldet, so blitzte das Feuer längst vergangener Jugend auf in seinen Augen. „Ei,“ rief er mit heller Stimme,

Digitized by Google

„ei, mein lieber Meister Martin, ihr seyd ein wohlhabender, ein reicher Mann, aber die schönste Himmelsgabe, die euch der Herr beschceert hat, ist doch eure holde Tochter Rosa. Seht uns alten Herren, wie wir alle im Rathe sitzen, das Herz auf und können wir nicht die blöden Augen wegwenden, wenn wir das liebe Kind schauen, wer mag's denn den jungen Leuten vergarn, daß sie versteinert und erstarrt stehen bleiben, wenn sie auf der Straße eurer Tochter begegnen, daß sie in der Kirche eure Tochter sehen, aber nicht den geistlichen Herrn, daß sie auf der Allerwiese, oder wo es sonst ein Fest gibt, zum Verdruß aller Mägdlein, nur hinter eurer Tochter her sind mit Seufzern, Liebesblicken und honigsüßen Reden. — Nun, Meister Martin! ihr möget euch euern Eidam wählen unter unsern jungen Patriziern, oder wo ihr sonst wollet."

Meister Martins Gesicht verzog sich in finstere Falten, er gebot der Tochter eilen, alten Wein herzubringen und sprach, als sie über und über glühend im Gesicht, den Blick zu Boden gesenkt, fortgegangen, zu dem alten Baumgartner: „Ei, mein lieber Herr, es ist zwar in der Wahrheit, daß mein Kind geschmückt ist mit ausnehmender Schönheit und daß auch hierin mich der Himmel reich gemacht hat, aber wie mögt ihr denn davon sprechen in des Mägdleins Gegenwart, und mit dem Eidam Patrizier ist es nun ganz und gar nichts." „Schweigt," erwiderte Baumgartner lachend, „schweigt, Meister Martin, wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über! — glaubt ihr denn nicht, daß mir auch das träge Blut im alten Herzen zu hüpfen beginnt, wenn ich Rosa sehe, und wenn ich dann treuherzig herausfage, was sie ja selbst recht gut wissen muß, daraus wird kein Arges entstehen."

Rosa brachte den Wein und zwei stattliche Trinkgläser herbei. Martin rückte dagegen den schweren, mit wunderlichem Schnitzwerk verzierten Tisch in die Mitte. Kaum hatten die alten Herren indessen Platz genommen, kaum hatte Meister Martin die Gläser voll geschenkt, als sich ein Pferdegetrappel vor dem Hause vernehmen ließ. Es war, als hielte ein Reiter an, dessen Stimme im Flur laut wurde: Rosa eilte hinab und kam bald mit der Nachricht zurück, der alte Junker Heinrich von Spangenberg sey da und wünsche bei dem Meister Martin einzusprechen. „Nun," rief Martin, „so ist das heute ein schöner glücklicher Abend, da mein wackerer ältester Kundmann bei mir einkehrt. Gewiß neue Bestellungen, gewiß soll ich neu auflagern." — Und damit eilte er, so schnell als es gehen wollte, dem willkommenen Gast entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Diebessprache und Polizeischrift.

Außer den geschichtlich gewordenen gibt es gemachte Sprachen, außer den herkömmlichen Schriftzeichen künstliche. Jene Sprachen und diese Schriften haben unabänderlich nur die eine Bestimmung, zwischen Eingeweihten ein geheimes Verständniß zu ermöglichen. Die Diebe und ihre geschworne, verhaßte Feindin, die Polizei, haben sich in diese Geheimmittel der Verständigung so getheilt, daß der Dieb die Sprache, der Polizist die Schrift für sich in Beschlag genommen hat. Es gibt eine geheime Polizeischrift, aber keine geheime Polizeisprache, und auf der andern Seite gibt es eine Diebssprache, aber keine Diebsschrift. Die Erklärung dürfte sehr nahe liegen. Die Polizei hat sich Vieles schriftlich mitzutheilen, der Dieb aber fürchtet sich vor dem Schreiben, wenn er es überhaupt versteht, und hält sich an die mündliche Verhandlung, die ihn nicht verräth. Die Diebssprache ist ein Mischmasch aus verschiedenen Sprachen. Deutsch ist ihre Grundlage, und alle Dialekte, die von den Vogesen bis zum Niemen gesprochen werden, haben ihren Beitrag geliefert. Sehr stark versetzt ist sie zumal mit dem Hebräischen. Außer diesem hat die Gaunersprache noch Lateinisches, Manches aus dem Slavischen und den modernen romanischen Sprachen, wie ferner Zigeunerausdrücke in sich aufgenommen. Dieser Sprachenbrei hat Philologen und Polizeibeamten unsägliche Mühe gemacht und ist trotz alles Fleißes nie nach seinen Bestandtheilen zerlegt und erklärt worden. Zu dieser Riesenarbeit gehörte ein Mann, der zugleich wissenschaftlich gebildeter Sprachforscher und Polizeibeamter war, und dieser hat sich in der Person des Lübecker Benedikt Avé-Lallemant gefunden. Die beiden ersten Bände seines großen Werkes: das deutsche Gaunerthum schildern die Gauner selbst; die beiden letzten beschäftigen sich mit der Gaunersprache und werfen nebenbei Blicke auf andere gemachte Sprachen und die Hieroglyphenschrift der Polizei. Die erste Spur der Gaunersprache findet sich in einigen Aufzeichnungen des Breslauer Kanzlers Dithmar von Neckebach aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Die elf Gaunerwörter, die Dithmar kennt, vermehrten sich im Laufe der Jahrhunderte dergestalt, daß Schwarzmüller, ein 1745 in Hildburghausen gehängter Verbrecher, ein fünf Finger dickes Wörterbuch der Gaunersprache niederschreiben konnte. Schwarzmüller gehörte zu einer Bande, die seit mindestens fünfzig Jahren bestand und in wechselnder Stärke, zu Zeiten bis zu hundertfünfzig Mann steigend, die Rheinlande, Schwaben, Bayern, Sachsen, Hessen und Hannover unsicher machte. Diese Bande hatte ihren König, Krummfingers Balthasar geheißen, und ihre Beamten, ihre Gesetze und ihre Geschwornen. Verräther wurden entweder über den Haufen gestochen oder mit einem Brod für einen halben Batzen und einer Maß Wasser acht Tage in einen Keller geworfen.

Digitized by Google

Der Nutzen der Gaunersprache wurde von diesen Kerlen so wohl erkannt, daß sie dieselbe bei allen ihren Zusammenkünften zu verbessern suchten. „Wir trachten es dahin zu bringen," erklärte Schwarzmüller im Verhör, „daß kein deutschlautendes Wort mehr unter unserer Sprache seyn möchte, aber wir konnten es dahin nicht bringen." Wie die Diebssprache, so entstand auch die Polizeischrift nach und nach. Ihre Heimath ist Frankreich, und der Kardinal Richelieu Derjenige, welcher sie zu ihrer höchsten und feinsten Ausbildung gebracht hat. Der Graf v. Bergennes, Minister des Auswärtigen unter Ludwig XVI., führte diese Geheimschrift in die Diplomatie ein und ließ sie von den Gesandten bei allen Empfehlungskarten benutzen, welche nach Paris gehenden Fremden mitgegeben wurden. Der Reisende, der froh war, mit einer warmen Empfehlung eines französischen Gesandten in Paris erscheinen zu können, besaß oft thatsächlich einen Uriasbrief und war nicht empfohlen, sondern denuncirt. Diese höllische Schrift heißt die dekorative, weil auf die eigentliche Schrift gar nichts, auf die Lesezeichen wenig ankam. Alles, was gesagt werden sollte, wurde durch die Verzierung der Empfehlungskarte ausgesprochen. Da war kein Zug, Strich und Punkt, keine Figur, Linie und Ziffer ohne Bedeutung. Diese geheimen Zeichen enthielten eine genaue Personalbeschreibung des Fremden, bezeichneten seine Familienverhältnisse, seine Kenntnisse und Fähigkeiten, seinen Charakter und sein Vermögen, gaben den Zweck seiner Reise an und deuteten besonders an, ob und weßhalb er politisch oder polizeilich verdächtig sey. Mancher, der eine solche Empfehlungskarte in Paris abgab, überreichte seinen eigenen Steckbrief. Die abgefeimtesten Gauner gingen in die Falle, welche ihnen die dekorative Polizeischrift stellte. Dadurch erklären sich gewisse fabelhafte Erfolge der Pariser Polizei unter Bergennes, die in älteren Werken ausposaunt werden. Ein berüchtigter englischer Gauner —, dieser Fall diene als Beispiel — verschafft sich unter fremdem Namen Eingang beim französischen Gesandten in London und erhält von diesem eine Empfehlungskarte an einen reichen Grafen in Paris. Der Gauner reiste ab, und kaum ist er an Ort und Stelle, so befindet er sich in den Händen der Polizei. Der Gesandte, der ihn in seine wahren Gestalt kannte, hatte ihm eine Karte gegeben, in deren Verzierungen bei der Ueberreichung durch den Gauner der reiche Graf, ein geheimer Polizeiagent, den folgenden Steckbrief erkannte: „Jack Brown, 32 Jahre alt, klein und gedrungen von Gestalt, mit einem rothen blühenden Gesicht, grauen Augen, kleiner, spitz zulaufender Nase, sinnlichem Mund, gewöhnlichem Kinn, gewandt von Benehmen, das Französische geläufig und fast ohne Accent sprechend, geht nach Paris, um Einbrüche zu verüben. Er trägt eine braune Perrücke und hat am linken Ohr eine Narbe von einem Schnitt." Wie Klüber mittheilt, waren solche Karten noch 1806 im Gebrauch. Die dekorative Geheimschrift machte viel Mühe und nöthigte in jedem einzelnen Fall, einen Zeichner herbeizuziehen. Da diese Nothwendigkeit das Geheimniß gefährdete, so ging man zur chiffrirten Polizeischrift über. Die geheimen Zeichen derselben bestehen in Zahlen und gewöhnlichen Linien und können von jedem Polizeibeamten selbst eingetragen werden. Ein Beispiel dieser Schrift (Avé-Lallemant, Th. 4 S. 32) ist das folgende:

No„ 20 7 5467 „5672„
5671

A. v. Sprinthal:

Der Inhaber dieses Passes wird nicht ahnen, wie viele jene Zahlen, Buchstaben und Lesezeichen, die er für gewöhnliche Bestandtheile eines Paßschema's hält, von ihm erzählen. Sie sagen nämlich: „Herr von Sprinthal aus Pfalzbayern, zwischen 50 und 55 Jahre alt, katholisch, schön von Gestalt und von angenehmer Gesichtsbildung, nicht unbemittelt, von gesetztem Benehmen, klug, verschwiegen, in der Staatskunde, in der Mathematik und in Sprachen wohl bewandert, ist Soldat und sucht Kriegsdienste; er ist ein Spieler und Betrüger." Die chiffrirte Polizeischrift ist noch heute gebräuchlich. Mancher arme Handwerksbursche trägt einen Paß durch Deutschland, auf dem ein krummer Strich andeutet, daß er irgendwo ausgewiesen worden ist, vielleicht nur deßhalb, weil er den Groschen für die Nacht auf der Herberge nicht hatte. Das „Demokratenhäkchen" dürfte wohl abgeschafft seyn, da zu allgemein bekannt geworden ist, daß dieses Zeichen die politische Verdächtigkeit des Paßinhabers bezeichnen soll.

Mannigfaltigkeiten.

Das „Leipziger Tageblatt" erzählt aus Leipzig folgende rührende Weihnachtsgeschichte: Es war an einem Nachmittage in der Festwoche, als am Sortirtische in der Post dem einen der expedirenden Beamten ein Briefchen auffiel, das für die Stadtpost zurückgelegt werden sollte, denn es stand Leipzig darauf zu lesen. Das Briefchen wanderte den gewöhnlichen Weg in das Kabinet, wo ernste verschwiegene Männer sitzen, welche das Amt haben, über unbestellbare Sendungen zu entscheiden, die Oeffnung der „todten" Briefe vorzunehmen. Als die Reihe an dieß Briefchen kam, las man folgende Adresse: „An den heiligen Christ in Leipzig." In dem Briefe aber stand Folgendes: „Lieber heiliger Christ! Es ist nun bald Weihnachten und ich weiß, wie du jetzt bei allen guten Kindern einkehrst und jedem artigen Knaben und Mädchen etwas Schönes mitbringst. Ach, lieber heiliger Christ, komme doch auch

Digitized by Google

zu uns; denn wir warten gar sehr auf dich. Bescheere mir eine Schultasche, wo ich meine Bücher hineinthun kann, wenn ich in die Schule gehe, und meiner Selma auch eine. Auch hätten wir gern jedes ein Paar neue Schuhe, denn es ist recht schlechtes Wetter. Meinem Kurt bringe auch ein paar Bleisoldaten mit. Der arme Junge muß jetzt so viel in der Stube stecken. Dann aber mußt Du aber auch mein Mütterchen wieder gesund machen. Mutter ist schon lange krank, muß an Krücken gehen, und kann sich nicht helfen. Ach, bitte, lieber heiliger Christ, vergiß uns nicht. Ich will auch recht artig seyn und der Mutter gehorchen. Wir wohnen ***straße Nr. im Hofe. Maria, Selma, Kurt." — Es vergingen mehrere Tage. Heiliger Abend kam. Da pochte es an die Thür der einsamen Mutter mit ihren drei Kindlein, und herein traten eine Dame und zwei Herren und legten, nachdem die Kindchen in die Kammer geschickt worden, der armen, aus den besseren Ständen stammenden wackeren, aber unglücklichen Frau Geschenke aller Art auf den Tisch, zündeten einen Baum an und bescheerten den drei Kindlein, was sie sich gewünscht hatten. Das Alles hatte der wackere Beamte angerichtet, hatte wohlthätige Herzen erweckt und auf die unverschuldet ins Elend gerathene Familie aufmerksam gemacht, so daß sie nun wohl vor Noth sicher seyn werden.

[Ein unschuldiger Wilddieb.] Vor dem Schwurgerichtshofe in einer schlesischen Stadt unweit des Zobten stand jüngst ein Mann, der Wilddieberei und der thätlichen Mißhandlung eines Forstschutzbeamten angeklagt. Der Angeklagte vertheidigte sich ungefähr mit folgenden Worten: „Ich war in Zobten und ging von da spät Abends fort nach Hause zu. Weil nun das Wetter sehr schlecht war, da es sehr regnete und stürmte, so dachte ich, du wirst den Weg über den Zobtenberg machen. Der Präsident konstatirt, daß dieser Weg bedeutend weiter und beschwerlicher sey, als der gerade Weg nach dem Heimathsorte des Angeklagten. Dieser begründet jedoch seinen originellen Spaziergang über den Zobtenberg bei Nacht, Sturm und Regen mit der Erklärung: „Sehen Sie, Herr Präsident, ich bin Naturfreund," und fährt dann fort: „Als ich nun so im Busche gehe, stolpere ich und falle über etwas. Wie ich greife, kommt mir ein Gewehr in die Hand. Ich sehe mir das Büchsel an und denke so, na, wer mag das Ding verloren haben? und auf einmal geht's los und ein Rehbock purzelt hin. Ich war sehr erschrocken, und da sagt mich der Förster und sagt, ich wäre ein Wilddieb. Sehen Sie da, Herr Gerichtshof, das kann doch Niemand sagen, und weil mich der Förster nicht gehen ließ, so habe ich mich gewehrt." Der unschuldige, bisher Naturfreund wurde trotzdem zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Man schreibt aus Zempelburg (Posen), 17. Dezember: Aus einer Rettung aus Lebensgefahr ist hier eine Kriminal-Untersuchung entstanden: Im Laufe des Sommers gerieth der Sohn eines Bauern zu Waldau beim Baden in eine solche Tiefe, daß er nur mit Gefahr des Lebens gerettet werden konnte. Das halbe Dorf war versammelt, und einem jungen Manne war es vergönnt, die Rettung auszuführen und von dem Vater des Burschen eine Prämie von 5 Thlrn. zu erhalten. Die Rettungs-Medaille wurde ihm noch in Aussicht gestellt. So weit wäre nun Alles in Ordnung, wenn jetzt die Sache nicht eine andere Wendung genommen. Der eigene Stiefbruder des Retters hat der Staatsanwaltschaft Anzeige gemacht, daß sein Bruder die Sache auf Zureden des Krügers und eines Einwohners mit dem Geretteten verabredet habe, um eine Prämie zu bekommen. Letzterer habe daher die Gefahr nur erheuchelt und ebenso gefahrlos sey die Rettung von seinem Bruder vollbracht worden. Der Denunziant hatte nur die Bestrafung des Krügers im Auge, wird sich aber nicht wenig wundern, wenn auch sein Bruder bedroht werden dürfte.

Dr. Franz Liszt erhielt kürzlich von London aus die Aufforderung, seine neueste musikalische Schöpfung, „die h. Elisabeth," deren Text Otto Roquette verfaßt hat, in Exeter-Hall zur ersten Aufführung zu bringen, und es interessirte sich namentlich Lady Georgina Fullerton, die bekannte Schriftstellerin, für dieses Projekt. Vor einigen Wochen erhielt jedoch der Komponist ein Schreiben des Großherzogs von Weimar, in welchem dieser Fürst den „heimathlichen thüringischen Stoff" zuerst beanspruchen zu dürfen glaubt, indem er hinzufügt: das Werk solle zuerst auf der Wartburg aufgeführt werden. Augenblicklich ist Liszt mit einer neuen Komposition beschäftigt, zu der er seit Jahren Vorarbeiten gemacht hat.

[Ein Hase im Frack.] In der Buchberger Gegend bei Wien wurde kürzlich eine Jagd abgehalten. Zur Belustigung eines Gastes zog ein Jäger einem Feldhasen, welchen er vorher gefangen hatte, einen eigens gemachten Frack und Hösch n an, und brachte ihn in diesem Anzug in die Schußlinie des Gastes. Dieser mußte derart über das possirliche Thier lachen, daß er den Schuß ganz verfehlte und auch allen übrigen Schützen gelang es nicht, den kostümirten Hasen zu treffen, welcher schließlich glücklich in den Wald entkam, wo er sich nun zum Schrecken seiner Kameraden herumtreibt.

Redakteur: Hermann Oeffinger. — Druck und Verlag der J. Wallauer'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 3 Samstag, 3. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

Von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Wie Meister Martin sein Handwerk über alle andere erhob.

Der Hochheimer perlte in den schmucken geschliffenen Trinkgläsern und erschloß den drei Alten Zunge und Herz. Zumal wußte der alte Spangenberg, bei hohen Jahren noch von frischem Lebensmuth durchdrungen, manchen lustigen Schwank aus froher Jugendzeit aufzutischen, so daß Meister Martins Bauch weidlich wackelte und er vor ausgelassenem Lachen sich einmal über das andere die Thränen aus den Augen wischen mußte. Auch Herr Paumgartner vergaß mehr als sonst den rathsherrlichen Ernst und that sich gütlich mit edlem Getränk und dem lustigen Gespräch. Als nun aber Rosa wieder eintrat, den saubern Handkorb unter dem Arm, aus dem sie Tischzeug langte, blendend weiß, wie frischgefallener Schnee; als sie mit häuslicher Geschäftigkeit hin und her trippelnd den Tisch deckte und ihn mit allerlei würzreichen Speisen besetzte, als sie mit holdem Lächeln die Herren einlud, nun auch nicht zu verschmähen, was in der Eil bereitet worden, da schwieg Gespräch und Gelächter. Beide, Paumgartner und Spangenberg, wandten die leuchtenden Blicke nicht ab von der lieblichen Jungfrau und selbst Meister Martin schaute, zurückgelehnt in den Sessel, die Hände zusammengefaltet, ihrem wirthlichen Treiben zu mit behaglichem Lächeln. Rosa wollte sich entfernen, da sprang aber der alte Spangenberg rasch auf wie ein Jüngling, faßte das Mädchen bei beiden Schultern und rief, indem die hellen Thränen ihm aus den Augen rannen, einmal über das andere: „O, du frommes, holdes Engelskind — du herzigs liebes Mägdlein," — dann küßte er sie zwei-—dreimal auf die Stirne und kehrte wie in tiefem Sinnen auf seinen Platz zurück. Paumgartner brachte Rosa's Gesundheit aus. — „Ja," fing Spangenberg an, als Rosa hinausgegangen, „ja Meister Martin, der Himmel hat euch in eurer Tochter ein Kleinod beschert, das ihr gar nicht hoch genug schätzen könnet. Sie bringt euch noch zu hohen Ehren, wer, sey es aus welchem Stande es wolle, möchte nicht euer Eidam werden." „Seht ihr wohl," fiel Paumgartner ein, „seht ihr wohl, Meister Martin, daß der edle Herr von Spangenberg ganz so denkt wie ich? — Ich sehe schon meine liebe Rosa als Patrizierbraut mit dem reichen Perlenschmuck in den schönen blonden Haaren." „Liebe Herren," fing Meister Martin ganz verdrießlich an, „liebe Herren, wie möget ihr denn nur immer von einer Sache reden, an die ich zur Zeit noch gar nicht denke. Meine Rosa hat nun das achtzehnte Jahr erreicht und solch ein blutjunges Ding darf noch nicht ausschauen nach dem Bräutigam. Wie es sich künftig fügen mag, überlasse ich ganz dem Willen des Herrn, aber so viel ist gewiß, daß weder ein Patrizier, noch ein Anderer, meiner Tochter Hand berühren wird, als der Küper, der sich mir als den tüchtigsten, geschicktesten Meister bewährt hat. Vorausgesetzt, daß ihn meine Tochter mag, denn zwingen werde ich mein liebes Kind zu nichts in der Welt, am wenigsten zu einer Heirath, die ihr nicht ansteht." Spangenberg und Paumgartner schauten sich an, voll Erstaunen über diesen seltsamen Ausdruck des Meisters. Endlich nach einigem Räuspern fing Spangenberg an: „Also aus euerm Stande heraus soll eure Tochter nicht freien?" „Gott soll sie dafür bewahren," erwiderte Martin. „Aber," fuhr Spangenberg fort, „wenn nun ein tüchtiger Meister aus einem edlen Handwerk, vielleicht ein Goldschmidt oder gar ein junger wackerer Künstler um eure Rosa freite und ihr ganz ausnehmend gefiele vor allen andern jungen Gesellen, wie dann?" „Zeigt mir," erwiderte Martin, indem er den Kopf in den Nacken warf, „zeigt mir, lieber junger Gesell, würde ich sprechen, das schöne zweifudrige Faß, welches ihr als Meisterstück gethan habt, und wenn er das nicht könnte, würd' ich freundlich die Thür öffnen und ihn höflichst bitten, doch sich anderswo zu versuchen." „Wenn aber," sprach Spangenberg weiter, „wenn aber der junge Gesell spräche, solch einen kleinen Bau kann ich euch nicht zeigen, aber kommt mit mir auf den Markt, schaut jenes stattliche Haus, das die schlanken Gipfel kühn emporstreckt in die hohen Lüfte — das ist mein Meisterbau." — „Ach, lieber Herr," unterbrach Meister Martin ungeduldig Spangenbergs Rede, „ach, lieber Herr, was geht ihr euch denn für Mühe, mich eines andern zu überzeugen. Aus meinem Handwerk soll

Digitized by Google

nun einmal mein Eidam seyn, denn mein Handwerk halt' ich für das Herrlichste was es auf der Welt geben kann. Glaubt ihr denn, daß es genug ist, die Bänder aufzutreiben auf die Dauben, damit das Faß zusammenhalte? Ei, ist es nicht schon herrlich und schön, daß unser Handwerk den Verstand voraussetzt, wie man die schöne Himmelsgabe, den edlen Wein, hegen und pflegen muß, damit er gedeihe und mit aller Kraft und Süßigkeit, wie ein wahrer, glühender Lebensgeist uns durchdringe. Aber dann der Bau der Fässer selbst. Müssen wir, soll der Bau gelingen, nicht erst alles fein abzirkeln und abmessen? Wir müssen Rechenmeister und Meßkünstler seyn, denn wie möchten wir sonst Proportionen und Gehalt der Gefäße einsehen. Ei, Herr, mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich solch ein tüchtig Faß auf den Endstuhl bringe, nachdem die Stäbe mit dem Klöbeisen und dem Lenkbeil tüchtig bereitet, wenn dann die Gesellen die Schlägel schwingen und klipp, klapp, — klipp, klapp es niederfällt auf die Treiber, hei! das ist lustige Musik. Da steht nun das wohlgerathene Gebäude und wohl mag ich ein wenig stolz umschauen, wenn ich den Reißer zur Hand nehme und mein Handwerkszeichen, gekannt und geehrt von allen wackern Weinmeistern. in des Fasses Boden einreiße. — Ihr sprecht von Baumeistern, lieber Herr! ei nun, solch ein stattliches Haus ist wohl ein herrliches Werk, aber wär' ich ein Baumeister, ginge ich vor meinem Werk vorüber und oben vom Erker schaute irgend ein unsaubrer Geist, ein nichtsnütziger, schustiger Geselle, der das Haus erworben, auf mich herab, ich würde mich schämen in's Innerste hinein, mir würde vor lauter Aerger und Verdruß die Lust ankommen, mein eigenes Werk zu zerstören. Doch so etwas kann mir nicht geschehen mit meinen Gebäuden. Da drinnen wohnt ein für allemal nur der sauberste Geist auf Erden, der edle Wein. — Gott lobe mir mein Handwerk." „Eure Lobrede," sprach Spangenberg, „war recht tüchtig und wacker gemeint. Es macht euch Ehre wenn ihr euer Handwerk recht hoch haltet, aber werdet nur nicht ungeduldig, wenn ich euch noch nicht loslassen kann. Wenn nun doch wirklich ein Patrizier käme und um eure Tochter anhielte? Wenn das Leben Einem so recht auf den Hals tritt, da gestaltet sich denn wohl Manches ganz anders, als wie man es glaubt." — „Ach," rief Meister Martin ziemlich heftig, „ach, wie könnt' ich denn anders thun, als mich höflich neigen und sprechen: Lieber Herr! wäret ihr ein tüchtiger Küper, aber so —" „Hört weiter," fiel ihm Spangenberg in die Rede, „wenn aber nun gar an einem schönen Tage ein schmucker Junker auf stolzem Pferde, mit glänzendem Gefolge, in prächtigen Kleidern angethan, vor euerm Hause hielte, und begehrte eure Rosa zur Hausfrau?" „Hei, hei," rief Meister Martin noch heftiger als vorher, „hei, hei, wie würd' ich hastig, wie ich nur könnte, rennen und die Hausthür versperren mit Schlössern und Riegeln — wie würd' ich rufen und schreien: reitet weiter! reitet weiter, gestrenger Herr Junker, solche Rosen wie die meinige blühen nicht für euch, ei, mein Weinkeller, meine Goldbatzen mögen euch anstehen, das Mägdlein nehmt ihr in den Kauf — aber reitet weiter! reitet weiter!" — Der alte Spangenberg erhob sich blutrothen im ganzen Gesicht, er stemmte beide Hände auf den Tisch und schaute vor sich nieder.

„Nun," fing er nach einer Weile an, „nun noch die letzte Frage, Meister Martin. Wenn der Junker vor euerm Hause mein eigener Sohn wäre, wenn ich selbst mit ihm vor euerm Hause hielte, würdet ihr da auch die Thüre verschließen, würdet ihr da auch glauben, wir wären nur gekommen, eures Weinkellers, eurer Goldbatzen wegen?" „Mit nichten," erwiderte Meister Martin, „mit nichten, mein lieber gnädiger Herr, ich würde euch freundlich die Thüre öffnen, alles in meinem Hause sollte zu euerm und eures Herrn Sohns Befehl seyn, aber was meine Rosa betrifft, da würde ich sprechen: Möchte es doch der Himmel gefügt haben, daß euer wackrer Herrr Junker ein tüchtiger Küper hätte werden können, keiner auf Erden sollte mir dann ein solch willkommener Eidam seyn als er, aber jetzt! — Doch, lieber, würdiger Herr, warum neckt und quält ihr mich denn mit solchen wunderlichen Fragen. Seht nur, wie unser lustiges Gespräch ganz und gar ein Ende genommen, wie die Gläser gefüllt stehen bleiben. Lassen wir doch den Eidam und Rosas Hochzeit ganz bei Seite, ich bringe euch die Gesundheit eures Junkers zu, der, wie ich höre, ein schmucker Herr seyn soll."

(Fortsetzung folgt.)

Zeitungswesen in Bayern.

Nach einem kürzlich von der Generaldirektion der Verkehrsanstalten amtlich veröffentlichten Verzeichniß erscheinen in Bayern gegenwärtig 311 periodische Blätter, von welchen 213 als nichtpolitische und 98 als politische bezeichnet sind. Die Scheidung ist keine sachlich ganz genaue, indem unter den „nichtpolitischen" einige aufgeführt sind, die ihrem Inhalte nach eher unter die andere Rubrik gehören; doch wird dadurch an den angegebenen Ziffern im Wesentlichen wenig geändert. Von den 213 nichtpolitischen Zeitschriften bilden die weitaus größere Hälfte die amtlichen Blätter, von dem Gesetz- und Regierungsblatt und den stenographischen Aufzeichnungen der Kammer-Verhandlungen durch die Provinzial- (Kreis-) Blätter bis zu den offiziellen der Amtsbezirke und Städte herab, wozu noch eine erkleckliche Menge von Privatanzeigeblättern kömmt. Der Rest gehört nach Abrechnung einer Anzahl wissenschaftlicher

Digitized by Google

oder fachmännischer (theologischer, kirchlicher, juristischer, medizinischer, technischer, Schul- u. dgl.) Blätter hauptsächlich der Gattung der untergeordneten Unterhaltungsliteratur an. Die meisten erscheinen ein-, auch zweimal wöchentlich; der Preis ist durchschnittlich gering und bewegt sich in der Regel zwischen 30 kr. und $2\frac{1}{2}$—3 fl. jährlich. Durch ihren Preis ragen vor den übrigen hervor: das Ausland (16 fl.), die Fliegenden Blätter (7 fl. 48 kr.), die Gartenflora (Erlangen) (7 fl.), die historisch-politischen Blätter (mehr eine politische Zeitschrift) (10 fl. 40 kr.), das Journal für Gasbeleuchtung (8 fl.), die medizinisch-chirurgischen Monatshefte (Erlangen) (8 fl.), die medizinische Zeitschrift (Würzburg) (7 fl.), das Polytechnische Journal (16 fl.), die volkswirthschaftliche Monatschrift (Erlangen) (9 fl. 36 kr.). Unter den 98 politischen Blättern sind mehr als die Hälfte (59) täglich (alltäglich oder wenigstens allwerktäglich, 3 darunter — in München, Augsburg und Nürnberg — auch zweimal täglich) erscheinende. So groß demnach die extensive Entwickelung der politischen Presse in Bayern ist, so steht dagegen die intensive mit ihr keineswegs auf gleicher Höhe. Dann fragt man nach dem Preis der einzelnen Blätter, als dem nächstliegenden, zwar nur äußerlichen, aber doch wohl im Allgemeinen nicht trügerischen Merkmal ihrer Bedeutung, so ergibt sich, daß unter jenen 59 täglich erscheinenden nur 12*) sind, deren jährlicher Abonnementspreis 5 fl. übersteigt; die übrigen politischen Blätter bewegen sich wieder großentheils zwischen $1\frac{1}{2}$ und $3—3\frac{1}{2}$ fl. im Preise, darunter sogar nicht wenige täglich erscheinende, und wer auf sämmtliche 98 abonniren wollte, würde mit weniger als 400 fl. ausreichen. Hieraus geht deutlich hervor, wo die bayerische Presse der Schuh drückt: Das Bedürfniß politischer Lektüre ist weit verbreitet und hat seinen Ausdruck in einer reichen, über das ganze Land verstreuten Flora von täglich ihm neue Nahrung zuführenden Blättern gefunden; allein es sucht seine Befriedigung überwiegend in der kleinen, mehr einen populären und lokalen Charakter tragenden Tagblattliteratur, bei Weitem weniger in Zeitungen größeren Stylé. Im Einklange damit steht die Thatsache, daß trotz der Wichtigkeit der Zeitepoche nur wenige der in den letzten Jahrzehnten entstandenen größeren Blätter dauernden Bestand und nur wenige der schon vorhandenen eine den Verhältnissen entsprechende Entwicklung haben gewinnen können.

*) Von diesen 12 „Aristokraten" kommen 2 auf Oberbayern (beide in München), 3 auf Schwaben (sämmtlich in Augsburg), 2 auf Mittelfranken (beide Nürnberg), 2 auf Unterfranken (Würzburg und Aschaffenburg), 1 auf Oberfranken (Bamberg), 2 auf die Pfalz (Speyer und Ludwigshafen), — auf Niederbayern, — auf Oberpfalz. Der politischen Richtung nach sind darunter: 1 halboffizielles Blatt, 1 klerikal-konservatives, 1 konservatives, 2 demokratische, die übrigen liberal-konservativ; — ferner: 2 nationalvereinliche, 10 großdeutsche.

Mannigfaltigkeiten.

[Gaunerbanden in Frankreich.] Aus Paris wird geschrieben: Vor einigen Wochen entdeckten Vorübergehende, nicht die Polizei, den Schlupfwinkel einer ganzen Räuberbande im Herzen von Paris. Das Gesindel — lauter entlassene und entwichene Sträflinge — hatte sich ganz gemüthlich bei den Ratten und Mäusen in einer nicht mehr benutzten Kloake am Quai de la Megisserie eingenistet, die allerdings nur zu Wasser erreicht werden konnte. Zum Ausheben des Nestes, dessen Schätze von mehr als zwanzig entschlossenen Kerlen bewacht wurden, waren nicht weniger als acht wohlbemannte Barken erforderlich, und die in der Höhle vorgefundenen geraubten Gegenstände ließen darauf schließen, daß die Bande ihr Metier seit Jahr und Tag mit Erfolg betrieben hatte. Ganz kurze Zeit darauf brachte die Sicherheitspolizei vierzehn junge Bursche zur Haft, die als Banditen in einem der belebtesten Stadttheile ihr Wesen getrieben hatten. Der Aelteste unter ihnen, der Hauptmann, zählte achtzehn Jahre. Die Bande war auf das Beste organisirt und versammelte sich regelmäßig in gewissen Winkelkafe's im Quartier Saint-Martin. Zu Dreien oder Vieren zogen die jungen Spitzbuben des Morgens aus auf Raub. Läden von Gold- und Silberschmieden, wie Uhrmachern waren ihr gewöhnliches Ziel. So ausgebildet war bei diesen jungen Verbrechern schon das Raffinement, daß sie mit keinem Hehler anknüpften und ihren Raub auf den Märkten vor der Barriere selbst an den Mann brachten. Vorige Woche kam man hinter die Schliche einer Gesellschaft, welche, aus sechs Köpfen bestehend, in der Rue Hauteville in einem aufs prächtigste möblirten Appartement durch ganze drei Monate ein Kommissionsgeschäft derartig betrieben hatte, daß ihr ein unbegränzter Kredit werden mußte, dann mit erstaunlicher Gewandtheit an einem Tage sämmtliche größere Pariser Seiden- und Manufakturwaarengeschäfte ausbeutete, die eingegangenen Waaren, kostbare Seidenstoffe und Shawls, sey es im Leihhause oder bei Wiederverkäufern nicht ganz zu Spottpreisen verschleuderte und sich mit dem zusammengebrachten Gelde eben nach Spanien aus dem Staube machen wollte — als die gewichtige Hand des Polizeikommissärs, der Lunte gerochen und das Nest wie den Geldschrank in der Rue Hauteville leer gefunden hatte, ihren Auswanderungsgelüsten höflichst Halt gebot.

[Ein Menschenfresser.] Viel Gerede verursachte in letzter Zeit ein Kannibale, den ein Menagerie-Besitzer, welcher sich im Krumau in Oesterreich aufhielt, sehen ließ. Haufenweise strömten die Leute zu der aufgestellten Bude, hauptsächlich nur um den „Menschenfresser" zu sehen. Dieser war ein junger Mann, ganz hübsch gebaut, von braungelber Hautfarbe,

Digitized by Google

schwarzem Haare, das nach aufwärts stehend geordnet war, einem großen Ringe an der Nase und ohne alle andere Bekleidung, als ein um die Hüften gewundenes Schamtuch. Auf ein von dem Wärter auf einer großen Muschel gegebenes Zeichen, ähnlich dem eines Hornsignales, sang er in seiner angeblichen Muttersprache und tanzte auch in einer eigenthümlicher Weise; es hieß nämlich, daß es dem Wärter nur durch dieses Signal möglich sey, sich dem „Wilden“ verständlich zu machen. Nun bekam er ein lebendiges Huhn, dem er den Kopf abbiß und das Blut aussog. Jetzt schickte er sich an, das Huhn zu zerreißen; während dem aber entdeckte der Wärter der Muschel zwei widerliche Töne — der Menschenfresser, resp. Hühnvertilger drehte sich plötzlich um und eilte hastig seinem Kabinette zu; „nun“, sagte der Wärter, „wird er mit dem größten Heißhunger über das getödtete Thier herfallen und es aufzehren.“ Da kommt nun neulich ein Landwirth herein; und will sich diesen Kannibalen auch ansehen; er geht daher zu der aufgerichteten Bude, bezahlt sein Eintrittsgeld und geräth, wahrscheinlich durch Zufall, in das Kabinet des Wilden, welcher in einen Pelz gehüllt, dasaß, eben im Begriffe, sich seinen Gesichtsvorsprung von dem klemmenden Joche des Ringes zu befreien. Durch das plötzliche unberufene Eintreten eines Fremden war er fürchterlich erstaunt, während der Eintretende nicht wenig erschrack, sich ganz allein dem Menschenfresser gegenüber zu befinden. Dieser sprang wüthend auf, griff nach seiner Keule, und brüllte den erschrockenen Eindringling an: „Was hab'ns denn da z'suche, schaun's, daß außi kämen!“ Lachend entfernte sich der Landwirth, und noch denselben Abend fuhr auch der Menagerie-Besitzer mit seinen „wilden“ Thieren und Menschen ab.

Man schreibt aus Leipzig: In den drei Amtshauptmannschaften Freiberg, Chemnitz und Zwickau sind bei der kürzlich vorgenommenen Rekrutenaushebung von 5266 Pflichtigen bloß 848 Mann als tüchtig ausgehoben und dem Militär zugewiesen worden, alle übrigen, also mehr als fünf Sechstel aller Mannschaften, theils als untüchtig, theils als untermäßig entlassen worden. Diese Zahlen legen einen betrübenden Rückschluß auf die Nahrungsverhältnisse eines großen Theils des Erzgebirges nahe. Und in der That sieht es dort gar traurig aus! Im höheren Gebirge liefern die Felder zu wenig Getreide, um die Flurgenossen zu ernähren, das eingeführte Getreide wird durch die Fracht sehr vertheuert, und bei dem geringen Wochenverdienst, der selten über einen Thaler beträgt, wäre das Getreide selbst ohne diesen Frachtaufschlag eine zu kostspielige Nahrung. Deßhalb ist das Brod schon mehr Zukost, Mehlspeisen aber, welche Schmalz erfordern, sind seltene Leckerbissen; Kartoffeln bilden fast die alleinige Speise, Milchspeisen ißt man nur zu Fasten. Mit der Butter, die ein norddeutscher Taglöhner zum Frühstück ißt, würde im obern Erzgebirge eine ganze Familie acht Tage lang ausreichen. Fleisch gibt es höchstens an einem Sonntage, und zwar ein halbes Pfund für die ganze, oft zahlreiche Familie. Vor zehn Jahren wurde einmal nachgerechnet, daß in Johanngeorgenstadt, Jöhstedt, Schwarzenberg ꝛc. 20, 17½, ja selbst nicht ganz 16 Pfund Fleisch jährlich im Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung kommen. Kein Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen selbst anspruchslose Rekrutirungskommissäre in gelinde Verzweiflung gerathen.

Nach einem statistischen Ausweise wurden in England und Wales im letzten Jahre 1,902,069 Personenzüge und 1,222,617 Güterzüge abgelassen, welche 44,594,359, resp. 42,973,849 englische Meilen zurücklegten; in Schottland fuhren 275,825 Personenzüge eine Strecke von 5,044,655 Meilen und 276,152 Güterzüge 6,558,777 Meilen; in Irland gingen 174,445 Personen- und 30,882 Güterzüge, die 4,416,462 und 1,553,338 Meilen zurücklegten. Wir gelangen so zu der erstaunlichen Summe von 105,141,440 Meilen, welche von den britischen Eisenbahnen innerhalb eines Jahres befahren wurden. Astronomischen Berechnungen zufolge ist die Erde 95,000,000 Meilen (engl.) von der Sonne entfernt; die unermüdlichen Eisenbahnen der britischen Inseln legten also zusammen noch einige 10 Millionen Meilen über diese Entfernung hinaus zurück.

Auf der englischen Nordbahn hat ein Raub eigener Art stattgefunden. Eine Dame befand sich im Wagen mit zwei gut gekleideten Personen, die sehr artig gegen sie waren und ihr eine Zeitung liehen. In Peterborough ward die Dame besinnungslos im Wagen gefunden und Alles, was sie bei sich trug, selbst ihr Eisenbahnbillet war gestohlen worden. Das Zeitungsblatt war mit Chloroform getränkt und der Geruch durch Lavendel beseitigt worden.

Dieser Tage wurde ein ertrunkener Schneidergeselle aus der Donau bei Gran gezogen. Damit er nicht in den Verdacht des Selbstmordes komme, hatte er in seine Brieftasche geschrieben: „Ich heiße Matthias Sz—y, stamme von Gran und habe mich blos baden wollen.“

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

No. 4 Sonntag, 4. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

Von A. Hoffmann.

(Fortsetzung)

Meister Martin ergriff sein Trinkglas, Paumgartner folgte seinem Beispiel, indem er rief: „Alles verfängliche Gespräch soll ein Ende haben und eurer wackrer Junker hoch leben!“ Spangenberg stieß an und sprach dann mit erzwungenem Lächeln: „Ihr könnt denken, daß ich im Scherze zu euch sprach, denn nur frecher Liebeswahnsinn könnte wohl meinen Sohn, der unter den edelsten Geschlechtern seine Hausfrau erkiesen darf, dazu treiben, Rang und Geburt nicht achtend, um eure Tochter zu freien. Aber etwas freundlicher hättet ihr mir doch antworten können.“ „Ach, lieber Herr,“ erwiderte Meister Martin, „auch im Scherz konnt' ich nicht anders reden, als wie ich es thun würde, wenn solch wunderliches Zeug, wie ihr es fabeltet, wirklich geschähe. Laßt mir übrigens meinen Stolz, denn ihr selbst müßt mir doch bezeugen, daß ich der tüchtigste Küper bin, auf weit und breit, daß ich mich auf den Wein verstehe, daß ich an unseres in Gott ruhenden Kaisers Maximilian tüchtige Weinordnung fest und getreulich halte, daß ich alle Gottlosigkeit als ein frommer Mann verschmähe, daß ich in mein zweifudriges Faß niemals mehr verdampfe als ein Köthlein lautern Schwefels, welches Noth thut zur Erhaltung, das Alles, ihr lieben, würdigen Herren, werdet ihr wohl genüglich kosten an meinem Wein.“ — Spangenberg versuchte, indem er wieder seinen Platz einnahm, ein heiteres Gesicht anzunehmen, und Paumgartner brachte andere Dinge auf's Tabet. Aber wie es geschieht, daß die einmal verstimmten Saiten eines Instrumentes sich immer wieder verziehen und der Meister sich vergebens müht, die wohltönenden Akkorde, wie sie erst erklangen, auf's Neue hervorzurufen, so wollte auch unter den drei Alten nun keine Rede, kein Wort mehr zusammenpassen. Spangenberg rief nach seinen Knechten und verließ ganz mißmuthig Meister Martins Haus, in das er fröhlich und guter Dinge getreten.

Die Weissagung der alten Großmutter.

Meister Martin war über das unmuthige Scheiden seines alten wackern Kundmanns ein wenig betreten, und sprach zu Paumgartner, der eben das letzte Glas ausgetrunken hatte, und nun auch scheiden wollte: „Ich weiß doch nun aber gar nicht, was der alte Herr wollte mit seinen Reden und wie er darüber am Ende noch verdrießlich werden konnte.“ „Lieber Meister Martin,“ begann Paumgartner, „ihr seyd ein tüchtiger, frommer Mann, und wohl mag der was halten darauf, was er mit Gottes Hülfe wacker treibt und was ihm Reichthum und Ehre gebracht hat. Nur darf dieß nicht ausarten in prahlerischen Stolz, das streitet gegen allen christlichen Sinn. Schon in der Gewerksversammlung heute war es nicht recht von euch, daß ihr euch selbst über alle übrigen Meister setztet: möget ihr doch wirklich mehr verstehen, von eurer Kunst als die Anderen, aber daß ihr das geradezu ihnen an den Hals werfet, das kann ja nur Aerger und Mißmuth erregen. Und nun vollends heute Abend! — So verblendet konntet ihr doch wohl nicht seyn, in Spangenbergs Reden etwas anderes zu suchen, als die scherzhafte Prüfung, wie weit ihr es wohl treiben würdet mit euerm starrsinnigen Stolz. Schwer mußte es ja den würdigen Herrn verletzen, als ihr in der Bewerbung jedes Junkers um eure Tochter nur niedrige Habsucht finden wolltet. Und noch wäre Alles gut gegangen, wenn ihr eingelenkt hättet, als Spangenberg von seinem Sohne zu reden begann. Wie, wenn ihr spracht: ja, mein lieber würdiger Herr, wenn ihr selbst kämt als Brautwerber mit eurem Sohne, ja, auf solche hohe Ehre wär' ich nimmer gefaßt, da würd' ich wanken in meinen festesten Entschlüssen. Ja! wenn ihr so spracht, was wäre dann davon anders die Folge gewesen, als daß der alte Spangenberg, die vorige Unbill ganz vergessend, heiter gelächelt und guter Dinge geworden wie vorher.“ „Scheltet mich nur,“ sprach Meister Martin, „scheltet mich nur wacker aus, ich hab' es wohl verdient, aber als der Alte solch abgeschmacktes Zeug redete, es schnürte mir die Kehle zu, ich konnte nicht anders antworten.“ — „Und dann,“ fuhr Paumgartner fort, „und dann der tolle Vorsatz selbst, eure Tochter durchaus nur einem Küper geben zu wollen. Dem Himmel, spracht ihr, soll eurer Tochter Schicksal anheim gestellt seyn und doch greift ihr mit irdischer Blödsinnigkeit dem Rathschluß der ewigen Macht vor, indem ihr eigensinnig vorher festsetzt, aus welchem kleinen Kreise

Digitized by Google

ihr den Eidam nehmen wollt. Das kann euch und eure Rosa ins Verderben stürzen. Laßt ab, Meister Martin, laßt ab von solcher unchristlicher, kindischer Thorheit, laßt die ewige Macht gebieten, die in eurer Tochter frommes Herz schon den richtigen Ausspruch legen wird."

„Ach, mein würdiger Herr," sprach Meister Martin ganz kleinmüthig, „nun erst sehe ich ein, wie übel ich daran that, nicht gleich Alles herauszusagen. Ihr meint nur die Hochschätzung meines Handwerks habe mich zu dem unabänderlichen Entschluß gebracht, Rosa nur an einen Küpermeister zu verheirathen, es ist dem aber nicht so, noch ein anderer, gar wunderbarer, geheimnißvoller Grund dazu ist vorhanden. — Ich kann euch nicht fortlassen, ohne daß ihr Alles erfahren habt, ihr sollt nicht über Nacht auf mich grollen. Setzt euch, ich bitte gar herzlich darum, verweilt noch einige Augenblicke. Seht, hier steht noch eine Flasche des ältesten Weins, den der mißmuthige Junker verschmäht hat, laßt es euch noch bei mir gefallen." Baumgartner erstaunte über Meister Martins zutrauliches Eindringen, das sonst gar nicht in seiner Natur lag, es war, als laste dem Manne etwas gar schwer auf dem Herzen, das er los seyn wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine alte Geschichte.

Das alte Kirchenbuch eines englischen Dorfes enthält eine merkwürdige Aufzeichnung, welche von einem englischen Schriftsteller bekannt gemacht worden.

Unweit des Dorfes Abbots-Lillington in der Grafschaft Cumberland stand nämlich im Jahre 1616 ein Kirchlein von alter, sächsischer Bauart und zur Rechten des grasüberwucherten Pfades gähnte auf dem dürftig anzusehenden Kirchhofe am Weihnachtsabend desselben Jahres ein frischgegrabenes Grab.

Die untergehende Sonne beschien noch das graue Gemäuer des alten Thurmes, während ein Fremder langsam und wie in tiefen Gedanken zwischen den Gräbern umherwandelte. Wenn er da oder dort mitunter stehen blieb, um die Inschrift eines moosüberkleideten und eingesunkenen Grabsteines zu entziffern, vernahm er Töne der Fröhlichkeit und Freude, welche der Abendwind ihm aus dem nahen Dörfchen zutrug.

Vertieft in seine Betrachtungen, war der Mann, indem er so unstät dahinschritt, bis auf wenige Schritte dem frischen, noch offenen Grabe nahe gekommen und seine Blicke fielen plötzlich auf einen Schädel, welchen der Todtengräber am Morgen mit zu Tage gefördert hatte. Der Fremde blieb stehen und betrachtete sinnend das Gebein zu seinen Füßen.

Plötzlich ward der Fremde stutzig, und gerade in dem Augenblicke, wo er sich weiter wenden wollte, richtete er die Blicke noch fester auf den Todtenkopf.

Es war an sich nichts so Unerhörtes, einen Todtenschädel am Rande eines frischen Grabes liegen zu sehen; allein es kam hier noch etwas dazu, was doch ein wenig unerhört sich ansah. Denn indem der Mann hinblickte, gewahrte er deutlich, daß der Schädel sich bewegte. Unwillkürlich trat er zwei rasche Schritte zurück, und seinen Reiterstiefel zurückwerfend, legte er die Hand an's Schwert.

„Oh!" sagte er dann vor sich hin, über seine Thorheit lächelnd, „was bin ich für ein Narr, gegen ein halbvermodert Menschengebein zum Schwerte zu greifen? Was bildet man sich doch zuweilen ein!"

Er wollte sofort weiter gehen, als ihn eine Bewegung des Schädels von Neuem zurückhielt. Dießmal war er überzeugt, daß es keine Täuschung damit sey. Der Schädel bewegte sich noch und rollte von dem Erdhaufen, wo er lag, nach dem Wege zu herunter, so daß er gegen die Spitze eines der schweren Reiterstiefeln des Fremden stieß. Noch mehr betroffen, stieß er das ruhelose Gebein mit dem Fuße zur Seite und sah dabei — einen großen Klumpen in Gestalt einer ungewöhnlich dicken Kröte herausfallen.

Der Fremde war ein Kriegsmann und eben erst nach vieljährigen mühevollen und gefährlichen Kriegsfahrten heimgekommen in's Vaterland, um meist todt zu finden, was zu seiner Sippschaft gehörte und sein Erbe im Besitze fremder Leute.

Es ärgerte ihn nicht wenig, daß ihn ein so simpler Umstand derart in den Harnisch hatte bringen können, wie der war, daß eine Kröte sich einen Todtenkopf zur Wohnung ausersah und indem sie denselben verlassen wollte, ihn zu seinen Füßen rollen machte. Mit einem herausgestoßenen Hm! drehte er hastig seinen Knebelbart, bückte sich und hob den Schädel auf.

Indem er den Schädel von allen Seiten betrachtete, bemerkte er mit Erstaunen, daß dicht über dem rechten Ohr ein großer Nagel in denselben hineingetrieben war.

Höchst verwundert über diese Entdeckung untersuchte er die Sache genauer und erkannte, daß der Nagel offenbar ebenso lange wie der Schädel in der Erde gelegen haben müsse. Der Rost hatte um die Stelle, wo der Nagel im Schädel fest saß, einen rothbrannen, runden Fleck im Knochen gebildet.

Es war mindestens auffallend. Der Nagel saß fest und eingerostet im Schädel. Ohne Zweifel war er hineingetrieben worden, als der Träger dieses Schädels noch im Leben, oder vielmehr, als noch Leben in ihm war.

„Ein Wunder wär's gewesen", sagte der Fremde vor sich hin, „wenn ein Kopf mit solch einem Nagel darin seine Funktionen fort und fort versehen hätte. Irgend ein Sohn Belials hat an diesem Hirnkasten einen Mord verübt."

Digitized by Google

Damit nahm er den Schädel unter den Arm und Mantel und blickte um sich.

Die Krähen zogen ihrem Horste für die Nacht zu, die Dämmerung wollte beginnen, und der Fremde war, im Begriffe den Kirchhof zu verlassen, als der alte Kirchner und Todtengräber Martin unter dem Eingange des alten Thurmes hervorhumpelte, wo er Hacke und Spaten abgelegt, und dann ein halb Stündchen genickt hatte.

„Habt Ihr das Grab da gemacht, Alter?“

„Ei ja wohl, hab' ich das“, antwortete mürrisch der Todtengräber.

„Wie lange bekleidet Ihr schon Eure Stelle?“

„In die vierunddreißig Jahre und will noch einmal so lange Gruben hier machen“

„Ihr habt also wirklich das Grab da gemacht?“ wiederholte der Fremde.

„Ei ja wohl, wer sonst?“

„Sagt mir doch, da Ihr seit so langer Zeit hier wirthschaftet, wißt Ihr gar nicht, wem dieses Kopfstück wohl angehört hat?“

„Wo habt Ihr den Schädel her?“ fuhr der Alte unwillig auf und griff danach. — „Der gehört mir, — kenn' ihn sehr wohl, — habe hier den Mann, der ihn getragen hat, vor zweiundzwanzig Jahren begraben. Ihr habt ihn da von dem frischen Erdhaufen weggenommen!“

„Das will ich nicht leugnen“, versetzte der Fremde, den Alten abwehrend, „es hängt von diesem Kopfstücke aber vielleicht mehr ab, als Ihr Euch einbilden könnt. Da, — hier ist ein Dollar für Euch, gebt Euch darum zufrieden, Alter, und erzählt mir ehrlich, wen Ihr dahier vor zweiundzwanzig Jahren begraben habt und woran der Mann gestorben ist.“

(Schluß folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

In Stockholm hat in den jüngsten Tagen die Jahresfeier der Akademie stattgefunden, in welche bei dieser Gelegenheit zwei neue Mitglieder aufgenommen wurden, der Justizminister Frhr. Louis de Geer und der durch poetische Arbeiten, besonders durch seine Byron'schen Uebersetzungen bekannte Karl Wilh. Aug. Strandberg. Hierauf folgte die Preisvertheilung für die der Akademie eingelieferten Arbeiten. Von drei in Prosa und 27 in Versen abgegebenen erhielten drei der letztern Gattung den zweiten Preis, nämlich eine Uebersetzung von Schillers „Göttern Griechenlands,“ ein größeres selbstständiges Gedicht „Gustav Wasa in Dalarne,“ und ein anderes noch nicht vollendetes „Napoleon Prometheus.“ Nachdem Proben aus allen dreien von dem Frhrn. v. Manderström vorgelesen waren, erklärte der Präsident zu großer und allgemeiner Ueberraschung, daß alle drei von einem und demselben Autor, dem Lehrer am Stockholmer Gymnasium, Hermann Björsten, herrührten. Indem ihm also drei Medaillen, jede zu etwa 13 Dukaten, überreicht wurden, fügte der Präsident hinzu: die Akademie habe nicht ahnen können, daß Gedichte von so verschiedenen Tonarten demselben Verfasser angehören. Von andern Medaillen erwähne ich noch die, welche Frau Emilie Flygare-Carlén mit besonderer Rücksicht auf ihre Schilderungen des Lebens an der Küste des Bohuslähns erhielt. (Dieselbe Auszeichnung ist früher dem Fräulein Bremer für die Schilderungen aus dem Alltagsleben zu Theil geworden.) Zum Schluß erfuhr man, daß die Akademie eine Denkmünze zu Ehren des Bibliothekars Göriwell, des fleißigen und gewissenhaften Forschers und Sammlers von Urkunden und andern Beiträgen zur schwedischen Geschichte, hat schlagen lassen.

Tübingen, 30. Dez. Die Sache des Uhland-Denkmals hat Neuestens eine gewichtige Förderung gefunden, durch die aus Nizza eingetroffene Entschließung Sr. Majestät des Königs, wornach im nächsten Monat zum Vertheil des Denkmals der „Herzog Ernst von Schwaben“ auf dem k. Hoftheater in Stuttgart zur Aufführung kommen soll. Die Königin der Niederlande, zweite Tochter unseres Königs, hat zu demselben Zwecke einen Beitrag von 100 fl. anweisen lassen. Die kaum gedruckte Auflage von Uhlands Gedichten, welche auch zwei kleine noch nicht veröffentlichte Stücke enthält, ist bereits vergriffen, und abermals eine neue Auflage im Druck. Auch die ganz vergriffenen dramatischen Dichtungen werden wohl bald neu erscheinen, und ebenso soll Aussicht vorhanden seyn von den wissenschaftlichen Schriften Uhlands aus dem Gebiete mittelalterlicher Sage und Dichtung eine Auswahl ans Licht treten zu sehen. Wer das Glück hatte zu Uhlands Zuhörern zu gehören, und später den Gang seiner Studien in der Nähe zu verfolgen, der weiß, daß hier noch manches ist, was zur Veröffentlichung reif wäre, und erfreulicher Wirkung gewiß seyn dürfte.

Erlangen. Der Professor der Physik, Dr. Beetz, hat einen ehrenvollen Ruf an das neu gegründete Polytechnikum zu Braunschweig erhalten. Durch eine ansehnliche Gehaltsaufbesserung ist es gelungen, diesen sehr empfindlichen Verlust von unserer Hochschule abzuwenden.

Von München aus schreibt man der „A. Abdz.“, der außerordentliche Professor (Privatdocent?) an der dortigen Universität, Dr. v. Lützow, sey mit einem

Digitized by Google

Gehalt von 1800 fl. nach Wien berufen worden, um daselbst die Chefredaktion der „Kunstrezensionen“ zu übernehmen. Zugleich sey ihm die venia legendi an der Wiener Universität eingeräumt worden.

Aus St. Petersburg wird mitgetheilt: „Dr. Beckhaus, der hier Vorlesungen angekündigt hatte über Lessing, Shakespeare's Frauencharaktere, Joseph den Zweiten u. s. w., zeigt so eben an, daß er wegen Mangels an Theilnahme genöthigt sey, die ierneren Vorträge einzustellen.“

Mannigfaltigkeiten.

Die „Leipziger Nachrichten“ berichteten unterm 24. Dezember aus Leipzig: „Am 12. Dezember war einem hiesigen Kaufmann ein von hier gebürtigtes 16jähriges Dienstmädchen heimlich entlaufen, weil es sich vor einer ihm wegen ungehörigen Benehmens drohenden Strafe fürchtete. Die Dienstherrschaft des Mädchens sowohl als deren Eltern gaben sich die erdenklichste Mühe, den Aufenthaltsort desselben zu ermitteln. Als nun aber die von den Eltern bei auswärts wohnenden Verwandten eingezogenen Erkundigungen und auch die von der in Kenntniß gesetzten Polizei angestellten Erörterungen ohne Erfolg geblieben waren, so kam man nothgedrungen zu der Ueberzeugung, daß sich das Mädchen das Leben genommen habe. Endlich sollte man Licht über sein Schicksal erhalten. In den ersten Nachmittagsstunden des heutigen Tags vernahm ein Knabe, der auf dem Hofe des von den Eltern des vermißten Mädchens bewohnten, auf der Windmühlenstraße gelegenen Hauses spielte, ein Rascheln und Stöhnen in einem unter dem Hause befindlichen Keller, der zur Aufbewahrung von Gemülle und namentlich Hobelspänen dient. Er erzählte es in dem Hause, und in dem Glauben, daß Ratten darin ihr Wesen trieben, begab man sich in jenen Keller hinunter. Da gewahrte man nach Hinwegräumung der Hobelspäne in dem finstersten Winkel des Kellers eine menschliche Gestalt und erkannte nach Ueberwindung des ersten Schreckens und nachdem man sie an das Licht gebracht, in derselben jenes entlaufene Dienstmädchen. Aber in welchem Zustande befand sich das arme Kind! Abgezehrt wie eine Todte, mit schwarzen Füßen und nicht im Stande zu stehen oder zu gehen, wurde es zunächst in die elterliche Wohnung und später auf Anordnung des herbeigeholten Polizeiarztes nach dem Jakobsspitale geschafft. Wie es seinen Eltern mitgetheilt, hat es in den zwölf Tagen, die es in jenem Keller zugebracht haben will, angeblich nichts zu sich genommen.“

[Ein eigenthümliches Ereigniß] meldet die lithographirte „Riedel'sche Korrespondenz“ aus Rumburg in Böhmen, wofür wir aber derselben die Verantwortung überlassen müssen. Mehrere Fabrikanten hatten in dem dortigen Kasino eine Unterhaltung veranstaltet. Als nun die letztere gegen Mitternacht eben im besten Gange war, und man sich in fröhlichster Weise den Tafelfreuden hingab, drangen plötzlich über Hundert beschäftigungslose Fabriksarbeiter, durchgehends traurige, halbverhungerte und schlechtgekleidete Gestalten, in den Saal und ließen sich, ohne erst viele Worte zu machen, an den Tischen nieder, wo sie sogleich bei Speise und Trank tüchtig zugriffen. Das Ereigniß machte einen bewältigenden Eindruck auf die versammelnden Gäste, von denen die meisten, ohne an einen Widerstand zu denken, den Saal verließen, in der Befürchtung, daß es noch zu weiteren Exzessen kommen würde. Dieses letztere war jedoch nicht der Fall, da die Fabriksarbeiter sich bald wieder entfernten, ohne sich irgend eine gröbere Ausschreitung erlaubt zu haben. — Wie derselben Korrespondenz von dort geschrieben wird, beginnen seit dem Fallen des Silberagios auch die Preise der Lebensmittel etwas zu sinken, und man hofft, daß dadurch dem Nothstande der ärmeren Klasse in Kürze wenigstens einigermaßen abgeholfen werde.

[Eine seltsame Sitte.] Wie aus dem nördlichen Böhmen geschrieben wird, besteht dort auf dem Lande noch jetzt die Sitte, daß jede Braut nicht allein in ihrem Heimathsorte, sondern auch in benachbarten Dörfern von Haus zu Haus gehen und bei den Einwohnern um Federn für ihr Brautbett betteln muß. Bald nachdem die Verlobung vorüber ist, begibt sich die Braut, von einer armen Frau begleitet, auf den Weg, und es gewährt für Fremde einen seltsamen Anblick, eine wohlhabende Bauerstochter im seidenen Kleide und bräutlich geschmückt mit niedergeschlagenen Augen und einem wehmüthigen Gesichte vor den Hausthüren stehen zu sehen und zu hören, wie sie die stets gleichlautende Formel ihrer Bitte hersagt. Diese Bettelwanderungen dauern oft viele Tage, wobei aber die Braut überall stets freundlich aufgenommen und gewöhnlich so reich mit Federn versorgt wird, daß es ihr auf Lebenszeit in ihrem Hausstande an diesem Artikel nicht mangeln kann.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 5 Dienstag, 6. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

Von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Als nun Baumgartner sich gesetzt und ein Glas Wein getrunken hatte, fing Meister Martin auf folgende Weise an: „Ihr wißt, mein lieber, würdiger Herr, daß meine brave Hausfrau, bald nachdem Rosa geboren, an den Folgen des schweren Kindbettes starb. Damals lebte meine uralte Großmutter noch, wenn stocktaub und blind, kaum der Sprache fähig, gelähmt an allen Gliedern, im Bette liegen Tag und Nacht anders leben genannt zu werden verdient. Meine Rosa war getauft worden und die Amme saß mit dem Kinde in der Stube, wo die Großmutter lag. Mir war es so traurig und wenn ich das schöne Kind anblickte, so wunderbar freudig und wehmüthig zu Sinn, ich war so tief bewegt, daß ich zu jeder Arbeit untauglich mich fühlte und still, in mich gekehrt, neben dem Bett der alten Großmutter stand, die ich glücklich pries, da ihr schon jetzt aller irdische Schmerz entnommen. Und als ich ihr nun so ins bleiche Antlitz schaue, da fängt sie mit Einemmale an seltsam zu lächeln, es ist, als glätteten sich die verschrumpften Züge aus, als färbten sich die blassen Wangen. — Sie richtete sich empor, sie streckt, wie plötzlich beseelt von wunderbarer Kraft, die gelähmten Arme aus, wie sie es sonst nicht vermochte, sie ruft vernehmlich mit leiser, lieblicher Stimme: Rosa — meine liebe Rosa! — Die Amme steht auf und bringt ihr das Kind, das sie in den Armen auf und nieder wiegt. Aber nun, mein würdiger Herr, nun denkt euch mein Erstaunen, ja meinen Schreck, als die Alte mit heller, kräftiger Stimme ein Lied, in der hohen, fröhlichen Lobeweis Herrn Hans Berglers, Gastgebers zum Geist in Straßburg, zu singen beginnt, das also lautet:

Mägdlein, zart mit rothen Wangen,
Rosa, hör' das Gebot,
Magst dich wahren vor Noth und Bangen.
Hast im Herzen nur Gott,
Treib' keinen Spott,
Heg' kein thöricht Verlangen.
Ein glänzend Häuslein wird er bringen,
Würzige Fluthen treiben drin,
Blanke Englein gar lustig singen,
Mit frommem Sinn
Durch treuester Minn
Ja! lieblichem Liebesklingen.
Das Häuslein mit güldnem Prangen,
Der hat's in's Haus getrag'n,
Den wirst du süß umfangen,
Darfst nicht den Vater frag'n,
Ist dein Bräutigam winniglich.
Ihn's Hans das Häuslein bringt allwegen
Reichthum, Glück, Heil und Hort,
Jungfräulein! — Augen klar!
Behrlein auf vor treuem Wort
Magst wohl hinfort,
Blühen in Gottes Segen!

Und als sie dieß Lied ausgesungen hatte, legte sie das Kind leise und behutsam auf das Deckbett nieder und die welke zitternde Hand auf seine Stirn gelegt, lispelt sie unverständliche Worte, aber das ganz verklärte Antlitz der Alten zeigt wohl, daß sie Gebete spricht. Nun sinkt sie nieder mit dem Kopfe auf die Bettstufen und in dem Augenblicke, als die Amme das Kind fortträgt, seufzte sie tief auf. Sie ist gestorben." — „Das ist", sprach Baumgartner, als Meister Martin schwieg, „das ist eine wunderbare Geschichte, aber doch sehe ich gar nicht ein, wie das weissagende Lied der alten Großmutter mit eurem klarsinnigen Vorsatz, Rosa nur einem Küpermeister geben zu wollen, zusammenhängen kann." „Ach," erwiderte Meister Martin, „was kann denn klarer seyn, als daß die Alte in dem letzten Augenblick ihres Lebens von dem Herrn ganz besonders erleuchtet, mit weissagender Stimme verkündete, wie es mit Rosa, sollte sie glücklich seyn, sich fügen müsse. Der Bräutigam, der mit dem blanken Häuslein Reichthum, Glück, Heil und Hort in's Haus bringt: wer kann das anders seyn, als der tüchtige Küper, der bei mir sein Meisterstück, sein blankes Häuslein gefertigt hat? In welchem andern Häuslein treiben würzige Fluthen, als in dem Weinfaß? Und wenn der Wein arbeitet, dann rauscht und summt es wohl auch und plätschert, das sind die lieben Englein, die in den Fluthen auf- und abfahren und lustige Liedlein singen. Ja, ja! — keinen andern Bräutigam hat die alte Großmutter gemeint, als den Küpermeister, und dabei soll es denn auch bleiben." „Ihr erklärt," sprach Baumgartner, „ihr erklärt, lieber Meister Martin, die Worte der alten Großmutter nun einmal nach eurer Weise. Mir will eure Deutung gar nicht recht zu

Digitized by Google

Sinn, und ich bleibe dabei, daß ihr Alles der Fügung des Himmels und dem Herzen eurer Tochter, in dem gewiß der richtige Ausspruch verborgen liegt, lediglich überlassen sollt." „Und ich," fiel Martin ungeduldig ein, „ich bleibe dabei, daß mein Eidam nun einfür allemal kein anderer seyn soll, als ein tüchtiger Küper." Paumgartner wäre beinahe zornig geworden über Martins Eigensinn, doch hielt er an sich und stand auf vom Sitze, indem er sprach: „Es ist spät geworden, Meister Martin, laßt uns jetzt aufhören mit Trinken und Reden, beides scheint uns nicht mehr dienlich zu seyn." — Als sie nun hinaustraten auf den Flur, stand ein junges Weib da mit fünf Knaben, von denen der älteste kaum acht, der jüngste kaum ein halbes Jahr alt seyn mochte. Das Weib jammerte und schluchzte. Rosa eilte den Eintretenden entgegen und sprach: „Ach Gott im Himmel, Valentin ist nun doch gestorben, dort steht sein Weib mit den Kindern." „Was? — Valentin gestorben?" rief Meister Martin ganz bestürzt — „ei über das Unglück — über das Unglück! — Denkt euch," wandte er sich dann zu Paumgartner, „denkt euch, mein würdiger Herr! Valentin war der geschickteste Geselle, den ich in der Arbeit hatte, und dabei fleißig und fromm. Vor einiger Zeit verwundete er sich bei dem Bau eines großen Fasses gefährlich mit dem Lenkbeil, die Wunde wurde schlimmer und schlimmer, er verfiel in ein hitziges Fieber und hat nun gar sterben müssen, in seinen blühendsten Jahren." Darauf schritt Meister Martin zu auf das trostlose Weib, die, in Thränen gebadet, klagte, daß sie nun wohl verderben werde in Noth und Elend. „Was," sprach Martin, „was denkt ihr denn von mir, in meiner Arbeit brachte sich euer Mann die gefährliche Wunde bei, und ich sollte euch verlassen in eurer Noth? — Nein, ihr Alle gehört fortan zu meinem Hause. Morgen, oder wenn ihr wollt, begraben wir euren armen Mann, und dann zieht ihr mit euern Knaben auf meinen Meierhof vor dem Frauenthor, wo ich meine schöne offene Werkstatt habe und täglich mit meinen Gesellen arbeite. Da könnt ihr dann meiner Hauswirthschaft vorstehen, und eure tüchtigen Knaben will ich erziehen, als wären es meine eigenen Söhne. Und daß ihr's nur wißt, euern alten Vater nehme ich auch in mein Haus. Das war sonst ein tüchtiger Küpergeselle, als er noch Kraft in den Armen hatte. Nun! — wenn er auch nicht mehr Schlegel, Kimmkeule oder Bandhake regieren, oder auf der Fügbank arbeiten kann, so ist er doch noch wohl des Degels mächtig, oder schabt mir mit dem Krummmesser die Bänder aus. Genug, er soll mit euch zusammen in meinem Hause aufgenommen seyn." Hätte Meister Martin das Weib nicht erfaßt, sie wäre ihm vor Schmerz und tiefer Rührung beinahe entseelt zu Füßen gesunken. Die ältesten Jungen hingen sich um seinen Wamms, und die beiden jüngsten, die Rosa auf den Arm genommen, streckten die Händchen nach ihm aus, als hätten sie, Alles verstanden. Der alte Paumgartner sprach lächelnd, indem ihm die hellen Thränen in den Augen standen: „Meister Martin, man kann euch nicht gram werden", und begab sich dann nach seiner Behausung.

(Fortsetzung folgt.)

Eine alte Geschichte.

(Schluß.)

Dem alten Mann war dieß Ausfragen durch Jemand, den er vorher mit keinem Auge gesehen hatte, höchst zuwider. Ihm schien es; als sey diese Stätte privilegirt und als müßten die Geheimnisse der Gräber respektirt werden. Das Gewicht des spanischen Dollars milderte indeß seinen Unmuth etwas und löste ihm die Zunge.

„Der Schädel," hob er an, „gehörte einem, den ich gut gekannt habe. Manch Krüglein haben wir zusammen geleert. Ich hab' ihm jederzeit seine Libation gebracht, wie sie's nennen, und ihm einen guten Schluck ans meiner Flasche auf's Grab gegossen. 'R machte sein Schlückchen für sein Leben gern! — war Wirth in der Schenke dort drüben im Dorfe."

„So," äußerte der Fremde, „sind im vielleicht die Schlückchens zuletzt übel bekommen? Ist er etwa an Glas und Flasche gestorben?"

„Das kann ich just nicht behaupten," antwortete der Alte. „Er war etwas plötzlich weg. Seine Frau fand ihn eines Morgens todt im Bette."

„Das wäre! Und kamen nicht etwa bei seinem Ende Umstände vor, welche den Leuten damals auffallend erschienen? Entsinnt Ihr Euch nichts der Art?"

„Auffallend, sagt Ihr? nein, das ich nicht wüßte," erwiderte der Todtengräber, „der Schlag hat ihn im Schlafe gerührt — da ist eben nichts Auffallendes dabei. Den Abend zuvor bin ich noch bei ihm gewesen und habe ein Gläschen dort getrunken. Er rüsselte noch seinen Hausknecht Willem tüchtig an jenem Abend für seinen Ungehorsam und schwur's ihm zu, daß er den folgenden Tag aus dem Hause müsse. Auch besinn' ich mich recht gut, daß seine Frau des Willems Partie nahm, und daß er voll Aerger über Beide zu Bette gegangen ist. Seine Aufregung hat ihm gewiß den Zufall über den Hals gebracht."

„Habt Ihr ihn nach dem Tode noch gesehen?"

„Versteht sich, hab' ich ihn gesehen."

„Und wie sah er aus?"

„Grade wie jeder Andere, den der Schlag gerührt hat. — Wie hätt' er aussehen sollen? — grade so, wie Ihr aussehen würdet, wenn Euch ein Schlagfluß

Digitized by Google

wegspülte. Euer Grab würd' ich gar gern machen, denn Ihr gefallt mir, Herr."

„Aber sagt einmal," nahm der Fremde das Wort, dem die Wendung unbehaglich wurde, welche das Gespräch genommen hatte, „Ihr äußertet vorhin, daß Ihr die Frau des begrabenen Wirthes aus dem Dorfe kanntet. Lebt sie denn noch?"

„Etwohl; sie wirthschaftet noch in derselben Schenke."

„Was Ihr sagt! — Da hat sie also wieder geheirathet?" fragte der Fremde weiter.

„Das hat sie; — sie nahm den Hausknecht Willem, den ich vorhin erwähnte und zwar bald und ein bischen rasch nach ihres ersten Mannes Tode, glaub' ich."

„Wie bald?"

„Na, ein Vierteljahr nachher. Was, — Ihr wollt doch nicht Master Phillpot da mit fortnehmen?" sprach der Alte, — „das hab' ich keineswegs erlaubt."

„Beruhigt Euch," versetzte der Fremde, indem er seinen Mantel um sich und den Todtenkopf zusammennahm, „ich muß schon. Master Phillpot muß heut' Nacht mit mir gehen. Ich versprech Euch aber, ihn wieder zu bringen und daß Ihr die Freude haben sollt, noch einmal Euren alten Freund zu begraben."

Ein halb Stündchen, nachdem dieß auf dem Kirchhofe vorgegangen war, trat ein langer Mann von militärischer Haltung in die Schenke des Dörfchens und begab sich nach der Küche, dem gemeinsamen Aufenthalte für Gäste. Wie schon erwähnt, war Weihnachtsheiligenabend und der ward dazumal noch nach alter, nationaler Sitte begangen. Die Jullwelle (ein großer Holzklotz vom altnordischen Julfeste her) fehlte nicht auf dem Herde, um welchen Wirth und Wirthin, das Gesinde des kleinen Wirthshauses und einige Gäste herumsaßen und sich's nach Zeit und Landesart wohl seyn ließen. Die Weihnachtslieder und Geschichten wurden beim heißen Würztranke gesungen und zum Besten gegeben; Mistel und anderes Grün schmückte rings den Raum.

„Ein Gast," sagte die Wirthin, indem sie aufstand und ihm entgegenging. „Will der Herr so gütig seyn und dort hineintreten? Das Gastzimmer ist geheizt und warm."

„Danke, Frau Wirthin," versetzte der Fremde, „das wollen wir thun, zumal ich gern mit Euch von einer wichtigen Sache reden möchte, die Euren seligen Mann angeht."

Die Frau sah den Fremden scharf an und ging dann voraus nach dem Gastzimmer. Jener folgte.

Nachdem die Thür sich hinter Beiden geschlossen hatte, hub der Ankömmling an: „Ihr kennt mich wohl nicht, Frau Wirthin?" er nahm zugleich seinen hohen Hut ab, „Ihr kennt mich wohl nicht und doch bin ich von hier. Vielleicht besinnt Ihr Euch aber darauf, wie Sir Nautilus Seaward mit Mouldy Hull zum Earl von Cumberland gingen, der a'l' sein Geld und Gut auf Entdeckungsreisen zur See anlegte und sich vor 25 Jahren der Expedition unter Sir Walter Raleigh angeschlossen?"

Der Reisende war ein langer, vornehm anzusehender Kavalier mit kühnen, dunklen Augen. Sein Haupthaar war dünn und theilweise grau. Seine eingefallenen, sonnenverbrannten Wangen zeugten von dem Einflusse heißer Klimate und deren Krankheiten.

Die Wirthsfrau sah ihn nochmals scharf an, wußte sich aber offenbar seiner Züge nicht zu erinnern.

„Dessen entsinn' ich mich allerdings noch," gab sie zur Antwort, „denn es war Sir Nautilus Seaward, der meinen Mann hier in dieser Schenke etablirte, als er das Land verließ. Ich besinne mich auch, obgleich ich dazumal noch sehr jung war, daß es hieß, die Schiffe wären an einem Freitag zu bauen angefangen und vom Stapel gelassen worden, so wie auch an einem Freitag unter Segel gegangen. Sie sind alle miteinander untergegangen, wie mir erzählt worden ist, wenigstens hat man hier in der Gegend nichts wieder davon gehört und gesehen."

„Sie sind untergegangen," bestätigte der Fremde und seufzte, „allein nicht Alle mit ihnen, wie Ihr glaubt, denn ich bin Sir Nautilus Seaward."

„Was hat das aber mit meinem Manne zu schaffen?" fragte die Frau etwas beruhigt.

„Gar viel; denn ich hatte mit ihm Geschäfte vor meiner Abreise," erwiderte Jener. „Seyd doch so gut und sagt mir, Mistreß Seake, — so heißt Ihr wohl jetzt, wenn ich recht gehört habe? — woran er gestorben ist."

„Am Schlage, Sir; ich fand ihn todt im Bette."

„Seyd Ihr fest überzeugt, daß er am Schlage gestorben ist?" fragte der Fremde scharf — „ganz fest, Mistreß Seake? . . . Gott behüte! was bekomm' ich da auf einmal für einen Schmerz im Kopfe! 's ist doch grade, als würde mir ein Nagel durch's Gehirn geschlagen."

„Der Himmel sey mir gnädig! was sagt Ihr da?" versetzte das Weib und ward todtenbleich.

„O nichts, — 's ist schon vorüber," meinte der Fremde; „es war aber ein heftiger Schmerz, — grade so, als würde mir ein Zwölfpfennignagel in den Schädel geschlagen."

Die Wirthin sank auf einen neben ihr stehenden Stuhl zusammen, während der Fremde nach der Thür schritt und zu einem davor wartenden Manne sagte:

„Nehmt das Weib da in Obacht, Konstable; laßt sie weder rufen, noch herausgehen, bevor ich zurückkomme."

Er verließ mit diesen Worten rasch das Zimmer, wo die Wirthin ohnmächtig zu Boden fiel.

Sir Nautilus Seaward ging geradewegs wieder in die Küche, schritt durch die Gäste hin ans Feuer, kehrte demselben den Rücken zu und sah den Wirth steif und fest an.

Digitized by Google

„Ihr seyd früher Hausknecht hier in der Schenke gewesen?"

„Schön! Dank für die neue Mähr'," versetzte trotzig der Wirth.

„Ihr habt dann nach Eures Herrn Tode dessen Wittib gefreit? Euer Herr starb eines plötzlichen Todes, glaub' ich?"

„Da glaubt ihr richtig."

„Und grade vor zweiundzwanzig Jahren in dieser Nacht?"

„So da herum," meinte der Wirth.

„Woran starb er?"

„Am Schlage."

„An was für einem Schlage?" fragte Sir Nautilus.

„Wo soll ich das wissen? da müßt Ihr den Doktor fragen, wenn Ihr's wissen wollt. Mochte wohl zu viel getrunken haben, denk' ich mir. Sie fanden ihn maustodt im Bett, — er hatt's hurtig ausgemacht."

„Wohl mag er's hurtig ausgemacht haben!" rief der Ritter aus, indem er den Schädel unter seinem Mantel zum Vorschein brachte und dem erschreckten Wirthe dicht unter die Augen hielt: „Wohl mag er's hurtig ausgemacht haben, da Ihr Schurke ihm einen Nagel ins Gehirn geschlagen habt!"

Der Wirth warf einen Blick auf den grinsenden Todenkopf, stieß einen gellenden Schrei aus und versuchte aus der Küche zu kommen. Der Ritter aber trat ihm in den Weg und hielt ihn fest.

„Euer Weib, Hallunke! hat mir in der Stube drüben schon Alles gestanden," herrschte er den Sünder an und packte ihn dabei am Kragen: „Gib Dich!"

„So hilft kein Leugnen mehr", versetzte der Wirth und packte seinen Gegner; „Euch aber will ich doch noch Eins auswischen!"

Beide fingen an, mit einander zu ringen und stürzten gleichzeitig zu Boden.

Sir Nautilus hatte manch' Schlachtfeld gesehen und manche Narbe mit von da nach Hause gebracht. Seinen Gegner hatte er bald unter sich und forderte die verdutzten Zuschauer dann auf, ihm bei der Verhaftung von Roger Phillpots Mörder zu helfen. Mehrere von den anwesenden Gästen versicherten sich hierauf des Wirthes; Sir Nautilus ging indeß nicht völlig ohne Wischer aus dem Streite hervor.

Er hatte nämlich auch während des Ringens mit Roger Phillpot's Mörder den schändlich behandelten Schädel des weiland Gastwirths nicht aus der Hand gelassen und sich die Spitze des Mordnagels tief in's Fleisch gestoßen. Er achtete die Wunde aber nicht, sondern sorgte nur, daß der Mörder in richterlichen Gewahrsam gebracht wurde. Noch ehe jedoch der Morgen da war, peinigten ihn heftige Schmerzen in Hand und Arm, ein heftig Fieber gesellte sich dazu, sein Zustand war reißend schnell schlimmer und kaum vierundzwanzig Stunden, nachdem er den Todtenkopf aufgefunden hatte, befiel ihm der Kinnbackenkrampf.

Gerade acht Tage nach dem Weihnachtstage des Jahres 1616 war der alte Küster und Todtengräber Martin des Mittags emsig in seinem Berufe thätig und wühlte wie ein Maulwurf im Boden des vorbezeichneten Kirchhofes. Fast schultertief stand er in einer frischen Grube, darin Sir Nautilus, den der Krieg und die See verschont hatte, ruhen sollte und draußen auf dem frischen Erdhaufen lag wieder Meister Phillpot's Schädel.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

[Victor Scheffel.] Aus Ilmenau verlautet die erfreuliche Nachricht, daß der talentvolle Dichter des „Ekkehard", des „Trompeter von Säckingen" und so vieler reizender Lieder, Victor Scheffel, aus der dortigen Heilanstalt für Geistes- und Gemüthskranke, in welcher derselbe einige Zeit verweilte, als völlig geheilt entlassen werden konnte.

[Schauspieler und Ehrenlegion.] Der Akademiker Legouvé veröffentlicht einen Brief an Hrn. Havin in Siècle, worin er das Vorurtheil bekämpft, daß ein Schauspieler qua „Komödiant" nicht das Kreuz der Ehrenlegion erhalten könne. Bis jetzt, weist er nach, sey diese Auszeichnung nur zwei Sängern der komischen Oper zu Theil geworden, jedoch erst, nachdem sie hoch bejahrt von den Brettern sich zurückgezogen gehabt hätten. „Ein seltsames Land, dieses Frankreich", ruft Legouvé am Schlusse seines Briefes aus; „immer in Allem gleichzeitig voran und zurück! Die Engländer haben Garrick in Westminster beerdigt, die Römer hatten vor Roscius wie vor einem Konsul Achtung! Und eines Tages sagte Kaiser Napoleon: „Ich würde Talma dekorirt haben, wenn ich es gewagt hätte.""

[Aus Thüringen, 27. Dez.] Die Universität Jena hat jetzt einen mittelalterlichen Zopf, welcher noch an mehreren Universitäten sich vorfindet, keck abgeschnitten und die lateinische Sprache, welche noch in den Dissertationen bei den Doktor-Promotionen angewendet werden mußte, mit der vaterländischen in allen Fakultäten vertauscht.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 6 Mittwoch, 7. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

(Fortsetzung.)

Wie die beiden jungen Gesellen, Friedrich und Reinhold, mit einander bekannt wurden.

Auf einer schönen grasigten, von hehen Bäumen beschatteten Anhöhe lag ein junger Gesell von stattlichem Ansehen, Friedrich geheißen. Die Sonne war schon herabgesunken und rosige Flammen leuchteten auf aus dem tiefen Himmelsgrunde. Ganz deutlich konnte man in der Ferne die berühmte Reichsstadt Nürnberg sehen, die sich im Thale ausbreitete und ihre steilen Thürme kühn in das Abendroth hinaufstreckte, das sein Gold ausströmte auf ihre Spitzen. Der junge Gesell hatte den Arm gestützt auf das Reisebündel, das neben ihm lag, und schaute mit sehnsuchtsvollen Blicken herab in das Thal. Dann pflückte er einige Blumen, die um ihn her in dem Grase standen, und warf sie in die Lüfte dem Abendroth zu, dann sah er wieder traurig vor sich hin und heiße Thränen perlten in seinen Augen. Endlich erhob er den Kopf, breitete beide Arme als wolle er ein geliebte Gestalt umfangen und sang mit heller, gar lieblicher Stimme folgendes Lied:

Schau ich dich wieder,
O Heimath süß,
Nicht von dir ließ
Mein Herz getreu und bieder.
O rosiges Roth, geh' mir auf,
Mag nur schauen Rosen,
Blüh'nde Liebesblüth
Reiz dem Gemüth
Dich zu mit wonnigem Kosen.
Willst du springen o schwellende Brust?
Halt' dich fest in Schmerz und süßer Lust
O geeintes Abendroth!
Schöner Strahl sey mein frommer Bot',
Seufzer — Thränen müßt
Treulich zu ihr tragen.
Und stürb ich nun,
Möchten Röslein dich fragen,
Sprich: — in Lieb' verging sein Herz.

Nachdem Friedrich das Lied gesungen, zog er aus seinem Reisebündel ein Stücklein Wachs hervor, erwärmte es an seiner Brust und begann eine schöne Rose mit hundert feinen Blätter sauber und kunstvoll auszukneten. Während der Arbeit summte er einzelne Strophen aus dem Liede vor sich hin, das er gesungen, und so ganz in sich verliest, bemerkte er nicht den hübschen Jüngling, der schon lange hinter ihm stand und emsig seiner Arbeit zuschaute. „Ei, mein Freund," fing nun der Jüngling an, „ei, mein Freund, das ist ein sauberes Stück, was ihr da formt." Friedrich schaute ganz erschrocken um sich, als er aber den fremden Jüngling in die dunklen freundlichen Augen sah, war es ihm, als kenne er ihn schon lange; lächelnd erwiderte er: „Ach, lieber Herr, wie möget ihr nur eine Spielerei beachten, die mir zum Zeitvertreibe dient auf der Reise." „Nun," fuhr der fremde Jüngling fort, „nun, wenn ihr die so getreulich nach der Natur zart geformte Blume eine Spielerei nennt, so müßt ihr ein gar wackrer geübter Bildner seyn. Ihr ergötzt mich auf doppelte Art. Erst drang mir euer Lied, das ihr nach der zarten Buchstabenweis Martin Häichers so lieblich absangt, recht durch die Brust und jetzt muß ich eure Kunstfertigkeit im Formen hoch bewundern. Wo gedenkt ihr denn noch heute hinzuwandern?" „Das Ziel," erwiderte Friedrich, „das Ziel meiner Reise liegt dort uns vor Augen. Ich will hin nach meiner Heimath, nach der berühmten Reichsstadt Nürnberg. Doch die Sonne ist schon tief hinabgesunken, deßhalb will ich unten im Dorfe übernachten, morgen in aller Frühe gehts dann fort, und zu Mittag kann ich in Nürnberg seyn." „Ei," rief der Jüngling, freudig, „ei, wie sich das so schön trifft, wir haben denselben Weg, auch ich will nach Nürnberg. Mit euch übernachte ich auch hier im Dorfe, und dann ziehen wir morgen weiter. Nun laßt uns noch eins plaudern." Der Jüngling, Reinhold geheißen, warf sich neben Friedrich ins Gras und fuhr dann fort: „Nicht wahr, ich irre mich nicht, ihr seyd ein tüchtiger Gießkünstler, das merk' ich an der Art zu modelliren, oder ihr arbeitet in Gold und Silber?" Friedrich sah ganz traurig vor sich nieder und fing dann kleinmüthig an: „Ach, lieber Herr, ihr haltet mich für etwas viel Besseres und Höheres, als ich wirklich bin. Ich will es euch nur geradehin sagen, daß ich die Küperprofession erlernt habe und nach Nürnberg zu einem bekannten Meister in die Arbeit gehen will. Ihr werdet mich nun wohl verachten, da ich nicht herrliche Bilder zu modelliren und zu gießen vermag,

Digitized by Google

sondern nur Reife um Fässer und Kufen schlage." „Ich soll euch verachten, weil ihr ein Küper seyd, und ich — ich bin ja selbst gar nichts anderes als das." Friedrich blickte ihn starr an, er wußte nicht, was er glauben sollte, denn Reinholds Aufzug paßte freilich zu nichts weniger, als zu einem reisenden Küpergesellen. Das Wamms von feinem schwarzen Tuch mit gestickenem Sammt besetzt, die zierliche Halskrause, das kurze, breite Schwert, das Barett mit einer langen, herabhängenden Feder, ließen eher auf einen wohlbegüterten Handelsmann schließen, und doch lag wieder in dem Antlitz, in der ganzen Gestalt des Jünglings ein wunderbares Etwas, das dem Gedanken an den Handelsmann nicht Raum gab. Reinhold merkte Friedrichs Zweifel, er riß sein Reisebündel auf, holte das Küperschurzfell, sein Messerbesteck hervor und rief: „Schau doch her, mein Freund, schau doch nur her! — zweifelst du noch daran, daß ich dein Kamerad bin? — Ich weiß, dir ist mein Anzug befremdlich, aber ich komme von Straßburg, da gehen die Küper stattlich einher, wie Edelleute. Freilich hatte ich sonst, gleich dir, wohl auch Lust zu etwas Anderem, aber nun geht mir das Küperhandwerk über Alles, und ich habe manch schöne Lebenshoffnung darauf gestellt. Geht's dir nicht auch so, Kamerad? — Aber beinahe scheint es mir, als habe sich unversehens ein düsterer Wolkenschatten in dein heiteres Jugendleben hineingehängt, vor dem du nicht fröhlich um dich zu blicken vermagst. Das Lied, das du vorhin sangst, war voll Liebesbefehnsucht und Schmerz, aber es kamen Klänge darin vor, die wie aus meiner eigenen Brust hervorleuchteten und es ist mir, als wisse ich schon Alles, was in dir verschlossen. Um so mehr magst du mir Alles vertrauen, werden wir denn nicht ohnedieß in Nürnberg wackere Kumpane seyn und bleiben?" Reinhold schlang einen Arm um den Friedrich und sah ihm freundlich ins Auge. Darauf sprach Friedrich: „Je mehr ich dich anschaue, frommer Geselle, desto stärker zieht es mich zu dir hin, ich vernehme deutlich die wunderbare Stimme in meinem Innern, die wie ein treues Echo wiederklingt vom Ruf des befreundeten Geistes. Ich muß dir Alles sagen! — Nicht als ob ich armer Mensch dir wichtige Geheimnisse zu vertrauen hätte, aber weil nur die Brust des treuesten Freundes Raum gibt dem fremden Schmerz und ich in den ersten Augenblicken unserer jungen Bekanntschaft dich eben für meinen treuesten Freund halte. — Ich bin nun ein Küper worden und darf mich rühmen, mein Handwerk zu verstehen, aber einer andern, wohl schönern Kunst war mein ganzer Sinn zugewandt von Kindheit auf. Ich wollte ein großer Meister im Bildergießen und in der Silberarbeit werden, wie Peter Fischer oder der italische Benvenuto Cellini. Mit glühendem Eifer arbeitete ich beim Herrn Johannes Holzschuer, dem berühmten Silberarbeiter in meiner Heimath, der, ohne gerade selbst Bilder zu gießen, mir doch alle Anleitung dazu zu geben wußte. In Herrn Holzschuers Haus kam nicht selten Herr Tobias Martin, der Küpermeister, mit seiner Tochter, der holdseligen Rosa. Ohne daß ich es selbst ahnte, kam ich in Liebe. Ich verließ die Heimath und ging nach Augsburg, um die Bildgießerei recht zu erlernen, aber nun schlugen erst recht die hellen Liebesflammen in meinem Innern auf. Ich sah und hörte nur Rosa; alles Streben, alles Mühen, das mich nicht zu ihrem Besitz führte, ekelte mich an. Den einzigen Weg dazu schlug ich ein. Meister Martin gibt seine Tochter nur dem Küper, der in seinem Hause das tüchtigste Meisterstück macht und übrigens der Tochter wohl ansteht. Ich warf meine Kunst bei Seite und erlernte das Küperhandwerk. Ich will hin nach Nürnberg und bei Meister Martin in Arbeit gehen. Aber nun die Heimath vor mir liegt und Rosa's Bild recht in lebendigem Glühen mir vor Augen steht, nun möcht' ich vergehen in Zagen, Angst und Noth. Nun seh' ich klar das Thörichte meines Beginnens. Weiß ich's denn, ob Rosa mich liebt, ob sie mich jemals lieben wird?" — Reinhold hatte Friedrichs Geschichte mit steigender Aufmerksamkeit angehört. Jetzt stützte er den Kopf auf den Arm und indem er die flache Hand vor die Augen hielt, fragte er dumpf und düster: „Hat Rosa euch denn niemals Zeichen der Liebe gegeben?" „Ach," erwiderte Friedrich, „ach, Rosa war, als ich Nürnberg verließ, mehr Kind als Jungfrau. Sie mochte mich zwar gern leiden, sie lächelte mich gar holdselig an, wenn ich in Herrn Holzschuers Garten unermüdlich mit ihr Blumen pflückte und Kränze wand, aber —" „Nun, so ist ja noch gar keine Hoffnung verloren," rief auf einmal Reinhold so heftig und mit solch widrig gellender Stimme, daß Friedrich sich fast entsetzte. Dabei raffte er sich auf, das Schwert klirrte an seiner Seite und als er nun hoch aufgerichtet da stand, fielen die tiefen Nachtschatten auf sein verblaßtes Antlitz und verzerrten die milden Züge des Jünglings auf recht häßliche Weise, so daß Friedrich ganz ängstlich rief: „Was ist dir denn nun auf einmal geschehen?" dabei trat er ein paar Schritte zurück, und stieß mit dem Fuß an Reinholds Reisebündel. Da rauschte aber ein Saitenklang auf und Reinhold rief zornig: „Du böser Geselle, zerbrich mir nicht meine Laute." Das Instrument war an dem Reisebündel befestigt, Reinhold schnallte es los und griff stürmisch hinein, als wolle er alle Saiten zersprengen. Bald wurde aber das Spiel sanft und melodisch. „Laß uns," sprach er ganz in dem milden Ton, wie zuvor, „laß uns, lieber Bruder, nun hinabgehen in das Dorf. Hier trage ich ein gutes Mittel in den Händen, die bösen Geister zu bannen, die uns etwa in den Weg treten und vorzüglich mir was anhaben können." „Ei, lieber Bruder," erwiderte Friedrich, „was sollen uns denn auf unserm Wege böse Geister anhaben? Aber dein Spiel ist gar lieblich, fahr' nur damit fort."

Die goldenen Sterne waren hinaufgezogen an des

Himmels dunklem Azur. Der Nachtwind strich im dumpfen Gefäusel über die duftenden Wiesen. Lauter murmelten die Bäche, rings umher rauschten die düstern Bäume des fernen Waldes. Da zogen Friedrich und Reinhold hinab, spielend und singend, und hell und klar wie auf leuchtenden Schwingen wogten die süßen Töne ihrer sehnsüchtigen Lieder durch die Lüfte. Im Nachtlager angekommen, warf Reinhold Laute und Reisebündel schnell ab und drückte Friedrich stürmisch an seine Brust der auf seinen Wangen die brennenden Thränen fühlte, die Reinhold vergossen.

(Fortsetzung folgt.)

Warum das Fluchen und Gotteslästern vor 200 Jahren in der bayerischen Armee verboten wurde (1644). *)

»Jung gewohnt, —
Alt gethan!« —
»Ein Kreuzsakrament, und ein Schluck aus dem Krug,
Das ist un Soldaten zu trösten genug.«

Das Fluchen und Sakramentiren spielt bekanntermaßen im Soldatenleben von jeher eine große Rolle. Früher war dieß noch mehr der Fall, als jetzt. **)

Mit einem Fluche stand der Mann in der Regel auf, wenn ihn die Tagesweile zur Unzeit aus schönen versöhnenden Träumen weckte; mit einem Fluche putzte er, auf Geheiß seines Unteroffiziers das Gewehr blank das durch irgend einen Zufall über Nacht angelaufen war; mit etwas Aehnlichem rückte er zum Exerzieren aus und wurde auf dem Uebungsplatze mit einem Heere von Flüchen aller Art — zumal während der Hand- und Ladungsgriffe — von seinen Vorgesetzten überschüttet und marschirte sodann begreiflicher Weise mit einem gewaltigen Vorrath von solchen Herzerleichterungen, im Innersten der Seele zurück. Bei der Menage ersetzten die Flüche ihm den Mangel an Salz und Pfeffer und des Abends beim Biere oder bei seiner Liebsten den Mangel an ausgiebigen Betheuerungsformeln.

Ein derber Fluch ist bei dem Soldaten ebenso ein Ausdruck der höchsten Freude wie auch des tiefsten Leides.

Ein Beispiel ersteren Falles gibt uns das alte Soldatenlied: „Friedericus Rex" (aus der Zeit des siebenjährigen Krieges):

„Mit Pomade bezahlt den Franzosen sein Lohn,
Wir kregen's alle Wochen bei Heller und Pfennig.
Potz Mohren, Blitz und Kreuzsakrament!
Wer kriegt so promi wie der Preuß' sein Traktement."

Als sprechendes Beweis unserer zweiten Behauptung daß der Kriegsmann auch bei einer schmerzlichen Gemüthsbewegung zur Erleichterung seines gedrückten Herzens flucht, hörten wir kürzlich einen altbayerischen Soldaten nach Erbrechung des eben erhaltenen, schwarz gesiegelten Briefes, mit thränenden Augen plötzlich ausrufen: „Herrgotts Sakrament! Jetzt is mei Vater g'storb'n!" Aber wie schon angedeutet, nicht nur der gemeine Mann, auch der gebildete Offizier hat zum allenfallsigen Gebrauche stets einige kernige Ausdrücke in der Tasche bei sich.

Und gewiß nicht aus der Luft gegriffen, lassen den „alten Fritz" seine Soldaten in dem obenerwähnten Namen der „frommen Landsknechte" wohl gerechtfertigt erscheinen lassen:

Sollst dich nicht besaufen,
Aus dem Gefecht nicht laufen,
Gott den Herrn lobpreisen,
Wohl verwahren dein Eisen,
Auf dein Fähnlein blicken,
Dich in Mühthal schicken! —

Wer Lob und Ehr' erlangen will,
Derselb all' Zeit muß machen viel;
Muß nie in Frankreich jubilir'n,
Sondern in sein Schild und Helm führ'n: —
Ehrenfreundigkeit, wachbar und rund,
Treu männlich mit Herz und Mund,
Denn auß der faulen Rott und Art
Nie keiner zu kein'm Ritter ward.

Anm. d. Red. der Erb.)

*) Aus der „Isarzeitung", der diese Mittheilung, wie wir der vorgesetzten Chiffre entnehmen, aus der Hand eines im Durchwühlen alter, halbvergessener Urkunden unermüdlichen, im weiteren Kreisen durch seine trefflichen Soldatenlieder wohlbekannten, in Regensburg lebenden Offiziers zugekommen ist.

**) Die Redaktion der „Isarzeitung" macht hierzu folgende Bemerkung: „Die ärgsten Flüche hörte man wohl im 16. Jahrhundert, in der Blüthezeit der Landsknechte. Die wetterten und fluchten, daß die Erde erbebte, die Sterne am Himmel zitterten und dem Teufel das ganze Gesicht lachte. Man lese darüber bei den Zeitgenossen, bei dem alten Sastrowe oder Schweinichen u. A. nach. Während anderwärts „Gott's Tod über dich!" oder „St. Veits Krankheit schände dich!" noch glimpflich klang, war man in Tübingen besonders rigoros und ahndete einem Studenten wegen eines „greulichen, gotteslästerlichen Fluchs, so er gethan", nämlich: „Sternsakrament!" Besonders unter den wilden fürstlichen Landsknechtsführern jener Zeit war das Fluchen stark im Gebrauch, und vor allen zeichnete sich Albrecht Alcibiades der wilde Brandenburger aus, der mit dem Teufel nach dem Landsknechtsglauben im offenen Bunde stand. Außer manchem andern ist folgendes Wort von ihm bekannt: „Wenn ich einmal gestorben bin, setzt sich meine Seele auf den Gränzzaun zwischen Gott und Teufel und sieht zu, welcher der stärkere ist, sie zu holen." Er starb nach einem wüsten Kriegerleben, als „verjagter deutscher Fürst und frommer Christ", nachdem er wenig die Sünde bekannt, daß er sich oft „dem Teufel gewidmet." — (Vor dem 16. Jahrhundert jedoch, welches die Kämpfe zwischen Karl und Franz, die Kämpfe in Deutschland, namentlich die religiösen mit sich führte, war der Charakter der Landsknechte trefflich und brav, ihr Sinn frisch und heiter; es haben sich aus jenen früheren Perioden noch einzelne Sprüche erhalten, welche ihren guten Muth, oder auch ihre Redlichkeit und Ehrbarkeit bezeugen und den

Digitized by Google

Liebe, zu ihrer Begeisterung und Erhebung vor dem Beginn der Schlacht sprechen:

„Ihr verfluchten Kerls! (sprach Seine Majestät) —
Daß Jeder in der Bataille seinen Mann mir tekt:
Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz,
Und die hundert Millionen in meinem Schatz ꝛc."

Darin liegt vielleicht für Manchen eine gewisse Beruhigung, die wir ihm ungern nehmen möchten, da sich in der Sache doch nicht leicht etwas ändern wird und ein kräftiges Donnerwetter insofern auch seine gute Seite hat, als er dem Offizier nicht selten viel überflüssige weitere Worte und Maßregeln, dem Soldaten aber gar häufig eine empfindliche Strafe erspart, weil es gleich ursprünglich durchgreifende Wirkung ausgeübt hatte.

Vom Standpunkte der Moral aus und der Religion überhaupt, läßt sich dieses, seit Jahrhunderten in unserem Stande besonders fest eingerostete, wie die Erbsünde sich durch Tradition fortpflanzende Laster freilich weder rechtfertigen noch beschönigen. Wir sind daher auch weit entfernt, demselben hier gewissermaßen das Wort reden zu wollen und gehen vielmehr nun, nach dieser kurzen Einleitung auf das eigentliche Fluchthema über, das wir dem freundlichen Leser, dem Titel gemäß mitzutheilen versprachen.

Eine ältere handschriftliche Chronik im Besitze des historischen Vereines zu Regensburg *) erzählt uns hierüber nachstehende seltsame Geschichte, die sich im Jahre 1644 zu Eichstätt zugetragen haben soll.

„Ein Rittmeister unter dem Kolbischen Regimente, Chur-Bayern gehörig, lag nahe bei Richstädt im Quartier, der hatte sich vor einiger Zeit dem Teuffel ergeben, und da nun jetzt seine Zeit aus war, ladete er etliche seiner Kameraden und guten Gesellen zu sich ein, machte sich lustig mit ihnen, ermahnte sie auch — da die davon nichts wußten — zur Fröhlichkeit, und daß sie tapffer herum trinken solten. — Auf ihre Frage: „wie es wohl käme, daß solche Gasterey veranstaltet," gab er ihnen zur Antwort: „Weil er von dannen müßte", welches jedoch die anderen nicht verstanden. — Hiernach legte er alle seine Kleyder von sich, auch sogar den Goller und theilte sie unter die anderen Offiziere aus, — welches sie für eine Schwachheit des Hauptes von ihm hielten. — Lezlich hat er aber gesagt: „Ob sie dann die 14 Kerl und schwarze Männer nicht sehen, die um ihn herumstünden und ihn jetzo wegführen?" Und als sie solches verneinet, — sie bald gewahr wurden, daß ein starkes Gesäuß in der Stube sich erhoben, darauff dem Rittmeister der Kopf am Leibe umgerieben und abgerissen worden, daß er hinter den Tisch gefallen, endlich das Haupt widder die Wand geworffen, daß das Hirn herausgespritzet.

Das war der erbärmlichen Tragödie Ausgang! Darauff bei der bayerischen Armee das Fluchen und Gotteslästern verbothen worden." — So hat sich also das alte häßliche „Soldatenlaster" gerächt, wie der ehrliche Chronist uns versichern will: möge Jeder daraus das Seine zieh'n! —

*) „Ratis-Bona Nov—Antiqua" betitelt II. § 564 (Nr. 3 im Archiv.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Brüssel, 3. Jan. Heute geht das von Victor Hugo's Sohn aus dem Roman „Les Misérables" gezogene Drama zum ersten Male über die Szene. Die Zensur hat dem Stücke bekanntlich die französische Bühne verschlossen, und sind denn auch bereits zahlreiche Vertreter der Pariser Presse hier angelangt, um Bericht darüber zu erstatten. Das Galerien-Theater, wo das 14aktige Drama gegeben wird, ist für die sechs ersten Vorstellungen völlig ausverkauft. Ich habe das Stück in einer Generalprobe gesehen und will demselben, abgesehen natürlich von jedem ästhetischen Werthe und künstlerischer Bedeutung, ein gewisses Bühnen-Interesse nicht absprechen. Es wird wohl ein sogenanntes Zugstück werden. (K. Z.)

Franz Löher hat historische und biographische Erläuterungen zu Kaulbach's Zeitalter der Reformation drucken lassen.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Wesel, 29. Dez.: Vor einiger Zeit ereignete sich hier der Fall, daß ein wachehabender Soldat von dem Lieutenant P. auf seinem Posten schlafend angetroffen wurde. Der Lieutenant weckte den Schlafenden mit einigen derben Maulschellen und brachte ihn andern Tags noch obendrein zur Anzeige. Bei der Vernehmung des Soldaten kam nun auch die erduldete Mißhandlung zur Sprache, was eine kriegsgerichtliche Untersuchung gegen den Lieutenant zur unverzüglichen Folge hatte. Das Urtheil des Kriegsgerichts lautet gegen den Lieutenant P... wegen thätlicher Mißhandlung eines Postens auf fünfzehn Jahre Festungsstrafe!

Redacteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 7 Donnerstag, 8. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

Von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Wie die beiden jungen Gesellen, Reinhold und Friedrich, in Meister Martins Hause aufgenommen wurden,

Als am andern Morgen Friedrich erwachte, vermißte er den neuerworbenen Freund, der ihm zur Seite sich auf das Strohlager geworfen hatte, und da er Laute und Reisebündel nicht mehr sah, so glaubte er nicht anders, als daß Reinhold aus ihm unbekannten Ursachen ihn verlassen und einen andern Weg eingeschlagen habe. Kaum trat Friedrich aber zum Hause heraus, als ihm Reinhold, Reisebündel auf dem Rücken, Laute unterm Arm, ganz anders gekleidet als gestern, entgegentrat. Er hatte die Feder vom Barett genommen, das Schwert abgelegt und statt des zierlichen Wamses mit dem Sammtbesatz ein schlichtes Bürgerwamms von unscheinbarer Farbe angezogen. „Nun," rief er fröhlich lachend dem verwunderten Freunde entgegen, „nun, Bruder, hältst du mich doch gewiß für deinen wahren Kumpan und wackeren Kameraden. — Aber höre, für einen, der in Liebe ist, hast du tüchtig gemig geschlafen. Sieh nur wie hoch schon die Sonne steht. Laß uns nur gleich fortwandern." — Friedrich war still und in sich gekehrt, er antwortete kaum auf Reinholds Fragen, achtete kaum auf seine Scherze. Ganz ausgelassen sprang Reinhold hin und her, jauchzte und schwenkte das Barett in den Lüften. Doch auch er wurde stiller und stiller, je näher sie der Stadt kamen. „Ich kann vor Angst, vor Beklommenheit, vor süßem Weh nicht weiter, laß uns hier unter diesen Bäumen ein wenig ruhen." So sprach Friedrich, als sie schon beinahe das Thor von Nürnberg erreicht hatten, und warf sich ganz erschöpft nieder in das Gras. Reinhold setzte sich zu ihm und fing nach einer Weile an: „Ich muß dir, mein herziger Bruder, gestern Abend recht verwunderlich vorgekommen seyn. Aber als du mir von deiner Liebe erzähltest, als du so trostlos warst, da ging mir allerlei einfältiges Zeug durch den Kopf, welches mich verwirrte und am Ende hätte toll machen können, vertrieb nicht dein schöner Gesang und meine Laute die bösen Geister. Heute, als mich der erste Strahl der Morgensonne weckte, war nun vollends, da schon vom Abend der schlimme Spuck gewichen, alle Lebenslust in mein Gemüth zurückgekehrt. Ich lief hinaus, und im Gebüsch unher kreuzend, kamen mir allerlei herrliche Dinge in den Sinn. Wie ich dich so gefunden, wie mein ganzes Gemüth sich dir zugewandt! — Eine anmuthige Geschichte, die sich vor einiger Zeit in Italien zutrug, eben als ich dort war, fiel mir ein, ich will sie dir erzählen, da sie recht lebendig zeigt, was wahre Freundschaft vermag. Es begab sich, daß ein edler Fürst, eifriger Freund und Beschützer der schönen Künste, einen sehr hohen Preis ausgesetzt hatte für ein Gemälde, dessen herrlicher, aber gar schwer zu behandelnder Gegenstand genau bestimmt war. Zwei junge Maler, die, durch das engste Freundschaftsband verbunden, zusammen zu arbeiten pflegten, beschlossen um den Preis zu ringen. Sie theilten sich ihre Entwürfe mit und sprachen viel darüber, wie die Schwierigkeit des Gegenstandes zu überwinden. Der Aeltere, im Zeichnen, im Ordnen der Gruppen erfahrener, hatte bald das Bild erfaßt und entworfen und stand nun bei dem Jüngling, der schon im Entwurf ganz verzagt von dem Bilde abgelassen, hätte der Aeltere ihn nicht unablässig ermuntert und guten Rath ertheilt. Als sie nun zu malen begannen, wußte der Jüngere, ein Meister in der Kunst der Farbe, dagegen dem Aeltern manchen Wink zu geben, den dieser mit tüchtigem Erfolg benutzte, so daß der Jüngere nie ein Bild besser gezeichnet, der Aeltere nie ein Bild besser gefärbt hatte. Als die Gemälde vollendet waren, fielen sich beide Meister in die Arme, jeder war innig erfreut — entzückt über die Arbeit des Andern, Jeder dem Andern den wackerverdienten Preis zuerkennend. Es begab sich aber, daß der Jüngere den Preis erhielt, da rief er ganz beschämt: „O wie konnte ich denn den Preis erringen, was ist mein Verdienst gegen das meines Freundes, wie hätte ich denn nur ohne seinen Rath, ohne seinen wackern Beistand etwas Tüchtiges hervorbringen können?" Da sprach aber der Aeltere: „Und hast du mir denn nicht auch beigestanden mit tüchtigem Rath? Mein Gemälde ist wohl auch nichts schlechtes, aber du hast den Preis davon getragen, wie sich's gebührt. Nach gleichem Ziel zu streben, wacker und offen, das ist recht Freundes Sache, der Lorber, den der Sieger

Digitized by Google

erhält, ehrt auch den Besiegten; ich liebe dich nun noch mehr, da du so tapfer gerungen und mit deinem Siege mir auch Ruhm und Ehre gebracht hast." — „Nicht wahr, Friedrich, der Maler hat Recht? Wacker, ohne allen tückischen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, sollte das wahre Freunde nicht noch mehr, recht aus der Tiefe des Herzens einigen, statt sie zu entzweien? Sollte in edlen Gemüthern wohl kleinlicher Neid oder gar hämischer Haß Raum finden können?" — „Niemals," erwiderte Friedrich, „gewiß niemals. Wir sind nun recht liebende Brüder geworden, in kurzer Zeit fertigen wir Beide wohl das Nürnberger Meisterstück, ein tüchtiges zweifudriges Faß, ohne Fener getrieben, aber der Himmel mag mich davor bewahren, daß ich auch nur den kleinsten Neid spüren sollte, wenn das deinige, lieber Bruder Reinhold, besser geräth, als das meinige." „Ha, ha, ha," lachte Reinhold laut auf, „geh mir mit deinem Meisterstück, das wirst du schon fertigen, zur Lust aller tüchtigen Küper. Und daß du's nur weißt, was das Berechnen der Größe, der Proportion, das Abzirkeln der hübschen Rundung betrifft, da findest du an mir deinen Mann. Auch in Ansehung des Holzes kannst du dich auf mich verlassen. Stabholz von im Winter gefällten Steineichen, ohne Wurmstich, ohne weiße oder rothe Streifen, ohne Flammen, das suchen wir aus, du kannst meinem Auge trauen. Ich stehe dir in Allem bei mit Rath und That. Und darum soll mein Meisterstück nicht geringer ausfallen." „Aber du Herr im Himmelsthrone," unterbrach hier Friedrich den Freund, „was schwatzen wir denn davon, wer das beste Meisterstück machen soll? — Sind wir denn im Streit deßhalb? — Das beste Meisterstück — um Rosa zu verdienen! — Wie kommen wir denn darauf! — mir schwindelt's im Kopfe." — „Ei, Bruder," rief Reinhold immer noch lachend, „an Rosa war ja gar nicht gedacht. Du bist ein Träumer. Komm nur, daß wir endlich die Stadt erreichen."

Friedrich raffte sich auf, und wanderte ganz verwirrten Sinnes weiter. Als sie im Wirthshaus sich wuschen und abstäubten, sprach Reinhold zu Friedrich: „Eigentlich weiß ich für meinen Theil gar nicht, bei welchem Meister ich in Arbeit gehen soll, es fehlt mir hier an aller Bekanntschaft und da dächt' ich, du nähmst mich nur gleich mit zum Meister Martin, lieber Bruder! Vielleicht gelingt es mir, bei ihm anzukommen." „Du nimmst mir," erwiderte Friedrich, „eine schwere Last vom Herzen, denn, wenn du bei mir bleibst, wird es mir leichter werden, meine Angst, meine Beklommenheit zu besiegen." So schritten nun beide junge Gesellen rüstig fort, nach dem Hause des berühmten Küpers, Meister Martin. — Es war gerade der Sonntag, an dem Meister Martin seinen Kerzenmeister-Schmaus gab, und hohe Mittagszeit. So kam es, daß, als Reinhold und Friedrich in Martins Haus hineintraten, ihnen Gläsergeklirr und das verwirrte Gelöse einer lustigen Tischgesellschaft entgegenklang. „Ach," sprach Friedrich ganz kleinmüthig, „da sind wir wohl zur unrechten Stunde gekommen." „Ich denke," erwiderte Reinhold, „gerade zur rechten, denn beim frohen Mahl ist Meister Martin gewiß guter Dinge und aufgelegt, unsere Wünsche zu erfüllen." Bald trat auch Meister Martin, dem sie hatten sich ankündigen lassen, in festlichen Kleidern angethan, mit nicht geringer Glut auf Ras' und Wange herans auf den Flur. So wie er Friedrich gewahrte, rief er laut: „Sieh da Friedrich! guter Junge, bist du wieder heimgekommen? — Das ist brav! — Und hast dich auch zu dem hochherrlichen Küperhandwerk gewandt! — Zwar zieht Herr Holzschuer, wenn von dir die Rede ist, verdammte Gesichter und meint an dir sey nun gar ein großer Künstler verdorben und du hättest wohl solche hübsche Bildlein und Geländer gießen können, wie sie in St. Sebald und an Fuggers Hause zu Augsburg zu sehen, aber das ist nur dummes Gewäsche, du hast recht gethan, dich zu dem Rechten zu wenden. Sey mir tausendmal willkommen." Und damit faßte ihn Herr Martin bei den Schultern und drückte ihn an sich, wie er zu thun pflegte, in herzlicher Freude.

Friedrich lebte ganz auf bei Meister Martins freundlichem Empfang, alle Beklommenheit war von ihm gewichen, und er trug frei und unverzagt dem Meister nicht allein sein Anliegen vor, sondern empfahl auch Reinhold zur Aufnahme. „Nun," sprach Meister Martin, „nun in der That, zu gelegenerer Zeit hättet ihr gar nicht kommen können, als eben jetzt, da sich die Arbeit häuft und es mir an Arbeitern gebricht. Seyd mir herzlich willkommen. Legt nur eure Reisebündel ab und tretet hinein, die Mahlzeit ist zwar beinahe geendet, aber ihr könnt doch noch Platz nehmen an der Tafel und Rosa soll für euch noch sorgen." Damit ging Herr Martin mit den beiden Gesellen hinein. Da saßen denn nun die ehrsamen Meister, obenan der würdige Handwerksherr Jakobus Baumgartner, mit glühenden Gesichtern. Der Nachtisch war eben aufgetragen und ein edlerer Wein perlte in den großen Trinkgläsern.

(Fortsetzung folgt.)

„Der Wirthin Töchterlein" in der Paulskirche.

Joseph Rank erzählt in den „Grenzboten":

Eines Tages — der unglückliche kleindeutsche Erbkaiser war bereits gewählt — kam im Parlamente ein poetisches Produkt in Umlauf, welches je nach der klein- oder großdeutschen Richtung viele Heiterkeit und auch Verdruß verbreitete.

Das Gedicht hatte Karl Vogt, der damals ein

Digitized by Google

wüthiger Großdeutscher war, zum Verfasser und war mit Beibehaltung der Verse und Melodie von Uhland's „Der Wirthin Töchterlein," zu einem sogenannten „Parlamentslied" gestempelt. Nachdem es bereits in und außer dem Parlamente zahlreich verbreitet war, hatte doch Uhland selbst noch keine Ahnung davon, und doch gab es Neugierige genug, die nicht erwarten konnten, den Eindruck zu sehen, welchen der politische Humor der Parodie auf Uhland machen werde. Verschiedene Versuche wurden gemacht, um das neue „Parlamentslied" dem ernsten Meister in die Hände zu bringen, aber vergebens; endlich da man gewahrt hatte, daß ich in jüngster Zeit vertraulich mit Uhland verkehrte, wurde ich als Bote zur Ueberbringung ausersehen. Nach längerer Weigerung entschloß ich mich, ihm die parodistische Leistung unter großer Spannung eines Dutzends von Beobachtern, darunter der üppige Parodiste selbst, zu überbringen.

Die Parodie, den todtgebornen, kleindeutschen Kaiser betreffend, lautete wie folgt:

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei Frau Germania kehrten sie ein.

„Frau Wirthin! hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr kräftiges Kaiserlein?"

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Das Kaiserlein liegt auf der Todtenbahr."

Und als sie kamen nach Frankfurt am Main,
Da lag es in einem schwarz-weißen Schrein,

Der Dahlmann, der schlug den Schleier zurück
Und schaute es an mit gläsernem Blick:

„Ach! lebtest du noch, du kleiner Freund!
Ich würde dich lieben, so morgen wie heund!"

Der Beseler d'rin den Schleier zu,
Und kehrte sich ab und weinte dazu;

„Ach! daß du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr."

Der Heinrich*) hub ihn wieder sogleich,
Und küßte ihn auf den Mund so bleich;

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit!"

Uhland hatte das Gedicht, ohne eine Miene zu verziehen, gelesen; schon glaubte ich einige Worte des Tadels über die Kühnheit des Verfassers sagen zu sollen — als sich Uhland's Stirn sachte röthete und eine merkwürdige Heiterkeit um seinen Mund spielte; plötzlich brach er in ein herzliches Lachen aus und blickte unverwandten Auges nach der Tribüne, wo ebenderselbe Beseler erschien und wie bestellt, in näselndem, fast weinerlichem Tone über das preußische Erbkaiserthum zu sprechen begann. Uhland blickte noch einmal nach der Stelle:

Der Beseler deckte den Schleier zu
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach! daß du liegst auf der Todenbahr!
Ich hab dich geliebet so manches Jahr!"

Dann sagte er lächelnd: „Ist's erlaubt, die Abschrift zu behalten?" Natürlich wurde das gern gestattet und die Vorstellung hatte ein Ende.

*) Gagern. Er ist ihm aber, wie das oft geht, wenn einer sein „Lieb" besser kennen lernt, dennoch nicht treu geblieben. Die Verhandlungen der großdeutschen Versammlung in Frankfurt zeigen seine Umkehr.

Anekdoten über Schopenhauer.

Das vierundsiebenzigste der Goethe'schen Venetianischen Epigramme lautet:

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

An diesem Epigramm mußte Schopenhauer als Hundeliebhaber ungeachtet seiner sonstigen Verehrung gegen Goethe nothwendig Anstoß nehmen, nicht weil es die Menschen den Hunden, sondern weil es die Hunde den Menschen gleichstellt. Er dichtete daher folgende Antistrophe:

Wundern darf es mich nicht, daß manche die Hunde verleumden;
Denn es beschämet zu oft leider den Menschen der Hund.

Als Schopenhauer eines Tages zu seinem gewohnten Mittagstische kam, erzählte er nach einer in Frankfurt umgehenden Anekdote, sein Hund sey auf dem Herwege ungeschickt gewesen, da habe Schopenhauer ihn mit dem Worte gescholten: du Mensch! und der Hund habe sich sogleich geschämt und gebessert. „Da muß man," erwiderte ihm ein Tischnachbar, „zu Ihnen wohl sagen, wenn man Ihnen artig seyn will: du Hund!" Diese Antwort, heißt es, habe Schopenhauer sehr übel genommen. Er stellte sich selbst zu hoch über die Menschen und sah diese zu tief unter sich, um dem Umgang mit ihnen Einfluß auf seine Bildung und Gesittung zu gestatten. „Wohin man," sagt er in einer seiner Schriften, „im Leben auch sich wende, trifft man sogleich auf den inkorrigibeln Pöbel der Menschheit, welcher überall legionenweise vorhanden ist, Alles erfüllt und Alles beschmutzt, wie die Fliegen im Sommer."

Die Menschen wenigstens beim Mittagsessen nicht zu meiden, vermochte ihn daher auch wohl nur der gute Appetit, der ihm nachgerühmt wird, und den er nirgends leichter, besser und wohlfeiler befriedigen konnte, als an der Wirthstafel. Als einstmals ein Mitgast sich auf irgend eine Weise über diesen Appetit verwundert zeigte, warf Schopenhauer ihm die Worte zu:

Digitized by Google

„Mein Herr, Sie wundern sich über meinen Appetit. Ja, ich habe dreimal so viel Appetit als Sie, aber auch dreimal so viel Verstand.“

Mannigfaltigkeiten.

Dem Pariser Monde schreibt man über die Vorarbeiten, welche von einem russischen und einem französischen Architekten über die Wiederherstellung der großen Kuppel der Kirche des heiligen Grabes angestellt werden, Die genaue Untersuchung dieses ehrwürdigen Baudenkmals hat ergeben, daß sämmtliches Holzwerk verfault ist, und daß der erste beste Windstoß von einiger Stärke die Kuppel auf das heilige Grab und die stets zahlreich um dasselbe versammelten Pilger hinunterwerfen kann. Auch andere wesentliche Theile des Gebäudes sind äußerst schadhaft. Die Architekten haben deßhalb den Vorschlag gemacht, vor allen Dingen und in kürzester Zeit in der Rotunde selbst ein Schutzdach zu erbauen, um die am Grabe weilenden Geistlichen und Pilger vor jedem Unfall zu bewahren und keine Unterbrechung in dem Gottesdienst der verschiedenen religiösen Gemeinden eintreten zu lassen. Unter allen Umständen muß die große Kuppel neu aufgebaut werden, und es handelt sich jetzt nur noch um das Recht und die Ehre, diese Arbeit auszuführen.“ Der Korrespondent des Monde drückt seinen Schmerz darüber aus, daß die lateinische Kirche nach dem Rathschlusse der Diplomatie dieses Recht und diese Ehre mit der griechischen Kirche theilen müsse, und tröstet sich so gut es angeht damit, daß der Papst wenigstens seine Stimme erhoben habe, um die Rechte der katholischen Kirche zu wahren. Was die Ausführung des Baus selbst anbelangt, so scheint man sich dahin geneigt zu haben, daß die neue Kuppel aus Bronce bestehen soll. Die beiden Architekten hoffen diese Arbeit schon für nächste Weihnachten beendigen zu können.

Aus Petersburg vom 24. Dez. schreibt man, daß die Kälte, da man keinen Schnee hat, geradezu unerträglich ist und man fast das Haus nicht mehr verlassen kann. Auch aus Moskau wird von gleicher Kälte berichtet. Dabei steigen die Lebensmittel im Preise, da bei dem Mangel an Schnee die Zufuhr sehr erschwert ist. In Konstantinopel raste am 19. und 20. Dezember ein furchtbarer Schneesturm, wie man ihn sonst nur in den russischen Steppen erlebt. In den Straßen war die Verbindung rein unmöglich und in Folge dessen Theater, Kaffeehäuser ꝛc. geschlossen. In Pampelona und in ganz Navarra liegt sehr viel Schnee; überhaupt tritt der Winter in ganz Spanien sehr hart auf.

München, 2. Jan. Das Modell der kürzlich eröffneten festen Rheinbrücke bei Mainz, dessen Oberbau bekanntlich dem Etablissement von Klett und Komp. in Nürnberg übertragen war, ist von diesem der Stadt Mainz zum Geschenk gemacht worden. Das Modell ist in 1/10 der natürlichen Größe in der Klett'schen Werkstätte zu Gustavsburg gefertigt und stellt einen der großen Strombogen dar. Dasselbe umstanden in London auf der Ausstellung immer viele Besucher. Jetzt wird es eine Zierde in den Sälen des städtischen Museums in Mainz bilden, woselbst sich auch das Modell der von Kaiser Napoleon I. projektirten festen Brücke bei Mainz befindet.

In Winchester fand die Hinrichtung eines österreichischen Unterthanen, des Matrosen Ferdinand Petrina, statt. Derselbe hatte auf der Fahrt von San Francisco nach Montevideo an Bord des britischen Schiffes Winthorp den Maat, den Kapitän und dessen Frau ermordet, allem Anscheine nach um sich des Fahrzeugs zu bemächtigen, obgleich er vorgab, die That aus Wuth über empfangene Beleidigungen verübt zu haben. Das Verbrechen selbst hatte er vollkommen eingestanden. Ein katholischer Geistlicher, Pater Pacifico, bereitete ihn zum Tode vor und betete auf dem Schaffot mit ihm und noch nachdem die Hinrichtung vollzogen war.

[Französische Wissenschaft.] Herr Theophile Gautier Sohn erzählt im Moniteur (Nr. 354) den Franzosen, daß die Donau von ihrer Quelle an Tyrol (wo sie entspringt), Bayern, Oesterreich, Böhmen, Mähren, Ungarn, Siebenbürgen, Serbien und die Türkei durchströmt und zwischen Belgrad und Semlin aus den „Gränzen Deutschlands“ heraustritt.

Man schreibt aus London, 31. Dez.: Am Montag ist in einer Kohlengrube bei Shipnal wieder ein furchtbares Unglück vorgekommen.. Zwölf Arbeiter stürzten, in Folge einer schadhaften Stelle an einer Senkungsmaschine, eine ungeheure Tiefe hinab und wurden zerschmettert. Dieser Unfall hat 5 Wittwen und 27 Waisen gemacht.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung.

Nro. 8 Freitag, 9. Januar 1863.

Meiſter Martin der Küfer und ſeine Geſellen.

Von A. Hoffmann.

(Fortſetzung.)

Es war an dem, daß jeder Meiſter mit lauter Stimme von etwas Anderm ſprach und doch alle meinten, ſich zu verſtehen, und daß bald dieſer oder jener laut auflachte, er wußte nicht warum. Aber wie nun der Meiſter Martin, beide Jünglinge an der Hand, laut verkündete, daß ſo eben ſich ganz erwünſcht die beiden, mit guten Handwerkszeugniſſen verſehenen Geſellen bei ihm eingefunden hätten, wurde Alles ſtill und Jeder betrachtete die ſchmucken Leute mit behaglichem Wohlgefallen. Reinhold ſchaute mit hellen Augen beinahe ſtolz umher, aber Friedrich ſchlug die Augen nieder und drehte das Barett in den Händen. Meiſter Martin wies den Jünglingen Plätze an dem unterſten Ende der Tafel an, aber das waren wohl gerade die herrlichſten, die es nur gab, denn alsbald erſchien Roſa, ſetzte ſich zwiſchen Beide und bediente ſie ſorglich mit köſtlichen Speiſen und edlem Getränk. — Die holde Roſa, in holder Anmuth, in vollem Liebreiz prangend, zwiſchen den beiden bildſchönen Jünglingen, mitten unter den alten bärtigen Meiſtern — das war gar lieblich anzuſchauen, man mußte an ein leuchtendes Morgenwölklein denken, das einzeln am düſtern Himmel heraufgezogen, oder es mochten auch wohl ſchöne Frühlingsblumen ſeyn, die ihre glänzenden Häupter aus trübem, farbloſem Graſe erhoben. Friedrich vermochte vor lauter Wonne und Seligkeit kaum zu athmen, nur verſtohlen blickte er dann und wann nach der, die ſein ganzes Gemüth erfüllte: er ſtarrte vor ſich hin auf den Teller — wie wäre es ihm möglich geweſen, nur einen Biſſen herunter zu bringen? Reinhold dagegen wandte die Augen, aus denen funkelnde Blitze ſtrahlten, nicht ab von der lieblichen Jungfrau. Er fing an von ſeinen Reiſen zu erzählen auf ſolch wunderbare Art, wie es Roſa noch niemals gehört hatte. Es war ihr, als wenn Alles, wovon Reinhold nur ſprach, lebendig aufginge in tauſend wechſelnden Geſtalten. Sie war ganz Aug', ganz Ohr, ſie wußte nicht wie ihr geſchah, wenn Reinhold in vollem Feuer der Rede ihre Hand ergriff und ſie an ſeine Bruſt drückte. „Aber,“ brach Reinhold plötzlich ab, „aber Friedrich, was ſitzeſt du da ſo ſtumm und ſtarr? Iſt dir die Rede vergangen? Komm! laß uns anſtoßen auf das Wohl der lieben holden Jungfrau, die uns ſo gaſtlich bewirthet.“ Friedrich ergriff mit zitternder Hand das große Trinkglas, das Reinhold bis an den Rand gefüllt hatte und das er (Reinhold ließ nicht nach) bis auf den letzten Tropfen leeren mußte. „Nun ſoll unſer braver Meiſter leben,“ rief Reinhold, ſchenkte wieder ein, und abermals mußte Friedrich das Glas austrinken. Da fuhren die Feuergeiſter des Weins durch ſein Inneres und regten das ſtockende Blut an, daß es ſiegend in allen Pulſen und Adern hüpfte. „Ach, mir iſt ſo unbeſchreiblich wohl,“ lispelte er, indem glühende Röthe in ſein Antlitz ſtieg, „ach, ſo gut iſt es mir auch ja noch nicht geworden.“ Roſa, die ſeine Worte wohl ganz anders deuten mochte, lächelte ihn an mit unbeſchreiblicher Milde. Da ſprach Friedrich, befreit von aller Bangigkeit: „Liebe Roſa, ihr möget euch meiner wohl gar nicht mehr erinnern?“ „Ei, lieber Friedrich,“ erwiderte Roſa mit niedergeſchlagenen Augen, „ei, wie wär's denn möglich, daß ich euch vergeſſen haben ſollte in ſo kurzer Zeit. Bei dem alten Herrn Holzſchuer — damals war ich zwar noch ein Kind, aber ihr verſchmähtet es nicht, mit mir zu ſpielen, und wußtet immer was Hübſches, was Artiges aufs Tapet zu bringen. Und das kleine allerliebſte Körblein von ſeinem Silberdraht, das ihr mir damals zu Weihnachten ſchenktet, das habe ich noch und verwahre es ſorglich als ein theures Andenken.“ Thränen glänzten in den Augen des wonnetrunkenen Jünglings, er wollte ſprechen, aber, nur wie ein tiefer Seufzer, entquollen der Bruſt die Worte: „O Roſa — liebe, liebe — Roſa!“ — „Immer,“ fuhr Roſa fort, „immer hab' ich recht herzlich gewünſcht, euch wieder zu ſehen, aber daß ihr zum Küperhandwerk übergehen würdet, das hab' ich nimmermehr geglaubt. Ach, wenn ich an die ſchönen Sachen denke, die ihr damals bei dem Meiſter Holzſchuer verfertiget, es iſt doch ſchade, daß ihr nicht bei eurer Kunſt geblieben ſeyd.“ „Ach Roſa,“ ſprach Friedrich, „nur um euretwillen wurde ich zu untreu meiner lieben Kunſt.“ Kaum waren dieſe Worte heraus, als Friedrich hätte in die Erde ſinken mögen vor Angſt und Scham! — Das unbeſonnenſte Geſtändniß war auf ſeine Lippen gekommen. Roſa, wie Alles ahnend,

Digitized by Google

wandte das Gesicht von ihm weg, er rang vergebens nach Worten. Da schlug Herr Paumgartner mit dem Messer hart auf den Tisch und verkündete der Gesellschaft, daß Herr Vollrad, ein würdiger Meistersinger, ein Lied anstimmen werde. Herr Vollrad stand denn auch alsbald auf, räusperte sich und sang solch ein schönes Lied in der güldnen Tonweis Hans Vogelgesangs, daß Allen das Herz vor Freuden hüpfte und selbst Friedrich sich wieder erholte von seiner schlimmen Bedrängniß. Nachdem Herr Vollrad noch mehrere schöne Lieder in andern herrlichen Weisen, als da ist, der süße Ton, die Krummzinkenweis, die geblümte Paradiesweis, die frisch Pomeranzenweis u. a. gesungen, sprach er, daß, wenn Jemand an der Tafel was von der holdseligen Kunst der Meistersinger verstehe, er nun auch ein Lied anstimmen möge. Da stand Reinhold auf und sprach, wenn es ihm erlaubt sey, sich auf italische Weise mit der Laute zu begleiten, so wolle er auch ein Lied anstimmen und dabei die deutsche Weis ganz beibehalten. Er holte, als Niemand etwas dagegen hatte, sein Instrument herbei und hub, nachdem er in gar lieblichen Klängen präludirt hatte, folgendes Lied an:

Wo steht das Brünnelein,
Was sprudelt würzigen Wein?
Im tiefen Grund,
Da kunt
Ihr fröhlich schaun
Sein lieblich golden Rinnen.
Das schöne Brünnelein,
Drin sprudelt goldner Wein,
Wer hat's gemacht,
Bedacht
Mit hoher Kunst
Und wackrem Fleiß daneben?
Das lust'ge Brünnelein
Mit hoher Kunst gar fein,
Allein
Thät es der Küper machen.
Erglüht von edlem Wein,
Im Herzen Liebe rein;
Jung Küpers Art,
Gar zart
Ist das in allen Sachen.

Das Lied gefiel Allen über die Maßen wohl, aber Keinem so sehr, als dem Meister Martin, dem die Augen vor Freude und Entzücken glänzten. Ohne auf Vollrad zu achten, der beinahe zu viel von der stumpfen Schoßweis Hans Müllers sprach, die der Geselle gut genug getroffen — ohne auf ihn zu achten, stand Meister Martin auf von seinem Sitze und schrie, indem er sein Paßglas in die Höhe hob: „Komm her — du wackrer Küper und Meistersinger — komm her, mit mir, mit deinem Meister Martin, sollst du dieß Glas leeren!“ Reinhold mußte thun, wie ihm geboten. Als er zu seinem Platz zurückkehrte, raunte er dem tiefsinnigen Friedrich in's Ohr: „Nun muß du singen — fing' das Lied von gestern Abend.“ „Bist du rasend,“ erwiderte Friedrich ganz erzürnt. Da sprach Reinhold mit lauter Stimme zur Gesellschaft: „Ihr ehrbaren Herren und Meister! hier mein lieber Bruder Friedrich ist noch viel schönerer Lieder mächtig und hat eine viel lieblichere Stimme als ich, aber die Kehle ist ihm verraubt von der Reise, und da wird er ein Andermal seine Lieder in den herrlichsten Weisen euch auftischen!“ — Nun fielen Alle mit Lobeserhebungen über Friedrich her, als ob er schon gesungen hätte. Manche Meister meinten sogar endlich, daß seine Stimme in der That doch lieblicher sey, als die des Gesellen Reinhold, so wie Herr Vollrad, nachdem er noch ein volles Glas geleert hatte, überzeugt war, daß Friedrich doch die deutschen schönen Weisen besser treffe, als Reinhold, der gar zu viel Italisches an sich habe. Aber Martin warf den Kopf in den Nacken, schlug sich auf den runden Bauch, daß es klatschte, und rief: „Das sind nun meine Gesellen — meine sag' ich, des Küpermeisters Tobias Martin zu Nürnberg, Gesellen!“ — Und alle Meister nickten mit den Häuptern und sprachen, die letzten Tropfen aus den hohen Trinkgläsern nippend: „Ja, ja! — Eure, des Meister Martins brave wackre Gesellen!“ — Man begab sich endlich zur Ruhe. Reinhold und Friedrich, jedem wies Meister Martin eine schmucke helle Kammer in seinem Hause an.

(Fortsetzung folgt.)

Die europäischen Fürstenhäuser im Jahre 1862.

Das zu Ende gegangene Jahr führte in den Regentenfamilien unseres Erdtheils die nachstehend verzeichneten Personalveränderungen herbei.

Verstorben sind 11 Glieder derselben, und zwar nur 3 männlichen und 8 weiblichen Geschlechts. Von den Kardinälen starben nur zwei, Pianetti und Mertel; demnach beträgt die Zahl der Kardinäle zur Zeit 60.

Geboren wurden 16, und zwar 9 Prinzen.

Vermählungen fanden 7 statt: 1) zwischen König Dom Louis I. von Portugal und Prinzessin Maria Pia, Tochter des Königs von Italien; 2) zwischen Erzherzog Karl Ludwig von Oesterreich (Bruder des Kaisers) und Prinzessin Annunciata, Schwester des Königs beider Sizilien; 3) zwischen Prinz Ludwig von Hessen-Darmstadt (Neffe des Großherzogs) und Prinzessin Alice von Großbritannien (Tochter der Königin); 4) zwischen Prinz Moritz von Sachsen-Altenburg (Bruder und präsumtiver Nachfolger des Herzogs) und Prinzessin Auguste von Sachsen-Meinigen (Tochter des Herzogs); 5) zwischen Prinz Wilhelm von Schaumburg-Lippe (Bruder des Fürsten) und Prinzessin Mathildis von Anhalt-Dessau-Köthen (Tochter des Prinzen Friedrich); 6) zwischen Prinzessin Leopoldine von Baden (Tochter des Markgrafen Wilhelm) und Fürst Hermann

Digitized by Google

von Hohenlohe-Langenburg; 7) zwischen Prinzessin Hermine von Reuß-Greiz (Schwester des Fürsten) und Prinz Hugo von Schönburg-Waldenburg. Außerdem verlobten sich der Prinz von Wales, Kronprinz von Großbritannien, mit Prinzessin Alexandra von Dänemark (Tochter des zur eventuellen Thronfolge in Dänemark bestimmten Prinzen Christian) und Prinz Wilhelm von Baden (Bruder des Großherzogs) mit Prinzessin Marie von Leuchtenberg (Nichte des Kaisers von Rußland).

Unter den sämmtlichen 48 Souveränen (mit Einschluß des Kaisers von Brasilien, des Fürsten von Monaco, der 4 zur Zeit vertriebenen italienischen Regenten und des gleichfalls vertriebenen Königs Otto von Griechenland) sind 2 weiblichen Geschlechts. Der älteste ist der König von Würtemberg, 81¼ Jahr alt; außer diesen sind noch vier über 70 Jahre alt: der Landgraf von Hessen-Homburg, der Fürst von Reuß-Schleiz, der König der Belgier und der Papst. Von den übrigen sind sieben 60—70 Jahre, sechs 50—60 Jahre, vierzehn 40—50 Jahre, zehn 30—40 Jahre, vier 20—30 Jahre und zwei noch nicht 20 Jahre alt.

Am längsten regiert der Herzog von Sachsen-Meiningen und nach ihm der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, resp. seit 59 und 55¾ Jahren (mit Einrechnung der Jahre vor der Mündigkeit). Von den übrigen regieren 2 seit 40—50, 4 seit 30—31, 6 seit 20—30, 16 seit 10—20 Jahren. Die übrigen sind erst im letztverflossenen Jahrzehnd zur Regierung gekommen.

Unverheirathet und noch nicht verheirathet gewesen sind 6 Souveräne, nämlich außer dem Papst die Herzoge von Braunschweig und Parma, die Fürsten von Liechtenstein und Reuß-Greiz und der Landgraf von Hessen-Homburg. Von den übrigen sind 7 verwittwet, 3 leben in morganatischer Ehe (der König von Dänemark, der Kurfürst von Hessen und der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt); 1 lebt in geschiedener Ehe (der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen) und 1 (der Großsultan) in Polygamie. Regelmäßig vermählt sind außer der Königin von Spanien 29 christliche Souveräne; von ihren Gemahlinnen ist die älteste die Fürstin von Reuß-Schleiz und nächstdem die Königin von Würtemberg, Beide über 62 Jahre alt, die jüngste ist die Königin von Portugal, erst 15 Jahre 2 Monate alt.

25 Souveräne haben Söhne zu muthmaßlichen Nachfolgern, 1 (der Kaiser von Brasilien) eine Tochter, 12 (einschließlich des vertriebenen Königs von Griechenland) Brüder, 5 (einschließlich des Großsultans) andere Seitenverwandte, wozu noch 4 Souveräne (von Anhalt-Bernburg, Braunschweig, Hessen-Homburg und Reuß-Greiz) kommen, nach deren Tode die Regierung auf eine andere Linie übergehen würde, so wie 1 (der Papst) dessen Nachfolger erst nach seinem Tode gewählt wird.

Gedicht.

Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wollte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in bernhigter Pracht,
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter auf's Neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht,
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue!

Aug. v Platen.

Mannigfaltigkeiten.

(Etiquette des Königthums von Gottesgnaden im 18. Jahrhundert. Nach einem Originalberichte.) Rheinstrom, vom 24. May 1774. Von der bey dem Tode eines Königs von Frankreich üblichen Etiquette liefert ein öffentliches Blatt folgendes: Als das Ende Ludwigs des 15ten herannahete, wurden die vier Wappenherolde beordert, in dem Vorzimmer Sr. Majestät zu warten. In dem Augenblicke, da Sie verschieden, wurden diese Herolde hineingeführt, und einer auf jede Ecke des Bettes gestellt. Nachdem die Aerzte erklärt hatten, daß der König todt sey, riefen die zwey Herolde auf der rechten Seite des Bettes zu drey verschiedenenmalen: Le Roi est mort. Weil man aber annimmt, daß der König in Frankreich niemals stirbt, so riefen die andern auf der linken Seite: vive le Roi Louis seizieme. Der Cörper blieb alsdann ausgesetzt, daß ihn jeder sehen konnte. Vier und zwanzig Stunden nach dem Tode

Digitized by Google

wurde derselbe geöffnet, das Herz und die Eingeweide herausgenommen, in wohltriegendem Wasser gewaschen, und in ein Kästchen gethan, worauf sie in ein Grab gesetzt wurden. Der Cörper wurde hierauf in das Louvre (der König starb in Versailles) nach Paris abgeführt, und blieb da, biß alle pariser Mönche in Procession erschienen, und ihre Gebete sagten. Nachher wurde er im Leichenbegängnisse nach St. Denis gebracht, und unter ein Mausoleum gesetzt, daß man in einem Chor der Kirche aufgerichtet halte. Daselbst bleibt er 40 Tage. Während dieser Zeit ist Aufwartung, als wenn der König noch lebte. Man bedient täglich zweymal die Tafel, und wenn die Mahlzeit fertig ist, versucht der Oberhofmeister die Speisen, und geht dann auf das Chor der Kirche, um Sr. Majestät anzuzeigen, daß das Essen fertig ist. Der Cammerherr, der die Aufwartung hat, antwortet dann, daß Se. Majestät schon gespeiset haben. Eben diese Ceremonie wird des Abends bey dem Souper beobachtet. Nach Verlauf von 40 Tagen hört die Ceremonie des Begräbnisses auf, und es wird eine Leichenrede gehalten. Das Grab wird alsdenn geöfnet, und 6 Garde du Corps nehmen den Leichnam Ludwig des 14ten, der auf der ersten Stelle liegt, setzen ihn hinunter in das Gewölbe, und bringen Ludwig den 15ten an dessen Platz.

[Mord.] In der Nähe von Wieselburg hat sich kürzlich, wie man von dort meldet, ein eigenthümlicher, schauderhafter Vorfall ereignet. Ein Schweinehändler reiste, von seinem Sohne begleitet, in der Nähe von Wieselburg umher, um bei den Kundschaften rückständige Gelder einzukassieren. Nachdem er spät am Nachmittage in ein Gasthaus gekommen war, ließ er daselbst seinen Sohn zurück und machte sich neuerdings auf den Weg nach einer anderen Ortschaft, obwohl er wegen der Unsicherheit der Wege zur Nachtszeit gewarnt wurde. Als er in einen auf seinem Wege liegenden Wald kam, fiel plötzlich ein Schuß, der den Schweinehändler todt zu Boden streckte, worauf der Mörder herbeieilte, um ihn zu berauben. Der Schweinehändler hatte aber einen großen Hund bei sich, der sich sogleich auf den Räuber stürzte, ihn zu Boden warf und ihn in fürchterlicher Wuth derart zerfleischte, daß derselbe, von dem Hunde festgehalten, neben seinem Opfer liegen bleiben mußte. Als bald darauf das Geschehene entdeckt wurde und eine gerichtliche Kommission an dem Thatorte erschien, mußte der Hund der von dem Räuber nicht wegzubringen war, durch einen Schuß getödtet werden. Der Raubmörder selbst gab in Folge der erhaltenen Bißwunden zwei Stunden später, nachdem er hinweggetragen worden war und ein volles Bekenntniß abgelegt hatte, seinen Geist auf. Die Baarschaft, welche der Schweinehändler bei sich gehabt hatte, war vollständig unberührt geblieben.

[Im Wiener k. k. Münzamte] sind gegenwärtig im Ganzen 149 Arbeiter beschäftigt. Es werden daselbst für Rechnung des Hauses Rothschild und mehrerer hiesiger Bankhäuser 13 Millionen in Gold, und zwar theils in einfachen theils in vierfachen Dukaten ausgeprägt, welche letzteren die Größe eines Thalers haben und auf der Averßeite das Bildniß Sr. Maj. des Kaisers im Krönungsornat, auf der Reverßeite den Doppeladler tragen. Im Ganzen werden täglich 80,000 Stück Dukaten ausgeprägt. Im Auftrage der Regierung werden außerdem für den Handel nach der Levante sogenannte Levantiner-Thaler in Silber ausgeprägt, welche genau so wie die ersten, die zu Zeiten der Kaiserin Maria Theresia geprägt wurden, noch das Brustbild dieser Monarchin aufweisen, und sich im Orient einer besonderen Beliebtheit erfreuen. Außerdem werden Vereinsthaler geprägt. Das Silber hiezu wird aus dem Silberbergwerke Przibram an die hiesige Münze eingesendet, und zwar in Fäßchen zu 200 Mark verpackt, in welcher Art in den letzten vier Wochen bedeutende Summen hier eintrafen.

[Ein frommer Selbstmörder.] Aus Klein-Erlaa im Bezirke Haag in Oberösterreich wird gemeldet, daß sich daselbst in dem Gasthause am 29. vorigen Monats ein dort bediensteter Knecht, Namens Schnellinger, mittelst eines Strickes in seiner Kammer erhängte. Derselbe soll sich stets durch große Frömmigkeit ausgezeichnet haben, und als man seine Leiche auffand, hielt dieselbe in der linken Hand krampfhaft einen Rosenkranz fest. Die Motive des Selbstmordes sind unbekannt.

Einem Bauer der Oberpfalz waren 8 fette Gänse gestohlen worden, worüber er sich sehr grämte und fortwährend zu seinen Bekannten sagte, er könne seither nicht mehr ruhig schlafen. Was geschieht? Vor mehreren Tagen erhielt er ein Paket zugeschickt, das nichts anderes als einen weichen Kopfpolster enthielt. Dabei lag ein Zettel, welcher besagte, die Federn setzen von den gestohlenen Gänsen und dieser Polster würde ihm überschickt, damit er nunmehr ruhig schlafen könne.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 9 Samstag, 10. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

(Fortsetzung.)

Wie der dritte Gesell zum Meister Martin in's Haus kam, und was sich darauf weiter begab.

Als die beiden Gesellen Reinhold und Friedrich einige Wochen hindurch in Meister Martins Werkstatt gearbeitet hatten, bemerkte dieser, daß, was Messung mit Lineal und Zirkel, Berechnung und richtiges Augenmaß betraf, Reinhold wohl seines Gleichen suchte, doch anders war es bei der Arbeit auf der Fügbank, mit dem Lenkbeil, oder mit dem Schlägel. Da ermattete Reinhold sehr bald und das Werk förderte nicht, er mochte sich mühen, wie er wollte. Friedrich dagegen hobelte und hämmerte frisch darauf los, ohne sonderlich zu ermüden. Was sie aber mit einander gemein hatten, war ein sittiges Betragen, in das, vorzüglich auf Reinholds Anlaß, viel unbefangene Heiterkeit und gemüthliche Lust kam. Dazu schonten sie in voller Arbeit, zumal wenn die holde Rosa zugegen war, nicht ihre Kehlen, sondern sangen mit ihren lieblichen Stimmen, die gar anmuthig zusammen gingen, manches herrliche Lied. Und wollte dann auch Friedrich, indem er hinüberschielte nach Rosen, in den schwermüthigen Ton verfallen, so stimmte Reinhold sogleich ein Spottlied an, das er ersonnen und das anfing: das Faß ist nicht die Zither, die Zither nicht das Faß, so daß der alte Herr Martin oft den Degel, den er schon zum Schlage erhoben, wieder sinken ließ und sich den wackelnden Bauch hielt vor innigem Lachen. Ueberhaupt hatten die beiden Gesellen, vorzüglich aber Reinhold, sich ganz in Martins Gunst festgenistet, und wohl konnte man bemerken, daß Rosa auch manchen Vorwand suchte, um öfter und länger in der Werkstatt zu verweilen, als sonst wohl geschehen seyn mochte.

Eines Tages trat Herr Martin ganz nachdenklich in seine offene Werkstatt vor dem Thore hinein, wo den Sommer über gearbeitet wurde. Eben setzten Reinhold und Friedrich ein kleines Faß auf. Da stellte sich Meister Martin vor sie hin, mit übereinander geschlagenen Armen, und sprach: „Ich kann euch gar nicht sagen, ihr lieben Gesellen, wie sehr ich mit euch zufrieden bin, aber nun komme ich doch in große Verlegenheit. Vom Rhein her schreiben sie, daß das heurige Jahr, was den Weinbau betrifft, gesegneter seyn werde, als je eins gewesen. Ein weiser Mann hat gesagt, der Komet, der am Himmel herauf gezogen, befruchte mit seinen wunderbaren Strahlen die Erde, so daß sie aus den tiefsten Schachten alle Gluth, die die edlen Metalle kocht, herausströmen und ausdunsten werde in die durstigen Reben, die in üppigem Gedeihen Traub' auf Traube hervorarbeiten, und das flüssige Feuer, von dem sie getränkt, hineinsprudeln würden in das Gewächs. Erst nach beinahe dreihundert Jahren werde solch günstige Konstellation wieder eintreten. — Da wird's nun Arbeit geben die Hülle und die Fülle. Und dazu kommt noch, daß auch der hochwürdige Herr Bischof von Bamberg an mich geschrieben und ein großes Faß bei mir bestellt hat. Damit können wir nicht fertig werden und es thut Noth, daß ich mich noch nach einem tüchtigen Gesellen umschaue. Nun möcht' ich aber auch nicht gleich diesen oder jenen von der Straße unter uns aufnehmen und doch brennt mir das Feuer auf den Nägeln. Wenn ihr einen wackern Gesellen irgendwo wißt, den ihr unter euch leiden möchtet, so sagt's nur, ich schaff' ihn her und sollt' es mir auch ein gut Stück Geld kosten." Kaum hatte Meister Martin dieß gesprochen, als ein junger Mensch von hohem kräftigem Bau mit starker Stimme hineinrief: „He da! ist das hier Meister Martins Werkstatt?" „Freilich," erwiderte Meister Martin, indem er auf den jungen Gesellen losschritt, „freilich ist sie das, aber ihr braucht gar nicht so mörderisch herein zu schreien und hinein zu tappen, so kommt man nicht zu den Leuten." „Ha, ha, ha," lachte der junge Gesell, „ihr seyd wohl Meister Martin selbst, denn so mit dem dicken Bauche, mit dem stattlichen Unterkinn, mit den blinzelnden Augen, mit der rothen Nase, gerade so ist er mir beschrieben worden. Seyd mir schön gegrüßt, Meister Martin." „Nun was wollt ihr denn vom Meister Martin," fragte dieser ganz unmuthig. „Ich bin," antwortete der junge Mensch, „ich bin ein Küpergesell und wollte nur fragen, ob ich bei euch in Arbeit kommen könnte."

Meister Martin trat vor Verwunderung, daß gerade in dem Augenblick, als er gesonnen war, einen Gesellen zu suchen, sich einer meldete, ein paar Schritte zurück

Digitized by Google

und maß den jungen Menschen vom Kopf bis zum Fuße. Der schaute ihn aber keck an mit blitzenden Augen. Als nun Meister Martin die breite Brust, den starken Gliederbau, die kräftigen Fäuste des jungen Menschen bemerkte, dachte er bei sich selbst, gerade solch einen tüchtigen Kerl brauche ich ja, und fragte ihn sogleich nach den Handwerkszeugnissen. „Die hab' ich nicht zur Hand," erwiderte der junge Mensch, „aber ich werde sie beschaffen in kurzer Zeit, und geb' euch jetzt mein Ehrenwort, daß ich treu und redlich arbeiten will, das muß euch genügen." Und damit, ohne Meister Martins Antwort abzuwarten, schritt der junge Gesell zur Werkstatt hinein, warf Barett und Reisebündel ab, zog das Schurzfell vor und sprach: „Sagt nur gleich an, Meister Martin, was ich jetzt arbeiten soll." Meister Martin, ganz verdutzt über des fremden Jünglings kecks Betragen, wußte sich einen Augenblick besinnen, dann sprach er: „Nun Geselle, beweiset einmal gleich, das ihr ein tüchtiger Küper seyd, nehmt den Gargelkamm zur Hand und fertigt an dem Faß, das dort auf dem Endstuhl liegt, die Kröse."

Der fremde Gesell vollführte das, was ihm geheißen, mit besonderer Stärke, Schnelle und Geschicklichkeit, und rief dann, indem er hell auflachte: „Nun, Meister Martin, zweifelt ihr noch daran, daß ich ein tüchtiger Küper bin? — Aber," fuhr er fort, indem er in der Werkstatt auf- und abgehend mit den Blicken Handwerkszeug und Holzvorrath musterte, „aber habt ihr auch tüchtiges Geräth und — was ist denn das für ein Schlägelchen dort, damit spielen wohl eure Kinder? — und das Lenkbeilchen, hei! das ist wohl für die Lehrburschen?" — und damit schwang er den großen schweren Schlägel, den Reinhold gar nicht regieren konnte und mit dem Friedrich nur mühsam handthierte, das wuchtige Lenkbeil, mit dem Meister Martin selbst arbeitete, hoch in den Lüften. Dann rollte er ein paar große Fässer, wie leichte Bälle bei Seite und ergriff eine von den dicken, noch nicht ausgearbeiteten Dauben. „Ei," rief er, „ei Meister, das ist gutes Eichenstabholz, das muß springen wie Glas!" und damit schlug er die Daube gegen den Schleifstein, daß sie mit lautem Schall glatt ab in zwei Stücke zerbrach. „O wollt ihr doch," sprach Meister Martin, „wollt ihr doch, lieber Gesell, nicht etwa jenes zweifudrige Faß herausschmeißen oder gar die ganze Werkstatt zusammenschmeißen. Zum Schlägel könnt ihr ja den Balken dort brauchen, und damit ihr auch ein Lenkbeil nach eurem Sinn bekommt, will ich euch das drei Ellen lange Rolandsschwert vom Rathhause herunterholen." „Das wär' mir nun eben recht," rief der junge Mensch, indem ihm die Augen funkelten, aber sogleich schlug er den Blick nieder und sprach mit gesenkter Stimme: „Ich dachte nur, lieber Meister, daß ihr zu eurer großen Arbeit recht starke Gesellen nöthig hättet, und da bin ich wohl mit meiner Leibeskraft etwas zu vorlaut, zu prahlerisch gewesen. Nehmt mich aber immerhin in Arbeit, ich will wacker schaffen, was ihr von mir begehrt." Meister Martin sah dem Jüngling in's Gesicht und mußte sich gestehen, daß ihm wohl nie edlere und dabei grundehrlichere Züge vorgekommen. Ja, es war ihm, als rege sich bei dem Anblick des Jünglings die dunkle Erinnerung irgend eines Mannes auf, den er schon seit langer Zeit geliebt und hochverehrt, doch konnte er diese Erinnerung nicht ins Klare bringen, wiewohl er pfeifen hier in der Werkstatt. Wollt ihr was singen, so singt so, daß es einem das Herz erfrischt und Lust macht zur Arbeit. Solches mag ich auch wohl bisweilen thun." Und damit begann er ein telles Jagdlied mit Hollah und Hussah! Und dabei ahmte er das Gebell der Hundekoppeln, die Rufe der Jäger mit solch durchdringender, schmetternder Stimme nach, daß die großen Fässen wiederklangen und die ganze Werkstatt erdröhnte. Meister Martin verhielt sich mit beiden Händen die Ohren und der Frau Marthe (Valentins Wittwe) Knaben, die in der Werkstatt spielten, verkrochen sich furchtsam unter's Stabholz. In dem Augenblick trat Rosa hinein, verwundert, erschrocken über das fürchterliche Geschrei, was gar nicht Singen zu nennen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einer chinesischen Novelle.

Die „Bayerische Zeitung" veröffentlicht in ihrem Morgenblatte eine chinesische Geschichte „der Fächer," deren Held ein Weltweiser Tschuang-Tseu die Beständigkeit und Anhänglichkeit der Chinesinnen an ihre Männer nicht gerade in einem idealen Lichte erscheinen läßt. Der Novellist erzählt nämlich folgenden Vorfall:

Als Tschuang-Tseu eines Tages nachdenklich am Fuße des Berges umherwandelte, war er unbemerkt an den Begräbnißort der benachbarten Niederlassung gekommen. Die Menge der Gräber überraschte ihn. „Ach!" rief er seufzend aus, „hier liegen sie nun und sind alle gleich, da gibt es keinen Rang, keine Auszeichnung mehr. Der Unwissendste und der Dümmste

Digitized by Google

liegt unter den Weisen; ein Grab ist die enge ewige Wohnung aller Menschen!"

Nachdem ihn diese traurigen Gedanken eine Weile so beschäftigt hatten, ging er die Reihe der Gräber entlang und befand sich endlich, ohne daß er es gewahr wurde, einem neu errichteten Denkmal gegenüber. Die kleine von eingestampfter Erde gemachte Erhöhung war noch nicht ganz trocken. Hart neben an saß ein junges Weib in Trauerkleidern. Sie hielt einen weißen Fächer in der Hand, mit welchem sie unablässig nach dem obern Ende des Grabes hinfächelte.

Tschuang-Tseu, über die Sonderbarkeit erstaunt, sagte: „Dürfte ich wagen, Dich zu bitten, daß Du mir sagst, wessen Grab es ist, und warum Du Dir so viele Mühe gibst, ihm Kühlung zuzuwehen?"

Die junge Frau murmelte einige Worte zwischen den Zähnen ohne aufzustehen, jedoch fortwährend den Fächer bewegend. Dabei vergoß sie Thränen, woraus hervorging, daß sie eher die Scham, als die natürliche Schüchternheit daran hinderte, sich zu erklären.

Endlich antwortete sie: „Du siehst eine Wittwe, am Grabe ihres Mannes; der Tod hat mir ihn unglücklicher Weise entrissen. Der, dessen Gebeine unter diesem Hügel ruhen, war mir während seines ganzen Lebens überaus theuer und er vergalt mir diese Zärtlichkeit. Noch in seinen letzten Zügen wollte er sich nicht von mir trennen. Seine letzten Worte waren: „Liebe Gattin, solltest Du später an eine neue Heirath denken, so beschwöre ich Dich abzuwarten, bis die Spitze meines Grabhügels vollkommen trocken ist, dann erlaube ich Dir, Dich wieder zu verheirathen." Nun habe ich daran gedacht, daß die Oberfläche dieses frisch aufgeworfenen Bodens nicht so leicht trocken wird, deßhalb siehst Du mich hier fortwährend fächeln, um die Feuchtigkeit zu verjagen!"

Der Weise hatte große Mühe, sich über dieses unumwundene Geständniß des Lachens zu erwehren. Er überwand sich jedoch und sagte zu sich selbst: „Diese Frau hat in der That Eile . . ."

Am Ende des Abschnitts zieht der Weltweise dann folgende Moral aus der Geschichte: „Wie thöricht muß man seyn, um während seines Lebens so manches flatterhafte Herz zu lieben!"

Die drei Schreibtische Schiller's.

Bis jetzt stand im Schillerhause zu Weimar nicht der wirkliche Schreibtisch Schiller's, sondern eine Nachbildung desselben, während sich dieser selbst im Besitze von Schiller's Söhnen erst in Köln und dann in Stuttgart befand. Von hier ist er jedoch in diesen Tagen auf den Wunsch des Großherzogs von Weimar aus dem Nachlaß des ältesten Sohnes in das Schillerhaus zu Weimar übergegangen. Dieß wurde allein durch die edle Uneigennützigkeit des gegenwärtigen Eigenthümers, des Rittmeisters Friedrich v. Schiller in Debrezin, ermöglicht, der gerne bereit war, auf das an ihn gestellte Ansinnen einzugehen. Aus zuverlässigster Quelle unterrichtet, benützen wir diese Angelegenheit zu der weitern Mittheilung, daß drei ächte Schreibtische Schiller's vorhanden sind, da Schiller in Jena häufig mit dem Aufenthalte in seinem eigentlichen Arbeitszimmer und in seinem Gartenhause wechselte. Den ersten von diesen drei Schreibtischen — ein Hausrath von etwas uniformlichem Aussehen, der in fremde Hände übergegangen war, — hat im Jahre 1829 der König Ludwig von Bayern angekauft; der zweite, an dem der Wallenstein geschrieben wurde, befindet sich im Besitze von Schiller's noch lebender jüngster Tochter, der Freifrau Emilie v. Gleichen-Rußwurm auf Greisenstein ob Bonnland in Unterfranken, und würde die würdige Aufbewahrungsstätte der verschiedenen Zusendungen bei der großartigen hundertjährigen Geburtsfeier Schiller's im Jahre 1859 geworden seyn, wenn dieselben nicht zu einem so gewaltigen Strome angeschwollen wären, daß zu diesem Zwecke ein besonderer Schillerschrank hergestellt werden mußte*); der dritte und letzte endlich, den auf besondere Bestellung Schiller's wahrscheinlich derselbe Schreiner Engelmann verfertigte, der auch Schiller's Sarg machte, ist der obengenannte, jetzt nach Weimar gebrachte.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Speyer. Wir besitzen hier in unsern Domfresken einen Kunstschatz der seltensten Art, welcher auch beständig Fremde aus allen Ländern Europa's anzieht. Die große Meisterschaft ihres Schöpfers Schraudolph zeigt sich aber ganz besonders in seinen Cartons. Wir freuen uns mittheilen zu können, daß diese Cartons durch den Unternehmungsgeist unseres Mitbürgers C. Pfaff auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Derselbe läßt nämlich durch den Hofphotographen Albert in München die Cartons in größeren Lichtbildern vervielfältigen, von denen bis jetzt zwei vollendet sind: der englische Gruß und die Geburt Christi. Sie gehören unstreitig zu dem gelungensten was wir in dieser Art besitzen. Das ganze Blatt dieser Albert'schen Photographien hat eine Höhe von 0,644 Meter, eine Breite von 0,475 Meter; das eigentliche Bild eine Höhe von 0,4 und eine Breite von 0,258 Meter. Jeden Monat erscheint ein Blatt zu

*) Auf vielseitigen Wunsch wird in nächster Zeit ein genaues Verzeichniß aller dieser Zusendungen im Drucke erscheinen.

Digitized by Google

2 Thlrn. im Subskriptionspreis auf eine Serie von 13 Bildern.

Viel besprochen und gerühmt wird eine neue Geschichte der Schlacht bei Waterloo, von dem Engländer George Hooper. Sie ist großentheils durch Thiers' Darstellung hervorgerufen, und soll sich durch klare und glänzende Schilderung auszeichnen. Als Mangel wird jedoch vermerkt, daß der Verfasser für mehrere neue Einzelheiten keine Autoritäten angegeben hat. Von den Preußen sagt Hooper: „Sie haben durch ihre rechtzeitige Ankunft die furchtbare Niederlage der Franzosen (die also nach dieser Darstellung schon vor Blüchers Erscheinen geschlagen waren) in ein „irrecoverable disaster" verwandelt."

Mannigfaltigkeiten.

[Ein verliebter Juwelier.] In einer Schilderung Pyrmonts in Gutzkows „Unterhaltungen" Nr. 31 heißt es: „Ein Stern erster Größe in der historischen Badeliste von Pyrmont war der Aufenthalt der schönen Königin Louise von Preußen. Und wie viel mehr gab es damals zu sehen in der vornehmen Welt! Die schönen Frauen versteckten ihre Reize nicht hinter Mantillen und Krinolinen, wie jetzt. Ein elegantes Kleid durfte keine einzige Falte werfen; die Gestalten erschienen fast so unverhüllt wie die Statuen. Weiter als drei Ellen war kein Rock. Die schöne Königin hatte übrigens damals, wenn den Angaben zu trauen ist, ein kleines Abenteuer, das in keiner ihrer Biographien erwähnt ist. Sie liebte den Putz und den Glanz wie jede schöne Frau und ließ sich mit kindlichem Wohlgefallen in den Buden der Allee oft zeigen, was die Kaufleute auslegten, um die königliche Börse zu öffnen. Ein Juwelier aus Kassel hatte einen besonders kostbaren Schmuck von Rubinen und Perlen, der für eine schöne Frau ausdrücklich erfunden zu seyn schien. Der Preis war jedoch zu hoch für den wirklich sparsamen Sinn der Gemahlin eines Friedrich Wilhelm III., der bekanntlich ein schlichter Hausvater war. Die Königin kam einige Male, um den Schmuck zu sehen, versuchte abzuhandeln und mit ihrer holdseligen Freundlichkeit den Verkäufer zu einem niedrigeren Preise zu bewegen, wobei sie ihn mehrmals bei seinem Namen: „mein lieber Knieriem" nannte. Ueberwältigt sinkt da endlich der Juwelier, einer der reichsten Männer in Kassel, plötzlich ihr zu Füßen und spricht: „ja ich bin Dein lieber Knieriem und Du bist meine liebe Louise. Nimm hin den Schmuck, er ist Dein ohne schnödes Gold. Ich liebe Dich!" Bestürzt entfernte sich die Königin. Der Aermste war wahnsinnig geworden durch ihre Herablassung und häufiges Wiederkommen. Er hat noch lange nachher in Kassel gelebt, aber seinen Verstand nie wieder bekommen.

Ein berliner Handelsherr, den Fortuna mit ihren Gütern reichlich gesegnet, gehört auch zu den Anbetern einer Sängerin ersten Ranges; aber ungeachtet aller Aufmerksamkeiten, mit denen er seine Auserwählte überschüttete, war es ihm bisher nicht gelungen, auch nur den kleinsten Beweis von Zuneigung ihrerseits zu erringen; der Künstlerin wurden im Gegentheil seine Huldigungen mit der Zeit lästig und sie wich ihm bei jeder Gelegenheit aus. Dieser Tage nun hatte der verschmähte Liebhaber zwei kostbare Roben aus Paris kommen lassen, mit deren einer er das Herz der spröden Nachtigall zu erobern hoffte. Er überfandte beide der Künstlerin und bat sie in einem Schreiben, diejenige Robe, welche ihr am meisten zusagen würde, als ihr Eigenthum zu betrachten; am Abend wolle er sich persönlich einfinden, um aus ihrem Munde den Ausfall der Wahl zu vernehmen. Kurz vor der bezeichneten Stunde jedoch erhielt unser Seladon ein Billet von seiner Angebeteten, folgenden Inhalts: „Die übersandten Roben gefallen mir gleich ausnehmend, ich werde beide behalten und Sie brauchen sich daher heute Abend nicht zu mir zu bemühen."

Ueber eine neue Art Diebe zu fangen, wird aus Berlin berichtet: Eine Frau in der Alexanderstraße bemerkte am Vormittag des ersten Feiertags, daß zwei fremde Männer aus einem Hause mit Bündeln kamen, sich in sehr verdächtiger Weise benahmen und eilig nach der Linienstraße hingingen. Sie vermuthete Diebe, unterrichtete den gegenüberwohnenden Schankwirth von dem Vorgang, und dieser schickte seinen Sohn hinter den Verdächtigen her. Dieser sah, daß sie in der Linienstraße eine Droschke nahmen und im raschen Trabe davonfuhren. Sofort erscholl der Ruf: Haltet den Dieb! und eine schnell wachsende Menge, eilte dem Wagen nach. Aber der Kutscher hörte nicht auf den Ruf, er fuhr so rasch weiter, daß die Verfolger bald zurückbleiben mußten, und schon glaubten sich die Diebe gesichert und deralbschlagten vielleicht über ein Extradouceur für den hülfreichen Droschkier, als dieser in der Prenzlauerstraße plötzlich in den Hof des Grundstückes einbog, in dem sich das Revier-Polizeibüreau befindet, und unter den Fenstern der Schutzmannswache stillhielt, wo die beiden Insassen des Wagens dann alsbald dingfest gemacht wurden.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 10 Sonntag 11. Januar 1863.

Ein Erlebniß in Gibraltar.

Es bedarf keines besonderen Ereignisses, um in den Reisenden die Erinnerung an Gibraltar wach und lebendig zu erhalten. Selbst wenn Spanien nicht an sich ein interessantes Land wäre, so würde eine Reise durch die Halbinsel genügend belohnt durch den ersten Anblick dieses weltberühmten Felsens. Auch wenn ich nie Emilie Waring gesehen, nie ihren Geliebten aus großer Gefahr errettet, nie dem Prozesse des unglücklichen Donovan beigewohnt hätte, würde jener majestätische Anblick unter den vielen Bildern der Natur, auf welche ich seitdem mit Wunder und Entzücken geschaut, am lebhaftesten in meinem Gedächtnisse aufgezeichnet geblieben sein.

Aber in meine Erinnerungen an Gibraltar mischen sich auch einige Begebenheiten menschlichen Lebens; und als ich vor einem Jahre den Felsen zum Zweitenmale besuchte, verschwanden, der herrliche Blick, der sich mir darbot, als ich durch die Meerenge segelte — die Berge der afrikanischen Küste auf der einen Seite, die Bay von Algesiras und die Sierra von Granada auf der anderen — die ruhigen Wasser des Mittelmeeres, nach dem Osten hin strömend, und bei ihrem Eintritt in das Weltmeer von dem gigantischen Felsen von Gibraltar bewacht; Alles, Alles ging unter in der Erinnerung an jene Mischung von Freude und Leid, welche zehn Jahre nicht hatten verwischen können; ich sah mich wieder neben Emilie Waring sitzen, ich erblickte wieder — doch ich will nicht vorgreifen.

Im Monat Juni des Jahres 1821 segelte ich mit dem Levanteboote von England ab, in der Absicht, einige Wochen in Kadix und Gibraltar zuzubringen, und dann weiter nach Korfu zu gehen. Ich glaube, es war am 15. Juni, als ich die Mole in Gibraltar betrat, und noch an demselben Abend gab ich meine Empfehlungen bei dem damaligen Gouverneur, Sir George D., und bei Oberst Waring von den königlichen Pionnieren ab, mit dem ich entfernt verwandt war. Sir George lud mich für den folgenden Abend zu einem Ball im Gouvernementsgebäude; Oberst Waring, ein so schöner alter Krieger, als je dem Könige gedient hatte, schüttelte mir herzlich die Hand, und ehe er eine Familienähnlichkeit herauserkennen wollte, erzählte er mir, daß ich zu glücklicher Stunde gekommen sey, denn nächste Woche würde seine Tochter Emilie mit dem Kapitän L. von der königlichen Marine vermählt. „Es ist ein edler, herrlicher Charakter", sagte Waring; „speisen Sie morgen mit uns, und Sie werden ihm begegnen; auch müssen Sie Emilie sehen, aber geben Sie Acht, daß Sie sich nicht in sie verlieben". Die Warnung war nothwendig; denn nie erscheinen weibliche Reize so verführerisch, als wenn wir wissen, daß sie einem andern angehören bestimmt sind, und Emilie Waring war das lieblichste Mädchen, das ich je gesehen. Ich will ihr Gesicht nicht beschreiben; das am meisten Fesselnde kann am wenigsten gezeichnet werden; von ihrer Figur will ich nur sagen, daß sie mit kindlicher Leichtigkeit jene vollen Umrisse verband, welche reiferen Jahren angehören. Kapitän L. fand ich so, wie ihn mir der Oberst geschildert. Am nächsten Abende, bei dem Balle im Gouvernementsgebäude, sah ich, während Emilie Waring mit ihrem Verlobten tanzte, die Augen eines Herrn fest auf das Paar gerichtet; er war augenscheinlich in großer Aufregung, und der Ausdruck seines sehr hübschen Gesichtes verrieth die tödtlichste Eifersucht, gepaart mit der innigsten Bewunderung. „Wer ist dieser Herr?" frug ich einen Freund unter den Offizieren der Garnison. „Sein Name," sagte er leise, „ist Donovan; Du hast gewiß bemerkt, daß seine Augen beständig auf den Verlobten ruhen; es gibt einige sehr erschwichtigende Umstände in der Geschichte dieses Mannes. Er liebt Emilie und haßt den Kapitän, und doch wirst du mit Erstaunen hören, daß Donovan und Kapitän L. anscheinend die besten Freunde der Welt sind. Vor drei Jahren rettete Donovan des Kapitäns Leben, indem er sich selbst außerordentlicher Gefahr aussetzte, und obgleich er ihn seitdem zweimal unter den verdächtigsten Umständen und wie Jeder glaubt, mit der festen Absicht, ihn zu erschießen, zum Duell gezwungen, so erinnert sich doch Kapitän L. nur der empfangenen Wohlthat und besteht auf Donovan's Ehrenhaftigkeit und Freundschaft. Dabei stand Donovan vor einigen Jahren vor den Schranken des Gerichtes, unter dem Verdachte, seine Gattin vergiftet zu haben, und obgleich er freigesprochen wurde, blieben doch Zweifel in den Gemüthern Vieler. Indeß — füge mein Freund hinzu — hat er hohe Gönner und bekleidet eine hoh

Regierungsstellung, so daß die Etikette den Gouverneur verpflichtet, ihn einzuladen."

Montag darauf sollte die Hochzeit seyn. Samstag Abends, als wir bei Waring's Abschied nahmen, sagte der Kapitän, daß er versprochen habe, am nächsten Mittag bei Donovan zu speisen. Ich bemerkte, daß eine Wolke, ein Schatten, nicht des Mißvergnügens, sondern der Aengstlichkeit über Emiliens Antlitz zog; der Oberst sagte: „Emilie sieht aus, als hielte sie es nicht für recht, daß Sie gerade morgen uns verlassen, und wahrlich, mir gefällt dieser Donovan auch nicht." — „Er wird mißverstanden," erwiderte L., und indem er sich zu Emilie wandte und ihre Hand nahm, fuhr er mit weichem Tone fort: „Auch kann ich nie vergessen, daß ohne Donovan Sie niemals hätten die Meinige seyn können. Ich konnte ihm das Diner nicht abschlagen."

Am nächsten Morgen begegneten wir uns Alle auf der Promenade in Gibraltar, der Ort des Morgen-Rendezvous. Die beiden Verlobten gingen die Alameda, jenes reizende Labyrinth von Geranium, Akazien und Orangenbäumen auf und ab, bis sich L. von uns um 3 Uhr trennte, um zu Donovan zu gehen. Wir erwarteten, daß er nach Beendigung des Diner zu Waring kommen würde, um den Abend mit uns zuzubringen; doch erschien er nicht. Der Oberst war augenscheinlich verletzt; Emilie verrieth eher Unruhe als Unwillen. Für den nächsten Morgen neun Uhr war der Gang zur Trauung, welche in dem Gouvernementshause stattfinden sollte, bestimmt. Ich erschien pünktlich. Emilie sah aus, wie eine liebenswürdige Braut aussehen muß, bescheiden und bezaubernd; der Oberst war ungeduldig, denn L. war noch nicht erschienen. Als halb zehn Uhr herankam, ohne daß der Bräutigam erschien, fing des Obersten Verletztheit an, der Aengstlichkeit Platz zu machen; Emiliens Unruhe verwandelte sich in die höchste Aufregung. Ich ging in L.'s Hotel und erfuhr, daß er seit gestern Nachmittags 4 Uhr nicht mehr gesehen worden. Auf eine Botschaft an Herrn Donovan erklärte dieser, daß er nach Tische mit Kapitän L. den Felsen hinaufgegangen sey, daß sie aber dann verschiedene Wege eingeschlagen und sich später verfehlt hätten; denn er habe L. seitdem nicht gesehen. Wozu die Veränderung beschreiben, welche wenige Stunden in Emilien hervorriefen. Ich sah sie in ihrem Brautkleide bleich und thränenlos haftzen; der Oberst stand neben ihr, mit der einen Hand die Hand der Tochter erfassend, mit der andern die Thräne wegwischend, welche dann und wann in seinen Augen aufstauchte. Der Gouverneur erschien selbst, um zu sagen, daß er alle Mittel angewandt, um das räthselhafte Verschwinden Kapitän L.'s aufzuklären, aber ohne Erfolg; die Schildwachen am Ost-Piquet hätten ihn in Begleitung Herrn Donovan's vorübergehen sehen; die Umstände wären so, daß er, der Gouverneur, es für seine Pflicht gehalten, Donovan festnehmen zu lassen.

Durch einen sonderbaren, für Donovan sehr unglücklichen Zufall, versammelte sich der Gerichtshof für Kriminalverbrechen schon zwei Tage darauf. Die Voruntersuchung war so weit gediehen, daß er diesem Gerichte übergeben werden mußte. Direkte Beweise lagen zwar nicht vor und ein Geständniß war nicht zu erlangen, aber die Untersuchung sprach entschieden gegen Donovan. Sein tödtlicher Haß gegen Kapitän L. wurde durch Aeußerungen vor Zeugen bewiesen; Oberst Waring konnte als Ursache die früher zurückgewiesene Werbung um Emiliens Hand bezeichnen. Die Umstände, welche die beiden Duelle begleitet hatten, wurden näher untersucht und stellten Donovan's Charakter als einen höchst niedrigen bloß, viel tiefer stehend, als selbst die Welt erwartet hatte. Außerdem wurde bewiesen, daß Donovan, als er mit Kapitän L. das Haus verließ, ein verborgenes Stilet bei sich getragen, und daß sie zusammen gesehen worden, als sie nach dem östlichen Ende des Felsens zusammen spazierten, weiter als eine halbe (englische) Meile hinter dem letzten Wachpiquet. Der Leser bedarf vielleicht der Belehrung, daß dieses Ost-Ende des Felsens von Gibraltar seine höchste Spitze ist, welche in einem steilen Abhang von 1500 Fuß Tiefe endigt, und daß eine halbe Meile hinter der letzten Schildwache sich der Weg zur Spitze theilt, indem der eine Zweig des Weges die Höhe auf einem leicht zu ersteigenden Zickzackpfade gewinnt; der andere die Ecke des Felsens berührt, indem er nahe an den ausgehauenen Höhlungen hinläuft. Ferner sind diese Höhlungen von Gibraltar, ungeheure Gänge, Galerien genannt, welche mitten in den Felsen eingehauen sind, nur einen Blick auf das Meer und den Abhang zulassen, und in kurzen Zwischenräumen mit Oeffnungen, Stückpforten für die Kanonen versehen sind.

(Schluß folgt.)

Die letzte Dezimirung.

Bei den alten Römern bestand für Meuterei oder Feigheit ganzer Schaaren bekanntlich die Strafe, daß der zehnte Mann durch das Loos zum Tode verurtheilt wurde. Auch in späteren Zeiten ist diese furchtbare Militärjustiz noch zuweilen geübt worden. Selbst in neuern Kriegen haben Feldherrn zuweilen mit derselben gedroht — ja es sind auch in ähnlicher Weise einige Opfer gefallen. Das letzte Beispiel, wo das Dezimiren in seiner ganzen Strenge durchgeführt worden ist, findet sich in dem großen deutschen Kriege, den die Geschichte den dreißigjährigen genannt hat — der Fluch und das Unglück unseres Vaterlandes. Torstenson, wegen seiner schnellen Operationen der Blitz genannt, hatte Sachsen, das seit dem Prager Frieden sich wieder dem Kaiser angeschlossen hatte, bedrängt und der

Digitized by Google

Erzherzog Wilhem war dem Kurfürsten zur Hülfe gezogen. Bei seiner Annäherung hatte der Schwede die Belagerung von Leipzig aufgehoben und sich auf das „breite Feld" zurückgezogen, wo einst Tilly den Ruf seiner Unbezwinglichkeit an Gustav Adolph verloren hatte. Hier stellten sich ihm die Kaiserlichen entgegen und es wurde eine zweite Schlacht von Breitenfeld im Jahre 1642 am 22. Oktober/1. November geliefert. Wir schreiben das Datum so, weil der verbesserte Kalender erst von 1685 herrührt.

Es war eine furchtbare Schlacht, vom kaiserlichen Geschütz mit großer Wirkung eingeleitet, wobei dem Pferde des Pfalzgrafen Karl Gustav, welcher 1654, nach der Abdankung Christinens, den schwedischen Thron bestieg, von einer Kettenkugel der Kopf abgerissen wurde. Das kaiserliche Fußvolk, in tiefen Gevierthaufen formirt, von denen es noch keine Ursache gefunden, abzugehen, kämpfte ruhmvoll die ganze Schlacht durch, obgleich es auf beiden Flügeln von der Reiterei verlassen wurde, obgleich Hannibal Gonzaga, welcher die des rechten führte, noch einen glücklichen Angriff machte und der Erzherzog selbst mit dem glänzendsten Beispiel voranleuchtete, dann aber, als die Kroaten (damals Reiter) zuerst die Flucht ergriffen, und das Regiment Madlo (oder Madelode), vom panischen Schrecken ergriffen, ihnen folgte, mit Wort und Klinge der Rückfluth Einhalt zu gebieten versuchte. Unbeirrt drang das Fußvolk vorwärts, die schwedischen, leichter gegliederten Brigaden wichen vor der Wucht der kaiserlichen Massen, das Feuer schwieg fast gänzlich, Pike gegen Pike wurde wie im Mittelalter gekämpft und schon fielen die kaiserlichen Dragoner auf die feindlichen Geschütze. Da warf aber der schwedische Feldherr auch seine gesammte Reiterei, welche nun verfügbar geworden, auf das bis dahin unbezwingliche Fußvolk der Kaiserlichen und der Erzherzog konnte das Schicksal des Tages nicht mehr wenden. Ueber die Einzelheiten der Schlacht gibt uns ein Brief des schwedischen Generals Wrangel an seinen Vater Aufschluß — ihm war dabei das Silber- und Goldgeschirr des Erzherzogs zur Beute gefallen und er beherzigte die Mahnung seines Vaters, der ihm einst geschrieben hatte: „Mache, daß Du was aufhebst. Wer was nimmt, hat was."

Ueber jenes feldflüchtige Regiment ließ aber der Erzherzog zu Rokitan in Böhmen strenges Gericht halten. Wir theilen das Urtheil zur Charakteristik der damaligen Zeit wörtlich mit:

„Als in dem zwischen J. Kayf. M. und der Kron Schweden im Breitenbacher Felde fürgegangenen Haupt-Treffen sich befunden, daß einige allerhöchst-ermeldeter J. Kayf. M. angehörige Offiziere und Regiment ihrer Eyd und Pflicht alsofern vergessen, daß sie, ohne Erweisung schuldigen Valors, frühzeitig und zwar als der meiste Theil der Armee die Artillerie und Fußvolk noch in voller Aktion begriffen, bey Herrn Generalissimi Hoch-Erzfürstl. Durchl. im Felde auf der Wahlstatt sich zwischen und unter ihnen anoch befunden, ohne sonderbare Noht und Erheblichkeit dem Feinde den Rücken gewendet, Regiments-Esquadron und Trouppenweise auß dem Felde geflohen und durch diese schändliche Flucht verursacht, daß dem Feinde zu seinem hauptsächlichen Vortheil, der Kayf. Armee aber zu unschätzbarlichem Verlust, die Mittel dergestalt eröffnet worden, daß er mit eben derjenigen Macht, welche er sonsten, wo sie anders als ehrliche Leute nur und ein geringes im Felde bestanden, gegen diese Aufgerissene hätte employiren müssen, vermög dieser erhaltenen Advantage die übrige Kais. Armee desto eifriger anzugreiffen und aus dem Felde zu poussiren (allermassen es dann leider also erfolget) veranlaßt worden. Und nachdem an vorbedachten spöttlichen Laster der begangenen Desertion das Madelodische Regiment fürnemlich und hauptsächlichen interessiret und dadurch zuförderst gegen Gott und dem weltlichen Rechte, zumalen die so hoch-vergönnten Mitilitärgesetze und Artikel, insonderheit aber jeden die Röm. Kayf. Maj. sich eyd- und pflichtbrüchig dermassen hoch vergriffen, daß sie nunmehro dergleichen abscheuliches Verbrechen mit Verlust ihres Leibes und Lebens büßen müssen. Darumb dann alle und jede und als viel ihrer dabei interessiret, für aller Welt und der gantzen Posteriät zum abscheulichen Exempel, ihnen aber zur wohlverdienten Straffe, für offenbare, feldflüchtige, meineydige Schelmen und Bösewichter erkannt und declariret und hinführo zu der Gesellschaft anderer Kais. Regimenter nimmermehr zugelassen werden, ihre Standarten (sintemahl sie mit als ehrliebende Leute geführet) ab- und hinweggerissen, für ihren Gesichten zerbrochen, zerschmettert, damit der Name dieses Regimentes auß der löblichen Armee vertilget und außgerottet werden möge. Der Oberst-Leutenant und Oberst-Wachtmeister sind bis zu ferner Erkänntniß eines Kriegs-Rechts in wohlverdienter Custodia enthalten worden (Später auch hingerichtet).

Die Rittmeister und Leutenante sind mit dem Schwerte, die Cornetten aber, alldieweil sie zu Beobachtung des Feldherrn Dienst und ihrer Ehren zu den Standarten auf's Höchste verpflichtet gewesen, dieselben aber ehrlos und schändlicher Weise auß dem Gesicht des Feindes und der Wahlstatt feldflüchtig davon geführet, wie auch die Wachtmeister und alle nachgesetzten Unter-Offiziere, nebst den gemeinen Soldaten der Zehende, welche das Looß der Würfel dazu praedestiniret hat, in offenem Felde und freier Landstrassen an die Bäume aufgehencket und mit dem Strange vom Leben zum Tode hingerichtet; ihre Degen aber vorher durch den Freymann zerbrochen worden: zu welchem ende sie denn alle dem General-Profos wirklich überantwortet, auch oberzählter-massen mit ihnen verfahren."

Digitized by Google

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

London, 5. Jan. So eben ist hier eine kleine Schrift erschienen, welche in Deutschland nicht verfehlen wird, großes Aufsehen zu erregen. Es ist eine noch nicht veröffentlichte Schrift Friedrichs des Großen, „Les Matinées Royales, ou l'Art de régner. Opuscule inédit de Frédéric II., dit le Grand, Roi de Prusse“, („die königlichen Morgenstunden oder die Kunst zu herrschen“), die an seinen Neffen und Thronfolger gerichtet ist. Trägt sie in Wirklichkeit die eigenen Ideen des Königs vor, so wird allerdings der Charakter und die Anschauungsweise Friedrichs durch sie in einer ganz eigenthümlichen und nicht eben günstigen Beleuchtung erscheinen. Wie sehr man die Klugheit und die scharfblickende Politik des absoluten Herrschers bewundern müßte, um so tiefer würde das Ansehen des Menschen durch die herzlose Verachtung aller Moral und dem nackten Egoismus des Verfassers sinken. Die Morgenstunden sind fünf an der Zahl, die Titel derselben lauten: Ursprung unseres Hauses, über die Religion, über die Ausübung der Justiz, über die Politik. Ueber die Religion gibt Friedrich, selbst ein Verächter derselben, sehr beachtenswerthe Vorschriften und weitgehende Pläne. „Die Religion ist im Staate absolut nothwendig. Ein König ist sehr unklug, wenn er erlaubt, daß seine Unterthanen Mißbrauch mit ihr treiben; aber ein König ist ebenso kurzsichtig, will er selbst Religion besitzen. Die wahre Religion eines Fürsten erstrebt den Nutzen der Menschen und den eigenen Ruhm. Er muß von Staatswegen davon dispensirt seyn, eine andere zu kennen; jedoch ist ein äußerer Anschein zu bewahren, um sich den Beobachtern und der Umgebung anzubequemen.“ Dem Plane seines Vaters, die drei „Sekten“ durch einen Religionsvertrag und durch gegenseitiges Nachgeben zu einer einzigen Konfession zu verschmelzen, erklärt Friedrich weiter, folgen zu wollen, denn „man muß dem ganzen Menschengeschlechte von Nutzen seyn, indem man alle zu Brüdern macht, indem man ihnen ein leichtes und süßes Gesetz auferlegt, wie Freunde und Verwandte mit einander zu leben, indem man ihnen die unumgängliche Nothwendigkeit aufdrängt, in Frieden zu leben und zu sterben und ihr einziges Glück in der Ausübung der bürgerlichen Pflichten zu finden.“ Daß der König ein Herz für seine Unterthanen besitzt, zeigen die folgenden Worte: „Sind diese Grundsätze einmal in das Gemüth der Kinder gepflanzt, so wird die Welt eine einzige Familie bilden und das goldene Zeitalter von einer Glückseligkeit übertroffen werden, die ich für die Welt innigst wünsche und die einen Genuß ohne Wechsel darbieten wird.“ Der Inhalt der Morgenstunde über die Justiz konzentrirt sich zu einem Kernpunkte in dem Satze: „Die Gerechtigkeit ist den Menschen und vorzüglich den Unterthanen zu erweisen, sofern sie nicht unsere Rechte aufhebt oder unsere Autorität verletzt. Denn das Recht des Herrschers und das Recht der Unterthanen oder Sklaven haben nichts mit einander gemein.“ Das Kapitel von der Politik fängt mit den Worten an: „Da alle Menschen darin übereinkommen sind, daß seines Gleichen zu betrügen, eine Niederträchtigkeit sey, so mußte man einen Ausdruck suchen, der die Sache mildert, und man hat das Wort Politik gewählt. Ganz sicher ist dieses Wort nur zu Gunsten der Herrscher hervorgesucht worden, weil es sich nicht schickt, uns Schurken und Spitzbuben zu tituliren (wörtlich). Schäme dich nicht, mein Neffe, Allianzen blos in der Absicht zu schließen, um allein den ganzen Vortheil daraus zu ziehen. Begehe nicht den großartigen Fehler, sie nicht zu verlassen, wenn du es von deinem Interesse geboten erachtest und halte vor allem den Grundsatz fest, daß seine Nachbarn herauben ihnen das Mittel, uns zu schaden, wegnehmen heißt....“ Der Beweis der Aechtheit dieser Schrift wird noch zu führen seyn. Der ungenannte Herausgeber, Sir John Acton, gehört zu katholischen Partei, gilt jedoch für einen glaubwürdigen und kritischen Forscher. Das Schriftchen soll nach der Kopie, welche der Baron v. Ménéval, der Geheimsekretär Napoleons, im Jahr 1806 in Sanssouci von dem eigenhändigen Manuskripte Friedrichs nahm, herausgegeben seyn.

Mannigfaltigkeiten.

Die deutsche Pariser Zeitung erzählt folgende komische Szene von einem der letzten Maskenbälle in der Großen Oper: Ein junger Franzose in der Tracht eines deutschen Studenten und mit den deutschen Farben geschmückt, stolzirte, ein junges Dämchen am Arm, durch die weiten Räume. Dieß erregte das Mißfallen eines jungen deutschen Mediziners, der sich dort in Gesellschaft mehrerer seiner Kollegen eingefunden hatte. „Sprich — redete er den Pseudo-Studenten finster und auf französisch an — sprich, was willst du hier mit den deutschen Farben? Eine solche Verhöhnung dulde ich nicht; lege die Farben ab.“ Der Student wollte nicht. „Dann müssen wir uns morgen schlagen“ — meinte der Mediziner. Dieses gefiel dem Studenten aber nicht, und er sagte, er könne die Farben nicht ablegen, die seyen geweiht. „Wenn es weiter nichts — erwiderte hierauf der Mediziner immer finster und französisch — so kann ich schon helfen.“ Und ein Federmesser aus der Tasche ziehend, löste er die deutschen Farben von dem Franzosen los und nahm sie mit sich fort. Das junge Dämchen aber verließ den Arm des entfärbten Studenten, und Dame und Farbe entführte der Mediziner, um sie als Trophäe zu seinen Freunden zu führen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 11 Dienstag, 13. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

Von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

So wie Konrad Rosa gewahrte, schwieg er augenblicklich, stand von der Fügbank auf und nahete sich ihr, sie mit dem edelsten Anstand grüßend. Dann sprach er mit sanfter Stimme, leuchtendes Feuer in den hellen braunen Augen: „Mein holdes Fräulein, welch ein süßer Rosenschimmer ging denn auf in dieser schlechten Arbeitshütte, als ihr eintratet, o wäre ich euer doch nur früher ansichtig geworden, nicht eure zarten Ohren hätt' ich beleidigt mit meinem wilden Jagdliede! — O (so rief er, sich zu Meister Martin und den andern Gesellen wendend), o hört doch nur auf mit euerm abscheulichen Geklapper! — So lange euch das liebe Fräulein ihres Anblicks würdigt, mögen Schlägel und Treiber ruhn. Nur ihre süße Stimme wollen wir hören, und mit gebeugtem Haupt erlauschen, was sie gebietet uns demüthigen Knechten." Reinhold und Friedrich schauten sich ganz verwundert an, aber Meister Martin lachte hell auf und rief: „Nun Konrad! — nun ist's klar, daß ihr der allernärrischste Kauz seyd, der jemals ein Schurzfell vorgebunden. Erst kommt ihr her und wollt mir wie ein ungeschlachter Riese alles zerscheißen, dann brüllt ihr dermaßen, daß uns allen die Ohren gellen, und zum würdigen Schluß aller Tollheit seht ihr mein Töchterlein Rosa für ein Edelfräulein an und gebehrdet euch wie ein verliebter Junker!" „Eure holde Tochter," erwiderte Konrad gelassen, „eure holde Tochter kenne ich gar wohl, lieber Meister Martin, aber ich sage euch, daß sie das hochherrlichste Fräulein ist, das auf Erden wandelt, und mag der Himmel verleihen, daß sie den edelsten Junker würdige, in treuer, ritterlicher Liebe ihr Paladin zu seyn." Meister Martin hielt sich die Saiten, er wollte ersticken, bis er dem Lachen Luft gab, durch Krächzen und Hüsteln. Kaum der Sprache mächtig, stotterte er dann: „Gut — sehr gut, mein allerliebster Junge, magst du meine Rosa immerhin für ein hochadlich Fräulein halten, ich gban' es dir — aber dem unbeschadet — sey so gut und gehe fein zurück an deine Fügbank!" Konrad blieb eingewurzelt stehen mit niedergeschlagenem Blick, rieb sich die Stirn, sprach leise: „Es ist ja wahr," und that dann wie ihm geheißen. Rosa setzte sich wie sie immer in der Werkstatt zu thun pflegte, auf ein klein Fäßlein, das Reinhold sorglich abgeklaubt und Friedrich herbeigeschoben hatte. Beide singen, Meister Martin gebot es ihnen, nun auf's Neue das schöne Lied an, in dem sie der wilde Konrad unterbrochen, der nun still und ganz in sich versunken, an der Fügbank fortarbeitete.

Als das Lied geendet, sprach Meister Martin: „Euch hat der Himmel eine schöne Gabe verliehen, ihr lieben Gesellen! — ihr glaubt gar nicht, wie hoch ich die holdselige Singekunst achte. Wollt' ich doch auch einmal ein Meistersinger werden, aber das ging nun ganz und gar nicht, ich mochte es auch anstellen, wie ich wollte. Mit aller meiner Mühe erntete ich nur Hohn und Spott ein. Beim Freisingen machte ich bald falsche Anhänge, bald Klebsylben, bald ein falsches Gebäude, bald falsche Blumen, oder versiel ganz und gar in falsche Melodei. — Nun ihr werdet es besser machen und es wird heißen, was der Meister nicht vermag, das thun doch seine Gesellen. Künftigen Sonntag ist zu gewöhnlicher Zeit nach der Mittagspredigt ein Meistersingen in der St. Katharinenkirche, da könnet ihr beide, Reinhold und Friedrich, Lob und Ehre erlangen mit eurer schönen Kunst, denn vor dem Hauptsingen wird ein Freisingen gehalten, woran ihr so wie jeder Fremde, der der Singekunst mächtig, ungehindert Theil nehmen könnet. Nun, Gesell Konrad (so rief Meister Martin hertüber zur Fügbank), nun, Gesell Konrad, möchtet ihr nicht auch den Singstuhl besteigen und euer schönes Jagdlied anstimmen?" „Spottet nicht," erwiderte Konrad ohne aufzublicken, „spottet nicht, lieber Meister! jedes an seinem Platze. Während ihr euch an dem Meistersingen erbaut, werde ich auf der Allerwiese meinem Vergnügen nachgehen."

Es kam so, wie Meister Martin wohl vermuthet. Reinhold bestieg den Singestuhl und sang Lieder in unterschiedlichen Weisen, die alle Meistersinger erfreuten, wie wohl sie meinten, daß dem Sänger zwar kein Fehler, aber eine gewisse ausländische Art, selbst könnten sie nicht sagen, worin die eigentlich bestehe, vorzuwerfen sey. Bald darauf setzte sich Friedrich auf den Singstuhl, zog sein Barett ab und begann, nachdem er einige Sekunden vor sich hingeschaut, dann aber einen

Digitized by Google

Blick in die Versammlung geworfen, der wie ein glühender Pfeil der holden Rosa in die Brust traf, daß sie tief aufseufzen mußte, ein solches herrliches Lied im zarten Ton Heinrich Frauenlobs, daß alle Meisterei einmüthiglich bekannten, keiner unter ihnen vermöge den jungen Gesellen zu übertreffen.

Als der Abend herangekommen und die Singschule geendigt, begab sich Meister Martin, um den Tag recht zu genießen, in heller Fröhlichkeit mit Rosa nach der Allerwiese. Die beiden Gesellen, Reinhold und Friedrich, durften mitgehen. Rosa schritt in ihrer Mitte. Friedrich, ganz verklärt von dem Lobe der Meister, in seliger Trunkenheit, wagte manches kühne Wort, das Rosa, die Augen verschämt niederschlagend, nicht vernehmen zu wollen schien. Sie wandte sich lieber zu Reinhold, der nach seiner Weise allerlei Lustiges schwatzte und sich nicht scheute, seinen Arm um Rosa's Arm zu schlingen. Schon in der Ferne hörten sie das jauchzende Getöse auf der Allerwiese. An den Platz gekommen, wo die Jünglinge sich in allerlei zum Theil ritterlichen Spielen ergötzten, vernahmen sie, wie das Volk einmal über's andere rief: gewonnen, gewonnen — er ist's wieder, der Starke! — ja gegen den kommt Niemand auf! — Meister Martin gewahrte, als er sich durch's Volk gedrängt hatte, daß alles Lob alles Jauchzen des Volks Niemandem anders galt, als seinem Gesellen Konrad. Der hatte im Wettrennen, im Faustkampf, im Wurfspießwerfen alle Uebrigen übertroffen. Als Martin herankam, rief Konrad eben: ob es Jemand mit ihm aufnehmen wolle im lustigen Kampfspiel mit stumpfen Schwertern? Mehrere wackere Patrizier-Jünglinge, solch ritterlichen Spiels gewohnt, ließen sich ein auf die Forderung. Nicht lange dauerte es aber, so hatte Konrad auch hier ohne alle große Mühe und Anstrengung sämmtliche Gegner überwunden, so daß des Lobpreisens seiner Gewandtheit und Stärke gar kein Ende war.

Die Sonne war herabgesunken, das Abendroth erlöschte und die Dämmerung stieg mit Macht herauf. Meister Martin, Rosa und die beiden Gesellen hatten sich an einem plätschernden Springquell gelagert. Reinhold erzählte viel Herrliches von dem fernen Italien, aber Friedrich schaute still und selig der holden Rosa in die Augen. Da kam Konrad heran leisen, zögernden Schrittes, wie mit sich selbst uneins, ob er sich zu den Andern lagern sollte oder nicht. Meister Martin rief ihm entgegen: „Nun, Konrad, kommt nur immer heran, ihr habt euch tapfer gehalten auf der Wiese, so kann ich's wohl leiden an meinen Gesellen, so ziemt es ihnen auch. Scheut euch nicht, Geselle! setzt euch zu uns, ich erlaub' es euch!“ Konrad warf einen durchbohrenden Blick auf den Meister, der ihm gnädig zunickte, und sprach dann mit dumpfer Stimme: „Vor euch scheue ich mich nun ganz und gar nicht, hab' euch auch noch gar nicht nach der Erlaubniß gefragt, ob ich mich hier lagern darf oder nicht, komme überhaupt auch gar nicht zu euch. Alle meine Gegner hab' ich in den Sand gestreckt im lustigen Ritterspiel, und da wollt' ich nur das holde Fräulein fragen, ob sie mir nicht auch wie zum Preis des lustigen Spiels den schönen Strauß verehren wollte, den sie an der Brust trägt.“

Damit ließ sich Konrad vor Rosa auf ein Knie nieder, schaute mit seinen klaren braunen Augen ihr recht ehrlich in's Antlitz und bat: „Gebt mir immer den schönen Strauß als Siegespreis, holde Rosa, ihr dürft mir das nun durchaus nicht abschlagen.“ Rosa nestelte auch gleich den Strauß los und gab ihn Konrad, indem sie lachend sprach: „Ei, ich weiß ja wohl, daß einem solchen tapfern Ritter, wie ihr seyd, solch ein Ehrenzeichen von einer Dame gebührt und so nehmt immerhin meine wellgewordenen Blumen.“ Konrad küßte den ihm dargebotenen Strauß und steckte ihn dann an sein Barett, aber Meister Martin rief, indem er aufstand: „Nun seh' mir einer die tollen Possen! — doch laßt uns nun nach Hause wandeln, die Nacht bricht ein.“ Herr Martin schritt voraus, Konrad ergriff mit sittigem, zierlichem Anstande Rosa's Arm, Reinhold und Friedrich schritten ganz unmuthig hinterher. Die Leute, denen sie begegneten, blieben stehen und schauten ihnen nach, indem sie sprachen: „Ei, seht nur, seht, das ist der reiche Küper Thomas Martin mit seinem holden Töchterlein und seinen wackern Gesellen. Das nenn' ich mir hübsche Leute!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Erlebniß in Gibraltar.

(Schluß.)

Gewiß war es unregelmäßig, daß bei diesem Prozesse Donovan's auch seiner früheren Anklage auf Mord, von der er freigesprochen worden, Erwähnung geschah, denn es wirkte unzweifelhaft auf das Urtheil ein. Er wurde des Mordes schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Das Urtheil sollte am Montage darauf vollzogen werden. Am Samstag Morgen verlangte der Schuldige sein Bekenntniß abzulegen, welches dahin ging, daß er, obwohl unschuldig an dem Verbrechen, das er mit dem Tode büßen solle, doch die Strafe verdiene, sowohl in Rücksicht auf den frühern Mord, von dem er freigesprochen worden, den er aber wirklich begangen, als auch deßhalb, weil er den Tod des Kapitän L. fest beabsichtigt hatte. Er gab zu, daß er in dieser Absicht allein den Spaziergang nach dem Ost-Ende des Felsens vorgeschlagen, und daß er den Mord gewiß begangen haben würde, wenn L.

Digitized by Google

sich nicht an dem Kreuzwege von ihm getrennt, und nie bis auf die Spitze gekommen wäre.

Als ich in derselben Nacht in meinem Bette die außerordentlichen Ereignisse dieser letzten Woche überlegte, konnte ich nicht umhin, zu dem Schlusse zu gelangen, daß Donovan unschuldig sey an dem Blute meines Freundes. Warum sollte er sich nur zu der Absicht bekannt haben, wenn er wirklich die That verübt? Warum den einen Mord gestehen, und den andern leugnen? Eine unbestimmte Ahnung bemächtigte sich meiner, daß Hauptmann L. noch unter den Lebenden sey, obwohl während der Woche, und besonders auch an diesem Tage Alles geschehen war, um ihn aufzufinden; obwohl kaum zu zweifeln war, daß der Leichnam in das Meer gestürzt worden. So schlief ich ein, und träumte, daß Donovan bei meinem Bette stehe, und daß er dreimal in einem Geistertone wiederhole: „Ich leide gerecht, aber ihn mordete ich nicht, noch lebt er.“ Gewiß war dieß keine übernatürliche Erscheinung, sondern nur das Resultat meiner Gedanken vor dem Entschlafen; dennoch befestigte es immer mehr in mir die Ueberzeugung von L.'s Leben und als ich beim Erwachen den Morgen grauen sah, sprang ich aus dem Bette mit dem festen Entschlusse demgemäß zu handeln.

Ich ging über die Zugbrücke, welche eben heruntergelassen wurde, durchstreifte die Alameda und verfolgte den Pfad, der zur Europa-Spitze, so heißt das Ost-Ende, führt. Einige Häuser gürten die Südseite des Felsens nahe der See, und mehrere Boote lagen angepfahlt an der Küste. Niemand rührte sich, die Morgenkanone war noch nicht gelöst; ich stieg in ein Boot, löste das Tauwerk, und ruderte hinaus. Bald umsegelte ich die Südostspitze und befand mich auf der Vorderseite des großen Abhanges. Ich stieg vom Felsen wieder ab, bestündig meine Augen auf die Spalten und Vorsprünge gerichtet: der Leser wird mir kaum glauben, wenn ich versichere, daß, als ich zuerst auf einem entfernten Vorsprunge etwas erblickte, das Aehnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt trug, ich mehr Freude als Erstaunen empfand, so fest stand in mir die Ueberzeugung von Kapitän L.'s Leben. Eine nähere und genauere Besichtigung bewies mir, daß ich mich nicht getäuscht, und mein Boot schoß schnell zurück durch die Wogen, um die nöthige Hülfe zu holen.

Wozu alle Maßregeln herzählen, die ergriffen wurden, um L. zu retten und zum Bewußtseyn zurückzuführen. Genug, er wurde gerettet, und ich werde nie den Abend vergessen, an dem Emilie langsam die Nachricht beigebracht wurde, daß er lebe. Nie begegneten sich Lächeln und Thränen unter glücklicheren Auspizien; denn die Freude hatte die Quelle wieder geöffnet, welche der Kummer geschlossen hatte, und jede Thräne wurde durch Lächeln versüßert. Der alte Oberst kannte in seinem Entzücken keine Gränzen; bald schüttelte er mir kräftig dankend die Hand, bald küßte er das thränenfeuchte, lächelnde Gesicht der Tochter. Nach mehrtägiger Erholung war L. so weit hergestellt, um die Braut zu sehen. Wir saßen am Abend in dem Garten des Obersten, welcher auf die Alameda und die Bai von Algeziras hinausblickt, die in vollkommener Ruhe dalag, gefärbt durch die tiefen und reichen Tinten, welche der andalusische Himmel zurückstrahlte, da gab uns L. die folgende Erzählung seiner Leiden.

„Ich verließ mein Hotel um 4 Uhr, um, wie ich versprochen, mit Donovan zu speisen. Er empfing mich, wie gewöhnlich, mit anscheinender Freundschaft; aber während des Essens war er oft zerstreut — offenbar lag Aufregung in Ton und Manier — und zum Erstenmale fühlte ich mich unbehaglich in seiner Nähe. Nach Tische schlug er einen Spaziergang vor; ich verließ zuerst das Haus, und als ich um die Hausthür bog, blickte ich zufällig durch das Fenster und sah, daß Donovan einen kurzen Dolch in die Brusttasche steckte. Damals zum Erstenmale hegte ich Verdacht, und Donovan's Benehmen bei dem Spaziergange war geeignet, ihn zu vermehren. Etwa eine halbe Meile hinter der letzten Schildwache theilt sich bekanntlich der Weg. Ich schlug vor, jeder einen verschiedenen Weg zu verfolgen und uns auf der Spitze zu treffen. Donovan schlug den Zickzackpfad ein, ich folgte dem engeren und stellteren, indem ich beschloß jede weitere Begegnung zu vermeiden und an der Südseite hinab und zurückzugehen. Als ich bei den Ausböhlungen im Felsen vorüberging, verführte mich die Kühle der unterirdischen Galerien, in sie einzutreten. Während ich hindurchschritt, blickte ich durch eine der Stückpforten und sah, ungefähr neun Fuß tiefer, auf einer kleinen Plattform des Felsens, von der vorspringenden Stückpforte fast verdeckt, einige Stengel weißer schöner, süßriechender Narzissen. Ich fühlte lebhaft den Wunsch, sie zu besitzen, denn Emilie liebte sie, und wir hatten oft, wenn wir den Felsen hinaufgingen oder unter ihm hinruderten, bedauert, daß diese reizenden Blumen an unzugänglichen Stellen wuchsen. Zwischen der Stückpforte und der Plattform war ein kleiner viereckiger Vorsprung; eine Geraniumwurzel hatte sich herumgewunden, und ich glaubte, daß ich mein Vorhaben leicht und sicher ausführen könne. So stieg ich denn oder ließ mich vielmehr auf den Vorsprung hinab, und indem ich ihn nur leicht berührte, stieg ich auf die Bettung hinunter. Ich pflückte die Blumen, und ergriff den Vorsprung, um mich wieder hinaufzuheben; aber zu meinem unaussprechlichen Schrecken gab er nach und stürzte mit der Geraniumwurzel hinab in die See.

Die Abtrennung dieses Stückes ließ den Felsen ganz nackt, ohne Punkt, ohne Spalte, ohne Wurzel: es war wenigstens 9 Fuß von dem Punkte, wo ich stand, zu dem niedrigsten Theile der Stückpforte. Es war keiner Anstrengung möglich, sie zu erreichen, und selbst ein Vogel hätte an dem glatten Felsen nicht Fuß fassen können. Keine Anstrengung konnte mich retten, kein menschliches Auge mich sehen und das Getose der

Digitized by Google

Wellen unter mir übertönte jeden Hülferuf. Ich stand in der Mitte des steilen Abhanges, 7—800 Fuß über und unter mir. Oben stand der Felsen vor, so daß Niemand mich von der Spitze aus sehen konnte; zu meinen beiden Seiten bildete der Felsen eine Nische, so daß man mich nur dann von der See aus erblicken konnte, wenn zufällig ein Boot mir direkt gegenüber hielt.

Der Abend kam heran, und es wurde dunkel. Die Nacht brach ein, und ich setzte mich auf der Platform nieder, indem ich meinen Rücken an den Felsen lehnte. Auch die Nacht ging vorüber und der Morgen tagte — es war der Morgen, an dem Emilie die Meine werden sollte, der Tag, von dem aus ich den Beginn alles Glückes datirt hatte.

Ich erneuerte meine vergeblichen Anstrengungen; ich sprang hinauf nach der Stückpforte, aber ich fiel zurück auf die Terasse und war nahe daran, in die See zu stürzen. Laut rief ich nach Hülfe, aber mein Schrei wurde nur durch einige Seevögel beantwortet, die auf der Klippe gegenüber schnatterten. Ich dachte daran, in die See zu springen, obgleich es gewisser Tod war. Ich betete zu Gott, rief wild und unsinnig nach Emilie, fluchte, weinte wie ein Kind und sank dann erschöpft zu Boden. O, wie beneidete ich die großen Vögel, die vorbeisegelten und sich dann in Sicherheit auf den Busen der Tiefe senkten. Die Geschichte eines Tages ist die Geschichte aller, bis die Schwäche mich aller Kraft beraubte. Hunger peinigte mich; ich aß das spärliche Gras, das auf der Terasse wuchs, und wurde immer schwächer; aber während die Leiden des Körpers zunahmen, verminderten sich die der Seele. Mein Geist wanderte; ich glaubte fremde Musik zu hören, in der sich Emiliens Stimme mit dem Getöse der Wellen mischte. Ich sah Donovans Gesicht an der Oeffnung der Stückpforte, bildete mir ein, verheirathet zu seyn, und sprach zu den Blumen an meiner Brust, als wären sie meine Braut, die ich hat, die Tiefe und das Stürmen der See nicht zu fürchten. Diese Blumen habe ich bewahrt, Emilie, ich fand sie, als ich gerettet war, und hier sind sie" — schloß L., indem er sie in Emiliens Schooß legte.

Bisher hatte Emilie ihre Gefühle unterdrückt, aber mit dem Ausrufe: „Verhaßte Narzissen!" stürzte sie ihrem Verlobten an die Brust und fand Erleichterung in einem Strom von Thränen.

Für den nächsten Montag berannte der Oberst die Hochzeit an, und so geschah es auch. Wie schnell war alles Leid vergessen. Ich sah Emilie zum Altare führen, und ich sah sie später als glückliches und geliebtes Weib. Zwischen meinem ersten und zweitem Besuche in Gibraltar hat der Oberst die Schuld der Natur bezahlt. Donovan, der reumüthig gebeichtet und eine ernente Untersuchung seiner Schandthat beantragt hatte, bei der er sein offenes Geständniß wiederholte, war auf Lebenszeit nach Sidnay transportirt worden. Aber Emiliens Haus ist noch immer meine zweite Heimath. Ich fand sie so schön, so sanft und so geliebt wie je. Emilie Waring, ich werde dich nicht wiedersehen, aber Gott segne dich, deinen Gatten und deine Kinder.

Mannigfaltigkeiten.

[Feuerspritze und Rauchhaube.] In den letzten Tagen wurde in Stuttgart ein interessanter Versuch über die Wirkung der Koppelung von zwei Feuerspritzen gemacht, die Spritzenfabrikant Kurz vorselbst für die Oberamtsstadt Rotteuburg angefertigt hatte. Während die größere derselben je nach der Weite des angewendeten Mundstücks das Wasser in horizontaler Richtung 110—136, die kleinere aber 110—126 Fuß weit warf, erreichte nach vorgenommener Koppelung der vereinigte, schön geschlossene Wasserstrahl eine Horizontalentfernung von 135—151 Fuß und stieg in gleichem Verhältniß auch senkrecht bis zu einer entsprechenden Höhe. Der in Leipzig gewonnene Erfolg aus der Koppelung dreier Spritzen bestätigte sich sonach auch bei diesem Versuche, und es darf nunmehr als erwiesen angesehen werden, daß man auf diese Weise auch die höchsten Theile freistehender Gebäude mit einem kräftigen Wasserstrahl erreichen kann, ohne zur Anschaffung monströser Spritzen gezwungen zu seyn. — Am gleichen Tage wurde ein nicht minder interessanter Versuch mit der Kühfuß'schen Rauchhaube angestellt; die durch die Londoner Industrieausstellung in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. In dem nach außen möglichst vollkommen abgeschlossenen Kellergewölbe eines noch unvollendeten Wohnhauses wurde Feuer angemacht und in dasselbe Pech, Schwefel, Harz und wollene Lumpen geworfen, um einen möglichst starken Rauch und Qualm zu erzeugen, in welchem, geschützt durch diese Rauchhaube zwei Mann der dortigen Feuerwehr 8 Minuten, später zwei Kaminfeger sogar 28 Minuten ohne alle Belästigung sich aufhielten. Es hat sich mithin dieser einfache Apparat vollständig erprobt.

Der Werth der Weingüter ist im Rheingau in den letzten Jahren um das Doppelte, in den besseren Lagen sogar um das Dreifache gestiegen und auch in diesem Winter wird wieder manches Stück Feld, das früher Weinberg war, in den schlechten Weinjahren von 1850 bis 1856 aber ausgehauen worden war, zu Weinbergen angerodet.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 12 — Mittwoch, 14. Januar — 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

Von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Wie Frau Marthe mit Rosa von den drei Gesellen sprach. Konrads Streit mit Meister Martin.

Junge Mägdlein pflegen wohl alle Lust des Festtages erst am anderen Morgen sich so recht durch Sinn und Gemüth gehen zu lassen und diese Nachfeier dünkt ihnen dann beinahe noch schöner als das Fest selbst. So saß auch die holde Rosa am andern Morgen einsam in ihrem Gemach und ließ, die gefalteten Hände auf dem Schooß, das Köpfchen sinnend vor sich hingeneigt, Spindel und Näherei ruhen. Wohl mocht' es seyn, daß sie bald Reinholds und Friedrichs Lieder hörte, bald den gewandten Konrad sah, wie er seine Gegner besiegte, wie er sich von ihr den Preis des Siegers holte, dann bald summte sie ein paar Zeilen irgend eines Liedleins, bald lispelte sie: meinen Strauß wollt ihr? und denn leuchtete höheres Roth auf ihren Wangen, schimmerten Blitze durch die niedergesenkten Wimpern, stahlen sich leise Seufzer fort aus der innersten Brust. Da trat Frau Marthe hinein und Rosa freute sich nun, recht umständlich erzählen zu können, wie Alles sich in der St. Katharinenkirche und auf der Allerwiese begeben. Als Rosa geendet, sprach Frau Marthe lächelnd: „Nun, liebe Rosa, nun werdet ihr wohl bald unter drei schmucken Freiern wählen können." „Um Gott!" fuhr Rosa auf, ganz erschrocken und blutroth im Gesicht bis unter die Augen, „um Gott, Frau Marthe, wie meint ihr denn das? — ich! — drei Freier?" — „Thut nur nicht so," sprach Frau Marthe weiter, „thut nur nicht so, liebe Rosa, als ob ihr gar nichts wissen, nichts ahnen könntet. Man müßte ja wahrhaftig gar keine Augen haben, man müßte ganz verblendet seyn, sollte man nicht schauen, daß unsere Gesellen, Reinhold, Friedrich und Konrad, ja daß alle drei in der heftigsten Liebe zu euch sind." „Was bildet ihr euch ein, Frau Marthe," lispelte Rosa, indem sie die Hand vor die Augen hielt. „Ei," fuhr Frau Marthe fort, indem sie sich vor Rosa hinsetzte und sie mit einem Arm umschlang, „ei, du holdes, verschämtes Kind, die Hände weg, schau' mir recht fest in die Augen und dann leugne, daß du es längst gut gemerkt hast, wie die Gesellen dich in Herz und Sinn tragen leugne das! — Siehst du wohl, daß du das nicht, kannst? — nun es wär' auch wirklich wunderbar, wenn eines Mägdleins Augen nicht so was gleich erschauen sollten. Wie die Blicke von der Arbeit weg dir zufliegen, wie ein rascherer Takt Alles belebt, wenn du in die Werkstatt trittst. Wie Reinhold und Friedrich ihre schönsten Lieder anstimmen, wie selbst der wilde Konrad fromm und freundlich wird, wie Jeder sich müht, dir zu nahen, wie flammendes Feuer aufflackert im Antlitz dessen, den du eines holden Blickes, eines freundlichen Worts würdigst! Ei, mein Töchterchen, ist es denn nicht schön, daß solche schmucke Leute um dich buhlen? — Ob du überhaupt einen und wen von den Dreien du wählen wirst, das kann ich in der That gar nicht sagen, denn freundlich und gut bist du gegen Alle, wiewohl ich — doch still, still davon. Kämst du nun zu mir und sprächst: Rathet mir, Frau Marthe, wem von diesen Jünglingen, die sich um mich mühen soll ich Herz und Hand zuwenden, da würd' ich denn freilich antworten: Spricht dein Herz nicht ganz laut und vernehmlich: Der ist es, dann laß sie nur alle drei laufen. Sonst aber gefällt mir Reinhold sehr wohl, auch Friedrich, auch Konrad, und dann hab' ich gegen alle drei auch manches einzuwenden. — Ja, in der That, liebe Rosa, wenn ich die jungen Gesellen so tapfer arbeiten sehe, gedenke ich immer meines lieben, armen Valentins und da muß ich doch sagen, so wenig er vielleicht noch bessere Arbeit schaffen mochte, so war doch in Allem, was er förderte, solch ein ganz anderer Schwung, eine andere Manier. Man merkte, daß er bei dem Dinge war mit ganzer Seele, aber bei den jungen Gesellen ist es mir immer, als thäten sie nur so und hätten ganz andere Sachen im Kopfe als ihre Arbeit, ja als sey diese nur eine Bürde, die sie freiwillig sich aufgelastet und nun mit wackerem Muthe trügen. Mit Friedrich kann ich mich nun am Besten vertragen, das ist ein gar treues, herziges Gemüth. Es ist, als gehöre der am mehrsten zu uns, ich verstehe Alles, was er spricht, und daß er euch so still, mit aller Schüchternheit eines frommen Kindes liebt, daß er kaum wagt, euch anzublicken, daß er erröthet, so wie ihr ein Wort mit ihm redet, das ist's, was ich

Digitized by Google

so sehr an dem lieben Jungen rühme." Es war, als trete eine Thräne in Rosa's Auge, als Frau Marthe dieß sagte. Sie stand auf und sprach zum Fenster gewendet: „Friedrich ist mir auch recht lieb, aber daß du mir ja nicht den Reinhold verachtest." „Wie könnte ich denn das," erwiderte Frau Marthe, „Reinhold ist nun offenbar der schönste von Allen. Was für Augen! nein, wenn er einen so durch und durch blitzt mit den leuchtenden Blicken, man kann es gar nicht ertragen! — Aber dabei ist in seinem ganzen Wesen so etwas Verwunderliches, das mir erdentlich Schauer erregt und mich von ihm zurückschreckt. Ich denke Herr Martin müßte, wenn Reinhold in seiner Werkstatt arbeitet und er ihn dieses, jenes fördern heißt, so zu Muthe seyn, wie mir es seyn würde, wenn Jemand in meine Küche ein von Gold und Edelsteinen funkelndes Geräth hingestellt hätte und das solle ich nun brauchen wie gewöhnliches, schlechtes Hausgeräth, da ich denn doch gar nicht wagen möchte, es nur anzurühren. Er erzählt und spricht und spricht und das Alles klingt wie süße Musik und man wird ganz hingerissen davon, aber wenn ich nun ernstlich daran denke, was er gesprochen, so hab' ich am Ende kein Wörtlein davon verstanden. Und wenn er denn auch wohl einmal nach unserer Weise scherzt und ich denke, nun ist er denn doch so wie wir, so sieht er mit Einemmal so vornehm darein, daß ich ordentlich erschrecke. Und dabei kann ich gar nicht sagen, daß sein Aussehen der Art gliche, wie manche Junker, mancher Patrizier sich bläht, nein, es ist etwas ganz Anderes. Mit einem Wort, es kommt mir, Gott weiß es, so vor, als habe er Umgang mit höheren Geistern, als gehöre er überhaupt einer anderen Welt an. Konrad ist ein wilder, übermüthiger Geselle und hat dabei in seinem ganzen Wesen auch ganz etwas verdammt Vornehmes, was zum Schurzfell nicht recht passen will. Und dabei thut er so, als wenn nur er allein zu gebieten hätte und die Andern ihm gehorchen müßten. Hat er es doch in der kurzen Zeit seines Hierseyns dahin gebracht, daß Meister Martin, von Konrads schallender Stimme angedonnert, sich seinem Willen fügt. Aber dabei ist Konrad wieder so gutmüthig und grundehrlich, daß man ihm gar nicht gram werden kann. Vielmehr muß ich sagen, daß er mir trotz seiner Wildheit beinahe lieber ist als Reinhold, denn zwar spricht er auch oft gewaltig hoch, aber man versteht's doch recht gut. Ich wette, der ist einmal, mag er sich auch stellen, wie er will; ein Kriegsmann gewesen. Deßhalb versteht er sich noch so gut auf die Waffen und hat sogar was vom Ritterwesen angenommen, das ihm gar nicht übel steht. — Nun sagt mir ganz unverholen, liebe Rosa, wer von den drei Gesellen euch am Besten gefällt?" „Fragt," erwiderte Rosa, „fragt mich nicht so verfänglich, liebe Frau Marthe. Doch so viel ist gewiß, daß es mir mit Reinhold gar nicht so geht wie euch. Zwar ist es richtig, daß er ganz anderer Art ist als seinesgleichen, daß mir bei seinen Gesprächen zu Muthe wird, als thue sich mir plötzlich ein schöner Garten auf voll herrlicher, glänzender Blumen, Blüthen und Früchte, wie sie auf Erden gar nicht zu finden, aber ich schaue gern hinein. Seit Reinhold hier ist, kommen mir auch manche Dinge ganz anders vor, und Manches, was sonst trübe und gestaltlos in meiner Seele lag, ist nun so hell und so klar geworden, daß ich es ganz deutlich zu erkennen vermag." Frau Marthe stand auf und im Davongehen, Rosa'n mit dem Finger drohend, sprach sie: „Ei, ei, Rosa, also wird wohl Reinhold dein Auserwählter seyn? Das hatte ich nicht vermuthet, nicht geahnt!" „Ich bitte euch," erwiderte Rosa, sie zur Thüre geleitend, „ich bitte euch, liebe Frau Marthe, vermuthet; ahnet gar nichts, sondern überlasset Alles den kommenden Tagen. Was die bringen, ist Fügung des Himmels, der sich Jeder schicken muß in Frömmigkeit und Demuth."

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten aus Walter Scott's Leben.

Bekanntlich lebte 1819 der jetzige König der Belgier als Gemahl der Thronerbin in England, und er war bestimmt, dereinst dieselbe Stellung als Gemahl einer Königin einzunehmen, in welcher später sein Neffe Prinz Albert sich befand. Ende September nun erhielt Scott in Abbotsford, seinem Gute, ganz unerwartet einen Besuch von diesem ebenso geistvollen als vortrefflichen Fürsten, und ist hierüber ein Bericht in dem Briefe an Lord Montagu, Vormund des jungen Herzogs von Buccleugh, enthalten: „Prinz Leopold betreffend, hörte ich erst um 8 Uhr Früh, daß dieser Fürst um 11 Uhr in Selkirk, ganz in unserer Nähe, eintreffen würde. Der Magistrat sandte zu mir, um ihnen bei dem Empfang behülflich zu seyn. Sogleich dachte ich an die Möglichkeit, daß ich ihn würde nach Abbotsford einladen müssen, weil, wenn er Melrose besehen wollte, der Weg unmittelbar an meiner Thüre vorbeiführte. Ich sagte dieß meiner Frau, die noch ruhig im Bette lag und da hätten sie dann den Schrei des Entsetzens hören sollen! — „Was soll ich ihm anbieten?" „Nun Wein und Kuchen," sagte ich, um die Sache von der leichtesten Seite vorzustellen. Aber sie rief im Tone der äußersten Verzweiflung: „Kuchen! Wo soll ich Kuchen hernehmen?" Da ich sie aber damit tröstete, daß der Besuch ja noch sehr unwahrscheinlich sey, ihre Neugierde auch so stark war, daß die Furcht dagegen nicht aufkommen konnte, so machte sie sich mit mir auf den Weg, um ja Nichts von dem Anblick des großen Herrn zu verlieren. Wir setzten nun unsere Equipage in vollen Glanz und fuhren mit Vieren dem Prinzen im hochtrabendsten Style entgegen. Der Prinz sagte

Digitized by Google

mir in freundlichster Weise, daß er zwar Melrose nicht besehen, dagegen auf eine Stunde nach Abbotsford kommen wolle. Neue Verzweiflung auf Seiten meiner Frau Gemahlin, die nun in dem ganzen Städtchen Selkirk nach kalter Küche Haussuchung zu suchen begann, wo denn wirklich das Vorderblatt von einem gebratenen Lamm aufgetrieben ward. Inzwischen hatte Se. k. Hoheit die ihm zugedachte Ehre der „Bürste“*) mit großer Leutseligkeit durchgemacht, nachdem ich den Bürgermeister Lang dahin instruirt hatte, daß das Lecken dießmal nur andeutungsweise vorgenommen werden dürfe. So schwenkte er die Borsten bloß drei Mal vor dem Mund herum und der Prinz, von dem alten Gebrauch in Kenntniß gesetzt, folgte diesem Beispiel. Es ging Alles trefflich von statten, und der Bürgermeister und die Aeltesten gaben auf die Bemerkungen und Fragen des Prinzen sehr bescheidene und passende Antworten. Der Prinz erkannte dieß auch sehr wohlwollend an.

Wie meine Frau es noch zuletzt angefangen hat, weiß ich nicht, aber als wir nach Abbotsford kamen, setzte sie ihm ein sehr anständiges Frühstück vor. Wir hatten Lachs, Auerhahn und Rebhühner, und da ich selbst noch köstlichen alten Rheinwein dazu geben konnte, so paßte Alles vortrefflich. Der Prinz scheint melancholisch, ob von Natur oder aus Gewohnheit, wage ich nicht zu unterscheiden; aber in Paris, wo ich ihn oft sah, kam er mir keineswegs so vor, und doch ging es ihm damals nichts weniger als brillant. — Daß wir höchstens eine Woche lang brauchten, um uns über dieß große Ereigniß auszusprechen, und daß die bedeutungsvolle Sylbe „Prinz“ höchstens zehnmal des Tages im Hause gehört wird, das ist, denke ich, ein gutes Zeichen für den Verstand meiner Familie, — der Einzige, dessen Gehirn etwas gelitten zu haben scheint, ist mein Waldhüter und schottischer Dudelsackspfeifer in einer Person. Denn da der Prinz äußerte, daß sein Spiel ihm mehr Vergnügen gemacht habe, als irgend etwas Derartiges in den Hochlanden (was, unter uns gesagt, nur beweist, daß Se. k. Hoheit Nichts davon versteht), so ist der arme Mensch für seine gewöhnlichen Arbeiten ganz untauglich geworden und haut im Walde zur Melodie „Der Fürst kommt,“ Stock und Stiel ganz unbarmherzig herunter.“

*) Diese Bürste ist ein Büschel Schweinsborsten, die bei der Aufnahme eines neuen Bürgers oder Ehrenbürgers eine Rolle spielt. Sie war ursprünglich das Emblem der Schuhmacherinnung. Bei Aufnahme eines neuen Mitgliedes macht diese Bürste mit dem Ehrenbecher die Runde; die Genossen, nach dem Alter, tauchen sie in den Wein und ziehen sie durch den Mund, Einer nach dem Andern, bis sie zuletzt an den Glücklichen, der aufgenommen werden soll, gelangt, der sie dann natürlich zuletzt durch den Mund zu ziehen hat.

(Schluß folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

[Noch einmal das Werk Friedrich des Großen.] Im „Schw. M.,“ dem auch wir unsere Angabe über das in London kürzlich erschienene, gerade recht zur Säkularfeier in Preußen kommende Werk des „großen Friedrich“ entnommen haben, gibt Dr. Friedrich Notter folgende Erklärung ab: „Stuttgart, 9. Jan. Eine Abschrift des angeblichen Werkes von Friedrich dem Großen, dessen der qué London datirte Artikel im heutigen „Schw. M.“ als eines solchen gedenkt, das nicht verstehen werde, in Deutschland großes Aufsehen zu machen, befindet sich auch in meinem Besitz. Sie stimmt mit den in jenem Artikel ausgehobenen Stellen Wort für Wort überein, führt den Titel: Matinées royales, ou entretiens sur l'art de régner, 1766, und ist 74 Sedezseiten stark, deren jede 18 Zeilen enthält. Gegen die Orthographie kommen mehrfache Verstöße vor, doch steht das Werkchen in dieser Hinsicht weit über der Art, wie Friedrich selbst schrieb, so daß dasselbe, wenn wirklich ein vom König gefertigtes Original vorgelegen haben sollte, in genannter Beziehung sehr verbessert worden seyn müßte. Sollte die englische Ausgabe, wie jener Artikel sagt, in der That nach der Kopie herausgegeben seyn, welche Herr von Mèneval im Jahr 1806 eigenhändig vom Manuskript Friedrichs in Sanssouci genommen, so wäre meine Abschrift jedenfalls älter. Dieselbe fand sich nämlich in der sehr ansehnlichen Büchersammlung meines verstorbenen Vaters vor, welcher die einzelnen Werke nach der Zeitfolge, in welcher sie dort aufgestellt wurden, zu nummeriren pflegte. Während nun Schriften, die im Jahr 1804 angeschafft wurden, bereits die Ziffer 1000 übersteigen, trägt jenes Manuskript erst die Zahl 711; überdieß sind kleine Vignetten, die, mit der Feder gezeichnet, am Anfang und am Ende stehen, und wovon eine die bezeichnende Umschrift „Honi soit qui mal y pense“ trägt, unverkennbar im Geschmack des vorigen Jahrhunderts, ja ungefähr der Zeit, welche oben als diejenige der Abfassung angegeben ist (1766), gehalten. Bald wird sich zeigen, ob Sachkundige das Londoner Werk für die wirkliche Kopie eines Manuskripts des Königs halten; ich selbst habe dasselbe, so weit ich nach meiner Abschrift urtheilen konnte, bis jetzt für unächt, obwohl allerdings für die Schöpfung eines Mannes angesehen, der sowohl mit der Denkart, als der Ausdrucksweise Friedrichs im höchsten Grade vertraut war.“

Nach einer von der königlichen Hoftheater-Intendanz in München ausgegebenen Uebersicht fanden im Jahre 1862 in den beiden königlichen Theatern 311 Vorstellungen statt, davon 255 im Hof- und Nationals, 56 im Residenz-Theater. Neu und neu einstudirt wurden 49 Stück gegeben, also beiläufig all-

Digitized by Google

wöchentlich eine Neuigkeit. Von den Neuigkeiten verdienen Erwähnung: Schiller's Demetrius, Shakespeare's Wintermärchen, Heyse's Ludwig der Bayer, Schubert's Operette Der häusliche Krieg und Gounod's Faust, der zwanzig Aufführungen hatte. Von den neu einstudirten Werken nennen wir Antigone, seit Dingelstedt zurückgelegt, Götz von Berlichingen, seit 1844 nicht aufgeführt, Grillparzer's Medea, dann die Opern Idomeneus von Mozart und Tell von Rossini. Bei den Wiederholungen ist Goethe durch 5, Schiller durch 8, Lessing durch 2, Shakespeare durch 9 Stücke repräsentirt; Mozart mit 4, Gluck mit 2, Meyerbeer mit 4 Opern. Von den Gästen nennen wir nur Fräulein Janauschek aus Dresden, welche eben jetzt mit immensem Beifalle überschüttet wird.

In der Schlosskirche zu Stettin ruhen bekanntlich die Herzoge von Pommern. Bei einer kürzlichen Oeffnung der Grabgewölbe mußte man leider wahrnehmen, daß mehrere Särge zusammengefallen waren; indeß sind bei dieser Gelegenheit eine Menge von Kostbarkeiten, namentlich an Diamantringen, entdeckt worden, die nunmehr nach Berlin eingesandt sind. Man vermuthet, daß Se. Majestät der König dieselben der Kunstkammer des Museums überweisen wird.

„Der Bärenritter" ist der Titel eines Liederspiels, welches Uhland und Just. Kerner schon während ihrer Studienjahre gemeinschaftlich abfaßten. Dasselbe hat sich in Uhland's Nachlaß gefunden und ist von den Erben zum Zwecke der Komposition an Fr. Kücken gesandt, der sich der Arbeit mit allem Eifer unterzieht.

Mannigfaltigkeiten.

[Aus dem Salon des Barons von Sina] erzählt ein Feuilletonist der „Grazer Zeitung" folgende Anekdote: „Zwei schwarzgekleidete Herren treten ein und stellen sich, indem sie verlegen an der weißen Krawate zupfen, als Komitemitglieder des dießjährigen Medizinerballes vor. Der Herr Baron erräth mit diplomatischem Scharfblicke sofort, was das zu bedeuten hat, drückt in verbindlichen Worten seinen Dank aus, zugleich aber auch sein Bedauern darüber, daß er durch Abreise verhindert seyn wird, dem Balle beizuwohnen. (In der That ist der Herr Baron vor einigen Tagen nach München gereist.) „Erlauben Sie mir aber," fährt er artig fort, „daß ich, wie gewöhnlich, meinen Beitrag leiste. Hier ist die Anweisung auf hundert Gulden, welche Sie bei meinem Kassier in Empfang nehmen wollen." Gegenseitige Verbeugung — die Herren begeben sich zur Kasse und präsentiren die Anweisung . . . der Kassier betrachtet das Papier mit prüfendem Blick. „Sie entschuldigen meine Herrn — beginnt er verlegen — mit der Anweisung und Unterschrift hat es seine volle Richtigkeit, aber ich kann Ihnen das Geld nicht ausfolgen, ohne vorher mit dem Herrn Baron gesprochen zu haben!" . . . Fünf Minuten später ist die mysteriöse Geschichte aufgeklärt. Herr v. Sina hatte den Komitemitgliedern irrthümlich eine Anweisung auf 8000 Napoleonsd'or eingehändigt, welche als Reisegeld für die bevorstehende Reise eines sehr nahen Verwandten, des Fürsten Y. . . bestimmt waren.

Von Archangel meldet man die Ankunft des Kapitäns Krusenstern, den man auf der ins nördliche Eismeer zum Zweck der Erforschung des Weges nach der Mündung des Jenissei unternommenen Expedition für verunglückt gehalten hatte. Das Schiff „Jermad" blieb im Eise stecken. Krusenstern mußte wenige Meilen von der Jenisseimündung, mit dem Nothwendigsten versehen, von Scholle zu Scholle springend, mit allem Entsetzlichen des hohen Nordens kämpfend, das Land zu erreichen suchen. Nach unendlichen Mühsalen und fast zu Tode ermattet gelangte er mit seinen Gefährten ans Ufer und stieß auf eine Schaar Samojeden, die Anfangs vor den seltsamen Fremdlingen entsetzt flohen, durch den Dolmetscher jedoch zum Verständniß gebracht, die Ermatteten gastlich aufnahmen und endlich weiter beförderten. So sind denn Alle, theils zu Fuß, theils mit Hunden, Rennthieren und Pferden, wohlbehalten in Archangel angelangt.

[Erblichkeit des Wahnsinns.] Professor Virchow in Berlin hat in einem Vortrage über Erblichkeit der Krankheiten Folgendes hervorgehoben: „Die beständigen Heirathen unter Blutsverwandten durch mehrere Generationen hindurch führen zu Degeneration, zu Entartung. Die fürstlichen Dynastien, die am häufigsten in diesem Falle sind, stehen, was Geisteskrankheiten in der Familie betrifft, gegen andere gewöhnliche Menschen in dem statistisch ermittelten Verhältniß von 60 zu 1. Im spanischen Regentenhause wurde die Epilepsie erblich und ging von da auf das Haus Lothringen über."

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 13 Donnerstag, 15. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

Von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

In Meister Martins Werkstatt war es indessen sehr lebhaft geworden. Um alles Bestellte fördern zu können, hatte er noch Handlanger und Lehrburschen angenommen und nun wurde gehämmert und gepocht, daß man es weit und breit hören konnte. Reinhold war mit der Messung des großen Fasses, das für den Bischof von Bamberg gebaut werden sollte, fertig worden und hatte es mit Friedrich und Konrad so geschickt aufgesetzt, daß dem Meister Martin das Herz im Leibe lachte und er einmal über das andere rief: „Das nenn' ich mir ein Stück Arbeit, das wird ein Fäßlein, wie ich noch keines gefertigt, mein Meisterstück ausgenommen." — Da standen nun die drei Gesellen und trieben die Bände auf die gefügten Dauben, daß Alles vom lauten Gelöse der Schlägel wiederhallte. Der alte Valentin schabte emsig mit dem Krummmesser und Frau Marthe, die beiden kleinsten Kinder auf dem Schooße, saß dicht hinter Konrad, während die anderen muntern Buben schreiend und lärmend sich mit den Reifen herumtummelten und jagten. Das gab eine lustige Wirthschaft, so daß man kaum den alten Herrn Johannes Holzschuer bemerkte, der zur Werkstatt hineintrat. Meister Martin schritt ihm entgegen, und fragte höflich nach seinem Begehren. „Ei," entgegnete Holzschuer, „ich wollte einmal meinen lieben Friedrich wieder schauen, der dort so wack:r arbeitet. Aber dann, lieber Meister Martin, thut in meinem Weinkeller ein tüchtiges Faß Noth, um dessen Fertigung ich euch bitten wollte." — „Seht nur, dort wird ja eben solch ein Faß errichtet, wie ich es brauche, das könnt ihr mir ja überlassen, ihr dürft mir nur den Preis sagen." Reinhold, der ermüdet einige Minuten in der Werkstatt geruht hatte, und nun wieder zum Gerüst herausstreigen wollte, hörte Holzschuers Worte und sprach, den Kopf nach ihm wendend: „Ei, lieber Herr Holzschuer die Lust nach unserm Fäßlein laßt euch nur vergehen, das arbeiten wir für den hochwürdigen Herrn Bischof von Bamberg!" — Meister Martin, die Arme über den Rücken zusammengeschlagen, den linken Fuß vorgesetzt, den Kopf in den Nacken geworfen, blinzelte nach dem Faß hin und sprach dann mit stolzem Ton: „Mein lieber Meister, schon an dem ausgesuchten Holz, an der Sauberkeit der Arbeit hättet ihr bemerken können, daß solch ein Meisterstück dem fürstlichen Keller ziemt. Mein Geselle Reinhold hat richtig gesprochen, nach solchem Werk laßt euch die Lust vergehen, wenn die Weinlese vorüber, werd' ich euch ein tüchtiges schlichtes Fäßlein fertigen lassen, wie es sich für euren Keller schickt." Der alte Holzschuer, aufgebracht über Meister Martins Stolz, meinte dagegen, daß seine Goldstücke gerade so viel wögen, als die des Bischofs von Bamberg, und daß er anderswo auch wohl für sein baares Geld gute Arbeit zu bekommen hoffe. Meister Martin, überwallt von Zorn, hielt mühsam an sich, er durfte den alten, vom Rath, von allen Bürgern hochverehrten Herrn Holzschuer wohl nicht beleidigen. Aber in dem Augenblick schlug Konrad immer gewaltiger mit dem Schlägel zu, daß Alles dröhnte und krachte, da sprudelte Meister Martin den innern Zorn aus und schrie mit heftiger Stimme: „Konrad — du Tölpel, was schlägst du so blind und toll zu, willst du mir das Faß zerschlagen?" „Ho, ho!" rief Konrad, indem er mit trotzigem Blick umschaute nach dem Meister, „ho, ho, du komisches Meisterlein, warum denn nicht?" Und damit schlug er so entsetzlich auf das Faß los, daß plötzlich das stärkste Band des Fasses sprang und den Reinhold hinabwarf vom schmalen Brette des Gerüstes, während man am hohlen Nachklange wohl vernahm, daß auch eine Daube gesprungen seyn müßte. Uebermannt von Zorn und Wuth sprang Meister Martin hinzu, riß dem Valentin den Stab, an dem er schabte, aus der Hand und versetzte, lautschreiend: „Verfluchter Hund!" dem Konrad einen tüchtigen Schlag über den Rücken. So wie Konrad den Schlag fühlte, drehte er sich rasch um und stand da einen Augenblick wie sinnlos, dann aber flammten die Augen vor wilder Wuth, er knirschte mit den Zähnen, er heulte: „Geschlagen?" Dann war er mit einem Sprung herab vom Gerüst, hatte schnell das auf dem Boden liegende Lenkbeil ergriffen und führte einen gewaltigen Schlag gegen den Meister, der ihm den Kopf gespalten haben würde, hätte Friedrich nicht den Meister bei Seite gerissen, so daß das Beil nur den Arm streifte, aus dem aber das Blut sogleich hinausströmte. Martin, dick und unbeholfen wie er war, verlor das Gleichgewicht und

Digitized by Google

stürzte über die Fügbank, wo eben der Lehrbursche arbeitete, nieder zur Erde. Alles warf sich nun dem wüthenden Konrad entgegen, der das blutige Beil in den Lüften schwang und mit entsetzlicher Stimme heulte und kreischte: „Zur Hölle muß er fahren — zur Hölle!“ Mit Riesenkraft schleuderte er Alle von sich, er holte aus zum zweiten Schlage, der ohne Zweifel den armen Meister, der auf dem Boden kreuchte und stöhnte, das Garaus gemacht haben würde, da erschien aber, vor Schrecken bleich wie der Tod, Rosa in der Thüre der Werkstatt. So wie Konrad Rosa gewahrte, blieb er, mit dem hochgeschwungenen Beile stehen, wie zur todten Bildsäule erstarrt. Dann warf er das Beil weit von sich, schlug die beiden Hände zusammen vor die Brust rief mit einer Stimme, die Jedem durch das Innerste drang: „O du gerechter Gott im Himmel, was habe ich denn gethan!“ und stürzte aus der Werkstatt heraus ins Freie. Niemand gedachte ihn zu verfolgen.

Nun wurde der arme Meister Martin mit vieler Mühe aufgerichtet, es fand sich indessen gleich, daß das Beil nur in's dicke Fleisch des Arms gedrungen und die Wunde durchaus nicht bedeutend zu nennen war. Den alten Herrn Holzschuer, den Martin im Fall niedergerissen, zog man nun auch unter den Holzspähnen hervor und beruhigte so viel als möglich der Frau Marthe Kinder, die unaufhörlich um den guten Vater Martin schrieen und heulten. Der war ganz verblüfft und meinte, hätte der Teufel von bösem Gesellen nur nicht das schöne Faß verdorben, aus der Wunde mache er sich nicht so viel.

Man brachte Tragsessel herbei für die alten Herren, denn auch Holzschuer hatte sich im Fall ziemlich zerschlagen. Er schmälte auf ein Handwerk, dem solche Verdinstrumente zu Gebote ständen, und beschwor Friedrich, je eher desto lieber sich wieder zu der schönen Bildhauerei, zu den edlen Metallen zu wenden.

Friedrich und mit ihm Reinhold, den der Reif hart getroffen und der sich an allen Gliedern wie gelähmt fühlte, schlichen, als schon tiefe Dämmerung den Himmel umzog, unmuthig nach der Stadt zurück. Da hörten sie hinter einer Hecke ein leises Aechzen und Seufzen. Sie blieben stehen und es erhob sich alsbald eine lange Gestalt vom Boden, die sie augenblicklich für Konrad erkannten und scheu zurückprallten. „Ach, ihr lieben Gesellen,“ rief Konrad mit weinerlicher Stimme, „entfernet euch doch nur nicht so sehr vor mir! — Haltet mich für einen teuflischen Mordhund! — ach, ich bin es ja nicht, ich bin es ja nicht — ich konnte nicht anders! ich mußte den dicken Meister todtschlagen, eigentlich müßt ich mit euch gehen und es noch thun, wie es nur möglich wäre! — Aber nein, nein — es ist Alles aus, ihr seht mich nicht wieder! — grüßt die holde Rosa, die ich so über die Maßen liebe, — sagt ihr, daß ich ihre Blumen zeitlebens auf dem Herzen tragen, mich damit schmücken werde, wenn ich — doch sie wird vielleicht künftig von mir hören! lebt wohl, lebt wohl, ihr meine lieben wackern Gesellen!“ — Damit rannte Konrad unaufhaltsam fort über das Feld.

Reinhold sprach: es ist was besonderes mit diesem Jüngling, wir können seine That gar nicht abwägen oder abmessen nach gewöhnlichem Maßstab. Vielleicht erschließt sich künftig das Geheimniß, das auf seiner Brust lastete.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten aus Walter Scott's Leben.

(Schluß.)

Von dem Romane „der Sterndeuter“ hatte der Schauspieler Terry eine dramatische Bearbeitung unter dem Titel Guy Mannering verfertigt, und das Stück wurde und wird noch immer mit großem Beifall auf den Londoner Theatern gespielt. Wer den Roman gelesen hat (und das werden wohl alle meiner Leser), erinnert sich mit Vergnügen des braven Dandie Dienmont, der so viele Hunde hatte und für alle nur zwei Namen: Pfeffer und Senf. — Scott hatte gehört, daß ein Pächter in Liddlesdale diese sonderbare Art habe, seine Hunde zu benennen. Obgleich nun der Mann, er hieß Davidson, mit Dandie Diemont sonst keine hervorstehende Aehnlichkeit hatte, so wurde er doch gar bald in ganz England und Schottland unter diesem Namen bekannt, und die Leute reisten, um ihn zu sehen. Eine vornehme Dame, welche ein Paar von diesen Hunden zu haben wünschte, adressirte ihren deßhalb geschriebenen Brief ohne Weiters an Dandie Diemont, und unter dieser Adresse gelangte das Gesuch auch wirklich an Davidson, welcher dann nicht säumte, eine Bitte zu erfüllen, auf deren Veranlassung er stolz war. — Auch Scott selbst wurde mit einem Pfeffer und einem Senf beschenkt, und er rühmte bis an sein Ende die Klugheit und Treue dieser Thiere und ihrer Abkömmlinge.

Als einst Nachmittags eine Gesellschaft von Herren und Damen sich auf das Edinburger Schloß begaben, um die Kroninsignien nochmals in Augenschein zu nehmen, schloß auch Scott sich mit seiner ältesten Tochter dem Zuge an. Dieselbe erzählt, daß ihres Vaters hinreißender Bericht von dem Vorgang der Auffindung jener Kleinodien sie in solche Aufregung versetzt habe, daß, als man den Deckel nun in ihrer

Digitized by Google

Gegenwart von Neuem öffnete, sie einer Ohnmacht nahe war und sich aus dem Kreise der sich Herandrängenden zurückziehen mußte. Kaum hatte sie sich aber einige Schritte entfernt, als sie durch ihres Vaters Stimme in neue Aufregung versetzt wurde, denn dieser rief mit einem Gemisch von Zorn und Verzweiflung plötzlich die Worte: Nein! bei Gott, nein! — Einer der Bekannten nämlich, welcher die ganze Handlung keineswegs mit den Gefühlen der Ehrfurcht und Andacht betrachtete, die den Dichter bewegten, hatte eben einer jüngeren Dame im Scherz das königliche Diadem auf ihre Locken setzen wollen als die Stimme, und noch mehr der strafende Blick Walter Scott's ihm das Unpassende einer solchen Galanterie erkennen ließ. Mit einem Gefühle peinlicher Verlegenheit, legte er das Diadem an seinen Platz zurück. Scott hat wegen seiner Heftigkeit um Entschuldigung, sah aber, als er sich umwandte, daß seine Tochter todtenbleich gegen eine Thür lehnte. Er führte sie sogleich ins Freie und wandelte mit ihr auf und ab, damit sie sich in der Luft erhole. Während der ganzen Zeit, sagte sie, redete mein Vater kein Wort, aber ich fühlte, wie sein Arm zitterte. Seit diesem Tage behandelte er mich wie eine Erwachsene und nicht mehr wie ein Kind, und es kam mir vor, als sey er seitdem zärtlicher gegen mich geworden, als je vorher.

Zum Aufseher und Hüter der Kronschätze wurde bald nachher auf Scott's Empfehlung sein Freund Adam Ferguson mit einer kleinen Besoldung ernannt, derselbe, der im spanischen Feldzug mitten im Kugelregen seinen Soldaten Scott's „Jungfrau vom See" vorlas. Damals trugen ihm seine Schriften nie unter 70,000 Thlr. jährlich ein.

Netrolog des Jahres 1862.

Regierende Fürsten, Mitglieder fürstlicher und standesherrlicher gräflicher Familien. August Fürst v. Thurn und Taxis. Fürst Ghika, ehemaliger Hospotar der Walachei. Sidonie, Prinzessin von Sachsen. Auguste, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin von Reuß. Karl Ferdinand, Prinz von Capua, Oheim des Königs Franz II. Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar. Antonie, Herzogin von Sachsen-Koburg, Prinzessin Kohary. Marie, verwittwete Herzogin von Sachsen-Altenburg, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Minister, Diplomaten, Staatsmänner u. s. w. Anton v. Martini, vormaliger österreichischer Gesandter in Neapel. Montherot, französischer Gesandter in Karlsruhe. v. Plöz, dessau'scher Staatsminister. Martinez de la Rosa, vormaliger spanischer Minister. Schmückert, preußischer General-Postdirector. John Tyler, 1841—45 Präsident der Vereinigten Staaten. Sergius Lanskoi, vormaliger russischer Minister des Innern. Franz Frhr. v. Pillersdorf, österreichischer Hofkanzler a. D. Eduard Graf v. Pisch, bayerischer Reichsrath. Graf v. Nesselrode, vormaliger russischer Reichskanzler. Franz Anton Graf Kolovrat-Liebsteinsky, vormaliger österreichischer Staats- und Konferenzminister. Robert Steiger in Luzern. Sir Thomas Wyse, brit. Gesandter in Athen. Freiherr v. Neuspach, preußischer Ministerresident in Brasilien. Viscount Charles Canning, vormaliger Generalgouverneur von Ostindien. Herzog v. Pasquier, vormaliger Kanzler von Frankreich. Graf v. Ugarte, vormaliger österreichischer Gesandter. Freiherr v. Dungern, nassauischer Staatsminister und Bundestagsgesandter. Anton Sampayo, französischer Gesandter in Kassel. Graf v. Mulenaere, vormaliger belgischer Staatsminister. Hassenpflug. John Champbell, Marquis von Breadalbane. Peter Theodor Berhaegen, vormaliger Präsident des belgischen Abgeordnetenhauses. Goudchaud, vormaliger französischer Minister. Graf v. Walderdorf, vormaliger nassauischer Minister. Generale, Admirale u. s. w. W. Fergusson, großbritanischer Generallieutenant. Frhr. v. Jetzer, österreichischer Feldmarschall-Lieutenant. v. Weber, bayer. Generallieutenant a. D. Corte, französischer General und Senator. Ludwig v. Lüder, bayerischer Feldzeugmeister und vormaliger Kriegsminister. Sir James Douglas, großbritannischer General. Franz Graf v. Schlick. Graf v. Wallmoden-Gimborn, österreichischer General. Alfred Fürst v. Windischgrätz, österreichischer Feldmarschall. Jungmann, Major (bekannt durch Eckernförde). Sir James Clark Roß, großbritannischer Admiral (Nordpolfahrer). Freiherr v. Hallberg-Broich, bayerischer General a. D. (Eremit v. Gauting.) Piat, französischer General und Senator. v. Meiśrimmel, österreichischer Generalmajor. Graf Apraxin, russischer General. v. Göler, badischer Generalmajor. Franz v. Hoffstetten, bayerischer Generalmajor a. D. Protet, französischer Kontre-Admiral (in einem chinesischen Gefechte gefallen). v. Lindheim, preußischer General der Infanterie. Graf Nugent v. Westmeath, österreichischer Feldmarschall. Graf v. Castellane, Marschall von Frankreich. Karl v. Lindpaintner, bayerischer Generalmajor. Sir James Dundas, großbritannischer Admiral. Moritz v. Spies, bayerischer Kriegsminister. Grivas, griechischer General. Frhr. v. Culoz, österreichischer Feldzeugmeister. Geistliche. v. Jaumann, Domdekan in Rottenburg. Metaras, Erzbischof von Athen. Benedikt Kraglievich, Erzbischof der nichtunirten griechischen Kirche zu Benedig. Ludovico Franzoni, verbannter Erzbischof von Turin. Lord John Beresford, Erzbischof-Primas von Irland. John Bird Sumner, Erzbischof von Canterbury, Primas von England. Dr. v. Barth in Calw. Morlot, Kardinal-Erzbischof von Paris. Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, Indu-

Digitized by Google

strielle u. s. w. Karl Cäsar v. Leonhard, Professor der Mineralogie in Heidelberg. Chr. F. v. Bomhard, qu. Professor am Gymnasium zu Anspach. Robert Brouillot, Inspektor der Kupferstichsammlung in München. J. H. Chr. Fr. Sturm, Naturforscher in Nürnberg. J. B. Biot, Astronom und Physiker in Paris. Castelli. Emil Harleß, Professor der Medizin in München. Leopold Schefer. Justinus Kerner. Barlow, Professor der Mathematik und Physik in London. Frhr. v. Zedlitz. Friedrich Wilhelm v. Schadow, vormals Direktor der Kunstakademie zu Düsseldorf. Henri Scheffer, Maler in Paris. Walz, Professor der Pharmazie in Heidelberg. M. S. v. Mayer, Professor der Rechte in Tübingen. Henry Thomas Buckle, englischer Schriftsteller. Theodor Lehmann, Avokat in Kiel. Valentin Friedrich Rost, Oberschulrath in Gotha. Ernst Guhl, Professor der Kunstgeschichte in Berlin. Julius Hammer. C. v. Wachsmann, Schriftsteller. Albrecht Adam, Hofmaler in München. K. F. v. Marcus, Professor der Medizin in Würzburg. Michael Aßmayer, österreichischer Hofkapellmeister. Heinrich Moriz Chalybäus, Professor in Kiel. D. G. Kieser, Professor in Jena. Ludwig Uhland. U. Hendschel, Postdirektionssekretär in Frankfurt. Leopold Kupelwieser, Maler. Karl Wilh. Böttiger, Professor in Erlangen.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Am 4. Jan. Abend starb nach längerm Leiden Prof. Zinkeisen, der seit 1844 in Berlin gelebt hat. Er war aus Altenburg gebürtig und dem 60. Lebensjahr nahe. Von Paris, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte, war er hierher berufen worden, um die Redaktion der „Preuß. Staatszeitung" zu übernehmen, die unter seiner Leitung ein sehr gut redigirtes Organ der Regierung war, bis sie 1851 ihr Ende nahm. Von da ab privatisirte er hier, und seine gediegenen Werke über die Geschichte des Königreichs Griechenland, seine osmanische Geschichte, sein Jakobinerklub, viele andere Arbeiten in Raumers Taschenbuch und Brockhaus' Lexikon stellen ihn in die Reihe unserer gewissenhaftesten Historiker. Der vorletzte Band seiner osmanischen Geschichte war eben vollendet, und der Verewigte noch in den vollsten Geisteskräften, als ein schweres Leiden plötzlich seinem Leben ein Ende machte.

Mannigfaltigkeiten.

Dem „Schw. M." wird aus Friedrichshafen von einem in der Nähe dieses Orts dem Israeliten N. aus L. zugestoßenen Unfall berichtet: N. ging auf dem beschleunigten Zug Nr. 18 in der Nähe von Oberzell, während der Kondukteur zufällig abwesend war, auf die Plattform heraus und bog sich zur Seite, um durch das Wagenfenster eine Unterhaltung anzuspinnen Im gleichen Augenblick passirte der Zug die Schussenbrücke, unterhalb Weissenau, ein Pfeiler derselben streifte N. vom Wagentritt herab, derselbe hatte aber noch das Glück durch eine der Oeffnungen dieser Gitterbrücke in den dort etwas tiefen Fluß zu fallen, so daß er, anstatt wie leicht möglich, zerschellt zu werden ohne gefährliche Verletzungen aus dem Wasser herausgezogen werden konnte. Ob die Wechsel und das Papiergeld, welches N. nach glaubhaften Nachrichten im Betrag von über 10,000 fl. bei sich führte, eben so glücklich durch das Wasser kamen, ist nicht angegeben worden.

In einem Briefe an die Times schließt ein „Beobachter" aus dem Umstande, daß sich während des Sommers öfter Haifische an der britischen Küste zeigten, auf eine milde Temperatur für den gegenwärtigen Winter, zum Wenigsten auf das Ausbleiben eines länger anhaltenden Frostes. Nach seiner Theorie ist das Erscheinen von Haifischen ein sicherer Beweis, daß der Golfstrom mit voller Macht um die Küsten Englands fließt und die Strenge des nordischen Klima's mildert; denn es sey eine bekannte Thatsache, daß diese Ungeheuer der Tiefe in tropischen Gegenden am zahlreichsten vertreten sind, und somit könne man voraussetzen, daß sie dem warmen Wasser folgen. Für England seyen also diese ungeschlachten Besucher als willkommene Gäste zu betrachten.

Das Nordlicht, das am 14. Dezember beobachtet wurde, ist auch in Washington gesehen worden. Es war sehr ausgebreitet und man sah die Sterne durch den blutigrothen Nebel, der von hellglänzenden Längsstreifen oder Strahlen durchzogen war. — Dasselbe beleuchtete also mit seinem Glanze das Schlachtfeld von Fredericksburg sammt den Tags vorher gefallenen Opfern der Kriegsfurie.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 14 Freitag, 16. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

Von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Reinhold verläßt Meister Martins Haus.

So lustig es sonst in Meister Martins Werkstatt herging, so traurig war es jetzt geworden. Reinhold, zur Arbeit unfähig, blieb in seiner Kammer eingeschlossen; Martin, den wunden Arm in der Binde, schimpfte und schmälte unaufhörlich auf den Ungeschick des bösen fremden Gesellen. Rosa, selbst Frau Marthe mit ihren Knaben, scheuten den Tummelplatz des tollen Beginnens und so tönte dumpf und hohl wie im einsamen Walde zur Winterszeit der Holzschlag, Friedrichs Arbeit, der nun das große Faß allein mühsam genug fördern mußte.

Tiefe Traurigkeit erfüllte bald Friedrichs ganzes Gemüth, denn nun glaubte er deutlich zu gewahren, was er längst gefürchtet. Er trug keinen Zweifel, daß Rosa Reinhold liebe. Nicht allein, daß alle Freundlichkeit, manches süße Wort schon sonst Reinhold allein zugewendet wurde, so war es jetzt ja schon Beweises genug, daß Rosa, da Reinhold nicht hinausskounte zu Werkstatt, ebenfalls nicht mehr daran dachte, herauszugehen und lieber im Hause blieb, wohl gar um den Geliebten recht sorglich zu hegen und zu pflegen. Sonntags, als Alles lustig hinauszog, als Meister Martin von seiner Wunde ziemlich genesen, ihn einlud, mit ihm und Rosa nach der Allerwiese zu wandeln, da lief er, die Einladung ablehnend, ganz vernichtet von Schmerz und banger Liebesnoth, einsam heraus nach dem Dorfe, nach dem Hügel, wo er zuerst mit Reinhold zusammengetroffen. Er warf sich nieder in das hohe blumige Gras und als er gedachte, wie der schöne Hoffnungsstern, der ihm verheißend auf seinem ganzen Wege nach der Heimath, nun am Ziel plötzlich in tiefer Nacht verschwunden, wie nun sein ganzes Beginnen dem trostlosen Mühen des Träumers gleiche, der die sehnsüchtigen Arme ausstrecke nach leeren Luftgebilden, da stürzten ihm die Thränen aus den Augen und herab auf die Blumen, die ihre kleinen Häupter neigten, wie klagend um des jungen Gesellen herbes Leid. Selbst wußte Friedrich nicht, wie es geschah, daß die tiefen Seufzer, die der gedrückten Brust entquollen, zu Worte, zu Tönen wurden. Er sang folgendes Lied:

Wo bist du hin
Mein Hoffnungsstern?
Ach wie so fern,
Bist mit süßem Prangen
Andern aufgegangen!
Erhebt euch, rauschende Abendwinde,
Schlagt an die Brust,
Weckt alle tödtende Lust,
Allen Todesschmerz,
Daß das Herz,
Getränkt von blut'gen Thränen,
Brech' in trostlosem Sehnen.
Was lispelt ihr so linde,
So traulich ihr dunklen Bäume?
Was blickt ihr gold'ne Himmelsräume
So freundlich hinab?
Zeigt mir mein Grab!
Das ist mein Hoffnungshafen,
Werd' unten ruhig schlafen.

Wie es sich denn wohl begibt, daß die tiefste Traurigkeit, findet sie nur Thränen und Worte, sich auflöst in mildes schmerzliches Weh, ja daß dann wohl ein linder Hoffnungsschimmer durch die Seele leuchtet, so fühlte sich auch Friedrich, als er das Lied gesungen, wunderbar gestärkt und aufgerichtet. Die Abendwinde, die dunklen Bäume, die er im Lied angerufen, rauschten und lispelten wie mit tröstenden Stimmen, und wie süße Träume von ferner Herrlichkeit, von fernem Glück zogen goldene Streifen herauf am dütern Himmel. Friedrich erhob sich und stieg den Hügel herab nach dem Dorfe zu. Da war es als schritte Reinhold wie damals, als er ihn zuerst gefunden, neben ihm her. Alle Worte, die Reinhold gesprochen, kamen ihm wieder in den Sinn. Als er nun aber der Erzählung Reinholds von dem Wettkampf der beiden befreundeten Maler gedachte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Es war ja ganz gewiß, daß Reinhold Rosa schon früher gesehen und geliebt haben mußte. Nur diese Liebe trieb ihn nach Nürnberg in Meister Martins Haus, und mit dem Wettstreit der beiden Maler meinte er nichts anders, als beider, Reinholds und Friedrichs, Bewerbung um die schöne Rosa. Friedrich hörte aufs Neue die Worte, die Reinhold damals sprach: Wacker ohne allen tückischen Hinterhalt

Digitized by Google

um gleichen Preis ringen, muß wahre Freunde recht aus der Tiefe des Herzens einigen, statt sie zu entzweien, in edlen Gemüthern kann niemals kleinlicher Neid, hämischer Haß stattfinden. — „Ja," rief Friedrich laut, „ja, du Herzensfreund, an dich selbst will ich mich wenden ohne allen Rückhalt, du selbst sollst mir es sagen, ob jede Hoffnung für mich verschwunden ist." — Es war schon hoher Morgen, als Friedrich an Reinholds Kammer klopfte. Da alles still drinnen blieb, drückte er die Thür, die nicht wie sonst verschlossen war, auf und trat hinein. Aber in demselben Augenblick erstarrte er auch zur Bildsäule. Rosa in vollem Glanz aller Anmuth, alles Liebreizes, ein herrliches lebensgroßes Bild stand vor ihm aufgerichtet auf der Staffelei, wunderbar beleuchtet von den Strahlen der Morgensonne. Der auf den Tisch geworfene Malerstock, die nassen Farben auf der Palette zeigten, daß eben an dem Bilde gemalt worden. — „O Rosa — Rosa — o du Herr des Himmels," seufzte Friedrich, da klopfte ihm Reinhold, der hinter ihm hineingetreten, auf die Schulter und fragte lächelnd: „Nun, Friedrich, was sagst du zu meinem Bilde?" Da drückte ihn Friedrich an seine Brust und rief: „O du herrlicher Mensch — du hoher Künstler! ja, nun ist mir Alles klar! du, du hast den Preis gewonnen, um den zu ringen, ich Aermster leck genug war, — was bin ich denn gegen dich, was ist meine Kunst gegen die deinige? — Ach, ich trug auch wohl Manches im Sinn! lache mich nur nicht aus, lieber Reinhold! — sieh, ich dachte, wie herrlich müßt' es seyn, Rosa's liebliche Gestalt zu formen und zu gießen im feinsten Silber, aber das ist ja ein kindisches Beginnen, doch du! — du! wie sie so hold, so in süßem Prangen aller Schönheit dich anlächelt! — ach Reinhold — Reinhold, du überglücklicher Mensch! ja! wie du damals es aussprachst, so besitzt es sich nun wirklich! wir haben beide gerungen, du hast gesiegt, du mußtest siegen, aber ich bleibe dein mit ganzer Seele. Doch verlassen muß ich das Haus, die Heimath, ich kann es ja nicht ertragen, ich müßte ja vergehen, wenn ich nun Rosa wiedersehen sollte. Verzeih das mir, mein lieber, lieber, hochherrlicher Freund. Noch heute — in diesem Augenblick fliehe ich fort — fort in die weite Welt, wohin mein Liebesgram, mein trostloses Elend mich treibt!" — Damit wollte Friedrich zur Stube hinaus, aber Reinhold hielt ihn fest, indem er sanft sprach: „Du sollst nicht von hinnen, denn ganz anders wie du meinst, kann sich Alles noch fügen. Es ist nun an der Zeit, daß ich dir Alles sage, was ich bis jetzt verschwieg. Daß ich kein Küper, sondern ein Maler bin, wirst du nun wohl wissen, und, wie ich hoffe, an dem Bilde gewahren, daß ich mich nicht zu den geringen Künstlern rechnen darf. In früher Jugend bin ich nach Italien gezogen, dem Lande der Kunst, dort gelang es mir, daß hohe Meister sich meiner annahmen und den Funken, der in mir glühte, nährten mit lebendigem Feuer. So kam es, daß ich mich bald aufschwang, daß meine Bilder berühmt wurden in ganz Italien, und der mächtige Herzog von Florenz mich an seinen Hof zog. Damals wollte ich nichts wissen von deutscher Kunst, und schwatze, ohne eure Bilder gesehen zu haben, viel von der Trockenheit, von der schlechten Zeichnung, von der Härte eurer Dürer, eurer Cranache. Da brachte aber einst ein Bilderhändler ein Madonnenbildchen von dem Albrecht in die Gallerie des Herzogs, welches auf wunderbare Weise mein Innerstes durchdrang, so daß ich meinen Sinn ganz abwandte von der Ueppigkeit der italischen Bilder und zur Stunde beschloß, in dem heimathlichen Deutschland selbst die Meisterwerke zu schauen, auf die nun mein ganzes Trachten ging. Ich kam hierher nach Nürnberg und als ich Rosa erblickte, war es mir, als wandle jene Maria, die so wunderbar in mein Inneres geleuchtet, leibhaftig auf Erden. Mir ging es so wie dir, lieber Friedrich, mein ganzes Wesen loderte auf in hellen Liebesflammen. Nur Rosa schaute, dachte ich, alles Uebrige war aus meinem Sinn verschwunden und selbst die Kunst mir nur deßhalb was werth, weil ich hundertmal immer wieder und wieder Rosa zeichnen, malen konnte. Ich gedachte mich der Jungfrau zu nahen nach kecker italischer Weise, all' mein Mühen deßhalb blieb aber vergebens. Es gab kein Mittel, sich in Meister Martins Hause bekannt zu machen auf unverfängliche Weise. Ich gedachte endlich geradezu mich um Rosa als Freier zu bewerben, da vernahm ich, daß Meister Martin beschlossen, seine Tochter nur einem tüchtigen Küpermeister zu geben. Da faßte ich den abenteuerlichen Entschluß, in Straßburg das Küperhandwerk zu erlernen und mich dann in Meister Martins Werkstatt zu begeben. Das Uebrige überließ ich der Fügung des Himmels. Wie ich meinen Entschluß ausgeführt, weißt du, aber erfahren mußt du noch, daß Meister Martin mir vor einigen Tagen gesagt hat: ich würd' ein tüchtiger Küper werden, und solle ihm als Eidam recht lieb und werth seyn, denn er merke wohl, daß ich mich um Rosa's Gunst bemühe und sie mich recht gern habe." „Kann es denn wohl anders seyn," rief Friedrich in heftigem Schmerz, „ja, ja, dein wird Rosa werden, wie konnte auch ich Aermster auf solch ein Glück nur hoffen."

(Fortsetzung folgt.)

Frühere Justiz in Neapel.

Nach einem authentischen Berichte mitgetheilt von Dr. C. Brecher.

1.

Die Vicaria.

Es war noch kaum acht Uhr Morgens, und doch wogten schon in den schmutzigen Straßen der alten

Digitized by Google

Cita in Neapel eine Masse in Lumpen gehüllte Menschen von ekelhaftem Aussehen.

Ueber der alten porta campana strömten die ambulirenden Küchen weithin ihre starken Gerüche von Parmesankäse aus, Hunderte von hungergen Lazzaroni's umstanden bereits die Reihe von leeren Fässern, auf welchen in schmutzigen Tellern die Maccaroni dampften, und machten sich in leidenschaftlichen Worten, die von ausdrucksvollen Geberden begleitet waren, den Vorrang streitig. Die Kaufleute hatten ihre Läden geöffnet. Facchini und Lazzaroni schlenderten nachlässig und sorglos auf und ab, und warteten auf Kundschaften. Schiffer mit rothen Mützen und braunen Mänteln trugen in Körben aus Weidenruthen wohlschmeckende Seefische, und von allen Seiten strömten Landleute aus der Umgebung auf den Markt, indem sie ihre störrigen mit Früchten und grünen Gemüsen beladenen Maulthiere vor sich hertrieben. Karren, Pferde, Fiakerwagen kreuzten sich; es herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung; hier das fröhliche Jauchzen der sich sättigenden Bettler; dort ein Streiten und Zanken, wobei man sich in den kräftigsten Flüchen Luft machte; dazu noch das Geschrei der Käufer und Verkäufer, das besternde Rufen der Karrentreiber; es war ein heilloser Lärm, und noch immer nahm das Gedränge zu.

Inmitten dieser Menge, die sich preßte, stieß und mit den Ellbogen sich Platz zu machen suchte, ohne daß Einer dabei einen Schritt vorwärts kam, konnte man einen kleinen schwarz gekleideten Mann bemerken, der tausend Anstrengungen machte, um sich bis zu einem nahen, einer alten Festung ähnlichen, großen Gebäude durchzuarbeiten, auf welches ein flüchtiger Blick schon genügte, um auch ein muthiges Herz mit Furcht zu erfüllen, so düster und unheilverkündend ist dessen Aussehen.

„Corpo di Bacco!“ schrie der kleine Herr, „ich werde also heute gar nicht die Vicaria erreichen! Hat man je eine solche Masse Lumpenpack, einen solchen Haufen Canaillen auf diesem Platze beisammen gesehen? Man möchte schwören, daß diese Lumpen es darauf abgesehen haben, mir den Weg zu versperren . . . und doch muß ich trachten zur rechten Zeit dort zu seyn . . . . morgen Abends, wenn ich, wie ich hoffe, dieses Bettelvolkes nöthig haben werde, würde ich mich sehr unglücklich fühlen, wenn ich es vermissen müßte .... doch ich will sehen, daß ich vorwärts komme.“

Nachdem er bei diesen Worten mit aller Kraft seiner Hände und seiner beiden Ellbogen sich rechts und links Luft zu machen gesucht, gelang es ihm endlich durchzukommen, und glücklich das große Thor der Vicaria zu erreichen.

Der Anblick der Vicaria ist wahrhaft schreckenerregend; der Fremde schauert, wenn er die Schwelle dieses furchtbaren Strafhauses zu überschreiten im Begriffe ist, wo Räuber, Diebe und Mörder verwahrt werden.

Hohe und dicke durch die Zeit stark geschwärzte Mauern, an welchen das Licht der Sonnenstrahlen erlischt, starren dem Auge entgegen; Zugbrücken, Zinnen und Schießscharten machen den Anblick noch unheimlicher, und die mit dreifachen starken Eisenstangen verwahrten kleinen Fenster, aus welchen gelbe, abgezehrte, vor Hunger und Verzweiflung heulende Gesichter blicken, pressen das Herz vor Angst zusammen.

Ganz unten in den dicken Mauern sind noch kleine runde Oeffnungen angebracht, die mit engen Eisengittern so verschlossen sind, daß kaum die Atmosphäre durchstreichen kann; aus diesen Löchern hört man ein Gewirre von bittenden, fluchenden und gottlästernden Stimmen dringen, welche von jenen Unglücklichen herrühren, die in den scheußlichen unterirdischen Kerkern dieses Zwanghauses ihre Verbrechen sühnen.

Die Vicaria ist aber auch der Sitz des Kriminalgerichtes; man gewahrt dieß jedoch erst, wenn man durch die große Pforte getreten und in die Hallengänge gelangt ist; hier sieht man eine Menge Menschen mit Büchern, Folianten und Aktenbündeln kommen, gehen und in alle Richtungen sich zerstreuen; Alle mit gleicher Hast, mit derselben Eilfertigkeit, so daß man zu glauben versucht wird, daß auch hier, wie auf dem Markte, Geschäfte abgeschlossen werden, denn in Neapel ist alles möglich . . . .

Der kleine schwarzgekleidete Mann war kaum durch das große Thor der Vicaria getreten, als er mit geflügelter Eile die hochgewölbten Portici durchschritt; er grüßte mehre Personen, an denen er vorbeikam, und die ebenso wie er schwarz gekleidet waren, ohne jedoch einen Augenblick stehen zu bleiben, und als er sich durch die Menge von Advokaten, Clienten und Richter durchgewunden hatte, die sich nach den verschiedenen Amtslokalitäten begaben, gelangte er in einen großen düsteren Hof, wo eine solche Stille herrschte, daß man ihn für ganz verödet gehalten haben würde, hätte man nicht im Hintergrunde unter einer Art Vordach mehrere Soldaten bemerkt, die auf Bänken hingestreckt schliefen.

Er klopfte mehrmals an eine Thüre, die an die Wachstube stieß; dreimal ließ er in seiner Ungeduld den schweren Hammer auf die Eisenplatte fallen, dreimal ließ sich der dumpfe starke Ton hören, und vibrirte sekundenlang, wie ein langgedehntes Aechzen in den unterirdischen Wölbungen fort; man erkannte da das Echo der Gefängnisse; — doch die Thüre bewegte sich nicht in ihren Angeln, nur ein kleines viereckiges Fensterchen in derselben, mit einem massiven Eisennetze verwahrt, wurde geöffnet, und ein Mann, dessen bleiches Gesicht nur Härte und Grausamkeit ausdrückte, und dessen wildes Auge mißtrauisch durchblickte, fragte in rauhem Tone:

„Wer klopft da so ungestüm? ich habe noch Niemand gesehen, der eine solche Ungeduld gezeigt hätte, hier hereinzukommen; aha, Sie sind es, Meister Salvalani,“ fuhr er freundlicher fort, „was bedeutet dieser

Digitized by Google

frühe Besuch? Werden Sie hier vielleicht wieder mit einem guten Geschäfte betraut werden? Ich wünsche es vom Herzen; die Advokaten sind die Vertheidiger des Volkes; ich wünsche ihnen immer Glück."

„Ich danke, mein lieber Catanio," sagte der Advokat, indem ein spöttisches Lächeln seine Lippen zusammenzog, „ich danke für deine guten Wünsche für mich und das Volk, welches Du so treu und sorgsam bewachest; dießmal komme ich jedoch in einer ganz anderen Angelegenheit; die Sache steht sehr schlimm, sie betrifft einen Großen, und — ich will Dir offen gestehen, ich werde dabei vielleicht deine Hülfe nöthig haben; doch — sperre erst die Thüre auf, wir können hier unser Gespräch nicht fortsetzen; auch sollst Du mir einige Auskünfte über meinen Gefangenen mittheilen, darum schnell, beeile Dich."

Ein plötzlich trockenes Kreischen ließ sich hierauf in dem Schlosse hören, oben und unten ächzten die Riegel, knarrend bewegte sich die schwere Thüre träge in ihren Angeln, und Catalani trat ein.

„Es betrifft einen Großen?" fragte der Kerkermeister ganz geheimnißvoll den Advokaten, als sie miteinander in die räucherische Stube eingetreten waren, „sollte das zufällig der Herzog von San Giuseppe seyn, der einer der mächtigsten Familien in Neapel angehört, welche seit zwei Jahren schon seine Verurtheilung hinhält, trotz der wiederholten Bitten von Seite der Verwandten des Opfers?"

„Ja wohl, lieber Catanio, um ihn selbst handelt es sich," antwortete der Advokat; „das Verbrechen ist so klar, und die Beweise sind so unwiderlegbar, daß die Regierung nicht länger zögern kann, Jenen, die um Rache schreien, volle Gerechtigkeit zu gewähren. Die meisten meiner Kollegen, welche die Familie des Herzogs aufforderte, ihn zu vertheidigen, konnten das Versprechen nicht geben, ihn zu retten, und, wirst Du es glauben, Catanio, ich allein habe diese Verpflichtung übernommen! — Du weißt, daß mein Vater, der eben so, wie ich, oft hierhergekommen ist, um das Volk zu vertheidigen, mir nur seinen Ruf und seine Rechtschaffenheit hinterlassen hat, und ich muß in seine Fußtapfen treten; — ich habe also ein Mittel ersonnen, das nicht fehlschlagen kann, wenn man mir anders Beistand leistet . . . das Gelingen dieses Mittels hängt nur von dem Gefangenen ab, und von Dir, Catanio."

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Wien. Auf Anregung der Kaiserin Karolina Augusta sind einzelne Heldenzüge aus der letzten italienischen Campagne zuerst in beschreibenden Notizen in der „Oesterreichischen Militärischen Zeitschrift" niedergelegt, dann mit Herbeiziehung künstlerischer Kräfte bildlich dargestellt worden. Es ist auf solche Art ein recht hübsches Album von 35 kolorirten Blättern entstanden, welche seit einiger Zeit in den Fenstern der Wiener Buchläden ausgestellt sind, und sich einer lebhaften Theilnahme von Seite des Wiener Publikums erfreuen. Viele von den Blättern zeigen recht gut und wahr aufgefaßte Momente in ziemlich korrekter Ausführung. Um jedoch dem Gegenstand eine seiner würdigen Vollendung zu geben, soll Ihre Majestät, wie man aus guter Quelle erfahre, den rühmlich bekannten Künstler Gauf mit der Fortführung dieses patriotisch anregenden Unternehmens betrauen wollen. Diese Idee ist nicht hoch genug zu schätzen; denn in würdiger Ausführung ist sie dem Soldaten ein um so mächtigerer Sporn, als es sich hier darum handelt, einzelne Züge des Heldenmuths und der Aufopferung der Vergessenheit zu entreißen, welche vielleicht nur um so rühmlicher sind, da ihnen jener blendende Glanz abgeht, welchen der Erfolg gibt, und um so verdienstlicher als ihnen der Sporn fehlte, welcher im Siege liegt.

Mannigfaltigkeiten.

[Gerichtsscene.] Auf der Anklagebank des Berliner Stadtgerichts erschien dieser Tage ein noch junges, stattliches Frauenzimmer, das wegen eines Vergehens gegen das Eigenthum zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt wurde. Während der Verhandlungen stürzte plötzlich ein junger Mensch in der Gerichtshalle, schob den ihn abwehrenden Gerichtsdiener zur Seite mit dem Ausruf: „Ich muß Abschied von ihr nehmen, ich muß sie noch einmal küssen!" Mit leidenschaftlicher Gluth schwang der Berliner „Romeo" sich auf die Anklagebank und küßte seine „Julia" zur nicht geringen Verwunderung der Richter und zum Ergötzen des anwesenden Publikums. Als der grausame Diener des Gerichts die zärtlich Liebenden zu trennen suchte und den verliebten Schwärmer aus dem Saale entfernen wollte, stieß Romeo den Sbirren zurück und stürzte von Neuem in die Arme der theuren Frau. Wahrscheinlich würde er noch immer fortküssen, wenn nicht einige handfeste Gerichtsdiener ihn endlich mit Gewalt von dem angebeteten „Gegenstande" fortgerissen hätten. „Leb' wohl Louise!" rief der Unglückliche, der auf der Stelle vom Staatsanwalt wegen „ungeziemenden Benehmens vor Gericht" angeklagt und von den prosaischen Richtern zu 24 Stunden Gefängniß verurtheilt wurde, ohne den Trost zu haben, mit der Geliebten dasselbe Gefängniß zu theilen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Weitanderschen Buchdruck.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 15 Samstag, 17. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

Von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

„Du vergießt," sprach Reinhold weiter, „du vergißt, mein Bruder, daß Rosa selbst noch gar nicht das bestätigt hat, was der schlaue Meister Martin bemerkt haben will. Es ist wahr, daß Rosa sich bis jetzt gar anmuthig und freundlich betrug, aber anders verräth sich ein liebendes Herz! — Versprich mir, mein Bruder, dich noch drei Tage ruhig zu verhalten und in der Werkstatt zu arbeiten wie sonst. Ich könnte nun schon auch wieder arbeiten, aber seit ich emsiger an diesem Bilde gemalt, ekelt mich das schnöde Handwerk da draußen unbeschreiblich an. Ich kann fürder keinen Schlägel mehr in die Hand nehmen, mag es auch nun kommen, wie es will. Am dritten Tage will ich dir offen sagen, wie es mit mir und Rosa steht. Sollte ich wirklich der Glückliche seyn, den Rosa in Liebe sich zugewandt, so magst du fortziehen und erfahren, daß die Zeit auch die tiefsten Wunden heilt!" — Friedrich versprach sein Schicksal abzuwarten.

Am dritten Tage (sorglich hatte Friedrich Rosa's Anblick vermieden) bebte ihm das Herz vor Furcht und banger Erwartung. Er schlich wie träumend in der Werkstatt umher und wohl mochte sein Ungeschick dem Meister Martin gerechten Anlaß geben, mürrisch zu schelten, wie es sonst gar nicht seine Art war. Ueberhaupt schien dem Meister etwas begegnet zu seyn, das ihm alle Lust benommen. Er sprach viel von schnöder List und Undankbarkeit, ohne sich deutlicher zu erklären, was er damit meine. Als es endlich Abend geworden und Friedrich zurückging nach der Stadt, kam ihm unfern des Thors ein Reiter entgegen, den er für Reinhold erkannte. So wie Reinhold Friedrich ansichtig wurde, rief er: „Ha, da treffe ich dich ja, wie ich wollte." Darauf sprang er vom Pferde herab, schlang die Zügel um den Arm und faßte den Freund bei der Hand. „Laß uns," sprach er, „laß uns eine Strecke mit einander fortwandeln. Nun kann ich dir sagen, wie es mit meiner Liebe sich gewandt hat."

Friedrich bemerkte, daß Reinhold dieselben Kleider, die er beim ersten Zusammentreffen trug, angelegt und mit einem Mantelsack bepackt hatte. Er sah blaß und verstört aus. „Glück auf," rief Reinhold etwas wild, „Glück auf, Bruderherz, du kannst nun tüchtig losshämmern auf deine Fässer, ich räume dir den Platz, eben habe ich Abschied genommen von der schönen Rosa und dem würdigen Meister Martin." „Wie," sprach Friedrich, dem es durch alle Glieder fuhr wie ein elektrischer Strahl, „wie, du willst fort, da Meister Martin dich zum Eidam haben will und Rosa dich liebt?" — „Das, lieber Bruder," erwiderte Reinhold, „hat dir deine Eifersucht nur vorgeblendet. Es liegt nun am Tage, daß Rosa mich genommen hätte zum Mann aus lauter Frömmigkeit und Gehorsam, aber kein Funke vor Liebe glüht in ihrem eiskalten Herzen. Ha, ha! — ich hätte ein tüchtiger Küfer werden können. Wochentags mit den Jungen Bände geschabt und Dauben gehobelt, Sonntags mit der ehrbaren Hausfrau nach St. Katharina oder St. Sebald und Abends auf die Allerwiese gewandelt, Jahr aus, Jahr ein." — „Spotte nicht," unterbrach Friedrich den laut auflachenden Reinhold, „spotte nicht über das einfache, harmlose Leben des tüchtigen Bürgers. Liebt dich Rosa wirklich nicht, so ist es ja nicht ihre Schuld." — „Du hast Recht," sprach Reinhold, „es ist auch nur meine dumme Art, daß ich, fühle ich mich verletzt, lärme wie ein verzogenes Kind. Du kannst denken, daß ich mit Rosa von meiner Liebe und von dem guten Willen des Vaters sprach. Da stürzten ihr die Thränen aus den Augen, ihre Hand zitterte in der meinigen. Mit abgewandtem Gesicht lispelte sie: ich muß mich ja in des Vaters Willen fügen! ich hatte genug. — Mein seltsamer Aerger muß dich, lieber Friedrich, recht in mein Inneres blicken lassen, du mußt gewahren, daß das Ringen nach Rosa's Besitz eine Täuschung war, die mein irrer Sinn sich bereitet. Als ich Rosa's Bild vollendet, ward es in meinem Innern ruhig und oft war freilich auf ganz verwunderliche Art mir so zu Muthe, als sey Rosa nun das Bild, das Bild aber die wirkliche Rosa geworden. Das schnöde Handwerk wurde mir abscheulich, und wie mir das gemeine Leben so recht auf den Hals trat, mit Meisterwerden und Heirath, da kam es mir vor, als solle ich ins Gefängniß gesperrt und an den Block festgekettet werden. Wie kann auch nur das Himmelskind, wie ich es im Herzen trage, mein Weib werden? Nein! in ewiger Ju-

Digitized by Google

gend, Anmuth und Schönheit soll sie in Meisterwerken prangen, die mein reger Geist schaffen wird. Ha, wie sehne ich mich danach! wie kannt' ich auch nur der göttlichen Kunst abtrünnig werden! — bald werd' ich mich wieder baden in deinen glühenden Düften, herrliches Land, du Heimath aller Kunst!"

Die Freunde waren an den Ort gekommen, wo der Weg, den Reinhold zu nehmen gedachte, links sich abschied. „Hier wollen wir uns trennen," rief Reinhold, drückte Friedrich heftig und lange an seine Brust, schwang sich aufs Pferd und jagte davon. Sprachlos starrte ihm Friedrich nach und schlich dann, von den seltsamsten Gefühlen bestürmt, nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Frühere Justiz in Neapel.

Nach einem authentischen Berichte mitgetheilt von Dr. E. Brecher

(Fortsetzung.)

„Von mir?" rief Catanio erstaunt aus, indem er seine forschenden argwönischen Blicke auf Satalani richtete; „ich kann durchaus nicht begreifen, auf welche Weise ich Ihnen nützlich werden könnte."

„Ja von Dir, mein Alter, hängt vorerst Alles ab," machte der Advokat, „und ich bin eben deßhalb so zeitlich gekommen, um mit Dir ungestört sprechen zu können. Es handelt sich darum, von einem Nobile eine bedeutende Summe zu verdienen, und ich habe an Dich gedacht, um mit Dir zu theilen. Höre also, wenn Du dreinwilligst, so erhälst Du sechstausend Dukaten, von welchen hier voraus die Hälfte ist, außerdem ist Dir noch die vollste Erkenntlichkeit eines Großen zugesichert; Dein Glück ist gemacht, und Du hast auch nicht im geringsten zu fürchten, kompromittirt zu werden."

Das Gold lag auf dem Tisch ausgebreitet; aber Catanio antwortete nicht, sein Gesicht drückte zugleich Erstaunen, Furcht und Habsucht aus, und zwischen diesen entgegengesetzten Gemüthseindrücken schwankend, schien er zuerst in den Augen Satalani's dessen eigene Gedanken erforschen, und darauf seinen Entschluß der Annahme oder Verweigerung gründen zu wollen. Catanio war jedoch ein zu schwacher Beobachter, um den Augen in der Verstellung so geübten Advokaten durchdringen zu können.

Der Eine, aus der niedersten Volksklasse hervorgegangen, dem der Zufall, oder vielmehr seine große physische Stärke, eines Tages den Posten eines Gefängnißhüters zugeworfen, und der sich dadurch für eine hochmächtige Person hielt, war schon dadurch leicht zu gewinnen, daß man seinem Dünkel schmeichelte, und seine Ansichten zu theilen schien.

Der Andere, ebenfalls aus dem Volke entsprossen, aber in höhem Grade mit Verstand und Scharfsinn ausgerüstet, und von dem ehrgeizigen Wunsche verzehrt, den vorhabenden Zweck zu erreichen, war entschlossen alles aufzubieten; der Eine, aus Furcht gewissenhaft, aber so habsüchtig, daß er dem Reize des Gelderwerbs nicht zu widerstehen vermochte; der Andere, mit der Fähigkeit begabt bis in die Tiefe der Seele zu lesen, und darum hier schon vornherein gewiß, daß wenn er nur den Klang des Goldes hören ließe, er damit auch die gewünschte Wirkung hervorbringen werde.

Unbezweifelt war der Kampf nicht gleich, und als Satalani sah, daß Catanio unschlüssig zauderte, streckte er die Hand gegen den Tisch aus, als wolle er sein Gold zurückziehen und seine Vorschläge fallen lassen; der Kerkermeister zögerte nicht länger.

„So warten Sie nur noch einen Augenblick," sagte er, indem er die Hand des Advokaten zurückhielt, „ich habe ja Ihren Vorschlag noch nicht zurückgewiesen; ich möchte nur erst wissen . . ."

„Und ich," unterbrach ihn der Advokat, „ich will vorerst wissen, ob Du auf meinen Antrag eingehst, oder nicht; sechstausend Dukaten! verstehst Du, und dabei keine Furcht, irgendwie kompromittirt zu werden . . ."

„Keine Furcht, kompromittirt zu werden; sechstausend Dukaten!, murmelte der Kerkermeister zwischen den Zähnen, „eine hübsche Summe!" und Catanio sah ringsumher, als wenn er fürchtete, von Jemand gehört zu werden.

„Bei der heiligen Madonna!" stammelte er endlich mit leiser Stimme: „es geschieht nur Ihretwegen, Meister Satalani, ich thue es nur für Sie; ein Anderer hätte mich dazu nicht bewegen können."

„Sehr gut!" sagte der Advokat mit einem kaum merklichen Lächeln, „ich habe auch ganz auf Deine Freundschaft gerechnet, Catanio; höre also, was Du zu thun hast."

Und Beide, wie durch einen gleichen Gedanken bewogen, traten einander ganz nahe. Es war Niemand da, der sie hören konnte, aber Verschworne haben eine eigene Art zu sprechen, und obwohl sie sich hier wie in einem tiefen Grabe befanden, sprachen sie doch so leise, als wenn sie in Gegenwart von zwanzig Zeugen gewesen wären, und ihre Unterredung dauerte fast eine halbe Stunde.

„Wie! drei Stunden aus dem Gefängnisse abwesend? . . . . Und wenn er erkannt würde!" Was wollen Sie dann machen? . . . . Beim heiligen Januarius, das wäre eine verwünschte Geschichte! . . ."

Das waren beiläufig die einzigen Worte, die man aus ihrem Gespräche verstehen konnte, es waren unwillkürliche Ausrufungen Catanio's, die ihm das Erstaunen, die Furcht entrissen.

Satalani schien aber diese indiskreten Fragen gar nicht zu beachten, und war beflissen ihn genau zu in-

Digitized by Google

struiren, was er zu thun habe, wobei er immer nicht vergaß die Dukaten in dem Sacke, den er in der Hand hielt, recht stark klingen zu lassen, denn der Klang des Goldes hat gemeinhin eine magische und verführerische Gewalt.

„Jetzt zum Herzog von San Giuseppe.“ sagte der Advokat zu sich selbst, sichtlich befriedigt, daß er alles geordnet hatte: „jetzt kommt der schwierigste Punkt ... Ein Verbrechen zu begehen, um sich von einem andern loszumachen ... er wird darüber lachen ...; doch ist es nicht ein Herzog? Un was ist das Leben eines Menschen für einen Herzog? Nur Muth, alles wird gut gehen.“

Catanio führte den Advokaten in das Zimmer, welches dem Duca statt eines Gefängnisses angewiesen war (sein hoher Titel hatte ihm diese Rücksichtsnahme verschafft), und, so wie sie das früher verabredete, entfernte er sich sogleich.

Der Herzog saß am Fenster mit Schreiben beschäftigt; er hatte sich nicht umgewendet, als er die Thüre öffnen hörte, denn er glaubte, es sey Catanio, der bei den Gefangenen die Runde mache; der sonst so kühne Satalani blieb, wie durch eine geheime Macht plötzlich gebannt, einige Minuten unbeweglich stehen, und getraute sich nicht den Mund zu öffnen. Indessen drückten seine Züge keineswegs Gewissensbisse aus; man konnte darin vielmehr nur Furcht lesen, daß dieser Mann, den er so ruhig sah, vielleicht für seinen Plan nicht Verbrecher genug seyn könnte; er hätte lieber gewünscht ihn aufgeregt, vor Zorn schäumend zu sehen, als ihn so ruhig und resignirt zu finden.

„Sua Eccellenza, sua Eccellenza,“ wiederholte er zweimal.

„Wer sind Sie, was wollen Sie von mir?“ schrie der Herzog auffahrend.

Satalani hatte keine Furcht mehr, diese Härte, dieses wilde Auffahren beruhigten ihn.

„Ich bin der Advokat Satalani, und werde die Ehre haben, Eure Exzellenz zu vertheidigen. Von Ihrer hohen Familie dazu ausersehen, habe ich derselben zugesagt, Sie zu retten, und ich komme eben den ersten Versuch dazu zu machen.“

„Sie wollen mich retten, Herr Advokat,“ sagte der Herzog, „Sie haben gewiß nicht bedacht, wozu Sie sich verpflichteten. Mich retten! Aber das ist ja nicht möglich; hundert Zeugen haben gegen mich ausgesagt; es gibt gar kein Mittel! Meine Phantasie war seit den zwei Jahren, die ich hier schmachte, unaufhörlich thätig, ein solches Mittel aufzufinden; ich habe alles Mögliche versucht, aber vergebens.“

„Exzellenz verzeihen,“ nahm der Advokat das Wort, „mein Mittel ist Ihnen gewiß entgangen; willigen Sie ein, pünktlich zu vollführen, was ich von Ihnen verlange, und ich verbürge Ihnen, daß Sie Ihre Freiheit wieder erhalten sollen.“

Der Herzog sah den Advokaten mit festen Blicken an. „Wehe Ihnen, wenn Sie mich täuschen, Herr Advokat,“ rief er drohend aus; „meine Rache würde Sie auch von hier aus treffen! ... Was soll ich thun, ich bin zu Allem bereit.“

„Exzellenz sprechen von Rache,“ sprach der Advokat, seinen Mund dem Ohre des Gefangenen nähernd, „gut; so üben Sie noch eine Rache aus an einem Manne aus dem Volke; vielleicht an einem jener feigen Zeugen, die „Haltet den Mörder auf!“ geschrieen haben, und — ich verbürge das Uebrige.“

„Treiben Sie Ihren Scherz mit mir?“ schrie der Herzog, indem er zornig aufsprang.

„Alles ist vorausgesehen,“ sagte der Advokat, „Catanio ist für drei Stunden gewonnen, nach Ablauf derselben werde ich Sie ihm wieder zuführen, um zwei Uhr Nachts wird Ihr Gefängniß offen seyn. Halten Sie sich bereit, Exzellenz, bekleiden Sie sich mit dem Gewande, welches Catanio Ihnen bringen wird, und der Sieg ist unser; doch ich glaube schon Catanio zu hören, der mich abzuholen kommt; sollten Euere Exzellenz sich fürchten, einen Stoß zu führen?“

„Auf morgen,“ antwortete der Herzog finster, „morgen um zwei Uhr Nachts.“

Eine Viertelstunde später verließ ein kleiner schwarzgekleideter Mann die Vicaria; er schien sehr ernst gestimmt, und fluchte auf die Menschennenge, die seit zwei Stunden noch größer geworden zu seyn schien; plötzlich jedoch fing er zu lächeln an, und er blieb sichtlich vergnügt einen Augenblick stehen ...

Er hatte eben gehört, wie ein Mann aus einer Gruppe ausrief: „Seht, das ist der Herr Advokat Satalani, ein eifriger Vertheidiger des Volkes.“

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Wien, 3. Jan. Unter den Veränderungen, wie sie in der Journalistik fast jeder Jahreswechsel hervorzubringen pflegt, verdient heuer diejenige hervorgehoben zu werden, die mit der literarischen Beilage zur kais. Wiener Zeitung vorgegangen ist. Früher mehrere Jahre hindurch als „Österreichische Blätter für Literatur und Kunst“ erschienen, später mit der Zeitung selbst verschmolzen, seit vorigem Jahre alle Samstage als Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben“ ausgegeben, erscheint sie nun von Neujahr ab unter dem Titel; „Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft“ &c, zwar immer noch als Beilage zur Wiener Zeitung, aber, mit Aufgebung des bisherigen lästigen Formats, in Großoktav und Heften zu zwei Bogen und ist nun auch gesondert im Wege des Buch-

Digitized by Google

handels zu beziehen. Das Abonnement beträgt jährlich für 52 Hefte oder 104 Bogen 4 fl. österr. W., ein Preis, der diese Zeitschrift zum wohlfeilsten Literaturblatt Deutschlands macht. Nicht auf das Aeußere allein erstreckt sich jedoch die Veränderung, auch im Innern hat die Wochenschrift gegen früher gewonnen, indem die ansehnliche Zahl tüchtiger Mitarbeiter eine beträchtliche Erweiterung erfahren hat und nunmehr die angesehensten Namen im Gebiete der Gelehrsamkeit und Kunst umfaßt. Gelingt es der Redaktion, die in die Hände des Prof. R. v. Eitelberger und des Herrn F. v. Teschenberg gelegt ist, diese Kräfte zusammenzuhalten, so wird es ihr ein Leichtes seyn, ihr Programm: die wichtigsten literarischen Erscheinungen nicht nur Oesterreichs, obwohl diese selbstverständlich eine hervorragende Stelle einnehmen werden, sondern auch der deutschen und außerdeutschen Länder in den Kreis der kritischen Besprechung zu ziehen, zur Wahrheit zu machen und, getragen von der Theilnahme der gebildeten Welt, die Wochenschrift zu jener geachteten Stelle emporzuheben, die einst die „Jahrbücher der Literatur" eingenommen haben. Das eben ausgegebene erste Heft mit gediegenen Beiträgen von Fr. Pfeiffer, J. Vahlen, J. Falke, E. v. Teschenberg, R. v. Eitelberger u. A. läßt das Beste erwarten, und wir wollen nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit derjenigen, die für Oesterreich, seine geistige und politische Entwicklung ein Herz haben, auf diese Erscheinung hinzulenken.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus St. Gallen, 12. Jan. Das schauerliche Naturereigniß des fürchterlichen Sturmes zeigt sich in seinen schlimmen Ausdehnungen immer schmerzlicher. So weit es sich bis jetzt ermitteln ließ, zog der Sturm über die Bergkantone Graubünden, St. Gallen, Appenzell, Glarus, Schwyz und die Umgebungen des Vierwaldstätterses hin. Daß Hunderte von Häusern und mit den Hütten tausende von Gebäuden überhaupt theils stark beschädigt, theils ganz demolirt wurden, ist bekannt. Inzwischen war es auch möglich, die Bergwälder theilweise zu besehen, die hauptsächlich das Opfer des Sturmes waren. Große und lange Striche Bergwälder sind vernichtet. Der größte Theil der bekanntlich als Bauholz vortrefflichen Bergtannen ist abgebrochen, so daß dieses theuere und sehr gesuchte Baumaterial nur noch als Brennholz benützt werden kann. Dabei sind natürlich alle jungen Waldungen ebenfalls zu Grunde gegangen. Der Gesammtschaden, welchen der Sturm in dem kleinen Kanton Appenzell (kaum 8 Quadratmeilen) an Gebäuden und Waldungen gethan, wird über zwei Millionen Fr. angeschlagen. In dem St. Gallischen Bezirk Obertoggenburg allein wird der Schaden auf eine Million berechnet. Einzelne Gemeinden erleiden einen Schaden von vierzig bis über einmalhunderttausend Fr. Aus diesen vereinzelten Mittheilungen mögen Sie ersehen, daß die Windsbraut für mehrere Millionen an Werth zerstörte. Der Zustand der Appenzeller Dörfer gleicht dem eines stattgefundener Erdbebens: lose Dächer, zerrissene Mauern, eingeschlagene Fenster, zusammengewürfelte Gebäude — eine schauerliche Deloration. Denken Sie sich nun noch in das schauerlich schöne Schauspiel hinein, wie an den Bergabhängen die gestürzten Wälder im grausigen Chaos hängen und Theile des ausgerissenen Bodens bis zur Straße herab liegen, so können Sie sich einen schwachen Begriff machen von der Wucht des Sturmes. — Auf den Graubündten'schen Alpenstraßen dauerte der Schneefall bis zum 9. Jan. schon drei Tage ununterbrochen fort, so daß die Postzüge eingestellt werden mußten. Aus Splügen kam am 9. eine Depesche: „Letzte Nacht noch nichts (kein Postzug) von Cleven (Chiavenna) und Bellenz. Heute noch schlimmeres Wetter, weder Fuhrleute noch Wegmacher getrauen sich in die Berge. Auch die Roffla ist wegen einer Lawine, die gefallen, nicht mehr zu passiren." Schon am Tage vorher konnte man nur bis zur ersten Gallerie ober Splügen vordringen und mußte wieder zurück. Die Post nach Italien mußte ebenfalls im Dorfe Splügen zurückbleiben. Bis zum 10. waren die Pässe noch gesperrt. Wehe dem armen Wanderer, der sich beim Beginn des starken Schneefalles auf einem Hoch gebirgspasse befand. Möglich, daß die Schneeschmüze nicht ohne traurige Resultate bleibt.

[Adamine.] Vor einigen Tagen nahm eine Dame ein hübsches Mädchen als Köchin in Diensten. — Wie heißt Du?" fragte die Herrin. — „Adamine", lautete die Antwort. — „Adamine? Diesen Namen habe ich noch in keinem Kalender gesehen." — „Das weiß ich," entgegnete die kokette Töpfeeherrscherin; „im Kalender steht dafür Eva, aber der Name ist doch gar zu häßlich."

Glasbrenner fragt in der „Mont.-Zeitung": „Wäre es nicht in der Ordnung, der Stadt Berlin an Stelle des ihr beigelegten halb fremdwortlichen Beinamens „Spree-Athen" den rein deutschen Namen „Eulenburg" zu geben?"

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 16 Sonntag, 18. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

Von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Wie Friedrich von Meister Martin aus der Werkstatt fortgejagt wurde.

Andern Tages arbeitete Meister Martin in mürrischem Stillschweigen an dem großen Fasse für den Bischof von Bamberg, und auch Friedrich, der nun erst Reinholds Scheiden recht bitter fühlte, vermochte kein Wort, viel weniger ein Lied herauszubringen. Endlich warf Martin den Schlägel bei Seite, schlug die Arme über einander und sprach mit gesenkter Stimme: „Der Reinhold ist nun auch fort — es war ein vornehmer Maler und hat mich zum Narren gehalten mit seiner Küperei. — Hätt' ich das nur ahnen können, als er mit dir in mein Haus kam und so anstellig that, wie hätte ich ihm die Thür weisen wollen. Solch ein offenes ehrliches Gesicht und voll Lug und Trug im Innern! — nun, er ist fort und nun wirst du mit Treue und Redlichkeit an mir und am Handwerk halten. Wer weiß, auf welche Weise du mir noch näher trittst. Wenn du ein tüchtiger Meister geworden und Rosa dich mag — nun du verstehst mich und darfst dich mühen um Rosa's Gunst."

Damit nahm er den Schlägel wieder zur Hand und arbeitete emsig weiter. Selbst wußte Friedrich nicht, wie es kam, daß Martins Worte seine Brust zerschnitten, daß eine seltsame Angst in ihm aufstieg und jeden Hoffnungsschimmer verdüsterte. Rosa erschien nach langer Zeit zum Erstenmal wieder in der Werkstatt, aber tief in sich gekehrt und wie Friedrich zu seinem Gram bemerkte, mit rothverweinten Augen. Sie hat um ihn geweint, sie liebt ihn doch wohl, so sprach es in seinem Innern und er vermochte nicht den Blick aufzuheben zu der, die er so unaussprechlich liebte.

Das große Faß war fertig geworden, und nun erst wurde Meister Martin, als er das wohlgelungene Stück Arbeit betrachtete, wieder lustig und guter Dinge. „Ja, mein Sohn," sprach er, indem er Friedrich auf die Schulter klopfte, „ja, mein Sohn, es bleibt dabei, gelingt es dir, Rosas Gunst zu erwerben, und fertigst du ein tüchtiges Meisterstück, so wirst du mein Eidam. Und zur edlen Zunft der Meistersinger kannst du dann auch treten und dir große Ehre gewinnen."

Meister Martins Arbeit häufte sich nun über alle Maßen, so daß er zwei Gesellen annehmen mußte, tüchtige Arbeiter, aber rohe Burschen, ganz entartet auf langer Wanderschaft. Statt manches anmuthig lustigen Gesprächs hörte man jetzt in Meister Martins Werkstatt gemeine Späße, statt der lieblichen Gesänge Reinholds und Friedrichs häßliche Zotenlieder. Rosa vermied die Werkstatt, so daß Friedrich sie nur selten und flüchtig sah. Wenn er dann in trüber Sehnsucht sie anschaute, wenn er seufzte: „Ach, liebe Rosa, wenn ich doch nur wieder mit euch reden könnte, wenn ihr wieder so freundlich wäret, als zu der Zeit, da Reinhold noch bei uns war," da schlug sie verschämt die Augen nieder und lispelte: „Habt ihr mir denn was zu sagen, lieber Friedrich?" — Starr, keines Wortes mächtig, stand Friedrich dann da und der schöne Augenblick war schnell entflohen, wie ein Blitz, der aufleuchtet im Abendroth und verschwindet, als man ihn kaum gewahrt.

Meister Martin bestand nun darauf, daß Friedrich sein Meisterstück beginnen sollte. Er hatte selbst das schönste reinste Eichenholz, ohne die mindesten Adern und Streifen, das schon über fünf Jahre im Holzvorrath gelegen, ausgesucht, und Niemanden sollte Friedrichen zur Hand gehen, als der alte Valentin. War indessen dem armen Friedrich durch die Schuld der rohen Gesellen das Handwerk immer mehr und mehr verleidet worden, so schnürte es ihm jetzt die Kehle zu, wenn er daran dachte, daß nun das Meisterstück auf immer über sein Leben entscheiden solle. Jene seltsame Angst, die in ihm aufstieg, als Meister Martin seine treue Anhänglichkeit an das Handwerk rühmte, gestaltete sich nun auf furchtbare Weise immer deutlicher und deutlicher. Er wußte es nun, daß er untergehen werde in Schmach bei einem Handwerk, das seinem von der Kunst ganz erfüllten Gemüth von Grund aus widerstrebte. Reinhold, Rosa's Gemälde kam ihm nicht aus dem Sinn. Aber seine Kunst erschien ihm auch wieder in voller Glorie. Oft wenn das zerreißende Gefühl seines erbärmlichen Treibens ihn während der Arbeit übermannen wollte, rannte er, Krankheit vorschützend, fort und hin nach St. Sebald. Da betrachtete

Digitized by Google

er Stunden lang Peter Vischers wundervolles Monument und rief dann wie verzückt: O Gott im Himmel, solch' ein Werk zu denken — auszuführen, gibt es denn auf Erden Herrlicheres noch? Und wenn er nun zurückkehrend sinnte zu seinen Tauben und Bänden und daran dachte, daß nur so Rosa zu erwerben, dann war es, als griffen glühende Krallen hinein in sein blutendes Herz und er müsse trostlos vergehen in der ungeheuern Qual. In Träumen kam oft Reinhold und brachte ihm seltsame Zeichnungen zu künstlicher Bildereiarbeit, in der Rosa's Gestalt auf wunderbare Weise, bald als Blume, bald als Engel mit Flügelein verflochten war. Aber es fehlte was daran und er erschaute, daß Reinhold in Rosa's Gestaltung das Herz vergessen, welches er nun hinzuzeichnete. Dann war es, als rührten sich alle Blumen und Blätter des Werks singend und süße Düfte anshauchend und die edlen Metalle zeigten ihm in funkelndem Spiegel Rosa's Bildniß; als streckte er die Arme sehnsüchtig aus nach der Geliebten, als verschwände das Bildniß, wie in düsternn Nebel, und sie selbst, die holde Rosa, drücke ihn voll seligen Verlangens an die liebende Brust. — Tödtender und tödtender wurde sein Zustand bei der heillosen Böttcherarbeit, da suchte er Trost und Hülfe bei seinem alten Meister Johannes Holzschuer. Der erlaubte, daß Friedrich in seiner Werkstatt ein Werkleln beginnen durfte, das er erdacht und wozu er seit langer Zeit den Lohn des Meisters Martin erspart hatte, um das dazu nöthige Geld anschaffen zu können. So geschah es, daß Friedrich, dessen todtenbleiches Gesicht das Vergehen, wie er von einer zehrenden Krankheit befallen, glaublich machte, beinahe gar nicht in der Werkstatt arbeitete und Monate vergingen, ohne daß er sein Meisterstück, das große zweiundzwei Faß, nur im Mindesten förderte. Meister Martin setzte ihm hart zu, daß er doch wenigstens so viel, als es seine Kräfte erlauben wollten, arbeiten möge, und Friedrich war freilich gezwungen, wieder einmal an den verhaßten Hauklock zu gehen und das Lenkbeil zur Hand zu nehmen. Indem er arbeitete, trat Meister Martin hinzu, und betrachtete die bearbeiteten Stäbe, da wurde er aber ganz roth im Gesicht und rief: „Was ist das? Friedrich, welche Arbeit! hat die Stäbe ein Geselle gelenkt, der Meister werden will, oder ein einfältiger Lehrbursche, der vor drei Tagen in die Werkstatt hineingerochen? — Friedrich, besinne dich, welch ein Teufel ist in dich gefahren und hudelt dich? — mein schönes Eigenholz, das Meisterstück! — du ungeschickter, nubesonnener Bursche.“ Ueberwältigt von allen Qualen der Hölle, die in ihm brannten, konnte Friedrich nicht länger an sich halten, er warf das Lenkbeil weit von sich und rief: „Meister! — es ist nun Alles aus — nein, und wenn es mir das Leben kostet, wenn ich vergehen soll in namenlosem Elend — ich kann nicht mehr — nicht mehr arbeiten im schnöden Handwerk, da es mich hinzieht zu meiner herrlichen Kunst mit unwiderstehlicher Gewalt. Ach, ich liebe eure Rosa unaussprechlich, wie sonst keiner auf Erden es vermag — nur um ihretwillen habe ich ja hier die gehässige Arbeit getrieben — ich habe sie nun verloren, ich weiß es, ich werde auch bald dem Gram um sie erliegen, aber es ist nicht anders, ich kehre zurück zu meiner herrlichen Kunst, zu meinem würdigen alten Meister Johannes Holzschuer, den ich schändlich verlassen.“ — Meister Martins Augen funkelten wie flammende Kerzen. Kaum der Worte mächtig vor Wuth, stotterte er: „Was — auch du? — Lug und Trug? — mich hintergangen — schnödes Handwerk? — Küpferi?“ — fort aus meinen Augen, schändlicher Bursche, — fort mit dir!“ —

Und damit packte Meister Martin den armen Friedrich bei den Schultern und warf ihn zur Werkstatt hinaus. Das Hohngelächter der rohen Gesellen und Lehrburschen folgte ihm nach. Nur der alte Valentin faltete die Hände, sah gedankenvoll vor sich hin und sprach: „Gemerkt hab' ich wohl, daß der gute Geselle Höheres im Sinn trug, als unsere Fässer.“ Frau Marthe weinte sehr und ihr Buben schrieen und jammerten um Friedrich, der mit ihnen fremdlich gespielt und manches gute Stück Backwerk ihnen zugetragen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Frühere Justiz in Neapel.

Nach einem authentischen Berichte mitgetheilt von Dr. E. Brecher.

(Fortsetzung.)

2.

Der Vorabend des Weihnachtfestes.

Welch' eine herrliche Festzeit ist der Weihnacht-Vorabend in Neapel!

Es ist ein Freudenfest für Alle; ein Tag wo der Reiche und Arme, der Vornehme und der Lazzaroni nun die Wette sich bemühen, Freuden und Vergnügungen zu erschöpfen; es ist ein Fest in den Palästen, ein Fest in den Hütten und an allen Straßenecken; an diesem Tage sind die Unglücklichen glücklich; es sind zwölf Stunden einer unausgesetzten Freude; es ist ein Nationalfest!

Schon am frühen Morgen beginnen die Glocken von dreihundert Kirchen ihr Geläute in die Lüfte ertönen zu lassen; betäubend, verwirrend; Neapel erwacht, und Tausende von Pöllerschüssen, welche auf diesen Ruf antworten, fangen an, sich im Chore zu vereinigen, und

Digitized by Google

verkünden den allgemeinen Freudenrausch, der Alle ergreift.

Jeder trifft seine Vorbereitungen, denn die Miene eines Jeden muß mit der allgemeinen Heiterkeit im Einklange stehen; selbst die Straßen bekommen in wenigen Augenblicken ein eigenthümlich festliches Aussehen. Hunderte von Buden werden errichtet, welche prachtvoll dekorirt sind, und worin Eßwaaren aller Art, mit unnachahmlicher Kunstfertigkeit angeordnet, für die Käufer ausgestellt sind.

Hier sieht man Feigen, Oliven, Bäckereien und Zuckerwerk von allen Arten und von allen Farben an den Wänden der Buden zierlich übereinandergeschichtet. Tausende von Pomeranzen und Zitronen an bundfarbigen Bändern aufgehängt, bilden die Festons um diese Wände; im Hintergrunde einer jeden dieser Bude endlich thront ein Madonnenbild von einer Menge brennenden Wachskerzen umgeben.

Jeder hat an diesem Tage seine gewöhnliche Beschäftigung aufgegeben; Handel und Gewerbe ruhen; von allen Seiten drängt und preßt sich eine zahllose Menschenmenge, die zwecklos umherirrt; doch sie haben einen Zweck, sie wollen sich freuen. — Neapel ist nicht mehr Neapel; seine Einwohner sind neugierige Fremde geworden, die nur einen Tag haben, es zu besuchen, und die Stadt scheint zu klein zu seyn, um sie in sich fassen zu können; und doch sind noch nicht Alle gekommen; erst Abends!

Hört Ihr, wie der Lärm anwächst? Welcher Tumult, welches Geschrei, welch' ein Jauchzen und Gejubel; noch immer nimmt die Menschenmenge in einer erschrecklichen Progression zu; sie wird sich bald gar nicht mehr fortbewegen können . . , und die Toledostraße, der Mittelpunkt der Bevölkerung und des Festes, sie bietet besonders einen eigenthümlichen Anblick dar; wer nur im Stande wäre, sie durchdringen zu können! Aber welches Stoßen und Drücken; welche Verwirrung!

Dieser Fiaker, der mit aller Kraft vorwärts zu kommen sucht, schreit sich vergebens heiser; umsonst ist sein Fluchen und Schimpfen; endlich hält er an der Ecke der Piccola Nardones, zwei Männer steigen aus dem Wagen; sie werden zu Fuße rascher fortkommen, und es ist wirklich zum Staunen, wie sie die Menge durchdringen; sie sind schon mehr als zwanzig Schritte vorwärts gekommen. Der Eine, ein hoher schlanker Mann mit stolzem Gange, schreckt vor keinem Hindernisse zurück; man möchte sagen, es mache ihm Vergnügen zu drängen und zu stoßen, und ohne seinen Gefährten würde er gar nicht bei einem Haufen Lazaroni's stehen geblieben seyn. Die einen davon lagen auf der Erde, die andern standen und saßen, alle aber horchten unbeweglich mit offenen Mäulern auf die Worte eines Mannes, der auf einer Art Estrade stehend, mit steigendem Pathos sprach; nicht eine Silbe entging ihnen. Die Geschichte von den schauerlichen Heldenthaten Rinaldini's, welche der Improvisator ihnen erzählte war auch gar zu interessant! Selbst während der kleinen Pausen, die er zeitweise eintreten ließ, getrauten sie sich kaum mit ihren Nachbarn Worte auszutauschen, aus Furcht, den Faden der Geschichte zu verlieren. Der schlanke Fremde, der sich eben unter diese Versammlung gemischt hatte (sein Gefährte war plötzlich verschwunden), mußte demnach etwas besonders Auffallendes an sich haben, daß die Blicke Aller sich auf ihn richteten und mehrere dann mit einander eifrig zu sprechen begannen.

„Hast Du den Mann bemerkt, Salvatore," fragte Einer, „der jetzt in einen Mantel gehüllt an uns vorüberkam? Wenn er nicht seit lange im Gefängniß säße, so würde ich schwören, es sey der Herzog von San Giuseppe."

„Was!" antwortete der Angeredete, „der Herzog, der seine Maitresse auf öffentlichem Markte, in Gegenwart des ganzen Volkes erdolchte, und den man zwei Tage darauf einige Meilen von Terracina erwischte? . . . Du bist närrisch, Gaetano; denn Vetter Catanio hält ihn, wie Du weißt, fest in seinen Fäusten; und er verabscheut die Nobili zu sehr, um ihn entwischen zu lassen; geh', die Lacrimä Christi machen Dich mit offenen Augen träumen."

„Träumen! so sieh' doch selbst hin, da nach der andern Seite, uns fast gegenüber, schau nur hin."

„Du bist ein Narr, sag' ich Dir, ich liege zu gut auf meinem Flecke hier, um mich wegen deiner Albernheiten stören zu lassen."

„O, niemals ist mir noch eine solche Aehnlichkeit vorgekommen," sagte Gaetano, „ich kenne ihn zu gut, ich habe ihn hundertmal gesehen, als ich während der großen Hitze unter dem Portico seines Palastes lagerte."

Salvatore drehte sich nachlässig nach der angedeuteten Richtung.

„Du hast wahrhaftig recht," sagte er, „ganz seine Gestalt sein Gesicht, zum Verwechseln, nur scheint er mir etwas größer; rufe doch Biganino, er wird ihn besser als wir erkennen, wenn es wirklich sein Patrone von Ischia ist."

Biganino! . . . aber die Stimme des Improvisators erhob sich von Neuem, Jeder nahm seinen früheren Platz ein und Biganino, der sich halb erhoben hatte, bewegte sich nicht mehr; es herrschte wieder lautlose Stille; Jeder horchte mit gespanntem Ohr.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus London, 10. Jan. Als gewissenhafter Korrespondent bin ich heute in die Unterwelt hinabgestiegen, um die ersten regelrechten Fahrten

Digitized by Google

auf der unterirdischen Eisenbahn mitzumachen. Ein Elysium ists eben nicht, aber auch keine Hölle. Das Ding geht vortrefflich und so glatt, ja, noch viel glatter als auf den gewöhnlichen Eisenbahnen der Oberwelt, Dank der Breitspurigkeit der Geleise, die sonst nur noch auf der Great Western anzutreffen ist. Die Zugänge lassen nichts zu wünschen übrig, sind breit, licht und bequem, während dagegen auf den Plattformen mehr Elleubogenraum zu wünschen wäre. Heute wenigstens waren diese zu enge für die vielen Menschenmassen, die sich hinzugedrängt hatten, die Ersten zu seyn, um der öffentlichen Meinung Bahn und sich selbst allenfalls die Beine zu brechen. Auch der Wagen gab es zu wenig, denn obgleich von Morgen bis Mitternacht alle 15 oder 18 Minuten Züge ab- und zufuhren, mußte man froh seyn, in der dritten Klasse Unterkommen zu finden, wenn man auch ein Billet erster Klasse gelöst hatte. Die Strecke ist so kurz (viertehalb engl. Meilen) und die Fahrt nimmt so wenig Zeit in Anspruch (15 Minuten), daß Jedermann gern liebenswürdig war und Platz machte, wenn auch die vorgeschriebene Personenzahl in den einzelnen Wagen voll war. Das Publikum freute sich unverhohlen über den neuen Fortbewegungsmodus, und so viel mir bekannt, ging Alles so regelmäßig von statten, als bestände die Bahn schon seit Jahren, oder als hätten schon unsere Vorväter die Gewohnheit gehabt, unter ihren eigenen Häusern durchzukutschiren. Auch Grauenhaftes liegt durchaus nicht in einer derartigen Fahrt. Kein einziger Tunnel ist nur halb so groß, als viele seiner Brüder auf gewöhnlichen englischen und festländischen Bahnen, gerade Strecken laufen offen zwischen Häusern und Straßen weg, und wo schon durch Tunnels gefahren werden muß, hält die Lokomotive den Athem ein und speit weder Dampf noch Kohlenrauch aus. Dieß und die gute Beleuchtung der Wagen trägt viel dazu bei, die Fahrt nicht gerade unangenehm zu machen. Wer zumal Eile hat und weiß, wie peinlich es ist, in der City mitten im Wagengedränge hoffnungslos eingekeilt zu seyn, dem wird diese Bahn doppelt und dreifach willkommen seyn. Von dumpfer Luft habe ich dieses Mal weniger als bei einer früheren Besichtigung der Tunnels gespürt. Wahrscheinlich helfen die rasch auf einander folgenden und sich begegnenden Wagenzüge der künstlichen Ventilation nach. Und wenn die Signale regelrecht arbeiten und wenn keine Wölbungen einstürzen, und wenn nicht die Kloaken durchbrechen und die Bahnbeamten ihrerseits ihre Schuldigkeit thun, ist es schon möglich, daß das Unternehmen sich mit der Zeit als eine gute Spekulation herausstellt. So lange die Bahn nicht bis ins Herz der City hinein vollendet ist, schwebt jede Wahrscheinlichkeits-Rechnung in der Luft.

In Jstein, Bezirksamts Lörrach im Großherzogthum Baden, hat sich, wie die „Bad. Landesztg." berichtet, eine schauderhafte Mordthat zugetragen. Ein Mädchen, welches als Kind vor Jahren mit einer englischen Familie weggezogen, kommt als junge, elegante und reiche Dame zurück; sie trägt 30—40,000 fl. bei sich, also wohl in Banknoten. Recht sinnig kommt sie gerade am Christabend an und bittet incognito bei ihren Eltern, die sie natürlich nicht kennen, um eine Nachtherberge; vergeblich stellen diese vor, daß sie als arme Leute nicht eingerichtet seyen, eine so vornehme Dame zu übernachten; diese besteht darauf und begnügt sich mit einem Strohlager. Während sie nun schlummert und von der freudigen Ueberraschung ihrer Eltern träumt, wenn sie sich des andern Morgens zu erkennen geben und die 30—40,000 fl. bescheren wird, steigt in der Mutter der schwarze Gedanke auf, die Fremde aus dem Weg zu schaffen und sich ihrer Schätze zu bemächtigen. Unter dem Vorwand eines Unwohlseyns schickt sie mitten in der Nacht ihren Mann zu dem Bürgermeister, um Schnaps zu holen, und schneidet inzwischen der vermeintlichen Fremden „die Gurgel ab". Diese aber, nämlich die Fremde, so romantisch sie erst Alles eingerichtet, hatte doch, bevor sie zu den Eltern ging, die Polizeiverordnung beobachtet, sich dem Bürgermeister vorgestellt und ihre Papiere übergeben. Von dem Bürgermeister und Schnapshändler aufgeklärt, eilt nun der Mann freudig nach Hause und findet die Frau als Mörderin und die Tochter als Leiche!! Der Mann wird sogleich wahnsinnig und ist schon nach Allenau abgeführt, die Frau aber sitzt im Amtsgefängniß zu Lörrach und wird vor das nächste Schwurgericht kommen, zu welchem die „Bad. Lsztg." schon einen Berichterstatter bestellt hat. Nach offizieller Versicherung ist aber unglücklicherweise an der ganzen Geschichte nicht ein wahres Wort.

[Kampf gegen die Zylinder.] In einem der galizischen Seminare ist vor kurzem ein Vernichtungskrieg gegen die Zylinderhüte eröffnet worden. Veranlassung dazu gab ein Verbot des Rektors, die polnischen viereckigen Mützen, Konfoderatki genannt, zu tragen. Die Alumnen wollten sich der Anordnung nicht fügen und als der Rektor mit dem Einschreiten der weltlichen Behörden drohte, wurden des Nachts sämmtliche aufoctroyirte Zylinderhüte zerschnitten. Nun hat man den Alumnen neue Hüte gekauft, für welche ihnen der Betrag von ihrem Taschengelde bis zur Ausgleichung des Schadens abgezogen wird.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 17 Dienstag, 20. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

Von E. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Beschluß.

So zornig nun auch Meister Martin auf Reinhold und Friedrich seyn mochte, gestehen mußte er doch sich selbst, daß mit ihnen alle Freude, alle Lust aus der Werkstatt gewichen. Von den neuen Gesellen erfuhr er täglich nichts als Aergerniß und Verdruß. Um jede Kleinigkeit mußte er sich kümmern und hatte Mühe und Noth, daß nur die geringste Arbeit gefördert wurde nach seinem Sinn. Ganz erdrückt von den Sorgen des Tages seufzte er dann oft: Ach Reinhold, ach Friedrich, hättet ihr mich doch nicht so schändlich hintergangen, wäret ihr doch nur tüchtige Küper geblieben! Es kam so weit, daß er oft mit dem Gedanken kämpfte, alle Arbeit gänzlich aufzugeben.

In solch düsterer Stimmung saß er einst am Abend in seinem Hause, als Herr Jakobus Paumgartner und mit ihm Meister Johannes Holzschuer ganz unvermuthet eintraten. Er merkte wohl, daß nun von Friedrich die Rede seyn würde und in der That lenkte Herr Paumgartner sehr bald das Gespräch auf ihn und Meister Holzschuer fing an, den Jüngling auf alle nur mögliche Art zu preisen. Er meinte, gewiß sey es, daß bei solchem Fleiß, bei solchen Gaben Friedrich nicht allein ein trefflicher Goldschmidt werden, sondern auch als herrlicher Bildhießer geradezu in Peter Vischers Fußtapfen treten müßte. Nun begann Herr Paumgartner heftig über das unwürdige Betragen zu schelten, das der arme Gesell von Meister Martin erlitten und Beide drangen darauf, daß wenn Friedrich ein tüchtiger Goldschmidt und Bildhießer geworden, er ihm Rosa, falls nämlich diese dem von Liebe ganz durchdrungenen Friedrich hold sey, zur Hausfrau geben solle. Meister Martin ließ Beide ausreden, dann zog er sein Käpplein ab und sprach lächelnd: „Ihr lieben Herren nehmt euch des Gesellen wacker an, der mich auf schändliche Weise hintergangen hat. Doch will ich ihm das verzeihen, verlangt indessen nicht, daß ich um seinetwillen meinen festen Entschluß ändere, mit Rosa ist es nun einmal ganz und gar nichts." In diesem Augenblick trat Rosa hinein, leichenblaß mit verweinten Augen und setzte schweigend Trinkgläser und Wein auf den Tisch. „Nun," begann Herr Holzschuer, „nun so muß ich denn wohl dem armen Friedrich nachgeben, der seine Heimath verlassen will auf immer. Er hat ein schönes Stück Arbeit gemacht bei mir, das will er, wenn ihr es, lieber Meister, erlaubt, eurer Rosa verehren zum Gedächtniß, schaut es nur an." Damit holte Meister Holzschuer einen kleinen, überaus künstlich gearbeiteten silbernen Pokal hervor und reichte ihn dem Meister Martin hin, der, großer Freund von köstlicher Geräthschaft, ihn nahm und wohlgefällig von allen Seiten betrachtete. In der That konnte man auch kaum herrlichere Silberarbeit sehen, als eben dieß kleine Gefäß. Zierliche Ranken von Weinblättern und Rosen, schlangen sich rings herum, und aus den Rosen, aus den brechenden Knospen schauten liebliche Engel, so wie inwendig auf dem vergoldeten Boden sich anmuthig liebkosende Engel gravirt waren. Goß man nun hellen Wein in den Pokal, so war es, als tauchten die Englein auf und nieder in lieblichem Spiel. „Das Geräth," sprach Meister Martin, „ist in der That gar zierlich gearbeitet und ich will es behalten, wenn Friedrich in guten Goldstücken den zwiefachen Werth von mir annimmt." Dieß sprechend füllte Meister Martin den Pokal und setzte ihn an den Mund. In demselben Augenblick öffnete sich leise die Thür und Friedrich, den tödtenden Schmerz ewiger Trennung von dem Liebsten auf Erden im leichenblassen Antlitz, trat in dieselbe. So wie Rosa ihn gewahrte, schrie sie laut auf mit schneidendem Ton: „O, mein liebster Friedrich!" und stürzte ihm halb entseelt an seine Brust. Meister Martin setzte den Pokal ab und als er Rosa in Friedrichs Armen erblickte, riß er die Augen weit auf, als säh' er Gespenster. Dann nahm er sprachlos den Pokal wieder und schaute hinein. Dann raffte er sich vom Stuhl in die Höhe und rief mit starker Stimme: „Rosa — Rosa, liebst du den Friedrich?" „Ach," lispelte Rosa, „ach, ich kann es ja nicht länger verhehlen, ich liebe ihn wie mein Leben, das Herz wollte mir ja brechen, als ihr ihn verstießet." „So umarme deine Braut, Friedrich — ja, ja, deine Braut," rief Meister Martin. Paumgartner und Holzschuer schauten sich ganz verwirrt vor Erstaunen an, aber Meister Martin sprach weiter, den

Digitized by Google

Pokal in den Händen: „O, du Herr des Himmels, ist denn nicht Alles so gekommen, wie die Alte es geweissagt? Ein glänzend Häuslein wird er bringen, würz'ge Fluthen treiben drinn, blanke Englein gar lustig singen — das Häuslein mit güldenem Prangen, der hat's in's Haus getrag'n, den wirst du süß umfangen, darfst nicht den Vater frag'n, ist dein Bräutigam minniglich! — o, ich blöder Thor! — Das ist das glänzende Häuslein, die Engel — der Bräutigam — hei, hei, ihr Herren, nun ist Alles gut, Alles gut, der Eidam ist gefunden!"

Wessen Sinn jemals ein böser Traum verwirrte, daß er glaubte, in tiefer schwarzer Grabesnacht zu liegen und nun erwacht er plötzlich im hellen Frühling voll Duft, Sonnenglanz und die, die ihm die Liebste auf Erden, ist gekommen und hat ihn umschlungen und er schaut in den Himmel ihres holden Antlitzes, wem das jemals geschah, der begreift es, wie Friedrich zu Muthe war, der faßt seine überschwengliche Seligkeit. Keines Wortes mächtig, hielt er Rosa fest in seinen Armen, als wolle er sie nimmer lassen, bis sie sich sanft von ihm loswand und ihn hinführte zum Vater. Da rief er: „O mein lieber Meister, ist es denn auch wirklich so? — Rosa gebt ihr mir zur Hausfrau und ich darf zurückkehren zu meiner Kunst?" — „Ja, ja," sprach Meister Martin, „glaube es doch nur, kann ich denn anders thun, da du die Weissagung der alten Großmutter erfüllt hast? — Dein Meisterstück bleibt nun liegen." Da lächelte Friedrich ganz verklärt von Wonne und sprach: „Nein, lieber Meister, ist es euch recht, so vollende ich nun mit Lust und Muth mein tüchtiges Faß als meine letzte Küperarbeit und kehre dann zurück zum Schmelzofen." „O, du mein guter, braver Sohn," rief Meister Martin, dem die Augen funkelten vor Freude, „ja dein Meisterstück fertige und dann gibt's Hochzeit."

Friedrich hielt redlich sein Wort, er vollendete das zweifudrige Faß und alle Meister erklärten, ein schöneres Stück Arbeit sey nicht leicht gefertigt worden, worüber dann Meister Martin gar innig sich freute und überhaupt meinte, einen trefflichern Eidam hätte ihm die Fügung des Himmels gar nicht zuführen können.

(Schluß folgt.)

Frühere Justiz in Neapel.

Nach einem authentischen Berichte mitgetheilt von Dr. E. Brecher.

(Fortsetzung.)

Indessen verließen die Augen Gaetano's nicht den schlanken Mann, er suchte vergeben seine Aufmerksamkeit den bereden Worten des Improvisators zuzuwenden; diese Erscheinung kam ihm nicht aus den Gedanken; sie schien ihm mit jedem Augenblicke wunderbarer, unbegreiflicher, er dachte sogar schon, dieser Mann sey ein Geisterist, so bleich kam er ihm vor, und als er diese großen schwarzen Augen auf der Versammlung umherirren sah, als wenn sie eine Beute suchten, so überfiel ihn eine Angst, und er hätte seinen Platz verlassen und fliehen mögen; während er jedoch in immer größere Aufregung gerieth, saß neben ihm sorglos und heiter ein junger Kalabrese.

Er hatte ein so schönes Gesicht, der arme Zampagnaro! Es lag so viel Gutmüthigkeit in seinem Lächeln, so viel freudiges Erstaunen, so viel Ausdruck in seinen Zügen.

Zum Erstenmal hatte ihm dieses Jahr seine Mutter erlaubt, das Gebirge zu verlassen; er hatte die Reise in diese große Cita gemacht, um vor den Madonnen zu singen, und wollte am andern Morgen mit seinen Gefährten die Rückreise in die Abruzzen antreten. Er benutzte also den letzten Abend seiner Anwesenheit, indem er mit skrupulöser Aufmerksamkeit der wunderbaren Erzählung des Improvisators zuhorchte, er fürchtete ein einziges Wort davon zu verlieren, denn er wollte sie zu Hause wieder erzählen.

Unter den Zuhörern bemerkte man auch Einige, welche ohne Zweifel seine Landsleute waren, denn sie trugen alle Mäntel aus Ziegenhaaren, blaue Jacken, rothe Westen, grüne Hosen, Sandalen und spitze Hüte, die mit Sammetbändern verziert waren; aber Keiner glich ihm an Schönheit, und sein reiner Blick war so unschuldig, dann war er auch noch so jung, er zählte kaum sechzehn Jahre.

Er konnte kein Mißtrauen wie Gaetano, denn er hatte niemals etwas Schlechtes gethan, und konnte er wohl bemerken, daß ihn diese zwei großen Augen mit Todesgedanken fixirten? . . . Im Gegentheil, denn eben hatte er zu dem Manne gesagt: „Treten Sie näher, damit Sie besser hören können."

In der That näherte sich ihm auch der schlanke Mann, und indem er sich nach vorwärts neigte, wie um besser zu hören, wie ihm Zapagnaro gesagt hatte, senkte sich sein breiter Mantel nach abwärts, und schien sie beide einen Augenblick zu umhüllen; aber dieser Augenblick genügte . . . ein durchdringender Schrei ließ sich hören, unter dieser Umhüllung sank ein Mensch zur Erde nieder, und Gaetano sah nur den bleichen schlanken Mann entfliehen, der sich auch schnell unter der Menge verlor . . . .

Armer Zampagnaro! Er lag da ausgestreckt in Blut gebadet, welches aus einer breiten klaffenden Wunde seinem Herzen entströmte, und indem er noch einen letzten traurigen Blick auf die entsetzten Gefährten in seiner Nähe warf, schien er sagen zu wollen: ich habe ihm doch nichts Böses gethan, warum hat er mich erdolcht?

Sein Auge schloß sich bald für immer, die letzten Worte, die er hervorhauchte, waren: „Meine Mutter!"

Digitized by Google

Was war nun aus dem Meuchelmörder geworden? Die ganze Versammlung war so vor Schrecken entsetzt, daß sie ihm unbeweglich nachstarrten als er entfloh, und sie wagten im ersten Momente nicht einmal, aneinander eine Frage zu richten. Gaetano war es nicht allein, der den hohen schlanken Mann bemerkt hatte, fünfzig Andere konnten so wie er bezeugen, daß es der Herzog von San Giuseppe gewesen war, derselbe, welcher vor zwei Jahren seine Geliebte auf öffentlichem Platze ermordet hatte; er trug noch immer dieselbe Kleidung, und doch — war nicht der Herzog in den Gefängnissen der Vicaria eingesperrt? Wie war das alles möglich? Niemand konnte es erklären, Vizanino allein betheuerte, er habe immer gedacht, daß sein Padrone von Ischia unschuldig sey.

Als die Uhr der Vicaria bald darauf Fünf schlug, fuhr ein Wagen durch die alte porta campana und hielt einige Schritte von da still. Zwei Männer, tief in Mäntel gehüllt, stiegen vorsichtig aus, und schauten ringsumher, ob sie nicht von Jemand beobachtet würden.

„Sua Eccellenza," sagte der Eine, „hier ist das kleine Ausfallthürchen, wo uns Catanio erwartet."

„Ich habe es wirklich nicht gesehen, Herr Advokat," bemerkte der Andere, „es ist hier so finster, und dann hat mich auch die Helle auf dem Toledo ganz geblendet."

Einige Minuten später öffnete sich das Pförtchen, und schloß sich sogleich wieder hinter dem Herzoge von San Giuseppe.

Eine Stunde später hörte Satalani die Frühmesse in der königlichen Kapelle.

3.

Das Tribunale kriminale.

Wohin fahren alle diese Wagen, diese glänzenden Equipagen? Warum nehmen sie alle ihre Richtung nach der alten Cita, anstatt wie gewöhnlich nach Posilippo, oder nach der Strada nuova zu nehmen? Es muß dort ein außerordentliches Fest gefeiert werden, da alle diese Damen in den elegantesten Toiletten sich entschließen können, nur eine Stunde lang in diesem Stadttheile zu verweilen; und doch dauern diese Fahrten schon vier Tage hintereinander, und mit jedem Tage nimmt noch die Zahl der Wagen zu; handelt es sich vielleicht um eine achttägige Andacht in einer Kirche? Oder sollte etwa gar das Flüssigwerden des Blutes vom heiligen Januarius stattfinden? Aber eine Verhandlung vor dem Kriminalgerichte, wie diese zwei Lazzaroni behaupten, die mit so schnellen Schritten vorwärts gehen, als wenn sie fürchteten zu spät zu kommen, das ist nicht möglich; Gräfinen und Herzoginen sollten sich in einem Saale einsperren, der vom Volke vollgepfropft, und wo die Luft erstickend ist, um nur die Schlußverhandlung über ein begangenes Verbrechen mit anzuhören? Diese eleganten, zarten Damen sollten vielleicht ein Todesurtheil hören wollen? Unmöglich! Diese Lazzaroni sind Narren!

Und doch hielten alle diese Wagen vor der großen Pforte der alten Vicaria . . . Lachend durchschritten die Damen die hohe Portici, indem sie über diese seltsame Promenade und die Ritter in langen schwarzen Röcken scherzten und spöttelten.

„Wo ist denn nur Satalani?" fragte die Herzogin San Teodoro, „warum ist er noch nicht hier, um uns seinen Arm zu bieten? Wir werden uns noch in diesen Bogengängen verirren; es ist ein wahres Labyrinth, diese Vicaria; ich glaube, wenn ich hundertmal hierher käme, würde ich mich noch immer nicht zurecht finden."

„Satalani," sagte die Marchesa de Losa, „wird Ihnen, Duchezza, wahrscheinlich antworten, wie er gestern in seinem glänzenden Plaidoyer für San Giuseppe gesagt hatte, daß der nicht an zwei Orten zu gleicher Zeit seyn konnte, und daß, da er Damen, die früher als wir gekommen waren, die Plätze anweisen mußte, er sich in die Unmöglichkeit versetzt sah, Ihnen den Hof zu machen."

„Brava, Marchesa," sagte lachend die Herzogin, „Sie können bewundernswürdig vertheidigen; ich will auch dem Satalani sagen, daß er künftighin nicht vergesse, Sie unter die Zahl seiner Kollegen zu rechnen, nicht wahr, meine Damen?"

Alle brachen in ein lautes Lachen aus.

Nicht eine Einzige von ihnen dachte daran, daß einige Schritte von da Unglückliche in Ketten geschmiedet seufzten; sie kamen, um den Urtheilsspruch gegen den Herzog von San Giuseppe mit anzuhören, wie man zu einer Theatervorstellung geht. Sie waren eben im vierten oder fünften Zwischenakte, und sie lachten, ohne sich um die Entwicklung des Drama's zu beunruhigen, da sie in voraus gewiß waren, daß im Falle eine unvorhergesehene Kathastrophe eintreten sollte, sie noch immer eine ernste Miene und sogar Thränen zur Verfügung haben würden.

(Schluß folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Die Aufführung von Uhland's „Herzog Ernst", die am 5. Januar auf dem k. Hoftheater in Stuttgart erfolgte, war als Gedächtnißfeier ausdrücklich bezeichnet worden. Das Haus war voll. Die Aufführung der noch viel zu wenig bekannten Uhland'schen Dramen zur Gedächtnißfeier an den Verewigten sollte überall, wo noch ein Fünkchen Kunstbegeisterung herrscht, erfolgen. Obwohl wir recht gut wissen, daß die Uhland'schen Dramen nie Zugstücke im gemeinen Sinne der Theatersprache werden können, sind sie in einer so edlen

Digitized by Google

Sprache abgefaßt und von so erhebendem Inhalte, daß eine Vorführung bei feierlichen Veranlassungen sehr erfolgreich und heilsam wirken muß.

In der Nacht vom 9. Januar starb in St. Gallen in einem Alter von 82 Jahren der berühmt gewordene Komponist der schönsten Schweizerlieder Ferdinand Huber. Seine Lieder verbreiteten sich über die ganze Erde. Ein Heft ist Mendelsohn gewidmet, der es sehr liebgewann und sich sehr warm darüber in einem Briefe an den Komponisten aussprach. Einen Theil der schönsten Lieder hat bekanntlich Franz Liszt bearbeitet.

In Rothenburg a. d. T. ist am 10. Januar der Studienlehrer Dr. H. W. Benfey, Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, 64 Jahre alt, gestorben. Er war ein tüchtiger auch persönlich vielbekannter Gelehrter, der sich namentlich durch seine Beiträge zur Geschichte des Bauernkriegs in Franken, so wie durch sein Buch über das Proletariat, einen durch ganz Deutschland geachteten Namen gemacht hat.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Lemberg, 3. Jan., schreibt man der „Presse“: „Ein merkwürdiges Ereigniß hält heute die ganze Stadt in Athem. Vergangene Nacht vernahm der vor den Ruinen mehrerer eingestürzten Häuser wachhabende Posten ein Jammergeschrei aus den Trümmern dringen. Er machte sogleich die Anzeige den Behörden, worauf sofort Graf Mensdorff-Pouilly noch mitten in der Nacht persönlich daselbst erschien und unverzüglich die Arbeiten eröffnen ließ. Dieselben waren nämlich seit dem 1. d. Monats unterbrochen worden, da man durch Hinwegräumung des Schuttes den Einsturz der Nachbarhäuser herbeizuführen befürchtete, und überdieß von der Ueberzeugung auszugehen schien, daß keiner der lebendig Begrabenen mehr am Leben seyn könne. Der erwähnten Besorgniß wegen wurden auch jetzt die Arbeiten nicht durch den Schutthaufen, sondern in der Seitenlinie durch ein benachbartes Haus geführt. Bald war der Weg gebahnt, und ein furchtbarer Anblick bot sich dem Auge der Umstehenden dar. Bis an die Brust von Schutt und Trümmern eingeengt, stand ein junges jüdisches Mädchen da, das sein Leben nur dem Zufalle zu verdanken hatte, daß die stürzenden Balken eine Art von Gewölbe über ihrem Kopfe gebildet hatten, und eine darauf liegende tapezirte Thür sie vor den niederfallenden Trümmern bewahrte. Drei Tage und drei Nächte hatte die Unglückliche bereits in dieser qualvollen Lage zugebracht, ohne Speise und Trank, keiner Bewegung fähig. Zu ihren Füßen lag die Leiche eines eilfjährigen Mädchens, das gleichfalls mehrere Tage lang die Marter des Lebens ertragen hatte und erst kurz zuvor gestorben war. Die gerettete Unglückliche, die sich im vollen Besitze ihrer Geisteskraft befand, wurde unverzüglich von dem sie umlagernden Schutte befreit und gestärkt, und befindet sich, von einem schweren Oberschenkelbruch abgesehen, in überraschend gutem Zustande. Daß sie der Gegenstand allgemeiner Theilnahme in christlichen wie jüdischen Kreisen ist, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Man wetteifert in Anerbietungen, ihre Versorgung auf sich nehmen. Leider kann man nicht das Gleiche rücksichtlich des Schicksals der Hinterbliebenen der Verunglückten und der durch die Katastrophe um ihr Hab und Gut gekommenen Familien sagen. Es verdient noch erwähnt zu werden, daß die eingestürzten Häuser vor sechs Jahren bereits vom Bauamte für baufällig erklärt worden waren. Die Aufhebung des Ghetto, in welchen eine Population von 30,000 Seelen eingezwängt ist, wird nun mit Sicherheit erwartet. Noch eine zweite Leiche wurde heute zu Tage gefördert. Es ist dieß die Gattin des bereits gestern begrabenen Schneiders, die mit der Perlstirnbinde am Kopfe und ihr Silberzeug in der Hand, aus dem Schutte gezogen wurde. Die Unglückliche war bei dem Versuche, ihre Kostbarkeiten zu retten, von der Katastrophe überrascht worden.“

Ein Franzose Willème hat nun die Photoskulptur erfunden, und übt sie bereits praktisch in einem Atelier auf dem Boulevard de l'Etoile aus. Das durch die Skulptur plastisch darzustellende Individuum wird von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu gleicher Zeit photographisch aufgenommen. Durch die Zusammenstellung der verschiedenen Profile wird nun ein Relief aufgenommen, das in Bezug auf Wahrheit der Gesichtszüge und der Haltung aus den Händen des Bildhauers zu kommen scheint. Man kann auf diese Weise Büsten und Statuetten in beliebiger Größe und, wenn einmal die Form dargestellt ist, in beliebiger Anzahl herstellen. Zwei Tage nachdem man sich photographisch hat aufnehmen lassen, erhält man sein plastisches Konterfei.

„Ein kleines Häuflein Schwaben in Moskau, welches das Vaterland nicht aus dem Herzen verloren,“ hat dem Ausschuß des schwäbischen Sängerbundes für das Uhland-Denkmal 50 fl. eingesendet.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 18 Mittwoch, 21. Januar 1863.

Meister Martin der Küfer und seine Gesellen.

Von A. Hoffmann.

(Schluß.)

Der Hochzeitstag war endlich gekommen, Friedrichs Meisterfaß mit edlem Wein gefüllt und mit Blumen bekränzt, stand auf dem Flur des Hauses aufgerichtet, die Meister des Gewerks, den Rathsherrn Jakobus Baumgartner an der Spitze, fanden sich ein mit ihren Hausfrauen, denen die Meister-Goldschmiede folgten. Eben wollte sich der Zug nach der St. Sebalduskirche begeben, wo das Paar getraut werden sollte, als Trompetenschall auf der Straße erklang und vor Martins Hause Pferde wieherten und stampften. Meister Martin eilte an das Erkerfenster. Da hielt vor dem Hause Herr Heinrich von Spangenberg, in glänzenden Festkleidern und einige Schritte hinter ihm auf einem muthigen Rosse ein junger hochherrlicher Ritter, das funkelnde Schwert an der Seite, hohe bunte Federn auf dem mit strahlenden Steinen besetzten Barett. Neben dem Ritter erblickte Herr Martin eine wunderschöne Dame, ebenfalls herrlich gekleidet, auf einem Zelter, dessen Farbe frischgefallener Schnee war. Pagen und Diener in bunten glänzenden Röcken bildeten einen Kreis rings umher. Die Trompeten schwiegen und der alte Herr von Spangenberg rief herauf: „Hei, hei, Meister Martin, nicht eures Weinkellers, nicht eurer Goldbatzen halber komme ich her, nur weil Rosa's Hochzeit ist; wollt ihr mich einlassen, lieber Meister?“

Meister Martin erinnerte sich wohl seiner Worte, schämte sich ein wenig und eilte herab, den Junker zu empfangen. Der alte Herr stieg vom Pferde und trat grüßend ins Haus. Pagen sprangen herbei, auf deren Armen die Dame herabglitt vom Pferde, der Ritter bot ihr die Hand und folgte dem alten Herrn. Aber so wie Meister Martin den jungen Ritter anblickte, prallte er drei Schritte zurück, schlug die Hände zusammen und rief: „O Herr des Himmels! — Konrad!“ — Der Ritter sprach lächelnd: „Ja wohl, lieber Meister, bin ich euer Geselle Konrad. Verzeiht mir nur die Wunde, die ich euch beigebracht, Eigentlich, lieber Meister, mußt' ich euch todtschlagen, das werdet ihr wohl einsehen, aber nun hat sich ja Alles ganz anders gefügt.“

Meister Martin erwiderte ganz verwirrt, es sey doch besser, daß er nicht todtgeschlagen worden, aus dem Bischen Ritzen mit dem Lenkbeil habe er sich gar nichts gemacht. Als Martin nun mit den neuen Gästen eintrat in das Zimmer, wo die Brautleute mit den Uebrigen versammelt waren, gerieth Alles in ein frohes Erstaunen über die schöne Dame, die der holden Braut so auf ein Haar glich, als sey es ihre Zwillingsschwester. Der Ritter nahte sich mit edlem Anstande der Braut und sprach: „Erlaubt, holde Rosa, daß Konrad eurem Ehrentag beiwohne. Nicht wahr, ihr zürnt nicht mehr auf den wilden, unbesonnenen Gesellen, der euch beinahe großes Leid bereitet?“ Als nun aber Braut und Bräutigam und der Meister Martin sich ganz verwundert und verwirrt anschauten, rief der alte Herr von Spangenberg: „Nun, nun, ich muß euch wohl aus dem Traume helfen. Das ist mein Sohn Konrad, und hier möget ihr seine liebe Hausfrau, so wie die holde Braut, Rosa geheißen, schauen. Erinnert euch, Meister Martin, unsers Gespräches. Als ich euch frug, ob ihr auch meinem Sohne eure Rosa verweigern würdet, das hatte wohl einen besondern Grund. Ganz toll war der Junge in eure Rosa verliebt, er brachte mich zu dem Entschluß, alle Rücksicht aufzugeben, ich wollte den Freiwerber machen. Als ich ihm aber sagte, wie schnöde ihr mich abgefertigt, schlich er sich auf ganz unsinnige Weise bei euch ein als Küper, um Rosa's Gunst zu erwerben und sie euch dann wohl gar zu entführen. Nun! — ihr habt ihn geheilt mit dem tüchtigen Hiebe über'n Rücken! — Habt Dank dafür, zumal er ein edles Fräulein fand, die wohl am Ende die Rosa seyn mochte, die eigentlich in seinem Herzen war vom Anfang an.“

Die Dame hatte indessen mit anmuthiger Milde die Braut begrüßt und ihr ein reiches Perlenhalsband als Hochzeitsgabe eingehängt. „Sieh, liebe Rosa,“ sprach sie dann, indem sie einen ganz verdorrten Strauß aus den blühenden Blumen, die an ihrer Brust prangten, hervorholte, „sieh, liebe Rosa, das sind die Blumen, die du einst meinem Konrad gabst als Kampfpreis, getreu hat er sie bewahrt, bis er mich sah, da wurd' er dir untreu und hat sie mir verehrt, sey deßhalb nicht böse!“ —

Rosa, hohes Roth auf den Wangen, verschämt die Augen niederschlagend, sprach: „Ach, edle Frau, wie

Digitized by Google

möget ihr doch so sprechen, konnte denn wohl der Junker jemals mich armes Mägdlein lieben? Ihr allein war'l seine Liebe, und weil ich nun eben auch Rosa heiße und euch, wie sie hier sagen, etwas ähnlich sehen soll, ward er um mich, doch nur euch meinend."

Zum Zweitenmal wollte sich der Zug in Bewegung setzen, als ein Jüngling eintrat, auf italische Weise, ganz in schwarzem, gerissenem Sammt gekleidet, mit zierlichem Spitzenkragen, und reiche goldene Ehrenketten um den Hals gehängt. „O Reinhold, mein Reinhold," schrie Friedrich und stürzte dem Jüngling an die Brust. Auch die Braut und Martin riefen und jauchzten: „Reinhold, unser wackrer Reinhold ist gekommen." „Hab' ich's dir nicht gesagt," sprach Reinhold, die Umarmung feurig erwiedernd, „hab' ich's dir nicht gesagt, mein herzlieber Freund, daß sich noch Alles gar herrlich für dich fügen könnte? — Laß mich deinen Hochzeitstag mit dir feiern, weil komm' ich deßhalb her, und zum ewigen Gedächtniß häng' das Gemälde in deinem Hause auf, das ich für dich gemalt und dir mitgebracht." Damit rief er hinaus und zwei Diener brachten ein großes Bild in einem prächtigen goldenen Rahmen herein, das den Meister Martin in seiner Werkstatt mit seinen Gesellen Reinhold, Friedrich und Konrad darstellte, wie sie an dem großen Faß arbeiten und die holde Rosa eben hineinschreitet. Alles gerieth in Erstaunen über die Wahrheit, über die Farbenpracht des Kunstwerks. „Ei," sprach Friedrich lächelnd, „das ist wohl dein Meisterstück als Küper, das meinige liegt dort unten im Flur, aber bald schaff' ich ein anderes." „Ich weiß Alles," erwiderte Reinhold, „und preise dich glücklich. Halt' nur fest an deiner Kunst, die auch wohl mehr Hauswesen und dergleichen leiden mag, als die meinige."

Bei dem Hochzeitsmahl saß Friedrich zwischen den beiden Rosen, ihm gegenüber aber Meister Martin, zwischen Konrad und Reinhold. Da füllte Herr Baumgartner Friedrichs Pokal bis an den Rand mit edlem Wein und trank auf das Wohl Meister Martins und seiner wackern Gesellen. Dann ging der Pokal herum und zuerst der edle Junker Heinrich von Spanzenberg, nach ihm aber alle ehrsamen Meister, wie sie zu Tische saßen, leerten ihn auf das Wohl Meister Martins und seiner wackern Gesellen.

Frühere Justiz in Neapel.

Nach einem authentischen Berichte mitgetheilt von Dr. E. Brecher.

(Schluß.)

Uebrigens hatte der Gesichtsausdruck Satalani's, der inzwischen herangekommen war, gar nichts Tragisches; im Gegentheile konnte man einen Triumph in seinen Zügen lesen.

„Die Duchezza und die anderen Damen wollen mir vergeihen," sagte der Advokat mit einer tiefen Verbeugung, „daß ich mich nicht schon bei dem Aussteigen aus ihrem Wagen zu ihrer Verfügung gestellt habe; aber die Fürstin Bolguerama hat mich in dem Momente reklamirt, wo ich, dieß zu thun, im Begriffe stand, und ich mußte sie an ihren Platz führen . . . Wollen die Frau Herzogin die Gnade haben, meinen Arm anzunehmen? Der Saal ist so überfüllt; daß wir durch eine besondere Thüre gehen müssen, es hat mich Mühe gekostet, bis jetzt einige Sessel zu bewahren."

Und Satalani schritt mit hochaufgerichtetem Haupte stolz neben den Damen einher.

Welches imposante Schauspiel bietet nicht eine Kriminalverhandlung in dem Momente, wo der Gerichtshof eben im Begriffe ist, über ein Kapitalverbrechen sein Urtheil zu fällen; welche Spannung, welche lautlose Stille; da gibt es keinen einfachen Neugierigen mehr, Jeder nimmt Partei.

Jeder, bis auf die Ankläger, wünscht, daß der Angeklagte Gnade finde, in diesem verhängnißvollen Augenblicke ist der Strafbare, der Verbrecher vergessen, wird er einige Minuten später wirklich freigesprochen, so hört man dann gewiß Manche, die Mitleid gefühlt haben, durch einen unerklärlichen Widerspruch bewogen, ausrufen: „Das ist ungerecht!" aber so lange die Ungewißheit dauert, sieht man in ihm nur einen Menschen, dessen Existenz vernichtet werden soll, und die Seele kann sich einer gewissen Bewegung nicht entschlagen, die mehr ist, als Mitleid.

Auch der Herzog von San Giuseppe zählte viele Feinde unter den Menschen, die im Gerichtssaale Kopf an Kopf aneinandergedrängt standen; aber als die Richter mit tiefem Ernste in ihren Mienen eintraten, und ihre Sitze einnahmen, und der Präsident mit dem Urtheile in der Hand eben über das Loos des Angeklagten entscheiden sollte, war gewiß in diesem Momente Keiner unter allen Anwesenden, welcher die Verdammung des San Giuseppe gewünscht hätte.

Man wartete nur noch auf den Angeklagten.

Endlich wurde er in den Saal geführt; er war noch viel bleicher als gewöhnlich, sein Gewissen, welches plötzlich in ihm erwacht war, ließ ihn zwei Opfer sehen, und Angst durchschauerte ihn . . . Er preßte das Geländer, welches vor ihm war, so stark mit den Händen, daß es zu brechen drohte; dann erhob er den Kopf, den er einen Moment auf die Brust gesenkt hielt, und seine Blicke irrten mit einer Art Stumpfsinn auf der Versammlung umher.

Den Tag vorher hatte er seine Familie, seine Freunde begrüßt; jeder der Damen, die so viel Antheil an seinem Schicksal zu nehmen schienen, mit den Augen gedankt, und auch ein gewisses Wohlwollen für Einige

Digitized by Google

aus dem Volke an den Tag gelegt, die zu seinen Gunsten ausgesagt hatten; aber heute nichts von Allem!

Seine Blicke irrten matt und ausdruckslos auf dem Auditorium umher, und blieben dann auf dem Papiere haften, welches sein Schicksal enthielt, wobei sich seine Gesichtsmuskeln zu einem schrecklichen Lächeln verzerrten.

Satalani wurde bei dieser Wahrnehmung von Furcht ergriffen.

Der Gerichtshof gebot Stille; das war blos ein herkömmlicher Gebrauch, denn kein Laut war im ganzen Saale hörbar.

Mit lauter Stimme las nun der Präsident:

„In Erwägung, daß das Verbrechen, welches vor zwei Jahren auf dem Platze del Mercato vollführt, und jenes, welches vor einem Monate, am Vorabende der Weihnachten begangen wurde, vermöge zahlreicher Zeugenaussagen, welche bei beiden Verbrechen gegenwärtig waren, denselben Thäter gehabt haben; —

„in Erwägung ferner, daß der Herzog von San Giuseppe, welcher des ersten Verbrechens angeklagt war, das zweite nicht hat begehen können, weil es hinreichend erwiesen ist, daß er sich zur selben Zeit in Haft befand, und in die Unmöglichkeit versetzt war, sich aus derselben zu entfernen; —

„in Erwägung endlich, daß trotz der fast identischen Aehnlichkeit des Mörders mit dem Angeklagten, das Alibi des angeklagten Herzogs von San Giuseppe durchaus nicht in Zweifel gezogen werden kann; —

„so besteht das Tribunal, daß der Herzog von San Giuseppe sogleich in Freiheit zu setzen sey."

Alles, Verwandte, Freunde, Diener stürzten nun herbei, sie drängten sich an den Herzog; jeder wollte ihm in schwungvollen Worten ausdrücken, wie glücklich er sich fühle, ihn wieder frei zu wissen, und wie dankbar er dem Advokaten Satalani seyn müsse, der ihn mit so glänzender Beredsamkeit vertheidigt habe, und solche Vortheile für ihn aus dem Morde in der Toledostraße zu ziehen wußte, indem er dadurch sein Alibi und seine Unschuld bewies; man umringte den Herzog, man überhäufte ihn mit tausend Fragen, mit tausend Komplimenten; es war ein allgemeiner Wetteifer, um ihm alles was, er gelitten hatte, vergessen zu machen; aber der so glücklich Losgesprochene, der Unschuldigerklärte, beachtete nicht im geringsten die Menge, die ihn umringte; mit denselben stieren glanzlosen Blicken, wie in dem Momente, bevor das Urtheil verkündet war, starrte er in die Weite und seine Lippen verzogen sich zu demselben schrecklichen Lächeln . . . .

Die Erklärung des Ganzen ist die, daß zur selben Zeit, wo Satalani die Richter hinterging, um ihm, dem Herzoge, die Freiheit zu verschaffen, Gott, den Niemand hintergehen kann, sein Gericht über den Doppelmörder hielt, und eine Strafe über ihn verhängte, die furchtbarer ist, als selbst der Tod . . .

Der Herzog von San Giuseppe war wahnsinnig geworden! —

Aber seltsamer, dem Menschen unerklärlicher Gang in der Gerechtigkeit Gottes, die bald den Verbrecher bestraft, bald ihn glücklich seyn läßt! . . .

Zwei Jahre später lebte Catanio ruhig in Ischia, glücklich durch den gewonnenen Blutpreis, und Satalani vom Volke verehrt, wurde Advokat am königlichen Hofe.

Anekdoten aus Walter Scott's Leben.

Scott war von dem Augenblick des Erscheinens des „Herz von Midlothian", ohne allen Vergleich der populärste Mann in Schottland. — Die Leute zeigten sich ihn einander mit Stolz, wenn er auf der Straße vorüberging. Jeder Begegnende machte ihm ehrerbietig Platz, und wer im Stande war, ihm durch irgend eine Aufmerksamkeit, durch einen Beitrag zu seinen Sammlungen oder durch was es sonst sey, seine Verehrung bezeigen zu können, schätzte sich glücklich. Wie er unter solchen Umständen mit Briefen aller Art überschüttet wurde, kann man sich vorstellen. Als eines Tages Lord Melville bei ihm zu Besuch war, und Scott's Briefbeutel von dem Boten gebracht wurde, schloß der Lord aus dem übergroßen Inhalt desselben, daß eine Parlamentswahl oder dergleichen auf dem Tapet seyn müsse.

Scott erklärte seinem Freunde aber, daß er fast täglich ebenso viele Briefe erhalte, „obgleich ich," fuhr er fort, „sehr rücksichtsvolle Korrespondenten habe und die meisten ihre Briefe frankiren, so trage ich doch zu den Posteinkünften ein hübsches Sümmchen bei, und ich glaube, meine Briefportorechnung beträgt jährlich selten weniger als 1000 Thaler, und was ich außerdem für Packetsendungen zu zahlen habe, ist genug, Einen vollständig zu ruiniren."

Mit köstlicher Laune erzählte er sodann ein Erlebniß auf diesem Felde aus der jüngsten Zeit. „An einem Morgen im letzten Frühjahr öffnete ich ein großes Packet neuer zugesendeter Skripturen, ohne die Adresse genauer nachzusehen, weil ich glaubte, es sey mir von der Admiralität franko zugeschickt worden, indem ich dort Freunde habe, welche das Privilegium ihrer Portofreiheit gar oft zu meinen Gunsten gelten machen. Zu meinem Schrecken fand ich aber eine handschriftliche Tragödie von einer jungen Dame aus New-York, die mich höflich bat, das Stück zu lesen und zu verbessern, einen Prolog und Epilog dazu zu machen und dem Stück eine günstige Aufnahme auf dem Drury-Lane-Theater zu verschaffen. Alsdann sollte ich es Kenstable zum Verlag anbieten und sehen, daß ich eine tüchtige Summe für die Dichterin herausschlüge. — Als ich nun das Kouvert näher ansah, fand ich, daß es mit 40 Thalern belastet war. — Das war hart genug, aber ich konnte mir nicht helfen, ich seufzte und unterwarf mich.

Digitized by Google

Ein paar Wochen später erhalte ich wieder ein großes Packet, und in der Zerstreuung öffne ich die Siegel, um genauer nachzusehen. — Denkt euch meinen Abscheu, als die nämlich Tragödie, betitelt die „Eheroskesischen Liebenden“ aus dem Packet kommt, mit einer zweiten Epistel der Verfasserin in der sie sagt, daß bei Abgang des ersten Schiffes das Wetter sehr stürmisch gewesen sey, und sie es deßhalb für sicherer gehalten habe, mir ein Duplikat zu schicken.“ Alle diese Verehrung, Neugierde und Zudringlichkeit galt übrigens ebenso sehr dem Dichter der Jungfrau vom See, als dem Verfasser des Waverley, denn gar viele von seinen Besuchern waren weit davon entfernt, Scott für diesen Verfasser halten. — Von seiner eigenen Familie war nur seine Frau im Geheimniß, und es stellte sich einst heraus, daß die jüngere Tochter Anna, damals sechzehn Jahre alt, den Buchhändler John Ballantyne für den großen Unbekannten hielt.

* * *

In einem alten adligen Hause war es Sitte, daß jeden Gaste des Abends neben dem Nachttrunke, der aus einer Kanne starken Bieres bestand, auch eine Bibel neben das Bett gelegt wurde. Einst war in der Nähe eine Kirchenversammlung gewesen, und der Andrang so groß, daß man sieben Geistliche in einem Saale einquartieren mußte. Der Kellermeister hatte also dem Familiengebrauche gemäß neben jedes der sieben Betten die Bibel und die Kanne Bier gestellt. Da rief einer der geistlichen Herren den Diener zurück, und sagte: Bei uns ist es Sitte, daß, wenn mehrere von uns beisammen sind, der Jüngste den andern aus seiner Bibel vorliest. Wir brauchen also nur eine Bibel. Nehmt die andern fort mit hinaus und bringt dafür noch sechs Kannen Bier herein. Dieses Geschichtchen hat auch in einer Anmerkung des Verfassers zur Braut von Lammermoor seine Stelle gefunden.

Mannigfaltigkeiten.

[Unwiderlegbares Argument.] Eine amerikanische Zeitung erzählt, daß die Geistlichen, welche mit ihrer Büchse für fromme Beiträge in den kalifornischen Kirchen umhergehen, dabei während des Sammelns für ihre Sache plaidiren. Folgender Dialog wurde neulich zwischen einem Herrn dieses Standes und einem ehrlichen Goldgräber geführt: Pfarrer L. streckt Wilhelm die Geldbüchse hin, welcher aber verneinend mit dem Kopfe schüttelt. „Komm, Wilhelm, gib Etwas,“ sagt der Pfarrer. — „Kann nicht!“ antwortet jener. — „Warum nicht? Ist nicht die Sache gut?“ fragt dieser. — „Ja, gut schon,“ erwiderte Wilhelm, „aber ich bin nicht im Stande, etwas zu geben.“ — „Oho, oho;“ sagt der Geistliche, „da mußt du mir einen bessern Grund als den anführen; das weiß ich besser.“ — „Nun denn,“ meinte Wilhelm, „ich bin zu viel schuldig, und man muß gerecht seyn, bevor man großmüthig ist.“ — „Aber, lieber Freund,“ sagt jetzt der Pfarrer salbungsvoll, „du schuldest Gott mehr als irgend Jemand Anderm.“ — „Wahr, Pfarrerchen,“ schloß Wilhelm seine Argumente — „aber er kujonirt mich nicht so wie meine übrigen Gläubiger.“ — Der Geistliche hatte weiter nichts einzuwenden.

Eine neue Verschönerung der Möbel ist in Paris erfunden; sie besteht aus dem Fourniren des Holzes mit dünnen Plättchen künstlichen Marmors, der sich wie Holz-Fournire aufleimen und poliren läßt, nicht leicht erblindet und gegen Säuren nicht, wie der natürliche Marmor, empfindlich ist. Referent dieses, hat ein in Straßburg verfertigtes Billard gesehen, das mit solchem Marmor-Fournir belegt war und eine wahrhaft prachtvolle Erscheinung darbot; denn die schöne Politur, das lebhafte Farbenspiel und die naturelle Zeichnung dieser Imitation der schönsten antiken und modernen Marmore übertrifft alle bisher gekannten Möbelbelege. Eine andere bemerkenswerthe Neuerung auf dem Gebiete der Möbeldekoration, welche gleichzeitig ebenfalls ein Surrogat für den Marmor seyn soll, ist aus London zu berichten. Die Fabrik von G. E. Magnus in London liefert emaillirten Schiefer, dessen verschiedenfarbiger und vergoldeter Emaille-Ueberzug eben so effektvoll als dauerhaft ist und mit beliebiger Farbe und Zeichnung zu billigem Preise hergestellt wird. Die erwähnte Fabrik liefert namentlich emaillirten Schiefer für Fensterbänke, reich verzierte Tische aller Art, Buffets, Kamine, Billards, prachtvolle Todtensärge, Grab-Denkmäler und dergleichen. Das Fabrikations-Verfahren scheint noch Geheimniß zu seyn.

Ueber eine Affaire, bei welcher 15 sog. Briganten von den Piemontesen lebendig verbrannt wurden, gibt der Korrespondent der „Patria“ aus Potenza einige Details. Es war eine 18 Mann starke Bande, welche, von den Truppen und von der Nationalgarde verfolgt, sich am 22. Dezember in einen Pachthof bei Venosa warf. Um sich den Angriff zu ersparen, ließ der kommandirende Offizier den Hof in Brand stecken. Drei von den Briganten, die zu fliehen versuchten, wurden getödtet, die übrigen kamen in den Flammen um.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Weisandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 19 Donnerstag, 22. Januar 1863.

Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts.*)

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts schrieb der Pfleger des Städtchens Geißlingen im Alter von 65 Jahren die Denkwürdigkeiten seines Lebens. Hans Ulrich Krafft hatte in jüngeren Jahren gar mancherlei merkwürdige Schicksale erlebt; als Sohn eines geachteten Ulmer Patriciers hatte er die Handlung erlernt, Frankreich und Italien, sogar den Orient bereist, war aber in Syrien in Folge des plötzlichen Bankerotts des großen Augsburger Handelshauses, dem er diente, ins Gefängniß gekommen. Drei Jahre brachte er unter den seltsamsten Schicksalen in der Gefangenschaft zu, bis er endlich befreit, nach Europa zurückkehren durfte. Noch vergingen zehn Jahre der Wanderschaft im Süden und Norden Deutschlands, bis er zu Geißlingen einen dauernden Wohnsitz und häusliches Glück fand.

Er war ein biederer, frommer Mann, schlicht und ohne gelehrte Kenntnisse, aber gebildet in der Schule des Lebens, durch eine reiche Erfahrung, durch langen Verkehr mit Franzosen, Italienern, Griechen, Juden und Türken. Dabei hatte er sich immer ein reines, fast kindliches Gemüth, ein weiches und gefühlvolles Herz bewahrt. Wer dem liebenswürdigen Manne nahe trat, mußte ihn liebgewinnen, wer ihn seine Wanderungen und Erlebnisse erzählen hörte, doppelte Theilnahme für ihn empfinden.

Die Denkwürdigkeiten Hans Ulrich Krafft's hat zuerst Herr Professor Haßler in Ulm in dem ursprünglichen Text herausgegeben, aber zunächst nur für einen kleinen Kreis von Fachgelehrten, die sich nicht durch die Eigenthümlichkeiten der oft schwer verständlichen Darstellung abschrecken ließen. Es war ein glücklicher Gedanke des Herrn Dr. Cohn in Göttingen, den nur für Wenige zugänglichen Schatz einem größeren Leserkreise zugbar zu machen, indem er eine Bearbeitung, nicht bloß eine Uebersetzung in die moderne Sprechweise, unternahm. Wer das Buch, wie es heute vorliegt, mit dem ursprünglichen Text der Denkwürdigkeiten vergleicht, der wird das glückliche Talent und den feinen Sinn preisen, womit Dr. Cohn aus einem schwerfälligen, wenig übersichtlichen Material ohne Gewaltsamkeit eine Darstellung aufgebaut hat, die sich leicht und anmuthig, wie ein gut geschriebener Roman, liest.

In der That, das Buch ist ein trefflicher Roman, mag man ihn nun historisch oder kulturhistorisch nennen. Er zeigt uns nicht allein ein merkwürdiges Lebensbild, voll des vielseitigsten Interesses, „sondern das Bild einer ganzen Periode, welches sich um den bescheidenen Kern eines jungen Mannes herum gruppirt und uns in die stillen Kreise des Familienlebens und in den lauten Markt des Welthandels jener Zeit, so wie in die Zusammenhänge und Unterschiede der germanischen und romanischen Völkerelemente überraschende Einblicke gewährt, vor allen aber in den großen Gegensatz des christlichen und des muhamedanischen Lebens hinein, aber in der Person des Trägers unserer Geschichte in einer Art von Versöhnung auch wieder herausführt."

Wir wollen hier Einiges aus der Beschreibung der orientalischen Reise zur Unterhaltung hervorheben.

Im Mai des Jahres 1573 machte sich Hans Ulrich Krafft von Ulm aus auf den Weg nach Marseille, in Begleitung eines Metzgers, der ihn zu Pferde bis Schaffhausen bringen sollte. Ueber Baden in der Schweiz, wo er das berühmte Bad besuchte, Solothurn, Avignon, kam er nach Marseille. Hier schiffte er sich auf einem Fahrzeug seiner Dienstherrn, der Herren Manlich in Augsburg, welche sieben Schiffe auf dem mittelländischen Meere hatten, nach Syrien ein. Wir übergehen die lange Seefahrt, den Aufenthalt in Cypern, die Ankunft in Tripolis an der syrischen Küste, die interessanten Schilderungen der dortigen Gegenden und ihrer Bewohner. Der Reisende unternimmt in größerer Gesellschaft eine Wanderung nach dem Libanon, um die berühmten Cedern zu sehen, deren man aber nur noch 27 zählte. Im Kloster der Maroniten wurde übernachtet. „Sobald wir das Kloster erreicht hatten, wurden wir von zwei alten Mönchen gar freundlich empfangen, die gaben uns ein Gemach ohne Fenster, welches für uns alle eben ausreichte. Man brachte uns bald zur Labung einen schönen gelben Wein, der war überaus köstlich und von wunderbarem Wohlgeschmack. Zwei Franzosen, Schiffergesellen, welche zu Fuß etwas spät und ermüdet nachgekommen waren, hatten ein jeder ein gewöhnliches Tischgläschen, so viel

*) Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts. Hans Ulrich Krafft's Denkwürdigkeiten, bearbeitet von Adolf Cohn. Göttingen, 1862.

Digitized by Google

als ein halbes Viertel von einem Ulmer Maß ausgetrunken, sind aber bald davon so fest eingeschlafen, daß man sie zum Nachtessen nicht hat erwecken können. Also stark und lieblich ist dieser Wein gewesen. Man hat uns wohl auch einen guten Rothwein zu versuchen gegeben, aber der gelbe behielt den Vorzug; diesen durften wir nicht anders trinken, als daß wir in ein Glas mit Wasser kaum den fünften Theil Weines gossen. Dennoch war er wie ein angenehmer kräftiger Rheinwein." —

Auch sonst schildert der Verfasser den syrischen Wein als überaus stark. Das ist auch heute noch bekannt genug. Unbekannt aber dürfte es seyn, daß die Türken, denen doch der Genuß des Weines verboten, schon damals außerordentlich viel im Trinken zu leisten vermochten; und jedenfalls ist es interessant, einmal einen türkischen Pascha mit einem christlichen Kaufmann um die Wette trinken zu sehen, wie es unserem Reisenden zu Aleppo vergönnt war.

Er berichtet, nachdem er vorher viel von dem Juwelenhandel zu Aleppo und seinem Verkehr mit den Venetianern daselbst erzählt hat:

„Der venetianische Dolmetscher, dessen ich früher gedacht habe, begegnete mir einmal zur Vesperzeit im Bazar, wo alltäglich in den Buden die meisten Gewerbe betrieben werden, und bat, ich sollte mich mit ihm auf die Bank setzen, er hätte was mit mir zu reden. Er fing damit an, wie er vor Jahren eine gute Zeit zu Jerusalem gelebt habe und der italienischen, französischen, niederländischen und deutschen Pilger Dolmetscher gewesen sey; er konnte mir von einigen deutschen Grafen und Herren, welche das heilige Grab beschichtigt, nicht genug rühmen, wie schöne, ansehnliche, stille, bescheidene und freundliche Leute diese waren, daß ihm deßgleichen niemals vorgekommen wäre. Dazu bemerkte er, er habe oftmals gehört, die Deutschen setzen große Weintrinker, aber er habe das bei jenen Herren nicht wahrgenommen. Ich erwiderte ihm, es werde wohl jeder auf sich selbst Achtung gegeben haben, damit er nicht erkranke; der Wein sey in diesen Landen zu schwer und die Luft zu subtil u. s. w. Darin gab mir der Dolmetscher Recht und sagte, wofern ich ein starkes türkisches Trinkgelage sehen wolle, so könne er und sonst Niemand mir dazu verhelfen. Er erzählte nun, wie in den letzten Tagen ein reicher christlicher Kaufmann aus Armenien sich zu Aleppo bei dem Pascha hätte anmelden und ihn, wenn er nichts dawider hätte, um eine geheime Unterredung hätte ersuchen lassen. Als dieser nun vorgelassen wurde, legte er einige Stück Seidenzeug von mancherlei schönen Farben, jedes zu einem Ueberrock, um es dem Pascha zu verehren, zu dessen Rechten hin. Der Pascha fragte den Armenier nach seinem Anliegen; der schwieg, gab aber mit den Augen und indem er sein Haupt neigte zu verstehen, daß die anwesenden Räthe und Diener etwas weiter zurücktreten möchten. Darauf bat er unterthänig um gnädige Aufnahme dessen, was er vorzubringen hätte; das ward ihm bewilligt. Der Armenier eröffnete nun, er hätte im Vertrauen vernommen, daß der Pascha viel im Trinken leiste, das wolle ihm Gott zu langer Gesundheit gedeihen lassen; wenn er damit zufrieden wäre, und seine geringe Person nicht verschmähte, so würde es ihm eine Lust seyn, mit ihm im Geheimen einen starken Trunk zu thun. Da lachte der Pascha und sagte, es solle ihm gewährt seyn; die Kleider behielt er.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Züge aus dem Leben des Kunstmalers Horaz Vernet. *)

Horaz Vernet fuhr einmal mit großer Schnelligkeit in einem Tilbury durch die Straße Dauphine in Paris und rannte dabei so stark wider einen schweren mit Steinen beladenen Wagen, daß die Deichsel seines Fuhrwerkes brach.

Ganz in der Nähe dieses Unfalls saß auf einem Gerüste ein Schildermaler und malte für einen Wursthändler sehr schöne Würste auf eine Tafel. Kaum hatte er den Künstler erkannt, als er schnell von seinem Gerüste herabstieg und die zerbrochene Deichsel mit Stricken so gut zusammenband, daß Herr Vernet seinen Weg fortsetzen konnte. Bevor aber der Künstler wieder aufsaß, reichte er dem Attributen-Maler ein Goldstück hin. Dieser aber, das Geld nicht annehmend, sprach mit einer etwas vorwurfsvollen Miene:

„Wie! Herr Vernet! . . . . ein Mitbruder! . . . ."

„Ich bitte um Verzeihung," . . . . entgegnete Vernet; — „wie soll ich Ihnen aber meine Erkenntlichkeit ausdrücken?"

„Nun," — erwiderte der Andere, — „so malen Sie dort auf meiner Tafel nur einen Pinselstrich."

„Herzlich gern," erwiderte Vernet.

Und schnell stieg er die Leiter hinan und malte — den appetitlichsten Schinken von der Welt.

„O, Herr Vernet, Herr Vernet!" rief der Schildermaler unter Freudenthränen aus und küßte Vernet's Hand, „ich werde mich von nun an weder dieses Pinsels noch dieser Leiter bedienen; das sind nun Schätze, die ich auf meine Kinder vererben will."

* * *

Eines Tages erschien zu Versailles, wo Horaz Vernet arbeitete, in dessen Atelier ein Rekrut mit der sonderbarsten Figur. Seine Militärmütze hatte er so weit nach hinten gerückt, daß sie kaum den Kopf be-

*) Am 17. Januar in Paris gestorben.

Digitized by Google

rührte, und dabei schlenderte er auf ganz komische Weise mit den Armen und Beinen.

„Was willst du, mein Freund?“ fragte der Maler.

„Ich wünsche mein Porträt,“ antwortete entschieden der Bursche, „um es in meine Heimath schicken zu können,“ und zog zugleich 25 Frks. aus der Tasche.

„An wen willst du es schicken?“ fragte Horaz weiter; „gewiß an dein Liebchen?“

„Nein, nein,“ erwiderte der Rekrut, „Katharine ist zu leichtsinnig, es ist für meine Mutter.“

„Für deine Mutter?“

„Ja, sie weint, weil sie mich nicht mehr sehen kann. Die Kameraden haben mir nun gesagt: „Geh' zum Maler Vernet, der trifft die Soldaten am besten! und so bin ich denn gekommen. Aber mehr als 25 Franken kann ich nicht geben“ — murmelte der Bursche, und sah dabei den Maler von der Seite an, als fürchtete er, eine abschlägige Antwort zu erhalten.

„Gut!“ sagte der Maler, „ich werde dich nicht überfordern. Setze dich dorthin. Nimm aber zuvor deine Mütze ab. Sapperlot! Soll ich dir auch einen Bart malen?“

„O ja, das wär' nicht übel, der Bart fängt ja schon zu wachsen an,“ und der Rekrut fühlte mit der Hand sich unter der Nase und an dem Kinn.

Der Maler vollendete das Bild in zwei Sitzungen; und als der entzückte Soldat ihm dann die 25 Frcs. anbot, sagte Vernet:

„Behalte dein Geld und trinke auf meine Gesundheit!“

Diese Geschichte verbreitete sich bald, und Vernet wurde der Abgott der Garnison zu Versailles.

* * *

König Ludwig Philipp war ein Freund von schönen militärischen Physiognomien, und er ließ deren viele, unter andern in dem großen Stiegenhause des Schlosses zu Versailles, durch Horaz Vernet malen. Ein alter, von der Sonne verbrannter Soldat, der gleichsam den Pulverdampf personifizirt vorstellte, hatte besonders seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und wurde auch in das Atelier Vernet's beordert, um gezeichnet und später in obengenanntem Schlosse gemalt zu werden. Obschon derselbe bisher keines der militärischen Ehrenzeichen erhalten hatte, malte ihn Vernet dennoch mit dem Ehrenkreuz auf der Brust; und als er eben mit dem herrlich gelungenen Bilde fertig geworden, kam der König, betrachtete es und sprach seine große Zufriedenheit darüber aus.

„Es war mir auch eine rechte Freude, diesen Mann zu zeichnen,“ bemerkte Vernet dem König; „ich kenne ihn, und schon zwölf Jahre hat er mit ausgezeichneter Bravour in Afrika gedient.“

„Auch ist er, wie Sie sehen, mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt,“ fügte der König hinzu.

„Mit dem Kreuze der Ehrenlegion?“ widerholte der Künstler nachsinnend. „Pardon Sire, Pardon! ich habe mich betrogen, der Mann ist ja nicht dekorirt.“ — Und mit einer ärgerlichen Miene ergriff Vernet den Pinsel und stellte sich an, das gemalte Ehrenzeichen auszulöschen. Der König hielt schnell seinen Arm zurück und sagte lächelnd: „Darum wollen Sie dieses herrliche Bild verderben, mein lieber Horaz? Man würde es ja stets sehen, daß hier etwas retouchirt worden ist. Ich weiß ein besseres Mittel, Ihren Irrthum wieder gut zu machen .... man muß den braven Soldaten dekoriren.“

„Ich danke, Sire, dieß erwartete ich! nun bin ich glücklich!“ sprach hierauf der seelenvergnügte Künstler.

Karl der Zwölfte.

Begleitet nur von wenig Offizieren
Ging spät am Abend um den Lagerwall
Der König Schwedens inspizieren
Vor Festung Friedrichshall.
Er kam dabei des Feindes Bastionen
So nah in seiner Ungeduld,
Es darg ihn vor den dänischen Kanonen
Die Nacht nur mehr, und da, war's eine Schuld,
Die allschwer auf seiner Wage wog,
Daß ihm der Himmel seine Huld
So nah dem heiß erkämpften Sieg entzog?
Die Wolken fingen an sich aufzuhellen,
Ein Windstoß pfiff vom Meer her eisig kalt,
Die Posten auf den Festungswällen
Bemerkten seine ragende Gestalt,
Und ihre Kugeln konnten ihn erreichen. —
Sie hätten ihn trotz allem nicht erkannt,
Allein ein abgeredtes Zeichen
Verrieth ihn, während er noch unverwandt
Mit festem Blick dem Lauf
Der Gräben folgte, Zug für Zug;
Wahrhaftig, rief er plötzlich auf;
„Die Werke sind nicht nah, nicht tief genug;
Ich bin gewohnt zu sehen, und zu siegen,
Und hier soll meiner Thaten Flug,
Vor diesen Wällen sollen wir erliegen?“
Er rief es heftig laut, und plötzlich trug
Ein Flüstern ihm der Wind entgegen:
„Er ist es, den Moment benützt!“
Jetzt sah er um, und griff zum Degen:
„Was ist das?“ „„Sire, Sie stehen unbeschützt.““
Doch ruhig, und mit heit'rer Stirne,
Die Hand an seines Schwertes Knauf,
Blickt Karl der Zwölfte zum Gestirne
Des Nordens, zum Polarstern auf.
„Seht ihr den Stern dort, nah beim Wagen,

Digitized by Google

Er leuchtet allen vor,
Der Stern der Seelen ohne Furcht und Zagen,
Der ist es, den ich mir erkor;
Auf ihn als auf sein Vorbild schaute
Der Macedonier; ihm vertraute,
Wenn wir ihm nahe, wenn wir Götter wären!
Auch Cäsar, welch' ein Feuerball,
Ein Arsenal voll Kugeln ist das All,
Und jede rollt in ihren Sphären,
Mit mehr als tausendfachem Donnerschall.
Die Kugel ist der Schöpfung Meisterstück,
Nichts widersteht ihr, nichts dem Glück,
Und Menschenglück von ihr getragen,
Es rolle vorwärts oder sieh' zurück —"
Urplötzlich hielt er inn', und unterbrach
Der Rede Strom, und schien sich selbst zu fragen:
Wohin verirrt ich mich? und flüsternd sprach
Ein Adjutant zu seiner Seite: „Sire
Es ist so, wie Sie sagen,
Die Festung ist genommen in acht Tagen.
Ihr hohes Glück bürgt schon dafür,
Ihr Glück, und Ihr Genie." — „Das Glück?"
Rief Karl, „ich hab' es satt, es lachte mir.
Führwahr, es lachte wie noch Keinem mir,
Doch immer wies ich es mit Stolz zurück,
Es werfe Thoren vor von seinen Gaben,
Dem Glücke will ich nichts zu danken haben,
Ich trag' in mir, in mir nur mein Geschick!
Doch still, wir sollten leiser reden,
Wir sind dem Feinde nah genug,"
Und in dem Augenblick
Flog Feuer auf, und tödtlich schlug
Durch seine Brust die Kugel; Karl von Schweden
Voll Ruhmdurst bis zum letzten Athemzug,
Lag hingestreckt von Mörderhand
Auf fremder Erde ödem Strand.
Er, der von Schwedens altem Königsstuhl
Aufstürmend über die gefrornen Meere
Ins Herz von Polen drang, die Heere
Der Russen niederwarf, und Istambul
Erzittern machte, er allein
Wie einer jener Wikingshelden,
Von denen auf dem Marmorstein
Des Löwen in Venedig Runen melden.
Der Tod war jetzt an's kühnste Herz gedrungen.
Mit seinem letzten Odem schwand
Der letzte Ruhm dem alten Gothenland,
Den Gustav Adolphs Heldenschwert errungen.
Das Schicksal dreier Reiche,
Europa's Schicksal hielt vor seiner Leiche
Auf einen Augenblick lang Stillestand,
Und sah von seinem kühnen Geist verlassen,
Des Nordens Stern auf lange Zeit erblassen.

Hermann Lingg.

Mannigfaltigkeiten.

Durch die englischen Blätter geht folgende Lebensgeschichte einer merkwürdigen Persönlichkeit: In Scarborough ist am 30. Dezember Mr. David Greenbury, ein Yorkshireman, 48 Jahre alt, gestorben. In seiner Jugend ein Kohlenträger in Malton, wurde er bald ein wohlbekannter Boxer. Er pflegte mit einer einzigen Hand zu boxen, die andere auf den Rücken gebunden. Unter den tollen Streichen die er spielte, war, daß er seinen Eltern einmal einen lebendigen Esel ins Bett brachte. Er war über 6 Fuß 2 Zoll hoch und ungemein stark, wurde aber zuletzt von einem kleinen Manne geschlagen, was ihn so erbitterte, daß er seinem Gegner ein Stück Ohr abbiß. Dieß war sein letzter Faustkampf. In einer Landkutsche erhielt er von einem Gentleman ein Traktätlein, das mit den Worten beginnt: „Halt inne, armer Sünder ꝛc." Diese Worte wirkten dermaßen auf sein Gemüth, daß er bußfertig heimkehrte und Prediger wurde. Da es ihm an Bildung fehlte, so bestanden seine Predigten größtentheils aus einer Schilderung seiner Jugendstreiche, aber sein Name zog und füllte alle methodistischen Bethäuser, in denen er sich hören ließ. Zuletzt heirathete er eine vermögende Frau und starb als hoch respektabler Mann. Das gemeine Volk nannte ihn ein „wahres Genie."

In Münden macht eine Wette viel von sich reden. Vor einigen Tagen sagt beim Solospiele ein Mitspielender ein Solo an und ein dabei stehender Zuschauer bezweifelte, daß Jener gewinnen werde. „1000 Thaler wette ich, daß ich gewinne," lautete die Antwort. Sofort wurde die Wette angenommen, von zugezogenen Zeugen bekräftigt, das Solo gespielt und — verspielt. Der Gewinnende, ein dortiger Bürger, der übrigens sein ganzes Vermögen eingesetzt haben soll, dringt auf Bezahlung der Wette. Dem Vernehmen nach wird die Sache zum Prozeß kommen, auf dessen Ausgang man gespannt ist.

[Hohes Alter.] In dem Nekrologe der Pariser Blätter von 1862 werden 11 Personen namhaft gemacht, welche über 100 Jahre alt wurden; Marie Castelnau wurde 110 Jahre alt.

In den ersten 5 Tagen dieses Jahres sollen in Basel nicht weniger als 5 junge Dienstmädchen wegen unglücklicher Liebe ihren Tod in dem Rhein gesucht und gefunden haben.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 20 Freitag, 23. Januar 1863.

Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Dieser Erzählung fügte der Dolmetscher die Mittheilung bei, daß eben an diesem Abend das Trinken vor sich gehen solle; wenn ich Lust hätte zuzusehen, so solle ich meine besten Kleider anlegen, meinen gestreiften Christenhund, da der Armenier auch einen trage, aufsetzen und auf der Stelle, wo wir bei einander saßen, nach einer Stunde auf ihn warten; er betheuerte mir bei seiner Ehre, es solle mir nichts Widerwärtiges begegnen. Dieß freundliche Anerbieten nahm ich mit großem Dank an.

Als wir vor des Pascha Behausung kamen, die nicht sehr ansehnlich war, ließ sich der Dolmetscher anmelden und sagen, er hätte einen guten Freund bei sich, der aus einem Lande sey, wo man auch einander stark mit Wein zutrinke. Sobald man uns eingelassen hatte, setzte sich der Dolmetscher links hinter den Pascha in eine Ecke, und mich neben sich zur Rechten auf den Boden; da saßen wir stillschweigend zu.

Der Pascha hatte dem Armenier bereits zehn kleine Gläschen von weißem venetianischem Krystall, deren zehn oder zwölf noch kein Ulmer Maß füllen möchten, zugetrunken, der Armenier hinwiederum war eben im Begriff, dem Pascha gerade so viel zu bringen. Speise und Trank dufteten so stark nach Bisam, daß mir dieser Geruch zuletzt hat zu viel werden wollen. Ihr Tischtuch, das auf dem Boden ausgebreitet war, bestand aus einem ziemlich großen, viereckigen, wohlverarbeiteten Leder von schöner Farbe, zu beiden Seiten eines jeden lag ein feines Wisch- oder Mundtuch. Vor sich hatten sie zwölf kupferne, wohlüberzinnte Schüsseln, die auf runden Füßen standen, meistens mit verschiedenem gekochten Reis, Fleisch und Gemüse, auch Konfekt; acht derselben neben einander und vier auf jene gesetzt. Während wir beide ihnen zusahen, ist keine Speise aufgehoben, keine frische wieder zugetragen worden, sondern Alles, was warm gewesen war, blieb erkaltet stehen, und nicht mehr als zwei vertraute Diener des Pascha, deren keiner über 24 Jahre zählte, haben aufgewartet.

Als sie nun die zwanzig Gläschen mit einander ausgetrunken hatten, brachte der Pascha, um sich ein Vergnügen zu machen, dem Armenier noch andere fünfzehn, welche aber durchgängig wenig mehr als zur Hälfte eingeschenkt waren. Dieweil aber der Pascha etwas langsam damit vorging und ganz den halben Theil davon ausgetrunken, bat der Armenier, es solle ihm vergönnt seyn, daß er auf Abschlag mit etlichen davon auf einmal Bescheid thun dürfe, es möchte ihm sonst, zumal bald aufeinander es abzumachen, zu viel werden. Dieß gestattete ihm der Pascha und gab ihm den einen Diener zu, fleißig zu zählen und einzuschenken, damit er's auch zugleich austrinke. Der Armenier säumte nicht und kam immer so nach, daß, als der Pascha die 15 Gläschen geleert hatte, dem Armenier nur vier übrig geblieben waren, Bescheid zu thun, und ehe er die zu sich genommen, stand der Pascha auf und entfernte sich. Er blieb keine Viertelstunde fort, dann setzte er sich wieder an seinen Platz und sagte ganz ernsthaft: „Christenhund, willst du mich besoffen machen?"

Darauf befahl er seinem Diener, das Licht aus dem Leuchter zu ziehen. Dieß war eine gar große Kerze von gelbem Wachs, der Leuchter von Messing mit einem hohlen Boden. Er hieß den Diener, denselben voll Wein schenken; das war dem Geruch nach, den ich wahrnahm, ohne Zweifel ein starker Rothwein.

Als des Leuchters Boden ziemlich voll war, brachte er ihn dem Armenier. Der dankte unterthänig und erbot sich Bescheid zu thun, wenn ein solcher Trunk ihm ebenfalls eingeschenkt würde.

Als der Pascha den Leuchter ausgetrunken hatte, ließ er ihn wieder füllen und dem Armenier hinstellen. Da nun dieser den Trunk auch zu Ende gebracht, fing der Pascha eine wenig zu schlummern an. Jener bat jetzt, wenn er es thun dürfte, wollte er ihm noch zehn kleine Gläschen wie zu Anfang als unterthänige Dankesagung für erzeigte Gunst und Ehre zutrinken. Der Pascha wollte dessen gewärtig seyn. Er wurde aber, ehe noch der Andere wenig mehr als die Hälfte ausgetrunken hatte, so schläfrig, daß er sich aufheben und hinaus in sein Ruhegemach führen ließ. Bald darauf haben wir, der Dolmetscher und ich, uns auch gute Nacht wünschend davon gemacht, und mein Gefährte begleitete mich nach meiner Herberge.

Beide Trinker mögen wohl anderthalb Stunden bei

Digitized by Google

Licht und im Ganzen nicht volle drei Stunden bei einander gesessen haben; wir beide brachten fast zwei Stunden bei ihnen zu. Am Anfang hat wohl der Armenier mit dem Pascha zeitweise gesprochen, der ihm immer höfliche kurze Antworten gab, er selbst hat sich nicht viel auf die Bahn gebracht; dann dergleichen vornehme türkische Herren leiden nicht groß Geschwätz. Zuletzt beim Leuchtertrunk waren sie beide gar still und haben sich nur beim Zutrinken angeredet."

„Damals regierte zu Konstantinopel Selim, des alten Soliman zweier Sohn. Der hat auch gern Wein getrunken und sich heimlich voll gezecht, daher haben es seine Offiziere von ihm gelernt. Und während, wie es im Sprüchwort heißt, der Abt die Würfel auflegt, dürfen die Mönche auch spielen. Darüber haben sich denn die alten eifrigen Mohamedaner, wie ich selbst von ihnen gehört, schwer beklagt, sintemal in ihrem Alkoran das Weintrinken streng verboten sey und weil das Saufen auch unter ihnen aufgekommen, so werde das mohamedanische Reich fallen und kein Glück mehr haben; denn der Wein nehme dem Menschen seinen Verstand, seine Gesundheit, und schwäche, was kräftig seyn soll."

Jene alten Mohamedaner mögen mit ihrer Klage Recht gehabt haben. Es ist wenigstens nicht unwahrscheinlich, daß zu den Ursachen der türkischen Degeneration auch der unmäßige Genuß zu starker Weine gehört. Aus den Denkwürdigkeiten Krafft's geht hervor, daß wie die Diener schon in jener Zeit der Blüthe der türkischen Macht sich heimlich dem Trunke zu ergeben anfingen. Er erzählt, wie er einmal während der Gefangenschaft von den Dienern des türkischen Beamten zu Tripolis, dem er übergeben war, gezwungen wurde, sie trotz der großen damit verbundenen Gefahr Nachts mit starkem Rothweine zu bewirthen. Ihrer Neun tranken etwa acht Ulmer Maß; nur ein geborner Russe, der mit unter den Diener war, trank nicht mit von dem Wein; aus einem hohlen getrockneten Kürbis nahm er Branntwein zu sich, weil ihm der starke Wein noch zu leicht war! Der Saft von Süßholzstengeln, den sie nach dem Zechen fleißig tranken, diente den Türken als Mittel, sich von dem Weingeruch zu reinigen. Damit der gestürchtete Herr nichts merke, wurden außerdem andere Hemden und Kleider angelegt. Man sieht, sie verstanden sich auf das Geschäft. —

Es würde zu weit führen, hier die Geschichte der langwierigen Gefangenschaft unseres Kaufmanns auch nur auszugsweise zu erzählen. Das Interesse, welches sie erregt, ist ein ungemein vielseitiges; man muß die Klugheit und die Geduld des wackeren Krafft ebenso bewundern, wie man die Härte seiner Gläubiger und die Bestechlichkeit der türkischen Beamten verabscheut. Nur hie und da söhnt uns ein Zug von Menschlichkeit mit diesem Geschlecht einigermaßen wieder aus. Vor Allem aber lernen wir begreifen, daß die türkische Herrschaft nur bestehen konnte, so lange bedeutende Persönlichkeiten an der Spitze des Reichs die despotische Gewalt, welche ihnen zusteht, kraftvoll und rücksichtslos handhabten.

Wie weit dieser Despotismus zu der Zeit, als unser Kaufmann das türische Reich kennen lernte, noch ging, und wie heilsam er bei aller Härte gegen Einzelne für das Reich im Großen und Ganzen wirkte, zeigt u. A. die Geschichte des ersten Pascha von Cypern, die Krafft, aus sichern Quellen schöpfend, in seine Denkwürdigkeiten aufnahm. Sie hatte sich ein Jahr vor seiner Ankunft auf Cypern zugetragen.

(Schluß folgt.)

Der Storch.

Wüllumm, Her Storch! bisch au scho do,
Und schmeckch im Weiher d' Frösche scho?
Und meinsch, der Winter heig si Sach,
Und's besser Wetter chömm alsgemach?

He jo, der Schnee gieng überal;
Me meint, es werd scho grüen im Thal.
Der Himmel isch so rein und blau,
Und's weiht ein a so mild und lau.

J. P. Hebel.

Auf der höchsten Stufe der Vögel steht der Storch. Der Storch, der im Süden überwintert, im Sommer bei uns ist, kennt sein Land, sein Dorf, seinen Kirchthurm und sein altes Nest wohl. Er kommt zuerst allein, visitirt das alte Nest, dann reist er wieder ab, und kommt mit seinem Weibchen. Sie bessern das Nest, das von den Winterstürmen gelitten, wieder aus, und leben nun in treuer Liebe ihrer Ehe und deren Rechten und Pflichten. Das Nest ist nur eine rohe Lage von Reisern u. s. w., seine Stimme nur ein Klappern mit dem Schnabel, sein Kopf ist sonderbar geformt und seine Stirne hoch, sein Auge nicht ganz ohne Schlauheit, sein Gang ernst, gravitätisch, sein ganzes Thun still, feierlich, abgemessen, steif. Sein Flug ist schön, nicht minder feierlich, doch rasch. Es ist, als ob er durch die Luft schwimme. Schön entschwebt er dem Nest, schön kehrt er zurück. Er liebt den Kreisflug, denn der Kreis ist die schönste Linie. Immer putzen sie sich als große Freunde der Reinlichkeit, was um so nöthiger ist, weil sich an ihrem weißen Kleide alle Unreinlichkeit um so widriger herausstellt. Mann und Weib brüten gemeinschaftlich. Immer bleibt eins zu Hause, Vater oder Mutter, entweder bei den Kindern, oder wenn sie noch keine haben, das Haus zu bewahren. Ihr scharfes Auge beherrscht die ganze Gegend. Keiner erlaubt einem andern, sich in derselben

Digitized by Google

ebenfalls haushäblich niederzulassen. Würmer, Schnecken, Blindschleichen, Mäuse, Fische, frißt er sehr gerne, Heuschrecken und Bienen sind ihm nicht unangenehm, aber am liebsten sind ihm doch die Frösche. Frösche sticht er zuerst mit seinem Schnabel durch, wenigstens macht er sie durch Hineinstoßen in sie zur Flucht untüchtig; durch ihre Vergamenthaut zu stechen, ist ihm fast unmöglich.

Junge Vögel will er auch. Oft klappern Mann und Weib und Junge, plaudern und unterhalten sich mit einander, besonders klappern letztere, wenn ihnen Nahrung gebracht wird.

Drei Dinge von ihnen sind mehr und minder wunderbar: ihre Kriege, ihre Gerichte, ihre menschliche Art.

Alle Störche einer großen weiten Gegend, z. B. des Rheinthales im Kanton St. Gallen und die über dem Rhein oder in dem gegenüber liegenden Lichtenstein und Vorarlberg, erheben sich etwa einmal gegen einander zu einem blutigen Kriege, der sich nur mit dem Tode oder mit dem Abzug der einen oder andern aus der Gegend endigt. Eine Partie muß das Feld räumen. Wahrscheinlich entsteht der Krieg wegen der Nahrung, die sie einander verkümmern, oder wegen einer Helena. Dann wird die ganze Gegend unruhig, und Alles geräth in Aufruhr. Sie halten auf beiden Seiten des Rheins auf Feldern großen Rath. Es muß ein Aufgebot ergangen seyn. Sie plaudern viel mit einander und verstehen einander. Einige reden besonders viel. Es sind dieß die Seniores. Die Jungen schweigen. Der Krieg wird beschlossen. Die Vorarlberger und Lichtensteiner in größerer Zahl erheben sich, fahren über den Rhein durch die Luft einher, und wollen die diesseitigen angreifen. Diese haben den Angriff erwartet, erheben sich nun auch und fliegen ihnen entgegen. Der Kampf wird in hoher Luft geführt. Die Waffe ist der Schnabel. Sie stechen fürchterlich auf einander los. Blutig und zerstochen ergreifen die Schweizer die Flucht. Die Vorarlberger sind vollkommen Sieger, und zerstören die Nester der Geflohenen. Allmählich kehren sie jedoch wieder zurück. Später entsteht wieder Krieg, worin der Schweizer siegt.

Es ist auch wahrgenommen worden, daß die Störche bisweilen vor ihrer Abreist gen Süden eine große Versammlung halten, einen Kreis bilden, einer in der Mitte steht, viel geklappert und räsonnirt wird, und endlich alle auf den in der Mitte losstürzen und ihn durchbohren. Man will vermuthen, daß es jedesmal ein Weib sey, das wegen Ehebruchs bestraft werde. Dann hielten die Störche ein förmliches Ehegericht, das zugleich Kriminalgericht wäre — eine Ansicht, wozu besonders die innige Anhänglichkeit der Männchen und Weibchen, deren gewöhnlich treues Zusammenhalten Veranlassung geben konnte. Andere sind der Meinung, daß sie nach dem Gesetze Lykurgs handeln, und sich über einen Schwächling, der allerdings öfter weiblich als männlich seyn wird, berathen, und diesen, weil er die weite Reise nicht mitmachen könne, zu seinem eigenen Besten, und um unterwegs mit ihm nicht geplagt zu seyn, tödten. Die Sache ist seit Aelianos noch nicht aufgeklärt. Daß sie aber etwas Außerordentliches thun, ist außer Zweifel. Das dritte Auffallende ist ihre menschliche Weise. Z. B. geräth ein Haus, auf dem sie wohnen, in Brand, so tragen sie die Jungen, wenn sie noch nicht fliegen können, auf dem Rücken fort. In Seestädten ziehen sie gerade so wie Menschen zwischen den Leuten auf den Straßen herum, stolziren hin und her, und fordern von Jedem, der ihnen in den Weg tritt, das Ausweichen. Sie ziehen von Markt zu Markt, von Brunnen zu Brunnen, von Miststätten zu Miststätten, und suchen Fische, Austern u. s. w.

Wir haben selbst gesehen, daß sie in der Gefangenschaft ihren Schnabel gegen ihren Herrn nie mißbrauchen, sich von ihm an den Flügeln ausgebreitet darstellen lassen, große Angst selbst vor ausgestopften Katzen haben, und gezwungen nur mit der ärgsten Furcht bei einer solchen vorbeigetrieben werden können und wild klappern, also sich völlig täuschen und, beim Kerzenlicht an einer weißen Wand noch ärger getäuscht, nach dem Schatten eines hingehaltenen Frosches oder Fisches picken. Daß sie sich sehr leicht, besonders mit Kindern befreunden, und selbst wie Kinder mit ihnen spielen, so daß sie den laufenden mit ausgebreiteten Flügeln nachfahren, und irgend eins mit dem Schnabel am Rock, am Aermel, packen, sich sogleich umwenden, auf und davon laufen, nachschauen, ob auch ihnen die Kinder nachlaufen, und sich dann von diesen ebenfalls am Rock, am Aermel, am Flügel fassen lassen, sogleich stillstehen, und dann wieder den Kindern nachlaufen, und so recht eigentlich wie die Kinder der Gasse „Fangi's“ machen, müssen wir, wegen eigener mehrfach wiederholter Anschauung, ebenfalls Niemanden entlehnen.

Ja, der Storch, dieses Menschenthier, wacht! Er hat schon eine große Welt um sich, viel Erkenntniß des Sinnlichen und der Verhältnisse, viel Denk-, Gefühls- und Willenskraft. Er ist wie ein Menschenkind, er ist eine meisterhafte Vorbereitung auf die noch vollkommnern Thiere, die ihm aber darin vollkommen gleich sind, daß auch sie mehr und minder wachen und Bewußtseyn in ihrer und von ihrer kleinern und größern Welt haben. Man nennt den Storch wegen seiner Ruhe und Besonnenheit den Philosophen, den Plato und Leibnitz unter den Vögeln, wie man den Elephanten unter den Säugethieren den größten Weisen nennt. Wenigstens steht kein Vogel über ihm.

P. Scheitlin.

Digitized by Google

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

In Berlin ist ein neues Drama von G. zu Putlitz über die Bretter gegangen: „Waldemar", Schauspiel in 5 Akten. Waldemar war der letzte askanische Markgraf der Mark Brandenburg, der 1319 starb und 1348 wieder erschien, die Mark von der Herrschaft der Bayern zu befreien: es ist ein alter, immer wieder erneuerter Streit, ob es der ächte oder ein falscher Waldemar gewesen. Putlitz, der Dichter, schlägt sich zu Denen, die ihn für ächt halten, und scheint damit sein Stück tödtlich verwundet zu haben; denn es ist wohl wahr, was einer seiner Rezensenten sagt, daß es in der dramatischen Poesie nur einen falschen Waldemar geben darf, da nur in ihm ein innerlicher Konflikt denkbar ist. Das Stück scheint unheilbar mißlungen zu seyn (wie denn auch die Aufnahme im Publikum offenbar nicht warm war). „Das Putlitz'sche Schauspiel", sagt die Nat.-Ztg. u. A., „ist eine Aufeinanderfolge von Erkennungsscenen. Diese Wiederholungen wirken ermüdend; nach der vortrefflichen Schlußscene des 3. Aufzugs zwischen Waldemar und Ulrich, die einen poetischen Anhauch und theatralischen Effekt besitzt, versandet Handlung wie Sprache. Aus problematisch idyllischen Elementen, aus landschaftlichen und historischen Schilderungen, aus einer Liebesgeschichte, die hinter der Scene spielt, aus Anrufungen des märkischen Lokalpatriotismus, aus Phantasien über Brandenburgs „große" Zukunft gestaltet sich kein Drama. Waldemar ist ein Prediger, kein Held, in ihm geht keine Wandlung vor, die Andern kommen in Hinsicht auf ihn nur vom Unglauben zum Glauben, und die Welt im Ganzen und Brandenburg im Besonderen ist am Schluß so gut oder übel daran, wie im Anfang. Die Sprache ist in den lyrischen Stellen nicht ohne Fülle und akademische Schönheit, es gebricht ihr aber an individuellem Leben und charakteristischem Ausdruck."

München. In W. v. Kaulbachs Atelier macht eine neue Komposition für die Göthegallerie Aufsehen; es ist gleichsam ein Ergänzungsblatt zu den Frauengestalten der Göthe'schen Poesie, ein Blatt, welches die Frauengestalten seines Lebens und den jungen Dichter selbst zeigt, der auf dem Main Schlittschuh läuft; Lili schickt sich an, die kleinen Füßchen ebenfalls mit den Eisenschuhen zu rüsten, während die „Frau Rath" und Sophie Laroche mit Bewunderung der apollinischen Gestalt des jungen Dichters nachschauen. Außerdem hat Kaulbach begonnen, die berühmte Scene der Maria Stuart und Elisabeth im Park von Fotheringhai darzustellen, ein Blatt, welches von großer Wirkung zu werden verspricht.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt von der Erft, 18. Januar: Es scheint, daß die Zigeuner eine Landplage hiesiger Gegend werden sollen. Obgleich mit Pässen aus Frankreich versehen, treiben sich dieselben in einzelnen Haufen mit Pferden und Hunden zweck- und ziellos, aufs Frechste und Unverschämteste bettelnd, im Lande herum, wobei sie sich Erpressungen jeder Art erlauben. Ruhig schlagen sie vor einem Dorfe ihr Lager auf, holen Fleisch, Butter, Eier, Mehl u. s. w. zusammen, denn sie leben wie noble Bettler, und ziehen dann mehrere Tage darauf, ganz unbelästigt, gemüthlich weiter. Besonders sind die allein liegenden Gehöfte ihren Besuchen ausgesetzt; auch werden gewöhnlich die Stunden, wenn Alles im Felde ist, oder während der Hochmesse, zu den Razzias benutzt. In einem Thale bei Soetenich am Bleiberge liegt abseits eine Mühle. Abends spät wird ungestüm angeklopft — zögernd geöffnet, und siehe, eine Schaar Zigeuner verlangt Herberge; sie können nicht weiter, weil Großmütterchen sterbend krank geworden. Der Müller, der Uebermacht weichend, macht einen Stall zurecht und die Schaar begibt sich zur Ruhe. Später glaubte der Müller Aechzen und Stöhnen, Quiken und Gurgeltöne zu vernehmen; er dachte an das kranke Großmütterchen und schlief weiter. Plötzlich gegen 1 Uhr wird er aufgeweckt. Das ganze Lager der Zigeuner ist in Bewegung; Großmütterchen war gestorben; sie bitten um einen Sack, um Großmütterchen sofort im Walde zu bestatten. Der Müller wurde gebeten, anzuspannen, um die Leiche dorthin zu fahren. Der Müller willfahrte ihrer Bitte. An der gesuchten Stätte angekommen, begann eine Trauermusik, welche bald in ein fürchterliches Geheul ausartete, so daß unserem Müller Hören und Sehen verging; es wurde ihm gar unheimlich, und er machte sich rasch mit Roß und Wagen von dannen, den Zigeunern die Bestattung allein überlassend. Als er am späten Morgen erwachte, welche Bescherung! Die fetteste Sau im Stalle war verschwunden; er dachte gleich an Großmütterchen im Sacke. Die Diebe waren jedoch weit über die Berge und die Verfolgung vergebens.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 21 Samstag, 24. Januar 1863.

* Ein Haus in Westminster.

(Aus dem Englischen.)

„Ihr Kloster ist gewöhnlich nur das Haus des Reichen; ihre Zelle ein gemiethetes Zimmer, ihre Kapelle die Kirche der Gemeine, ihr Kreuzgang die Straße der Hauptstadt oder das Korridor des Spitals; ihr Beruf ist Gehorsam, ihr Gitter die Furcht Gottes und ihr Schleier heilige Demuth."

Dieß sagte St. Vincent de Paul, der vor zweihundert Jahren lebte, von den barmherzigen Schwestern; und seine Worte sind wieder und wieder angeführt worden, und werden noch immer angeführt, obgleich zweihundert Jahre verstrichen sind, seit er sie sprach. — „Die Schwestern sollen daheim und in der Fremde," fährt er fort, „ein Leben führen, so tugendhaft, so rein, so erbaulich, als sehen sie Klosterfrauen." Und weiter unten spricht er von der Achtung, der Herzlichkeit, der Liebe, mit welcher sie den Armen dienen sollen, wie mühselig und widerwärtig ein solcher Dienst auch seyn möge; ja er gebietet ihnen, diesen Dienst sogar ihren geistlichen Uebungen vorzuziehen. „Es ist ein Unterschied," sagt er an einer andern Stelle, „zwischen Klosterfrauen und barmherzigen Schwestern. — Klosterfrauen haben nur ihre eigene Vervollkommnung zum Zwecke im Auge, während die barmherzigen Schwestern, wie wir selbst, zum Dienst und zur Unterstützung von Andern bestimmt sind."

Als St. Vincent de Paul, mit Hülfe der Mlle. Legras, die Gesellschaft der barmherzigen Schwestern, ins Leben rief, war dieß ein sehr bescheidenes kleines Unternehmen. Sie waren einfache Bauernmädchen aus den Provinzen, trugen nur ihre Bauernkleidung, und bildeten kaum eine eigene Gesellschaft, sondern waren nur die Helferinnen und Beisteherinnen eines andern, einst sehr im Rufe stehenden mildthätigen Vereins, nämlich dem der „Dames de la Charité." Dieser Verein bestand hauptsächlich aus vornehmen Damen, welche nach dem ersten Entstehen ihrer Gesellschaft, den Regeln zufolge, Alle gleichmäßig zum Armendienste bestimmt waren. Aber bald hatten sie nicht mehr die Kraft oder den guten Willen, sich den Armen persönlich zu widmen, obgleich sie noch die Mittel besaßen, den Bedürftigen beizustehen. — Ehemänner, Verbindlichkeiten, Würden, Stände ihnen im Wege, wie der Abbé Magnard sagt in seiner Geschichte des St. Vincent de Paul sagt. Die Männer wollten nicht, daß sich ihre Frauen Gefahren aussetzten; oder die feinerzogenen Frauen fürchteten die Ansteckung, die verdorbene Luft wie die Marquise de Sablé, oder sie hatten nicht die Kraft, die unzähligen Stufen, welche zu den Dachkammern der Armen führten, emporzuklettern und die zur Krankenpflege nöthigen Geschäfte zu verrichten. Deßhalb suchten sie Helferinnen und schickten ihre Dienstboten zu den Unglücklichen. Die Untergebenen jedoch waren nicht von Liebe getrieben. Die Gesellschaft wollte nicht gedeihen, sie verkümmerte — so nützlich sie war — und schien ihrem Ende zu nahen, als der gute St. Vincent de Paul ins Mittel trat, und dieser Mann der That erinnerte sich einiger Mädchen, denen er begegnet war, und welche er fromm, warmherzig, willig, der Welt zu nützen, ohne hinlängliches Geld in einen religiösen Orden zu treten und auch ohne Wunsch zu heirathen oder in einer Familie zu leben, fand. Sie — es waren Anfangs nur zwei — wurden unter die Aufsicht der Mlle. Legras, einer mildthätigen Wittwe (obgleich mit jenem sonderbaren Titel bezeichnet) gestellt. Diese unterrichtete sie und sandte sie in verschiedene Kirchspiele, um das Gute, das sie bei ihr gelernt hatten, auszuüben; nach und nach wuchs die Zahl der Mädchen: bald waren sie in Schulen, Gefängnisse und Hospitäler eingedrungen, wo sie kleinen Kindern, Gefangenen und Kranken zu helfen suchten. Ueberall wurde nach ihnen verlangt — die Arbeit harrte ihrer Arbeiter. Der König, die Königin und andere wohlthätige Menschen unterschrieben sich, für ihren Unterhalt zu sorgen; aber ihre Lebensweise war so einfach, daß zweihundert Franks und manchmal sogar fünfzig Thaler zum jährlichen Unterhalt einer Jeden ausreichten.

Im Jahre 1665 wurden die barmherzigen Schwestern, die Dienerinnen der Armen, zu einer selbstständigen Gesellschaft oder confrérie erhoben, unter der Leitung von St. Vincenz und Mlle. Legras als Oberin. Von Jahr zu Jahr mußten sie am 25. März ihre Gelübde erneuern; und dieß thun sie noch, denn der Orden ist ein weltlicher, kein religiöser, und das Gelübde ist nicht für's ganze Leben.

Die Regeln sind einfach und nicht zahlreich, Alles wird gemein gehalten, sie kleiden sich Eine wie die

Digitized by Google

Andere und leben Alle auf gleichem Fuße nach dem Beispiele des Mutterhauses. Aeußerliche Kasteiung ist nur wenig vorgeschrieben, da sie sich mit den andern Pflichten nicht verträgt: innere Abtödtung soll nicht aufhören. Sie müssen die unangenehmsten und widrigsten Beschäftigungen am liebsten verrichten, die unbequemsten Plätze, schmerzlichsten Trennungen und Verbannungen am meisten wünschen. Sie müssen bereit seyn, in Allem zu gehorchen, sich gegenseitig lieben und helfen, ohne eine besondere Freundschaft unter sich zu schließen; um 4 Uhr aufstehen und um 9 Uhr zu Bette gehen; auch in ihren Erholungsstunden beständig beschäftigt seyn, und dürfen ohne Erlaubniß und Nothwendigkeit weder Besuch machen noch erhalten. Werden sie krank, so müssen sie sich mit der gewöhnlichen Armenkost begnügen; denn die Diener sollen nicht besser behandelt werden als ihre Herren. Lehrerinnen müssen die armen Kinder den Kindern der Reichen vorziehen und zusehen, daß jene nicht verachtet werden. Schwestern auf dem Lande, die paarweise leben, müssen sich gegenseitig besonders lieben und helfen, kleine Bettler auf der Landstraße unterrichten, kleine Hirtenmädchen auf den Feldern belehren. Spitalschwestern haben ihre eigenen Pflichten, Regeln und Vorschriften: sie müssen insgesammt den bösen Schein meiden, demüthig, einfach, barmherzig und gut gegen Arme und Unglückliche seyn — lauter Dinge, die leichter vorzuschreiben, als zu befolgen sind. Aber die guten Schwestern scheinen in wunderbar hohem Grade gehandelt zu haben, wie ihnen befohlen war.

Vor einigen Jahren landeten zwei von ihnen in Folkestone — mit ihren großen, über die Schultern fallenden Hauben, in der Absicht nach London zu gehen und alle gute Werke zu thun, die in ihrer Macht lägen; aber die Zollbeamten wollten sie in ihrer Ordenstracht nicht einlassen, und da es eine ihrer Regeln ist, diese Kleidung nie abzulegen, wären sie gezwungen, mit ihren guten Absichten und großen Hauben den Rückweg über das Wasser einzuschlagen.

Es ist sonderbar zu sehen, was den Vorzug erhält, gute Thaten oder große Hauben — die ersteren mögen aufgegeben werden; die letzteren nie! Jetzt sind die Gesetze, oder vielmehr die Zollbeamten toleranter geworden, und haben aufgehört mit gesteiftem Battist Krieg zu führen. Die Schwestern mögen umhergehen und Gutes thun, in welcher Kleidung es ihnen beliebt. Noch vor wenigen Tagen begegneten wir auf einer ruhigen Landstraße einer Nonne, die der Hecke entlang ging. Die Nonne war in Blau und Weiß gekleidet, die Hecke sah grün aus und glänzte von frischem Regen, der Himmel war mit grauen Wolken bedeckt, — Blau, Grau und glänzendes Grün, — ich sehe es noch vor mir. Und diese guten, sanften, stillen Schwestern mit weißen Hauben haben jetzt ihre Wohnungen dort aufgeschlagen, wo man ihrer am meisten bedarf — in der Mitte von Verbrechen, Schmutz, Armuth und üblem Gerede.

Es ist immer überraschend, wenn wir von Leuten, die wir lange gekannt haben, etwas erfahren oder sehen, was sie uns ganz verändert erscheinen läßt, und oft geschieht es in ähnlicher Weise, daß wir an uns vollkommen bekannten Scenen und Stellen, die wir wohl hundertmal besucht haben, plötzlich etwas entdecken, an dessen Vorhandenseyn wir nie gedacht, und das den Anblick dieser Scenen und Stellen unsern Augen in verschiedenem Lichte zeigt. Wir können ein freundliches, sonniges Gäßchen übbewonnen haben — Bohnenbäume, Kinder an der Thürschwelle, Blumen an den Fenstern, vorüberziehende Rollwagen mit Orangen und irdenem Geschirr. Eines Tages treten wir dort ein, vielleicht in Nr. 8. Wir finden in jedem Zimmer eine Familie, zwei alte jänkische Weiber in der Küche; Kinder, die Zwillinge sind und dem Bänkelsänger oben gehören, der am Hungertuche nagt. Daneben herrscht mehr Tumult, mehr Leid und Schmerz und Lärm; — wir erfahren, daß Pockenkranke in Nr. 10 hausen. Von nun an gehen wir nie mehr mit der alten Zufriedenheit durch das Gäßchen oder wir sind nicht mehr dieselben, die wir vor unserm Eintritte in Nr. 8 waren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Der türkische Kaiser Selim nämlich hatte nach Eroberung des Inselreiches an alle Obersten, Befehlshaber und Amtleute bei hoher, ja sogar bei Leibesstrafe das strenge Gebot ergehen lassen, diejenigen Christen, welche auf Cypern wohnen blieben, in ihrer Armuth auch nicht im geringsten widerrechtlich zu beleidigen, damit das Land wieder mit Früchten nützlich angebaut werde; auch hatte er solchen Christen, vor anderen in Griechenland, besondere Privilegien und Freiheiten gegeben, wie zuvor niemals im ottomanischen Reich geschehen ist. Alles aber geschah zu dem Zweck, um ausländische Christen und Türken zur Uebersiedelung dahin zu veranlassen, damit die Insel wieder bevölkert werde. Es haben aber nur wenige Neigung bewiesen, dahin zu ziehen, weil der erste Pascha durch sein tyrannisches Wesen großes Aergerniß gegeben; denn gar Mancher mußte ihm nothgedrungen anzeigen, wo Silbergeschirr, Kleinodien oder sonst Geld und Gut, welches während der Kriegsläufte versteckt worden war, vergraben läge. Je mehr sich aber davon fand, um so härter drang er darauf. Ferner legte er lästige Steuern auf das Vermögen der Leute, und machte es mit anderer Quälerei so arg, daß Klagen an die Pforte vor den türkischen Kaiser kamen. Der ließ den Pascha, weil er noch kein

Digitized by Google

volles Jahr regierte, warnen. Dieser aber gab nicht viel darauf, sondern weil er wußte, daß der Kaiser keinen Pascha in fernen Landen länger als zwei oder höchstens drei Jahre regieren läßt, so trachtete er danach, sich zu bereichern und ordentliche Ernte zu halten, damit er seiner Zeit mit großem Vermögen abziehen und sich mit dessen Hülfe zu einem höheren Amte aufschwingen könnte. Das ist ihm aber zum Unheil ausgeschlagen.

Als nämlich zum zweiten Male bei dem türkischen Kaiser Klage geführt wurde, da hat letzterer einen Tschausch (d. i. einer von den vornehmen Kriegsmännern, aus welchen die Pascha's, Bey's und andere Befehlshaber ernannt werden) allein zu Roß von Konstantinopel ausgesandt. Vorher hatte er einen Brief, ein wenig länger und fast so breit als ein Finger, an den Pascha geschrieben und ihn aufgerollt dem Tschausch auf seinen Bund stecken lassen. Als er fortritt, wandten sich wegen des aufgesteckten Briefes Aller Augen furchtsam nach ihm hin, besonders die der vornehmsten Obersten, als Pascha's, Bey's und anderer regierender Herrn, weil ein Jeder besorgte, der schwere Befehl könnte ihn treffen. Deßhalb wurde dem Tschausch, wohin er kam, alle Ehre bewiesen; nirgends hat er etwas verzehrt, denn allenthalben wurde er frei gehalten, und was zur Beförderung seiner Reise dienen konnte, ist nicht nur gutwillig, sondern aus freien Stücken geliefert worden, mochten es nun frische Pferde, oder Geleitsmänner oder Proviant seyn. An nichts ließ man ihn Mangel leiden; Jeder war froh, in Frieden von ihm los zu kommen. Ja es hätte sich Einer, Hoch oder Niedrig, unterstehen und den Tschausch fragen sollen, wohin oder weßhalb er reise, der würde bald eine Antwort bekommen haben, daß einem Zweiten die Lust zum Fragen vergangen wäre.

Jedoch begehrt, das ist mir zuverlässig berichtet worden, ein solcher Abgesandter der Pforte unterwegs nichts weiter, als was ihm und seinem Pferde zum Weiterkommen nothwendig ist; denn ehe er nach Vollziehung seines Auftrags wieder nach Haus zurückgekehrt ist, wird heimlich Nachfrage angestellt, wie er sich auf seiner Reise verhalten habe.

Der vorerwähnte Tschausch hatte wohl einen weiten Weg von Konstantinopel durch Natolien, Griechenland und andere angrängende weite Länder bis nach Syrien zu reiten; aber in Folge der früher bezeichneten Umstände und Ursachen ist er allenthalben schnell fortgekommen. Als er nun anderthalb Tagereisen von Tripolis in Syrien entfernt war, soll — wie mir dort von einem vornehmen Manne glaubwürdig berichtet worden — der Bey zu Tripolis sehr erschrocken seyn und geweint haben, sintemal er erfahren, daß der Tschausch seinen Weg auf Tripolis nehme. Dieser Bey hatte nämlich einen Bruder, der auch Bey gewesen und dritthalb Tagereisen von Tripolis zu Hamah regiert hatte, vor wenig Jahren aber nach seinem Verschulden durch Feuertod hingerichtet worden; nun meinte er nicht anders, er werde die Strafe, welche sein Bruder ausgestanden, auch erdulden müssen. Aber ehe der Tschausch anlangte, richtete er seine ganze Hofhaltung in gute Ordnung, und als jener den Bey neben einigen seiner vornehmsten Leute über Amtsgeschäften sitzend antraf und ihn freundlich grüßte mit dem Ersuchen, ihm ein Schiff zurüsten zu lassen, weil er über Meer fahren müsse, war der Bey hoch erfreut und richtete alles so ein, daß ein türkisches Schiff mit allem, was zu einer Seereise nothwendig ist, in acht Stunden segelfertig war, während man sonst ein solches nicht in mehreren Tagen ins Werk setzen kann. Darauf hat der Tschausch sich verabschiedet und ist zu Schiff gegangen, aber weder der Bey noch ein Anderer, nicht einmal der Schiffshauptmann hat wissen können, wohin er fahren wolle, bis sie auf die hohe See und endlich des andern Tages nach Cypern gekommen und im Hafen von Famagusta eingelaufen sind.

Da schickte der Tschausch auf einem Kahne einen Boten ans Land, zu dem Armenier, welcher für den türkischen Kaiser den Zoll einnimmt und seine Wohnung nahe am Hafenthore hatte, mit dem Verlangen, er solle ihm (dem Tschausch) ein Pferd an das Meeresufer senden, damit er in die Stadt Famagusta reiten könne. Gar bald sah der Tschausch nicht bloß eins, sondern zwei gesattelte Pferde am Gestade erscheinen; er ritt in die Stadt. Vor dem Palast stieg er ab und ging strack auf das Gemach des Pascha zu, den er wirklich da im Beisein vieler Räthe gar prächtig in Amt und Würden sitzend fand.

„Friede sey mit Euch!“ begann der Tschausch freundlich grüßend. Der Pascha stand sammt allen denen, die um ihn herum saßen, auf, verneigte sich mit dem Haupte vor dem Tschausch und dankte mit den Worten: „Mit Euch sey Friede! Lob sey Gott!“ Darauf bedeutete ihnen der Tschausch mit der Hand, daß sie sich wieder setzen sollten, was auch bald geschah. Sodann begann er sich trotzig umzuschauen und rief ihnen mit grimmiger Miene nur das eine Wort zu: „Packt Euch! packt Euch!“ Da mochte keiner der Räthe säumen, ein Jeder wollte der Erste zur Thür hinaus seyn, Niemand der Letzte. Der Pascha war auch aufgestanden, aber der Tschausch befahl ihm von Amtswegen sich niederzusetzen. Als dieß geschehen, zog jener den Brief des türkischen Kaisers aus seinem Bund, den er auf hatte, und stellte ihn dem Pascha zu mit dem Vermelden, sein großmächtigster Kaiser lasse ihn grüßen.

Der Pascha empfing den Brief mit unterthänigster Ehrerbietung, band ihn auf und las. Es stand aber etwa folgendes darin: weil der Pascha trotz erhaltener Warnung seine lieben Unterthanen wider Billigkeit und alle Satzungen hart bedrückt und ihnen das Ihrige unrechtmäßig abgenommen habe, so solle er ihm, dem Kaiser, durch Vorzeiger dieses seinen Kopf schicken. Darüber ist der Pascha, wie leicht zu ermessen, heftig

Digitized by Google

erschrocken, soll aber doch gesagt haben: „In Gottes Namen!“ Darauf erwiderte der Tschausch, was er thun wolle, möchte er bald vornehmen, denn er habe nicht lange Zeit. Hierauf gab (so hat man mir berichtet) der Pascha Befehl, daß von seinen vielen Kebsweibern vier zu ihm ins Gemach kämen; jedes derselben trug etwas von Kostbarkeiten an sich, was ihm der Pascha zuletzt verehrt. Dieser umarmte sie und nahm von ihnen Abschied, dann sind sie alle mit nassen Augen wieder ganz still in ihre Gemächer zurückgegangen.

Der Tschausch ermahnte nun den Pascha, sein Gebet zu verrichten; das hat nicht lange gedauert, sondern nachdem er in seiner Andacht sich etliche Mal zu Boden geworfen, war er mit dem Gebet zu Ende und setzte sich — wie sie das pflegen — auf die Erde nieder. Jetzt zog der Tschausch ein kleines Gläschen mit starkem Gift gefüllt hervor, zeigte es dem Pascha und ließ ihm die Wahl, ob er lieber das Gläschen austrinken, oder sich mit dem Säbel wolle den Kopf abhauen lassen. Darauf soll der Pascha aus Schwäche gesagt haben, er wolle lieber das Gläschen austrinken. Das that er denn nun und alsbald schwoll sein Leib furchtbar an. Er starb nach heftiger Marter.

Sobald der Tschausch nun gesehen, daß der gewesene Pascha kein Lebenszeichen mehr von sich gab, hat er die Leiche in der Residenz liegen lassen, ist aus dem Gemach und dem Palast gegangen, hat sein Pferd bestiegen und ist zu dem Defterdar, d. i. dem Schatz- oder Rentmeister geritten; dem ist auch sehr bang geworden. Als der Tschausch bei ihm angelangt war und ihn begrüßt hatte, zog er einen schriftlichen Befehl hervor, in welchem im Namen des Kaisers dem Defterdar geheißen wird, sich, wenn der Tschausch seinen Auftrag vollzogen habe, an des Pascha Stelle zu setzen und dieselbe neben seinem Amte ordentlich zu verwalten, so lange bis ein Anderer dafür ernannt werde.

Da hat der Defterdar nicht lange gesäumt, sondern stattliche Kleider angelegt, und ist mit dem Tschausch nach dem Palaste geritten, allwo sie sich in des Entleibten Gemach verfügt haben. Der Tschausch hieß nun den Defterdar sich an die Stelle setzen, an welcher er den früheren Pascha anfänglich gefunden, und sagte, er und ein Jeder möchten seinen Befehl wohl in Acht und an dem daliegenden Leichnam sich ein Exempel nehmen; denn Gott und der türkische Kaiser ließen das Unrecht nicht ungestraft. Darauf hieb er mit seinem Säbel der Leiche den Kopf ab, ließ solchen säubern, in Leinwand wohl verpacken und führte ihn in einem roßhärenen Ranzen mit sich nach Konstantinopel.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Im Atelier des Professors Bläser in Berlin ist das Thonmodell der Reiterstatue des Königs Friedrich Wilhelm IV. ausgestellt, welche auf der Kölner Rheinbrücke errichtet werden soll. Es ist bekanntlich fast das größte aller existirenden Reiterstandbilder und übertrifft an Höhe sogar noch das des Rauchschen Friedrichsmonuments. Der König sitzt hoch aufgerichtet im Sattel, etwas nach hinten zurückgelehnt, den rechten Arm weit ab vom Körper gestreckt, als ob die Hand den Kommandostab hielte; statt dessen trägt sie eine Rolle, welche die Verfassungsurkunde darstellen soll. Der Kopf, vom federbuschumwallten Helm beschattet, wendet sich mit einem zugleich freudigen und königlich gebietenden Ausdruck etwas nach links hin. Von den Schultern wallt durch die energische Bewegung des rechten Armes der schwere Hermelinmantel rückwärts auf den Rücken des Pferdes nieder und in prächtigen Faltenmassen an dessen Flanken herunter. Das Werk wird in Bronze ausgeführt und erhält zum Gegenüber die Reiterstatue des regierenden Königs, an welcher Professor F. Drake bereits seit längerer Zeit thätig ist.

In Paris ist die letzte Klavierkomposition der verstorbenen Herzogin von Orleans erschienen. Sie führt den Titel: Larmes d'exil, dernière réverie musicale de Madame la duchesse d'Orléans.

Mannigfaltigkeiten.

Eine neue Funktion der Dienstmänner! Zwei junge Leute hatten sich dieser Tage in Dresden wegen einer Liebesangelegenheit tüchtig gezankt und ernstlich entzweit. Erbost waren sie am Abend auseinander gegangen. Am andern Morgen erscheint bei dem Einen ein Dienstmann und gibt die Adreßkarte des Andern ab, worauf geschrieben steht: „Ueberbringer dieser Karte hat den Auftrag, Herrn N. N. zwei Stunden lang gründlich zu verachten.“ Ob und wie der Dienstmann diesen originellen Auftrag ausgeführt hat, darüber schweigt die Chronik.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 22 Sonntag, 25. Januar 1863.

*Ein Haus in Westminster.

(Aus dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Es kann auch ganz anders seyn, wie z. B. in Westminster. Wenn wir hier durch den Park gegangen sind, Queen's Square und Parl Place überschritten haben und die engen Straßen, die zur Abbey führen, entlang gewandelt sind, können wir an den alten Thürmen, die die Stadt zu regieren scheinen, emporblicken, und dann unsern Blick auf die Gesichter lenken, die uns begegnen und in denen wir mit hoffnungs- und hülflosem Auge Sorgen, Entbehrungen und Bekümmernisse, älter als die Thürmen selbst, lesen. Aber wenn wir in dieser schrecklichen Pfütze von Schmutz, Lumpen und Noth unserer alten Freundin der christlichen Liebe, begegnen, die unbeschädigt, wenn auch beschmutzt aus dem Schlamm hervorkommt; oder wenn uns die milde Barmherzigkeit mit ihrer freundlich ausgestreckten Hand, überall Erleichterung bringend, entgegentritt: dann scheint uns die Pfütze nicht mehr ganz so schrecklich, dunkel, verödet und hoffnungslos.

In der Westminster-Pfütze, Park-Street, nicht auf der Seite, wo alle Fenster nach dem Parke zu gehen, sondern auf der einfachen, stillen Seite der Gasse dient eines jener braunen alten Häuser zum kl. Kloster der Soeurs de Charité. Es ist Nr. 12, links, auf dem Thürschilde steht: „Die barmherzigen Schwestern von St. Vincent de Paul". Hier hat die Liebe ihre Wohnung aufgeschlagen, und hält unglücklichen Christen die gütige Hand entgegen. Einige dieser Christen sind noch sehr klein. Viele können noch nicht deutlich genug sprechen, um ihre Noth zu klagen. Schwache Aermchen und Beinchen, ernsthafte Gesichtchen mit verwunderten Aeuglein; Kleidchen, die von schmutzigen kleinen Rücken und Schultern herabrutschen, welch ein rührendes Häufchen dieß ist, und dann die älteren, schwächeren, kränkeren, vielleicht noch mehr leidenden Armen, die uns nicht halb so ergreifend erscheinen in ihrer unschönen Noth!

Was kommt aus dem braunen Hause? Viel christliche Milde, Nahrung für manchen hungrig geöffneten Mund, gute Worte für die Kranken, Pflege für die verlassenen Kinder; — sechs besuchende Schwester, die in dünnen, grauen Kleidern, mit weißen Hauben und Rosenkränzen um den Leib geschlungen, in allen umgebenden Gäßchen eindringen. Man nannte sie früher „Schmetterlinge" wegen ihrer wehenden Kopfbedeckung; jetzt aber ist man an sie gewöhnt und beachtet kaum ihr Kommen und Gehen.

Es war uns Anfangs aufregend, eine kleine Strecke neben einer der Schwestern zu gehen, jedoch beinahe Niemand schenkte uns die geringste Aufmerksamkeit.

Die Schwester schritt mit ihren plumpen, groben Schuhen über die Steine, und schlug den einen engen Seitenweg ein. Als sie so einherwandelte bildete sie unwissentlich einen Gegenstand zu zwei Gemälden. Ihre grauen Kleider harmonirten mit den schmutzigen Farben um sie herum, ihre weiße Haube glänzte schwach im Londoner Sonnenschein; ihr Obergewand fiel in schmale gerade Falten. Als wir die hölzerne Treppe heraufstiegen, durch eine Holzthüre getreten und in ein langes, geweißtes, baufälliges Zimmer gekommen waren, hörten wir ein Geschrei von Kinderstimmen und alle Kleinen eilten heran, um uns zu betrachten. Ein Mädchen, das auf dem Fußboden saß, begann augenblicklich zu plaudern. „Seht her! seht her! seht, seht, seht!" rief es, nahm einen rothen Flanell-Rock in seine Händchen und zeigte uns denselben; und als der Rock besehen war, mußten wir ein wundervolles, schönes Stückchen schwarzer Gimpe, welches das Kind so glücklich machte, bewundern.

Als wir fragten, wer das hübsche neue Röckchen gemacht habe, sagte das kleine Mädchen: „Die Schwester; seht! seht!" und zeigte ein anderes herrliches Stück Gimpe am zweiten Aermel; und die Schwester mußte die nebenstehende Schwester seyn. Die uns umgebenden Kinder sagten, der Name jenes kleinen Mädchens sey Mary; ein Knabe, Namens Johnny, nennt hierauf den seinigen; dann Felix und Tonny, und zuletzt sagten alle Kinder wie sie heißen. Es waren fast lauter kleine Paddies,*) so viel ich sehen konnte. Ein winziges Geschöpfchen sagte, sein Name sey O'Foole oder etwas sehr Aehnliches. (Warum sollte es für ein kleines Kind possierlich seyn, O'Foole zu heißen?) An jeder Seite der Wand stand eine Reihe Bettchen und

*) Paddy, ein Spottname der armen Irländer.

am Ende des Zimmers ein Altärchen, neben dem sich zwei kleine Betten für Kinder, wie Samuel, befanden. Ein niedriges Fenster ging nach der Straße zu; dort war ein Schrank; hier ein großes Gestell zum Trocknen der Handtücher und in der Mitte der Stube, dem Altare gegenüber, stand eine Wiege, worin ein armes, an der Kopfwassersucht sterbendes Kindchen lag.

Unterdessen waren alle andern Kinder im Zimmer umhergelaufen, um uns ihre Betten zu zeigen; und bald standen sie wie kleine Schildwachen am Fuße derselben. Johnny war besonders thätig, zeigte uns die Schwester des sterbenden Kleinen, schien die Spiele anzugeben, und befehligte eine kleine Truppe, die beinahe während der ganzen Zeit unseres Besuches um uns herumsprang. Das kranke Kind und sein bleiches Schwesterchen gehörten einem armen Manne, der keine Frau mehr hatte, und seine Kleinen hierherschickte, weil er selbst nicht für sie sorgen konnte. Ein kleines Wesen mit mageren Aermchen, verzwicktem Gesichtchen, glänzenden dunkeln Augen und bösem Kinn saß auf dem Fußboden. Es sah uns altklug an und schlug mit einem Stückchen Holz auf die Erde. Die Schwestern sagten, dieses Kind sey fast verhungert gewesen: es sah nicht aus, als ob es sich je erholen könne; aber sie lächelten und versicherten uns, das es jetzt hübsch bedeihe. Die Kinder schienen sich Beinamen gegeben zu haben: ein kleines Mädchen wird von Allen „Garibaldi“ genannt. Ein anderes zwerghaftes Geschöpfchen, das mit einer großen, gekräuselten Nachtmütze in einem Armstuhle sitzt, nennen sie „Großmütterchen“. Die Schwestern sagten, das „Großmütterchen“ sey fünf Jahre alt; uns aber schien es kaum drei Jahre zu zählen. Wenn man auf die blassen Gesichtchen der Kinder blickte, konnte man ihre Geschichte errathen. Schwester Stephanie, die uns hereingeführt hatte, nahm das kleine Mädchen mit dem rothen Rock auf den Arm und stellte sich lächelnd zu den Kindern, die um sie herum trappelten.

Ich glaube nicht, daß sie meine Gedanken hegte; ich glaube nicht, daß sie sich selbst sagte, was sich Andere sagen, wenn sie Nonnen sehen mit Kindern, die sich an ihren Schleier hängen und mit ihren Rosenkränzen spielen. Gibt es einen hübscheren, traurigeren, friedlicheren Anblick? Hier sind die Kleinen, die heranwachsen, um in die Welt zu treten: dort stehen die jungen Mädchen, die kaum aus derselben getreten waren, sich von ihr abgewandt haben und sich mit ihren schwarzen Schleiern oder weißen wehenden Hauben von ihr ausschließen wollen. Mönche und Nonnen sind nicht weniger menschliche Geschöpfe als die Männer und Frauen außerhalb der Klostermauern; das Gemüse wächst in dem Klostergarten gerade so wie in den umherliegenden Feldern; trockenes Brod und Wasser muß im Refektorium eben so schmecken, als im Wohnzimmer zu Hause. Du kannst ebenso unfreundlich von Deinem Stubennachbar denken, als von der oder der Schwester, die in der Kapelle neben Dir kniet. Du kannst Deine Gebete außerhalb wie innerhalb der Gitter-Riegel sagen. Du kannst Deine Hoffnungen, Enttäuschungen, Neigungen und Abneigungen überall mit Dir tragen. Die Selbstverläugnung eines Menschen zeigt sich in seinem Kampf mit der Versuchung; Jemand der diese Eigenschaft vielleicht in größerem Maaße besitzt, gewinnt es über sich, seine Geschäfte der Hand eines Andern zu übergeben, seinen eignen Neigungen zu entsagen und blind zu gehorchen. Aber das macht keinen Unterschied: es ist die nämliche Welt; es sind die nämlichen Verkettungen von Gutem und Bösem, vom Licht und Finsterniß, und Du kannst ihnen so wenig entgehen, als Du in den Planeten Venus springen kannst.

Die Nachmittagssonne schien jetzt in das Zimmer Als wir fortgegangen waren, hatte die Schwester ihr Amt zwischen Altar und Wiege wieder übernommen; die Kinder hatten uns fast ganz vergessen. Eine kleine Gesellschaft war in ein Schloß hinter dem Gestelle für die Handtücher verkrochen; eine andere kleine Gruppe guckte durch das offene Fenster auf die stille Straße hinab. Ein Kind, das an der Thüre stand, hielt eine kleine Rede und sagte: „Lebt wohl! Gott segne Euch! Gebt Acht, daß Ihr nicht fallt!“ und ein zweites kleines Ding wiederholte diese Worte mit kindischem Lallen. Dann schloß sich die Thüre hinter den schreienden, lachenden und plaudernten Kindern, der am Altare arbeitenden Schwester und dem sterbenden Kinde in der Wiege.

Schwester Stephanie, die uns begleitete, sagte: „Das ist eine nette, behagliche Stelle für uns!“ Alle Kindermädchen in London sollten da gewesen seyn, um es zu hören! Dreizehn Kinder (außer den auswärtigen) wohnen hier, wie der Bericht besagt. Die nämliche Schwester verfertigt die Kleider und sorgt für Reinlichkeit, Essen und die allgemeine Pflege der Kleinen in der Kinderstube.

(Fortsetzung folgt.)

Ein verrückter General.

Den eben erschienenen „Memoiren“ des kriegerischen Herzogs Eugen von Würtemberg entnehmen wir folgenden Bericht aus dem Feldzuge von 1806, den der Prinz in der russischen Armee unter General Benningsen begann:

Eine seltsame Episode in dem Feldzuge bildete die Ankunft des Feldmarschalls Grafen Kamensky, der Benningsen als Oberstkommandirenden ersetzen sollte. Es ist wohl das erste Mal, daß ein Heer im Felde von einem Verrückten befehligt worden ist, denn das

Digitized by Google

war Kamensky unzweifelhaft. Als der Prinz von Württemberg zu ihm ging, um sich bei ihm zu melden, wiesen ihn die Ordonnanzen in ein großes leeres Zimmer, in welchem er eine Weile warten mußte. Endlich kam ein kleines hageres Männchen in Hemd und Nachtmütze herein, das sofort verschwand, aber sehr schell wiederkehrte, und ohne das Kostüm gewechselt zu haben, dem Herzog einen russischen Rapport des Grafen Peter Pahlen mit den Worten überreichte: „Lesen Sie!“ Als dieß geschehen war, rief er: „Bravo!“ und erklärte, daß er nur des Prinzen Sprachkenntniß habe auf den Zahn fühlen wollen, und fiel ihm dann um den Hals, das Küssen wollte kein Ende nehmen, und dazwischen polterte der Alte ein Gemisch von russischen, französischen und deutschen Ausrufungen heraus: „Prinz Würtembergsky! — Cousin de Sa Majesté l'Empereur! —Plemënik Mariä Feodorówna (Neffe Maria Federowna's). Altesse Sérénissime! — Junges Blut! — Melodéz (wackerer Bursche). Padi Sjudá! (komm her).“ Dazwischen schrie er aus Leibeskräften, bis sich das Zimmer mit Adjutanten, Ordonnanzen und Bedienten füllte, die er alle mit gleichmäßiger Grobheit anschimpfte und dabei die gemeinsten Flüche ausstieß.

Der Gegenbesuch fiel nicht weniger burlesk aus und traf den Herzog im Bett, an das ihn ein kaltes Fieber gefesselt hielt. Der Feldmarschall kam an der Spitze seines Gefolges, unter dem sich die Generäle Fürst Trubezkoy, Lewaschof, Benkendorf und Graf Tolstoi alle in voller Uniform befanden. Er selbst trug einen weiten grünen Spenzer, der ihm über die Hüften herabbing, oben mit einem Shawl zusammen gebunden. Darüber hing das breite hellblaue Band des Andreas-Ordens. Seine einzige Waffe bestand aus einem Kantschu, den er possirlich schwang, als er an das Bett heran trat und sprach: „Solch' ein Kalabasnik (Wurstmacher, spottweise Benennung der Deutschen, die in Rußland zuerst diesen Leckerbissen eingeführt haben sollen) ist der Benninglen, daß er nicht einmal einen gescheidten Arzt in seinem Korps hat, der mir den Prinzen kuriren kann. Man hole mir gleich einen solch Firlefanz her und weiß Gott! ich degradire ihn zum gemeinen Soldaten, wenn der Prinz nicht morgen besser ist.“ Die Einrede des Prinzen, daß eine Dosis China ihn morgen schon fieberfrei machen werde, schnitt der Feldmarschall kurz mit den Worten ab: „Was China! hier muß radikal kurirt werden. Hol' der Henker all' die fremden Hähne, die man bei uns aufnimmt und die Alles besser wissen wollen! Das krähet und brüstet sich, und unsere alten Urahnen drehen sich dabei im Grabe herum. Da gibts Rezepte und Konsultationen. Schade um Worte und Papier.“ Das mochte noch für eine schlechte Kopie von Suwarow gelten, der auch den Cyniker in Benehmen und Kleidung affektirte und den nachzuahmen bei manchen russischen Offizieren alten Schlages Mode geworden war; aber Suwarow war doch auf dem Schlachtfelde ein ganzer Mann. Anders berichtet der Württemberger von Kamensky, den er am nächsten Morgen (den 23. September) im Hauptquartier aufsuchte. Dort warteten schon Generäle, Adjutanten und Ordonnanzen ohne Zahl auf das Erscheinen des Gewaltigen, der doch vier Stunden lang nichts von sich sehen ließ. Desto mehr hörte man von ihm, denn während im Hause und dessen Umgebung eine beispiellose Verwirrung herrschte, Adjutanten und Ordonnanzen mit Rapporten und Befehlen die Truppen auf und ab flogen, ertönten drinnen im Zimmer des Feldmarschalls Ohrfeigen und Kantschuhiebe, begleitet von endlosem Jammergeschrei; manchmal schrie und fluchte auch Kamensky zum offenen Fenster hinaus, um mit höchst eigenem Munde Ordnung in das Gewühl auf der Straße zu bringen. Endlich ein allgemeines Aufsitzen, Säbelgeklirr, Trompetenschmettern und Trommelschlag. Das galt dem Feldmarschall selbst: Diesmal en grande tenue, nämlich in einem Bauernschafspelze, darüber einen kleinen Degen geschnallt, und um den Kopf ein schwarzes Tuch turbanartig gewunden. Ein handfester Kerl hob ihn auf, als fasse er einen Haferſack und setzte ihn auf den Karren. Gleich darauf ging es trotz Wasser, Gruben und Schlamm vier Meilen fort im gestreckten Galopp nach Benningsen's Hauptquartier Nowomiasto. Das Gefolge jagte hinterdrein und glich bei der Ankunft einer Mohrenschaar.

Der General wurde übrigens kurze Zeit später durch kaiserlichen Befehl auf seine Güter verwiesen, wo er schließlich von seinen Bauern erschlagen wurde.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Ueber archäologischen Entdeckungen auf der-Balkan-Insel, welche Herr D. Dethier, Direktor der k. k. österreichischen Schule in Konstantinopel, in der letzten Zeit gemacht, erfährt man Folgendes: Eine wichtige Untersuchung des genannten Gelehrten hat nun erst ganz genau die Lage des durch Ovid's Exil berühmten alten Tomi und dessen Verhältniß zum schwarzen Meere festgestellt. Tomi lag nämlich nicht unmittelbar am Meere selbst, sondern mehr landeinwärts auf einem Hügel eine Stunde nordwestlich von Kustendsche, wo Ruinen zu Anadolikoi an einem kleinen Binnensee (nicht an einer Bucht des Meeres) liegen. Der kleine See ist halb salzig. Der Hafen zu Tomi war in Kustendsche, Titus machte aus dem Hafen eine besondere Stadt, Flavia Nea, wahrscheinlich, weil Tomi durch den vielgelesenen Ovid berühmter wurde. Antoninus Pius machte Tomi zur Metropolis,

Digitized by Google

Dort hatte der Pontarch und Pontifex der griechischen Küstenstädte des linken Pontus-Ufers seinen Sitz, und später der Bischof über dieselben Städte, bis Tomi um 1000 nach Christi verschwand; Flavia Rea hatte von Konstantin's Schwester den Namen Konstantina erhalten, und noch heute heißt bei den Griechen Kustendsche so. Auch ist von demselben Gelehrten eine ausführliche kritische Untersuchung der Schlangensäule, wovon jetzt in Berlin ein Gyps-Abguß sich befindet, nach Wien abgegangen und durch dieselbe Herodot's Zeugniß über den hinauf gestellten goldenen Dreifuß als richtig erwiesen. Letztere ist mit begriffen in einer reichen Epigraphik von Byzanz, die er mit Herrn D. Mordtmann zusammen ausgearbeitet und deren erste Hälfte bis auf Konstantin den Großen nun dem Drucke übergeben ist; es sollen im Ganzen bei 300 Inschriften und eben so viele Backstein-Marken byzantinischer Kaiser unedirt seyn. Der Charakter derselben ist mit der größten Treue wiedergegeben, und so bildet dieses Werk eine Fortsetzung der Elementa epigraphices von Franz für die byzantinischen Zeiten. Eben so wichtig ist der Inhalt. Die so mächtige Schule, welche in dem alten Griechenland allen Einfluß vom Orient oder Aegypten bestreitet, erhält dadurch empfindliche Stöße.

Ferner hat Dr. Dethier in dem alten Periuh im Hofe der jetzigen Metropolitankirche, welche einst ein Tempel der Kaiserin Sabina gewesen ist, eine antike Marmor-Statue von großer Schönheit und verhältnißmäßig guter Erhaltung gefunden. Der Kopf ist vom Rumpfe getrennt, sonst aber nicht beschädigt, der rechte Arm fehlt bis auf ein kleines Stück; die Beine sind etwa in der halben Höhe des Schenkels abgebrochen, jedoch hat sich der linke Schenkel bis unter das Knie gefunden. Die Statue stellt einen jungen Mann dar, etwa im Charakter des Antinous. Sie steht auf dem rechten Beine und lehnt auf dem entgegengesetzten Ellenbogen. Ein kleines faltiges Gewand liegt auf der linken Schulter und geht unter derselben her über den linken Vorderarm, welcher mit der Hand bis auf den Daumen erhalten ist. Dem Charakter der Skulptur nach setzt der Finder die Entstehungszeit derselben in die Zeiten Hadrians bis etwa zum Ende des Jahrhunderts. Der Kopf ist durchaus im Charakter eines Portraits und soll, nach Münzen der genannten Zeit zu urtheilen, die meiste Aehnlichkeit mit Marcus Aurelius Cäsar haben. Das reiche Lockenhaar ist im Ganzen glänzend angelegt, aber nicht sehr sorgfältig ausgeführt; im Uebrigen ist die Behandlung vortrefflich. Die Stellung und Bewegung der Figur ist in dem Vorhandenen so unzweifelhaft gegeben, daß sich die Statue sehr leicht vollkommen herstellen ließe; die Maße sind, wie folgt: die Kopfhöhe 16 Centimetres, der Torso 55 Ctm., der Schenkel 30 Ctm. Ein anderer interessanter Fund neuester Zeit ist die Büste der Kaiserin Plotina als Juno von ursprünglich vorgoldetem Blei, welche ein Fischer im Bosporus mit seinem Netze heraufgezogen hat.

Mannigfaltigkeiten.

Ein belgischer Thierarzt war so glücklich, in der Impfung ein Vorbeugungsmittel gegen die Lungenseuche des Rindviehes gefunden zu haben. Man schneidet aus der Lunge eines erkrankten und getödteten Thieres ein kegelförmiges Stück aus und impft den in der Vertiefung zusammenrinnenden zitronengelben Saft ganz oberflächlich in die Schweifspitze der noch nicht erkrankten Thiere. Diese erkranken darauf meist in einem leichten Grade, nur ausnahmsweise sterben 1 bis 2 Prozent der Geimpften, während von den nicht geimpften erkrankten Thieren, je nach der Heftigkeit der Seuche, bis zu 90 pCt. zu Grunde gehen. In Folge brandiger Entzündung verlieren mitunter die Rinder einen Theil des Schweifes, wodurch sie zwar entstellt, aber nicht untauglich werden. Der Hauptzweck wird durch die Impfung erreicht, wie die Erfahrung fast aller Länder lehrt: die Thiere bleiben am Leben, fast in vollem Nutzen, und werden gegen die Erkrankung mit großer Sicherheit gestützt, sie sind alsdann „durchgeseucht". Jüngst werden von der Société centrale d'agriculture in Belgien umfassende Untersuchungen über die Wirkung des Impfens angestellt, welche diese in ein glänzendes Licht stellten. In neuester Zeit wird die Rinderpest mit günstigem Erfolge geimpft, und mit dem Milzbrand und der Maul- und Klauenseuche werden ebenfalls Impfversuche angestellt.

[Niemals zu alt zum Lernen.] Sokrates war bereits sehr alt, als er noch musikalische Instrumente spielen lernte. Cato war 80 Jahre alt, als er noch Griechisch lernte. Plutarch war zwischen 70—80, als er Lateinisch zu lernen anfing. Beccario war 30 Jahre, als er schönwissenschaftliche Studien begann; Franklin hatte bereits 50 Jahre überschritten, als er mit seinen naturwissenschaftlichen Studien begann. Colbert war 60 Jahre, als er Rechtsstudien machte; und so wären noch viele Beispiele aufzuzählen, aus welchen zu ersehen, daß es nie zu spät ist, um sich noch Kenntnisse zu sammeln und damit sich und der Welt zu nützen.

Redakteur: Hermann Oelschläger — Druck und Verlag der A. Wolland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 23 Dienstag, 27. Januar 1863.

Ein Haus in Westminster.

(Aus dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Ich glaube, die gute Schwester Stephanie erinnerte sich ihrer Regeln, denn sie sagte — noch lächelnd — sie sei trotz Allem, doch gerne hier. Sie erzählte uns, daß sie schon um vier Uhr des Morgens aufgestanden war — aber man kann in die vor zweihundert Jahren verfaßten Vorschriften blicken, um zu sehen, wie sie den Tag zubrachte.

Im Hause selbst war nicht viel zu sehen; kahle Fußboden und Wände; in jedem Zimmer ein Crucifix, und hier und dort ein Gemälde. Eine Laienschwester mit schwarzer, gefälteter Haube, hatte uns in das kleine gefäfelte Sprechzimmer geführt; ich sah hier die Bilder von Kardinal Wiseman, St. Vincent de Paul und der ehrwürdigen Mlle. Legras, der ersten Oberin des Ordens. Sie hatte ein einnehmendes Gesicht, eine etwas lange Nase und saß in einem Armstuhle. Auf dem Tische lag ein kleines flaches Buch mit einer Liste von Unterschriften. Wozu diese Subscriptionen dienen, brauche ich nicht zu sagen. Das Haus ist kahl, die Nahrung spärlich und mager; die Kleider der Schwestern sind fadenscheinig und abgetragen; ihre Schuhe grob und plump; aber draußen lebt ein Haufen Menschen in noch öderen Häusern, in Lumpen, in unzähligen Kümmernissen.

„Um halb ein Uhr," sagt der Bericht, „findet eine Vertheilung für die Armen und Kranken statt." Es werden wohl Speisen, Thee und Zucker verabreicht, und wo möglich, die Hauszinsen eines würdigen Armen, der Gefahr läuft auf die Straße geworfen zu werden, bezahlt. Die Armenschwestern stehen dieser täglichen Vertheilung vor.

Schwester Stephanie sagte, das Härteste für sie seien die beständigen Enttäuschungen, denen sie unter den Armen begegnen. Jedoch Jeder muß sich darauf gefaßt machen; denn man darf nicht erwarten, daß Arme weniger Unrecht thun als Reiche, und ihr Standpunkt ist vom Standpunkte derer, die mehr Gutes in der Welt ausüben können, sehr verschieden.

Die Oberin der kleinen Gesellschaft kam jetzt, um mit Frau H. zu sprechen, die mich hergebracht hatte, Sie war noch ganz jung, von bezaubernd natürlichen Wesen, redete ein sehr hübsches Englisch und entsprach durchaus nicht unserer Idee von einer Oberin.

Jemand hat mir leidem gesagt, daß sie einer der Soeurs de Charité, die in der Krim so gute Dienste leistetet, ist. Ich bin stark versucht, hier eine kleine Stelle aus dem Bericht des Abbé Maynard anzuführen, worin er seine „Schwestern" mit unseren barmherzigen Schwestern vergleicht. Aber es gebührt weder mir, noch einem Andern, das Salz der guten Werke in eine Wagschaale zu legen. Wer kann sie zählen? Wer kann sie nach Wunsch vollbringen? Wer kann messen und abwiegen? Welcher Mensch kann seine eigenen Thaten beurtheilen, und wie viel weniger die seines Bruders? Aber dankbar können wir sein für alles Herrliche, welches wir um uns erblicken; Selbstsuchtslosigkeit, Liebe und Barmherzigkeit sind in allen Kleidern gut, — so wie in jeder Sprache, in jedem Herzen, gehöre es einem Katholiken oder Protestanten, Juden, Türken, Ungläubigen oder Abtrünnigen. Allen sind die nämlichen Gaben verliehen, die aus der nämlichen großen Quelle alles Guten fließen.

Die Oberin sagte, es sei nur wenig in ihrem Hause zu sehen: was da war, wolle sie uns gern zeigen. Im obern Stocke saßen, wie gewöhnlich, kleine Mädchen am Nähzeuge, die überall wo mildthätige Anstalten gedeihen, mit ihren Fingerhütchen und eingefädelten Nadeln zu finden sind. Einige unter ihnen waren Waisenkinder, von den Schwestern angenommen und gänzlich unterhalten; Andere waren Schülerinnen, die täglich zum Lernen kamen. Sie sahen Alle roßig, artig und glücklich aus; je kleiner sie waren, desto größere Stiche machten sie. Einige arbeiteten wunderschön und machten Tragkleidchen für Kinder. Morgens machten sie ihre Schulaufgaben; des Nachmittags nähten sie. Die Laienschwester mit der schwarzen Haube unterrichtete und beaufsichtigte sie, auf entschiedene, geschäftige Weise zusammenheftend und zuschneidend. „Sie kann nicht englisch sprechen", sagte die Oberin freundlich, „nur genug, um die kleinen Mädchen zu zanken." Aber die kleinen Mädchen lachten und sehen nicht aus, als ob sie oft gezankt würden.

Digitized by Google

Während Fr. H. mit den Kindern sprach, wandte ich mich um, und bemerkte ein gemaltes Bildchen, ähnlich denen der Mrs. Henriette Brown in der großen Ausstellung. Ein Wohnzimmer, eine gelbe Wand, durch das Fenster strömendes Licht, eine kleine Kindergruppe am Tische, zur Aufsicht zwei Schwestern in ihrer hübschen grauen Klostertracht, mit ihrem stillen, sanften Wesen, man fragte sich bei diesem Anblick verwundert, ob man wirklich in England, in London, im Bereiche der Abbey Glocken sei, oder in Paris, Brügge, Brüssel mit den Thürmen von Notre Dame, St. John und St. Gudula.

Wir gingen mit Schwester Stephanie wieder hinauf, um die kleine Kapelle zu sehen, in welcher ein Priester (der durch den Park kommt) jeden Morgen für die Schwestern Messe liest. Es war ein hübsches Kapellchen mit schwachen Düfte von Weihrauch und trüber Beleuchtung.

Vor der kleinen Kapelle sah ich im Korridor eine Putzschachtel, das Letzte was ich in einem Kloster erwartet hätte! Die Schwester lachte und sagte, diese Bänder würden ihr nicht viel nützen; sie gehören einer der Schülerinnen. Im Kabinette der Oberin war eine andere überraschende Eitelkeit, eine schöne gelbe Seidendecke, welche die Schwestern für eine auswärtige katholische Dame verfertigten.

Die Oberin erzählte uns ein wenig von ihren Arbeiten und sprach ganz einfach und ergreifend von der schrecklichen Noth und Drangsal der sie schon begegnet war. „In Paris," sagte sie, „herrscht großes Elend; aber kein Elend wie hier. Dort gibt es bureaux de bienfaisance und andere Mittel und Wege zur Förderung der Wohlthätigkeit." Dann sprach sie von einer armen Frau und einem Kinde, die sie, vom Hunger beinahe getödtet, aufgefunden hatte: es war das magere kleine Mädchen in der Kinderstube.

Eine Freundin schickte mir eine Liste von traurigen Fällen, die sie von einer Schwester erfahren hatte. Es ist die nämliche Tragödie, die Tag für Tag in diesem und jenem Dachstübchen auf den nämlichen kahlen, häßlichen Brettern aufgeführt wird, sollen wir sie anhören? Hier wird eine Frau nach zwanzig Jahren von ihrem Manne zur Thüre herausgeworfen, und man findet dieselbe mit ihrer Mutter in einem dunkeln Speicher, die alte Frau auf dem nackten Boden kalt, hungrig, leidend und von grausamer Krankheit verzehrt, keine von Beiden weiß, wo sich hinwenden. Dann kommt eine verlassene Familie in Old Pye Street, deren Kinder alle vor den Blattern starben und von den guten Schwestern gepflegt werden.

(Schluß folgt.)

Der Haschisch.

Mit dem Namen Haschisch bezeichnet man im Oriente jene berauschenden Präparate, welche aus einer Art von Hanf gewonnen werden, die den botanischen Namen Cannabis indica hat. Die Verfertigung dieser Präparate reicht bis in die uralten Zeiten Indiens hinauf und war auch von jeher bei den Chinesen und Arabern im Schwunge; sie machten davon Gebrauch, um sich wollüstige Sinnesaufregungen und angenehme Träume zu bereiten. Der Haschisch war den Europäern bis zur Zeit der französischen Occupation Aegyptens unbekannt. Man weiß auch jetzt nur, daß er in zwei verschiedenen Formen erzeugt wird, als Extrakt mit alkoholischer Eigenschaft, und als Plätzchen, denen Zucker beigemischt ist, um sie dem Geschmack angenehmer zu machen. Zuweilen wird der Haschisch mit dem Tabak vermischt und geraucht, zuweilen im Kaffee oder Thee aufgelöst und mit diesen Getränken geschlürft.*)

Die Wirkung, welche der Haschisch auf den menschlichen Organismus hervorbringt, ist weder mit den Wirkungen des Alkohols, des Opiums, noch irgend eines anderen Narcoticums zu vergleichen; der genossene Haschisch erzeugt im Gemüthe des Menschen die Empfindung eines Erhobenseins über das Irdische und einer unendlichen wohlthuenden Befriedigung, die sich eigentlich nicht schildern läßt, weil sie keiner anderen Empfindung gleicht, die uns im gewöhnlichen Leben überkommt. Der französische Chemiker de Luca hat neuerdings einen interessanten Bericht über die Wirkungen dieses Wunderstoffs erstattet. Er erzählt darüber im wesentlichen Folgendes:

Einer meiner Freunde hatte aus dem Oriente eine Quantität des besten Haschisch in der Form eines gezuckerten Teiches mitgebracht. Ich nahm davon zwei bis drei Gramme mit einer großen Gleichgültigkeit zu mir, denn ich zweifelte noch an jenen wunderbaren Wirkungen, die diesem Teige zugeschrieben werden. Ungefähr nach einer Viertelstunde empfand ich in den Außentheilen meines Körpers eine eigenthümliche Bewegung, welche sich von außen nach innen fortzupflanzen schien; ich hatte die Empfindung, als ob etwas bei den Fingerspitzen in den Körper einträte und unaufhaltsam bis zum Gehirn vordränge, ohne daß dieses Etwas jedoch auf meine intellektuelle Thätigkeit irgend einen Einfluß gehabt oder mir den geringsten Schmerz verursacht hätte. Ich könnte diese Empfindung nicht besser charakterisiren, als wenn ich sie mit der vergliche,

*) Haschisch bedeutet im Arabischen Kraut. Im zwölften Jahrhundert wurde der Haschisch von den Ismaeliten (Assassinen) anwandt, um die in ihrem Dienste stehenden Mörder in Extase zu versetzen, wovon sie auch den Namen Haschischim erhielten.

Digitized by Google

welche man hätte, wenn Ameisen in großer Anzahl auf dem Körper herumliefen, oder wenn die Fußsohle oder ein anderer delikater Theil der menschlichen Haut mit Leichtigkeit gerieben würde; aber alle diese Vergleiche sind nur annähernd. In dieser ersten Periode der Wirkung des Haschisch war ich mir des anormalen Zustandes bewußt, in dem ich mich befand, und war damit nicht unzufrieden; nun wollte ich (es war im chemischen Laboratorium) meine Arbeiten fortsetzen, kam aber damit nicht zu Stande, da in Folge eines eigenthümlichen nervösen Zuckens die Hände sich nicht zu den erforderten Verrichtungen hergaben und ich keine präzise Bewegung mit ihnen ausführen konnte.

Der, welcher unter dem Einflusse des Haschisch steht, nimmt eine majestätische Stellung an, hält es unter seiner Würde, sich zur Betrachtung der Dinge und Menschen um ihn her herabzulassen, welche er tief unter sich stehend glaubt. Es scheint ihm, die ganze Welt müsse ihm gehorchen, sein Blick ist immer nach oben gerichtet, und nur im Bewußtsein seiner Würde streift hier und da ein Blick seine Umgebung. Au diesem Tage war Herr Bertholet im Laboratorium zugegen; ich sagte ihm, was ich gethan hatte, indem ich hinzusetzte, ich befände mich bereits in einem schwer zu beschreibenden Zustande. Er sagte mir: „Sie werden prächtige Träume haben und in einigen Stunden wird alles vorüber sein; ich rathe ihnen jedoch sich nach Hause zu begeben." Ich nahm meinen Hut und ging. Kaum hatte ich die Thür geöffnet, welche auf den großen Hof des College de France führt, als ich sah, wie sich die Häuser von mir entfernten, eben so wie die Personen, deren Stimmen mir einen so gedämpften Klang zu haben schienen, als kämen sie aus weiter Ferne. Die Entfernungen kamen mir sehr groß vor und ich glaubte mich dem Erdboden entrückt, und als ob ich in der Luft vorwärts schritte. Gleichzeitig bemerkte ich jedoch, daß die Leute, die zur Zeit auf der Straße oder in ihren Läden sich befanden, mit ihren Füßen den Boden berührten, als wären sie Wesen, die tiefer stehen als ich und unfähig sind, sich in die Lüfte zu erheben. Je mehr ich mich beeilte, meine Wohnung zu erreichen, desto größer schienen mir die Entfernungen zu werden, und ich verzweifelte schon daran, jemals nach Hause zu gelangen.

Endlich komme ich heim und finde an der Stelle, wo ich den Schlüssel meiner Wohnung zu verwahren pflege zwei Briefe unter meiner Adresse, welche ich mit mir nehme. Die Hausmeisterin, welche mich früher ankommen sieht als gewöhnlich, sagt zu ihrem Manne: „Aber die Wohnung des Herrn ist ja noch nicht aufgeräumt!" Während ich sie reden höre, fällt mir die Veränderung in ihrer Stimme auf, aber gleichzeitig erinnere ich mich, daß dieß die Wirkung des Haschisch sei. Ich gehe in meine Wohnung. Mein erster Wunsch ist, die zwei Briefe zu öffnen und zu lesen, aber jenes nervöse Zucken hindert mich daran, und alle Versuche, welche ich anstelle, bewirken nichts, als daß sich die Briefe zwischen meinen Fingern durch zwei oder drei Minuten nach allen Richtungen drehen und wenden, ohne daß es mir gelingt, das Siegel zu erbrechen. Endlich überkommt mich eine Art Ekel gegen diese Dinge; ich werfe die Briefe zur Erde.

Nun beginnen eine Menge klarer präciser Gedanken und Vorstellungen auf mich einzudringen, das nervöse Zucken wird fühlbarer, eine angenehme Empfindung überkommt mich, und ich entschließe mich, nachdem ich meine Kleider abgeworfen, mich ins Bett zu legen. Kaum liege ich, als es mir scheint, daß sich die Bettdecke, gleichwie aus Achtung vor mir, in einer bestimmten Entfernung von meinem Körper hält, und daß ich, ohne mit ihr in Berührung zu kommen, mich in einer Atmosphäre unendlichen Wohlbehagens befinde. Ich sah in diesem Augenblicke zu meiner großen Befriedigung alle Thatsachen, die mein vergangenes Leben ausmachten; aber die Gedanken und Vorstellungen zogen so schnell vorüber, daß es mir unmöglich war, auch nur eine festzuhalten und bei ihr zu verweilen. In diesen Momenten sagte ich mir: wenn ein solcher Zustand fortdauern könnte, wären gewisse Poetenträume erfüllt; wir wären alle zufrieden, es bleibe uns nichts zu wünschen übrig und wir könnten mit Freude auf unsere Thaten zurückschauen.

Die Klarheit der Gedanken wird während der Dauer dieser Empfindung durchaus nicht schwächer; der Geist sucht sogar die Wahrheit mitten unter diesen Bildern der Phantasie zu ergründen. In der That kam mir, während ich mich unter dem Einflusse des Haschisch im Bett befand, ein Zweifel; ich sagte mir: „du glaubst jetzt zu Hause zu sein, und du bist vielleicht in deinem Laboratorium wie gewöhnlich mit deinen Arbeiten beschäftigt," aber dieser Zweifel ging wie ein Blitz vorüber, da in demselben Augenblicke tausend andere Gedanken sich bei mir aufdrängten, um mich zu überzeugen, ich sei wirklich zu Hause und nicht anderswo, denn ich konnte mich vom Bett erheben und im Zimmer herumgehen, was ich auch wirklich that; ich konnte mich auch wieder ins Bett legen, und ich that es. Kaum war ich im Bett, als Decke und Kissen sich wieder dem Anscheine nach von mir entfernt hielten und dieselbe wohlthuende Atmosphäre mich umfing.

Das dauerte ungefähr vier Stunden; gegen das Ende dieser Zeit folgten sich die Vorstellungen mit geringerer Schnelligkeit und die Bettdecke fing an, sich langsam meinem Körper zu nähern; die Entfernungen wurden kleiner und das nervöse Zucken hörte auf. Endlich kehrte alles um mich her oder vielmehr ich selbst in den normalen Zustand zurück, und das einzige, was ich nachher noch besonders an mir wahrzunehmen vermochte, war, daß meine Lippen nicht so feucht waren wie gewöhnlich.

Die Einwirkungen des Haschisch auf den lebenden Organismus ändern sich je nach dem Temperamente

Digitized by Google

und der Empfindlichkeit der Individuen; Frauen und Kinder sind für diesen Einfluß sehr empfänglich, Jünglinge und Männer etwas weniger. Die Erscheinungen des Haschischrausches sind geeignet, den Physiologen ein lebhaftes Interesse einzuflößen.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Unglückschronik der Lawinenstürze] hat nun auch ihren unheilvollen und unheimlichen Anfang genommen. Auf das Bergdorf Bedretto di mezzo im Livinerthal (Obverengadin, gegen die Berninagruppe zu) stürzte am 7. Januar Mittags, also zur Zeit des großen Sturmes, eine Lawine und begrub sämmtliche Häuser bis auf zwei: 31 Personen fanden dabei den Tod. Die sich retten konnten, haben Mangel an Allem, da Lage und Gegend ohnedieß abgeschlossen und öde ist. Im Bündtner Oberland, besonders im Medelserthale, haben die fürchterlichen Lawinen schon viele Ställe bedeckt, viel Vieh erschlagen, und auch manches Menschenleben abgeschlossen. Das Dorf Selva im Tavetsch, am Anfange des Oberalppasses, das den Lawinen sehr ausgesetzt ist, wurde bereits mit einer Lawine heimgesucht, die einige Ställe und Hütten mit fortriß. In Chur ging die Nachricht, daß die Bewohner von Selva und jene von Tschamutt (Chiamutt), weiter gegen die Tiefe des Tavetschthales gelegen, ausgezogen seien. Der ganze Thalkessel des Tavetsch ist überhaupt sehr lawinenbedroht, und es dürften dort auch viele Unglücksfälle eintreten, besonders in der Gegend von Ruäras, welches Dorf selbst schon zweimal von Lawinen zerstört wurde, einmal mit Verlust von 64 Menschenleben. Am Lukmanier liegt der Schnee 3¼ Ellen hoch. Die Schule in Platta ist seit einer Woche geschlossen, weil die meisten Kinder vom Thal abgeschlossen waren. Ein großer Theil von Hütten und Ställen wurde verschüttet; die Bergbewohner zogen aus und mußten alle Futtervorräthe zurück lassen. Auf der St. Gotthardstraße wurden 30 Menschen, die mit dem Schneebruch beschäftigt waren, um die Straße frei zu machen, von einer Lawine überrascht und begraben. Nähere Nachrichten fehlen. Es wird wahrscheinlich im Val Tremola gewesen sein, auf der südlichen Seite des Gotthard. Von Airolo werden ebenfalls Unglücke durch Lawinen berichtet. Der 7. Januar war auch für die dortige Gegend ein Tag des Schreckens. Auch dort viele zerstörte Hütten und viel erschlagenes Vieh. Auch ein Mann fand den Tod unter einer Lawine. Von den sehr ausgesetzten Gemeinden Fontana, Brugnasco und Nante fehlen die Nachrichten, weil kein Zugang zu ihnen möglich. Man erwartet von dorther Schlimmes. Der Schnee liegt stubenhoch. — Vom Splügen kommt nachträglich noch die Nachricht, daß unterdessen der Sturm den schon geöffneten Paß wieder zweimal zugeweht habe. Bis jetzt waren die Pässe nur für Fußgänger geöffnet. Für Diejenigen, die in Bernhardin (Dorf) bekannt sind theilen wir nach dem Bündtner Tagblatt mit, daß der Gastwirth Brocco an seinem Hotel (croce) das Eisengitter des Balkons abnahm und die Passage aus dem Schnee in sein Hotel über den Balkon herstellte, woraus sich ein Begriff bilden läßt von der Mächtigkeit des Schneefalls. — Aus dem Livinerthale wird so eben noch berichtet, daß ein starker Lawinenfall begonnen und mehrere Bergdörfer in große Noth gebracht habe. Ein Haus wurde verschüttet, in welchem eine arme Frau mit drei kleinen Kindern wohnte. Sie konnten gerettet werden. Dagegen sollen an den oberen Abhängen noch Menschen wohnen, über deren Geschick man sich noch keine Gewißheit zu verschaffen wußte. In einer der letzten Nächten brach ein heftiger Föhnsturm herein und das Thermometer zeigt jetzt + 5,7° R. Das wird schlimm werden für die Bergbewohner. Die Lawinen werden zahlreich fallen und an Orten, an welchen seit Menschengedenken keine Züge waren. Man sieht mit Schrecken den Hiobsposten aus der Alpenwelt entgegen.

Beim Verkauf der Bildersammlung des Grafen Demidoff in Paris kam unter anderen auch das berühmte Bild la Stratonice von Ingres unter den Hammer. Die Gebote stiegen rasch bis 91,000 Fr. Der Zuschlag erfolgte auf diese Summe. „Der Name des Käufers!“ rief man von allen Seiten. „A qui? à qui? est-ce à la France?“ Der Auctionator antwortete: „à la France!“ Man verlangte stürmisch den Namen, und nach eingeholter Erlaubniß sagte der Kommissär: „Der Herzog v. Aumale! Ein ungemeiner Beifall brach in Folge dieser Erklärung aus. Das Bild gehörte ursprünglich der Familie Orleans, in deren Besitz es so zurückgekehrt ist.

Für den bevorstehenden Maskenball in den Tuilerien zu Paris ist verfügt worden, daß jede Dame sich in dem Kostüme, das sie für den Abend gewählt, photographiren lassen und beim Eintritt eine solche Abbildung dem Kammerherrn für das Boudoir der Kaiserin zustellen muß. Solche Visitenkarten sollen in Paris bei allen Abendgesellschaften eingeführt werden; Schneider und Modistinnen sind über diese Neuerung entzückt. Die Fürstin von Metternich soll beabsichtigen, einen witzigen Affen vorzustellen. Der Pompadour sollte Abbitte geschehen, denn im Vergleich mit dem, was nun nach drei Revolutionen in Frankreich möglich ist, waren ihre Spielereien ziemlich harmlos

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 24 Mittwoch, 28. Januar 1863.

Ein Haus in Westminster.
(Aus dem Englischen.)

(Schluß.)

Dann stirbt dort eine Frau im Hospitale. Ihre größte Sorge und Herzensangst ist ihr zehnjähriger Junge, der vom Führen eines blinden Mannes auf der Straße lebt. Schwester J... findet ihn nach dem Tode der Frau im schrecklichsten Zustande, in Lumpen gekleidet und von Ungeziefer bedeckt. Die guten Schwestern schicken den Knaben in ein Waisenhaus nach Belgien, und aus dem schmutzigen kleinen Jungen wird nun ein guter kleiner Junge, der ihnen reizende Briefchen schreibt. Dann kommen einige allgemeine Fälle, die nur um so trauriger sind, weil von ihnen gesprochen wird, wie von Dingen, die sich von selbst verstehen. Auszehrende Weiber, die aus Mangel an Nahrung sterben; schreiende Kinder eines betrunkenen Vaters, und zuletzt kommt eine trunkene Bettlerin, deren Kind, ich bin froh, es zu sagen, aus ihren schlechten Händen befreit, jetzt lustig mit Jonny, Felix und den anderen Kleinen im Kinderzimmer herumspringt.

Es gibt Höhlen in Westminster, die nicht von achtbaren Leuten besucht werden; Straßen und Gassen, wo die Häuser so eng aneinander gebaut sind, daß nur eine Person darin gehen kann. Diejenigen, welche die Armen in diesen Lokalitäten besuchen wollen, suchen zu diesem Zwecke Tage und Stunden, während welcher die Männer nicht zu Hause sind; außerdem wagen sie sich nicht dorthin, Straßenkämpfe, Schimpfworte, Rohheiten, Trunkenheiten, Schwören und Toben; alle Kinder, die plaudern und im Schmutze spielen, in den Gassen wühlen und mit ihren runden Augen um sich blicken; die schnatternden Gänse und die Weiber mit ihren Kleinen an der Thüre, und dann vielleicht zwei oder drei schreiende, brüllende, auf der Gasse rollende Männer, man braucht nicht erst in die Höhlen von Westminster zu gehen, um solche Scenen zu sehen, und wendet sich wieder zu den breiten Straßen, froh aus diesem Hades entflohen zu sein. Aber in jenes schmutzige Land (voller Zank und Hader) gehen die Schwestern ohne Furcht und Zaudern; sie gleiten dahin wie die gütigen Geister der lebenden Mädchen, die sie einst waren; sie betreten die Häuser, stehen den Kranken bei; man schickt nach ihnen und sie kommen. Niemand thut ihnen etwas zu Leide, und die Männer selbst, statt sie zu mißhandeln, achten sie und helfen ihnen auf jede Weise, es kommen mehr um Hülfe flehende Menschen zu ihnen, als sie befriedigen können. Schwester J. (eine wirkliche Persönlichkeit, obgleich Anfangsbuchstaben immer wie Mythen tauten) sagt, die schwierigste Aufgabe sei, aus eigenem Mangel, Hülfe zu verfagen, wie sie es oft müsse. Sie wissen Alles, was ihnen geschickt wird, gut anzuwenden; für Kleidung, so wie für die kleinste Summe sind sie höchst dankbar. Außer der Kinderstube, Waisenanstalt, dem Krankenbesuchen und Krankenpflegen halten die Schwestern jeden Tag eine Abendschule. „Diese Abendklasse für die rohesten und vernachlässigsten jungen Männer in der Gemeine", sagt der Bericht, und ich habe das nämliche von andern Seiten vernommen, „hat eine außerordentliche Veränderung unter ihnen bewirkt. Viele Trunkenbolde und Wüstlinge haben wie Kinder den Schwestern ihr Herz geöffnet."

Old Pye Street, Orchard Street und Duck Lane, lese ich im nämlichen Bericht, sind die schlimmsten, elendesten Oerter. In Old Pye Street ist das Laster zu schrecklich für jede Beschreibung. Hier sind die schlechtesten Häuser, mit Diebshöhlen abwechselnd, zusammengedrängt; (diese Diebshöhlen sind am allerschwersten zu betreten); man findet hier Haufen unglücklicher, verlassener Frauen, bei denen jede Eigenschaft und jedes Merkzeichen der Weiblichkeit verwischt und mit Füßen getreten. — Männer deren Gesichter durch jedes Laster gebrandmarkt, in ihrer frühesten Jugend hoffnungslos verhärtete Knaben und Mädchen, deren einziger Lebenszweck es ist, die Körper und Seelen Anderer zu verderben und zu zerstören, schmutzige, unordentliche, ungeheuerte, feuchte, baufällige, vor Vernachlässigung und Schmutz faulende Häuser. Hier gibt es für diese guten Kämpfer, innere Feinde genug, und es würde in der That hart scheinen, ihnen in ihrem tapfern Kampfe mit den Drachen, die das Land verwüsten, nicht die helfende Hand zu reichen.

Da ich von den muthigen Thaten dieser barmherzigen Schwestern schreibe, wäre es Unrecht, wollte ich die Werke anderer Schwestern, nicht Katholikinnen,

Digitized by Google

sondern unsere eigenen Glaubensgenossinnen, mit keinem Worte erwähnen. Auch sie tragen enge Gewänder und haben ihr Leben dem Dienste ihres Nächsten gewidmet. Ueberall, wo man sich auch hinwende, findet man fleißige, wohlthätige Menschen, bis man sich beinah' verwundert, daß es noch andere Menschen gibt, für die gearbeitet und denen Gutes gethan werden muß. —

Und doch sind sie da, in größerer Anzahl als selbst die Soeurs de Charité und Diaconissinnen. Es gibt große Anstalten-Clure mit all' seinen Verzweigungen, Margarit Street und noch viele andere, und jeden Tag treten neue ins Leben. In Nr. 50 in Burton Crescent ist eine bescheidene kleine Anstalt, die in Stille und Einfalt wirkend, den armen und verdorbenen Menschen in Somers Town und King's Cros viel Gutes thut. Sie steht unter der Aufsicht des Bezirksgeistlichen; ein paar Schwester zusammen; sie tragen dunkelblaue Kleider und blendend weiße Hauben. Diejenigen, welche ich sah, waren noch sehr jung. Es waren, glaube ich, nur zwei zu Hause. Sie haben ein kleines Hospital zu ebener Erde; eine kleine Schule und eine kleine Kapelle; machen Besuche im Distrikt und sagen, sie könnten ohne ihren Anzug nicht unter die Armen gehn, wie sie es thun. In ihrer Wohnung ist nichts hübsch oder malerisch; sie ist vollkommen kahl und unbehaglich. Die junge Dame, welche mir das Haus zeigte, sagte Alles sei so eingetheilt, daß keine der Schwestern zu viel zu thun habe; die Oberin selbst hatte kein einfacheres, freundlicheres Wesen, als diese fein erzogene junge Dame im blauen Kleide; sie führte mich in die niedlichen Zimmerchen, die Schulstube, die Kapelle. Im Krankenzimmer stand eine andere Schwester in Blau mit der Arbeit am Fenster; ein krankes Mädchen saß in einem Armsessel; eine traurig aussehende Frau lag im Bett.

In einem anstoßenden Kämmerchen steht das Bett der Schwester, die die Kranken bei Nacht pflegt; es geschieht dieß abwechselnd. Alles war sehr ruhig und wohl etwas düster; aber doch praktisch und freundlich, und wie es mir schien, geeignet, viel Gutes zu stiften.

Ich möchte gern noch mehr sagen, aber ich wüßte nichts, was interessanter wäre, als diese jungen Damen, die, ihrem Berufe treu ergeben, Kranken pflegen, kleine Mägde Nähen und Kochen lehren und frohe Jugendzeit in stiller milder Wirksamkeit zubringen. Auch sie haben einen kleinen Bericht veröffentlicht und halten eine Subskriptionsliste. Der Bericht sagt, der Versuch — denn bis jetzt kann es als wenig mehr betrachtet werden — beweise den unendlichen Vortheil von wohlorganisirter Frauenarbeit. Eine große Menge Gutes sei schon vollbracht worden, und sie (der Pfarrer und die Vorsteher) fühlten sich überzeugt, daß es nur der weiteren Entwicklung bedürfe, um mit Gottes Segen, seiner Kirche von bedeutendem Nutzen zu sein.

Ich kann nicht umhin, hiermit das Leben zu vergleichen, das Andere für ein der Kirche nützliches halten. Jemand sagt irgendwo, wir haben noch zu lernen mit der Intoleranz tolerant zu seyn. Den Protestanten scheint in der That das Leben einer Poor Clare Colettine unerträglich. Es ist uns eine wahre Erleichterung, wenn wir zu den freundlichen barmherzigen Schwestern zurückkehren und sagen, was wir fast vergessen haben, daß sie sich ein Stück Land in angenehmer Lage gesichert haben und im Begriff sind, ihre Waisen- und Krankenanstalt zu vergrößern. Hier folgt eine hübsche Anekdote, die mir meine Freundin überschickt hat.

Ein Jesuiten-Vater arbeitete lange daran, die Schuh- und Stiefelarbeit im Westminster einzuführen. Endlich gelang es ihm. Eines Morgens rief ein kleines Mädchen eine Schwester zu sich und sagte: „Schwester, ich habe geträumt."

„Nun, was hast Du geträumt?"

„Ich träumte, ich wäre im Himmel und sähe Vater — — darin. Er war hoch oben und hatte eine schöne Krone auf, und die Krone war aus lauter kleinen Schuhen gemacht."

Und so gibt es hier und dort arbeitende Menschen, und jeder Tag naht seinem Ende, und viel geschieht, um das Uebel jeden Tages abzuwenden. Wer hätte nicht manchmal wissen wollen, von wem, und auf welche Weise, das beste Leben geführt wird? — in seidenem oder härenem Gewande, in der geschäftigen oder stillen Welt; von Seelen, die nach Wahrheit brennen oder von solchen, die sie demüthig suchen? Alle diese Fragen beantwortet Jeder auf seine eigene Art, nach seiner eigenen Ansicht. Und während die Poor Clare ihre endlosen Lobgesänge und Litaneien auffagt; während die Armen geduldig in ihren Dachkammern kauern oder auf den Straßen lärmen; während die Diaconissinnen und Schwestern ihre Kranken pflegen; während Männer auf dem Felde arbeiten und Mädchen emsig ihre Hausarbeit verrichten, Armeen durch die Welt ziehen, Matrosen in ihren Schiffen auf der See herumgeworfen werden, Väter für ihre Familie arbeiten, Mütter ihre Haushaltung besorgen; während Männer und Frauen sterben und weinen, heirathen und Vorräthe sammeln; während die Schwestern ihre Kapelle mit Blumen zieren, hat die Erde, ein unendlich kleiner Punkt im Weltalle, Millionen Meilen zurückgelegt, und alle Menschen, Werke, Sorgen, die Schwestern, die Kapelle, wie Blumen mit sich fortgetragen.

Wichtige Ereigniße des Jahres 1862.

Indem wir, wie in früheren Jahren, die wichtigsten Ereigniße und Begebenheiten des verflossenen Jahres

Digitized by Google

in chronologischer Reihenfolge vorführen wollen, bemerken wir ausdrücklich, daß wir z. B. auf Erwähnung aller der einzelnen Gefechte in Nordamerika, so wie mancher Borkommnisse im fernen Osten Asiens darum verzichten müssen, weil es uns die Tagesblätter nicht immer möglich gemacht haben, ein bestimmtes Datum zu notiren.

Januar. 1. Gewerbefreiheit in Sachsen und Dänemark. Gleichstellung aller Bekenntnisse in Württemberg. 5. Englands, Frankreichs und Spaniens Geschwader vor Vera-Cruz. 8. Der kurhessische Landtag abermals aufgelöst. 14. Eröffnung des preußischen Landtags. 15. Sämmtliche Bischöfe nach Rom eingeladen. 19. Schlacht bei Somerset in Nordamerika. 27. Napoleon eröffnet die Session des gesetzgebenden Körpers.

Februar. 2. Note Oesterreichs und der vier Königreiche an Preußen. 3. Hochwasser. 5. Tod des Dichters Castelli. 13. Militärrevolte in Nauplia. Schlacht um Fort Donelson. 21. Justinus Kerner stirbt. 22. Jefferson Davis auf sechs Jahre Präsident der Südstaaten. Fulminante Rede des Prinzen Napoleon. 23. der Herzog von Koburg reist nach Afrika.

März. 1. Rücktritt des Ministers Ricasoli. 6. Tod des Feldzeugmeisters v. Lüder. 8. Schlacht bei Pea Ridge. 11. Auflösung der preußischen Abgeordnetenkammer. 15. Tod des Dichters Zedlitz. 18. Auflösung des preußischen Ministeriums Bernstorff. 20. Tod des Grafen Nesselrode. 21. Tod des Fürsten Windischgrätz und des Komponisten Halevy. Schlacht bei Winchester.

April. 1. Erste Traubengescheine! 6. Schlacht bei Korinth in Amerika. 20. Nauplia wieder von den Königlichen besetzt. 25. In Baden die bürgerliche Gleichstellung der Juden beschlossen. 30. Die japanesische Gesandtschaft in Dover. Erste Traubenblüthe.

Mai. 1. Eröffnung der Weltausstellung in London. 5. Treffen vor Puebla in Mexico. 30. Schlacht bei Richmond.

Juni. Sardinisch-französischer Handelsvertrag. 8. Kanonisation der 23 japanesischen Märtyrer. Großfürst Konstantin Statthalter von Polen. 9. Große Brandstiftung in Petersburg. 15. Unruhen in Belgrad. Skandinavische Studentenverbrüderung in Kopenhagen. 16. Schlacht bei Charleston. 17. Beschießung Belgrads durch die Türken. 20. Standrecht in Serbien. 21. Aenderung des kurhessischen Ministeriums. 22. Herstellung der kurhessischen Verfassung. Turnfest in München. 23. Schließung der Universität Pavia. 27. Attentat auf den Grafen Lüders in Warschau.

Juli. 1. Neue Gesetzbücher für Straf- und Handelsrecht in Bayern. 3. Attentat auf den Großfürsten Konstantin in Warschau. 6. Hagelschläge, Orkan bei Frankfurt. 7. Große Feuersbrunst in Konstantinopel. 11. Industrie-Preisvertheilung in London. 13. Sieg der Türken über die Montenegriner bei Zetta. Beginn des deutschen Schützenfestes in Frankfurt. 16. Emeute in Mailand. 20. Reife Trauben in Neustadt. 21. Der König von Preußen empfängt den italienischen Gesandten. 23. Englisch-belgischer Handelsvertrag. 25. Der preußische Landtag genehmigt den Handelsvertrag mit Frankreich.

August. 2. Unterzeichnung des preußisch-französischen Handelsvertrags. 3. Naila brennt ab. 5. Eröffnung der Eisenbahn von Karlsruhe an den Rhein. 6. Schneidertag in Heidelberg. 7. Katechismusstrawall in Hannover. Attentat auf Wielopolski in Warschau. 8. Bayern lehnt den Handelsvertrag ab. 9. Schlacht bei Cedar Mountain. 10. Feuerwehrtag in Augsburg. 12. Württemberg lehnt den Handelsvertrag ab. 13. Bischofsjubiläum des Kardinals v. Geissel. 14. Acht deutsche Regierungen beantragen Bundesreformen. 15. Neues Attentat auf Wielopolski. 16. Sicilien in Belagerungszustand. 18. Attentat auf den Fürsten von Montenegro. Uebergabe der Propyläen an die Stadt München. 19. Garibaldi's Einzug in Catania. 21. Entlassung des hannöverschen Ministers Borries. 25. Zweiter Juristentag in Wien. 27. Das Königreich Neapel in Belagerungszustand. 29. Gefangennehmung Garibaldi's bei Aspromonte.

September. 1. Einführung der Konscription in Nordamerika. 4. Künstlertag in Salzburg. 5. Handwerkertag in Weimar. 8. Kongreß deutscher Volkswirthe in Weimar. Generalversammlung katholischer Vereine in Aachen. 9. König Ludwig in Rom. 13. Deutsche Land- und Forstwirthe in Würzburg. 16. Geschichts- und Alterthumsforscher in Reutlingen. 18. Naturforscher in Karlsbad. Blutige Schlacht bei Hagerstown. 19. Militärmeuterei zu Braga in Portugal. Brand von Waldkirchen. 21. Deutsche Sängerbünde in Koburg. 22. Kongreß für sociale Wissenschaften in Brüssel 23. Kirchentag in Brandenburg. 24. Philologen in Augsburg. Bismarck preußischer Premier. 27. Vermählung der Prinzessin Pia von Sardinien mit dem König von Portugal. 28. Versammlung deutscher Volksvertreter in Weimar.

Oktober. 1. Militärkonvention zwischen Preußen und Altenburg. Erdolchung von dreizehn Personen in Palermo. 4. Eröffnung des dänischen Reichstages. 5. Die Garibaldiner amnestirt. 6. Die Königin von Neapel geht zu Augsburg in's Kloster. Dritte Generalversammlung des Nationalvereins in Koburg. 8. Schlacht bei Perrysville. 9. Tod Hassenpflugs. 10. Rumpfparlamentler in Frankfurt. 12. Großherzogthum Hessen lehnt den Handelsvertrag ab. 13. Schluß des preußischen Landtags. 14. Zweiter deutscher Handelstag in München. 15. Drouyn de Lhuis Minister an Thouvenels Stelle. Eröffnung der Eisenbahn von Rom nach Neapel. 22. Aufstand in Griechenland. 23. Eröffnung des schwedischen Reichstags. Sturm an Englands Küste. 25. König Otto verläßt Griechenland. 28. Versammlung der Großdeutschen in Frankfurt. 30. Wiedereröffnung des kurhessischen Landtags.

Digitized by Google

November. 3. Entdeckung einer Verschwörung in Warschau. 5. König Ludwig aus Rom zurück. 6. Dänische Antwortsnote an Preußen. 8. Garibaldi nach Pisa. 10. M'Clellan wird des Kommando's der Potomacarmee enthoben. 11. Die Aargauer stimmen gegen Gleichstellung der Juden. 12. Tod des Dr. Barth in Calw. 13. Tod Uhlands. Dänemark verwilligt Holstein eine besondere Regierung. 16. Schluß der Weltausstellung zu London. 18. Eröffnung des Parlaments in Turin. 19. Amnestie für Ungarn. Das neue kurhessische Ministerium entlassen. 20. Vertagung des kurhessischen Landtags. 22. Dr. Zanetti zieht die Kugel aus Garibaldi's Wunde. 26. Tod des Prof. Böttiger in Erlangen. 27. Der Kurfürst ruft Ministerium und Stände zurück. 30. Rücktritt des Ministeriums Ratazzi in Turin.

Dezember. 13. Blutige Schlacht bei Fredericksburg. 14. Nordlicht. Tod des Dr. Rust. 15. Grundsteinlegung einer englisch-protestantischen Kirche in Neapel. 18. Heftige Stürme. Schnee in Konstantinopel. 22. Zusammentritt der griechischen Nationalversammlung. 29. Tod des Kardinal-Erzbischofs Morlot von Paris.

(Pfälz. Ztg.)

Mannigfaltigkeiten.

Von dem Escamoteur Steffen, erzählt man sich folgende Anekdote: Als sich Steffen beim Krönungsfeste in Stockholm befand und, behaglich eine Zigarre schmauchend, durch die Straße flanirte, ersuchte ihn ein äußerst elegant gekleideter Herr in der liebenswürdigsten Weise, ihm Feuer für seine Zigarre zu geben. Steffen entsprach seiner Bitte eben so gefällig. Als sich unter Hutschwenken und Komplimenten der Elegant empfehlen wollte, geschah es ganz zufällig, daß er Steffens Ueberrock auf dem Kragen mit etwas Zigarrenasche beschmutzte. Unter tausend Entschuldigungen und Bitten um Verzeihung beeilte sich der liebenswürdige Unbekannte, die Spuren seiner Ungeschicklichkeit zu verwischen. Seine leichte Hand ließ jedoch in fabelhafter Geschwindigkeit nicht nur die Asche, sondern zugleich auch Steffens Uhr verschwinden. Dieser bemerkte den Handgriff und da er nun wußte, wie viel es geschlagen, escamotirte er im selben Momente zur Repressalie die Uhr des höflichen Unbekannten, worauf sich die beiden Herrn unter den verbindlichsten Ausdrücken des Dankes ein jeder nach anderer Richtung entfernten. Steffen hatte bei diesem Handel gewonnen und seine einfache Uhr gegen eine mit Brillanten besetzte vertauscht. Nachdem sich der Fremde ein paar Schritte entfernt, eilte ihm Steffen nach mit der Bitte, ihm doch, wie viel die Stunde, zu sagen. Der Elegant wurde bei dieser Frage sichtlich betroffen, zog jedoch nach kurzem Zögern seine Uhr. Ein Blick darauf war hinreichend, ihm die Situation zu erklären. „Ah Mr. collégue!“ Mit einer tiefen an Hochachtung gränzenden Verbeugung tauschte mit Steffen die Uhr zurück und verschand in der nächsten Straße der pariser Gauner.

Weitere Berichten über den Untergang des Monitor entnehmen wir Folgendes: „Das berühmte Panzerschiff ist in einem Sturme bei dem Cap Hatteras untergegangen. Der Kriegsdampfer Rhode-Island hatte es im Schlepptau, und wäre beinahe, als es sich zur Rettung der Mannschaft näherte, an dem Eisenkoloß zerschellt. Der Monitor hatte nach der Aussage des Kommandanten während der äußerst beschwerlichen Fahrt ein Leck am vorderen Theile erhalten, da wo der Rumpf des Schiffes sich an den über dem Wasser hervorragenden Panzer anschließt. Das Wasser drang mit solcher Gewalt in die unteren Schiffsräume ein, daß selbst die Adam'sche Centrifugalpumpe, welche in der Minute 3000 Gallonen ausleert, das allmähliche Sinken des Schiffes nicht hindern konnte. Nach den Versicherungen sachkundiger Männer dürfte durch diese Katastrophe der endgültige Beweis geliefert seyn, daß die neuen, nach dem System des Monitor in Amerika gebauten Panzerschiffe für weite Meerfahrten, ja vielleicht selbst für längere Küstenfahrten keine hinreichende Garantien darbieten. Indeß hat der Passaic, der noch größer und mit noch schwererem Geschütz versehen ist, denselben Sturm, der dem Monitor den Untergang brachte, ausgehalten, und ist, so weit die Nachrichten bis jetzt gehen, ungefährdet am Schlepptau des State of Georgia um das gefürchtete Cap Hatteras herumgekommen.“

In der am 14. ds. abgehaltenen Sitzung des steiermärkischen Landtages wurde bei der Verhandlung über die Besteuerung der Hunde der Antrag eingebracht und wieder zurückgezogen, die Hunde derart zu besteuern, daß von mehreren Hunden desselben Besitzers für den ersten 2 fl., für den zweiten 4 fl., für den dritten 8 fl. und so fort in arithmetischer Progression berechnet werden sollen. Nach dieser Scala hätte eine Partei in Graz, von welcher der Abgeordnete Ritter v. Franck in derselben Landtagssitzung erwähnt hatte, daß bei derselben 30 Hunde vorgefunden wurden, nicht weniger als 2,147,483,746 fl. zu zahlen gehabt.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 25 Donnerstag, 29. Januar 1863.

Eine Familiengeschichte.

Ueber das ferne Meer kehrt der Mann zurück,
aber nicht vom Grabhügel.
Finnisches Sprichwort.

Schon im Anfang der 1780er Jahre war Uleaburg so bedeutend vorangeschritten, daß es für die ansehnlichste Stadt Ostbothniens gelten konnte. Es hatte ungefähr 3000 Einwohner, zwei Märkte und 23 Straßen, eine geräumige Kreuzkirche und 350 Häuser, außer dem Rathhaus, sämmtlich von Holz. Man behauptet, die Stadt habe bloß zwei steinerne Häuser besessen, wovon das eine auf dem großen Markte gelegen. Zu ihren Merkwürdigkeiten gehört, daß Johann Messenius in der Kirche begraben liegt. Außerdem konnte Uleaburg sich einer schönen und gesunden Lage an der südlichen Seite des Ulea rühmen, der sich durch einen Wasserfall, genannt Merekoski, ins Meer ergießt.

Uleaburg liegt auf einer Erdzunge, die auf der einen Seite den Fluß, auf der andern die Kembelebucht hat. Die Stadt besaß auch verschiedene Hügel, von denen einer, der sogenannte Paktisehügel, sehr hoch war und eine prächtige Aussicht darbot. Am Fuße desselben brauste ein Wasserfall hervor, und man sah von da aus verschiedene schöne Holme. Jenseits der Buch erstreckte sich die Landzunge Hietasaari und das schöne Vorgebirge, wo es nie an stattlichen Fahrzeugen mangelte. Ueberdieß hatte man zwei Brücken die über den sogenannten Stadtfluß führten.

So ungefähr sah Uleaburg zur obengenannten Zeit aus. —

Kurz vor dem Krieg von 1788 wurden zwei Hochzeiten in dem Städtchen gefeiert. Es waren zwei Freunde, die seit ihrer Knabenzeit Alles gemeinschaftlich gehabt hatten, und sich nun auch durch denselben Priester und zur selben Stunde in die Ketten der Ehe schlagen lassen wollten.

Der eine war der Apotheker Ehrmann, und der andere der Kaufmann Claes Aberney. Beide waren geachtete Männer und genossen allgemeines Ansehen wegen ihres rechtschaffenen Charakters, so wie ihrer aufgeklärten und wahrhaft patriotischen Gesinnung.

Durch eine Freundschaft verbunden, die bis in die Kinderzeit zurückging, hatten sie beständig sowohl die heitern als die trüben Stunden des Lebens mit einander getheilt.

Ehrmann besaß zwei Schwestern, Debora und Sara. Letztere, die jüngste der drei Geschwister, wurde schon ganz jung beim Tode der Eltern von einer reichen Tante aufgenommen, die in Schweden wohnte. Debora dagegen hatte dem Hause ihres Bruders vorgestanden, bis Claes Aberney sie als Braut wegführte.

Ehrmann heirathete eine junge Schwedin die als Gouvernante bei einem seiner Verwandten wohnte.

Rosa Strom, so hieß sie, hatte zwar Anfangs eine entschiedene Abneigung gegen ihn gezeigt, aber Ehrmann ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er dachte: Frisch begonnen, ist halb gethan, und so fuhr er fort, Rosa zu bestürmen, bis sie sich eines schönen Tags erweichen ließ und Ja sagte. Sein Freund Aberney hatte ihm indeß aufs Ernstlichste von dieser Verbindung abgerathen.

„Siehst Du nicht, lieber Ehrmann," pflegte er zu sagen, „daß das Mädchen gar kein Gefühl hat? Gelingt es Dir, ihre Hand zu erhalten, so wirst Du gewiß unglücklich. Du gibst Dein Herz hin und empfängst dafür nur Kälte und Gleichgültigkeit, was Du weniger als irgend ein Anderer ertragen kannst. Im Uebrigen hast Du, wie ich, unvermischtes finnisches Blut in Deinen Adern; Du solltest kein anderes als ein finnisches Mädchen heirathen. Gleiche Kinder spielen immer am Besten, das bedenke wohl."

Solche Worte wirkten nicht, wenn sie an einen Verliebten gerichtet werden. Ehrmann achtete nicht darauf. Er wurde vollständig von seiner Neigung beherrscht, und das Ende vom Lied war, daß er und Rosa am selben Tag Hochzeit machten wie Aberney und Debora.

In Folge der Freundschaft der beiden Männer suchte auch Debora sich ihrer Schwägerin zu nähern. Zwar bestand keine Sympathie unter den jungen Frauen, aber Debora war gut und getreu. Sie dachte mehr an den Nutzen, welchen die Schwägerin aus ihrer Freundschaft ziehen könnte, als an das Vergnügen, das für sie selbst daraus erwuchs.

Rosa dagegen war schön, kokett und hegte gegen Niemand eine Ergebenheit, am allerwenigsten gegen ihren Mann. Ehrmann, ein heftiger und despotischer Charakter, war auch nicht geeignet im Herzen der

Digitized by Google

eigenliebigen und eigensinnigen Frau zärtlichere Gefühle zu erwecken. Sie achtete nicht auf seine guten Eigenschaften, sondern empfand bloß die Qual seiner Fehler und die Last seiner Herrschsucht. Die Folge war, daß, während Abernetys Wohnung ein Bild häuslicher Glückseligkeit darbot, Ehrmanns Haus dagegen der Schauplatz fortgesetzter stürmischer Auftritte und heftiger Streitigkeiten war. Rosa trotzte Allem, was ihr Mann wollte, und konnte sich nicht entschließen, damit anzufangen, wonnit sie doch am Ende aufhören mußte, nämlich sich in ihn zu fügen.

Im Anfang weinte und klagte sie laut über ihr Unglück; ja sie konnte selbst in der Gesellschaft ihren Groll gegen einen Mann nicht verbergen, den sie nicht beherrschen durfte und dem sie doch nicht offen Trotz zu bieten wagte. Dennoch gelang es Debora ihr klar zu machen, wie Unrecht es sei, die Welt in die Geheimnisse zweier Gatten einzuweihen. Das Ergebniß dieser Vorstellungen war, daß Rosa sich darauf beschränkte gegen sie allein ihre Klagen über die barbarische Tyrannei zu ergießen, der sie unterworfen sei.

Ehrmann fühlte sich im höchsten Grad unglücklich und wurde mit jedem Jahr unverträglicher und heftiger gegen eine Frau, die ihn nicht verstand, sondern alles that, um ihr Zusammenleben zu verbittern. Die Liebe, die er ihr einst gewidmet, verwandelte sich so allmählig in Kälte und Bitterkeit, und er suchte außer dem Hause die Annehmlichkeiten, die ihm daheim fehlten.

Wie alle Männer, die sich selbst lieben, hatte Ehrmann innigst gewünscht, seine Frau möchte ihm einen Sohn schenken; aber auch hierin begünstigte ihn das Schicksal nicht. Erst nach sechsjähriger Ehe wurde ihm eine Tochter geboren. Abernety hatte damals zwei Söhne, Kaspar und Enoch, der ältere fünf, der jüngere drei Jahre alt.

Im Verdruß darüber, daß das Kind ein Mädchen war, taufte Ehrmann sie Harm. Ein Jahr darauf bekam seine Frau wieder eine Tochter. Er wurde darüber so ärgerlich, daß er sagte:

„Dieses Kind ist für mich, wie wenn es nicht geboren wäre. Ich werde es nie anreden, sondern ihm, als ob es gar nicht vorhanden wäre."

Das Mädchen erhielt von seiner Mutter den Namen Edith. Im selben Jahre war die Familie Abernety wiederum durch einen Sohn vermehrt worden. Also drei Knaben, während der unglückliche Ehrmann nicht einen einzigen besaß.

Jahre verflossen; die Kinder der beiden Freunde wuchsen heran.

Schon bei der Geburt Harms bestimmten die Väter sie und Kaspar für einander, was damals ganz gewöhnlich war. Dadurch sollte das alte Freundschafts- und Familienband noch fester geknüpft werden. In Folge dieser Uebereinkunft wurde Kaspar der große Liebling Ehrmanns. Man beschloß, daß der Junge, falls er Lust dazu hätte, dereinst die Apotheke übernehmen sollte, was ebenfalls dazu beitrug, daß Ehrmann ihn mit einer an Schwäche gränzenden Zärtlichkeit verhätschelte, während er seine Tochter Harm streng behandelte und nach Edith ganz und gar nicht fragte. Nie wurde letztere von dem Vater angeredet, sondern er beantwortete ihren Morgengruß nur mit einem stummen Kopfnicken.

Edith war ganz rechtlos im elterlichen Hause. Die Mutter liebte mit leidenschaftlicher Heftigkeit ihr ältestes Kind und widmete sich ihm so ausschließlich, daß ihr für die jüngste Tochter keine Zärtlichkeit übrig blieb.

Ehrmann war nach Ediths Geburt noch strenger gegen seine Frau geworden, und so kam es, daß Rosa in ihrem großen Unverstand das Kind als die Ursache ihres vergrößerten Unglücks betrachtete und einen wirklichen Widerwillen gegen das Mädchen faßte.

Vom Vater behandelt wie wenn sie gar nicht vorhanden wäre, von der Mutter mit zügelloser Heftigkeit zurückgestoßen, verfloß Ediths erste Kindheit sehr traurig. Wenn der Vater in Zorn gegen die Mutter ausbrach, mußte Edith jedesmal die Folgen allen Verdrusses ertragen, welchen Rosa gegen ihren Mann nicht auszulassen wagte. Oft wurde sie lediglich darum gezüchtigt, weil Rosa sonst Niemand zu tyrannisiren hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Lincoln und Seward.

Das „Athenäum" bringt aus der Feder Russel's, des Berichterstatters der „Times", eine Charakteristik der äußern Erscheinung Lincoln's und Seward's, welche einige derbe Uebertreibungen in Bezug auf die Person Lincoln's abgerechnet, durchaus richtig und treffend ist.

. . . Wir befinden uns in Washington im Weißen Hause, dem Sitz der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und zwar im Empfangszimmer des Präsidenten Abraham Lincoln. Mistreß Lincoln macht die Honneurs. Sie ist mittlerer Größe, und von einer Plumpheit, in die das in ihren Jahren natürliche Embonpoint ausartet; ihre Züge sind einfach, Nase und Mund zeigen den gewöhnlichen Typus; ihre Manieren und ihr Aeußeres sind ungezwungen, obwohl etwas steif, in Folge des Bewußtseins: ihre Stellung erheische, daß sie etwas mehr sei als die einfache Mistreß Lincoln, die Frau des Illionis'schen Sachwalters; sie ist verschwenderisch im Gebrauch des Wortes „Sir" bei jedem Satz, was nahezu ein auf gewisse Klassen beschränkter Amerikanismus ist, obgleich einst diese Mode in England eben so gewöhnlich war. Ihren Anzug zu schildern, will ich nicht versuchen; ich sage nur, daß er sehr prachtvoll und von der schönsten Farbe war. Sie handhabte einen Fächer mit vieler Energie, entfaltete dabei

Digitized by Google

einen runden wohlproportionirten Arm, und war mit einigen einfachen Juwelen geziert. Mistreß Lincoln machte den Eindruck auf mich, als wünsche sie, sich angenehm zu machen, und ich gestehe, ich ward angenehm enttäuscht, da die Damen in Washington sich mit Anekdoten unterhalten hatten, welche kaum auf Thatsachen gegründet sein konnten.

Bald darauf trat mit einem schlenkernden, losen, unregelmäßigen, fast schwankenden Gange, ein schlanker, schmächtiger, magerer, weit über sechs Fuß hoher Mann ein, mit niederhängenden Schultern, langen, pendelartigen Armen, die in Händen von außerordentlichen Dimensionen endigten, welche indeß an Proportion von seinen Füßen weit übertreffen wurden. Er war in ein schlecht anliegendes runzeliges Gewand gekleidet, das einen an die Uniform eines Leichenbegängnißunternehmers gemahnte; um seinen Hals war ein schwarzseidenes in einem großen Knoten endigendes schmales Tuch gebunden, mit fliegenden, über seinen Rockkragen hervorragenden Zipfeln; sein hinabgebogener Hemdkragen enthüllte einen sehnigen und muskulösen Hals, und über diesem erhob sich, unter einer großen schwarzen Masse Haars, das borstenartig und dicht in die Höhe stand, in eigenthümlicher Form Gesicht und Kopf des Präsidenten Linkoln. Der Eindruck, welchen die Länge seiner Arme und Beine und seine schlappenden und weit vorragenden Ohren hervorbrachten, mag sich verwischen durch den Anschein von Freundlichkeit und Scharfsinn und die linkische Bonhommie seines ganzen übrigens nicht unangenehmen Gesichts; der Mund ist wahrhaft ungeheuer; die Lippen, hervorstehend und sich fast von der einen Linie seines schwarzen Barts bis zur andern erstreckend, werden in Ordnung gehalten durch zwei von den Nasenlöchern bis zum Kinn herablaufende tiefe Furchen; die Nase selbst — ein hervorragendes Organ — steht aus dem Gesicht heraus, mit einer forschenden ängstlichen Miene, als ob sie nach irgend etwas Gutem im Winde schnüffle; die Augen, dunkel, voll und tiefliegend, sind durchdringend, und haben einen Ausdruck, der fast an Zärtlichkeit gränzt, und über ihnen ragen struppige Brauen hervor, die sich in dem kleinen harten Stirnraum verlaufen, dessen Entwicklung wegen der unregelmäßigen Flocken dichten forglos darüber gebürsteten Haars kaum bestimmt genug geschätzt werden kann.

Das Porträt Seward's ist in etwas feinerer Weise gezeichnet: Herr Seward ist ein unbedeutender, mittelgroßer Mann von schwachem Körperbau, mit jener Beugung, die eine Folge seiner sitzenden Lebensweise und seiner Beschäftigung am Pult ist; er hat, wenn er sitzt, eine eigenthümliche Haltung, welche sogleich Aufmerksamkeit erregt. Ein wohlgeformter und großer Kopf steht auf einem dünnen Halse und ragt in einer so argumentativen Weise über die Brust hervor, als ob die scharfen Augen nach einem Gegner suchten; der Mund ist merkwürdig biegsam, breit, aber wohl geformt die Nase hervorragend und adlerartig, die Augen geheim, aber durchdringend und lebhaft mit einem gewissen Humor um sich blinzelnd; die Brauen kühn und breit, aber nicht bemerkenswerth gehoben; das weiße Haar silberfarben und zart — ein feiner beweglicher Mann, der eine Freude hat an der Macht, gegeben, um zu schwatzen und orakelähnliche Aussprüche zu thun, ein Freund von Scherzen, die hervorbrechen mit der Wichtigkeit von Staatsgeheimnissen und der mit der Würde, welche ihm das Bewußtsein gibt, die auswärtige Politik des größen Landes — wie alle Amerikaner glauben — in der Welt zu leiten.

An Ludwig Uhland.

Zu der Uhland-Feier, welche am 14. Januar in Landshut gehalten wurde, hatte Hermann Lingg (durch Unwohlsein persönlich zu erscheinen verhindert) folgendes Gedicht verfaßt:

Sein bestes Selbst und Leben
Verlangt vom Mann die Zeit,
Er soll dem Volk sich geben,
Und stehn mit ihm und streben
In jedem Kampf und Streit,
Nicht zaudern und nicht wanken,
Und, heischt es einst die Noth,
Den heiligen Gedanken
Besiegeln mit dem Tod.

So hast es du gehalten,
So hast es du vollbracht,
Nie sah'n wir dich erkalten,
Nie deinen Ruf veralten
Auf treuer Geisteswacht.
Und ob du gleich begraben
Nun ruhst am stillen Ort,
Jetzt erst soll recht dich haben
Das Volk als seinen Hort.

Bald wieder regt die Schwingen
Der Frühling in dem Land,
Die Lerchen werden singen
Und Knospen sich entringen
Dem starren Todesband!
Der Apfelbaum in Blüthe,
Der Tag, der feierlich
Am Waldessaum verglühte,
Wie all das mahnt an dich!

Befreit von Trauerstören
Wird hell in Feierklang

Digitized by Google

Der Frühling wieder hören *)
Was ihm sein Uhland sang;
Zwar sangst du deine Lieder
Gern wie die Nachtigall,
Und liebtest streng und bieder
Gepränge nicht und Schall.

Doch wie nach alten Sitten
Um eines Helden Grab
Von Sängern ward gestritten,
Und singend ward geschritten
In Waffen auf und ab,
So zeig', daß sich es rüste
Deutschland, sein Schwert gezückt,
Indeß es deine Büste
Mit Immortellen schmückt.

Mannigfaltigkeiten.

Das Gewitter vom 20. Jan. hat sich, so weit Berichte bis jetzt vorliegen, bis in die Pfalz erstreckt. Aus Ludwigshafen wird von diesem Tage geschrieben: Wir hatten heute Morgen einen bedeutenden Sturm, der zwischen 12 und 1 Uhr die Giebelmauern eines neugebauten Hauses am Marktplatze, an welchem erst vor einigen Wochen der Dachstuhl aufgerichtet worden war, einwarf und einen Theil des Daches abdeckte. Der Sturm nahm bis halb 4 Uhr immer zu, bis er plötzlich durch ein eingetretenes Gewitter unter Donner und Blitz sein Ende erreichte. — Aus andern Gegenden theilen wir noch mit: In Männerstadt schlug ein Blitzstrahl neben dem Kirchthurm ein großes Loch in die Erde, und in Steinfeld bei Schesslitz hat der Blitz in den Kirchthurm geschlagen. In Breitengüßbach hat der Sturm den größten Theil der Dächer abgedeckt, das halbe Dach vom Expeditionsgebäude auf 300 Schritte ins Feld hinaus geschleudert ꝛc. Aus Sanspareil bei Thurnau, 21. Januar, wird mitgetheilt: Gestern Nachmittags um halb 4 Uhr wurde unser Dörfchen von einem starken Gewitter und Hagelschlag heimgesucht, wobei der Wind, der schon seit 2 Tagen mit ungewöhnlicher Stärke heulte, einem Orkane glich, so daß er Häuser abdeckte und in den nächstgelegenen Waldungen beträchtlichen Schaden anrichtete. Während des stärksten Hagelschlages — es fielen Schlossen von der Größe einer Erbse bis zur Größe eines Taubeneies — blitzte und donnerte es stark, und der Blitz fuhr zweimal nach einander in den Blitzableiter des alten Schloßthurmes, ohne indeß weiteren Schaden anzurichten. — Auch in Offenbach und Frankfurt hat der Blitz eingeschlagen. In nördlicher Richtung hat sich das Gewitter bis nach Sachsen erstreckt, von wo aus Leipzig, Zwickau, Meißen (und Naumburg) und von andern Orten Berichte vorliegen. In Werdau schlug der Blitz in die Kirche und setzte sie in Brand. In Waldenburg schlug der Blitz in den Hauptthurm und zündete an 3 Stellen. In Großhartmannsdorf brannten in Folge Blitzschlags 2 Häuser nieder, und aus den sächsischen Dörfern Ossig und Kittlitz wird ebenfalls von Blitzschlägen berichtet.

Die Assisen der Dordogne haben vor einigen Tagen über ein wahrhaft empörendes Verbrechen abgeurtheilt. Eine Taglöhnerin, Namens Caleix, die sich in ziemlich guten Verhältnissen befand, jedoch einen regellosen Lebenswandel führte, zündete ihr Häuschen an, um sich ihrer beiden Kinder zu entledigen. Die Schlafstube, worin dieselben sich befanden, war von der unnatürlichen Mutter verschlossen worden: beide Kinder verbrannten lebendig. Die Caleix rettete ihre sämmtlichen Kleider und das weiße Hausgeräthe, und fand sogar Zeit, ihr Vieh aus dem Stall zu schaffen. Die Nachbarn, welche zur Hülfe herbeieilten, glaubten deßwegen natürlich, die Kinder seyen bereits in Sicherheit; als man den Irrthum gewahrte, war es bereits zu spät, und man fand nur die verkohlten Leichen. Die Geschworenen ließen mildernde Umstände zu, und erkannte der Assisenhof auf lebenslängliche Zwangsarbeit.

Die berühmte Gemäldegallerie zu Pommersfelden wird wohl nächstens verkauft werden. Der französische Graf Morny hat 1½ Million Gulden bereits geboten; eine Kommission zur Prüfung der Meisterwerke soll dort demnächst eintreffen, welche, wie zu erwarten steht, ein günstiges Urtheil ablegen dürfte. (Soll es denn unmöglich sein, diese kostbare Sammlung Bayern zu erhalten?)

Der „Lombardo" erzählt, daß Garibaldi so eben aus Ungarn einen prächtigen ungarischen Mantel nebst Barett zum Geschenke und eine große Menge Charpie für seine Wunde zugesendet erhalten hat.

*) Hier fehlt im „Kurier für Niederbayern," dem wir das Gedicht entnehmen, eine Zeile.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 26 Freitag, 30. Januar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Harm war unzertrennlich von der Mutter. Bei allen Vergnügungen und Zerstreuungen mußte sie dabei sein. Edith kam selten aus dem Hause. Der einzige Ort, den sie besuchen durfte, war die Abernesche Wohnung, und zwar erhielt sie diese Erlaubniß bloß, weil Rosa aus Respekt vor Debora es nicht wagte, ihr unnatürliches Gefühl gegen ihr jüngstes Kind offen zu zeigen. Wenn Aberney oder Debora manchmal ihre Mißbilligung über die parteiische Behandlung der beiden Mädchen äußerten, erhielten sie zur Antwort:

„Ach meine Lieben, ihr wißt nicht wie widerwärtig Edith ist. Sie muß strenger erzogen werden, als ihre Schwester."

Dieß war auch ihre Ueberzeugung. Sie hatte sich's in den Kopf gesetzt, daß Edith des Vaters Abbild sei. Jeder Fehler des Mädchens erschien der Mutter als eine Unart, die nicht streng genug bestraft werden könne.

Wahr ist, daß Edith ein ganz eigenthümliches Kind war, beinahe häßlich, ohne daß ein Zug in ihrem Gesicht andeutete, daß sie mit der Zeit schön werden könnte. Nur besaß sie große dunkle Augen. Sonst war sie klein, bleich und schwächlich, hatte Flachshaare, eine Klumpnase und einen stark hervortretenden Ausdruck von Stumpfheit oder eigensinnigem Trotz, und so wirkte ihr erster Anblick beinahe abstoßend. Durch die Strenge, womit sie behandelt wurde, hatte sie einen scheuen Blick bekommen, obschon ihr ganzes Benehmen sonst nicht gerade von Aengstlichkeit zeugte. Sie war sehr ungehorsam und verstieß beständig gegen die tausend kleinen Verbote, die täglich ausgingen, obschon sie sie für jedes Versehen und für jede Uebertretung derselben bestraft wurde.

Harm und Edith hatten eine und dieselbe Amme gehabt, die als Kindsmagd im Hause geblieben war. Diese faßte für Edith eine mütterliche Ergebenheit und suchte das Kind auf alle Arten, durch Bitten und Vorstellungen anzuhalten, daß es brav und gehorsam sein solle, bekam aber immer zur Antwort:

„Mama schlägt mich, wenn ich auch noch so artig bin, und deßhalb will ich lieber ungehorsam sein."

Weder die Bitten der Amme noch die Strafen der Mutter konnten sie bestimmen, das Wort Papa auszusprechen. Sie nannte den Vater nur er oder der Herr. Aberney dagegen nannte sie immer Vater. Tante Aberney und Papa Aberney waren für Edith Ideale und, mit Einrechnung der Amme, die einzigen Personen, gegen welche sie artig und gehorsam zu sein sich bemühte.

Frau Aberney wurde durch die Amme von Ediths unglücklicher Stellung im Hause unterrichtet, und besann sich lange, wie sie dieselbe verändern könnte, besonders da Edith jetzt neun Jahre alt war und noch nicht am Unterricht ihrer Schwester hatte Theil nehmen dürfen. Ihr ganzes Wissen beschränkte sich auf das, was die Amme ihr beigebracht hatte. Debora hatte mehrere Male zu Rosa gesagt, daß sie sehr Unrecht thue, das Kind so zu vernachlässigen, aber immer eine Antwort erhalten, welche deutlich anzeigte, daß sie ihre Kinder ohne fremde Einmischung zu erziehen wünsche, und daß Debora sich in diesem Fall nicht um ihr Thun und Lassen zu bekümmern brauche, da Rosa sich nie Bemerkungen über die Art und Weise erlaube, wie sie selbst ihren Mutterpflichten nachkomme. — Sowohl Debora als Aberney hatten Ehrmanns Aufmerksamkeit darauf zu lenken gesucht, wie sehr Edith in jeder Beziehung zu Hause verwahrlost werde, aber ohne Erfolg. Der Schwester antwortete er:

„Liebe Debora, sorge Du für Deine Kinder und kümmere Dich nicht um die meinigen."

Gegen Aberney hieß es:

„Da ich dafür sorge, daß ihr und ihrer Schwester nichts fehlt, so kann ich das Uebrige wohl der Obhut der Mutter überlassen. In bessern Händen als in denen der Mutter kann ein Kind nicht sein."

Daß diese Mutter ihr Kind schlecht besorgte, davon nahm Ehrmann gar keine Notiz, und da er mit den Jahren ein ganz harter Eheherr geworden war, so verlor Aberney alle Lust, ihn darüber aufzuklären, wie schlecht Rosa ihre Mutterpflichten nachkam. Er fürchtete das Verhältniß zwischen den Gatten noch zu verschlimmern. Ein anderes Mittel mußte also ersonnen werden, um das arme Kind in eine bessere Stellung zu bringen. Debora und ihr Mann hatten eben beschlossen, Rosa und Ehrmann zu bestimmen, daß sie das Mädchen ihnen überlassen möchten, als der Zufall durch

Digitized by Google

einen an sich unbedeutenden Umstand eine gänzliche Umwälzung in Ediths Leben hervorrief.

Ehe wir darüber berichten, müssen wir Einiges von Harm sagen. So stiefmütterlich Edith von der Natur behandelt schien, so reich war dagegen Harm ausgestattet. Schon als Kind besaß sie eine ungewöhnliche Schönheit und jene angeborne Anmuth in ihren Bewegungen und ihrem ganzen Wesen, welche das Kind, Mädchen oder Weib, das sie besitzt, zu einem bezaubernden Geschöpfe macht. Mit ihrem dunkeln Lockenhaar, ihren großen strahlenden Augen und ihrer rosigen Gesichtsfarbe war sie eine prächtige Knospe, die sich mit der Zeit zu einer üppigen Rose zu entfalten versprach. Lebhaft, heftig, leidenschaftlich und herrschsüchtig, hätte das Kind bei einer klugen und verständigen Mutter manche Besorgnisse erregen können, weil ihre ganze zukünftige Richtung von der Sorgfalt abhing, womit sie in ihren frühesten Jahren erzogen wurde, von den Gewohnheiten, die sie da annahm, und den Beispielen, die sie erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Gounod's Königin von Saba.

Darmstadt, 26. Jan. Von hier aus schreibt man der „Mainzer Zeitung“: Als wir hier vor zwei Jahren der ersten Aufführung von Gounod's „Faust“ beigewohnt, konnten wir mit voller Ueberzeugung sagen, daß in diesem Werke das Opern-Repertoir eine werthvolle Bereicherung erfahren habe. Damals erhob sich viel Widerspruch, aber der „Faust“ nahm seinen triumphirenden Weg über alle deutschen Bühnen, seinem Komponisten rasch zu einem berühmten Namen verhelfend. Begreiflich ist es daher, daß dem Erscheinen einer zweiten großen Oper Gounod's und zwar wiederum zum Erstenmale in Deutschland auf dem Hoftheater in Darmstadt mit großer Spannung entgegengesehen wurde.

Die „Königin von Saba“ erschien zuerst in der großen Oper zu Paris und gefiel nicht. Dann gab man sie in Brüssel und sie erregte großen Enthusiasmus. Nun haben wir die Oper in Darmstadt gestern selbst gehört und begreifen es, daß eine so ernste Musik bei den Franzosen keinen Anklang finden konnte; allein enthusiasmirt hat sie auch uns nicht und können wir sie dem „Faust“ nicht gleichstellen. Wohl aber besitzt die Oper auch so viele musikalische Vorzüge, daß sie um derenwillen schon Verbreitung finden dürfte, wäre sie nicht auf der andern Seite mit so vielen scenischen Schwierigkeiten verknüpft, daß man sagen kann: das Darmstädter Hoftheater hat wahre Wunder geleistet!

Die scenische Ausstattung ist bekanntlich die glänzendste Seite der Darmstädter Hofbühne; allein alles früher Gebotene ist mit der Pracht dieser Opernaufführung nicht zu vergleichen. Die Ausstattung soll einen Aufwand von 16,000 fl. gekostet haben. Der zweite Akt ist außerdem noch ein so erstaunliches Wunderwerk der Maschinerie, daß wir im Ernste zweifeln müssen, ob, etwa die königliche Oper in Berlin ausgenommen, noch ein anderes deutsches Theater im Stande ist, etwas Aehnliches zu leisten. Hat doch selbst die große Oper in Paris nicht vermocht, diesen zweiten Akt darzustellen. Bei der Darmstädter Aufführung erschienen sämmtliche Dekorationen neu, so wie sämmtliche Kostüme, was etwas heißen will, da über 300 Personen auf der Bühne beschäftigt sind.

Was das Sujet der „Königin von Saba“ angeht, so ist es ziemlich interesselos und sogar mehr oder weniger unsinnig; dazu ist der französische Text sehr schlecht und zuweilen ganz widersinnig übersetzt, so daß sich z. B. Herr Grimminger gestern für seine Parthie einen ganz neuen Text zurecht gemacht hatte. Gleich in der 1. Scene des Adoniram ist dessen Ruf zu den Söhnen Tubalkains „Inspirez moi!“ mit: „Weihet mich ein“ übersetzt!! — Ferner findet man z. B. folgende klassische Verse:

„Jerusalem schmückt sich heraus zum Feste.“
Der Chor singt Balkis an:
„Du, deren Besuch bei der Weisheit
Sich selbst und Salomo ehrt!“

Ein Besuch, der sich selbst ehrt! Tief poetisch ist auch, was Benonie singt:

„Welch ein Zauber, welch ein Wunder,
Jerusalem ward munter!“

Doch, kommen wir zur Oper selbst! Sie beginnt mit einer Introduction in G dur, in der sich schon, wie auch später in der Oper, der Einfluß Wagners, den Gounod überhaupt sehr verehrt, bemerklich macht. Der Vorhang hebt sich und wir erblicken die Werkstätte Adoniram's, des großen Tempelbaumeisters am Hofe des Königs Salomo. Er hat den Tempel erbaut, der seinem Streben nicht genügt, er will noch Größeres vollbringen. Darum ruft er seine hohen Ahnen, die Geister des Feuers an, ihn zu inspiriren (großes Recitativ, C Moll) und er beschließt den Guß des „ehernen Meeres“ für den Tempel. Ihm naht Benoni, um ihm die Ankunft der schönen Balkis, der Königin von Saba, am Hofe Salomos anzukündigen.

Sie hat dem König früher als Liebespfand einen Ring gegeben und betrachtet sich deßhalb als ihm verlobt. Benoni besingt ihre Schönheit in zwei sehr hübschen Couplets in Es-Dur, die nur etwas allzustark an Wolframs Gesang im „Tannhäuser“ erinnern. Es treten die drei Tempelarbeiter Amru, Phanor und Methusael auf und verlangen von Adoniram, daß er ihnen als „höhern Sold“ das Losungswort der Meister, durch das er so mächtig ist, mittheile. Er weist sie mit Verachtung zurück, wofür sie ihm Rache schwören. — Sa-

Digitized by Google

doc, der Offizier des Königs, tritt auf und fordert Adoniram auf, bei dem Einzuge der Königin zu erscheinen, worein dieser, mit dem Gusse des „ehernen Meeres“ beschäftigt, nur mit Widerstreben einwilligt.

Die Scene verwandelt sich und an ihre Stelle tritt wie durch einen Zauberschlag das prachtvolle Panorama der Stadt Jerusalem, von lautem Beifallsruf begrüßt. Unter den Klängen eines Marsches, der musikalisch nicht bedeutend ist, tritt in langem, pompösem Zuge das Gefolge Salomo's und der Königin von Saba auf, die ganze Bühne bedeckend. Endlich erscheinen Salomo und Balkis selbst. Die letztere preist Salomo's Wunderbauten und den herrlichen Meister; der sie errichtet. Sie wünscht ihm dieses Lob vor allen seinen Arbeitern zu ertheilen. Salomo hält es für unmöglich, das ganze Heer seiner Leute aus der Ebene herbeizurufen. Aber Adoniram besteigt die Stufen des Tempels und beschreibt mit der Hand (unter einem sehr wirkungsvollen Instrumentalsatze) ein symbolisches Zeichen in der Luft, worauf in langem Zuge die Arbeiter auftreten. Alles huldigt der Macht des geheimnißvollen Adoniram. Damit schließt der 1. Akt.

Im 2. Acte sehen wir ihn und seine Arbeiter in voller Thätigkeit in der Hochebene von Sion, am flammenden Gusofen. Salomo und Balkis erscheinen, um Zeuge des großen Werkes zu sein. Die allgemeine Begeisterung äußert sich in einem überaus schwungvollen Unisono aller Solisten und des Männerchors, der ersten Nummer, die einen eigentlich zündenden Effect macht. Das glühende Erz beginnt in die Formen zu strömen. Adoniram ahnt nicht, daß die drei Verschworenen vorher die Modelle zerschlagen haben und Benoni's Warnung kommt zu spät.

Nun beginnt eine furchtbar schöne Scene. Die Modelle zerspringen und die höllische Fluth des überströmenden rothglühenden Erzes bedeckt die Bühne, Salomo, Balkis und ihr Gefolge ergreifen die Flucht, der Hochofen explodirt unter donnerndem Getöse, man glaubt, eine ganze Welt stürze zusammen, nur Adoniram und Benoni bleiben unter den Trümmern aufrecht stehen. Den Eindruck dieser schauerlich-prächtigen Scene, wie eine ähnliche auf der Bühne noch nicht dargestellt worden, zu beschreiben, ist nicht möglich. Das ganze Haus brach in einen ganz rasenden Beifallssorkan aus und zweimal mußten die Meister dieses Werkes, die Herren Maschinist Brand und Maler Schwedler sich auf der Bühne zeigen, um den donnernden Zuruf des Publikums entgegenzunehmen.

Einen hübschen Kontrast nach dieser Aufregung bildet der 3. Act, der schönste der Oper, nach dem 3. Acte des „Faust“ angelegt und diesem würdig zur Seite stehend. Eine reizende Dekoration zeigt uns das Thal am Teiche Siloe. Nach einem nicht gerade bedeutenden Frauenchor (B dur, $^2/_4$) folgt ein pikanter Wechselchor der Sabäerinnen und Jüdinnen (D dur, Allegretto,) der mit vielem Beifalle aufgenommen, aber auch sehr gut ausgeführt wurde, da mehrere Solistinnen darin mitwirkten. Hier folgt nun ein großes Ballet, das uns offen gesagt, am Ende ein wenig gelangweilt hat. — Balkis tritt mit ihrer Begleiterin Sarahil auf und gesteht sich in einer großen Arie (D dur, $^4/_4$. Andante), einer der besten Nummern der Oper, daß sie zu Adoniram in Liebe entbrannt ist.

Adoniram selbst erscheint und es entwickelt sich ein sehr schönes, nur etwas zu weit ausgesponnenes Liebesduett (G Moll, später Es dur). Benoni tritt wieder auf und verkündet dem Meister die freudige Botschaft, daß sein durch Bosheit zerstörtes Werk gerettet sei, die Dschinnen haben die ganze Nacht daran gearbeitet und das erzene Wunder ist vollendet. Benoni schließt mit einem Hosianna, in das Balkis und Adoniram einstimmen, — ein kleiner Satz in C Dur von so genialem Schwung, daß er unstreitig den musikalischen Höhepunkt der Oper bildet und von so hinreißender Wirkung ist, daß das gesammte Publikum in einen rauschenden Beifallssturm ausbrach; — dieselbe Melodie ist auch dem Schlußsatze der Oper zu Grunde gelegt, — es ist ein Thema von wahrhaft Händel'scher Energie, ein ächter Jubelruf!

Adoniram enthüllt Balkis das Geheimniß, daß auch er, wie sie, von Nimrod abstamme und im Besitze des „geweihten Karfunkels“ sei, der sich auf den letzten Sohn des Stammes fortgeerbt, „dess' Ahn von Göttern stammt.“ Nur bittet er, dieß Geheimniß den Söhnen Sem's, „geneutet aus irdenem Thon“ zu verschweigen!! Indem Beide Thubalkain, den „heiligen Feuertitanen,“ ihren Ahnherrn, anflehen, werden sie von Amru, Phanor und Methusael belauscht.

Im 4. Akt sehen wir wieder eine prächtige Dekoration: Salomo's Pallast. Salomo hat eine große Arie (Edur All. mod.), die nicht ohne Effekt ist. Die drei Verschworenen kommen und verrathen ihm, daß sie in der Nacht Adoniram in der Umarmung der Königin von Saba belauscht. Der große Baumeister wird im Triumphe vom Volke herbeigeführt, Salomo ehrt ihn, reizt ihn aber zugleich zu Drohungen, nach denen, Salomo's Eifersucht zum Ausbruch kommt.

Nachdem sich Alle wieder entfernt, naht sich Balkis, um noch einen Tag Aufschub ihrer Vermählung von dem Könige zu erlangen. Des Letztern Liebe reißt ihn zu einer höchst leidenschaftlichen, bis an die Gränzen des Darstellbaren streifenden Scene hin — und hier müssen wir es bedauern, daß die Musik, welche bei dieser Situation die größte südliche, wollüstige Gluth malen sollte, so ganz und gar effektlos bleibt. Nur ein kurzer Chor hinter der Scene erregt einiges Interesse; er ist merkwürdigerweise in Ces-Dur geschrieben, womit die seitherige Theorie von den 24 Tonarten über den Haufen geworfen sein dürfte. Sieben vorgezeichnete B's sind uns bis jetzt in der Praxis noch nicht vorgekommen und so ist auch das feinste Ohr

Digitized by Google

nicht im Stande, die Modulation nach H-Dur in dieser Nummer zu bemerken.

Die Königin von Saba schläfert Salomo durch einen Zaubertrank ein, zieht ihm ihren Ring vom Finger und entflieht.

Im 5. Akt finden wir in finsterer Gewitternacht Adoniram in der Thalschlucht am Kedron, Balkis erwartend. Hier überfallen ihn die Drei und da er ihnen das Losungswort der Meister nicht sagen will, so ermorden sie ihn und entfliehen. Balkis und ihr Gefolge kommen, finden den todten Meister und jammern um ihn. Das alles ist musikalisch uninteressant, erst bei der Schlußvision rafft sich der Komponist wieder zu einem schwungvollen Finale auf. Die Felsen verschwinden und man sieht Adoniram unter den Feuergeistern zu „ewigem Leben" erwachend.

Das ist der Hergang der Oper und in Kurzem eine Charakteristik der Musik. Von der prachtvollen Inszenesetzung haben wir schon gesprochen. Was die Aufführung betrifft, so bildete das gediegene Orchester des Hoftheaters eine ausgezeichnete Grundlage derselben, die im Allgemeinen eine sehr abgerundete war . . . .

Gounod dirigirte persönlich die Oper und wurde begreiflicherweise vom Publikum mit Ehrenbezeugungen überhäuft, nach jedem Akte gerufen und donnernd applaudirt. Der Großherzog hat ihm den Orden Philipps des Großmüthigen 1. Klasse verliehen.

Heute reist Gounod nach Berlin, um dort seinen „Faust" zu dirigiren. Hier hat er sich durch seine gründliche Kenntniß deutscher Musik, die sich auch in seinen Opern, besonders deren trefflicher Instrumentation, offenbart, in kunstfreundlichen Kreisen auch persönlich große Sympathieen erworben.

Bei der gestrigen ersten Aufführung der „Königin von Saba" war das Haus gänzlich ausverkauft und dasselbe dürfte noch bei einer langen Reihe von Wiederholungen der Fall sein; die Oper wird ein Anziehungspunkt werden, der die Fremden wieder schaarenweise nach Darmstadt lockt.

Ein Berichterstatter des „Frank. J." schreibt: „Ich habe weder in Paris noch London, noch Wien, Mailand oder Neapel etwas Aehnliches gesehen, und in meiner Nähe sitzende Personen, die wegen der Oper apart von München gekommen waren, bereuten keinen Augenblick, diese größere Reise unternommen zu haben. Es herrschte nur eine Stimme der Be- und Verwunderung und das überfüllte Haus jubelte den ganzen Abend. Man ist der Intendanz für diese Aufführung jedenfalls zu besonderem Dank verpflichtet. Frankfurt war außergewöhnlich stark vertreten und Abends wurden noch mehrere Eisenbahnwägen extra requirirt."

Mannigfaltigkeiten.

[Triest als Handelshafen] ist für Deutschland von der größten Wichtigkeit; er bildet im Süden ein Gegenstück zu unseren nordischen Hansestädten. Triest ist für uns Deutsche alle die Ausgangspforte zur Levante und zu einem großen Theil des Orients, aus welcher viele deutsche Gewerbserzeugnisse nach dem Osten gehen. — Der Werth der Waareneinfuhr im Jahre 1861 stellte sich auf die Summe von 104,053,655 Vereinsthaler. Davon kamen zur See für 62,553,026 Thlr., zu Land für 41,500,629 Thlr., zusammen also für 104,053,655 Thlr. oder 156,080,482 österr. Gulden. Der Werth der Ausfuhr zur See stellte sich auf 57,196,593 Thlr.; jener zu Lande auf 84,285,772 Thaler oder 126,428,658 österr. Gulden. Dieß ergibt eine Gesammtbewegung des Handels von 188,339,427 Thaler und man sieht, wie wichtig dieser deutsche Hafen ist, nach welchem die Piemontesen oder „Königreichs-Italiener" lüsterne Blicke werfen. Diesen Thatsachen finden wir in Meyer's „Globus" (redigirt von Karl Andrä) folgende Bemerkungen beigefügt: In Triest, das seit uralter Zeit auf dem Boden des deutschen Reiches steht, wohnen allerdings etwa 20,000 Italiener, aber auch eben so viele Deutsche, während die übrigen Einwohner wendischen Stammes sind, oder andere Slawen vom adriatischen Meere, Griechen ꝛc. Italien hat auf Triest etwa eben so viel begründete Ansprüche, wie Deutschland auf New-York oder Philadelphia, Städte in deren jeder weit mehr als 80,000 Deutsche wohnen.

Aus Nizza erfährt man einen Unglücksfall, der mit einem Balle zusammenhing, welchen eine dort wohnende englische Dame dem König Ludwig von Bayern zu Ehren gab. Miß Johnstone Gordon, die liebenswürdige neunzehnjährige Tochter eines englischen Kapitäns kam nach ihrer Rückkehr vom Ball dem Kamin zu nahe, und ihr leichtes Kleid fing Feuer. Brennend stürzte sie in das Zimmer ihrer Mutter, deren Kleid nun ebenfalls in Brand gerieth. Die junge Dame ist gestorben, die Mutter liegt an ihren Brandwunden schwer darnieder und auch der herbeigeeilte Vater hat einige Verletzungen davongetragen.

Herr Alfred Tennyson, der Poëta laureatus, ist, Liverpooler Blättern zufolge, schwer erkrankt. Er ist im Jahr 1810 geboren, und lebt sonst gewöhnlich zu Freshwater auf der Insel White.

Redakteur: Hermann Oelschläger — Druck und Verlag der A. Waillandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 27 Samstag, 31. Januar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Bei einer schwachen Mutter, die gegen ihre Fehler blind war und in dem Willen des Kindes ihr einziges Gesetz erkannte, mußte Harm, obschon mit einem reichen Verstand und einem sehr aufopferungsfähigen Herzen ausgestattet, dennoch nur eine willige Sklavin ihres Egoismus und ihrer Wünsche werden. Wohin letztere sie führen konnten, wenn sie ihnen niemals einen Zügel anlegen lernte, ließ sich unmöglich zum Voraus berechnen, aber gleichwohl war vorherzusehen, daß sie dadurch sich selbst und Andere ins Verderben stürzen konnte. Sie besaß eine schnelle Auffassung und lernte mit großem Interesse. Schon früh war eine geschickte Gouvernante aus Stockholm angenommen worden, um sie zu unterrichten. Sie machte erstaunliche Fortschritte und war mit zehn Jahren ein kleines Meerwunder. Sie tanzte wie ein Engel, spielte mit außerordentlicher Fertigkeit, zeichnete allerliebste Landschaften, stickte die zierlichsten Blumen und sprach einige französische Phrasen; genug, die zehnjährige Harm war ein Genie, und wenn Papa Abends in Gesellschaft ging und Mama Kaffeeschwestern bei sich hatte, so mußte Harm Etwas aus der Königin von Golconda spielen oder auch die Gavotte tanzen. Die Tanten riefen dann im Chor:

„Ei, der Tausend, wie geschickt das Mädchen ist!“

Aber so verschwenderisch die Natur gegen die schöne Harm gewesen, so hatte sie ihr gleichwohl eine ihrer Gaben versagt, nämlich die Stimme. Harm besaß ein gutes musikalisches Ohr, konnte aber nicht einen einzigen Ton singen, was sie selbst und die Mutter schwer verdroß, zumal da Edith, der alle andern Vorzüge fehlten, just diesen einzigen besaß. Nichts erbitterte Harm mehr, als wenn Edith mit klarer und schöner Stimme eine der schönen Melodien sang, welche Harm spielte. Edith dagegen wartete ihrer Schwester, so oft sie allein waren, mit einem Gesange auf, obschon sie wußte, daß Harm dann laut weinend zur lieben Mama hineinsprang, die ihrerseits Edith für ihre Bosheit gegen die sanfte und arglose Harm bestrafte.

Jeden Donnerstag und Sonntag Mittag brachten entweder Abernays bei Ehrmanns zu oder umgekehrt. Es war ein Donnerstagsabend, als die Reihe der Bewirthung an Ehrmanns war. Debora hatte beschlossen, just an diesem Abend Resa recht fein anzufassen, um Edith zu bekommen, und sie begann davon zu sprechen, wie öde es sich empfinde, keine Tochter zu besitzen.

Ehrmann und Abernay spielten Brett. Die drei jungen Herrn Abernay und die Fräulein Ehrmann waren in der Wohnstube versammelt und amüsirten sich mit einem Lotto.

Kaspar war damals fünfzehn Jahre alt und ein Junge von ganz gewöhnlichem Aussehen. Enoch, der zwei Jahre jünger war, hatte ein lebhaftes und genialeS Gesicht. Zwischen den beiden Brüdern saß Harm, schön und freundlich wie der Lenz. Ihnen gegenüber saßen Edith und der jüngste Abernay, Viktor.

Edith hatte das Ziehen.

„Mein Gott, wie langsam Du die Nummern sagst!“ bemerkte Kaspar.

„Das thut Edith mit Fleiß,“ fiel Harm ein, „nur um uns zu quälen. Seht nur wie boshaft sie aussieht.“

Die beiden Jungen schauten auf ihr kleines vis-à-vis und konnten nicht läugnen, daß Harm Recht hatte. Edith saß mit der Hand im Nummernbeutel da und sah ihre Schwester schadenfroh an, indem sie sagte:

„Ja, siehst Du, jetzt ziehe ich gerade so langsam als ich will, und ihr müßt euch damit begnügen.“

„Pfui, wie garstig Du bist,“ fiel Enoch heftig ein; „Du siehst doch, daß es Harm quält.“

„Was kümmere ich mich darum?“ antwortete Edith mit lautem Lachen und schüttelte den Beutel.

„Zieh jetzt und mach' keine Umstände!“ befahl Kaspar. „Wenn man so häßlich ist, wie Du, muß man wenigstens artig sein.“

Jetzt zog Edith die Hand herauf und sagte:

„Seht, da ist die Nummer; aber welche? das müßt ihr errathen.“

Sie hielt die geschlossene Hand empor und fügte hinzu:

„Ich will euch ein Lied singen, so lange ihr wartet.“

„Edith!“ rief Harm, indem sie wie rasend aufflog, „wenn Du singst, so sag' ich's sogleich Mama.“

„O das läßt Du wohl bleiben, so lange die

Digitized by Google

Tante da ist." Damit sprang Edith an die Verbindungsthüre zwischen dem Salon und dem Wohnzimmer. Ehe eines der andern Kinder Etwas ahnte, öffnete sie dieselbe, stellte sich auf die Schwelle des Salons und sang aus vollem Halse ein damals sehr beliebtes Volkslied.

Auf dem Sopha im Salon hatten die beiden Frauen sich niedergelassen, und vor einem der Fenster saßen die Herrn bei ihrem Brettspiel. Als die klare, schöne Stimme des Kindes erscholl, wandte sich Ehrmann rasch um. Es war das Erstemal, daß er sie hörte, und dennoch war Edith neun Jahre alt.

Rosa wurde bleich und dann purpurroth vor Aerger; sie warf ihrer Tochter einen rasenden Blick zu. Die Kleine ihrerseits hatte ihre Augen mit einem herausfordernden Ausdruck auf die Mutter gerichtet.

Harm verbarg ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich. Kaspar und Enoch suchten sie zu trösten, während der kleine Viktor mit einem ächten Spitzbubenlächeln der verzweifelnden Harm zuflüsterte:

„Gelt, das schmeckt nicht nach Zuckerbrod? Hi, hi, hi!"

Der Gesang verstummte, und der Schall einer Ohrfeige, welche Kaspar recht nachdrücklich dem kleinen Viktor applizirte, bildete den Schlußakkord. Viktor kreischte laut, und jetzt mußte Papa fragen, was es gebe. —

„Schämt ihr euch nicht, Jungen," sagte Aberney, „einen solchen Spektakel zu verführen, wenn ihr auf Besuch seid?"

„Kaspar hat mich geschlagen," rief der Beohrfeigte.

„Kannst Du fünfzehnjähriger Bengel Dich so vergessen?" versetzte Aberney mit gerunzelten Brauen.

„Er war unartig gegen Harm und hat sie über ihr Weinen ausgelacht," antwortete Kaspar, etwas beschämt wegen seiner Uebereilung.

„Ja Papa, und ich hatte ganz Recht, denn Harm weinte nur aus Neid darüber, daß Edith sang," erdreistete sich Viktor ganz keck zu bemerken.

„Ihr müßt alle Beide nach Hause gehen. Leute wie ihr seid, kann man nirgends hinnehmen, wenn ihr euch nicht besser betragen lernt," erklärte Aberney mit einem so bestimmten Ton, daß man wohl sah, daß keine Appellation stattfand. Hierauf nahmen Aberney und Ehrmann ihre Plätze am Spieltisch wieder ein, und die beiden jungen Herren zogen ab.

Eine eigenthümliche Verstimmung folgte. Ehrmann, sonst lebhaft und heftig im Spiel, saß schweigend und gedankenvoll da. Rosa war über Edith so aufgebracht, daß sie nur mit der größten Anstrengung ihren Zorn beherrschen konnte.

Im Wohnzimmer bemühte sich Enoch die erbitterte Harm zu trösten und wieder zu gutem Humor zu bringen, aber dieß war nicht leicht, denn jetzt beklagte sie sich bitter, daß die Jungen um der boshaften Edith willen nach Hause geschickt worden und daß die ganze Freude des Abends verdorben sey.

Edith hatte sich auf einen Schemel vor dem Feuer gesetzt und blickte mit einem Ausdruck der Reue hinein. Es that ihr leid um Viktor. Die Andern waren ihr gleichgültig. Ein Spiel kam nicht mehr zu Stande. Als sie hinausgehen und essen sollten, erhielt Edith Befehl, zu bleiben. Ihre Amme brachte ihr dieses Gebot von der Mutter und strich ihr kosend das Haar, indem sie hinzufügte:

„Armer, kleiner Starrkopf, jetzt gibt es wieder Schläge auf den Abend."

„Nun, und dann? Ich bin ja so daran gewöhnt," antwortete das Kind mit einem trotzigen Lächeln; „deßhalb singe ich jetzt noch ein Lied, da ich doch nichts zu essen bekomme."

„Liebes Herzchen, thue es nicht," bat die Amme ganz erschrocken.

Edith hörte nicht auf die Warnung, sondern stimmte einen neuen Gesang an. Bei den ersten Tönen öffnete sich die Salonthüre und Ehrmann stand auf der Schwelle. Mit gleichgültiger Miene sah Edith den Vater an und sang das Lied zu Ende. Als sie verstummte, sagte er: „Komm heraus, Kind!"

Dieß war das Erstemal, daß er Edith anredete. Sie blieb unbeweglich.

„Hörst Du, was ich sage?" wiederholte er.

„Mama hat mir verboten hinauszugehen!" antwortete das Mädchen, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Komm, liebe Edith, folge jetzt," flüsterte die Amme, die bei dem Gedanken erschrak, daß ihr kleiner Liebling den Herrn reizen könnte; aber zu ihrer großen Verwunderung ging Ehrmann auf Edith zu und sagte mit ungewöhnlicher Milde:

„Ich befreie Dich von der Strafe, die Deine Mutter Dir auferlegt hat. Komm jetzt."

Er faßte sie am Arm. Edith erhob sich, sah verwundert ihrem Vater ins Gesicht und folgte ihm.

Wäre Frau Rosa Zeugin eines Erdbebens gewesen, so hätte es keinen schrecklicheren Eindruck der Bestürzung machen können, als der Anblick Ediths an des Vaters Hand, und als sie ihn zur Magd sagen hörte: Warum ist für Edith nicht gedeckt? da war sie nahe daran rücklings zu Boden zu sinken. Hielt es aber doch für gerathener eilig ihren Platz am Tisch einzunehmen, um allem derartigen Unglück zuvorzukommen.

Es war in der alten guten Zeit, wo man sich zu seinem Abendbrod an den Tisch setzte, statt daß wir jetzt stehenden Fußes soupiren.

Rosa war so aufgeregt, daß sie die Milch auf das Tischtuch verschüttete, und sie beging so viel Mißgriffe, daß ihr Mann zuletzt ganz ungeduldig rief:

„Wo hast Du denn Deinen Kopf, liebe Rosa? Du gibst mir ja Pfeffer zur Grütze."

Endlich trennte man sich. Abereys gingen nach

Digitized by Google

Hause. Harm trat zu dem Vater, küßte ihm die Hand und sagte: „Gute Nacht, lieber Papa!“

„Gute Nacht!“ antwortete Ehrmann herb.

Edith schwieg wie gewöhnlich und sagte nichts.

„Willst Du Deinem Vater nicht die Hand küssen?“ ragte Ehrmann, indem er sie ihr reichte. Schweigend am das Kind der Aufforderung nach.

„Nun warum wünschest Du mir nicht gute Nacht?“

Einen Augenblick sah sie ihn an, als wollte sie den Ausdruck seiner Züge erforschen. Dann sagte sie:

„Gute Nacht, Papa!“

Dieß war das Erstemal, daß sie diese Worte aussprach, und Gott allein weiß, was sich dabei im Innern des Mädchens regte; aber im selben Augenblick, wo sie über ihre Lippen kamen, stürzten Thränen die Wangen hinab, und ohne zur Mutter ein Wort zu sagen, sprang sie aus dem Salon und in das Wohnzimmer, das zugleich das Schlafgemach der Mädchen war. Dort warf sie sich auf ihr Bettchen und schluchzte laut, während Harm mit ihr zankte.

(Fortsetzung folgt.)

Hinrichtung von Indianern in Minnesota.

Von den dreihundert gefangen genommenen Indianern, welche vor einiger Zeit ein Blutbad unter den Weißen in Minnesota angerichtet hatten, sind siebenunddreißig, denen man Mord oder Nothzucht nachweisen konnte, zum Tode durch den Strang verurtheilt worden. Die Meisten von ihnen bekannten offen, an mehreren Gefechten Theil genommen zu haben, leugneten jedoch die „grundlose und böswillige“ Ermordung von weißen Einwohnern. Ueber die Hinrichtung berichtet ein Blatt aus Minnesota: Am Morgen des Tages, welcher der letzte für sie sein sollte, schüttelten sie den Offizieren, die zu ihnen hinein kamen, die Hand und sagten ihnen Lebewohl, als ob sie sich zu einer langen und fröhlichen Reise rüsteten. Sie hatten ihr Angesicht, jeder nach seinem Geschmacke, mit einigen frischen Streifen Zinnobers und Ultramarins gefärbt, augenscheinlich in der Absicht, sich so munter und geschmückt wie möglich zu zeigen. Sie begannen dann ihren Todtengesang. Der „weiße Hund“ bat, ihm keine Fesseln anzulegen, er werde ohne diese seine Hände ruhig nieder halten, doch konnte diesem Wunsche natürlich nicht willfahrt werden. Nachdem sie alle gefesselt waren, standen sie in dem Zimmer in einer Reihe auf und sangen einen zweiten erregenden Todtengesang. Pater Ravour trat ein und kniete nach einer kurzen Ansprache zum Gebete nieder, indem er aus einem Andachtsbuche in der Dakotasprache vorlas und einige der Verurtheilten seine Worte wiederholten. Darauf wurden ihnen die Kopfbedeckungen aufgesetzt, welche nur bis über die Stirn gingen und ihr bemaltes Gesicht noch zum Vorschein kommen ließen. Sie trugen dieselben mit erschlicher Unzufriedenheit und Beschämung. Stricke und Ketten hatten nicht ihr Gefühl so sehr berührt — sie wurden nicht für entehrend angesehen; aber diese weiße Mütze auf ihrem Haupte war ihnen demüthigend. Der Gesang verstummte, und nur wenig wurde geredet und geraucht. Alle saßen in der Runde, die meisten mit gekreuzten Beinen; ruhig erwarteten sie ihr Schicksal oder horchten auf die Worte des Paters Ravour. Dann und wann holten sie ihre kleinen Spiegel hervor, um nachzusehen, ob ihre Züge noch die rechte Färbung und Verzierung trügen. Punkt 10 Uhr wurden sie in Reihen gestellt und marschirten über die Straße durch ein Spalier von Soldaten zum Richtplatze. Sie gingen rasch und munter, drängten und stießen sich sogar, um an der Spitze zu schreiten. Beim Betreten des Richtplatzes begannen sie wiederum ihr Todtenlied, und als sie alle auf dem Schaffot versammelt waren, war der Lärm, welchen sie machten, ein gräßlicher. Es schien, als seien alle Geister der Unterwelt losgelassen. Ihr Muth war ungebrochen.

Ein junger Bursche, der gerade vor ihrem Abmarsche eine Cigarre erhalten hatte, rauchte ruhig weiter fort oben, sehr kalt während der Pausen des schrecklichen „Hi-yi-yi, Hi-yi-yi“ Rauchwolken ausstoßend; und selbst nachdem die Mütze über sein Gesicht gezogen worden, wußte er seinen Mund frei zu machen und rauchte fort. Andere hatten ihre brennenden Pfeifen im Munde. Die Galgen hatten 24 Fuß im Geviert und waren so eingerichtet, daß jederseits Raum für zehn Verurtheilte war. Drei abgemessene und deutliche Trommelschläge — und ein Seil war durchgeschnitten, das Schaffot gefallen und siebenunddreißig leblose Körper schwebten zwischen Himmel und Erde. Einer der Stricke war gerissen und der Körper des „Rasselnden Renners“ zu Boden gefallen. Das Genick war vermuthlich gebrochen, da aber schwache Lebenszeichen zu bemerken waren, so wurde er alsbald wieder aufgehängt. Als die Signalschläge ertönten, hatte man viele sich die Hände reichen sehen, die bei manchen in einander verschlungen blieben, bis die Leichname herabgenommen wurden. Beim Fallen des Schaffots vernahm man einen nicht lauten, aber anhaltenden Beifallsruf der Soldaten und Bürger; darauf waren alle wieder ernste und stille Zeugen bei der Scene. Alle siebenunddreißig Indianer wurden in ein Grab von 30 Fuß Länge und 12 Fuß Breite gelegt, in zwei Reihen geordnet und mit den Füßen aneinanderstoßend, mit den Köpfen nach außen. Sie wurden einfach mit ihren weißen Tüchtern bedeckt und die Erde über ihnen zugeworfen.

Digitized by Google

Tempora mutantur.

Unter diesem Titel theilt das von Jul. Grosse redigirte Morgenblatt zur „Bayerischen Zeitung“ ein schönes Gedicht von Geibel mit, welches nach Gefühlsweise und Form an manche der späteren, ernsten Poesien Béranger's erinnert:

Die Stätten meiner Jugend sah ich wieder,
Doch zeigen sie mir fast ein fremd Gesicht;
Rings wachsen Giebel, sanken Wipfel nieder,
Und selbst das Flußbett ist das alte nicht.
Ja, Freund, den Hauch, der unser'm Schlag der Glocken
Die Welt durchschauert, spür' ich doppelt hier;
Er blies nicht bloß das Braun aus unsern Locken;
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Wie lag im gold'nen Märchenduft die Ferne,
Da uns noch eng der Heimath Bann umgab!
Vom ersten Berg schon sahn wir and're Sterne,
Und Zaubergerte schien der Wanderstab.
Sehnsüchtig wuchs das Herz, wenn seine Weisen
Das Posthorn sang im nächt'gen Waldrevier —
Jetzt pfeift der Dampf und läßt im Sturm uns reisen;
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Von Ort zu Ort die traute Liebeskunde,
Die Grüße, die der Freund dem Freunde rief,
Wie bang erharrten wir sie Stund' um Stunde,
Und zum Ereigniß ward der späte Brief.
Verhallend selbst, als Echo nur, empfingen
Der Weltgeschichte Donnerbotschaft wir —
Jetzt trägt der Blitz das Wort auf Feuerschwingen;
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Vom Zauberduft der blauen Blume trunken,
Des Herzens Räthseln sann der Dichter nach;
Er klagt' um Sonnen, die hinabgesunken,
Und rief der Vorwelt mächt'ge Schatten wach.
Der Freiheit Muse schlich nur auf den Zehen
Bei Nacht zu ihm, als wär's Verbrechen schier, —
Heut läßt sie auf dem Markt ihr Banner wehen,
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Gruß euch, ihr Münster, mit den schönen Schiffen,
Gebraus der Orgel, dunkles Chorgestühl,
Wo ein Geheimniß ewig unbegriffen
Uns Wahrheit ward durch unser wahr' Gefühl!
Auf seinen Flügeln jedes Zweifels Schranke
Hoch überfliegend, kampflos glaubten wir —
Jetzt heischt sein Recht am Glauben der Gedanke!
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Ja, vorwärts geht's; des Webstuhls Spulen sausen;
Die Welt ward weiter, freier Blick und Sinn;
Doch wie des Lebens Ströme schwellend brausen,
Wuchs nach Genuß die Gier und nach Gewinn.
Da singt bei Nacht wohl, eh' die Sterne schwinden,
Vom engen Jugendglück die Sehnsucht mir —
Doch komm' nun, Tag, du sollst mich wacker finden!
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Mannigfaltigkeiten.

Stettin, 22. Jan. Die „Pomm. Ztg.“ meldet Folgendes: „Dieser Tage fand man zwischen den in Winterlage befindlichen Schiffen eine mit einem Bande umschnürte blaue Daunenhutschachtel, welche an das Hafenamt abgeliefert wurde. Bei der Eröffnung fand man mindestens 200 Briefe, welche theils hier zur Beförderung mit der Post aufgegeben, theils von außerhalb angekommen waren. Dieselben datirten den Poststempeln nach größtentheils aus den letzten 3—4 Wochen, namentlich aber aus der Weihnachts- und Neujahrszeit. Wie sich nun ergibt, sind diese Briefe von einem kürzlich erst hierher versetzten Postsecretair Weber unterschlagen und, da er eine Haussuchung fürchtete, in obiger Weise bei Seite geschafft worden. In vielen der gefundenen Briefe befanden sich Wüstenkarten-Photographien, welche Weber wahrscheinlich für zusammengelegte Kassenscheine gehalten hatte. Gleich nach Auffindung der Hutschachtel wurde Weber verhaftet. Die unterschlagenen Briefe sind sämmtlich vorhanden und sollen in diesen Tagen den Absendern zugeschickt werden.“

Aus **Koblenz**, 24. Jan., wird der „E. Z.“ berichtet: „Gestern ereignete sich hier, kurz vor Beginn des Konzertes im Gymnasialsaale, die desperate Handlung eines Tertianers, Sohnes eines höheren Offiziers, daß derselbe sich in dem nahe gelegenen Carcer erschoß. Er hatte das Pistol mit Wasser geladen und dasselbe in den Mund gesetzt, wovon die Wirkung eine gräßliche gewesen sein soll. Es scheint, daß die öfter wiederholte gewiß wohlverdiente Schulstrafe und die Furcht vor der ihn erwartenden häuslichen Züchtigung jenen, bei solcher Jugend doppelt schrecklichen Entschluß der Verzweiflung hervorgerufen hat.“

Nach dem Bericht der französischen Ausstellungs-Kommission beträgt der Arbeitslohn für Anfertigung von Krinolinen in Frankreich jährlich 5,670,000 Frcs.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Baisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 28 Sonntag, 1. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Warum habe ich nie erfahren, daß das Mädchen Stimme hat? Du weißt, daß ich den Gesang sehr liebe," sagte Ehrmann zu seiner theuern Hälfte, als sie allein waren.

„Weil Du nie Etwas von ihr wissen wolltest," antwortete Frau Rosa schnaufig; „im Uebrigen ist man noch kein Meerwunder, wenn man singen kann."

„Das gehört nicht hierher, und ich verbitte mir alle unnöthigen Redensarten. Du weißt, daß ich Deine Declamationen nicht leiden kann."

Ehrmann ging ins Schlafzimmer und schlug die Thüre hinter sich zu.

„Das garstige Mädchen, was hat sie jetzt wieder angestellt?" dachte Rosa, als sie eine Weile nachher ebenfalls eintrat. Sie sah ihrem Manne an, daß er bei sehr böser Laune war; so hielt es daher fürs Beste ihn nicht zu reizen, sondern sich ganz bescheiden zu Ruhe zu begeben.

Am folgenden Morgen sagte Ehrmann, ehe er in die Apotheke ging, zu seiner Frau:

„Laß die Kinder hereinkommen!"

„Was fällt Dir um Gotteswillen ein, da Du Dich ja sonst nichts um sie bekümmerst?"

„Was nicht hindert, daß ich Gehorsam verlange," antwortete Ehrmann barsch.

„Es ist entsetzlich, was Du für einen eigenen Ton in Deinem Hause hast; erst gehen Jahre vorüber, ehe Du nach den Kindern fragst, und da redest Du nur Harm in einem gebieterischen Tone an; dann kommst Du ganz plötzlich auf den Einfall, daß Du nicht in die Apotheke hinabgehen könnest, ohne sie zu sehen."

Frau Rosa sagte dieß mit einer solchen Heftigkeit, daß die Worte ihr von den Lippen flogen. Die arme Frau glaubte immer, sich einem Mann widersetzen zu können, der sie dennoch mit Machtsprüchen zum Gehorsam zwang, nachdem sie zuerst einen ehelichen Streit hervorgerufen hatte. So auch jetzt. Ehrmann wurde böse, sprach bittere, schonungslose Worte, und das Ergebniß war, daß Rosa auf seinen im Zorn ausgesprochenen Befehl die Kinder hereinrufen mußte.

Harm trat mit einem leichten tänzelnden Gang, lächelnd, blühend und wie eine Puppe gekleidet ein. Edith kam langsam nach, mit düsterer Stirne und scheuem Blick, sauber, aber äußerst dürftig gekleidet, in einem Aufzug der all der Zierlichkeit und Sorgfalt ermangelte, womit Mutterliebe die schöne Tochter geschmückt hatte.

Ehrmanns Blick ruhte auf Edith; Harm sah er kaum an. Als die Mädchen grüßten, sahen sie mit Verwunderung auf den Vater, der für die ältere nur ein strenger Herr gewesen und für die jüngere beinahe eine unbekannte Persönlichkeit war. Ehrmann sagte zu Edith:

„Du hast wohl bereits angefangen, zu spielen?"

„Nein, ich lese und spiele nicht," antwortete das Kind.

Ehrmanns Brauen runzelten sich, und er erinnerte sich jetzt, daß Abernay mehrere Male das Gespräch auf das Mädchen gelenkt und ihm seine gänzliche Gleichgültigkeit gegen sie vorgeworfen hatte.

„Nimmt Edith keinen Antheil am Unterricht der Mamsell E.?" fragte er seine Frau.

„Noch nicht," antwortete Rosa; „Edith hat eine so träge Fassungsgabe."

Ehrmann sagte nichts; aber die geschwollenen Adern seiner Stirne bewiesen, daß er sehr zornig war.

„Du mußt mir das Lied singen, das Du gestern Abend sangst," begann er gegen Edith. Das Mädchen schien eine Weile zu zögern. Die Augen der Mutter funkelten buchstäblich. Aber nach kurzem Bedenken sang sie das finnische Volksliedchen. Nur Ehrmann selbst wußte, welche Erinnerungen aus der Kinderzeit darin lagen; wir wissen bloß, daß er, als der Gesang vorüber war, das Kind auf den Kopf tätschelte und freundlich sagte:

„Du singst recht artig."

Damit verließ er hastig das Zimmer und ging in die Apotheke hinab. Eine halbe Stunde später kam Viktor Abernay hereingestürzt und rief:

„Tante Rosa schlägt Edith so schrecklich, bloß weil sie sich unterstanden hat, zu singen. Komm, komm, sonst geht es nicht gut!"

Und mit einem Ausdruck der Verzweiflung ergriff

Digitized by Google

er Ehrmanns Arm und zog ihn mit sich. Als sie in den Salon hinaufkamen, hörten sie aus dem Wohnzimmer erstickes Klagen und Schluchzen. Ehe Ehrmann hineinkam, war Viktor vorangesprungen und hatte die Thüre aufgerissen. Der Junge sah ganz wild aus. Mit einem Sprung war er an Frau Ehrmann, die im größten Zorn Edith mit einer großen Birkenruthe züchtigte. Augenblicklich war ihr die Ruthe aus der Hand gerissen, und mit einer von Aufregung zitternden Stimme rief der Junge unter Thränen:

„Jetzt sollst Du die arme Edith nicht mehr schlagen, Tante!“ In seinem Grimm zerrig Viktor die Ruthe und warf die Stücke Frau Rosa, die ihn ganz verblüfft betrachtete, zu Füßen. Sie hatte den Rücken der Thüre zugewandt, so daß sie ihren Mann erst bemerkte, als er fragte:

„Warum schlägst Du das Mädchen?“

Edith, die an diesem Tag mehr als gewöhnlich Schläge bekommen hatte und ganz dunkel ahnte, daß sie jetzt in dem Vater einen Beschützer erhalten würde, antwortete unter heftigem Schluchzen:

„Ich habe Schläge bekommen, weil ich singen kann.“ Sie ergriff des Vaters Hand und fügte mit kindlicher Verzweiflung hinzu: „Nimm mich fort von hier. Ich werde böse, weil man so garstig gegen mich ist.“

„Du siehst selbst, was für ein unartiges Kind sie ist,“ schrie Frau Ehrmann, konnte jedoch nicht mehr sagen, denn ihr Mann unterbrach sie mit einem: „Schweig Weib, sonst . . .“ Er nahm die kleine Tochter am Arm und ging hinaus.

„Was um Gotteswillen hat er vor?“ dachte Rosa, die ihn über den Salon und den Treppen hinab gehen hörte. Die Thüre öffnete sich und fiel wieder zu. Frau Rosa sprang ans Fenster und sah ihren Mann mit der Tochter am Arm quer über den Weg zu Alberneys gehen. Als er eine Stunde nachher wieder nach Hause kam, war er allein. Edith war bei Tante Debora gelassen worden.

Die Erklärung, die jetzt zwischen den beiden Gatten erfolgte, belehrte Rosa auf eine schreckliche Weise, daß sie für immer die Ergebenheit verloren, welche sie einst besessen hatte.

Nach einigen Wochen kam Ehrmanns Schwester Sara auf Besuch nach Uleaburg. Sie hatte jetzt ihre Verwandten in Schweden verloren und wollte daher ihre Geschwister wieder sehen, mit denen sie seit ihrer Kindheit nicht mehr zusammen getroffen war. Sie war unverheirathet und besaß ein sehr ansehnliches Vermögen.

Nachdem sie den Sommer in Uleaburg zugebracht, kehrte sie im Herbst nach Schweden zurück und nahm Edith mit. Sie hatte es übernommen, das Mädchen zu erziehen und zu ihrer Erbin zu machen. Sie hatte zu ihrem Bruder und zu ihrer Schwester gesagt:

„Ihr habt ja noch mehr Kinder und könnt mir Edith abtreten. Ich besitze keine Seele für die ich leben kann; gebt mir also das Mädchen.“

Ehrmann ertheilte seine Einwilligung.

(Fortsetzung folgt.)

Griechenland.

Von Professor Heinrich B. J. Thiersch in Marburg, dem Sohne des berühmten Philhellenen, ist kürzlich eine kleine Schrift erschienen, welche unter dem Titel: „Griechenlands Schicksale, vom Anfang des Befreiungskriegs bis auf die gegenwärtige Krisis“ *), eine übersichtliche Darstellung der Geschichte des kleinen Staates im äußersten Osten Europa's gibt, der vor wenigen Monaten den Occident durch eine ebenso unerwartete als in ihrem Verlauf außerordentliche Revolution überrascht hat und sowohl durch die diplomatischen Schachzüge, die sich an das Ereigniß geknüpft, als durch die gewichtigen Konsequenzen, die an dessen weiterer Entwickelung hängen, die öffentliche Aufmerksamkeit fortwährend beschäftigt. Daß die Schrift eine vorzugsweise zeitgemäße ist, ergibt sich hiernach von selbst; sie hat aber auch einen über das Interesse des Augenblicks, der sie ins Leben gerufen, hinausragenden Werth schon aus dem Grunde, weil es zwar über den Gegenstand, den sie behandelt, auch bisher nicht an gehaltvollen Werken gefehlt hat, diese aber theils schwer zugänglich sind, theils nur bis zur Periode der Regierung des Königs Otto reichen. Auf den geschichtlichen Theil der Schrift können wir hier nicht näher eingehen; dagegen wollen wir die politischen Betrachtungen mittheilen, welche der Verfasser am Schlusse über die Oktober-Revolution und den seiner Meinung nach ihr zu gebenden Abschluß anstellt: „Was bedeutet — fragt er — die neueste Revolution in Griechenland? . . . . Wohl wußte man, daß der Thron in Griechenland von Gefahren umgeben sei; aber eine so rasche, vom Zaun gebrochene, mit Betrath und Undank durchgeführte Umwälzung hatte man in Europa nicht geahnt. Fragt man nach den Beweggründen der That — hat etwa König Otto als ein Tyrann wie Kapodistria geherrscht? so bekennen die Männer der provisorischen Regierung: er hat verfassungsgemäß regiert, nur Eins sei ihm vorzuwerfen, er habe Griechenland nicht vergrößert. Und was thun sie, die Dieß zu einer Anklage zu machen sich erkühnen? Muthlos und hinterhaltig desavouiren sie in demselben Augenblicke den alten Theodor Gridas der mit der Vergrößerung Ernst machen wollte, vor den europäischen Diplomaten, während sie doch wieder, um vom Strome der friegerisch angethanen

*) Frankfurt bei Heyder und Zimmer.

Digitized by Google

wegung sich tragen zu lassen. Vertreter der noch unter osmanischer Herrschaft stehenden Griechen in ihre Nationalversammlung einberufen. Die tiefer liegenden Ursachen, durch die ein solches Ereigniß möglich wurde, sind aus der Geschichte klar genug; über die nächsten Veranlassungen und die geheimen Vorgänge ist noch ein Nebel gebreitet. Mit unzulänglichen, widernatürlichen Gränzen und mit einer nicht geordneten Thronfolge mußte Griechenland sich in einem Zustande des Schwankens befinden, und auf einem solchen Boden stand der Thron nicht sicher, zumal da ihm statt aufrichtiger Unterstützung von Seiten der Großmächte Verlegenheiten, welche die Autorität untergraben, bereitet wurden. Der Wunsch die noch unter der Herrschaft der Osmanen stehenden Griechen befreit und das Vaterland vergrößert, den Halbmond entfernt und ein christlich-griechisches Reich wieder aufgerichtet zu sehen, ist an sich gerecht. Noch leben auf griechischem Boden Schaaren von Familien, die ihr Vaterland, Kreta, Samos, Thessalien, verloren haben. Viele der hervorragendsten Männer des Befreiungskriegs und des neuen Staates haben ihre Heimath da, wo noch die Paschas gebieten. Sollen jene Provinzen, die eben so viel Opfer wie Morea oder Rumelien für die Freiheit gebracht haben, nie dafür belohnt werden? Vollendung des Befreiungswerkes, Herstellung des großgriechischen Reichs ist das Zauberwort, das alle Parteien vereinigt. Sie deuten es verschieden und aus verschiedenen Motiven stimmen sie zu, aber gleich großen Eindruck macht es bei allen. Den Einen ist es religiöse Pflicht, das Kreuz auf Justinian's Tempelgebäude in Byzanz wieder aufzurichten, bei Manchem überwiegt das Gefühl für die orthodoxe Kirche so sehr alles Andere, daß sie sich mit ganzer Seele zu der nordischen Großmacht hinneigen, die auf ihre Weise dasselbe Ziel anstrebt. Die Zahl dieser russisch Gesinnten hat abgenommen; zu ihnen gehört der noch lebende alte Seehelb Kanaris. Ihn suchte, als den Vertreter der heroischen Ueberlieferungen des Befreiungskriegs, die Kriegspartei im Frühjahr 1862 an die Spitze des Ministeriums zu bringen, doch vergeblich. Den Andern ist es nicht so sehr um das orthodoxe Kaiserthum in Byzanz zu thun; Freiheit, Nationalität, Bildung, Fortschritt im Sinne des Occidents sind ihre Ideale. Diese zwei Strömungen haben vereinigt die erste Erhebung im Jahre 1821 hervorgerufen, sie ziehen sich durch die ganze Geschichte der letzten 40 Jahre; auch die neueste Revolution ist ihr gemeinsames Werk. Doch alle diese Ursachen, die von lange her bestanden, sind nicht der ausreichende Erklärungsgrund für die Katastrophe vom 23. Oktober. Aeußere Veranlassungen und geheime Ränke haben hier mitgewirkt. Seit dem Kriege in Oberitalien 1859 und Garibaldi's Zug nach Sizilien und Neapel 1860 blieb Griechenland von der Aufregung, die Italien ergriffen hatte, nicht unberührt. Die Schwingungen des Erdbebens reichten bis in den Orient, und, wie einst in Folge der Julirevolution, wuchs die griechische Opposition an Unruhe, Thätigkeit und Einfluß. Ist ein einiges Italien im Werden, und sollte nicht auch Griechenland seine Befreiung und Einigung vollenden, sollte nur Italien seinen Viktor und Garibaldi haben? Im Frühjahr 1862 fanden die Vorbereitungen statt zu einem neuen Zuge Garibaldi's; erst war es auf Venetien abgesehen, dann auf Rom. Von einem gleichzeitigen Einfall in die Türkei war offen die Rede. Alles Land an der Ostküste der Adria sollte in Aufstand versetzt werden bis an Oesterreichs Gränzen, um dieses zum Einschreiten zu veranlassen und dann für den Revolutionskrieg in Ungarn und Venetien freie Hand zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog für 1862.

Zur Ergänzung der in Nr. 13 mitgetheilten Notizen entnehmen wir dem „Schwäb. Merk." noch die folgenden: Mitglieder regierender Häuser: die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Auguste, geb. 1822, und die Großherzogin von Hessen-Darmstadt, Mathilde, geb. 1813; zwei Herzoginnen: die von Sachsen-Koburg-Cohary, Antonia, geb. 1797, und die von Sachsen-Altenburg, Maria, geb. 1803; der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, 72 Jahre alt, der Prinz von Capua, Karl, geb. 1811; Prinzessin Sidonie von Sachsen, geb. 1834. Mitglieder nicht regierender fürstlicher Häuser: Dorothea, Herzogin von Sagan, geb. 1793, und Fürst Konstantin von Waldburg-Zeil-Trauchburg, geb. 1807, Mitglied der Paulskirche. Aus dem Kardinalskollegium ist zu nennen: der Erzbischof von Paris, Morlot, geb. 1795 zu Langres. Hohe Staatsbeamten; zwei ehemalige Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika: Martin van Buren, 1837—41, und John Tyler, 1841—45. Hohe Militärs: der englische General Wilmot Inglis, Vertheidiger von Lucknow, dann Gouverneur der jonischen Inseln; der Erfinder der Revolver, amerik. Oberst Colt, geb. 1814. Männer politischer Bedeutung: Prof. Montanelli von Pisa, 1848 Soldat gegen Oesterreich, gefangen bei Goito, 1849 Mitglied der provis. Regierung von Toskana, 1859 Soldat unter Garibaldi, 1861 Abgeordneter; der ehemal. Podesta von Venedig, Graf Giovanni Correr, 1849 Präsident der provis. Regierung von Venedig. Die Mitglieder der deutschen Nationalversammlung: A. E. Hensel, Advokat zu Zittau; Ober-App.-Rath und bayer. Abgeordneter J. J. Laut; Prof. Haggenmüller zu Kempten; Heinrich Künßberg zu Ansbach; Prof. und Bibliothekar Ernst Deecke zu Lübeck und Dr. med. Esterle aus Cavalese (Tyrol) gestorben als Hospitalarzt zu Novara (L. Uhland und Fürst Zeil). Auf dem Gebiete der

Digitized by Google

philologischen und historischen Wissenschaften sind folgende Todesfälle zu bezeichnen: Edm. François Jomard, das letzte lebende Mitglied des Institut de l'Egypte, Mitglied des Institut de France, geb. 1777; Joseph Hamel, Academiker zu St. Petersburg; Schuldirektor Dr. Karl Vogel zu Leipzig; der biographische Schriftsteller Heinrich Döring. Aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde: der Chemiker Bromeis, Prof. zu Marburg; Prof. Bronn zu Heidelberg; der Botaniker K. L. Blume zu Leyden, geb. 1796 zu Braunschweig; der Zoologe Prof. Herold zu Marburg; der Physiologe Schroeder van der Kalk zu Utrecht; die Aerzte Bretonneau zu Passy; Bilharz in Kairo; Landolfi in Neapel; Sir Benjamin Brodie; Prof. Hohl zu Halle; Prof. Moreau, Direktor der Maternité zu Paris; Prof. J. B. Friedreich zu Würzburg und der um das Gefängnißwesen so verdiente Dr med. Nik. Julius zu Hamburg. Fremde Literatur: der dänische Dichter B. S. Ingemann, geb. 1789 auf der Insel Falster, und der englische Dramatiker Sheridan Knowles, geb. 1783. Die bildenden Künste verloren die Maler Koekkoek, 59 J. alt, zu Cleve; D. Fohr, geb. 1800 zu Heidelberg; Friedrich Gauermann, 55 J. alt, zu Wien; Aug. v. d. Embe, 82 J. alt, zu Kassel. Die Musik verlor den Komponisten Hasert, geb. 1799 zu Paris, die Schauspielkunst Nestroy, 60 J. alt, zu Grätz, und Klara Liedtke, geb. Sich, geb. 1820 zu Berlin.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Aus Tübingen, 22. Januar, wird der „Allg. Ztg." geschrieben: Der ordentliche Professor der Jurisprudenz, Dr. Michaelis, kürzlich aus der Irrenheil-Anstalt Winnenthal hieher zurückgekehrt, ist als Leiche in dem Gebüsch des seit zwei Tagen stark angeschwollenen Neckars aufgefunden worden. Gewöhnt, Abends das Haus seines Schwagers zu besuchen, wobei er den Neckar auf einem Steg und eine tief gelegene Wiese zu passiren hatte, machte er vorgestern Abend bei orkanartigem Sturm seinen gewöhnlichen Gang. Abends noch vermißt, ist der Verunglückte erst heute aufgefunden worden. Prof. Michaelis war der Senior des akademischen Senats. Ein Schüler Eichhorns, hatte er sich schon 1818 an der hiesigen Universität habilitirt, und las besonders über deutsch-rechtliche Fächer, Privatrecht, Lehenrecht, Staats- und Rechtsgeschichte. Seit einem Jahr aber, war er an der Ausübung seines Amts durch Krankheit verhindert. Michaelis war Ritter des belgischen Leopold-Ordens und des hohenzollern'schen Hausordens.

— An den letzten Abenden hat Dr. Dulk aus Königsberg in Preußen, seit einiger Zeit in Stuttgart ansässig, Dichter der von Abert komponirten Oper „König Enzio", hier einen Theil seiner großen dramatischen Dichtung „Jesus" vorgelesen. Sie behandelt das Leben des Heilands in seinen Hauptmomenten bis zur Himmelfahrt, und soll die Entstehung des Christenthums als ein aus den gegebenen Prämissen nothwendig sich ergebenes Produkt der geschichtlichen Entwicklung darstellen. Die Auffassung des Stoffs ist eine durchaus rationalistische, und an ein Aufführung auf unsern Bühnen wird nicht zu denken seyn, obgleich die Dichtung durchaus dramatisch empfunden und ausgeführt ist, und, abgesehen von ihrer Länge, auch bühnengerecht scheint.

Aschenbrödel. Dieses sinnige Märchen ist von Wolfgang Müller von Königswinter in reimlosen Trochäen neu bearbeitet und mit sechs hübsch entworfenen und sauber gedruckten Holzschnitten von A. Hendschel im Verlage von B. Dondorf in Frankfurt a. M. herausgegeben. Müller hält sich in seiner Nachdichtung, die recht leicht dahinfließt, wesentlich an den Text, wie ihn Grimm gegeben; indessen läßt er doch die beiden bösen Schwestern schließlich auch noch von schönen, reichen Rittern zum Altar geführt werden, während ihnen bei Grimm die Vögel die Augen aushacken, was allerdings etwas ungemüthlich ist. Auch verliert Aschenbrödel bei Müller den Schuh nicht auf den mit Pech bestrichenen, sondern auf den „glatten" Steinen der Treppe.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Feldhühnernest im Januar.] Der „Wormser Zeitung" wird aus Pfeddersheim vom 19. Januar geschrieben: Durch die seitherige milde Temperatur, welche an Gesträuchen schon die ersten Triebe hervorlockte, ist es erklärlich, daß kürzlich einer der hiesigen Feldschützen auf freiem Felde ein Feldhühnernest mit 12 Eiern fand. Jedenfalls eine seltene Erscheinung.

Die Herren Zeitungsschreiber haben einen sehr hochgestellten Kollegen bekommen. Der König des Maorisstammes (Neuseeland) hat nämlich eine „Königliche Zeitung" gegründet, deren Redakteur und Herausgeber er selbst ist. Die Nummer kostet drei Pence. Dieses Blatt wird wohl seltener als manches andere von der Polizei mit Beschlag belegt werden.

Redakteur: Hermann Oelschläger — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung.

Nro. 29 Dienſtag, 3. Februar 1863.

Eine Familiengeſchichte.

(Fortſetzung.)

Jahre vergingen nach dieſen Ereigniſſen, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorfiel. Harm wuchs zu einem bezaubernden Mädchen heran und wurde ein Gegenſtand der Bewunderung für den Proviſor Kaſpar Aberney, wie auch für den jungen Studenten Enoch. Als Harm ſiebzehn Jahre alt wurde, hatte der Vater beſchloſſen, daß ſie und Kaſpar die Ringe wechſeln ſollten.

Enoch beſchloß eben ſeine Studien in Abo und ſollte ſich dann nach Stockholm begeben, um im Hofgericht zu arbeiten.

Die Sommerferien ſollte er in Uleaburg bei den Eltern zubringen. Er war zwanzig Jahre alt, lebhaft, warmherzig und ſchön. Er ſah Harm täglich; was Wunder, wenn er in ſeinem Jugendtaumel vergaß, daß ſie für den Bruder beſtimmt war? Genug, als eines Tages Enoch und Harm im Aberney'ſchen Garten ſaßen, hatte er ihr anvertraut, wie innig ſie geliebt wurde, und hinwiederum von ihr erfahren, daß ſie ihn weit mehr liebte, als Kaſpar. Zu glücklich um den Betrug zu bedenken, der gegen dieſen begangen wurde, vergaßen ſie Alles, außer dem Bewußtſeyn, daß ihre Herzen einander gehörten. Es ging indeß jetzt wie immer wenn der Menſch ſich vom Rauſche des Augenblicks beherrſchen läßt; das Erwachen daraus wurde bitter, weil die Wirklichkeit da ganz unbarmherzig eintrat und über das Glück der entflohenen Stunde hohnlachte.

Auf acht Tage hatte Harms Vater ihre Verlobung mit Kaſpar feſtgeſetzt. Der Gedanke daran jagte das Blut wild durch Harms Adern, als ſie ſich eines Abends allein im Zimmer befand und überlegte, was geſchehen ſollte. Die Gefühle des jungen Mädchens waren heftig und leidenſchaftlich, das Wort Entſagen hatte ſie nicht verſtehen gelernt. Es ſchien ihr unmöglich auf ihre Liebe zu Enoch zu verzichten. So weit ſie ſich zurück erinnerte, war er ihr liebſter Freund geweſen; jedes gute und ſchöne Gefühl, das ſie empfunden hatte, war von ihm geweckt worden, und jetzt, da ſie wußte, daß ſie beide einander gleich innig und warm liebten, jetzt kam eine vom Vater beſchloſſene Ehe und trat ihrem künftigen Glücke in den Weg. Nein, ſie wollte ſich mit Kaſpar nicht verloben. Was lag ihr daran, daß er ſie liebte, da ſie nur Enoch ihr Herz ſchenken konnte? Sie beſchloß am folgenden Tag dem Vater zu ſagen, daß ſie nicht Kaſpars Frau werden könne. Mit dieſem Beſchluß ſchlief ſie ein, wurde aber von unruhigen und fieberhaften Träumen gequält. Es war als flüſterte ihr Jemand ins Ohr: „Du haſt jetzt die Sonne Deines Glückes untergehen geſehen.“ Die wildeſten und ſchrecklichſten Phantaſien marterten ſie die ganze Nacht, und als ſie am Morgen erwachte, ſtand die Amme mit einem Brief in der Hand vor ihr. Das junge Mädchen empfand eine eigenthümlich unangenehme Aufregung beim Anblick deſſelben. Sie konnte ſich nicht erklären warum, aber ſie ahnte, daß er etwas Trauriges enthalten würde.

„Es iſt entſetzlich, liebes Herzchen, wie lange Du heute geſchlafen haſt,“ ſagte die Amme, die jetzt, nachdem Edith von ihr genommen war, ihre ganze Ergebenheit auf Harm übergetragen hatte.

„Was für einen Brief haſt Du da?“ fragte Harm mit tiefem Athemholen. Sie fühlte ſich ſo wunderlich beklommen.

„O es iſt bloß eine Bagatelle. Enoch Aberney übergab mir ihn. Er iſt vor ein Paar Stunden abgereiſt.“

„Abgereiſt!“ rief Harm, indem ſie ſich heftig im Bette aufſetzte. „Wohin?“

„Ich weiß nicht. Er ſagte bloß, er müſſe abreiſen, und ſo ſah ich Herrn Aberney und ihn um ſieben Uhr wegfahren.“

Harm ſtreckte die Hand aus und nahm den Brief. Sie dachte:

„Sie ſind wohl nach dem Landgute des Onkels gefahren.“

Jetzt erbrach ſie das Siegel. Das Schreiben war lang und Harms Augen flogen über die Zeilen; aber je länger ſie las, um ſo bewölkter wurde ihre Stirne, um ſo bleicher ihre Wangen, und als ſie fertig war, warf ſie ſich unwillkürlich auf das Kiſſen zurück und brach in ein wildes und heftiges Weinen aus, während ſie krampfhaft den Brief zuſammen drückte. Die Amme war weggegangen, ſo daß ſie ſich ungeſtört dem erſten Ausbruch ihres Schmerzes überlaſſen durfte. Was ſtand

Digitized by Google

denn in dem Briefe, um ihn hervorzurufen? Enoch's Vernunft und Rechtsgefühl waren erwacht.

Als Harm und Enoch am vorhergehenden Abend sich getrennt hatten, kam Kaspar zum Bruder herüber und plauderte mit ihm bis tief in die Nacht hinein. Kaspar hatte von seiner Zärtlichkeit gegen Harm, seinen Hoffnungen auf Glück an ihrer Seite u. s. w. gesprochen. Er hatte mit so großer Zuversicht von der Zukunft geredet, daß Enoch einen stechenden Schmerz empfand, als er sich erinnerte, was zwischen ihm und Harm vorgefallen war.

Von religiösen und moralischen Eltern mit strengem Begriffen von Ehre und Pflicht erzogen, hatten Abrenes Söhne von Kindheit auf die Rechte Anderer und ihrer eigenen Pflichten innig respektiren gelernt. Dabei herrschte zwischen den Brüdern eine wahre Ergebenheit vor. Genug, Enoch betrachtete sich als Denjenigen der Kaspar verrathen hätte, und glaubte seine Augen nicht gegen ihn erheben zu dürfen. Durfte wohl er, Kaspars Bruder, dessen Glück zerstören und zu nichte machen? Ein Glück, das man ihm von Kindheit an als den Gegenstand aller seiner Träume vor Augen gehalten hatte!

Als Kaspar endlich Enoch verließ, schrieb dieser an Harm. Er sagte ihr Alles, was sein redliches und unverdorbenes Herz empfand, und daß er, obschon sie sie innig liebe, doch eher sterben, als auf Kosten seines Bruders die Seligkeit einer Stunde erkaufen möchte. Er hat Harm ihn zu vergessen und ihre Liebe wieder Demjenigen zuzuwenden, der zu ihrem Gatten bestimmt sei. Schon am folgenden Morgen, als sie seinen Brief empfing, hatte er Ulealburg verlassen und wollte nicht eher dahin zurückkehren, als bis er Harm und Kaspar glücklich wußte.

Das Schicksal begünstigte auch diesen Entschluß Enoch's, denn am nächsten Morgen sollte sein Vater eine Geschäftsreise nach Abo machen, und Enoch benützte die Gelegenheit ihn zu begleiten.

Als Abrenes am Tage vor Harms Verlobung zurückkam, war er allein. Enoch war mit einer Postyacht nach Stockholm weiter gereist.

(Fortsetzung folgt.)

Griechenland.

(Fortsetzung.)

Wirklich brach im April 1862 die Militärmeute in Nauplia aus, aber zu früh, vereinzelt, unhaltbar; Otto siegte und behandelte die Empörer mit gewohnter Milde. Garibaldi erlahmte bei Aspromonte, mit ihm für jetzt die italienische Revolution. Aber schon war in Griechenland die zweite, größere Mine gelegt. Schwerer Verdacht ruht auf Graf Mamiani, dem italienischen Gesandten. Diese Mine sprang in Bonizza, Patras und Athen. Es war ein Militäraufstand, durch unwissende und bestochene Soldaten und Unteroffiziere ins Werk gesetzt, es war nicht eine That der Nation; die Nation wurde überrumpelt. In Abwesenheit des Königs war Alles eingeleitet worden. Er verließ das Land, und die königlich Gesinnten haben kein Haupt, um das sie sich scharen könnten. Die Königin, so heißt es, gab den Rath, da man in Athen nicht landen konnte, in der Maina, wo die Majestäten eben mit Jubel empfangen worden waren, an's Land zu steigen. Auf jenen Bergen sollte der König sein Banner pflanzen und von dort aus sein Reich wieder gewinnen. Wir kennen die Gründe nicht, welche der Ausführung dieses heldenmüthigen Vorschlags entgegenstanden. Die Abreise nach Europa fand statt; wie es scheint ohne daß ein Losungswort für die Treugesinnten ausgegeben wurde. Wenn aber die Posaune einen undeutlichen Ton gibt, wer will sich zum Streite rüsten! Als die ersten Ausbrüche des Schwindelgeistes und des Fremdenhasses in Athen vorüber waren, nahm die Sache eine Wendung, welche ganz Europa und wahrscheinlich diesmal selbst die Anstifter dieser Revolution überraschte. Die Parole, welche gehört wurde, welche weit und weiter widerhallte, war nicht Amadeo, nicht Murat, nicht Republik, sie lautete: Prinz Alfred von Großbritannien. Dieß Verlangen nach einem englischen Prinzen als Oberhaupt, diese um sich greifende Begeisterung für den zweiten Sohn der Königin Viktoria ist nicht das Werk der italienischen Abenteurer, die bei der Anzettelung des Aufstandes thätig waren. Griechische Notabilitäten haben sich der Leitung bemächtigt und wie es scheint, durch dieses unerwartete Losungswort die Sache den Anstiftern des Aufstandes entwunden. Von England aus ist diese Idee nicht (?) angeregt worden. England hat sich gar keine Mühe gegeben, irgend welche Sympathien der Griechen zu gewinnen. England war von allen Mächten am Kältesten gegen die Griechen von Anfang an und ist es geblieben, während auf Oesterreich's Seite die Antipathien der Metternich'schen Periode gegen die Griechen verschwunden sind. Die öffentliche Meinung in England ist keinem griechischen Interesse günstig. Lord Palmerston hat das junge Königreich mißhandelt; in den jonischen Inseln haben Statthalter wie Sir Henry Ward die nationalen Wünsche mit Grausamkeit unterdrückt; England endlich hat sich am Lautesten als der treue Alliirte der Türken verkündigt. An diese Macht wendet sich Griechenland. In dem Augenblicke, wo es vom Siege seiner Nationalität und von Eroberung des Türkenkriegs träumt, bittet es um einen englischen Prinzen als König. Aber eben darin besteht die Klugheit und die Kühnheit dieses Entwurfs. Gelänge es, so hat man den Haß Britannien's neutralisirt und den gefährlichsten Gegner

Digitized by Google

in den mächtigsten Besitzer verwandelt. Die ersehnte Vereinigung der jonischen Inseln ist mit einem Schlag erreicht. Die Vergrößerung Griechenland's ist gegen England rein unmöglich, ohne England auch unerreichbar; soll sie je zu Stande kommen, denkt man, so muß es mit England geschehen. Noch lebt, wie wohl vom Alter gebeugt, Alexander Mavrocordatos, der seit 40 Jahren Haupt einer zu England neigenden Partei gewesen ist. Er erscheint nicht an der Spitze, doch steht der Plan ihm gleich, und Rufos, das Haupt der provisorischen Regierung, der ebenfalls zur englischen Partei gehört, handelt sicher nicht ohne seinen Rath.

In der ersten Periode des Befreiungswerkes waren die Neigungen für Rußland am Mächtigsten. Bald trat Frankreich in den Vordergrund, welches sich unter Karl X. und unter Ludwig Philipp durch Edelsinn gegen Griechenland auszeichnete; zur Zeit, da Kapodistria fiel, war die nationale Partei zugleich die mit Frankreich sympathische. Jetzt ist es anders. England braucht sich nicht zu bemühen, der Bonapartismus hat von selbst dafür gesorgt, die Gemüther der Griechen von Frankreich abzuwenden, und die bittere Täuschung, welche Italien erfahren hat, ist für die Griechen keine vergebliche Lehre gewesen. Kein Gefühl, keine Romantik ist es, welche die Annäherung Griechenlands an England hervorruft. Wohl aber sagt den Griechen ihr Verstand, daß England die einzige Großmacht ist, unter deren Obhut freisinnige Institutionen gedeihen, und die Erfahrung zeigt, daß die jonischen Inseln, ungeachtet der abstoßenden Härte der Protektoren gegen den griechischen Nationalgeist, durch das blühendste und am Besten regierte Stück griechischer Erde sind. Dieß sind die Erwägungen, welche endlich über alle Antipathien und bitteren Erinnerungen gesiegt zu haben scheinen. Schon einmal hat eine solche Appellation an England stattgefunden. Als 1825 Ibrahim Pascha Morea verwüstete und Kutahi Mesolongi belagerte, ward am 7. August von der Regierung in Nauplia auf den Antrag von Mavrocordatos der Beschluß gefaßt, durch welchen „die griechische Nation aus freiem Willen das heilige Gut ihrer Freiheit, ihr nationalen Unabhängigkeit und ihrer politischen Existenz unter den unbedingten Schirm Großbritannien's stelle." Die Erwartung, daß England annehmen würde, machte sichtlichen Eindruck auf die Türken und Aegyptier. Demetrius Mitaulis, Sohn des Admirals, brachte diese von 2000 Notabeln unterzeichnete Affiliationsurkunde nach London. Aber die englische Regierung, wie wohl Canning bereits Minister war, lehnte, am 1. Dez. 1825, den Antrag ab. So handelte England damals, so wird es, so muß es auch jetzt wieder handeln.*) Der Londoner Vertrag vom 3. Februar 1830 besteht noch, welcher die Mitglieder der Herrscherfamilien der drei großen Mächte vom griechischen Throne ausschließt, und die Gründe, welche damals diese Bestimmung nothwendig machten, sind heute so mächtig wie je. Sollte an dieser Bestimmung, sei es zu Gunsten des Prinzen Alfred, sei es zu Gunsten des Herzogs von Leuchtenberg, etwas geändert werden, so müßten sofort die anderen beiden Mächte ein Aequivalent, und zwar einen Anwachs ihrer Machtstellung im Morgenlande, haben. Hiemit wäre mit einem Male die orientalische Frage aufgerüttelt, und sie träte in ihrer schlimmsten Gestalt als Theilungsprojekt hervor, wie sie von Kaiser Nikolaus aufgefaßt, von Frankreich und England abgewiesen und durch den Krimkrieg niedergeschlagen worden ist. Also die englische Diplomatie mag die Anerbietung ausnützen, aber Prinz Alfred kömmt nicht. Was dann? Im Dezember 1862 soll die Nationalversammlung eröffnet werden, und geschieht dieß, so wird schwerlich Jemand im Stande sein, die Kriegsfrage zu vertagen.

(Schluß folgt.)

*) Thiersch's Schrift ist am 28. November zu die Presse gegeben.

Der Büchsenspanner.

Eine Frankfurter Jagdgeschichte.*)

Es zogen drei Jäger wohl auf die Pürsch',
Sie wollten erlegen den weißen Hirsch.

Eigentlich waren es fünf oder sechs Jägersmänner, die eines schönen Morgens zu einem Thore Frankfurts hinausgezogen, um dem edlen Waidwerk in den benachbarten nassauischen Wäldern obzuliegen. Alle waren ächte Frankfurter, jovial, gemüthlich, lebenslustig. Einer besonders, eine behäbige, wohlgenährte Figur — nennen wir ihn Maier — war ein würdiger Landsmann Hampelmann's. Die Fülle seines Doppelkinns und seines, einem Vorgebirg vergleichbaren Bäuchleins verdankte er sicher nicht dem Fasten, und die bekannte Kupferfarbe seines Gesichtes rechtfertigte den Schluß, daß er an Wasserschen leide. Aber wenn er auch seinem eigenen Korpus nicht so leicht etwas abgehen ließ, so war er doch wenig geneigt, auf andere Zwecke das Geld, mit dem ihn Fortuna reichlich gesegnet hatte, zu verwenden, mit andern Worten: er war geizig in Allem, was nicht unmittelbar seinem werthen Körper zu Gute kam. So war auch jetzt seine Jagdtasche mit einem gebratenen Hahn und einer Flasche ächten Malaga's gespickt; aber ein Jagdpaß . . . o, für den hatte er kein Geld gehabt. Und doch wußte er, daß das Jagen ohne einen solchen im Nassauischen mit fünfzehn Gulden Geldbuße — eine enorme Summe nach seinen Begriffen — belegt wird. Aber, er war ja schon oft ohne Paß auf der Jagd gewesen; warum sollte er nicht auch dießmal ohne denselben durchkommen?

*) Der Neuen Wiesbadener Zeitung nacherzählt.

Digitized by Google

Doch mit des Geschickes Mächten,
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell —

dort in der Uniform eines nassauischen Landjägers einher und auf unsere Jagdgesellschaft zu, die so eben im Begriff steht, sich zum ersten Treiben anzustellen.

„Donnerwetter! Ein Landjäger und keinen Jagdpaß! Fünfzehn Gulden Strafe!“ klagte Hampelmann's Vetter, den schon ein kalter Schauer überlief bei dem Gedanken, daß er fünfzehn Gulden ohne Gewinn für seinen Magen hergeben müsse.

„Nun, da läßt sich helfen.“ Diese Trostesworte ließ ein Anderer aus der Gesellschaft hören, Hellwig, der, wie allgemein bekannt, den Tag für verloren hielt, an dem er nicht irgend Jemanden einen lustigen Streich gespielt. Auch jetzt zuckte es wie das Wetterleuchten der Schadenfreude und neckischen Hohns um seine Mundwinkel. Jedoch gewann er es über sich, völlig ernsthaft hinzuzusetzen: „Du stellst dich hinter mich. Ich gebe dich für meinen Büchsenspanner aus.“

Wiewohl Einer und der Andere der Gesellschaft ein Lächeln, das ihm die sichere Aussicht auf einen Scherz entlockte, nicht unterdrücken konnte, ergriff doch Maier mit großer Freude den Vorschlag, der ihm einen Ausweg darzubieten schien. Ganz wie ein gedienter Büchsenspanner stellte er sich hinter seinen angeblichen Herrn auf, sich mit seiner Büchse dieß und das zu schaffen machend. In voller Gemüthsruhe sah er den Landjäger auf sie zutreten.

„Dürfte ich Sie bitten, mir Ihren Jagdpaß zu zeigen?“ redete dieser den Frankfurter Witzbold Hellwig an.

„Mit Vergnügen steht er Ihnen zu Diensten.“ Und ein vollkommen formgerechter Paß wurde dem Manne des Gesetzes vorgezeigt.

„Und der Herr hinter Ihnen?“ fragte derselbe indessen weiter.

„Ist mein Büchsenspanner.“

„Ah, schon gut.“ Damit wendete der Landjäger sich an die übrige Jagdgesellschaft.

„Johann!“ begann nun Hellwig wieder, zu Maier sich wendend. „Bringe mir doch einmal aus deiner Jagdtasche den gebratenen Hahn und die Flasche Malaga her.“

So bitter diese Worte ihm auch klangen, konnte der Pseudo-Büchsenspanner vor dem Landjäger doch nicht aus seiner Rolle fallen. Mit dem schmerzlichsten Gefühle erfüllte er daher seinen leichtsinnigerweise übernommenen Dienst. Nur widerstrebend reichte er seinem angeblichen Herrn den gebratenen Hahn und die Flasche Malaga.

„Ah, das schmeckt nach einem zweistündigen Marsch!“ sagte Hellwig zu Maier, der gepreßten Herzens und Thränen im Auge ein Stück des herrlichen Bratens, auf den er sich so sehr gefreut, und ein Glas Malaga, der ihm hatte Labsal sein sollen, nach dem andern durch die unermüdliche Kehle seines zeitweiligen Herrn verschwinden sah. Aber . . . fünfzehn Gulden Strafe! Nein, um keinen Preis durfte er den so glücklich bewirkten Irrthum des Landjägers über seine Person zerstören.

„Hier, Johann!“ begann wieder des Büchsenspanners boshafter Herr. „Hier hast du das Gerippe des Hahn's und die leere Flasche. Laß dir das erstere frisch überziehen und die letztere am nächsten Brunnen vollaufen!“

Mannigfaltigkeiten.

Unter dem Titel „Eine merkwürdige Straßenscene“ erzählen Londoner Blätter Folgendes: „In der Blackfriars-Road steht seit 25 Jahren eine Reihe Wohnhäuser leer, ohne Fensterscheiben, aber mit verschlossenen Thüren. Durch die Fenster kann man die elegantesten, in Schmutz und Moder liegenden Möbel sehen. Der Eigenthümer, Hr. Atkinson, reiste vor 30 Jahren ins Ausland und verscholl. Mehrere Jahre nach seiner Entfernung nahmen seine beiden unverheiratheten Schwestern sein Eigenthum in Besitz, kündigten allen Miethern, wollten kein einziges Haus mehr vermiethen, sondern verriegelten Thüren und Thore und ließen die ganze schöne Häuserreihe verfallen. Sie selbst wohnten in einer anderen Straße und gaben durch ihr elendes und schmutziges Aussehen, so oft sie sich vor der Thüre zeigten, den Nachbarn großen Anstoß und zu abentheuerlichen Gerüchten Anlaß. Vor Kurzem starb die eine der beiden alten Jungfern und einige Söhne und Töchter des vermißten Atkinson meldeten sich, um ihre Ansprüche geltend zu machen, wurden jedoch von der noch lebenden Schwester abgewiesen. Am vorigen Dienstag morgen erschienen nun etwa 20 Männer und Weiber in ärmlichem Aussehen — mehrere der Weiber mit Kindern im Arm — vor dem Eckhaus der geheimnißvollen Straße, erbrachen die Hausthüre, um von der Wohnung Besitz zu ergreifen, und verbarrikadirten sich darin, da sie eine Belagerung zu erwarten schienen. Eine ungeheure Menschenmenge sah dem Schauspiel zu und munterte die Besitzergreifenden mit Beifallsbezeugungen auf.“

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 30 Mittwoch, 4. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Bleich als sollte sie dem Tode angetraut werden, war Harm an dem Tage wo sie und Kaspar die Ringe wechselten, einem Tag den die Väter mit großem Jubel feierten, die Mütter aber mit ganz andern Augen betrachteten. Frau Aberney, die zärtliche Mutter, seufzte:

„Mein armer Kaspar, ich fürchte, daß Harm nicht geschaffen ist, ihn glücklich zu machen.“

Frau Ehrmann hinwiederum dachte:

„Meine schöne und gefeierte Harm hätte wohl eine bessere Partie machen können, als daß sie wie ich Apothekerin wird.“

Kaspar sah glücklich aus, wie es einem verliebten Bräutigam ziemt und ansteht.

Viktor Aberney war so eben erst Student geworden und befand sich also auf dem Verlobungsball als ein recht großer Kavalier, wenigstens in seinen eigenen Augen.

Ein Jahr später fand die Hochzeit statt. Zu diesem Fest kamen auch Tante Sara und Edith nach Finnland. Letztere war jetzt sechzehn Jahre alt und, obschon ganz und gar keine Schönheit, doch ein recht hübsches und liebenswürdiges Mädchen. Alle schienen überrascht durch die vortheilhafte Veränderung, die mit ihr vorgegangen, Vater und Schwester empfingen sie mit herzlicher Freundlichkeit, die Mutter aber zeigte einen vollständigen Kaltsinn.

Am Hochzeitstage sah Harm so leidend aus, daß Edith mehrere Male fragte, ob sie krank sei; aber sie erhielt eine verneinende Antwort. Enoch hatte der Hochzeit des Bruders nicht angewohnt. Harm war während der Trauung so heftig aufgeregt, daß sie nur mit Mühe die üblichen Worte über ihre Lippen brachte, und im Augenblick, wo der Priester Amen sagte, taumelte sie und fiel ohnmächtig in Kaspars Arme. Als sie wieder zur Besinnung kam, hatte sie heftiges Fieber und konnte sich den Gästen nicht zeigen, sondern mußte zu Bette gehen.

Dieß war ein trauriger Schluß eines solchen Tages, und es sah wirklich aus, als wollte Harm aus dem Leben scheiden. Sie erkrankte an einer gefährlichen Entzündung. Mehrere Wochen schwebten ihre Mutter und ihr Mann in der tödtlichsten Unruhe um sie. Höchst eigenthümlich war es, daß sie während ihrer ganzen Krankheit keine andere Person, als Edith an ihrer Seite duldete, und so tief das ihre Mutter und ihren Mann schmerzte, so mußten sie sich gleichwohl fügen, weil der Doktor erklärte, daß man sich ihren Wünschen nicht widersetzen dürfe. Edith wurde also ihre eigentliche Wärterin.

Wenn Harm sich in Folge physischer oder moralischer Martern auf ihrem Lager hin und her warf, konnte nur Edithe Gesang sie beruhigen.

Nach sechs Wochen besann sie sich endlich auf den Wege der Besserung und konnte angekleidet daliegen, wollte aber noch immer Niemand als Edith bei sich haben. Die Schwester war ihr nach dieser Krankheit gleichsam unentbehrlich geworden, und doch hatte die stolze und launische Harm sie in ihren Kinderjahren nicht ausstehen können und in den Jahren der Trennung ihr beinahe niemals geschrieben. Kam dieß daher, daß Edith ihre Vertraute geworden war? Nein. Harm besaß keine solche und wollte auch keine besitzen. Ungeachtet die Mutter mit heilspielloser Uebertreibung dieses Kind geliebt hatte, war diese Liebe gleichwohl nie von der Art gewesen, daß sie das Vertrauen der Tochter hatte erwecken können. Das veränderliche, parteiliche und unverträgliche Wesen der Frau Ehrmann war nicht geeignet Achtung oder Vertrauen einzuflößen. Harm liebte ihre Mutter, weil diese die einzige Person war, die ihr als Kind Liebe gezeigt hatte, aber diese Ergebenheit ging von reinem Egoismus aus; sie erzeugte kein Bedürfniß nach dem Rathe der Mutter, kein Verlangen nach einem Worte des Trostes von ihren Lippen in des Leben bittern Augenblicken. Nein, Harm hatte keinen Wunsch von ihren Gefühlen oder Leiden mit einer Mutter zu sprechen, der sie nicht die Fähigkeit zutraute, sie in diesem Falle zu verstehen. Dabei war Harm einer jener verschlossenen und rücksichtsamen Charaktere, welche die Dunkelheit lieben; man weiß nie, was sie verbirgt, aber man hat immer Ursache sie zu fürchten.

Der Grund warum Harm die Gesellschaft Edithe vorzog und sich nur bei ihr wohlbefand, lag ganz einfach darin, daß die Schwester im letzten Jahr täglich

Digitized by Google

mit Enoch beisammen gewesen war, der in Stockholm bei Tante Sara wohnte. Dieß hatte zur Folge, daß Edith häufig von dem Vetter sprach. Sie beschrieb, wie er die Abende zubrachte, welche Vergnügungen und welche Beschäftigungen Enoch hatte, wie gut, redlich und talentvoll er war u. dgl. Harm lauschte aufmerksam auf jedes Wort, gleich als fürchtete sie, ein einziges davon zu verlieren. Oft veranlaßte sie Edith dieselbe Sache mehrere Male zu erzählen, ohne daß Edith bemerkte, daß dieß um Enochs willen geschah. Harm gab ihrem Wunsche das Ansehen, als wollte sie sich das Leben in der Hauptstadt recht klar vergegenwärtigen.

Enoch besaß eine schöne Stimme, und alle Lieder die er zu singen pflegte, sang auch Edith. Es war ein Trost für die arme Harm, sie zu hören. Die Folge war, daß sie unwillkürlich den Wunsch äußerte, Edith möchte bei ihr bleiben, was indessen der Vater und Tante Sara entschieden verweigerten, weil Edith nach Stockholm zurück müsse, um ihre Sprach- und Musikstudien zu vollenden.

Als Harm nach Verlauf zweier Monate wieder gesund war, kehrte Edith und Tante Sara nach Schweden zurück, und jetzt fühlte sich Harm so entsetzlich einsam, daß sie nur mit Ueberdruß ihrer Zukunft entgegensah.

Die so traurig begonnene Ehe des jungen Paares kam indeß dem oberflächlichen Beobachter ganz glücklich vor. Die lebhafte und feurige Harm war allerdings nach der Krankheit gänzlich verschwunden und jetzt still, ruhig und träumerisch geworden. Beinahe nie zeigte sie sich heftig, und von den eigensinnigen und herrschsüchtigen Launen, welche sie früher gekennzeichnet hatten, fand man keine Spur mehr vor. Es war, als hätte sich eine Wolke über dem Sonnenlicht der Seele gelagert. Harm erschien bezaubernd jetzt einnehmender und lieblicher, als zuvor. In den großen düstern Augen brannte eine dunkle Flamme, die ihnen etwas Zauberhaftes verlieh, und um das bleiche schöne Gesicht wogten die schwarzen Locken wie stille Lederschaften, welche die gedankenvolle Stirne der jungen Frau in ihren Schooße beherbergte.

Ohne Liebe verheirathet, während das Herz von einem Andern erfüllt war, hartnäckig und verschlossen von Charakter, verlebte Harm in den ersten Jahren ihrer Ehe nur eine Reihenfolge endlos trübseliger Tage. Weit entfernt, wie ihre Mutter, dem Willen des Gatten der ihr Herz nicht besaß ewigen Widerstand entgegenzusetzen zu wollen, blieb Harm passiv. Sie that Alles, um was der Mann sie bat, widersprach ihm niemals, war nie ungeduldig oder unfreundlich, aber auch nie zärtlich oder herzlich.

Kaspar Aberney, ein Mann von ruhiger und ernster Gemüthsart, liebte seine Frau, machte aber keine romantischen Ansprüche an ihre Ergebenheit. Bald nach ihrer Krankheit schätzte er sich allzu glücklich, sie ins Leben zurückkehren zu sehen, als daß er sie mit Fragen über diese merkliche Veränderung gequält hätte, besonders da er dieselbe als eine Folge der Krankheit betrachtete.

Da sie fortwährend still, nachgiebig und sanft blieb, so fand er sie weit anziehender und liebenswürdiger, als während ihrer Verlobung, einer Periode in welcher sie ihn unaufhörlich mit ihren Launen und ihrer Heftigkeit gequält hatte. Glücklicher Weise für Kaspar hatte er es von Kindheit an, als ausgemacht betrachtet, daß Harm ihm am meisten vor allen zugethan, daß er der Gegenstand sei, dem alle ihre Gedanken und Träume gelten; eine angenehme Selbsttäuschung in Folge welcher der junge Apotheker Harms augenscheinliche Veränderung, als eine Folge ihrer Liebe zu ihm betrachtete. Genug, die jungen Eheleute wurden von Jedermann für ungemein glücklich gehalten. Man sprach allgemein davon, wie sehr Harm sich veredelt habe, was für eine hübsche und häusliche Frau sie sei, und wie sie nur höchst selten Vergnügungen mitmache.

So vergingen zwei Jahre, bis Edith wieder einen Besuch in der Heimath machte. Ihr Anblick schien Harm mit Freude zu erfüllen, und diese unarmte die Schwester mit einer Herzlichkeit, die einen lebhaften Eindruck auf Edith machte. Dießmal war Tante Sara nicht dabei. Edith blieb einen Monat in der Heimath, dann sollte sie nach Schweden zurückkehren.

Eines Abends, kurz vor ihrer Abreise, schlug Harm einen Spaziergang durch das Zollthor bis nach Lötan vor. Es war ein schöner Abend am Ende Juni. Arm in Arm wandelten die beiden Schwestern dahin.

Edith sprach von Stockholm, und Harm ging nachdenklich an ihrer Seite. Als sie nach Lötan kamen, wo viele Jungen aus der Stadt sich auf dem Felde herumtummelten, setzte sich Harm auf einen kleinen Hügel, der von einigen Bäumen beschattet war. Sie nahm den einfachen Sommerhut ab und unterbrach Edith plötzlich mit der Bemerkung:

„Ich bin jetzt zwei Jahre verheirathet; wie sehr habe ich mich nicht verändert!“

„Ja sehr!“ fiel Edith lebhaft ein, „aber zu Deinem Vortheil.“

„Das meinst Du bloß.“ Harm lächelte bitter. „Meine Veränderung kommt mitunter daher, daß ich jetzt gänzlich passiv bin.“ Sie faßte Edith beim Arm und fügte heftig hinzu: „Sprich, hast Du eine wahre Ergebenheit gegen mich?“

„Ja gewiß; seit Deiner Krankheit habe ich Dich lieb gehabt; aber Harm, warum machst Du eine solche Frage?“

„Darum weil Du mir eine Probe Deiner Ergebenheit ablegen mußt. Höre mich an: Seit meiner Krankheit habe ich ein brennendes Verlangen gehabt, nach Stockholm zu kommen und dort einen Arzt zu befragen. Ich werde von einem innern Leiden verzehrt.“ Sie verstummte und dachte: „Gott allein weiß, daß ich jetzt die Wahrheit rede.“

Digitized by Google

„Warum sprichst Du nicht mit Kaspar darüber?“ fragte Edith und sah die Schwester besorgt an.

„Er würde unruhig werden, und Mama würde mich mit ihren ewigen Fragen quälen. Nein, Edith, eher mag es bleiben, wie es ist, und gleichwohl würde ich, wenn ich nur in die Hauptstadt kommen könnte, ganz sicher wieder hergestellt werden.“

Harm fügte mit angstvoll bittender Stimme hinzu: „Edith, hilf mir zur Erfüllung dieses Wunsches. Es ist mehr als mein Leben, was ich in diesem Augenblick von Dir erbitte.“

Edith wurde unruhig, als sie in das aufgeregte Gesicht der Schwester blickte; aber sie lächelte ihr freundlich entgegen und versicherte, daß sie Alles thun wollte, um ihren Wunsch zu erfüllen, wenn sie nur wüßte, wie sie es anstellen sollte.

„Sprich Du mit Papa; Kaspar richtet sich in Allem nach ihm, und Du vermagst so viel über Papa. O Edith, Edith! Wie dankbar werde ich nicht seyn!“ Harm lehnte sich gegen die Schwester und weinte.

Thränen waren etwas so Ungewöhnliches bei Harm, daß Edith sich nicht erinnern konnte, wann sie dieselbe zum Letztenmal weinen gesehen hatte. Gerührt über diesen Ausdruck von Schmerz, versprach Edith Alles aufzubieten, damit Harm sie nach der Hauptstadt begleiten dürfe.

„Liebe Harm,“ sagte Edith, „Du kannst es als ausgemacht ansehen, daß Du mitdarfst, denn wenn ich einmal Etwas beschlossen habe, so muß es geschehen. Ich bin nicht blos zum Scherz eine Finnin.“

„Zu Dir steht auch meine ganze Zuversicht; obschon Du, wie ich, nicht von ungemischtem finnischem Blute bist, so . . .“

„Will doch Gott, was das Weib will,“ fiel Edith scherzend ein.

(Fortsetzung folgt.)

Griechenland.

(Schluß.)

Entweder die Kriegspartei hat in der Versammlung selbst die Uebermacht und reißt Alles mit sich fort, oder sie ist in der Versammlung in der Minderheit, dann wird sie, wie es schon mehr als einmal geschehen, die Versammlung sprengen und die Diktatur an sich reißen. Was wird aber die Folge eines Angriffs auf die Türken sein? Von einer Unterstützung durch irgend eine der großen Mächte, von einer lebhaften volksthümlichen Sympathie wird keine Rede sein, außer vielleicht in Italien, das mit sich selbst genug zu thun hat. Setzen wir den günstigsten Fall für die Griechen, daß keine Einmischung zu Gunsten der Türken erfolgt, so sind die Aussichten höchst traurig für Griechenland. Denn die Türkei ist nicht mehr dieselbe wie im Jahr 1821 oder 1829. Kein russisches Heer droht ihr vom Norden wie damals, sie kann ihre Streitkräfte zur Bekämpfung des Aufstandes konzentriren. Damals waren die Bewegungen der türkischen Flotte zur Verfolgung der griechischen Schiffe wie eine Jagd der Schildkröten auf die Hasen; jetzt hat die Türkei ihre Dampfer und kann in wenig Tagen eine Armee an einer unbewachten Küste an's Land setzen. Die Artillerie der Türken, seit sie von den Preußen instruirt worden sind, ist eine der besten in Europa. . . . Angenommen, die Kriegsfrage ließe sich vertagen, so drohen für Griechenland innere Stürme durch den unvermeidlichen Kampf der Parteien um die Herrschaft. Keinem aus ihrer Mitte, sei er Präsident oder Fürst, selbst wenn er den gefeierten Namen Ypsilanti's trüge, werden die Griechen sich unterordnen. Wie in England die Kämpfe der weißen und rothen Rose gelehrt haben, daß der Souverain sich mit keiner Unterthanen-Familie durch Heirath verbinden darf, damit sich nicht am Ehrgeiz der Großen der Bürgerkrieg entzünde, so hat die schwere Erfahrung in Griechenland, wo die politischen Parteien mit den Verwandtschaften und Sippen auf's Genaueste verflochten sind, gezeigt, daß kein Einheimischer unbeneidete und unbestrittene Autorität gewinnen kann. So wird das Land wieder auf dem Punkte ankommen, wo es die Schutzmächte um Sendung eines auswärtigen Fürsten ersuchen muß. Wer aber ist der Fremde, der das Land, der die Sprache, der die Parteien, die Persönlichkeiten kennt und sich auf diesem gefahrvollen Boden zurecht zu finden weiß? König Otto ist es, und er allein. Er hat diese Schule durchgemacht. Welcher Andere wird Lust haben, sie von vorne durchzumachen? und kann Griechenland es wünschen, sie mit einem neuen Souverain noch einmal durchzumachen? Dasselbe, was im Jahre 1832 für Otto von Bayern sprach, und mehr als damals, spricht jetzt für ihn. Er hat auf sein Recht nicht verzichtet. Noch gilt seine Ernennung durch die Mächte und seine Anerkennung durch die Nationalversammlung vom 8. August 1832, und wenn Griechenland einen Fürsten von den Schutzmächten verlangt, so ist die einzig gebührende Antwort: ihr habt einen, gebt ihm vollständige, glänzende Genugthuung; sühnt die Schmach des Unrechts und des Undanks, dessen ihr euch gegen ihn schuldig gemacht habt. Versöhnende Männer in Griechenland, selbst wenn sie den König Otto nicht liebten, wußten: er ist uns unentbehrlich. Dieß werden auch die Unversöhnlichen einsehen müssen. Seine Zurückberufung ist ein Gebot der Klugheit zugleich und der Gerechtigkeit. Möchte Dieß den Griechen zur rechten Zeit von den großen Mächten zu Gemüthe geführt werden. Wenn dann König Otto die dargebotene Sühne annähme, dann wäre es Zeit, daß von seiner Seite etwas geschehe, damit seine Dynastie festeren Boden gewinne als bisher. Einen seiner Brudersöhne, auf welchen durch Verzicht der Vorangehenden das Suc-

Digitized by Google

cessionsrecht übergeben würde, sollte er adoptiren, in Griechenland für Griechenland erziehen und dadurch seine Verdienste um Griechenland krönen. . . . Was aber soll aus der Vergrößerung Griechenland's werden? Diese, sagt man, ist mit der bayerischen Dynastie nicht möglich. Sie war ihr unmöglich, aus den Gründen, aus welchen sie unter gleichen Weltverhältnissen jeder Regierung Griechenland's unmöglich ist und unmöglich sein wird. Die orientalische Frage ist der Knoten, den Griechenland nicht zerhauen kann. Sie ist die Schwierigkeit, für deren Schlichtung die gegenwärtigen Weltverhältnisse so ungünstig wie möglich sind. Sie muß erst reifen, und der Tag ihrer Lösung muß abgewartet werden. Wenn sich erst die christlichen Bevölkerungen in der europäischen Türkei geistig und materiell noch mehr gehoben haben, wenn die Griechen insbesondere ihren Charakter, der jetzt in Europa großen Schaden gelitten hat, durch ihr Verhalten wiederherstellen und befestigen, wenn die Türkei ihren Freunden den thatsächlichen Beweis, daß es mit den gehofften, verheißenen und anbefohlenen Reformen nichts ist, gründlich geliefert haben wird, dann mag sich der Tag der Lösung nahen. Zwar ob die Wege der Vorsehung dahin führen, weiß Niemand. Von den Gewalten, die auf Erden entscheiden, eine That der Uneigennützigkeit zu erwarten, dazu gehört ein großes Maß von Vertrauen und Hoffnung. Wenn aber die Grundsätze der Humanität und die Rücksichten auf das Wohl der Völker einmal überwiegen sollten, dann dürfte die wünschenswertheste und gerechteste Lösung der orientalischen Wirren, durch Herstellung eines die europäischen Länder der Türkei umfassenden Christenstaates, nicht unausführbar gefunden werden. Als Griechenland selbständig wurde, da tauschten — gemäß den Bestimmungen des Protokolls vom 3. Februar 1830, §§ 6 und 7 — angränzende Provinzen einen Theil ihrer Bevölkerung aus. Die Türken zogen sich aus Rumelien nach dem Norden, und Christen aus Thessalien und aus den Inseln zogen in das christliche Reich ein. Ein ähnlicher Austausch in größerem Maßstabe ist nicht unmöglich zwischen der europäischen Türkei, wo nur 2½ Millionen Türken unter 15 Millionen Christen wohnen, und zwischen Kleinasien, wo die Christen in einer ähnlichen Minorität sich befinden. Ein solches glückverheißendes Ziel, des Begehrens und Anstrebens würdig, ist durch die neueste Revolution nicht näher, sondern in weitere Ferne gerückt. Traurige Dinge stehen in der Gegenwart vor unseren Augen: ein verletztes Recht, ein tiefgekränktes Königshaus und ein Volk, das in Folge seiner Uebereilung dem Abgrunde der Anarchie wieder zusteuert, in der es sich vor der Ankunft des Königs Otto befand." Der Ausgang, welchen der Verfasser für die griechische Revolution heischt — einfache Rückkehr des Königs Otto — wäre nun freilich ein eigenthümlicher, noch nicht in der Geschichte dagewesener, fast melodramatischer. Ob nicht die Dinge, wenn man sie sich selbst überlassen oder von außen ihnen eine Richtung dahin gegeben hätte, schließlich doch an diesem Punkte angelangt wären, wollen wir nicht unbedingt verneinen. Vorläufig jedoch scheint es, daß zwischen das griechische Volk und seinen vertriebenen Regenten ein anderer deutscher Fürst sich einschieben lassen wolle — einer, der die Rolle, die er bisher in Deutschland angestrebt hat, nicht mit einem fremden Throne vertauschen könnte, ohne sich dem Urtheile auszusetzen, weniger von einem dem eigenen Vaterlande gewidmeten Patriotismus, als von allgemeinem um das Objekt unbekümmerten Ehrgeize geleitet zu sein. Sonderbar ist es übrigens, daß man für Griechenland, einen nach dem andern, Thronkandidaten aussucht, die alle des Hauptverbrechens des Königs Otto mitschuldig sind — der Kinderlosigkeit.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien hat an ihrem Jahresfeste (10. Januar) einige neue Korrespondenten erwählt; von deutschen Gelehrten befinden sich darunter die Professoren Kummer und Kirchhof in Berlin und Bunsen in Heidelberg.

Eine Gesellschaft von Gletscherfahrern beabsichtigt, die geographischen Bezeichnungen, welche für einzelne Alpenhöhen noch fehlen, zu vervollständigen. Sie gab dem obersten Gipfel der Schweiz, der höchsten Spitze des Monterosa, den Namen Dufourspitze.

Mannigfaltigkeiten.

In Straßburg wurde kürzlich die Theaterdirection gerichtlich verurtheilt. Bei der ersten Aufführung des Gounod'schen „Faust" (den man in Deutschland mit Recht in „Margaretha" umgetauft hat) war ein 16jähriger Engel nach der Himmelfahrt Gretchens und dem Fallen des Vorhangs von seinem Gestelle herabgestiegen, mit den Gasflammen in Berührung gekommen und hatte sich so stark verbrannt, daß er vom 10. April bis zum 19. Juni im Spital lag. Mit einer Benefiz-Vorstellung, die 338 Frcs. 15 Cent. einbrug, war der Vater nicht zufrieden, sondern forderte wegen Nachlässigkeit des Direktors einen Schadenersatz von 6000 Frcs. Das Urtheil lautete auf Nachlässigkeit von beiden Seiten und stellte den Schadenersatz auf 50 Frcs. fest. Der Betrag der Benefiz-Vorstellung wird abgezogen, aber die Prozeßkosten hat der Direktor ebenfalls zu tragen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 31 Donnerstag, 5. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Eines Abends am Ende Juli spazierten ein älterer Herr und zwei junge Damen im Thiergarten. Eine von ihnen war von so ungewöhnlicher Schönheit, daß überall, wohin sie kam, die allgemeine Aufmerksamkeit sich ihrer Person zuwandte und Jedermann flüsterte: „Welch' ein schönes Gesicht!"

Nachdem sie eine Weile auf der Ebene lustgewandelt und die schöne Dame ihre unruhig forschenden Blicke der wogenden Volksmasse nachgesandt hatte, sagte der ältere Herr:

„Jetzt ist es Zeit ins Theater zu gehen; dort treffen wir Enoch bestimmt. Ich kann nicht begreifen, daß wir hier nicht auf ihn gestoßen sind."

„Assessor P.s Mittagsmahl hat sich wohl länger hinausgezogen," sagte die weniger schöne der Damen, die keine andere als Edith war.

„Vermuthlich," antwortete ihr Begleiter, in welchem wir den ältern Aberney erkennen.

„Ich bin mitgekommen, um mich an seiner Ueberraschung zu erfreuen, wenn er Harm treffen würde. Als ich ihn gestern Abend, während ich Edith zur Schwägerin begleitete, traf, sagte ich weder ihm noch Sara, daß Harm da sei. Ich wollte sie gerne heute überraschen, wenn sie hier zusammenträfen."

Sie schlugen jetzt den Weg nach dem Thiergartentheater ein und gingen hinein. Kaum hatten sie ihre Plätze eingenommen, als ein junger Mann mit schönen, edlen und intelligenten Gesichtszügen, begleitet von einer ältern Dame, eintrat. Seine Augen fielen sogleich auf Aberney, Edith und Harm. Der Anblick der letzteren überraschte ihn dermaßen, daß er unbeweglich vor der Thüre stehen blieb, und Gott allein weiß, wie lange er so geblieben wäre, wenn nicht Tante Sara ihn gezwungen hätte, sie nach den Plätzen zu begleiten, die sie neben den Reisenden besaßen.

Harm hatte Enoch sogleich bemerkt, und ihre Aufregung war noch heftiger, als die seinige. Ein Glück war es für die Bewahrung ihres Geheimnisses, daß Edith und Aberney auch an der Thüre saßen und die Aufmerksamkeit beider auf die Eintretenden geheftet war; sonst hätte Edith leicht das eigentliche Leiden Harms ergründen können. Jetzt konnte sie sich einigermaßen erholen, ehe Ediths Augen auf sie gerichtet wurden. Aberney grüßte Schwägerin und Sohn, dann kam die Reihe an Harm. Tante Sara lächelte, flüsterte der Nichte einige herzliche Worte zu und setzte sich neben Schwager Aberney.

„Welche Freude, Harm, daß ich Dich auch wieder einmal zu sehen bekomme," sagte Enoch mit unsicherer Stimme und nahm Platz neben ihr.

„Es ist sehr lange, daß wir uns nicht mehr getroffen haben," stammelte Harm und legte ihre Hand in die seinige. Aber nach einem leichten Druck ließ er sie los und begann dann mit großem Interesse nach den daheim Gebliebenen zu fragen.

* * *

Zwei Wochen lang war Harm täglich mit Enoch zusammen, aber kein Blick, ja nicht einmal ein Zittern der Stimme deutete auf eine Spur der frühern Neigung. Das Benehmen Enochs rief eine Veränderung im Benehmen Harms hervor, die oft ihr launisches Wesen hervortreten ließ. Enoch war gegen Harm wie gegen Edith, und nichts ließ vermuthen, daß sein Gefühl gegen sie anderer Art sei. Es war ein bitterer Kampf für das stolze Weib. Als sie vollkommene Gewißheit zu haben glaubte, daß sie nicht mehr geliebt werde, verlangte sie mit fieberhafter Ungeduld nach Hause zurück, ein Wunsch, dem Alles entgegenkam. Aberney, der Edith und Harm nach Stockholm begleitet, weil er dort Geschäfte zu besorgen hatte, war nach drei Wochen reisefertig, und Harm zeigte sich vollkommen zufrieden mit ihm in die Heimath zurückkehren zu dürfen. Genug, die Reise wurde festgesetzt, und es blieb nur eine ganz kurze Zeit für den Aufenthalt in Stockholm übrig.

Einige Tage vor dem Abschied hatte Tante Sara ihre Verwandten zu einem Ausflug nach ihrer kleinen Villa beredet, die außerhalb des Kungsholmer Zollhauses lag, und wohin sie einige Freunde geladen hatte.

Harm war schön. Die junge finnische Dame wurde daher von den eingeladenen Herren mit Huldigungen umgeben. Alle wetteiferten ein Lächeln oder einen Blick von ihr zu erhalten. Mit seinem Takt verstand

Digitized by Google

Harm verbindlich zu sein, ohne aufzumuntern. Ihr Gespräch war gebildet, zuweilen lebhaft, aber über ihrem ganzen Wesen lag ein schwerer Schleier, hinter welchem man das Feuer glühen zu sehen meinte; allein es war kein Feuer das diesen Schmetterlingen Hoffnungen, gestärkte, sondern eines das sagte: Nicht für euch.

Enoch war ungewöhnlich still und gedankenvoll; seine Augen ruhten unabläßig auf Harm, ohne daß sie es jedoch bemerkte, weil sie nicht ein einziges Mal auf ihn schaute.

Harms stolzes Herz ertrug es nicht, daß er glauben sollte, sie liebe ihn noch, während er selbst aufgehört hatte, es zu thun.

Man machte einen Spaziergang im Garten. Eines der fremden Kinder brach eine weiße Rose ab und gab sie Harm. Sie befestigte sie an ihrer Schärpe. In demselben Augenblick schaute sie auf und war ganz überrascht Enoch vor sich zu sehen. Ueber Wangen, Stirne und Hals flog eine Purpurröthe, als sie seinen Augen begegnete. In diesem Blicke lag Etwas, das sie im Nu in die Vergangenheit zurück versetzte, aber es war eine Offenbarung die in der nächsten Sekunde verflog; denn Enoch wandte sogleich seinen Kopf ab und sagte in gleichgültigem Tone:

„Eine schöne Blume das!"

„Ja, mir gefällt die weiße Rose besser, als die rothe," antworte Harm.

Sie konnte nicht dieselbe Macht über ihre Stimme gewinnen, wie er.

(Fortsetzung folgt.)

Der Affe.

Dem Menschen gleichest du, abscheulich Affenthier! —
Mit nichten! — Leider nur die Menschen gleichen dir!
F. A. Krummacher.

Von den Makis, Meerkatzen und Pavianen sind die eigentlichen Affen, besonders der Schimpanse und der Orang-Utang, weit zu entfernen. Alles Vortreffliche und Menschenähnliche, das von den Affen gesagt wird, ist einzig diesen vollkommnern abgezogen. Faßt man nun diese ins Auge, so erscheint uns der Affe nicht mehr als ein Spott auf den Menschen.

Ihre aufrechte Stellung, ihr Halbmenschgesicht, ihr Händegebrauch, macht sie schon äußerlich dem Menschen ähnlich.

Man fragt, worin der naturgeschichtliche Unterschied zwischen Menschen und Thier, ganz besonders in Beziehung auf die menschenähnlichen Affen, liege? Man will gegen fünfzig äußere Unterscheidungszeichen gefunden haben, alle jedoch erklären den Unterschied des Seins und Thuns zwischen Mensch und Affe nicht befriedigend. Irgend etwas anders, so wird Alles anders! Das ist der Fall, das ist die Regel durch alle Klassen der todten lebendigen und empfindenden Natur. Man will den Unterschied in verschiedener Quantität von Gehirn, in minder und mehr vorgeschrittener Entwickelung des Gehirns, in der naturungemäßen und naturgemäßen aufrechten Stellung (denn der Affe geht von Natur nicht auf zwei Füßen, sondern muß es lernen, weil sein Bau nicht ganz dazu eingerichtet ist), im Mangel an Waden, in der Stellung der Augen u. s. w. gefunden haben. Vielleicht ist mehr Gewicht auf das hervorstehende Kinn, das einzig der Mensch hat, zu legen, denn gerade am geschiedtesten Menschen tritt es am stärksten hervor. Der Orang hat erst noch eine förmliche, und zwar erst noch sehr hohe Menschenstirne, die beinahe die Hälfte des Gesichtes einnimmt. Hohe Stirne deuten auf Verstand. Beim Schimpanse hingegen tritt sie stark zurück, als ob sie den bekannten poetischen Bogen bilden wolle; wir werden jedoch wenig Poesie in ihm finden.

Wie bekannt, wird den Affen besonders Affenkinderliebe und Nachäffungssucht nachgerühmt und nachgetadelt. Beides bezieht sich ebenfalls vorzüglich auf die vollkommnern unter ihnen, ersteres beinahe auf alle, letzteres beinahe nur auf die Orang und seine Verwandten. Ein Schriftsteller will ihre Nachahmungssucht wegläugnen und sagt, daß sie von selbst menschenähnliche Handlungen, ohne nachzuahmen, ausüben; was sie zu solchen antreibe, sei ihr natürliches Thun; dennoch erzählt er, daß ein Schimpanse seinem Herrn, einem Prediger, in die Kirche nachgeschlichen sei, sich von ihm unbemerkt auf das Schallbrett über der Kanzel gesetzt und alle Geberden des Predigers nachgemacht habe, so zwar, daß als die Versammlung es sah, und lachte, und der Prediger böse wurde, schalt und heftiger gesticulirte, der Affe dann in gleicher Art heftiger gesticulirte. Wie verhält sich diese seine Erzählung zu seiner Behauptung? Auch treibt nicht ein natürliches Thun, sondern ein Sein zu Handlungen. Nun aber nennt man eben ein natürliches Sein, eine Kraft, einen Trieb, eine Lust, Handlungen, die man sonst nicht gethan hätte, und erst dann thut, wenn man sie sich vorthun gesehen hat, Nachahmungssucht. Der Schimpanse hat den Trieb nachzuahmen.

Man weiß nicht, ob man den Schimpanse oder den Orang, welche die geistigsten unter den Affen sind, für intelligibler halten soll; ja, weiß man noch nicht einmal recht, ob beide nicht eine und dieselbe Art, nur in verschiedenem Alter seien. Man hat immer nur junge beobachtet, und auch diese nur sehr unvollständig und ungenau. Man sah immer fast einzig auf ihre Nachahmungskunst. Man sollte zwei gleich alte Schimpanse und Orang, gleichen Geschlechtes und in gleichen Umständen, beobachten.

Digitized by Google

Der Psychalog müßte entscheiden können. Wir wollen Thatsachen von zahmen geben.

Die Schlankaffen sind wie Windhunde gebaut, haben noch einen sehr langen Schwanz, einen ziemlich großen Schädel, einen wackern Backenbart, gute Fähigkeiten, viel Neigung und Geschick sich erziehen zu lassen, Sanftmuth, Anhänglichkeit, doch auch vielen und tiefen Ernst. Ungerührt und ungerinnend kommen sie den Leuten (Indien) in die Häuser und nehmen Speisen aus den Händen an. Gezähmt sind sie sehr zutraulich, einschmeichelnd, artig, mitunter listig und verschlagen. Der gelbe Gibbon und der Siamang haben keine Stirne, darum gewiß weniger Fähigkeiten, sind also innerlich dem Menschen unähnlicher als die Schlankaffen, dafür äußerlich ähnlicher, denn sie haben keinen Schwanz. Haben sie minder Fähigkeit, so haben sie dafür mehr Gemüth. Ihre Liebe zu den Jungen ist nicht nur herzlich, sondern auch verständig. Wird ein Junges eines Siamangs verwundet, so schreit die Mutter fürchterlich und wirft sich auf dasselbe hin, will sich auch für dasselbe wehren, kann es aber freilich nicht. Die Mutter trägt die Kinder zum Flusse, wäscht sie und trocknet sie, obschon sie wie unsere Kinder schreien. Auch Affenkinder lassen sich nicht gerne waschen. Diejenigen, die gehen können, müssen gehen, kleinere werden von Vater und Mutter getragen. Es scheint aber, die elterliche Liebe habe in ihnen alles Andere verschlungen, denn sie nehmen in der Gefangenschaft Niemanden recht zu Liebe und Anhänglichkeit an, indem sie im Hunger, in der Sattheit, beim Geprügeltwerden, bei guter und schlechter Behandlung immer gleich ruhig, gefühllos, ohne Dank und Haß sind. Wie Menschenöldpel sitzen sie mit übereinandergeschlagenen Armen und den Kopf zwischen den Beinen, und starren und stieren in die Welt hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neuer Kallab

Die in Wien erscheinende „Gen.-Korr." meldet: Man schreibt uns aus Tarnow vom 25. d. M.: Der Wiener Kallab hat einen würdigen Nebenbuhler in dem kleinen Tarnow gefunden. Krzyszkowski Ritter v. Odrowacz, Offizial bei der Sammlungskasse in Tarnow, hatte Tabak, Cigarren und Stempel in seiner Verwahrung. Von Hause aus nicht unbemittelt, denn ein Haus in Przemisl hatte er um 13,000 fl. verkauft, besaß er er auch ein Heirathsgut von der Frau, die von ihrem Onkel, einem Pfarrer 6000 fl. Mitgift erhielt. Seit sieben Jahren wohnt diese Familie in Tarnow und führte von Anbeginn ein wahrhaft fürstliches Haus. Der Luxus fiel in den ersten Jahren nicht auf, doch da die Summe ihres Vermögens bekannt war, fing man endlich an, zu berechnen, daß es schon „gar" sein müsse. Man nannte diesen Mann nicht anders als den Monte Christo von Tarnow, er ging auch in seiner Verschwendung so weit, daß er dem Fiaker in der Regel statt der Taxe von 25 kr. 5 fl. gab, wöchentlich erhielt der Weinhändler 100 fl., in seinem Zimmer waren Nippsachen um wenigstens 3000 fl., er „soutenirte" drei „Freundinnen" und besoldete nebstdem zwei Agenten für das Departement der weiblichen Angelegenheiten mit firen monatlichen 50 fl. In der Konditorei trank er nur Madeira, hatte täglich Gesellschaft bei sich, kurz er lebte ein fröhliches Leben, wie es in so einer kleinen Provinzialstadt fast unmöglich schien. Am 21. ds. Mts. änderte sich plötzlich die Scene. Eine Skontrirungskommission, bestehend aus drei von Krakau, Wadowice und Bochnia nach Tarnow berufenen Finanzbeamten kam am 21. Abends hier an, um die Kasse des Herrn v. Krzyszkowski zu revidiren. Die Familie war eben im Konzerte. Der Verbrecher muß indeß rechtzeitig Wind bekommen haben, denn in derselben Nacht löste er 2 Fahrkarten, eine nach Lemberg, die andere nach Krakau und verschwand. Bei der Skontrirung ergab sich ein Abgang von 23,000 fl. nur an Stempelmarken. Bei Tabak und Cigarren fehlen etwa 6000 fl. Als Aktiva fand dagegen die Kommission im Hause des edlen Ritters 200 Flaschen guten Wein und ein Faß Okorimer Bier.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Aus Ludwig Uhland's literarischem Nachlaß wird Prof. Pfeiffer im nächsten Hefte seiner „Germania" eine zur schwäbischen Sagenkunde gehörige Abhandlung: „Die Todten von Lustnau", veröffentlichen, die der dahingegangene Meister ausdrücklich für diese Zeitschrift, die ihm so manche schöne Zierde dankt, ausgearbeitet und bestimmt hatte. Sie trägt das Datum vom 26. Febr. 1862; wenige Tage darauf, Anfangs März, befiel ihn die Krankheit, von der er nicht wieder genas. „Die Todten von Lustnau" dürfen daher, wie die Oesterreichische Wochenschrift sagt, da Uhland von dieser Zeit an nichts mehr schrieb, nicht einmal Briefe, recht eigentlich als seine letzte Arbeit betrachtet werden.

Aus Thüringen, 24. Jan. Demnächst steht eine Publikation über den verstorbenen Herzog Bernhard von Weimar zu erwarten, von der man sich immerhin nur interessante Aufschlüsse versprechen darf. In der Verlassenschaft des Herzogs soll sich eine ganze Reihe tagebuchartiger Aufzeichnungen aus den verschie-

Digitized by Google

denen Perioden seines so ereigniß- oder erfahrungsreichen Lebens befinden, in denen gewiß ein Schatz wichtiger Beobachtungen und Betrachtungen niedergelegt ist. Ob und wann diese in die Oeffentlichkeit gelangen werden, darüber dürften wohl selbst die Nächstbetheiligten noch im Ungewissen sein.

Mit höherer Genehmigung hat Amtsrichter Wilhelm in Diepholz (Hannover, in Klindworths Verlag) ein Heft: „Hexenprozesse aus dem 17. Jahrhundert", aus dem Archiv des hannover'schen Amtsgerichts Diepholz herausgegeben und mit einer sehr verständigen Einleitung versehen. Das kulturgeschichtlich wie psychologisch bemerkenswerthe Büchlein bringt die acta inquisitionis gegen sieben Hexen in möglichst aktenmäßiger Form.

Mannigfaltigkeiten.

Köln. Bei einem der letzten Konzerte eines in der Schildergasse belegenen neueren Etablissements ereignete sich ein komisches Zwischenspiel. Ein benachbarter Hausbesitzer, der so wenig Sinn für das Schöne hatte, daß er seine und seiner Gattin nächtliche Ruhe den aus den offenen Fenstern des Konzertsaales herübertönenden süßen Liedern vorzog, hatte schon mehrfach gegen das Oeffnen der fraglichen Fenster protestirt, aber kein williges Gehör gefunden. Eingedenk der Regel daß man ein Uebel durch das andere vertreiben müsse, arrangirte auch er ein Konzert, bewaffnete sein Musikkorps mit Biechdeckeln, Wassereimern und ähnlichen Instrumenten und postirte das also ausgerüstete Orchester auf einem Dache unmittelbar vor den geöffneten Fenstern des Konzertsaales. Das Konzert innerhalb des letzteren hatte nicht sobald seinen Anfang genommen, als der Dirigent der auf dem Dache harrenden Kapelle das Zeichen gab und den Takt zu seiner Höllenmusik mit einem Schmiedehammer auf eine Eisenplatte so nachdrücklich schlug, daß die holden Töne der Sängerinnen im Innern unmöglich dagegen aufkommen konnten. Um die zarten Nerven der anwesenden Damen zu schonen, wurden nach wenig Minuten die Fenster auf das sorgfältigste geschlossen und, wie man hört, erfreut sich das musikverachtende Ehepaar seitdem eines ungestörten Schlafes.

Man hat vor Kurzem eine statistische Arbeit über den Bagno von Toulon veröffentlicht, den einzigen, der seit der Gründung der Strafkolonie von Cayenne noch zur Zwangsarbeit Verurtheilte aufnimmt. Es befanden sich am 1. Jan. 1862 darin 3010 Sträflinge, von denen 660 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt waren, und zwar: wegen Nothzucht und gewaltthätiger Verletzung der Schamhaftigkeit 1427, wegen Rückfalls in Verbrechen 222, wegen Schriftfälschung 178, wegen schwerer Körperverletzung 147, wegen Mordes 105, wegen Brandstiftung 83, wegen Falschmünzerei 52, wegen Vergiftung 43. Weder lesen noch schreiben können 1779, lesen und mangelhaft schreiben 904, geläufig lesen und schreiben 287. Eine höhere Erziehung haben genossen 40.

Man schreibt aus Wien, 26. Januar: Gestern Abend fand hier ein von Seite der Polytechniker veranstalteter großartiger Fackelzug statt zum Andenken Ressel's, des Erfinders der Dampfschraube, dessen Monument vor 8 Tagen enthüllt wurde. — Aufsehen macht hier die bevorstehende Vermählung des Eigenthümers des „Fremdenblattes" Hrn. Gustav Heine (ein Bruder Heinrich Heine's), mit der Gräfin Kinsky, Tochter eines Feldmarschall-Lieutenants. Die junge Braut, aus hocharistokratischer Familie, ist sehr schön und 18 Jahre alt, während der Bräutigam schon nahe am 50 ist. Heine ist im Besitze eines bedeutenden Vermögens.

Auf der Rhein-Nahe-Eisenbahn soll sich jüngst folgender grauenhafte Vorfall ereignet haben. Ein Pferd, welches in einem zum Transport von Thieren nicht geeigneten Wagen verladen war, soll während der Fahrt durch eine Klappe am Boden durchgebrochen sein. Anfangs hätten zwar nur die Hinterbeine herausgehangen; allmählich sei jedoch das Thier ganz hinabgesunken und in dieser Weise zu Atomen zerrieben worden. Ein weiteres Unglück sei mit dem Vorgange nicht verknüpft gewesen.

Ein Wiener Korresp. der „Allg. Ztg." theilt dieser unterm 28. „aus bester Quelle", mit daß das Schloß Habsburg in der Schweiz von Seite der dortigen Regierung der kaiserlichen Familie zum Kauf angeboten worden ist und daß Unterhandlungen über diesen Ankauf stattfinden, deren Zustandekommen wahrscheinlich eine Restaurirung des alten Stammschlosses zur Folge haben dürfte.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 32 Freitag, 6. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Die übrige Gesellschaft begann eine lange Erörterung über rothe und weiße Rosen, und als man bei dieser Gelegenheit an einen schmalen Fußsteig kam der sich abwärts neigte, sagte Enoch lächelnd zu Harm:

„Liebe Schwägerin, willst Du nicht meinen Arm zur Stütze annehmen?"

Harm nahm ihn.

Es war das Erstemal, daß er ihr ein solch vertrauliches Anerbieten machte. War es Irrthum oder Wirklichkeit, Harm meinte, durch Enoch Arm gehe ein Zittern, als sie den ihrigen hineinlegte. Sie kamen, ohne daß Harm recht wußte wie, den Andern ein gut Stück voran.

„Woher kommt Deine Vorliebe für die weißen Rosen?" fragte Enoch.

„Gott weiß, ich habe mir das nie klar gemacht."

„Dann bin ich glücklicher, denn ich weiß warum sie mir gefallen."

„Laß hören! Ich bin neugierig darauf."

„Ich kann eine weiße Rose nie sehen, ohne mir vorzustellen, daß sie ein Bild des Frauenherzens sei. So rein wie die Blätter der Rose sind, muß es an Gedanken und Gefühlen sein. Auch verachte ich den Mann, der die Gebote des Gewissens so schlecht versteht, daß er die Frau, die er liebt, Versuchungen aussetzt, die den mindesten Schatten auf ihre Seelenreinheit werfen können."

„Aber, Enoch, die Vernunft des Mannes kann nicht immer über seine Gefühle Wache halten, und deßhalb thun wir am Besten, wenn wir Andere nicht zu streng beurtheilen."

„Beim Weib wie beim Mann müssen Ehre und Pflicht vorherrschen, sonst sind sie verächtlich."

„Nimm Dich in Acht; das Schicksal kann sich so rächen, daß Du Dich selbst vor Deinen Gefühlen duckst."

„Nein, Harm, das kann nie geschehen."

Eine lange Pause folgte. Harm sprach dann von gleichgiltigen Dingen, aber ihre Wangen waren weiß wie die Blätter der Rose in ihrer Schärpe.

Als man nach Hause zurückkehrte, wurde Musik gemacht. Edith sang und sang so, daß sie alle Welt entzückte. In einen Armstuhl zurückgelehnt, saß Harm in dem Kabinet, das an den Salon gränzte. Sie hörte den Gesang nicht, so sehr war sie von den Gedanken an Enoch in Anspruch genommen, so sehr schaute sie sich nach einer Gewißheit, ob sein Blick wirklich ein Spiegelbild seiner Gefühle oder nur ein trügerisches Luftgebild gewesen.

Enoch stand unmittebar vor der Thüre des Kabinets; er hatte seinen Rücken Harm zugekehrt und schien gänzlich in den Gesang verloren. Als dieser verstummte, wandte er sich um; in demselben Augenblick erhob sich Harm, um in den Salon hinauszugehen. Bei dieser Bewegung verlor sie die weiße Rose, die in der Schärpe steckte. Ohne von Enoch scheinbar Notiz zu nehmen, ging sie an ihm vorbei und trat in eine der aufgeschlagenen Glasthüren, wo sie stehen blieb und sich mit Edith unterhielt. Während sie dastand, konnte sie ins Kabinet hineinsehen und bemerkte sehr wohl, daß Enoch, einige Augenblicke nachdem sie es verlassen hatte, hineinging. Durch die Vorhänge an den Glasthüren verborgen, drehte sie ihren Kopf und schaute ihm nach. Sie sah wie Enoch hastig die Blume aufhob, an seine Lippen führte und an seiner Brust verbarg.

„Jetzt kann ich glücklich sterben," dachte Harm im Uebermaß ihres Gefühles. „Ich weiß, daß er mich noch liebt."

Die übrigen Stunden des Abends war sie vergnügt und voll Seligkeit. Sie scherzte und lächelte, aber ohne ihre Worte an Enoch zu richten. Seine Stirne dagegen verfinsterte sich immer mehr, und auf der Heimfahrt war Enoch so düster, daß es sogar Abernet und Edith auffiel.

Am folgenden Morgen genügte jedoch die Geschichte mit der Blume nicht mehr für Harms Herz. Gatte, Pflichten, Alles war vergessen. Sie bekümmerte sich nur um Eines, nämlich um die Gewißheit, ob sie geliebt werde oder nicht. Sie hatte ja nur noch zwei Tage Frist bis zu ihrer Abreise, und sie fand es unmöglich Stockholm zu verlassen, ehe Enoch mit Worten bekräftigt hätte, was seine Blicke und die Bewegung mit der Blume

Digitized by Google

ihr zu verstehen gaben. — Den ganzen Tag wurde sie von einer fieberhaften Angst beherrscht, die äußerst peinlich wurde als Enoch nicht zum Vorschein kam. Aberney war fort; Edith war mit einigen Bekannten ausgegangen; Harm hatte erklärt, sie sei unwohl und könne nicht mitkommen; Tante Sara hatte viel mit Speisevorräthen und andern Reisevorbereitungen zu schaffen, und so sah Harm auch sie nicht.

Gegen Abend kam Enoch nach Hause und fand Harm allein im Wohnzimmer. Ohne scheinbar im Mindesten dadurch genirt zu sein, begann er davon zu reden, wie sehr er beschäftigt gewesen, und dann ging das Gespräch auf andere Gegenstände über. Enoch redete von der Heimath, und wie er sich sehne, seine Brüder und seine Mutter wieder zu sehen. Sein ungezwungenes Wesen wirkte auf Harm, so daß auch sie allen Zwang ablegte.

„Wirst Du nächsten Sommer nach Finnland hinüberkommen?“ fragte sie.

„Ja, ganz sicher. Ich habe den Versuch früher nicht wagen wollen,“ fügte er mit einem wehmüthigen Lächeln hinzu.

„Und warum nicht?“

„Weil ich meiner eigenen und vielleicht auch einer fremden Kraft mißtraute. Ich wäre sehr unglücklich gewesen, wenn ich bei ihr eine Schwäche entdeckt hätte, die den von ihr übernommenen Pflichten zu nahe getreten wäre.“ Enoch schien aufgeregt, Harm dagegen vollkommen ruhig.

„Eine solche Befürchtung, lieber Enoch, ist mir unerklärlich. Glaubtest Du, daß sie ihre Gattinpflichten nicht kenne?“

„Harm, höre mich an,“ rief Enoch lebhaft. „Als man mir schrieb, daß Du an Deinem Hochzeitstag erkrankt seiest, entstand in meinem Innern der bittere Gedanke, daß . . . daß . . .“

„Es war eine heftige Erkältung,“ fiel Harm frostig ein. „Es war nicht der Mühe werth, ein so großes Gewicht auf Deine und meine Kinderneigung zu legen, die doch nichts Anderes als eine Kinderei war.“

„Kinderei!“ wiederholte Enoch ernsthaft. „Ich weiß recht gut, daß mein Gefühl gegen Dich von tieferer Natur war.“

„Im Fall Du von unserer Freundschaft sprichst, so hoffe ich, daß sie stets eine geschwisterliche Ergebenheit bleiben werde,“ antwortete Harm mit freundlichem Lächeln; „aber die Thorheiten, die Dich veranlaßten, Ulleaburg zu verlassen, hätten Dich nicht abhalten sollen, uns zu besuchen denn im Ganzen können wir doch darüber lachen.“ Sie reichte ihm die Hand. Enoch ergriff sie.

„Harm, Du bist ein großes und edles Weib. Als solches hast Du stets vor meiner Phantasie gestanden, als solches bewahrte ich Dich immer gern in meiner Erinnerung. Dank, tausend Dank, Du meine erste und einzige Liebe, daß ich Dich so wieder gefunden.“ Er küßte ihre Hand; ein Schauer ging durch Harms ganzes Wesen, und sie schloß ihre Augen, um ihre äußere Ruhe bewahren zu können.

„Um meinetwillen brauchst Du Deine Heimath und Deine Angehörigen nicht mehr zu fliehen.“

„Um Deinetwillen nicht, aber . . .“

„Keine Aber, denn Deines Bruders Frau kann unmöglich für Deine Ruhe gefährlich sein.“ Harm lächelte so schwesterlich gegen ihn. „Laß uns das Vergangene vergessen und gute Verwandte und Freunde bleiben.“

„Du bist glücklich?“

„Ja, ich bin sehr glücklich,“ versicherte Harm.

„Harm, laß uns dieß Gespräch nicht länger fortsetzen. Ich habe dabei meine ganze Schwachheit kennen gelernt. In diesem Augenblick wünsche ich, daß ich Dich nie wieder gesehen hätte.“

Er erhob sich und ging einige Male im Zimmer auf und ab.

Harm saß in dem Sopha zurückgelehnt und dachte: „Mein Leben wollte ich gern dafür geben, wenn ich sagen dürfte, wie innig, wie ausschließlich ich ihn liebe; aber ein einziges Wort, das die Gefühle meines Herzens andeutete, würde mir für immer seine Achtung und mit ihr seine Liebe rauben.“ Sie drückte die Hand hart gegen ihre Brust und seufzte. — Bei diesem Tone blieb Enoch stehen.

„Du seufzest, Harm,“ sagte er. „Solltest auch Du . . .“

„Ob ich mich nach meinem Heimwesen und meinem Manne sehne? Ja . . .“ Harms Augen ruhten forschend auf Enoch. Sie sah ihn die Farbe wechseln und fügte hinzu: „Ich kann nicht ohne Unruhe daran denken, wie lange Kaspar mich vermissen muß.“

„Er liebt Dich noch immer gleich innig?“

„Ja, das thut er gewiß.“

„Und wie wäre es wohl anders möglich? Du gehörst nicht zu Denjenigen, die man vergessen kann. Ach Harm, Du wirst es nie verstehen, wie ich Dich geliebt habe und bis in meinen Tod lieben werde.“

Es entstand eine Pause. Harm besaß nicht die Kraft, zu antworten. Tante Sara's Ankunft unterbrach alles weitere Gespräch.

Zwei Tage später war Harm abgereist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Affe.

(Fortsetzung.)

Zahm werden die Schlankaffen bald. Im Freien machen sie beim Auf- und Untergang der Sonne mit einander

Digitized by Google

ein arges Geschrei. Soll es ein Morgengruß sein und hören sie sich wie manche Menschen, die sehr übel singen, gerne? Wegen ihrer Furchtsamkeit sind sie stets wach, und fliehen bei der entferntesten Gefahr. Daß sie eine sehr niedrige Stufe unter den Säugethieren in Bezug auf ihre Fähigkeit einnehmen, ist, obschon behauptet, nicht möglich. Um solches wahr machen zu können, müßte man zuerst ihn und etwa ein Eichhorn lange neben einander beobachten. Man will bald dieses bald jenes Thier zum untersten machen. Das war und ist nur möglich, wenn und weil man nur einzelne Thiere und Thierarten beobachtet, schlecht beobachtet, nicht alle überschaut, nicht grundsätzlich einherschreitet! Der Siamang ist ein Phlegmatiker und verschlossen. Oft ist in Phlegmatikern viel mehr als sie äußern. Der gelbe Gibbon ist aber doch verständiger, zeigt mehr Affect, ist neugierig, munter, wird zutraulich, ist lebhaften Naturells. Ein schwarzer Gibbon nahm, was man ihm darreichte, gar sanft aus der Hand an und zeigte mehr Ernst als Lustigkeit. Wollen wir glauben, daß ein solcher, wegen Missethat aus dem Hause geworfen, sich selbst an einen Baum gehängt habe? Man sah ihn, und schnitt den Strick ab, er aber wiederholte den Versuch und gab sich den Tod. Die Möglichkeit können wir nicht läugnen; bei höher stehenden Thieren kommt Aehnliches vor; irgendwo aber muß das Höhere anfangen. Der Gibbon hat viel Gemüth. Wer für Ehre empfindlich ist, kann sich bis zum Tod ärgern. Höhere Thiere sind für sie empfindlich. Ist das Gesagte wahr, so hebt er auch den mit ihm vom Kopf aus verwandten Siamang.

Höher steht der Schimpanse. Er heißt auch der Troglodyt (Höhlenbewohner). Vielleicht hat er diesen Namen bekommen, weil er Hütten von Zweigen macht, also wirklich Baumeister ist, ein immerwährendes Laubenhüttenfest feiert. Sie leben gesellig in Wäldern, fallen die Reisenden gemeinsam an, und werfen nach ihnen, was ihnen in die Hände kommt. Sie werden bald zahm, und dann ganz menschenartig.

Laut Tyson (hier müssen wir die Autoritäten angeben) umarmte ein gezähmter auf einem Schiffe alle seine Bekannten mit großer Zärtlichkeit, aber mit Affen wollte er keine Gemeinschaft mehr haben. Er trug menschliche Kleider und gewöhnte sich ganz an sie; was er selbst anziehen konnte, zog er selbst an, was aber nicht, um das ging er Jemanden an. Er legte sich in's Bette wie ein Mensch und deckte sich zu. Laut Grandpré lernte einer einen Backofen heizen, gab Acht, daß keine Kohlen herausfallen, bemerkte genau, ob es Zeit sei, den Teig in den Ofen zu schieben, und benachrichtigte dann den Bäcker; half den Matrosen im Segellaufziehen, Festbinden u. s. w. und galt diesen darum als ihresgleichen. Mit körperlicher Strafe bedroht, flehte er wie ein Mensch mit gefalteten Händen. Abgestraft aß er nichts mehr, und starb vor Betrübniß und Hunger. Buffons berühmter Affe und Hausgenosse war ebenfalls ein Schimpanse. Er sah zum Fenster heraus, wenn man klingelte, öffnete die Thüre, ging den kommenden entgegen, bot ihnen die Hand freundlich dar, spazierte mit ihnen in der Stube hin und her, bis Buffon kam; nur konnte er sie nicht wie Buffon unterhalten. Er setzte sich wie andere Leute an den Tisch zum Speisen, legte sich die Serviette um, aß mit Löffel, Messer und Gabel, stieß auf einen Toast mit andern an, verstand seines Herrn Befehle, holte herbei, was ihm genannt wurde, nahm Ober- und Untertasse, schenkte Thee und Milch ein, that Zucker dazu, rührte es, blies ihn u. s. w. und trank auch Wein. Süßes hatte er wie ein Kind am liebsten. Außerordentlich war seine Zuneigung zu einer Dame, die oft in's Haus auf Besuch kam, sie ging in heftige Eifersucht über. Nahte sich ihr Jemand anders als sein Herr, so ergriff er einen Stock, und fiel damit über den her, der ihn so reizte. Auf des Herrn Befehl jedoch wurde er ruhig. De la Brosse hatte zwei solcher, die wie stumme Verständige durch Zeichen zu verstehen gaben, was sie gern hätten. Gab man es ihnen nicht, so wurden sie zornig und wollten beißen. Als einmal einem eine Ader geöffnet worden, und es ihm wieder wohler geworden, wies er, so oft es ihm wieder unwohl wurde auf den Arm. Er schloß ganz gut von der Ursache auf die Wirkung, und erkannte jedes für das, was es war. Das war rein menschlich und reines Erzeugniß seiner Ueberlegungskraft.

Ein gezähmter Orang saß wie ein Mensch, schob die Beine wie ein Orientale übereinander, lag schlafend bald auf einer der Seiten, bald auf dem Rücken, kreuzte die Arme über die Brust wie ein feiernwollender Mann. Zum Schlafen bedeckte er sich mit Tüchern. Er aß Alles, wie ein Mensch ißt, trank Kaffee, liebte besonders Brod, untersuchte Alles, ehe er es in den Mund schob, genau. Kinder hatte er nicht gerne, aus Ungeduld, Bekannte küßte er vollkommen wie ein Mensch. Wenn er unzufrieden war, schüttelte er den Kopf; im höchsten Zorn wälzte er sich auf dem Boden und schrie heftig. An den Schiffsseilen hinauf wollte er aus Furcht nicht; als aber ein ihm lieber Mann an einem hinaufgestiegen war, that er es ohne Furcht auch, und hernach ohne daß er es ihm vormachte. Entweder ahmte er wirklich ohne Nachdenken nach, oder er dachte: fällt er nicht hinunter, der so aussieht wie ich, so falle auch ich nicht. Zudem ist er durch die Erfahrung belehrt worden, daß er mehr Vertrauen in seine Kraft und Geschicklichkeit haben dürfe; ja es ist zu vermuthen, daß er es hernach oft so machte, um den Matrosen zu zeigen, wie geschickt auch er sei. Als er einmal seinen Herrn noch im Bette fand, warf er sich vor Freuden und Liebe auf ihn hin und küßte ihn auf seine Brust.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Stuttgart, 1. Febr. Eine unerwartete Trauerkunde überraschte uns heute früh. Johann Georg Freiherr v. Cotta verschied diese Nacht um 2 Uhr an einem Herzschlage, nachdem er gestern noch wie gewöhnlich mit seiner bekannten unermüdlichen Thätigkeit seine Geschäfte bis in die Nacht hinein verrichtete, auch im Laufe des Nachmittags seinen gewohnten Spaziergang gemacht hatte. Frhr. Georg v. Cotta war am 19. Juli 1796 geboren, stand also im 67. Lebensjahre und war, wie sein großer Vater, schon früh an große Thätigkeit gewöhnt. Nachdem er einige Jahre unter dem jetzigen Könige den Posten eines Stallmeisters bekleidet hatte, übernahm er die Redaktion des Morgenblatts, bis solche in die Hände der beiden Brüder Wilhelm und Hermann Hauff und der poetische Theil in die Gustav Schwabs kam. Nach dem Tode seines 1832 verstorbenen Vaters trat er an die Spitze der ausgebreiteten Geschäfte der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, denen er sich mit unermüdlichem Eifer bis zu seinem Tode widmete, und eine Reihe der großartigsten Unternehmungen ausführte, welche den von seinem Vater dieser Handlung verschafften Ruhm insbesondere auch nach der Richtung hin erhöhten, daß er die Werke mit dem voranschreitenden auch das Aeußere mehr berücksichtigenden Zeitgeschmacke ausstattete. Am 1. Mai 1820 vermählte er sich mit Sophie Johanne Marie Freyin v. Aderstycht aus dem Hause Alltlimpurg von Frankfurt, welche ihm 24 Jahre im Tode voranging, aus welcher Ehe 2 Söhne und 5 Töchter hervorgingen. Frhr. v. Cotta, k. bayerischer Kämmerer und Besitzer der Herrschaft Plettenberg, die früher als Grafschaft auf Kreistagen zu Sitz und Stimme berechtigte, so wie des Ritterguts Hipfelbeuren bei Heilbronn, war längere Zeit ritterschaftlicher Abgeordneter in der zweiten Kammer, bis er sich freiwillig aus dieser Ehrenstellung zurückzog. Als einsichtsvoller rationeller Landwirth war er vom Staat zu dem Ehrenamte eines Beiraths der Centralstelle für die Landwirthschaft berufen, welche Stelle er bis zu seinem Tode versah. Er war Ritter des Maltheser-Ordens, des Ordens der württembergischen Krone, des preußischen Rothen Adler-Ordens dritte Classe, Comthur des griechischen Erlöser-Ordens, des österreichischen Leopold-Ordens, des portugiesischen Christus-Ordens und Rechtsritter des constantinischen Ordens vom heiligen Georg. (A. Z.)

[Empfindung bei Geköpften.] Man hat schon oft die Frage zu lösen versucht: Tödtet die Guillotine (oder das Schwert) unmittelbar oder bleibt dem Geköpften noch einige Secunden das Bewußtsein seines Zustandes, ein Schimmer von Existenz? Aldini machte Versuche, die ihm für das zweite schlagend schienen. Er hatte, sagte er, auf dem Gesichte eines Geköpften drei viertel Stunden lang offenbare Zeichen von Muskelzusammenziehung gesehen; ein anderer hatte die Augen nach der Seite gewendet, von der man seinen Namen gerufen; ein Dritter, dem man in die Zunge gestochen, hatte offenbar Schmerz zu erkennen gegeben. Aldsner, Boiciemering, Sue und Cabanis, verhandelten in derselben Zeit über diese Sache. Die Ersteren schlossen die Seele in den Kopf ein und nahmen an, sie bleibe noch so lange darin, daß der Geköpfte wohl ein dunkles Bewußtsein seines Zustandes haben könne, was Cabanis leugnete. Bei diesem Streite wird das Beispiel bei der Charlotte Corday angeführt, deren Gesicht erröthete und Unwillen ausdrückte, als es der Henker schlug, während er es dem Volke zeigte. Es scheint das aber ein Märchen zu sein. Charlotte war sehr bleich, als sie das Schaffot bestieg, und auch nach der Beschimpfung von dem Henker erhielt ihr Gesicht keine besondere Färbung. Ein Engländer, Wilson, hatte vor einigen Jahren die Streitfrage wieder aufgenommen und behauptet, ein Geköpfter höre noch eine oder zwei Minuten. Bonnefond, ein Militärarzt in Algier, glaubte deßhalb ebenfalls neue Versuche machen zu müssen; er wollte indeß keine Theorie geben und begnügte sich, zwei Versuche zu berichten, die er an zwei geköpften Arabern gemacht hat. Er hielt seinen Mund an das Ohr des einen und rief ihn beim Namen; den Andern rief er mittels eines Sprachrohrs; aber in beiden Fällen bemerkte er nichts, was im Geringsten auf die Existenz eines Ueberrestes von Leben könnte schließen lassen. Wahrscheinlich also wird das Selbstbewußtsein unmittelbar nach der Trennung des Kopfes von dem Körper vernichtet.

Der Erfolg, welcher die Thätigkeit der unterirdischen Eisenbahn in London begleitet, hat alle Erwartungen weit hinter sich zurückgelassen, selbst wenn man eine große Zahl von Passagieren annimmt, die nur aus Neugierde die merkwürdige Bahn kennen lernen wollen. Neun Maschinen mit sehr großen Kondensatoren haben bestellt werden müssen, damit die Waggons vermehrt werden können, um den Anforderungen des Publikums zu genügen. Am vorletzten Sonntag allein wurden 38,000 Passagiere auf dieser Linie befördert, so daß man die Züge in Zwischenräumen von 7½ Minute ablassen mußte; und als Dieses noch nicht hinreichend befunden wurde, entschloß man sich, die Zwischenzeit auf 4 Minuten zu verkürzen. Die ganze Linie ist von Anfang an für Züge von 5 zu 5 Minuten eingerichtet worden; und diesen Zeitabstand dürfte man als Regel einführen, da immer zwei Freie Stationen zwischen je zwei Zügen bleiben würden, — eine Entfernung, welche Zusammenstöße fast unmöglich macht. Für die Beförderung von Gütern sind bis jetzt noch keine Anstalten getroffen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 33 Samstag, 7. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Kaspar begrüßte seine Frau mit Freude und Herzlichkeit, und es hätte einen angenehmen Eindruck auf Harm machen müssen, sich noch immer gleich sehr von ihrem Manne geliebt zu sehen; aber sie blieb kalt dagegen und verschmähte es, in seiner Ergebenheit einen Trost und Ersatz für die ihr von der Pflicht auferlegte Entsagung zu suchen. Die junge Frau hatte nicht gelernt, daß es hier im Leben für alle Leiden und Opfer einen Trost gibt, nämlich das Bewußtsein erfüllter Pflichten. Harm verwarf Alles was ihren innern Kummer verringern konnte, und fand einen Genuß darin, im Schmerz gleichsam zu erstarren. Ihr Körper, nicht ihre Seele war es, was in die Heimath zurückkehrte.

Ohne alles Interesse für die äußere Welt, empfing sie mit gänzlicher Gleichgültigkeit die Nachricht, daß ihr Mann einen jungen Ausländer, einen Deutschen, wie es hieß, zu sich genommen habe. Kaspar wurde dafür bezahlt, daß der junge Ivano sich in seinem Laboratorium beschäftigen durfte. Derselbe sollte Chemiker werden.

In ein Gefühl maßloser Sehnsucht versunken und ihrer ganzen Umgebung überdrüssig, schenkte Harm dem jungen Menschen wenig Aufmerksamkeit und redete ihn selten oder niemals an, obschon Kaspar sie oft darum ersuchte. In Folge solcher Bitten konnte es geschehen, daß sie einige nichtssagende Worte an den Jüngling verlor, wenn er sich bei den Mahlzeiten einstellte oder Abends in den Familienkreis kam; sonst aber benahm sie sich, als ob er gar nicht für sie vorhanden wäre.

Ivano seinerseits konnte Harm nicht aus dem Auge lassen, vom Moment an, wo er das gleiche Zimmer mit ihr betrat, bis er es wieder verließ. Sie war zu schön, um nicht ein Gegenstand der Bewunderung für den gleichalterigen Jüngling zu werden.

Einige Wochen nach Harms Rückkehr traf jedoch ein Ereigniß ein, das sie der einsilbigen Trägheit, worein sie versunken war, einigermaßen entriß. Debora Abernet starb nach kurzer Krankheit und hinterließ Mann und Söhne in tiefster Trauer. Harm beweinte die Heimgegangene, weil sie wußte, wie sehr der Verlust der geliebten Mutter Enoch zu Herzen gehen würde, besonders weil er diese so theuern Züge seit drei Jahren nicht wieder gesehen hatte und sie nun nie mehr sehen sollte.

Ein Jahr war über Deboras Gruft dahingerollt, als Frau Ehrmann ihrer Schwägerin ins Grab folgte. Harm wurde nach der Mutter Tod noch stiller und verschlossener, ohne daß Kaspar darauf achtete. Er gehörte zu denjenigen Männern, die es für eine Weichheit ansehen, sich beständig mit ihrer Frau zu unterhalten, besonders da in Harms stets nachgiebigem und passivem Wesen Etwas lag, was äußerst einförmig wurde, so daß er seine schöne Frau sehr oft langweilig fand. Auf Alles, was er sagte, antwortete sie immer Ja und ließ sich nie auf eine Erörterung ein, so daß Kaspar gegen seine Freunde äußerte:

„Meine Frau ist so verliebt, daß sie, um mir nicht zu mißfallen, nie einen andern Gedanken hat als ich.“

Der arme Kaspar, wie verblendet war er nicht, um nicht in Harms ganzem Benehmen einen deutlich ausgesprochenen Lebensüberdruß, eine vollständige Gleichgiltigkeit gegen Alles zu sehen! Hätte Harm einen Freund, einen Vertrauten besessen, mit dem sie ihre Gefühle und ihre Leiden besprechen konnte, so würde die Richtung in ihrem Innern keinen so furchtbaren Charakter angenommen haben, wie es jetzt der Fall war. —

Eines Tages war Kaspar aus der Apotheke heraufgekommen und hatte eine Flasche mitgebracht, die er in einen Schrank zu seinem Zimmer stellte, wo er seine Droguen verwahrte. Dabei äußerte er:

„Unser Leben ist doch ein gebrechlich Ding: einige Tropfen von dieser Flüssigkeit hier, und die Lebenslampe erlischt augenblicklich.“

„Ist es Gift?“ fragte Harm.

„Ja, und dazu eines, das augenblicklich tödtet.“

Kaspar schloß den Schrank und legte den Schlüssel in seine Tischschublade. Als er sich entfernt hatte, zog Harm den Schlüssel hervor und öffnete den Schrank. Sie nahm die Flasche und betrachtete sie, während sie in Gedanken die Worte ihres Mannes wiederholte:

„Einige Tropfen davon und die Lebenslampe erlischt! Und ich könnte mich also von einem Leben

Digitized by Google

befreien, das mir unerträglich wird! Wer würde mich vermissen? Niemand. Einige Wochen nach meinem Tode wäre ich vergessen. Ich habe kein Kind und folglich kein Band, das mich an's Leben knüpft."

Sie griff nach dem überbundenen Glasstopf, aber in diesem Augenblick kam eine Magd herein. Harm stellte ganz hastig die Flasche weg und schloß den Schrank. Dieß geschah indeß nicht schnell genug, denn die Magd bemerkte ihre Bewegung.

„Herr Aberney wünscht Sie zu sprechen," sagte die Magd und warf einen neugierigen Blick im Zimmer umher. „Der Tausend, was doch die Frau mit diesen Flaschen zu thun haben mag?" dachte sie: „der Herr hat ja so ausdrücklich Jedermann verboten, sie anzurühren."

Harm erhielt von ihrem Schwiegervater einige Aufträge, in Folge deren sie in die Stadt zu gehen hatte, was den ganzen Tag in Anspruch nahm. Abends saßen die beiden alten Freunde bei den jungen Leuten im Salon und rauchten ihre Pfeifen. Harm hatte Haushaltungsgeschäfte bekommen, die sie in der Küche aufhielten. Als sie in den Saal treten wollte, hörte sie Aberney sagen:

„Siehst Du, Ehrmann, daß ich doch von Anfang an Recht hatte, als ich Dir von Deiner Heirath mit Rosa abrieth? Aber Du warst eigensinnig."

„Und dafür habe ich auch büßen müssen. Meine Ehe war so unglücklich, daß ich seit meiner Wittwerzeit schon manchmal Gott für die Erlösung aus diesen Banden gedankt habe."

„Ich dagegen werde nie aufhören, Debora zu vermissen."

„Das ist natürlich; denn wo gegenseitige Liebe ist, da ist auch Glück; aber wo diese fehlt, da ist der Tod die einzige Rettung, die man hoffen kann."

Harm stand lange unbeweglich da, ohne weiter von dem Gespräch zu hören. Sie wiederholte:

„Wo Liebe fehlt, da ist der Tod der einzige Retter, der übrig bleibt; das Beste ist also zu sterben?" Diese letzten Worte hatte sie, ohne es beinahe zu wissen, laut ausgesprochen.

„Ganz und gar nicht," antwortete eine freundliche Stimme, und sie fühlte ein Paar Hände, die sie um den Leib faßten. Es war Viktor, der aus Abo gekommen war, um auf einige Wochen zu Hause zu bleiben. Er präparirte sich auf's Examen.

Von diesem Tage an wurde Harm unruhig und launisch. Es war, als ginge ein schwerer Kampf in ihrem Innern vor.

Viktor entdeckte während seines Aufenthaltes zu Hause bald, daß Harm einen Kummer hatte; aber war dieß auch zu verwundern? Im Verlauf von anderthalb Jahren hatte sie ja Mutter und Schwiegermutter verloren. In Viktor regte sich jedoch der Argwohn, daß Harm ihren Mann nicht liebe, sondern von einer geheimen Liebe verzehrt werde.

Eines Tags, sechs Wochen nach Viktors Heimkehr nach Uleaburg, saßen Aberney und Viktor am Mittagessen bei Ehrmann, als eine von Kaspars Mägden zu ihnen hereinstürzte und rief:

„Der Herr ist todt vom Stuhle gefallen, nachdem er von einem Glas Wein getrunken hatte."

Die beiden Alten und Viktor eilten über die Straße und in Kaspars Wohnung. Sie fanden ihn rücklings auf dem Boden liegend und Harm, mehr einer Bildsäule, als einem lebendigen Wesen ähnlich, über ihn hingebeugt.

Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß Kaspar Aberney in Folge eines plötzlich tödtenden Giftes gestorben sei. Der Rest des Weines wurde untersucht; man fand aber kein solches darin, und ebenso wenig in den Ueberresten der Speisen, die auf dem Teller waren. Das Glas, woraus Kaspar getrunken hatte, lag zerbrochen neben ihm.

Jetzt folgte eine genaue Untersuchung, woraus sich ergab, daß unter den von Kaspar aufbewahrten Droguen die Flasche mit der Blausäure geöffnet worden war. Eine Magd erzählte, sie habe eines Tags gesehen, wie die Frau gerade diese Flasche in den Schrank zurückgestellt habe. Da während der Mahlzeit Niemand im Zimmer gewesen war, außer der Dienerin und Harm, und da letztere den Wein eingeschenkt hatte, woran Kaspar starb, so wurde eine Untersuchung angestellt, bei welcher auf Harm ein starker Schein fiel, daß sie ihren Mann vergiftet habe, obschon die öffentliche Meinung sie vollkommen frei sprach. Man wußte ja, daß die beiden Gatten ganz glücklich gelebt hatten. Ein Nebenumstand machte sie sehr verdächtig, nämlich, daß auf das Nastuch, das sie an dem Tag gebrauchte, Blausäure verschüttet worden war. Der Prozeß wirkte erschütternd auf Alle. Harm zeigte jedoch dabei eine Ruhe und Würde, die selbst dem Richter imponirten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Affe.

(Schluß.)

Genau kannte jener Drang die Essensstunde. Von seinem Herrn forderte er immer gute Bissen. Als er einmal einen Andern, den er mit seinem Herrn verwechselt, angefordert hatte und seinen Irrthum bemerkte, wollte er durchaus nichts mehr annehmen. Er ärgerte sich sehr darüber. Schrie er eigensinnig, wenn man ihm Verlangtes nicht gab, lange nach einander, so hörte er auf einmal auf, und sah die Leute an, um zu sehen,

Digitized by Google

ob sein Weinen keinen Eindruck machte; nahm er keinen bessern Willen wahr, so fuhr er im Weinen fort. Gerade so machen's auch eigenwillige Menschenkinder. Immer suchte er als Gesellschaft Menschen auf. Kam Besuch in sein Nebenzimmer, so schob er den Riegel auf, öffnete die Thüre, und ging hinüber. Weil der Riegel schwer ging (er war weit oben und er zu klein), so trug er einen Stuhl hin und konnte ihn dann leichter aufschieben. Es heißt, daß er gemerkt habe, die Stühle seien tragbar; das muß von einem so gescheidten Thier nicht erst gesagt werden, das merken alle größern Thiere und noch viel mehr. Ganz kleine Kinder merken es allerdings noch nicht. Es darf auch nicht gesagt werden, er habe eingesehen, daß er mehr Kraft habe, wenn er auf derselben Höhe mit dem Riegel stehe, denn dieses war nichts als eine gewöhnliche Erfahrung, die jedes gescheidtere Thier täglich zehnmal benutzt; sondern er merkte, daß er von unten herauf nicht recht stoßen könne, indeß er besser stoßen könne, wenn er näher beim Riegel wäre. Es war eine Rechnung in Betreff der Stellung des Riegels aus seiner Hand vor der Erfahrung.

Er liebte die Katzen und trug sie gern unter den Armen, setzte sie auch auf seinen Kopf. Wenn sie dann, um sich bei seinen Bewegungen zu halten, die Klauen in seinen Kopf schlugen, unterstuchte er sie, und wollte sie ihnen ausreißen. Die große Unbequemlichkeit machte ihm nichts, und um seines sonderbaren Vergnügens willen litt er sogar Schmerzen. Das kann nur ein sehr vollkommenes Thier, denn solches ist rein menschlich. Etwas Närrisches war doch darin, daß er sich gerne Asche u. s. w. auf den Kopf streute; gerade solche närrische Dinge aber beweisen Verstand, denn der Verstand thut das Närrische. Um sich zu wärmen, nahm er den Matrosen Kleider weg und mit sich in's Bett. Vom Eigenthumsrechte hatte er doch keine Ahnung. Wollte beim Essen etwa Suppe (denn mit dem Löffel konnte er wie kleine Kinder gar nicht gut umgehen) nicht auf den Löffel, so reichte er ihn dem Nachbar dar und gab ihm ein Zeichen. Wie ein Kind hielt er das Glas, aus dem er trank, mit beiden Händen. Alles, was zu sagen ist, liegt in der Angabe, daß er einmal ein nicht im Gleichgewicht gestandenes Glas mit etwas unterstützte. Cuvier und Bosmann, tüchtige Gewährsmänner, sagen aber noch mehr.

Ein Orang konnte die Stöpsel aus einer Bouteille ziehen, ein Heulager nebst einem Kopfkissen bereiten, das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel aufthun, und als man ihm den Schlüssel wegnahm, es mit einem Stück Holz versuchen wollen. Beschmutzte Stiefeln putzte er den Leuten, seinen Urin am Boden wischte er mit einem Lappen weg, hielt in einer Hand einen Teller mit Erdbeeren, und aß mit der andern die Erdbeeren Stück für Stück mit der Gabel anspießend und zum Munde führend. Alles aber wäre wieder mit der neuen Angabe gesagt, daß eben dieser auch eine Klammer mit einem Nagel auszuheben den Versuch gemacht habe.

Aus diesem Allem schließen wir nicht ohne Grund, daß der Orang noch über dem Schimpanse stehe. Letzterer that nur Gesehenes, und erfand nichts, der Orang hingegen that Ungesehenes und machte, rein von sich aus, Versuche, gerade so wie sie ein Menschenkind macht. Wir dürfen ihn ungenirt für ein Kind in der Intelligenz und Gemüthe, also für einen Menschen auf der ersten Stufe und für die erste halten. Es tritt an ihm neben der Intelligenz auch ein Gemüth auf. Das Thier ist in ihm complet.

P. Scheitlin.

Die neue Mannhardt'sche Normaluhr.

München, im Januar. Des Mechanikers Joh. Mannhardt Uhren hatten in ihrer frühern Konstruktion mit einem Gang ohne Oel schon Vortreffliches geleistet, so lange überhaupt noch die Nothwendigkeit und Schwierigkeit eines Steiggrades (zur Pendelbewegung) nicht überwunden war, so ist sicher, daß seine neue Verbesserung eine förmliche Umgestaltung in der Großuhrentechnik hervorrufen wird. Die patentirte Erfindung besteht nun darin, daß das theuere Steigrad gänzlich entbehrlich gemacht wurde, wodurch Anker, gleitende Reibung und das Schmierdl von selbst wegefallen ist, und schließlich das ganze Gehwerk nur aus zwei Rädern besteht. Das Pendel schwingt frei und erhält nach jeder Minute einen sanften, genau bestimmbaren Antrieb, der akkurat das Wenige wieder ersetzt, was das Pendel am Ausschwung verloren hat. Denn es ist nachgewiesen, daß ein Pendel, welches genau Sekunden schwingt, und mit einem gewöhnlichen Uhrwerk verbunden wird, des Tages um 3 Sekunden und noch mehr zurückbleibt, namentlich wenn das Oel im Werk einmal anfängt, sich zu verdicken. Die Vorrichtung Mannhardt's zur Pendelbewegung ist so einfach, daß es nur Wunder nimmt, wie man nicht schon lange auf den Gedanken gekommen ist. Durch dieselbe sind aber folgende Vortheile gewonnen worden, die keine bisherige Uhr, selbst die bekannten englischen nicht, zu gewähren vermag. Alle gleitenden Reibungen, welche auf das Werk Einfluß haben könnten, sind vermieden, weßhalb Oel und jede andere Schmiere ganz entbehrlich wird; das Pendel erhält seinen Antrieb durch Vermittelung der Schwere und zwar an derjenigen Stelle seiner Elongation, wo es sein größtes Moment erreicht hat, weßhalb allenfallsig stattfindende Veränderungen in der Wirkung der antreibenden Kraft ganz unmerklich werden; ferners findet die Wirkung

Digitized by Google

des Fallgewichts auf das Pendel selten, wie gesagt nur alle Minuten statt. Der Mechanismus des sogenannten Ganges wird dadurch sehr vereinfacht und — was die Hauptsache ist — seine Dauer und gleichförmige Wirkung für lange Zeit gesichert. Während bei gewöhnlichen Sekunden-Pendel-Uhren die die Bewegung haltende Kraft und die Maschine, durch welche sie auf das Pendel wirkend gemacht wird, während eines Tages 86,400mal in Thätigkeit und Ruhe versetzt wird, (selbst bei der Niederg'schen Uhr geschieht dieß 43,200mal) hat bei der Mannhardtschen Uhr der Hebel nur 1440mal in Wirksamkeit zu treten. Sodann ist der Gang der Uhr äußerst ruhig, ohne die geringste Erschütterung. Da fernet der Angriff der ergänzenden Kraft im Schwerpunkte des Pendels selbst geschieht, so ist es möglich, die Uhr mit ihrem Pendel selbst in die untersten Räume des Thurms, ja sogar in einem Zimmer aufzustellen, was höchst schätzenswerthe Vortheile für die Erhaltung und Bedienung der Uhr gewährt. Die höchste Einfachheit der Maschine, welche den Gang regulirt, die gar keines Schmiermittels bedarf, sichert die Dauer und den ungestörten Gang der Uhr auf lange Zeit, wodurch sie sich schon allein für Thurmuhren auf dem Lande, wo nicht überall Mechaniker sitzen, außerordentlich empfiehlt. Neben all dem Guten eines sicheren und regelmäßigen Gangs, Wegfall von vielen Unterhaltungskosten, leichter Bedienung u. s. w. hat diese neue Uhr noch den wesentlichen Vortheil einer außerordentlichen Wohlfeilheit, die es möglich macht, daß selbst mittellosere Gemeinden sich Thurmuhren mit sochem Gang anschaffen können, zumal wenn die Herstellung solcher Uhren einmal fabrikmäßig geschieht, d. h. viele Gehwerke zu gleicher Zeit gemacht werden. Bei sonst guter Konstruktion alter Uhren ist es sogar mitunter möglich, diese in eine solche mit dem beschriebenen neuen Gang umzuwandeln, (wie dies bei der mehr als 100 Jahr alten Uhr der hiesigen Theatinerhofkirche gegenwärtig der Fall ist), und sich auf diese Weise eine mit astronomischer Genauigkeit laufende Uhr zu verschaffen. Denn dieser neue Mannhardt'sche Zeitmesser, wenn einmal richtig regulirt, behält in der That auf außerordentlich lange und jedenfalls weit länger als selbst die beste Uhr, seinen regelmäßigen genauen Gang, der so zu sagen nur durch äußere Gewalt gehemmt werden kann. Armen Ortschaften ist also jetzt eine neue Aussicht auf Anschaffung einer guten und wohlfeilen Uhr eröffnet. Mehrmonatliche Proben und die Gutachten von bewährten Sachkundigen haben außer Zweifel gestellt, daß eines der wichtigsten Probleme in der Großuhrentechnik durch Mannhardt's Erfindung gelöst wurde.

* Von einem sehr fruchtbaren Jahre.

Der Winter von 1185 auf 1186 war äußerst gelind. Bereits im Januar begannen die Bäume zu blühen, die Vögel brüteten im Februar. Im Mai begann die Ernte und im August reiften die Trauben. Wein wuchs in diesem Jahre in ausgezeichneter Güte und Menge.

Aber das folgende Jahr 1187 brachte eine ganz entgegengesetzte Witterung, übergroße Winterkälte, und in Mitte des Mai's, auf Pfingsten, fiel tiefer Schnee, der alle Feldfrüchte zu Grunde richtete.

(Würzburger Chronik von Magister Lorenz Fries.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine Schattenseite der Zustände in Kalifornien ist die Unmenschlichkeit, mit der man die armen Indianer nach wie vor verfolgt. Durch ruchlose Banden aufgehetzt, indem man ihnen ihre Weiber oder Kinder raubt, oder sie aus reinem Uebermuth zuweilen niederschießt, haben sich diese Unglücklichen in einzelnen Fällen zu Akten der Rache hinreißen lassen und einzelne Amerikaner ermordet. Ein solcher Fall trat vor Kurzem im Humboldt-Distrikt ein, wo mehrere Landbewohner ihr Leben verloren; ein gewisser Kapitän M'Garry wurde mit einer Abtheilung Truppen dahin gesandt, um die Thäter ausfindig zu machen, begnügte sich aber 26 Indianer eines befreundeten Stammes gefangen zu nehmen, von denen er zwei wieder laufen ließ mit der Warnung: daß, wenn sie nicht binnen drei Tagen die wirklichen Mörder einbrächten, ihre Gefährten erschossen werden würden. Die beiden der Art befreiten kehrten aber nicht zurück, und jene 24 Unschuldigen wurden schmählicherweise abgeschlachtet. Ein Seitenstück zu den 300 Indianern, welche unlängst in Minnesota hingerichtet worden sind, als Sühne für die Ermordungen, die im letzten Monat August daselbst vorgefallen waren.

In Weningerode hat eine Dame mit der Suppe zwei ihrer künstlichen Zähne verschluckt, zum Unglück aber nicht ganz verschluckt; denn die Haken blieben im Kehlkopf hängen, konnten aller angewandten ärztlichen Hülfe ungeachtet nicht entfernt werden und führten den Erstickungstod der Unglücklichen herbei.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 34 Sonntag, 8. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte die Untersuchung begonnen, als Enoch nach fünfjähriger Abwesenheit ganz plötzlich in Ulcaburg auftrat. Brieflich von dem unglücklichen Ende des Bruders und dem auf Harm fallenden Schatten von Verdacht unterrichtet, eilte er herbei, um ihr wo möglich als Jurist beizustehen.

Das Zusammentreffen zwischen Beiden war für ihn im höchsten Grad schmerzlich. Harms ganze Erscheinung bewies, wie sehr ihre Seele von den bittern Leiden verheert wurde, die sie getroffen hatten. Sie war so bleich und so abgezehrt, daß sie wie ein Schatten von sich selbst erschien. Bei der ersten Besprechung mit Enoch war sie sehr aufgeregt, bei der zweiten vollkommen ruhig. Es handelt sich da nur um eine genaue Schilderung alles dessen, was sich an Kaspars Todestage zugetragen hatte. Mit vollkommener Klarheit beschrieb Harm Alles vom Kleinsten bis zum Größten. Enoch brachte es zu Papier; dann sprach er mit seinem eigenen und mit Harms Vater, welche bezeugten, daß sie vom Anfang bis zum Schluß ihrer Ehe eine gute Frau gewesen sei, ein Zeugniß, das auch alle Leute im Hause ihr gaben. Nie hatten die Dienstboten einen Streit zwischen den Gatten gehört, sondern Harm hatte sich immer nachgiebig und freundlich gegen ihren Mann gezeigt. Freilich stimmten auch alle darin überein, daß sie sehr still und schwermüthig gewesen.

Nach all diesen Untersuchungen und den beharrlichsten Verhören unter den Lehrlingen und Provisoren in der Apotheke, erinnerte sich Ivano, daß er am Morgen des Todestages in Kaspars Zimmer gewesen sei und dort auf dem Tisch ein Weinglas gesehen habe. Kaspar habe eine schwarze Flasche in der Hand gehalten, während er mit Ivano gesprochen. Diese Aufschlüsse gaben Anlaß zu neuen Nachforschungen, woher das Glas genommen worden sei, aus welchem Kaspar getrunken. Die Magd erklärte, sie habe es aus dem Schrank geholt, aber als Enoch fragte, ob sie an diesem Tage kein Glas aus Kaspars Zimmer getragen habe, zeigte es sich, daß sie ein solches, das auf dem Tische ihres Herrn gestanden, in den Schrank gestellt, weil es ganz rein ausgesehen habe. Jetzt schien die Sache klar. Kaspar hatte das Glas gebraucht und Blausäure hineingeschüttet; die Magd hatte es ihm dann vorgesetzt, und so hatte die Vergiftung stattgefunden.

Am Nachmittag wurden diese Aufklärungen bei dem stattfindenden Untersuchungsverhör vorgebracht, und Harm, die dadurch beinahe vollkommen von allem Verdacht befreit worden, saß ganz allein in ihrem Haus, als Ivano bei ihr eintrat.

„Entschuldigen Sie, Madame," sagte er auf französisch, „daß ich Sie störe. Aber ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen. Ein Brief von meinem Gönner ruft mich sogleich nach Petersburg."

Harm antwortete einige allgemeine Phrasen. Als sie fertig war, ergriff Ivano einen Stuhl und setzte sich neben sie.

„Sie erwarteten, daß ich mich jetzt entfernen würde; aber ehe ich dieses Haus verlasse, wo ich von Ihrem verstorbenen Mann so viel Gastfreundschaft und von Ihnen so viel kalte Höflichkeit empfangen, habe ich einige Worte zu sagen. Sie sind ein außerordentlich schönes Weib; man kann Sie nicht sehen, ohne ein Meisterwerk des Schöpfers in Ihnen zu bewundern. Ich bin jung, und kein Wunder also, wenn Ihre Schönheit einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat — doch das ist jetzt vorbei. Beim Tod Ihres Mannes haben Sie in meinen Augen aufgehört schön zu sein," fügte er mit starker Betonung hinzu. „Sie haben indeß lange Zeit den Gegenstand meiner wärmsten Gefühle gebildet. Ihr ganzes Wesen war geschaffen, um in einer Jünglingsbrust schlummernde Träume zu wecken. In Folge meiner stillen Anbetung und Bewunderung für Sie habe ich heute vor Gericht eine Erklärung abgegeben, wodurch der Tod Ihres Mannes den Schein eines unglücklichen Zufalles gewinnt und Sie von allem Verdacht befreit werden. Aber, Madame, das geschah nicht um Ihret-, sondern um meiner selbst willen. Ich wollte diesen Namen, den ich einst verehrt und geliebt hatte, nicht durch einen schrecklichen Verdacht gebrandmarkt hören, wenn auch meine Gefühle jetzt das Gegentheil von dem geworden sind, was sie früher waren."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Harm stolz und

blickte Ivano düster an. „Wenn das, was Sie vor meinem Schwager und vor Gericht erzählt haben, unwahr ist, wer hat Sie denn gebeten, mit einer erdichteten Geschichte aufzutreten?“

„Meine frühere Schwäche für Sie hat mich dazu bestimmt.“

Ivano richtete sich auf und flüsterte Harm einige Worte ins Ohr. Die junge Wittwe wurde noch bleicher als sie gewesen. Sie stierte Ivano an; dieser aber fügte mit einer Verbeugung hinzu:

„Das Grab und ich sind gleich stumm. Leben Sie wohl!“

Er eilte aus dem Zimmer und Harm lehnte sich bebend in den Sopha zurück.

Etwas später am Abend kam die Post mit zwei unglückschwangeren Nachrichten, einer persönlichen und einer öffentlichen.

Letztere enthielt den Befehl an die finnischen Regimenter sich schleunigst auf den Kriegsfuß zu stellen; die andere war von Tante Sara. Sie meldete Ehrmann unter Ausdrücken der tiefsten Verzweiflung, daß seine Tochter Edith verschwunden und, wie ein an sie hinterlassener Brief vermuthen lasse, mit einem Russen nach Petersburg gereist sei.

Diese beiden Hiobsposten wirkten so heftig auf Ehrmann, daß er vom Schlage getroffen wurde und nach einigen Tagen starb.

Sein Hinscheiden, die Untersuchung über Kaspars Tod und Ediths Flucht waren lauter Ereignisse, die über der allgemeinen Unruhe beim Gedanken an den bevorstehenden Krieg vergessen wurden. Die öffentliche Aufmerksamkeit wurde so ausschließlich darauf gerichtet, daß man alle Privatereignisse bei Seite setzte.

Im Februar 1808 brachen die russischen Truppen unter General Burhöwden über die Gränze. In Folge der russischen Proklamation hoffte man noch, daß die begonnenen Feindseligkeiten ein glückliches Ende nehmen könnten, aber leider war Gustav Adolph VI. zu starrköpfig, um seine Kraft klug zu berechnen, und die Folge war, daß er, um einen gefaßten Beschluß heilig zu halten, alle verständigen Rathschläge und Warnungen verwarf. Er setzte das Wohl des Landes auf einen einzigen Wurf und öffnete die Thore desselben für alle Verheerungen des Krieges.

Finnland hatte sich einige Zeit lang von den unseligen Kriegen, die es verheert, erholen können; mit freudiger Hoffnung hatte es den allgemeinen Wohlstand auf dem Boden, der so viel von seiner Kinder Blut getrunken, erblühen gesehen.

Beim Ausbruch des Krieges von 1808 blühte Finnland, das kann man dreist sagen, sowohl in materieller als intellektueller Beziehung. Die Bevölkerung hatte mit jedem Jahr bedeutend zugenommen, und mit ihr vermehrten sich auch die Produkte des Landes. In wissenschaftlicher Bildung war es ebenfalls vorangeschritten, und die Universität Abo konnte sich vollkommen mit den schwedischen messen. Stille bildete sich hier eine Reihe von Männern die jedem Jahrhundert zum Ruhm gereichen würden. Namen wie Porthan, Calonius, Menander, Tengström, Gadolin und Hällström werden in der Geschichte der Gelehrsamkeit mit ausgezeichneter Ehre aufbewahrt bleiben; sie zeugen von Kraft und Beharrlichkeit, die stets eine intellektuelle Ueberlegenheit hervorgerufen und sie fruchtbar gemacht haben. Stolz auf sein Land und seine Söhne, trauerte Finnland von fortwährendem Voranschreiten, als der Kriegssturm kam und die Veränderlichkeit des Glückes bewies.

O Finnland! Welcher Schwede kann ohne Schmerz an den 17. September 1809 denken? Da wurde der Friede zwischen Schweden und Rußland abgeschlossen, ein Friede, der dich von dem schwedischen Mutterherzen losriß, welches nie aufhören wird, den Verlust des Kindes zu beweinen, auf das Schweden so stolz war. Treu und stark wie deine Felsen, hast du ein Jahrhundert den Verheerungen des Krieges Trotz geboten, für dein Land gestritten und gesiegt mit einem Muth und einer Entsagung, die dein Volk zu einem der seltensten machen, was dieser letzte für Schweden so unglückliche Krieg am besten beweist, und worüber Adolph Ivar Arvidson sich folgendermaßen ausspricht:

„So endete dieser für den schwedischen Soldaten immer gleich ehrenvolle, obschon nicht immer gleich glückliche Feldzug. Beinahe ohne Unterstützung von Schweden bestand das finnische Heer einen gänzlich ungleichen Kampf mit überlegenen Feinden zuweilen mit einem unter solchen Umständen erstaunlichen Erfolg, und erkämpfte sich überhaupt mehr Siege, als die früheren Kriege, selbst im Verein mit Schwedens gesammelter Streitmacht, darboten. Bei dem großen Mißverhältniß in Bezug auf die Kräfte der kriegführenden Parteien war es vorherzusehen, daß das kleine finnische Heer zuletzt unterliegen mußte; aber wie es Siege ohne Ehre gibt, so gibt es auch Niederlagen die unsterblichen Ruf mit sich führen, und dieß kann man von den Niederlagen des finnischen Heeres sagen. Bei der Erinnerung an all den Heldenmuth, der sich im Kriege des Jahres 1808 kundgab, fühlt man sich versucht, den Betrug zu verfluchen, der es wagte, ein solches Volk zu verrathen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Werk des Herzogs v. Aumale und sein Schicksal.

Ueber die polizeiliche Beschlagnahme der „Histoire du Prince de Condé“ wird der „Times“ aus Paris geschrieben: „Kein Pariser Blatt hat das Faktum zu erwähnen gewagt, oder nur mit einem Wort sich über die polizeiliche Razzia ausgesprochen, als das historische

Digitized by Google

Werk des Herzogs von Aumale weggenommen wurde, obgleich ganz Paris von der Sache spricht. Der Verleger des Werks, der Agent des Herzogs und diejenigen, welche damit beauftragt sind, den Druck zu überwachen, sind jedoch nicht Willens, die Sache fallen zu lassen. Sie beabsichtigen dieselbe vor das Tribunal zu bringen, um sich zu vergewissern, ob der Polizeipräfekt seine Agenten dazu benutzen kann, einem einfachen, wenn nicht geradezu ungesetzlichen, so doch außergesetzlichen Ministerialrundschreiben Gesetzeskraft zu verleihen. In dem ganzen Code gibt es keinen einzigen Paragraphen, der einem Franzosen, sei er auch ein Prinz und exilirt, verbietet in seinem Vaterland ein rein historisches Werk zu veröffentlichen. Es ist dieß eines der wenigen Rechte, welche das Gesetz, das den Herzog verbannte, ihm noch gelassen hat. Victor Hugo durfte in Frankreich seine Misérables, Louis Blanc seine zehn Bände der Geschichte der Revolution, Edgar Quinet seinen Feldzug von 1815, Ledru Rollin seine Studien über die Zukunft Englands herausgeben; und es hieße in der That, das Gefühl, welches die Erinnerung an empfangene Wohlthaten bei gewissen Naturen zu erzeugen pflegt, zu weit treiben, sollte der Sohn Ludwig Philipps allein dieses Rechts beraubt werden. Daß keine Spur von Parteipolitik oder Aufhetzung in der „Geschichte des Prinzen v. Condé“ während des 16. und 17. Jahrhunderts zu finden war, ging aus der vor 10 Monaten gegebenen Erklärung des Verlegers, Michel Levy, gegen welche sich seitens der Behörden kein Widerspruch erhob. Es ist gewiß, daß der Herzog von Aumale ängstlich jede Einmischung politischer Betrachtungen in die Darstellung der Begebenheiten zu vermeiden suchte, welche mit diesem Zweig seiner erlauchten Familie zusammenhängen, und daß er gerade vor der Gränzlinie stehen geblieben ist, welche so zu sagen, die ältere Geschichte Frankreichs von der neuern scheidet. Da er seine geschichtliche Erzählung nicht weiter fortführt als bis zum 17. Jahrhundert, so konnte eine Anspielung auf die Ermordung des Herzogs von Enghien nicht vorkommen. Wie man vernimmt, ist an den Polizeipräfekten im Namen des Herzogs von Aumale eine Aufforderung ergangen: das mit Beschlag belegte Eigenthum zurückzuerstatten. Ehe die Aufforderung an ihn gelangte, änderte der Präfekt seinen Sinn — zum drittenmal in drei Tagen — und stellte es dem Drucker und Verleger anheim, seine Papiere zurückzunehmen; kündigte ihm aber zugleich an, daß er das Werk in dem Augenblick mit Beschlag belegen werde, wo seine Veröffentlichung angekündigt werden sollte. In der Besprechung, welche die interessirten Parteien mit dem Polizeipräfekten hatten, bemerkte letzterer bei der Frage nach der Gesetzmäßigkeit: er wisse nicht das geringste vom Gesetz (ein seltsames Zugeständniß von Seiten eines so verantwortlichen Beamten); seine Pflicht sei es, die Regierung zu vertheidigen; die Regierung der Orleans hätte unter solchen Umständen sich zu derselben Handlungsweise genöthigt sehen müssen, und jede zukünftige Regierung würde dasselbe thun. Es wurde dem Präfecten entgeguet: die frühere Regierung hätte, selbst wenn sie dazu willens gewesen sei, in dieser unempfohlenen Weise nicht handeln können, indem das Gesetz es verbot, und die öffentliche Meinung, frei ausgesprochen, es nicht erlaubt haben würde; und wenn die frühere Regierung je wieder in Frankreich ans Ruder gelangen sollte, so würden dieselben gesetzlichen Vorschriften sie von ungesetzmäßigen Handlungen abhalten. — Nichts bezeugt mehr die äußerste Unmacht und Muthlosigkeit der französischen Presse, als daß, obwohl keine darauf bezügliche Anweisung an die Blätter ergangen ist, nicht ein einziges Journal diesen allgemeinen Gegenstand der Unterhaltung zu erwähnen wagt.“

Und selbst wird von unserm Londoner △ Correspondenten geschrieben: Die Beschlagnahme der zwei ersten Bände von der „Geschichte des Hauses Condé,“ mit deren Abfassung der Herzog von Aumale seit länger als 10 Jahren beschäftigt ist, scheint so gründlich gewesen zu sein, daß die historische Litteratur wahrscheinlich einen unersetzlichen Verlust durch diesen neuesten Act der Gesellschaftsrettung erlitten hat. Wie wir hören, ist außer den Typen auch das ganze Manuscript der zwei ersten Bände in die Hände der imperialistischen Polizeiaaven gefallen und keine Copie davon vorhanden. Daß der Napoleonismus kein Freund der Geschichte sein kann, versteht sich von selbst; nur ist die vandalische Vernichtung eines rein wissenschaftlichen Werkes eine Verbesserung der „Grundprinzipien der Dynastie“, auf die sich der berühmte Verfasser nicht vorbereitet hatte. Seit Monaten wanderten die Correcturbogen zwischen Paris und Twickenham hin und her, und wurden durch die kaiserliche Post ohne Anstand befördert. Allen Preß- und Polizeivorschriften war von dem Verleger, Hrn. Levy, Genüge geleistet. Man scheint in den Tuilerien Ursache zu haben, den bloßen Namen „Orléans“ zu fürchten. (Allg. Ztg.)

Mannigfaltigkeiten.

Etwas für den schöneren Theil unserer kleinen Leserwelt! In Wien wurde seit einer Reihe von Jahren am vorigen Mittwoch, 28. Januar, wieder der erste Hofball im Rittersaale der alten Hofburg gegeben. Mit dem Kaiser erschien dort auch die Kaiserin. Sie trug — und eben das ist es, was die schönen Leserinnen bei dieser Gelegenheit erfahren wollen — ein weißes Atlaskleid mit reicher Schleppe; darüber Illusionroben mit eingewebten schief über einander laufenden Atlasstreifen. Diese Roben bilden eine dreifache Tunika, welche vorn rechts und links hinaufgehoben und durch sechs kostbare Bouquets von Brillanten und

Digitized by Google

Rubinen festgehalten war. Ein eben solches überaus geschmackvolles und reiches Bouquet zierte die Brust. Die Kaiserin trug keine Ohrgehänge; auf dem Kopfe saß eine prachtvolle, abwechselnd in niedere und höhere Spitzen auslaufende Brillantenkrone; den Hals schmückte ein herrliches Collier ebenfalls von Brillanten. Das reiche Haar war toupirt und hing in der Form eines Beutels in gleicher Breite mit dem Kopfe bis in die Mitte des Nackens herab. Man nennt das die „Fischer-Frisur". In der Hand trug die Kaiserin ein reizendes Bouquet von weißen Kamelien und rosenfarbenen Hyacinthen.

Der 13. Januar war in Rußland der Neujahrstag. Am Abende desselben ward der Saal des Eremitagetheaters zu St. Petersburg nach allen Seiten, die Decke mit inbegriffen, mit dünnen Glasröhren überzogen, ungefähr von der Dicke der gewöhnlichen Barometer. Sie sind mit dünnem Silberdraht zusammengebunden und bilden die verschiedensten Formen, Bogen, Mauern, Gesimse und Kronleuchter, kurz Alles ist künstlich aus ihnen gebildet. Hinter dieser künstlichen Krystallwand stehen 8000 Lampen, die eine erstaunliche Masse von Licht durchwerfen. Silberfranzen, vor denen sich die Glasröhren immer bewegen, stellen kleine Wasserfälle täuschend dar. Hinter diesen durchsichtigen Mauern werden auch kleine Landschaften auf das täuschendste dargestellt; ein glänzendes Grün und Schmelz von tausend Blumen leuchtet durch den Lichtschleier, und aus diesen Feengebüschen tönt die unvergleichliche russische Hornmusik. Die aus gleichen Röhren zusammengesetzten Kronleuchter sehen aus wie Eisstücke, die von einem sonnenerleuchteten Felsen herabhangen. Sechs Wochen lang ist man mit der Errichtung dieses Glaszaubers beschäftigt und die Kosten betragen an 10,000 Rubel.

[Eine sechzehnjährige Mörderin.] Vor dem Gerichtshofe des Departements Haute-Marne in Frankreich erschien dieser Tage ein schönes, sechzehnjähriges Mädchen, Alix Rousset, unter der Anklage, ihren Großvater mit einer Art erschlagen zu haben. Sie hatte mit einem jungen Manne, den sie liebte, in dem Hause eines Bauers, Namens Vignot, einige Zusammenkünfte gehabt, und hatte Vignot für seine Gefälligkeit durch häufige Gaben von Lebensmitteln belohnt. Als jedoch durch die Dazwischenkunft des Großvaters diese Zusammenkünfte und also auch die Geschenke an Vignot aufgehört hatten, überredete dieser Elende das Mädchen, den Großvater zu ermorden. Das Mädchen haßte ihren Großvater durchaus nicht und war nur durch das unablässige Zureden ihres Mitschuldigen zur That getrieben worden. Alix Rousset wurde zu zehnjähriger Zwangsarbeit, der 74jährige Vignot zu fünfzehnjähriger Kerker verurtheilt.

[Ein Gesetz für Trunkenbolde.] In den nordamerikanischen Freistaaten besteht ein Gesetz, welches die Trunkenbolde mit den Wahnsinnigen auf gleiche Stufe stellt und erklärt, daß jene nicht im Stande seien, ihr Vermögen zu verwalten. Der Trunkenbold erhält bis zu seiner Besserung einen Vormund, und jeder Schenkwirth, der ihm geistige Getränke verabreicht, wird strengstens bestraft. Jüngst hat im Staate Ohio ein Branntweinschenker sich gegen dieses Verbot vergeht und einem notorischen Säufer durch übermäßige Darreichung von Branntwein zu einem Rausche verholfen. Als der Mann heimkommt, geräth er mit seiner Frau in Streit und hackt ihr einen Fuß ab. Was geschah? Die Verstümmelte klagte, und der Wirth mußte ihr 5000 Dollar als Schadloshaltung bezahlen. Ein ähnliches Gesetz könnte auch bei uns in Deutschland nichts schaden, und wenn's sogar die „freien" Nordamerikaner vertragen können, würde wohl auch bei uns der „persönlichen Freiheit" dadurch nicht zu nahe getreten werden.

In der Nacht vom 1. auf den 2. Februar war das berühmte Museum von Cluny in Paris in Gefahr, seine kostbarsten Kleinodien durch einen verwegenen Raub einzubüßen. Ein Individuum, das bis jetzt seinen Namen nicht angegeben hat, wurde von dem wachehabenden Sergeanten und einem der Aufseher, die wie immer ihre nächtliche Runde machten, in einem der Säle selbst festgenommen. Es hatte sich bereits der goldnen Rose aus dem Vaseler Schatz, der großen Bischofsstäbe in getriebenem Silber aus der Soltikoff-Sammlung, der Hals- und Armbänder in massivem Gold, die man in St. Marsle-Blanc entdeckt hat, bemächtigt, als er ergriffen wurde. Es wurden sofort die sorgfältigsten Untersuchungen angestellt, und man hat constatirt, daß kein Stück der Sammlung fehlt und daß keines derselben eine wesentliche Beschädigung erlitten hat.

Eine ganz abscheuliche Industrie wird seit längerer Zeit auf den nordamerikanischen Eisenbahnen betrieben. Kranke und verwundete, überhaupt zum Dienste untaugliche Soldaten werden in Washington ausgezahlt. Mit ihrem Papiergeld (den Greebacks, oder, wie man sie nennt, Laubfröschen) setzen sie sich in die Eisenbahnwagen und werden dort regelmäßig von einer organisirten Gaunerbande ausgeplündert. Es ist der Regierung nicht eingefallen, wirksame Maßregeln dagegen zu ergreifen; am Sonnabend vor Weihnachten wurden drei kranke deutsche Soldaten während einer Nacht auf solche Weise ausgeraubt.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Ballandeschen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 35 Dienstag, 10. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Sechs Jahre später.

In einer freundlichen Gegend mitten in Schweden lag die ausgezeichnet schöne Landrichterwohnung von Särnäs. Das Jahr zuvor war ein neuer Richter mit seiner Frau hier aufgezogen.

Landrichter Enoch Aberney war zwar noch jung für den Posten, den er erhalten, aber diese rasche Beförderung hatte er durch seine ungewöhnlichen Kenntnisse, so wie seine große Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit gewonnen, lauter Eigenschaften, welche den gebildeten Finnen mehr oder weniger auszeichnen. Seit zwei Jahren war er mit Harm, der Wittwe seines Bruders, verheirathet. Das erste Jahr ihrer Ehe hatten sie in Stockholm zugebracht, worauf Enoch das Landgericht erhielt und sich in Särnäs niederließ.

Harm war seit zwei Jahren die Gattin des Mannes, den sie von Kindheit auf so ausschließlich geliebt hatte. Enoch besaß jetzt diese Frau, die in ihrer Person alles Hohe und Edle vereinigte, was er am Weibe anbetete. Beide waren also sehr glücklich? Ja, Enoch war es wirklich; aber wie es Harm zu Muthe war, das ließ sich nicht so leicht bestimmen. Wenn sie Enoch an ihrer Seite hatte, vergaß sie Alles über der Freude des Augenblicks; aber es war nicht dieses frische, lächelnde und friedliche Bild innigen Glückes und innerer Zufriedenheit, sondern eine gewisse fieberhafte Unruhe, worüber ein Trauerschleier ausgebreitet lag. Der Liebe rosige Freude war in Wolken gehüllt oder auch von stillen und unruhigen Träumereien gestört. Ueber Harms innere Welt war ein Schatten geworfen, der nie davon wich.

„Die Erinnerung ist es, die mich quält," pflegte sie Enoch zu antworten, wenn er sie zärtlich fragte, warum die Wolke beständig auf der bleichen Stirne weile. Enoch liebte sie doppelt in solchen Augenblicken. Sie wäre nicht seine feinfühlende Harm gewesen, wenn sie über dem gegenwärtigen Glück leichtsinnig die unheimlichen Bilder der Vergangenheit hätte vergessen können.

Nach zweijähriger Ehe wurde Harm Mutter, und die düstern Erinnerungen schienen jetzt beinahe weggeblasen zu sein. Sie schien wirklich glücklich und Enochs Seligkeit war vollkommen. Das Leben lächelte ihm so verheißungsreich entgegen, als ein äußeres Ereigniß kommen und das Glück verjagen sollte.

Beim zweiten Herbstgericht, seit Enoch sein Amt angetreten, kam eine garstige Verbrechergeschichte vor. Eine Bäuerin wurde angeklagt, ihren Mann vergiftet zu haben. Am ersten Untersuchungstag, als Enoch aus dem Gerichtssaal kam, war er bleich, und zum Erstenmal seit seiner dreijährigen Ehe ruhte ein Zug von Düsterheit über seinem Gesichte. Harm fragte, was es sei, und er antwortete:

„Ach meine geliebte Harm, es wird mir mitunter recht schmerzlich, Richter zu sein, denn man bekommt den Menschen in seiner tiefsten Erniedrigung zu sehen. Der Anblick des Verbrechers regt immer unser Inneres auf."

Beim Mittagessen war Enoch schweigsam und sein Blick ruhte mit einem schmerzlichen Ausdruck auf Harm. Einer der Notare bemerkte während der Mahlzeit:

„Haben Sie gehört, Frau Landrichterin, welches abscheuliche Verbrechen wir heute vorhatten?"

„Nein," antwortete Harm, „aber aus Aberneys düsterem Aussehen kann ich schließen, daß es etwas Ungewöhnliches war."

„Eine ganz junge Bäuerin ist angeklagt, ihren Mann durch Gift ermordet zu haben," antwortete der Notar.

Harm erblaßte; ein Schauer ging durch ihr ganzes Wesen. In diesem Augenblick sah sie auf ihren Mann. Er schaute sie unruhig forschend an.

„Sonderbar," sagte Enoch, indem er seine Frau betrachtete, „ich werde ganz sicher das arme Weib zum Tod verurtheilen müssen, und doch ist sie möglicherweise unschuldig."

„Das ist unmöglich, Herr Landrichter," fiel der Notar ein; „es liegen gar zu viele Beweise gegen sie vor."

„Nichts ist unmöglich," erwiderte Enoch und richtete sich vom Tische auf. Als er Harm küßte, nahm er ihren Kopf in seine Hände und sah tief in ihre Augen; dann flüsterte er mit aufgeregter Stimme:

„Armes Kind!"

Harm verbrachte die Zeit, wo Enoch bei Gericht war, in ihr Zimmer eingeschlossen, indem sie Kopfweh

Digitized by Google

vorgab. Abends, als Enoch zu ihr kam, trugen ihre Augen Spuren von Thränen, und man konnte deutlich sehen, daß sie viel geweint hatte.

Enoch war jetzt freundlich, herzlich und heiter wie gewöhnlich. Er plauderte munter und liebkoste Harm; aber als er sie an sich zog und mit den zärtlichsten Namen nannte, begann sie wieder zu weinen.

Am folgenden Tag schien Harm ruhig, obschon eine gewisse Verwirrung auf ihren Zügen ruhte. Die Untersuchung gegen die des Mords angeklagte Bäuerin währte den ganzen Morgen, und bei der Mahlzeit war Enoch wieder nachdenklich.

Der Prozeß gegen die Verbrecherin machte die Wolke auf Enochs Stirne immer düsterer. Er war freundlich gegen Harm, zuweilen leidenschaftlich zärtlich, aber es wurden nur wenige Worte zwischen ihnen gewechselt. Er schien einem Gespräch mit ihr ausweichen zu wollen. Am letzten Gerichtstag, ehe er ausging, um der Giftmischerin ihr Urtheil zu verkündigen, kam er zu Harm herein. Sie saß an der Wiege ihres schlafenden Kindes. Enoch betrachtete Beide eine lange Weile, dann küßte er Harm auf die Stirne und sagte sanft:

„Nur Diejenige, die unglücklich, aber nicht verbrecherisch war, kann es wagen, die Freuden der Mutterschaft zu genießen. Nicht wahr, meine Geliebte?"

Ohne ihre Antwort abzuwarten, küßte er sie und fügte hinzu:

„Auf Mittag ist das Gericht aus, und dann, Harm, wirst Du mir mit einem Lächeln auf Deinen schönen Lippen entgegentreten, so daß ich Alles, was mich quälte, vergessen kann. Wir essen allein. Der Gerichtshof ist ins Pfarrhaus eingeladen, aber ich habe für meine Person abgelehnt."

Als Harm allein war, sank sie an der Wiege des Kindes auf die Kniee nieder und stammelte unter heftigem Schluchzen:

„Nur Diejenige, die keine Verbrecherin ist, kann es wagen, die Freuden der Mutterschaft zu genießen. O Jesus Christus, erbarme dich über mein unschuldiges Kind!"

Harm richtete ein beinahe festliches Mahl an. Der zierliche Tisch stand mitten im Zimmer gedeckt. Mit einem Lächeln, hinter welchem sie den ganzen Schmerz verbarg, der in ihrer Seele wohnte, ging sie dem eintretenden Enoch entgegen und bot ihm ihre Lippen zum Kusse. Enoch blieb gleich an der Thüre stehen. Sein Blick fiel auf den Tisch, wo eine Weinflasche stand, und gleich als hätte dieser Anblick eine schreckliche Erinnerung hervorgerufen, fuhr er mit der Hand über die Stirne und holte einen tiefen Seufzer.

Als er dann sein Gesicht Harm zuwandte, war es streng, milderte sich aber, als er ihrem liebreichen Blick begegnete. Man setzte sich. Harm that Alles, um liebenswürdig zu sein.

Der Zufall, diese unerklärliche und geheimnißvolle Macht, wollte, daß man diesen Mittag Geflügelbraten hatte, ein Gericht, das Harm nicht gerne auf ihrem Tische sah, weil es das letzt war, das Kaspar gegessen, ehe er das unglückschwangere Weinglas geleert hatte. Als Enoch seine Portion verzehrt hatte nahm Harm die Weinflasche und schenkte ihm sein Glas ein, aber ohne das ihrige zu füllen.

„Trinkst Du keinen Wein?" fragte Enoch in einem Ton, der von seinem gewöhnlichen ganz verschieden war.

„Nein, Enoch, Du weißt ja, daß ich nie Wein trinke," antwortete Harm.

„Ja, es ist wahr, Du trinkst nicht, Du schenkst bloß Deinen Männern ein."

Die Stimme war scharf und hart. Er ergriff das Glas und sagte hinzu:

„Vor sechs Jahren, ja just am heutigen Tage, schenktest Du Deinem ersten Manne Wein ein."

Enoch goß langsam, beinahe tropfenweise sein Glas auf den Teller aus, indem er dann mit dumpfer Stimme fortfuhr:

„Ich will sehen, ob nicht auch auf dem Boden dieses Glases Gift liegt."

Sein durchdringender Blick hing fest auf den todtenbleichen Zügen seiner Frau. Als er die letzten Worte aussprach, fuhr Harm auf und rief verzweiflungsvoll:

„Gnade, Barmherzigkeit!"

Sie warf sich vor Enoch auf die Knie und ergriff seine Hand. Er zog sie weg, stützte seinen Kopf darauf und sagte, indem er fortwährend die Kniende fixirte:

„Im Kabinet des Mannes befand sich ein Schrank; dieser Schrank enthielt Flaschen mit Gift; eines Tages, just an demselben Tag, den wir jetzt haben, vor sechs Jahren, ging die Frau in dieses Zimmer, nahm eine schwarze Flasche und schlich in den Saal hinaus, wo der Tisch gedeckt stand. Ins Glas des Mannes goß sie einige Tropfen der farblosen Flüssigkeit, dann stellte sie die Flasche wieder an ihren Platz, nachdem sie dieselbe mit ihrem Nastuch abgetrocknet. Einige Augenblicke darauf tritt sie dem Manne mit ihrem holdesten Lächeln entgegen. Sie läßt ihn mit seinen Lieblingsgerichten bedienen, und endlich schenkt sie ein Glas von dem Weine ein und heißt ihn trinken. Er trinkt! (Enoch ergriff mit krampfhafter Heftigkeit ihren Arm). Und nachdem er dieses Glas geleert, das sie ihm mit so treuloser Freundlichkeit gereicht hat, stürzt er todt zu ihren Füßen."

Enoch erhob sich und riß Harm buchstäblich aus ihrer knieenden Stellung auf, indem er rief:

„Unglückselige, Du hast mich betrogen; Du warst nicht unschuldig; Du hast meinen Bruder gemordet, und ich . . ." Er schleuderte sie weit von sich, fuhr mit den Händen durch sein Haar und rief in verzweiflungsvollem Tone:

„Und ich, ich habe die Mörderin meines Bruders geheirathet!"

Digitized by Google

Herm sank auf ihre Knie zusammen. Sie vermochte nicht zu stehen, sondern schleppte sich zu den Füßen ihres Mannes, indem sie schluchzte:

„Höre mich, ehe Du verdammst!“

„Folge mir,“ war Alles, was er antwortete; dann ging er in sein Arbeitszimmer und verriegelte die Thüre hinter sich.

Am folgenden Morgen kam ein Bote ins Pfarrhaus mit der schrecklichen Nachricht, Landrichter Enoch Aberney habe sich in der Nacht erschossen, und seine liebenswürdige Gattin sei vor Kummer verrückt geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Franz Friedrich Karl von Giech.

(Nürnberg, 3. Februar.) Gestern (2. Febr.) Abends um 8½ Uhr verschied dahier Herr Franz Friedrich Karl Graf und Herr von Giech, an den Folgen eines Schlaganfalles, der ihn Tags vorher Morgens 8 Uhr betroffen hatte. Geboren am 29. Oktober 1795, hatte er seine erste Bildung durch Hauslehrer erhalten, später in Erlangen, das er aber, an dem damaligen wüsten Leben der Burschenwelt kein Gefallen findend, bald verließ, und in Heidelberg sich für den Staatsdienst vorbereitet, da er als jüngerer Sohn zunächst keine Aussicht hatte, in den Besitz der Standesherrschaft Thurnau, die schon sein Vorfahr Hanns Georg von Giech erworben hatte, zu gelangen. Er durchlief daher die herkömmliche Bahn des Staatsdienstes, praktizirte am Landgericht Bernec, wurde nach andern Beförderungen Regierungsdirektor zu Würzburg und zuletzt Präsident der Regierung von Mittelfranken, eine Ernennung, die von allen Wohlgesinnten mit freudiger Theilnahme begrüßt wurde. Wie sehr er damals die wahren Interessen des ihm anvertrauten Kreises zu fördern bemüht war, ist wohl noch nicht ganz aus der Erinnerung entschwunden, wenn gleich bereits 23 Jahre seit seinem Rücktritt aus dem Staatsdienst verstrichen sind. Ueber die Motive zur Niederlegung seines Amtes im Spätjahr 1840 sprach er sich selbst in einer dem König Ludwig übergebenen und ohne sein Wissen veröffentlichten Denkschrift aus. Unter andern Gründen, welche ihn zu diesem Schritt veranlaßten, war namentlich auch seine als Protestant in der damals angeregten Kniebeugungsfrage von dem Ministerium abweichende Ansicht von großem Gewicht. Dieser seiner Ueberzeugung zu Liebe gethane Schritt war um so ehrenhafter, als er auf Pension verzichtete und fortan auf die Apanage als jüngerer Bruder beschränkt war. Fortwährend aber behielt er die öffentlichen Zustände im Auge, und als Ergebniß seiner auf Erfahrung und eingehende Studien gegründeten Beobachtungen erschienen seine „Ansichten über Staats- und öffentliches Leben“ (2. Auflage, Nürnberg 1845). Durch den am 6. Juli 1846 erfolgten Tod seines Bruders, des Grafen Friedrich Karl Hermann, der aus seiner Ehe mit der Freiin Henriette vom und zum Stein keine Nachkommenschaft hinterließ, wurde er Herr der Standesherrschaft Thurnau, als solcher auch erblicher Reichsrath und nun abermals berufen, am Staatsleben sich zu betheiligen. Obwohl eine vom Haus aus konservative Natur, hatte er doch stets ein offenes Auge und Ohr für die Forderungen und Stimmen der Zeit gehabt, und ohne einer Ueberstürzung hold zu sein, war er freiwillig und gern den als nothwendig erscheinenden Mahnungen des Fortschritts gefolgt. Daß er daher 1848 auch in's Frankfurter Parlament gewählt wurde, war nicht unerwartet; einem Manne, wie dem Grafen Giech, mußte das allgemeine Vertrauen sich überall zuneigen. Seine Betheiligung an den Bestrebungen jener Zeit, die ihn zu der sogenannten Gothaer Partei führte*), werde hier nur im Vorbeigehen erwähnt; jedenfalls befriedigender, anziehender und genußreicher war die in seinem unmittelbaren Kreise, in Thurnau, entfaltete Thätigkeit durch musterhafte Ordnung des eigenen Hausbalts, Sammlung und Bewahrung des von den Vorfahren überlieferten Gutes und Sicherstellung desselben durch ein eigenes Hausgesetz. Wie sehr er auch den neueren Ansprüchen Rechnung zu tragen geneigt war und daher als ein Liberaler im besten Sinn des Wortes gelten konnte, so war er doch keineswegs gemeint, Alles und Jedes, ohne daß für Andere ein Vortheil daraus entstehe, aufzugeben, und so war er namentlich bemüht, die Verhältnisse seines Hauses in das rechte Licht zu setzen, was besonders durch eine von ihm veranlaßte „Denkschrift über den privilegirten Gerichtsstand der Standesherren ꝛc. von Dr. H. A. Zachariä“, Nürnberg 1858, und durch das „publizistische Erachten von Dr. Ludwig Pernice über die staatsrechtlichen Verhältnisse des Gräflichen Hauses Giech“, Halle 1859, geschah. Dagegen war er einer der Ersten gewesen, welche die Patrimonialgerichtsbarkeit und die Patronatsrechte dem Staate übergaben. In Thurnau entfaltete sich nun sein schönstes Wirken, wozu wesentlich auch beitrug, daß der von der Familie Künsberg früher gehabte Antheil von ihm ebenfalls erworben wurde. In seinen Einrichtungen daselbst war der Sinn für das Schöne eben so wie die Beachtung des Zweckmäßigen ersichtlich; ein natürlicher Freund des Einfachen und Schicklich, war er doch für Alles, was durch Kunst und Wissenschaft gebolen wird, in hohem Grade empfänglich und

*) Daß Graf Giech, wie viele andere hervorragende Mitglieder dieser Partei, seitdem seine Ansicht geändert hatte, ist durch seinen Beitritt zum Münchener großdeutschen Verein im Oktober v. Js. und sein Schreiben an Herrn Professor Pözl in welchem er diesen Schritt begründete, beurkundet. D. Red. des N. Korr.

Digitized by Google

zugänglich, wofür Schloß und Garten in Thurnau, dieser allerdings schon lange durch seine in ihrer Art einzige Lindenallee berühmt, dann Bibliothek, Kunst- und Alterthumssammlungen, über welche schon an mehreren Orten berichtet worden ist, Zeugniß ablegen und die vielen Gäste, welche in seinem Hause mit ungezwungener Gastfreiheit aufgenommen wurden, einstimmig einstehen. Man kann hierüber als etwas Bekanntes mit bloßer Andeutung hinweggehen; hat doch erst vor wenig Wochen Ludwig Storch in der „Gartenlaube" sich darüber ausgesprochen. Sein heranwachsender, am 15. Sept. 1847 geborner Erbe, der junge Graf Karl Gottfried, sollte nach des Verewigten Wunsch eine gründliche Schulbildung erhalten, und hierzu wurde das Gymnasium zu Nürnberg, theils wegen des Rufes der Anstalt selbst, theils wegen der besonderen Vorliebe, die Graf Giech für Nürnberg hatte, gewählt. In Nürnberg hatte Christian Karl, erster Graf und Herr von Giech, am 12. Dez. 1664 Barbara von Praunfalck geheirathet, ebendaselbst war er auch am 25. April 1695 gestorben; in Nürnberg war dessen gleichnamiger Sohn am 28. Nov. 1694 mit der Gräfin Mariuliana Katharina Khevenmüller getraut worden und war des Letzteren Sohn Karl Maximilian am 17. Sept. 1695 geboren; und der Aufenthalt dieser österreichischen Emigrantenfamilien in der Stadt und Umgegend ließ sich noch bis in die Gegenwart durch unabweisbare Zeugnisse belegen. Aber außerdem war es auch die Stadt selbst als Sitz des bedeutendsten Handels- und Gewerbsbetriebs, als Heimath des Protestantismus, dem der Verstorbene mit fester Treue zugethan war, welche ihn anzog und deren Werth er schon als Präsident von Mittelfranken erkannt hatte. Er kaufte daher im Sommer 1861 den Garten 175 an der Lauferstraße, ließ ihn seinen Wünschen gemäß einrichten und bezog ihn im Dezember desselben Jahrs, seiner neuen Erwerbung sich freuend und in den hiesigen Zuständen bald eine seiner unermüdlichen Thätigkeit zusagende Anregung findend. Seine Betheiligung an dem Wohnungsverein, dem Gustav-Adolf-Verein, endlich auch dem evangelischen Gesellenverein, liefert den Beweis, wie er es für Pflicht erachtete, daß die durch geistige und leibliche Mittel Höherstehenden sich den sozialen Fragen nicht entziehen, sondern durch ihre Antheilnahme sie zum Besten zu lenken suchen. Durch seine Veranlassung begründeten auch die Kammmachermeister eine eigene Genossenschaft. Für sich selbst mäßig und sittenstreng, war er doch mild und schonend gegen Andere; ein aus Grundsatz und Ueberzeugung gläubiger Protestant, war er von Anfeindung und Verfolgung Andersdenkender weit entfernt; maßhaltend in Allem, war er unnöthigem Prunk eben so fremd als unziemlichem Geiz; sicher stehend auf dem ererbten und durch wohlgeordneten Haushalt vermehrten Gute, fiel es ihm nicht bei, durch Herablassung zu Niedrigerstehenden seiner wahren Würde etwas vergeben zu können; einfach und prunklos gekleidet, trat er in die Wohnungen der Arbeiter und suchte das Volk in seinem eigentlichen Leben kennen zu lernen, so daß er auch in kurzer Zeit viel bekannt und wo er bekannt war, geliebt wurde. Was er den Seinigen, seiner trefflichen Gattin, Frau Gräfin Franziska von Giech, geb. Gräfin Bismarck, die ihm außer dem schon erwähnten Sohn noch drei heranblühende Töchter geboren hat, gewesen, sei hier bloß andeutend erwähnt: wir haben nur unserm eigenen Gefühle, und — wir hoffen es — auch dem Gefühle Aller, die ihn kannten, Worte geben wollen, daß mit Graf Karl von Giech einer der edelsten Männer Deutschlands dahingeschieden ist.

(N. Korr.)

Mannigfaltigkeiten.

Es ist in Heidelberg der Plan aufgetaucht und inmitten des dortigen Gewerbvereins bereits besprochen worden, eine permanente Gewerbe-Ausstellung für Süddeutschland daselbst zu gründen. — Eine neue Erfindung im Felde der Photographie ist zur Zeit dort ausgestellt: Es ist dieses ein sogenannter Reflector, in Form eines Riesenstereoskops, durch welchen die darin aufgestellten Photographien dem Auge beinahe in ihrer natürlichen Größe erscheinen, und hierdurch zugleich sehr erkennbar in ihren Details sind. — Bei dem sehr fühlbaren Eismangel in diesem Winter ist dem dortigen Chemikern und Technologen (darunter namentlich Dr. Meidinger aus Frankfurt) der Vorschlag gemacht worden, eine Eisfabrik zur Bereitung des Eises auf künstlichem Wege zu gründen. Dieses Projekt wird wohl auch ausgeführt werden.

Der deutsche Pfiffikus.

Der Michel bin ich ganz und gar,
Fang' Schmetterling im Januar,
Und wenn der Sommer kommt heran,
Da zieh' ich ein Paar Schlittschuh an.
Falleri, Fallera!

Im Nationalvereine d'rein,
Da habe ich das eine Bein,
Das aud're im Reformverein,
Denn 's muß der Mensch politisch sein!
Falleri, Fallera!

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandschen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 36 Mittwoch, 11. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

In den Falten ihres Mantels hatte die Zeit zehn Jahre mitgeführt. Zehn Winter hatten ihren Schnee über Enoch Aberney's Gruft geworfen, und sechzehn Jahre lang hatte Schweden den Verlust Finnlands beweint. Mit Schmerz und Sehnsucht blickte Schweden dem Verlorenen nach, und von Finnlands treuer Brust wurde mancher Seufzer nach der schwedischen Küste entsandt. Vergebens suchte man in Uleaburg nach einem der Abkömmlinge Ehrmann's und Aberney's. Die Apotheke war in fremden Besitz gekommen und das Aberney'sche Haus war ein Raub der Flammen geworden. Von Aberney's drei hoffnungsvollen Söhnen lebte nur noch der jüngste, Viktor, aber er wohnte nicht mehr in seiner Vaterstadt.

Was war wohl aus Ehrmanns beiden Töchtern geworden? Man wußte es nicht.

Viktor Aberney war Professor an der Universität Abo geworden und dort ansässig. Er besuchte Uleaburg niemals.

Das Frühlingssemester von 1825 war in Abo zu Ende. Professoren und Studenten begaben sich fort, um nach den ausgestandenen Strapazen den Sommer zu genießen und sich zu restaurieren. Auch Professor Aberney verließ die Universitätsstadt und zog auf ein kleines Landgut, etliche Meilen von Abo, das er just damals gekauft hatte. Es hatte eine abgeschiedene Lage. Der Professor gedachte den Sommer dort zuzubringen, ohne eine andere Gesellschaft als Tante Sara, die seinen Haushalt besorgte. Aberney war Junggeselle. In den frühern Sommern war er auf einen Hof gezogen, den er gepachtet hatte; aber da Aberney dort nicht ungestört ausruhen durfte, so hatte er sich weiter hinweg begeben.

Viktor Aberney's Beschäftigung während seines Aufenthaltes in Junta (so hieß sein Gut) sollte darin bestehen, daß er sich in seine wissenschaftlichen und musikalischen Studien vertiefte. Er war ein beliebter Komponist und ausgezeichneter Musiker. Auf seinen Sommerausflug nahm er eine ganze Bibliothek Bücher und Musikalien mit und verbrachte seine Tage gerne so, daß er im Walde ausgestreckt lag und einen seiner Lieblingsautoren las, oder, daß er mit einem Buch in der Gegend umherstreifte, oder auch vergaß er die ganze äußere Welt bei seiner Violine oder seinem Klavier; denn er liebte die Einsamkeit und suchte nie freiwillig eine andere Gesellschaft als die Natur, seine Bücher und die Musik. Er war damals noch nicht volle vierzig Jahre alt, von hohem Wuchs und kräftigem Bau, hatte eine freie und offene Stirne, auf welcher intellektuelle und moralische Ueberlegenheit thronte, und in jedem Zuge lag ein stark ausgeprägter Ausdruck von Charakterfestigkeit. Er sah wie ein echter Finne aus, rechtschaffen, klug und entschieden. Im Uebrigen war er ein genialer Gelehrter, der nie etwas Anderes als seine Bücher geliebt, ein geistreicher Komponist, der nie für etwas Anderes, als die Musik geschwärmt hatte, und ein rechtschaffener Mann, der für sein Vaterland leben wollte.

Er entzog sich dem Gesellschaftsleben so viel als möglich; aber wenn er daran Theil nahm, that er es nicht, wie ein halb aberwitziger, zerstreuter Bücherwurm, dessen Manieren ein Lächeln hervorriefen, sondern wie ein gebildeter und angenehmer Gesellschafter.

Es war am Ende Mai, eine Woche nach Aberney's Ankunft auf Junta. Mit einigen Büchern unter dem Arm begab sich der Professor nach einem seiner Lieblingsplätze im Walde. Aber kaum war es ihm gelungen, sich im zarten Grase auszustrecken, als eine Stimme rief:

„Viktor, Viktor!"

„Sieh, da kommt Tante Sara; was kann die Alte von mir wollen?" dachte der Professor und sah ganz verdrießlich aus. In diesem Augenblick schimmerte eine Frauengestalt zwischen den Bäumen hervor. Es war ein kleines, mageres Frauenzimmer, mit großer Sorgfalt und Zierlichkeit gekleidet, ohne daß jedoch etwas Uebertriebenes in ihrem Aufzug lag. Die ausgezeichnet feine und schöne Spitzenhaube war einfach und blendend weiß. Das davon umschlossene Gesicht war ganz sicher vor etwa dreißig oder vierzig Jahren schön gewesen; jetzt war es klein und ausgetrocknet, zeigte aber noch feine und regelmäßige Züge. Die braunen tiefliegenden Augen waren äußerst lebhaft und hatten einen gemischten Ausdruck von Schärfe und Freundlichkeit. Ihr ganzes Wesen trug das Gepräge einer rastlosen Thätigkeit. Als sie leichten und schnellen

Digitized by Google

Schrittes Aberney erreicht hatte, sagte sie mit kurzer und hastiger Stimme:

„Lieber Viktor, es ist nicht recht, daß Du mir davon springst; Du solltest mich genug kennen, um zu wissen, daß ich Dich doch bekomme, wenn ich einmal zu einem Gespräche entschlossen bin."

Tante Sara breitete ihr Taschentuch auf dem Boden aus, strich ihr Kleid glatt und setzte sich ein Stück von Viktor hinweg.

„Es ist nichts Leichtes mir zu entkommen, das kann ich Dir gleich sagen," fügte Sara mit schlauer Miene hinzu.

„Ich merke es," seufzte Viktor und schlug sein Buch zu; dann fragte er:

„Nun warum verfolgst Du mich so hartnäckig, Tante?"

„O Du weißt es recht wohl," sagte Sara und strich mit großer Sorgfalt eine Falte an ihrer Schürze glatt. „Hättest Du nicht geahnt, was es war, so wärest Du nicht so schnell hinweggelaufen."

„Liebe Tante, wenn es sich darum handelt, den Brief zu lesen, so . . ." Viktors Brauen zogen sich zusammen, „so versichere ich Dich, daß es sich nicht der Mühe lohnt. Ich bitte Dich in aller Freundschaft, sprich mir nicht mehr von der Sache."

„Nach dieser Warnung hast Du also Dein Gewissen beruhigt in Bezug auf das, was zwischen Dir und mir geschehen kann, im Fall wir einander in die Haare gerathen sollten? Sonst will ich Dir melden, daß Tante Sara nicht sehr ängstlich ist und deßhalb . . ."

Sie zog einen Brief aus der Tasche. Augenblicklich war Viktor auf den Beinen.

„So ist es aus mit meiner Geduld," rief er. „Ich versichere Dich, Tante, daß ich nicht zum Mittagessen heimkomme, im Falle noch ein einziges Wort von der Sache gesprochen wird."

Damit machte Viktor einige lange und hastige Schritte, so daß er weit von Tante Sara hinwegkam. Sie blieb sitzen und sah ihm nach. Als sie ihn aus dem Auge verloren hatte, murmelte sie:

„Spring immer zu, mein Junge, aber sieh, es hilft nichts; oder hältst Du denn Deine alte Tante für ein so armseliges Geschöpf, daß sie das Recht nicht verfechten könnte, weil Du davon laufst? O Du bist viel zu sicher. So gewiß ein Mann bei seinem Wort und ein Ochse bei seinem Pflug bleiben muß, ebenso sicher ist, daß, wenn ein Weib Etwas will, dieß durchgesetzt wird, und wenn auch zehn Männer sich quer in den Weg stellen. Jetzt will ich, daß Du den Jungen nehmen sollst, weil es recht und billig ist, und das wird auch geschehen."

Mit diesem Vorsatz erhob sich Tante Sara und trippelte nach dem Hofe hinauf. Sie setzte sich mit ihrer Arbeit in den Erker und schaute jeden Augenblick umher, ob die Knechte und Mägde arbeiteten. Sie waren mit Anordnung der Blumenbeete beschäftigt.

Gegen Mittag kam Aberney nach Hause. Als er Tante Sara im Erker sitzen sah, blieb er am Gatterthor stehen, als wäre er unentschlossen, ob er in den Hof hineingehen sollte oder nicht; aber als sie, ohne auf ihn zu achten, mit ihrer Näherei fortfuhr, faßte Aberney einen Entschluß und setzte seinen Weg fort. Als er die Hausflur hinaufging, sagte er:

„Guten Tag, liebe Tante! Kann man bald essen?"

„Essen?" rief Sara. „Du sagtest ja, daß Du nicht zum Essen heimkommen wolltest?"

„Hm!" Mehr antwortete Aberney nicht, sondern ging in den Saal hinein. Tante Sara blieb sitzen und nähte ganz verzweifelt. Viktor ging im Zimmer auf und ab. Nach einer Weile kam er zu Sara hinaus.

„Ich möchte doch jetzt Etwas zu essen bekommen."

„So, so, Du möchtest Etwas zu essen bekommen, und ich soll mich bei Deinen Wünschen schnell bereit zeigen; aber wenn ich Etwas zu sprechen habe, so läufst Du davon und sagst, Du wolltest lieber Nichts essen, als mich anhören. So viel ist gewiß und wahr, daß . . ."

„Ei, ei, liebe Tante, sei nicht böse; Du weißt ja, daß es nur ein einziger Gegenstand ist, von dem ich nichts hören will."

„Und da glaubst Du, daß ich schweigen werde? Du meinst, ich lasse mir Stillschweigen befehlen?"

Tante Sara war ernstlich böse.

(Fortsetzung folgt.)

Der Untergang des Monitor.

Denn die Elemente hassen
Das Gebild aus Menschenhand.

Von den beiden Helden jenes maritimen Monstre-Duells, das im letzten Frühjahre die ganze Welt in Aufregung versetzte, hat nun auch der zweite sein kühles Grab gefunden. Der Merrimac ward bekanntlich von seiner eigenen Besatzung zerstört, indem sie sich außer Stande sah, ihn vor den andringenden Unions-Truppen zu vertheidigen; der Monitor hingegen erlag in einem grimmigen Wintersturme, im Kampfe gegen die Wuth der Elemente. Es war am 29. Dez. 1862, als der Monitor das Fort Monroe verließ, remorquirt vom Kriegsdampfer Rhode-Island. Der Passagier, ein gepanzerter jüngerer Bruder des Monitor, wie dieser mit beweglichem Thurme und ebenfalls Geschütze von enormem Caliber führend, war, vom Kriegsdampfer State of Georgia geschleppt, am selben Tage in gleicher Richtung in See gegangen, doch hatte er etwa 10 Meilen Vorsprung. An Bord des Monitor befanden sich 63 Personen. Der Ocean war glatt wie ein Spiegel, das

Digitized by Google

Wetter ſchön und warm. In herrlicher Haltung ſteuerte das prächtige Schiff mit einer Schnelligkeit von 5—6 Knoten in der Stunde; ſein Gang war eben ſo elegant wie angenehm, denn es rollte weit weniger wie jedes andere Fahrzeug. Den Tag über war Alles ganz wohl an Bord und Jedermann in gehobener Stimmung. Als jedoch die Nacht herankam, empfand man die üblen Wirkungen der eingeſchloſſenen Luft. — Aus den Schilderungen der Bauart des Monitor wird dem Leſer noch erinnerlich ſein, daß Maſchinen, Keſſel ꝛc. in dem hinteren Theile des Schiffes, und zwar in einem Raume angebracht waren, der ſich vom Kamine bis zum Steuer erſtreckte, Schlaf- und Wohnzimmer der Beſatzung befanden ſich in des Schiffes vorderer Hälfte; ihr Licht erhielten ſie lediglich durch den hohlen Raum des Thurmes. Eigens konſtruirte Ventilatoren waren vorhanden, um den bewohnten Schifferäumen durch den Thurm hindurch friſche Luft zuzuführen, — eine Einrichtung, die ſich als äußerſt mangelhaft erwies; denn der Aufenthalt in der verdorbenen Atmoſphäre wurde mitunter unerträglich. Abgeſehen von dieſer Beläſtigung ging übrigens die erſte Nacht ganz gut vorüber. Bei klarem Himmel brach der folgende Morgen an, begleitet von einer leichten Briſe, deren kleine Wellen den Fuß des Thurmes beſpülten und ſo eine Art Regenbogen bildeten, in dem die Sonnenſtrahlen ſich reizend wiederſpiegelten.

Das Wetter blieb bis zum Mittage überaus günſtig. Am Nachmittage aber bedeckte ſich allmählich der Himmel mit Wolken, deren Zug Regen verkündigte. Gegen 6 Uhr Abends blies ein lebhafter Wind aus SSW., in der Richtung des Leuchtthurms von Hatteras, doch dieſes ſonſt ſo tückiſche Cap zeigte ein freundliches Antlitz, denn es war ganz nebelfrei, Nichts deutete auf einen bevorſtehenden Sturm. Um 7 Uhr etwa gewahrte man rückwärts in einer Entfernung von 3—4 Meilen den Paſſaic. Als man den Paſſaic, der bei der Abfahrt des Monitor 10 Meilen voraus geweſen, nun ſo weit hinter ſich ſah, entſtand ein allgemeiner Jubel an Bord, und aus Aller Mund vernahm man laute Aeußerungen der Freude über den glänzenden Erfolg. Mit Stolz hob man hervor, wie der Monitor der Erſte ſeines Geſchlechts geweſen, der einem ebenfalls geharniſchten Feinde als Sieger gegenüber geſtanden, ſo ſei er auch der Erſte ſeiner Art, dem die ſchwierige Paſſage des Cap Hatteras gelungen, dieſes von der Schifffahrt ſo gefürchteten Vorgebirges, in deſſen Bereich ſeit Jahrhunderten Orlog ſowohl wie Kauffahrtei unzählige Verluſte erlitten. Unter Scherz und Sang ward auf eine ruhmreiche Zukunft getrunken. In voller Zuverſicht nahm man als ausgemacht an, daß auch beim tollſten Unwetter das Schiff nichts zu beſorgen habe, unterließ es daher denn auch, ſich vorſichtig in der Nähe der Hatteras-Inſel zu halten, wie dieß ſonſt wohl zu geſchehen pflegt. Die Briſe war unterdeſſen friſcher geworden und ihre Heftigkeit ſteigerte ſich fortwährend, wiewohl Zeichen am weſtlichen Horizonte andeuteten, daß die Gewalt des Windes bald nachlaſſen werde. Dieſe Vorboten erwieſen ſich in der That als falſche Propheten, denn gegen 8 Uhr verſchlimmerte ſich das Wetter bedeutend; ein dichter, vom Sturme gepeitſchter Regen fiel; die Wellen ſchlugen mit ſolcher Macht über den Thurm, daß der Sicht 40 bis 50 Fuß hoch aufſprang und Alles umher überſchwemmte. Schon zweifelte Niemand mehr an einer böſen Nacht. Je näher dieſe heranrückte, deſto ſchwerer wurden die raſch einander folgenden Windſtöße, und jedwede Woge fegte das Schiff vom Galion bis zum Steuer, wobei durch die der Ventilation gewidmeten Oeffnungen Waſſer eindrang und ſomit dem Zutritte der friſchen Luft neue Hinderniſſe bereitet wurde. Faſt beſtändig lag das Fahrzeug mit ſeinem Verdecke zu Waſſer, ſein Stampfen und Schlingern lähmte die Kräfte der ſeegeübteſten Matroſen.

Der Regen hatte ein wenig nachgelaſſen, allein der Sturm raſte mit erhöhtem Ungeſtüm. Um die Dunette herum und an den Kliſſen leckte das Schiff bedeutend; man ſetzte daher die Waſhington-Pumpen in Gang, die denn auch das eingedrungene Waſſer bald bewältigten, aber nur für eine kurze Spanne Zeit; denn nach Verlauf einer Stunde kaum wurde man des neuen Waſſerandranges ſchon nicht mehr Herr; jeder gewonnene Zoll ging im nächſten Augenblicke wieder verloren. Befehl kam dann, die Centrifugal-Pumpe von Adams in Thätigkeit zu ſetzen, ein Inſtrument, das in jeder Minute 3000 Gallonen Waſſer auswirft; allein auch dieſe Hülfe zeigte ſich unwirkſam. Der Sturm war inzwiſchen zum Orkan geworden. Es ergoſſen ſich in kurzen Intervallen mehrere gewaltige Sturzſeen über Deck; im Schiffe nahm das Waſſer immer mehr überhand und erreichte endlich die Pumpen. Da kam die Meldung, daß die Feuer zu erlöſchen drohten, und nicht lange mehr währte es, ſo ſagte man ſich: der Monitor habe nur noch eine Stunde zu leben. In dieſer Bedrängniß werden Nothſignale gegeben; man wirft blaue, rothe und weiße Leuchtkugeln, worauf der Rhode-Island auch antwortet. Neues Signal: „Die Gefahr wachſe der Art, daß man ſich höchſtens noch eine Stunde lang halten könne."

(Schluß folgt.)

* Legende.

Einſt kam Herr Chriſtus, des Wanderns ſatt,
Gen Abend in eine große Stadt.
Es brannte die Sonne vom Himmel heiß
Und er war gewandert mit großem Fleiß.
Und wie er ſchritt durch die Gaſſen vor,
Da ſtand ein Bäcker unter dem Thor
Mit rundem Bäuchlein und ſtolzem Sinn,

Digitized by Google

Sah auf den Herrn verklärlich hin.
Wie der durch die hellen Scheiben da
Die frischgebackenen Semmeln sah,
Bat er, gedrungen von Hungersnoth,
Nur um ein Stücklein trocken Brod.
Doch der Bäcker macht' ein krumm Gesicht:
„Für Bettelleute back' ich nicht,
Geht Eures Weg's, laßt mich in Ruh' —!"
Und warf die Thüre trotzig zu.

Doch mit den sechs Töchtern die Bäckerin,
Die standen in dem Laden d'rin;
Des Bäcker's Zorn sah'n sie von fern'
Und es erbarmte sie des Herrn.
Die Eine führt' ihn herein zum Ruh'n,
Die And're wischt' ihm den Staub von den Schuh'n,
Die Dritte reichte das Oel ihm dar,
Die Vierte salbte sein langes Haar,
Die Fünfte bracht' ihm goldenen Wein,
Die Sechste schenkt' ihm den Becher ein;
Die Mutter legte das Brod ihm hin
Und sprach das Gebet mit frommem Sinn.

Da sagte der Herr in frohem Ton:
„Ich bin des ewigen Gottes Sohn,
Dem Ihr solch Mitleid jetzt erweist,
Den Ihr getränkt, den Ihr gespeist."
Sie fielen zur Erde auf dieß Wort,
Doch er im sanftem Ton fuhr fort:
„Weil Ihr so frommen dem Bösen wehrt,
Sei Euch das Himmelreich beschert;
Zur Erde soll Ihr aus blauer Fern'
Herniederleuchten als Sternern.
Doch der Bäcker fliege waldaus, waldein
Als Vogel und immer soll er schrei'n,
So lang Ihr strahlt als des Himmels Schmuck:
Guckguck! Guckguck!
Das ist: er mahnt zum Himmel, dem blauen,
Den Menschen immer aufzuschauen,
Daß Gott gleich Euch den Himmel schenk
Dem, der die Armen speißt und tränkt."

Mannigfaltigkeiten.

[Zur Charakteristik des Kaisers von Rußland.] Unter den vielfachen Berichten, welche die Blätter über den Aufenthalt der kaiserl. Familie in Moskau bringen, und in denen tausendfache Beweise von Anhänglichkeit an das Herrscherhaus und besonderer Liebe für den jetzigen Kaiser gegeben werden, erzählt ein Moskauer Lokalblatt auch folgenden, die ritterlichen Gesinnungen des Monarchen kennzeichnenden Zug. Ein Subalternoffizier von einem Infanterieregiment hatte sich in irgend einer Angelegenheit mit einem Gesuche an den Kaiser gewandt; dieser hatte ihm die Bitte verweigern müssen, worüber der Offizier erbittert war und seinem Ingrimm in einem beißenden Epigramme auf die Person des Kaisers Luft machte. Dieses Epigramm hatte er einigen seiner Kameraden vorgelesen und dann in sein Schreibpult gelegt. Einer dieser Kameraden, mit dem der Offizier irgend eine Streitigkeit gehabt, wußte sich des Papiers zu bemächtigen und es dem Kaiser in die Hände zu spielen. Dieser las das Epigramm, und eines Tages bei der Parade ließ er sich den ihm namhaften Verfasser durch den Obersten des Regiments vorstellen, händigte ihm das Papier ein und sagte: „Vernichten Sie dieses Schriftstück, und wenn Sie künftig ihre Lust zum Versemachen durchaus nicht zügeln können, so suchen Sie irgend ein passenderes Thema oder verwahren Ihre Papiere wenigstens besser, damit nicht wieder ein perfider Kamerad in die Versuchung komme, Sie damit zu denunziren." Der Angebe: ist in ein Regiment nach Orenburg versetzt und zum Gemeinen degradirt worden.

Der Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia" hat in Wien mit glänzendem Erfolge seinen ersten Ball zu Wohlthätigkeitszwecken gegeben. Die Minister Schmerling, Lasser, Baron Meesery, Hein und Graf Wickenburg, die Spitzen aller Behörden, zahlreiche Landtagsabgeordnete, viele Mitglieder des diplomatischen Corps, Generäle und Offiziere in Masse, der Bürgermeister und der Gemeinderath von Wien, die Repräsentanten der Kunst und Wissenschaft in allen Richtungen fast vollständig waren als Gäste in dem Sophiensaal erschienen. Die Tanzordnungen hatten die Form einer Zeitung: „Nächtliches Organ für Tanzende." Auf die Eingangsfrage: „Was wir wollen," gab Goethe's Vers die Antwort: „Sehe Jedet, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle." Der Leitartikel war nicht geschrieben, aber er wurde gespielt, von Johann Strauß, ein reizender Walzer. Zur Charakteristik des übrigen Inhalts der Zeitung mag die Rubrik dienen: „Concordia-Börse: Rente schwach; die Börse wie gewöhnlich leer. Die Coulisse stark engagirt. Viel Geschäft in neuen Anlehen, und Credit-Staatspapiere, bei fehlenden Stücken, sehr begehrt. Aeltere Schuld wenig berücksichtigt, in Neuer theuere Prolongation. Silber gesucht, Gold — noch mehr. Dukaten mehr auf Zeit gewünscht. Auffallender Mangel an jungen Loosen, alte vernachlässigt, Wechsel verlangt. Im heutigen Abendgeschäft rascher Aufschwung, viel Verkehr, Devisen anziehend. Schluß lebhaft, ältere Effekten weichend, angenehme Stimmung, vortreffliche Haltung, Kost etwas theuer. Ganz zum Ende kleine Schwankungen."

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Weilandschen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 37 Donnerstag, 12. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ich denke, Du werdest artig sein und mir ein Essen geben," fiel Viktor lachend ein.

Tante Sara erhob sich brummend und ging in die Küche hinaus.

„Jetzt kann ich überzeugt sein, daß ich mit Pöckelfleisch bewirthet werde," dachte Viktor und setzte sich auf die Treppe. Nach einer Weile erscholl die Stimme der Tante:

„Jetzt kannst Du hineingehen und essen.

Viktor ging in den Saal. Es war bloß für eine Person gedeckt.

„Nun, was bedeutet das? Wirst Du nicht mitessen?" fragte er.

„Nein, ich bin nicht hungrig."

Sara ging in die Küche hinaus, und Viktor setzte sich, indem er murmelte:

„Die Alte ist aufgebracht. Es ist doch schrecklich mit den Weibern, daß sie so zanksüchtig sind."

Der Professor hob den Deckel von der Platte und war vollkommen überzeugt, daß er Pöckelfleisch zu sehen bekommen würde, was gar nicht seine schwache Seite war; aber er täuschte sich. Es war ein Fleischgericht. Nachdem er sein Essen mit tüchtigem Appetit expedirt hatte, ging er in den Erker hinaus, um seine Pfeife zu rauchen und mit seinem großen Hühnerhund zu spielen. Tante Sara ließ sich nicht blicken, sondern die Magd brachte den Kaffee. Aberney war nach dem Essen so sehr an Sara's Geplauder gewöhnt, daß es ihm ganz leer und öde vorkam. Bald versiel er in Gedanken, aber diese mußten von eigener Art sein, denn eine Wolke um die andere zog sich um sein Gesicht. Er vergaß das Rauchen und die Kaffeetasse blieb unberührt stehen. Plötzlich wurde das Schweigen umher von einer klaren schönen Kinderstimme unterbrochen, die ein finnisches Volkslied sang. Aberney fuhr beim Klang dieser Töne, die aus dem Walde kamen, zusammen. Es war dasselbe Lied, das Edith gesungen hatte, als ihr Vater sie zum Erstenmal hörte. In Viktors Seele riefen diese Töne so manche bittere Erinnerungen zurück. Mit gespanntem Interesse lauschte er auf die Melodien, welche die Bilder von dem theuren elterlichen Hause und Allen, die er geliebt hatte, zurückführten. Als der Gesang aufhörte, blieb er noch immer, den Kopf in die Hand gelehnt, in Träumereien versunken sitzen. Es war eine Stimme, ganz wie die ihrige, dachte er, und merkte nicht, daß er diesen Gedanken laut aussprach, bis Tante Sara sagte:

„Und gleichwohl werden Diejenigen, die mit ihr verwandt sind, der Armuth preisgegeben, während Du so leicht . . ."

„Tante," rief Viktor heftig, indem er sich erhob, „was für Possen hast Du da vor?"

„Mit Possen kannst Du Dich selbst belustigen, oder glaubst Du vielleicht, ich habe es so veranstaltet, daß dieses Lied gesungen werde?"

„Ja, das glaube ich; wer hat gesungen?"

„Vermuthlich ein Nachbarskind. Die Sache ist übrigens ganz gleichgültig; ich kam bloß, um . . ."

Weiter kam Sara nicht. Aberney erhob sich sogleich und schlug mit hastigen Schritten den Weg in sein Zimmer ein, das er doppelt verschloß.

„Welch ein Stierschädel!" brummte Tante Sara.

* * *

Der Abend war ungewöhnlich mild. Die Sonne war nahe daran, sich in des Meeres Schooß zu verbergen, als Abernеys Thüre sich wieder öffnete und er in den Saal hinaustrat, von wo er nach dem Erker ging. Dort war kein Mensch, und froh, einem Zusammentreffen mit Sara zu entgehen, wandelte Viktor über den Hof und durch den Wald, bis er an's Ufer kam. Da warf er sich in's Gras, nahm den Hut ab und ließ den Abendwind kosend über seinen Scheitel streichen, während seine Augen der Bewegung des Wassers folgten.

Die Vögel lockten einander und schienen sich an dem herrlichen Abend zu erfreuen. Aberney lag am Fuß einer Klippe und war gänzlich verborgen von den dichten Gebüschen. Aus seinen tiefen Gedanken wurde der gelehrte Mann durch ein rascheldes Getöne oben auf der Klippe und einige Steine geweckt, die herabrollten und dicht neben ihm fielen. Ehe er sich aufrichten konnte, um nach der Ursache dieser Bewegung zu sehen, ließ sich eine ungewöhnlich starke und klang-

Digitized by Google

volle Kinderstimme hören, die ein Lied sang, das zu den älteren Volksmelodien, und zwar zu denjenigen gehörte, deren sich Aberney aus seinen Kinderjahren erinnerte. Die Stimme sang jeden Vers zweimal, und mit so musikalischer Auffassung, daß sie Aberneys ganzes Interesse weckte.

Als die Töne endlich verklangen, sprang er auf, um die Sängerin zu sehen.

Auf dem Fels saß ein kleines Mädchen. Ihr Kopf war abgewandt, denn sie schaute nach dem Wasser. Aberney konnte also nur ihr Profil sehen, aber dieses war von seltener, regelmäßiger Schönheit. Die ganze Form dieses einnehmenden kleinen Kopfes war hübsch, und man ahnte leicht, daß sie in der Nähe ungewöhnlich reizend erscheinen mußte. Sie war noch Kind und konnte höchstens zehn oder elf Jahre zählen.

Aberney betrachtete das Mädchen lange mit unverwandter Aufmerksamkeit; endlich drehte sie den Kopf und sah ihn. Sie erhob sich sogleich, um hinabzuklettern.

„Mein Kind, schlag diesen Fußsteig hier ein," sagte Aberney, „dann brauchst Du nicht herabzuklettern."

Das Mädchen nickte zustimmend; leicht wie ein Geist schwebte sie herab und stand nach einigen Augenblicken vor Aberney, den sie mit einem eigenthümlich freimüthigen und offenen Blick begrüßte.

„Wie wagst Du es, allein hier im Walde zu gehen?" fragte er von ihrer Erscheinung gefesselt.

„Warum soll ich es nicht wagen? Ich bin ganz allein und so an den Wald gewöhnt, wo ich meine Lieder den Vögeln vorsinge, die ihnen lauschen, daß ich den Berg und die Bäume da lieb habe, und obschon ich mir oft gewünscht, daß die Alatten*) sich öffnen gren und mich tre führen möchten, so ist es doch noch nicht geschehen."

„Wohnst Du hier in der Nähe?"

„Ja gewiß. Ich bin der Wittwe Tochter, wie sie mich nennen. Meine Heimath ist Ektorp. Aber wer bist Du? Ich habe Dich noch nie gesehen."

Das Mädchen betrachtete den stattlichen Mann, dessen Aussehen ihr Vertrauen einflößte. Bei Kindern ist der erste Eindruck gänzlich entscheidend. Nicht Ueberlegung oder Verstand spricht in diesem Alter, sondern der reine Instinkt.

Das Mädchen setzte sich, während sie sprach, auf einen Stein am Strande, und begann flache Steine, die sie aus dem Sand aufhob, in's Wasser zu werfen, so daß sie hoch aufhüpften.

„Du willst wissen, wer ich bin," antwortete Aberney lächelnd und setzte sich auch auf einen Stein. „Ich bin der neue Besitzer von Junta."

„Ah, jetzt weiß ich; dieser schöne Hof da drüben im Walde. Die alte Annika sagte, es sei ein Herr dahin gezogen, den ich sehr fürchten müsse." Das Mädchen begann zu lachen. „Du siehst nicht gerade gefährlich aus. Weißt Du, was ich dachte, als Annika behauptete, ich dürfe nicht in den Hof gehen?"

„Laß hören."

„Das Erste, was ich thun müsse, sei, daß ich dahin gehe. Das hat ich auch heute Morgen; aber es waren Leute da, die arbeiteten, und deßhalb wollte ich nicht weiter gehen. Wie ärgerlich! Ich habe jetzt schon lange keinen Stein mehr zum Schnellen gehabt. Gewiß hast Du böse Augen." Sie betrachtete Aberney.

„O nein, es kommt daher, daß Du zu schwere Steine wähltest," antwortete er, ungemein belustigt von der Art des Mädchens. „Aber sag' einmal, warum hat Annika gesagt, daß ich gefährlich sei?"

„Ja, das weiß ich nicht; aber gestern, als ich von einer meiner Wanderungen nach Hause kam, sagte sie: „„Höre einmal, Schuldfried, Du darfst nicht nach Junta gehen. Dort wohnt ein Herr, der gegen alle kleine Mädchen und besonders gegen Dich Böses vorhat."" Als die Alte dieß sagte, sah sie ganz erschrocken aus, und dieß hat auch dazu beigetragen, daß ich nach Junta gehen mußte."

„Du bist also nicht besonders gehorsam?" bemerkte Aberney.

„O nein, Annika gehorche ich nicht sehr. Wenn sie Etwas sagt, so thue ich immer das Gegentheil."

„Wem gehorchst Du denn?"

„Ich gehorche Mama," antwortete das Mädchen ganz ernsthaft.

„Wie heißest Du?"

„Schuldfried Smith," sagte die Kleine und erhob sich mit dem Bemerken: „Nein, ich darf nicht länger mit Dir schwatzen, sondern muß jetzt heimgehen. Komm morgen Abend hieher, dann will ich auch kommen und Dir meine Lieder vorsingen." Sie nickte und eilte leicht und flink wie ein Vögelchen davon.

Aberney sah ihr nach und dachte:

„Ein außerordentlich frisches und unverdorbenes Kind; eine kleine Wilde. Ich möchte doch wissen, wer die Eltern sind."

(Fortsetzung folgt.)

*) Dem finnischen Volksglauben zufolge, ein weiblicher Waldgeist, der die Leute im Wald irre zu leiten pflegt.

Der Untergang des Monitor.

(Schluß.)

Unterdessen stieg das Wasser im Schiffe unaufgesetzt. Man verdoppelte die Nothzeichen, erkannte aber zugleich, daß die Erhaltung des Monitor eine Unmöglichkeit geworden und daß es sich daher fortan nur allein noch um Rettung der Besatzung handeln könne. Um dieselbe Zeit brach plötzlich eines der Schlepptaue, die

Digitized by Google

den Monitor mit dem Rhode-Island verbanden, entzwei wodurch neue Verwirrung entstand, die Lage immer mißlicher wurde. Bis dahin war ringsum der Himmel in tiefschwarze Nacht gehüllt, nur von Zeit zu Zeit erleuchtet durch die aufsteigenden farbigen Feuersignale. Plötzlich aber zertheilte sich der dichte Wolkenschleier, das breite Gesicht des Mondes kam hervor und warf seinen hellen Schein auf die erschütternde Scene. War es doch, wie wenn die Bewohner der höheren Regionen ein Interesse nähmen an dem gräßlichen Schauspiele und sich es mit ansehen wollten!

Auch das zweite Schleppтau war bereits zerrissen, und ein Stück davon hatte sich, um das Maß der Hülflosigkeit voll zu machen, in die Schraube des Rhode-Island verstrickt, dergestalt, daß dieser Dampfer nicht mehr manövriren konnte. In seiner Ohnmacht wurde das riesige Kriegsschiff nun von Wind und Wellen nach dem lahmen Monitor hin getrieben. Mit jeder Sekunde kamen sich die beiden Fahrzeuge näher und der Zusammenstoß schien unabwendbar. Ein Schiff wie der Rhode-Island aber, das wußte ein Jeder, war ganz außer Stande, den Anprall gegen eine solche schwere Eisenmasse auszuhalten; es mußte zunächst das Opfer werden.

Da macht sich mit einem Male die Schraube des Rhode-Island vom Taue frei, und eine Sekunde später ist der Dampfer in Sicherheit. In dem Augenblicke jedoch, wo er sich zurückzog, hatten eine Anzahl Matrosen des Monitor die an dem retirirenden Schiffe herabhangenden Taue ergriffen und wurden so, zwischen Himmel und Wasser schwebend, mit fortgeführt. Mehrere konnten gerettet werden, andere fielen in die See und kamen um. Von der übrigen Besatzung des Panzerschiffes hatte sich der größte Theil in den Thurm geflüchtet. Der Rhode-Island entsandte nun zwei Boote, um sie aufzunehmen. Ueber den weiteren Verlauf äußert sich Kapitän Baukhead, der Kommandant des Monitor, in seinem offiziellen Rapport, wie folgt: „Ich ertheilte meinen Leuten Ordre, das Schiff zu verlassen und sich in die beiden uns vom Rhode-Island gesandten Boote zu werfen. Damals zählte man noch ungefähr 35 Mann an Bord. Die hochgehende See, welche fortwährend das Deck überguß, machte jene Einschiffung äußerst schwierig, so daß mehrere Matrosen den Rettungsversuch entschieden verweigerten; sie blieben, aller Zureden ungeachtet, im Thurme, und so ist wohl kein Zweifel, daß sie mit dem Schiffe zu Grunde gingen. Ich war mir bewußt, Alles, was in meiner Macht stand, gethan zu haben, und sprang dann, als mein letzterer Verbleib auf dem sinkenden Schiffe von keinem Nutzen mehr sein konnte, selbst auch in eines der Boote. Kaum hatte ich den Monitor verlassen, als er in der Tiefe des Meeres verschwand.

„Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne Zeugniß abzulegen von dem hingebenden Eifer, den bei dieser verhängnißschweren Katastrophe die Besatzung des Rhode-Island an Tag gelegt hat. Zugleich erfülle ich eine Pflicht, wenn ich hier auch des Muthes und der ausgezeichneten Disziplin meiner eigenen Leute gedenke. Sobald ich an Bord des Rhode-Island war, hielt ich Appel über meine Mannschaft ab; es fehlten 4 Offiziere und 22 Matrosen. Da man jedoch von dem Schicksale eines der Boote, die uns zu Hülfe kamen, nichts weiß, so darf man immerhin der Hoffnung Raum lassen, daß noch Einer oder der Andere gerettet worden. Der Verlust des Monitor hat meiner festen Ueberzeugung nach darin seinen Grund, daß an irgend einer Stelle seines Vordertheiles ein Leck gesprungen ist, vermuthlich da, wo sich der Schiffsrumpf mit dem Panzer verbindet, so daß diese Beschädigung auch wohl die Ursache jener heftigen Stöße gewesen ist, welche das Schiff an seinem letzten Tage so furchtbar heimgesucht haben."

Wohl hätte der Tapfere ein besseres Loos verdient; allein, wenn es ihm auch nicht vergönnt ward, die glorreiche Sache der Union mit auszufechten, oder im Kampfe mit ebenbürtigen Gegnern zu fallen, so hat er doch, sein geliebtes Sternenbanner hoch haltend, einen rühmlichen Tod in Ausübung seiner Berufspflichten gefunden. Requiescat in pace!

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Unter dem Titel „A New Pantomime" ist in London im Verlage von Reeves and Turner ein wunderliches, phantastisches Drama erschienen, dessen Verfasser Edward Vaughan Kenealy heißt und D. juris ist. Den Gegenstand der Dichtung, welche ungefähr 600 Seiten füllt, bildet der Tod, die Höllen- und die Himmelfahrt Göthe's, der als herzloser Verführer geschildert wird. Goethe wird vom Teufel geholt und auf ziemlich tückische Weise in die Hölle gelockt, wo Mephistopheles, der übrigens ein ziemlich dummer, oder doch etwas pedantischer Teufel ist, den Cicerone macht und dem berühmten Dichter alles Sehenswürdige zeigt. Schließlich wird Göthe durch die Liebe Gretchens erlöst und kommt in den Himmel. In dem Stücke spielen alle möglichen menschlichen und unmenschlichen Personen: Schneider, Kesselflicker, Soldaten, Apotheker, Diebe, Matrosen, Künstler, Engel und Teufel, Sirenen, Sphinxe, kurz, aller möglliche Teufelskram. Ein Mater sagt bei seinem Eintritte in die Hölle: „Ei, das ist ja eine ächt Rembrandt'sche Scene, eine riesige, kolossale Finsterniß und doch eine sichtbare Finsterniß. O, hätte ich nur meinen Pinsel und meine Palette bei mir!" Die Moral des zweiten Theils des Faust lautet: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan." Die Moral der Pantomime Kenealy's lautet: „Der Mensch ist ein Esel," wobei das Wort der nicht besonders zu

Digitized by Google

betonen ist. Die Kritik macht Herrn Kenealy wenig zu schaffen. Er schreibt, wie er sagt, bloß für die Weisen und Gelehrten, nicht für die große Masse. Die Times meint, ein rüstiges und kühnes Streben sei immerhin anzuerkennen; aber das genüge nicht, um ein gutes Gedicht von 20,000 Zeilen zu Stande zu bringen. Göthe habe sich in seinem zweiten Theile des Faust an ein ähnliches Problem gewagt und sei gescheitert, und Göthe sei denn doch ein ganz anderer Kerl gewesen, als Herr Kenealy. Uebrigens verräth die Schrift unläugbares Talent, wenn sie gleich im Ganzen und Großen ein wüstes Machwerk ist.

Mannigfaltigkeiten.

Unser Feldmarschall Wrangel, schreibt man aus Berlin, soll sich mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigen, über deren Echtheit vielleicht auch sich in folgenden Jahrhunderten ein Streit unter den künftigen Gelehrten und Geschichtsforschern erheben wird. Sicher leisten wir den kommenden Geschlechtern und der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst, wenn wir darauf hindeuten, daß der tapfere Held seine stylistischen und grammatikalischen Eigenschaften hat, die wir am Besten durch folgende kleine, wenn auch nicht historisch verbürgte Anekdote zu charakterisiren suchen. Vater Wrangel, wie er im Volke genannt wird und sich auch gern nennen hört, befand sich im Besitze eines gelehrten Papagei's, mit dem er sich in seinen friedlichen Mußestunden zu unterhalten pflegte. Einst als ein hoher Gast den Feldmarschall mit seinem königlichen Besuche beehrte, rühmte er ihm die Klugheit seines Papagei's, so daß dieser neugierig war, das gelehrte Thier zu sehen und auf die Probe zu stellen. Ein Adjutant richtete auf den Wunsch des geistreichen Herrn die Frage an den Vogel: „Kennst Du mich?“ Der Papagei blieb stumm und gab nicht die gewünschte Antwort. Jetzt trat der hohe Gast lächelnd vor den Vogel hin und fragte: „Kennst Du mich?“ Sogleich rief der kluge Papagei zur Belustigung aller Anwesenden: „Papa Wrangel!“

So eigenthümlich die grammatikalische Bildung, ebenso originell ist die ganze Erscheinung des berühmten Helden. Zuweilen sieht man in den belebten Straßen der Residenz einen Mann in der Generalsuniform von riesiger Größe, hier mager als wohlbeleibt, mit einem länglichen, etwas eingefallenen Gesicht und einem kleinen grauen in die Höhe gedrehten Schnurrbart, trotz seines Alters eine leichte jugendliche Haltung behauptend, und stets von einem Schwarme fröhlicher, lärmender Kinder gefolgt, welche ihre Mühe schwenkend ihm entgegenjubeln. Rechts und links grüßt der populäre Herr, fortwährend mit den Händen winkend und sein Gesicht zu einem freundlichen Lächeln verziehend, besonders wenn er einer jungen und schönen Dame begegnet, da der liebenswürdige Krieger noch in hohen Jahren sich ein jugendlich empfängliches Herz und das galante Wesen eines Fähndrichs bewahrt hat. Nicht nur auf dem Felde der Ehre, sondern auch auf dem der Liebe blühen die Lorbern des Helden, und seine Memoiren dürften auch hier von manchem Siege zu berichten haben. Minder bekannt scheint jedoch die staatsmännische Thätigkeit des berühmten Kriegers zu sein, die um so bedeutender ist, je weniger man unter der harmlosen Außenseite einen der feinsten Diplomaten der Gegenwart sucht. Von gut unterrichteter Seite wird ihm der größte Einfluß auf unsere gegenwärtige Politik zugeschrieben, obgleich er zu bescheiden ist, seine hohe Bedeutung einzugestehen. Vielleicht geht man zu weit, wenn man in ihm den geheimen Vater und Urheber der neuesten Aera erblicken will und das gegenwärtige Ministerium als sein Kind bezeichnet. Mehr Bestätigung scheint uns die Ansicht zu haben, wonach Vater Wrangel nur Pathenstelle vertritt und vorgeschoben wird, um den eigentlichen Vater, der in höheren unzugänglichen Kreisen weilt, zu verbergen und den Augen der Welt zu entziehen. Vielleicht werden einst auch darüber die erwarteten Memoiren, wenn sie überhaupt im Interesse der Wahrheit geschrieben werden, uns merkwürdige Aufschlüsse geben. Jedenfalls ist Vater Wrangel eine der interessantesten Erscheinungen am Berliner Hofe und zugleich eine populäre volksthümliche Gestalt, ebenso originell als unerklärlich in seiner militärischen und staatsmännischen Rolle, die er mit anerkennenswerther Geschicklichkeit und scheinbarer Harmlosigkeit zu spielen weiß.

„Eine mechanische Sängerin.“ Wir werden es noch erleben, daß die Menschen völlig überflüssig auf dieser Erde werden. Jetzt zeigt ein deutscher Professor der Mathematik, Namens Faber, in Paris eine mechanische Sängerin an — ein Instrument, welches in der Gestalt einer stehenden Frau die Frauenstimme nachzuahmen versteht. Es ist nach dem physiologischen Prinzip des Kehlkopfes erbaut, der aus einer Röhre von Kautschuk besteht. Die Stimme umfaßt zwei Oktaven und singt mit dem Tone der Klangfarbe und der Stärke eines Frauen-Organes. Ob diese Sängerin auch heiser werden kann, wird uns nicht gemeldet. An den gewöhnlichen Primadonnen-Kaprizen wird aber auch sie es ganz gewiß nicht fehlen lassen.

Redaktion: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 38 Freitag, 13. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

In Justa war während der Abwesenheit des Professors ein Junge von vierzehn Jahren angelangt. Er fragte nach Fräulein Sara Ehrmann und wurde von ihr umarmt und unter Thränen geherzt und geküßt. Die Alte war bei seinem Anblick so tief aufgeregt, daß sie lange nicht sprechen konnte, sondern den Jungen fest an ihre Brust drückte und wie ein Kind schluchzte. Als die erste heftige Gemüthsbewegung sich gelegt hatte, folgte eine Masse von Fragen. Tante Sara hatte viel, was sie wissen wollte.

Nachdem ihre Neugierde einigermaßen befriedigt war, sagte sie:

„Jetzt, liebes Kind, will ich Dich auf Dein Zimmer führen, wo Du heute Abend zu bleiben hast. Ich muß mit Viktor sprechen, ehe ich Dich ihm vorstelle."

Sara bewirthete den Jungen mit dem Besten, was ihre Vorrathskammer vermochte; dann führte sie ihn in ein Stübchen im obern Stock. Nachdem er ordentlich dort installirt war, trippelte die Alte hinab und trat in den Erker hinaus, just in dem Augenblick, wo Viktor nach Hause kam.

Da sie noch nicht ganz im Klaren war, wie sie Aberney auf die Ankunft des ungebetenen Gastes vorbereiten sollte, und ihren Angriffsplan noch nicht ausgedacht hatte, so sah sie beim Anblick ihres Neffen ganz überrascht aus.

„Ei der Tausend, kommst Du schon wieder heim?" sagte sie in ungewöhnlich freundlichem Tone.

„Komme ich Dir zu bald, Tante?" fragte Aberney mit gutmüthigem Lächeln. „Es ist zehn Uhr!"

„Schon so spät?" Saras Ton war ganz außerordentlich mild. „Dann ist es nicht zu früh, daß Du ein Abendbrod bekommst."

Sara huschte in die Küche, und nach einer Weile stand ein zierlicher Tisch mit frischen Eiern und andern Lieblingsgerichten Aberneys im Erker. Während all dieses Wohlwollen aus der Speisekammer der sonst sehr sparsamen Sara auf ihn herabhagelte, dachte er:

„Was wohl die Alte ankommt? Sie traktirt mich sonst meiner Seele nicht, wenn ich nicht auf ihre Pläne eingegangen bin. Gewiß hat sie eine Absicht dabei, daß sie mir ein so prächtiges Mahl aufträgt."

Zu Aberneys großer Verwunderung sprach Sara sowohl bei, als nach dem Essen beinahe von nichts Anderem als dem Hof, den nöthigen Verbesserungen und dergl. Als Viktor gegessen hatte, blieb er noch lange sitzen und rauchte. Sara leistete ihm Gesellschaft und strickte dazu mit ihrer gewöhnlichen Emsigkeit.

„Du verdirbst ja die Augen mit Deinem Stricken, Tante, denn es ist schon dunkel," sagte Aberney und erhob sich. Die Pfeife war ausgeraucht.

„Ganz und gar nicht, denn ich sehe nie auf meine Strickerei. Aber jetzt mag es Zeit sein zur Ruhe zu gehen; gute Nacht!" Die Alte sah auf ihre Schürze, nickte Aberney zu und ging hinaus.

„Sie lebt gewiß nicht mehr lang. So Etwas habe ich nie gesehen," sagte Aberney und rief seinen getreuen Anders, welcher der Kammerdiener und das Faktotum des Professors war; er hatte schon bei Viktors Eltern gedient. Als Anders von dem Professor heraukam, begegnete er Sara in der Vorhalle. Sie fragte, ob sein Herr schon liege.

„Ja, Fräulein, er hat sich so eben gelegt."

„Hast Du ihm verschwiegen können, daß ein Gast angekommen ist?" fragte Sara.

„Ach, Herr Jemine, wie Sie so sprechen mögen, Fräulein! Ich hatte Ihnen ja versprochen, kein Wort zu sagen."

„Das ist recht, lieber Anders; geh jetzt und leg Dich." Sara ging in den Saal und dann direkt zu Aberney in sein Schlafzimmer.

Anders dachte, während er über den Hof ging:

„Ich möchte mein sündiges Leben daran wagen, daß es der Sohn der Harm ist. Er hat ja ihre schwarzen Augen. Wollen jetzt sehen, wie der Professor diese Beranstaltung aufnimmt. Nun, nun, man wird schon fragen dürfen."

Während Anders solche Schlüsse machte, hatte Aberney mit nicht geringer Verwunderung Tante Sara zu sich hereinkommen gesehen, und zwar nachdem er bereits zur Ruhe gegangen war, was der ehrbaren alten Jungfrau sonst nicht mit der Sittsamkeit vereinbar schien.

„Was gibt es, daß Du um diese Zeit hereinkommst, Tante?" rief er, indem er sich ganz gefangen fühlte,

Digitized by Google

wie eine Ratte in der Falle. Was auch die Alte jetzt zu sagen haben mochte, so mußte er es anhören, denn es gab durchaus keine Möglichkeit zu einem Rückzug.

„Ja, mein Lieber, da ich heute den ganzen Tag nicht mit Dir sprechen konnte, so muß ich wohl meine sehr natürliche Abneigung, Dich im Bett zu besuchen überwinden, um Dir zu sagen, was ich Dir mitzutheilen habe. Du bist jetzt Deinerseits gezwungen, mich anzuhören. Du kannst nicht wohl aus dem Bette springen, sollte ich meinen. Deine Halsstarrigkeit hat mich genöthigt, diesen Ausweg zu ergreifen."

„Ich sehe die Nothwendigkeit Deiner Handlungsweise gar nicht ein," antwortete Aberney zornig.

„Nicht? Aber ich sehe sie ein, und das könnte wohl genügen, denke ich. Jetzt frage ich Dich im Ernst und bestimmt: Willst Du den Jungen aufnehmen und erziehen oder nicht?"

Das Blut strömte Aberney nach dem Kopfe, als er mit Heftigkeit antwortete:

„Tante, ich will mit dem Sohne dieses verbrecherischen Weibes nichts zu thun haben; dieß habe ich schon einmal bestimmt erklärt, und ich glaubte, Du solltest meinen Charakter so weit kennen, um zu wissen, daß ich von meinem Wort niemals abgehe."

„Wenn Du bei Deiner ungerechten Handlungsweise verharrst und das Kind darum hilflos lässest, weil die Mutter verbrecherisch war, so halte ich es für meine Pflicht, Dein Haus zu verlassen und den Rest meiner jetzt kleinen Mittel mit ihm zu theilen. Man soll von Sara Ehrmann nicht sagen, sie habe einen Menschen verlassen, dem sie hätte helfen können. Was gehört das hieher, ob Tages Mutter noch so große Fehler begangen hat? Das Kind kann nichts dafür. Außerdem, mein lieber Viktor, hat die arme Frau schwer genug dafür büßen müssen. Jetzt handelt es sich übrigens um ein unschuldiges Kind, das sie auf eine so bewegliche Art unsern Händen anvertraut hat. Und wenn auch Du Dein Herz den Bitten der armen Mutter verschließest, so thue ich es nicht." Die Alte glättete mit großem Eifer an ihrer Schürze und war so heftig aufgeregt, daß ihr Kopf ein nervöses Zittern zu verrathen anfing.

„Du brauchst nicht für ihr Kind zu sorgen, Tante, nachdem Du den größten Theil Deines Vermögens für die Kinder von Brüdern und Schwestern aufgebraucht hast. Ich werde dem Jungen einen jährlichen Unterhalt aussetzen, bis er selbst für sich sorgen kann, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nie über meine Schwelle kommt und sich auf keine Weise in persönliche Berührung mit mir zu setzen sucht. Ich überlasse es Dir selbst, die zu seinem Studium erforderliche Summe zu bestimmen, und dann wünsche ich, daß sein Name nicht mehr unter uns genannt werde."

„Ah so, Du glaubst, es sei genug, dem armen Jungen ein Almosen hinzuwerfen," rief Sara im größten Zorn, und bei ihren Bemühungen, die Schürze zu glätten, runzelte sie dieselbe noch immer mehr; „aber jetzt Du, das war es nicht, um was ich Dich ansiehte. Ich will Dir erzählen, daß ich zehn Jahre lang für ihn gesorgt habe und dieß in Zukunft auch ohne Deine Hilfe thun würde, wenn es sich nur um Geld handelte; aber sieh, ein Vater, eine Familie, ein Schutz ist es, was dem Jungen Noth thut, und das soll er auch haben. Was die Bedingung betrifft, daß er Deine Schwelle nicht betreten soll, so kommt sie etwas zu spät. Der Junge schläft bereits unter Deinem Dache."

„Tante!" rief Aberney, indem er sich in seinem Bette setzte. „Du hast doch nicht . . ."

„Gewagt, ihn hieher kommen zu lassen? Ja sieh, das habe ich gewagt, und entweder bleibt er hier oder wir verlassen Beide dieses Haus, wo ein kalter Egoist aus unsinnigem Haß gegen die Mutter das Kind verabscheut. Jetzt habe ich mich ausgesprochen. Entweder Du nimmst ihren Sohn auf oder ich theile mit dem Jungen die Brocken, die ich besitze. Wir wollen sehen, ob Du von Deiner Handlungsweise Segen erntest."

Sara ging nach der Thüre zu, ohne sich umzuwenden oder einen Blick auf Aberney zu werfen. Just als sie die Hand an's Schloß legte, sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Willst Du nicht so gut sein, Tante, und noch einen Augenblick dableiben? Ich dürfte doch ein Recht haben, zu erfahren, wie der Junge hiehergekommen ist."

„Auf meine Aufforderung, weil ich einen Neffen von Herz zu besitzen glaubte. Ich habe mich getäuscht; folglich bleibt nichts übrig, als einzupacken und mich sogleich wegzubegeben. Allein stehend mit Deiner Unversöhnlichkeit, wirst Du, hoffe ich, erst einsehen, wie übel Du gehandelt; aber dann wird es zu spät sein, es wieder gut zu machen."

Der Schlüssel wurde umgedreht, und Tante Sara verschwand durch die Thüre, ohne daß Aberney sie zurückrief.

(Fortsetzung folgt.)

Charlotte von Schiller.

Wenn wir Deutschen uns Schiller's Namen in's Herz geschrieben haben, so müssen wir auch das Bild und Andenken derjenigen, denen wir es verdanken, daß sein Geist die reifsten Früchte zu zeitigen vermochte, zu erhalten und uns immer näher zu bringen suchen. Wem aber gebührte hier ein ehrenvollerer Antheil, als der Gattin, welche den körperlich Leidenden hob und stärkte, deren Liebe ihn zum Reinsten und Edelsten befeuerte! Nach einzelnen Mittheilungen Anderer hat Schiller's noch lebende Tochter vor mehr als 2 Jahren

Digitized by Google

aus dem reichen brieflichen Nachlasse ihrer Mutter eine Auswahl zu veranstalten begonnen, welche auf ihren Wunsch Prof. Urlichs aus Würzburg anzuordnen und zur Herausgabe zu bearbeiten unternahm. Erst seit Kurzem liegt uns der umfangreiche zweite Band dieser Sammlung vor (Charlotte von Schiller und ihre Freunde, Stuttgart, Cotta'scher Verlag). Den Anfang dieses Bandes bilden die auf die Familie bezüglichen Briefe, von Schiller's Schwiegermutter, seiner Schwägerin (Karoline von Wolzogen) und von deren zweitem Gatten (Wilhelm von Wolzogen), so wie die auf das Fortkommen der Söhne bezüglichen der Erbgroßherzogin von Weimar, des Generals von Wolzogen und Wilhelm's von Humboldt. Den zweiten umfangreicheren Theil bilden die Briefe der Erfurter und Weimarer Freunde, des Kapitäns Henry Heron, der späteren Gattin Wilhelm's von Humboldt (Karoline von Dacheröden), der Frau von Kalb, Goethe's und der Frau von Stein. Daran schließt sich der dänische Kreis. Hier erhalten wir die Briefe des Grafen und der Gräfin von Schimmelmann, wie eingelne von Baggesen's Gattin und Ida Brun. Als Beilagen sind Briefe Lavater's von Schiller's Schwiegermutter u. A. gegeben. Einem dritten Bande sind die Jenaer, Dresdener, Heidelberger und schwäbischen Freunde (Adlerskron, Fischenich, Graß, Harbauer, Hoven, Knebel, Körner, Niethammer, Paulus, Schönberg, Stock, Heinrich und Ernestine Voß u. A.) vorbehalten. Möge dieser letzte Band nicht zu lange auf sich warten lassen!

Ob die Anordnung, bei welcher das Unbedeutendere nur zu oft dem Wichtigeren vorantritt, ganz zu billigen sei, möchten wir bezweifeln. Vollständig mitgetheilt sind hier nur Goethe's Briefe, die übrigen mit Auswahl und mehr oder weniger verkürzt, was dem Herausgeber bei Frau von Humboldt und Frau von Stein, nach eigenem Bekenntnisse, schwer geworden. Hier dürfen wir nicht verschweigen, daß die Sache uns etwas bedenklich scheint. Prof. Urlichs hat sich, wie seine sehr dankenswerthen Anmerkungen beweisen, mit der reichen betreffenden Literatur bekannt zu machen gesucht. Aber man fühlt nur zu sehr, daß er hier nicht heimisch ist, woher ihm einzelne, leicht zu erlangende Schriften entgangen sind und aus den benutzten ihm Manches, wo es galt, nicht zur Hand gewesen. . . .

Die Ausbeute, welche dieser zweite Band für die Würdigung der edlen Frau bietet, deren Andenken die Sammlung gewidmet ist, nicht weniger für den ganzen Weimarer Kreis, müssen wir als eine höchst bedeutende bezeichnen. Den bei Weitem größten Antheil erregen die Briefe der Frau von Stein, worin diese so einzig in Goethe's Leben eingreifende Frau ihre bitterste Verstimmung über die Trennung des Dichters von ihr ausspricht, die sie doch zum größten Theile selbst verschuldet hatte. So schreibt sie einmal, sie sei durch Goethe's Abschied für alle ihr noch bevorstehenden Schmerzen geheilt worden; sie könne Alles dulden und Alles verzeihen. Aber nur derjenigen, die ihr Goethe geraubt hatte, konnte sie nie verzeihen, und sie verfolgt sie mit herzlichstem Hasse; ja, es dauerte mehr als 10 Jahre, ehe sie ihren tiefen Grimm auf Goethe beruhigte, ganz überwinden konnte sie ihn nie. „Ich habe ein zu lebhaftes Gefühl davon, daß er gar kein Interesse an mir nehmen kann," schreibt sie noch im Jahre 1799, „ich aber habe noch so viel Interesse an ihm, daß ich nicht leiden kann, daß man ihn damit plagt."

Neben den so inhaltreichen Briefen dieser seltenen Frau, deren einzige Herzensfreundinnen die von Schmerz verklärte Herzogin Luise und Schiller's Gattin waren, nehmen die von Goethe, von Karoline von Wolzogen und Karoline von Humboldt, Frau von Kalb und Gräfin Schimmelmann ganz besonders unsere Theilnahme in Anspruch. Wir dürfen hier den reichen Schatz für Geist und Herz und die mannigfache Bereicherung unserer Kenntniß nicht näher erörtern, mögen uns aber die Bemerkung nicht versagen, daß die Echtheit jenes schönen, vor mehr als 4 Jahren zuerst im Altonaer Merkur mitgetheilten, auch in der Kölnischen Zeitung zur Zeit abgedruckten Briefes Schiller's an die Gräfin Schimmelmann (vom 23. Nov. 1800), die man hat anzweifeln wollen, durch die hier gegebene Antwort der Gräfin vollkommen gesichert wird. Gerade die Briefe der Gräfin lassen es uns tief schmerzlich bedauern, daß wir in diesem Bande nur diejenigen Briefe finden, welche die Freunde der edeln Frau an diese richteten, nicht ihre eigenen Briefe, welche nicht nur wie die im ersten Bande veröffentlichten, und den Genuß einer reichen, von inniglter Liebe zum Edelsten und Schönsten warm erfüllten Frauenseele, sondern auch manche neue Aufschlüsse bieten würden. Vielleicht ist es noch Zeit, manche dieser Briefe zu retten, und die um das Andenken ihrer Mutter so verdiente Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm würde ihr Werk nicht schöner zu krönen vermögen, als wenn es ihrer fortgesetzten Thätigkeit gelänge, auch die Briefe ihrer Mutter an Frau von Stein, die Gräfin Schimmelmann, Frau von Kalb, Goethe, Dalberg, Wilhelm von Humboldt, Körner u. A. dem reichen Kreise der Verehrer jener seltenen Frau mitzutheilen, welche nicht allein bei dem Dichter des Wallenstein und Tell die treuesten Marthadienste verrichtete, sondern auch seine Seele auf den Flügeln der Liebe emporhob, wenn düstere Verstimmung in Folge bitterer Leiden sie zu erdrücken drohte. Daß Schiller seine schönsten Gebilde zu schaffen vermochte, das verdankt Deutschland außer Goethe der edlen Gattin, die auch nach seinem frühen Hinscheiden sich als die seiner würdige, mit fester Entschiedenheit ihre schwere Pflicht heilig wahrende Gattin erprobte. (K. Z.)

Digitized by Google

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

In der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft in Berlin hielt Herr Spiller einen Vortrag über die Einwanderung der Deutschen in die nordamerikanischen Freistaaten und über deren geographische Verbreitung. Er theilt die Einwanderer der Zeit nach in drei Klassen, nämlich erstens in diejenigen, welche von 1690—1720 einwanderten, aus geschlossenen Gesellschaften bestanden und sämmtlich Protestanten waren; dann in diejenigen, welche 1735 anlangten, und entweder in einzelnen Personen oder in einzelnen Familien bestanden; endlich in diejenigen, welche seit 1848 in das Land zogen, und ebenfalls nur vereinzelt ankamen. Als Resultat stellte der Vortragende hin, daß sich nach der Zählung von 1860 unter den 18,952,000 Einwohnern der freien Staaten etwa 3,800,000 Deutsche, dagegen unter den 12,464,000 Einwohnern der Sklavenstaaten etwa 339,000 Deutsche befänden, und daß, wenn man diejenigen Deutsche hinzurechnete, welche ihre Muttersprache verlernt haben, die Gesammtzahl der Deutschen in dem ganzen bisherigen Gebiet der Union auf etwa 6,000,000 anzuschlagen wäre. Vereine, wie namentlich Gesang- und Turnvereine, blühen unter der deutschen Bevölkerung überall, und 1848 hat besonders das Schulwesen einen großen Aufschwung genommen, wobei die deutschen Schulmänner es sich vorzüglich angelegen sein lassen, der Entnationalisirung ihrer Landsleute entgegen zu arbeiten. Herr Barth spricht über den gegenwärtigen Stand der Expedition in Afrika. Herr v. Heuglin und Dr. Steudtner bringen jetzt nach Mittelafrika vor, während Dr. Munzinger sich von Chartum gegen Nordost gewendet hat. Herr v. d. Decken hat sich im September vorigen Jahres nach Mombas begeben, um von hier aus seine Expedition nach dem Kalimandshora zu unternehmen. Speke und Grant wollen weiter vorzudringen versuchen. Im Norden Afrika's bemühen sich die Franzosen, die Tuarek-Länder zu erforschen, und der jetzt in Bornu angekommene Reisende v. Beurmann hat von der türkischen und der englischen Regierung den Auftrag erhalten, mit Wadai wieder Verhältnisse anzuknüpfen.

Von Bunsen's Bibelwerk ist kürzlich die erste Hälfte des vierten Bandes erschienen, die Uebersetzung und Erklärung der vier Evangelien enthaltend. Auf dem Umschlag dieses Halbbandes macht die Verlagshandlung, F. A. Brockhaus in Leipzig, die von ihr nach dem Tode Bunsen's in Aussicht gestellten Mittheilungen über die Fortführung von Bunsen's Bibelwerk, denen wir Folgendes entnehmen. Nach dem Tode des Verf. beeilte sich die Verlagshandlung zunächst, die (von dem Verf. selbst noch zum Druck beförderte) zweite Hälfte des vierten Halbbandes und den Bibelatlas herauszugeben. Sodann betrachtete sie es als ihre nächste und dringendste Aufgabe, für möglichst rasche Veröffentlichung der noch fehlenden Bestandtheile der ersten Abtheilung des Werks („Die Bibel. Uebersetzung und Erklärung"), nämlich des fünften bis achten Halbbandes, Sorge zu tragen. Die Fortführung des Werks unterstützen zunächst 2 Söhne des verstorbenen Verf., Pfarrer H. v. Bunsen in England und Dr. G. v. Bunsen in Bonn. Lic. theol. Adolf Kamphausen in Bonn hat die Bearbeitung und Herausgabe der „Schriften" des Alten Bundes übernommen. Die drei ersten Evangelien, welche noch dem Verf. selbst in erster Korrektur vorlagen, wurden vom Prof. Dr. theol. Lipsius in Wien und Kand. theol. Bleek in Bonn durchgesehen. Das vierte Evangelium, von des Verf. ältestem Sohne bearbeitet, wurde durch Prof. Dr. theol. Holtzmann in Heidelberg zum Drucke befördert, und dieser hat die Bearbeitung und Herausgabe der sämmtlichen übrigen Bücher des neuen Bundes übernommen. — Die im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende neue dritte Auflage des Rotteck-Welker'schen „Staats-Lexikon" schreitet ihrer Vollendung entgegen. Sie ist jetzt bis zum Schluß des siebenten Bandes vorgeschritten.

Mannigfaltigkeiten.

In der New-York-Times vom 15. Januar findet sich folgende merkwürdige Anzeige: „Rebellengeld. Nachgemachte Schatznoten der Confederation, den echten so genau gleich, daß wo die einen gelten, die andern eben so gut kursiren werden. Fünfhundert Dollars in Confederationsnoten aller Beträge gegen Einsendung von 5 Dollars postfrei zugeschickt von W. E. Hilton, 11 Spruce-Street, New-York."

Ein in Boston (Amerika) erscheinendes Blatt ist auf Papier gedruckt, welches aus Holz verfertigt ist. Dieses Holzpapier ist weiß, glatt, zäh und so sanft wie gewöhnliches Lumpenpapier, auch nimmt es eben so gut Wasser.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 39 Samstag, 14. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

In der Nacht schlief weder er noch Sara. Letztere riß alle ihre Kleider aus den Schränken und packte sie in die Koffer, die sie ohne alle Hilfe vom Boden herabschleppte. Sie war so im Innersten empört, daß sie jeden Augenblick von Neuem zu weinen anfing. Sie packte ein und wieder aus. Sie warf den Inhalt der Schubladen wild unter einander. Sie war ganz aus dem Gleichgewicht gekommen; die gestärkte Schürze wurde abscheulich verunreinigt, ohne daß sie ein einziges Mal daran dachte, sie zu glätten. Als am Morgen die Arbeitsglocke läutete und Sara die letzte Hand an ihre Packarbeit legte, öffnete sich die Thüre und Viktor trat bei ihr ein. Er war ungewöhnlich bleich, und aus seinem verstörten Gesicht konnte man leicht abnehmen, daß er die ganze Nacht gewacht hatte.

„Wo hast Du ihn einlogirt, Tante?“ fragte er.

„Im gelben Gastzimmer,“ lautete die Antwort.

„Er schläft wohl noch?“

„Nun und dann? Du wirst wohl nicht verlangt haben, daß ich ihn aus dem Bette reißen und mich in der Nacht mit ihm auf den Weg machen soll?“ Die Alte sah mächtig ergrimmt aus.

„Ich möchte ihn gerne sehen,“ antwortete Aberney kurz.

„Oeffne die Thüre und geh hinein,“ schnauzte Sara, „aber halte mich nicht auf. Ich muß hinunter und die Reisepferde bestellen, ehe die Leute sich an die Arbeit begeben.“

„Es ist überflüssig, daß Du abreiseß, Tante.“

„Ich nicht abreisen! Du wirst es schon sehen. Ich habe mich gewiß nicht als eine solche Wetterfahne bekannt gemacht, daß ich meinen Entschluß ändern sollte. Nein, mein lieber Neffe, was ich einmal gesagt habe, das habe ich gesagt.“

„Willst Du so gut sein und noch einige Minuten dableiben, so wollen wir das Gespräch fortsetzen, das Du gestern Abend angefangen hast.“

Sara sah ihren Neffen an und wandte sich dann zu einer ihrer Schubladen zurück. Aberney, der aus dieser Bewegung schloß, daß sie seine Rückkehr abzuwarten gedenke, ging wieder hinaus und begab sich nach dem gelben Gastzimmer, das er ganz behutsam öffnete.

In einem von leichten Vorhängen umgebenen Bett ruhte ein junger Knabe. Er lag in dem tiefen ruhigen Schlaf, welcher der Jugend so eigen ist. Aberney schlich sich leise an das Bett. Er blieb stehen und heftete seinen Blick auf den Schlafenden, der ein außerordentlich schöner und blühender Knabe war, mit üppigem hellbraunen Locken, die sich in Unordnung um eine hohe und freie Stirne kringelten. Auf den halb offenen Lippen spielte ein trotziges Lächeln, vermuthlich von einem Traum hervorgerufen.

Aberney betrachtete ihn lange, drehte sich dann schnell auf dem Absatze um und verließ das Zimmer eben so lautlos wie er eingetreten war. Er ging direkt an Tante Saras Thüre, öffnete sie und sagte:

„Ich behalte den Jungen in meinem Hause und will ihn adoptiren. Alles Reisen ist also überflüssig.“ Damit wurde die Thüre wieder zugeschlagen und Aberney verschloß sich auf sein Zimmer.

Tante Sara, die noch an der Kommode stand, wo Aberney sie verlassen hatte, drehte sich bei seinen Worten um; aber als die Thüre eben so schnell zugeschlagen wurde, wie sie geöffnet worden war, schlug sie ihre Hände zusammen und sank verblüfft auf einen Stuhl. Lange überließ sie sich jedoch der Ueberraschung nicht. Als der erste Eindruck sich gelegt hatte, flüsterte sie in größter Eile ein Gebet der Dankbarkeit zu Gott, der sie einen solchen Sieg hatte gewinnen lassen, und dann war es eine schreckliche Hast, Alles wieder einzupacken, was sie herausgelegt hatte und alle Spuren der beabsichtigten Reise zu verwischen. Die Dienstboten durften natürlich nichts davon zu schwatzen bekommen. Die Alte tummelte sich dermaßen, daß sie ganz fertig war, als um 7 Uhr Lisa heraufkam, um zu sehen, ob das Fräulein unwohl sei, weil sie sich nicht habe blicken lassen. Sara hielt es für das Klügste zu sagen, sie sei ein wenig unpäßlich gewesen.

Den ganzen Vormittag blieb Aberney unsichtbar, und Niemand wagte an die Thüre zu klopfen, wenn er sich eingeschlossen hatte. Dieß war ein deutliches Zeichen, daß er allein und ungestört sein wollte.

Der neuangekommene Gast, der junge Tage, hatte

Digitized by Google

mit Tante Sara gefrühstückt und sodann mit ihr einen kleinen Spaziergang im Garten gemacht.

* * *

Die Mittagsglocke erscholl so hell und rief die Leute auf Junta von der Arbeit zur Mahlzeit; da öffnete Aberney seine Thüre und trat in den Saal hinaus, wo der Tisch gedeckt stand, aber kein Mensch ließ sich blicken. Er ging in den Erker und sagte zu dem im Hofe arbeitenden Anders, er solle Tage bitten, herabzukommen, im Fall er im gelben Zimmer sei.

Im nächsten Augenblick stand der Junge vor Aberney

„Hat Tante Sara Dir gesagt, daß mein Haus künftig das Deinige sein soll? Daß Du mich von heute an als Deinen Vater betrachten sollst?“ fragte Aberney mit einer Stimme, die etwas herb klang.

„Ja, Tante Sara hat mir's gesagt,“ antwortete der Junge.

„Gut, dann habe ich nichts hinzuzufügen.“ Er reichte Tage die Hand. „Ich hoffe, daß wir gegenseitig mit einander zufrieden sein werden.“

Tage ergriff die dargebotene Hand und führte sie an seine Lippen, indem er stammelte:

„So lange ich mich erinnern kann, hat man mich gelehrt, den Namen Aberney zu lieben.“

„Man,“ wiederholte Aberney, fuhr aber nicht fort, sondern winkte Tage, in den Speisesaal mitzukommen, wo die Mahlzeit und Tante Sara sie erwarteten.

Sara hatte eine nagelneu gestärkte Schürze an, obschon erst die Hälfte der Woche um war. Sonst berechnete sie die Schürzen gewöhnlich wochenweise. Auch eine frische Haube umschloß das magere kleine Gesicht, denn die letzte war unter den Gemüthsbewegungen der Nacht ganz unbrauchbar geworden. Sara hätte nicht geglaubt, daß sie ins Himmelreich treten dürfe, wenn sie sich in einer runzlichen Schürze und in einer nicht ganz schneeweißen Haube gezeigt hätte. Die Alte hatte jetzt ihr gewöhnliches Aussehen wieder gewonnen.

Aberney sprach im Allgemeinen nicht viel und war bei dieser Mahlzeit noch schweigsamer als gewöhnlich. Er stellte an Tage einige Fragen, was er könne, in welche Schule er in Helsingfors gegangen sei u. s. w. In Bezug auf seine Eltern und seine früheren Lebensschicksale fragte er gar Nichts. Was Aberney an seinem Pflegesohn besonders gefiel, war sein offener Blick, so wie seine freien und ungezwungenen Bewegungen und Reden. Tage war mit Tante Sara und Aberney so, wie wenn er sie seiner Lebtage gekannt hätte, und gleichwohl sah er sie Beide jetzt zum Erstenmal.

Nach dem Essen ließ der Professor sämmtliche Hausgenossen herbeirufen und sagte zu ihnen, auf Tage zeigend:

„Hier sehet ihr meinen Sohn, Tage Aberney.“

Als Tante Sara und Viktor allein waren, umarmte ihn die Alte und rief:

„Du bist doch mein lieber Junge, mit einem Herzen wie ein echter Aberney. Es war schön und großsinnig, daß Du ihr Kind aufnahmst und ihm Deinen Namen gabst.“

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines „Narren“ und einer Närrin.

Wien, 7. Febr. Unter obenstehendem Titel bringt die „Ostd. Post“ aus der Feder Michael Klapp's folgendes ergötzliche Carnevals-Geschichtchen:

Gewiß, lieber Leser, Du glaubst über den „Narrenabend“ vom letzten Sonntag Alles gelesen und gehört zu haben; Du kennst schon, obwohl nicht dagewesen, jeden Einzelnen der Narren, die im Dianasaal ihr tolles Wesen getrieben, nach mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung, oder Du warst wohl selbst ein mitwirkendes und zahlendes Glied des großen Narrenreichs, und hast umsonehr Vieles, ja vielleicht Alles gesehen. Und doch weiß ich etwas, was Du nicht weißt — es war eine Dame auf dem „Narrenabend“ im Dianasaale. „Was ist's weiter“, höre ich Dich wiederum fragen, „es waren sogar mehrere Damen da.“ Und dabei denkst Du an die „Lotti“, „Sali“ u. s. w., an jene blühenden Gestalten, die für jenen Abend das Geschlecht gewechselt und aus den Pantalons in die Krinoline hineingezaubert erschienen. Nein, lieber Leser, Du weißt doch nicht Alles; es war eine Dame da, eine wirkliche, echte, eine junge, hübsche Frau. „Nicht möglich!“ höre ich Dich rufen. Warum nicht möglich? Hat es schon Frauen gegeben, die ihren Männern bis in die blutige Schlacht gefolgt sind, warum soll es nicht auch einmal eine geben, die ihrem Manne auf den „Narrenabend“ folgt, was doch gewiß minder riskirt ist? „Ja, wie kann man auch nur sein zartbenetztes Auge und feinbesaitetes Ohr solchem Treiben aussetzen!?“ Man kann eben Alles, wenn man auf seinen Mann eifersüchtig ist, und wenn man ihn beobachten will auf Schritt und Tritt. Es waren ungefähr 10 Tage vor dem 1. Febr., da begannen im Hause des Herrn v. X. die ersten Debatten, ob „Narr“ oder nicht. Wie gewöhnlich bei dem jungen Ehepaar, so leitete auch dießmal Frau v. X. die Debatte, natürlich nicht ohne sich selbst hineinzumischen. Sie bethilt immer das Wort für sich, das liebenswürdige Weibchen, und sprach feurig und eifrig gegen den Antrag, der verlag und welcher dahin ging, ihrem Herrn und jungen Gemahl den „Narrenabend“ mitmachen zu lassen. Gründe hat sie wie Haselnüsse. Sie sagte: „Wozu willst Du Andern einen Narren vormachen?“ oder: „Was kann das für

Digitized by Google

eine Unterhaltung sein, wo keine Frauen zugelassen werden?“ und dergleichen mehr unglaublich Stichhaltiges. Was nur die liebe Frau hatte, daß sie ihren Mann selbst unter Männer nicht allein gehen lassen wollte? Sie glaubte die Verpflichtung zu haben, jeglicher Narrethei des Mannes Beistand leisten zu müssen. Es kostete einige Mühe, den Willen des Herrn v. X. in sein Recht einzusetzen, aber er wurde eingesetzt, und das Weibchen fügte sich endlich schon darum, weil die Karte um 10 fl. bereits angekauft war. Herr v. X. ward ein Narr wie andere Narren. Er erschien im Diaualsaale als Perser in einem reichen, geschmackvollen Kostüme und machte sich in dem großen, bunten Narrenbilde sehr gut. Unser Perser hatte eine reiche Anzahl von Freunden angetroffen! unter den „Griechen“ hatte er Freunde, unter den „Römern“ auch, ja sogar einer der „Neuseeländer“ war sein guter Bekannter; also kein Wunder, wenn er sich unterhielt. Es ging ihm Alles nach Wunsch, er traf Alles wie es ihm gefiel; aber eines fiel ihm auf — hinter sich, wie er einmal umschaute, stieß er immer auf einen und denselben Narren, der das Kostüm eines Popen hatte, den langen schwarzen Talar, der die Füße verdeckte, und die runde Filzkappe; sogar der dichte, schwarze Vollbart fehlte nicht, der dem jugendlichen Aussehen des Narren einen gewissen Reiz und Würde gab und ihn sogar interessant machte. Der „Pope“ sah eigentlich eher dem Bilde ähnlich, das man auf dem Burgtheater von „Portzia“ als Nolar zu sehen pflegt. Aber der Narr hatte einen Fehler — er sprach nicht, und hatte, so wie man mit ihm anbinden wollte, eine eigenthümliche Scheu. Unser Perser hatte also gar keine Ursache, an seinem närrischen Nachbar irgend eine Freude zu haben. Aber los werden konnte er ihn nicht. Seine Wege waren immer auch die des geheimnißvollen Popen; bald hatte er ihn zu seiner Rechten, bald zu seiner Linken; fand er am Tische irgend eines befreundeten Narren Ruhe von den Wanderungen im Saale, so saß gewiß am nächsten der Pope; an der Kredenz aß er sein Gefrornes neben dem Popen, auf der Galerie wandelnd sah er sich gegenüber an dem anderen Gitter den Popen. Man muß ein „Narr“ sein, wenn einen dieß ewige Verfolgtwerden von einer und derselben Figur nicht endlich doch ärgern oder doch geniren sollte; der Perser war klug genug, die Geschichte für eine Narretheï zu halten. Ihn ärgerte blos, daß der Pope kein Wort sprach, wenn man ihn anredete. Unser Perser bekam jedoch bessere, unterhaltendere Gesellschaft. Ein schönes „Fräulein“ hing sich ihm an den Arm. Die schlanke, hohe Gestalt (in ein weißes Kleid gehüllt, das reizende Formen verrieth und andeutete) mit dem glatten mädchenhaften Antlitz und dem wallenden dunklen Haar — wessen Bewunderung hätte sie an dem „Narrenabend“ nicht erregt? Der Narr, der in diesem weißen Kleide steckte, verdiente wahrhaftig auch außerhalb des Narrenkongresses ein Mädchen zu sein. Der „Perser“ am Arme dieser Schönheit — es war ein Bild fern von aller Karrikatur. Das Narrenpärchen nützte den Theil der Nacht, der ihm noch gehörte, weidlich aus, unser Perser amüsirte sich „kostbar“; aber der „Pope“ war noch immer hinter ihm her und jetzt fast noch mehr wie früher. Und kein Mensch kannte diesen Narren! — Um 3 Uhr folgte Alles dem Zuge nach dem Kaffeehause. Beim „Schuster“ bekanntlich war der Nachkongreß der Narren. Unser „Perser“ mit seiner weiß gekleideten Jungfrau saßen auch vor ihrem Thee, und zwei Tische weiter saß der „Pope“ wieder und aß ein „Gefrorenes“. Die gute Laune aller anwesenden Narren ließ hier erst recht die Zügel schießen. Dem hübschen Mann-Mädchen wurde von allen Seiten in optima forma die Kür gemacht, man nahm sie um die Taille, schloß sie an's angeblich glühende Herz, ja man küßte sie sogar aus Spaß. Der Narr war heute Mädchen genug, um sich nicht zu wehren. Auch der „Perser“ machte einen kleinen Kur-Kursus durch, er übte sich, wahrscheinlich in seiner Eigenschaft als junger Ehemann, für den Umgang mit seiner jungen Frau. Er umarmte ein über das andere Mal das schlanke Weib im weißen Gewande. Und zwei Tische weiter saß der stille „Pope“ und sah dem lustigen Treiben gemächlich gleichgiltig zu, er trank viel Wasser und strich seinen Bart. Einige aus der Narrengesellgeschaft wollen ihn blos, als der „Perser“ sein „Mädchen in Weiß“, welches eigentlich ein junger Mann war, küßte, unruhig werden gesehen und sich räuspern gehört haben. Es kam die Zeit zum Aufbruch auch von diesem Orte des Nachspiels toller Narrheit, denn es begann Morgen zu werden und die letzten der Narren zerstreuten sich. „Begleitest Du mich nicht nach Hause, holder Narr und Anbeter“, fragte in süßer Imitation Juliascher Zärtlichkeit das „Mädchen in Weiß“ unseren Perser — „nimmst Du mir keinen Wagen? Ich wohne weit in Mariahilf“. „Wir fahren zusammen liebes Kind“, entwortete der Perser und schon war ein Fiaker da, mit lustigem Rufe „Fahr'n mer Ew. Gnaden?“ — „Nach Mariahilf“, rief unser Perser und wollte in den Wagen steigen, in dem das „Mädchen in Weiß“ schon saß. Da trat die Gestalt des Popen noch einmal an ihn heran und sagte ihm in's Ohr: „Du wirst doch nicht so ganz treu- und pflichtvergessen sein und mit dem Fräulein da nach Hause fahren?“ — Wie diese Worte gesprochen worden sein mögen, weiß nur Herr von X. selbst, er blieb wie unter den Einwirkungen einer plötzlich sich von oben über ihn entleerenden Douche am Wagenschlage einen Moment lang stehen. Bald hatte er die Fassung, die ihm die bekannte Stimme des Popen geraubt, wieder, er sagte zu dem „Mädchen im Weiß“: „Entschuldigen Sie, ich muß den Popen begleiten, auf Wiedersehen. Kutscher zufahren!“ Der Wagen war davon und Perser wie Pope bestiegen einen zweiten. Was in dem vorging? Ein schwacher Abglanz hiervon drang zu meinen Ohren. Frau v. X., die unsere Leser schon in

Digitized by Google

dem Besen vom Narrenabend geahnt haben werden, war eifersüchtig bis zum Exzeß. Sie ließ es sich nicht nehmen, das „Mädchen in Weiß“ sei kein Narr, sondern ein wirkliches Mädchen gewesen. „Aber liebes Kind, daß ist ja Herr N., der Sohn eines Geschäftsfreundes“, rief Herr v. X. aus. Vergebens. „So“, fing Frau v. X. wieder an, „einen jungen Menschen hast Du umarmt, geküßt? Einem jungen Menschen hast Du ein Rendezvous gegeben? Du Ungetreuer, Falscher, ich will nichts mehr von Dir wissen. Siehst Du, wie gut es war, daß ich's gewagt habe, auf den Narrenabend zu kommen. Warum soll das kein Frauenzimmer sein, bin ich doch auch eine Frau und habe mir eine Narrenkarte zu verschaffen gewußt.“ Und so weiter in Begleitung von Thränen, die nicht trocken werden wollen. Zu Hause Fortsetzung dieses Verkehrens. Der Mann kommt nicht zu Wort, um der Frau Vorwürfe machen zu können, daß sie zum Narrenabend gekommen, er ist zufrieden, nach langem Ringen ihr das Mädchen und dem Kopfe zu reden und beschwichtigt sie endlich damit, daß er ihr verspricht, in ihrer Gegenwart das Rendezvous mit dem „Mädchen in Weiß“ einzuhalten. Am Nachmittag des folgenden Tages geschieht dieß auch. Herr N. kömmt, und die junge eifersüchtige Frau fällt beim Anblick des jungen Mannes ihrem ausgeheiratigten Gemahl jauchzend um den Hals. Dieser stellt der Frau den Herrn N. vor und sagt: „Denken Sie sich, lieber N., man hat meiner Frau erzählt, es wäre ein Fräulein gewesen, ein echtes, mit der ich gestern schön gethan.“ — „Wie können Sie denken, gnädige Frau“, sagte Herr N. herauf, „es dürften ja keine Frauen zum Narrenabend!“ — Ja, es durften keine Frauen zum Narrenabend, freilich; sie wußte es besser und lächelte. — — — „Apropos, Herr v. X., haben Sie nicht erfahren können, wer der interessante Pope gewesen, der Sie immer verfolgte?“ fing Herr N., das „Mädchen in Weiß“, wieder an. „Ein Narr“, sagte Herr v. X. wegwe. send. „Oder eine Närrin“, hatte er sich sicher dazu gedacht, denn er sah lächelnd auf seine Frau, die leicht errötete.

Mannigfaltigkeiten.

Köln, 5. Febr. Gestern bewegte sich von der Blindgasse aus ein fast unabsehbarer Leichenzug nach dem Friedhofe. Es war keineswegs die Leiche einer Person, die durch ihre Stellung im Leben hervorgeragt und hiedurch zu einem so zahlreichen Grabgeleite Veranlassung gegeben hätte, sondern die Leiche einer in besagter Straße wohnhaft gewesenen alten Jungfer, die in ihrem Testament verordnet hatte, daß jeder an ihrem Begräbniß Theilnehmende eine Gabe von 10 Sgr. empfangen solle. Diese letztwillige Anordnung war in den Arbeiterquartieren der Löhergasse, großen Griechenmarkt u. s. w. nachbar gewarden und bewog einen großen Theil der dortigen Bevölkerung, dem Sarge der Hingeschiedenen zu folgen. Die Auszahlung den zugesagten „Gratifikation“ erfolgte demnächst pünktlich.

[Das Halsband der Königin Marie Antoinette.] Das famose Halsband der Königin Marie Antoinette wird, nach beinahe einem Jahrhundert, nochmals Veranlassung zu gerichtlichen Debatten geben. Der Kardinal Rohan hatte in dem Prozesse, in den er verwickelt worden war, den Verkäufern des Halsbandes, den Juwelieren Böhmer und Bassange einen Schuldschein von 1,900,000 Frcs. ausgestellt, die Schuld aber nicht bezahlt. Später übertrugen die Gläubiger einen Theil ihrer Forderung, 800,000 Frcs., auf einen gewissen Gabriel Deville. Auch diese Summe wurde nie bezahlt, und es sind heute die Erben dieses Deville, welche gegen die Erben der Erbin des Kardinals, der Prinzessin Charlotte v. Rohan-Rochefort, klagbar werden, indem sie diesen vorwerfen, das Aktivvermögen der Hinterlassenschaft nicht richtig angegeben zu haben.

[Alte Tanzsitten.] Nach den Rechnungen der Stadt St. Goar aus dem 15. bis in's 18. Jahrhundert flossen jährlich 20 bis 30 Thaler in die städtische Kasse aus der Versteigerung der Jungfrauen. Auf Ostermontag nämlich wurden alle Jungfrauen auf dem Rathhause an die jungen Männer versteigert, was dann die Folge hatte, daß die angesteigerte Jungfrau das ganze Jahr hindurch nur mit ihrem Ersteigerer tanzen durfte, und dieses hatte sodann wieder die weitere Folge, daß aus der lieblichen Tänzerin sehr häufig die geliebte Gattin wurde.

[Ein Druckfehler.] Der Moniteur de l'Armee zeigte jüngst den Tod des Generals X. mit der Bemerkung an, der Gestorbene sei le père de ses enfants. Heute berichtigt das Blatt die Angabe, daß der General 16 (seize) Kinder habe.

[Zwei Doppelhochzeiten.] Am Fastnachtsmontage wird zu Bailleul (im Norddepartement) eine ganze Familie in den Stand der heiligen Ehe treten. Der Vater (Wittwer), zwei Söhne und die Tochter machen alle vier an Einem Tage Hochzeit.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 40 Sonntag, 15. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend machte Aberney einen Streifzug gegen die Küste hinab, aber nicht so planlos wie gewöhnlich. Er nahm seinen Weg sogleich zu dem Platze, wo er Tags zuvor das kleine Mädchen getroffen hatte. Als er an Ort und Stelle kam, fand er sie bereits da. Sie saß auf demselben Stein wie bei ihrem ersten Zusammentreffen und rief ihm entgegen:

„Das ist artig, daß Du kommst. Ich glaubte schon, Du würdest Dich nicht einfinden. Dann hätte ich gewiß geweint."

„Du wolltest mich also gerne wiedersehen?"

„Ja, sehr, sehr!" Sie hüpfte vom Stein herab, sprang zu Aberney vor, ergriff seine Hand und zog ihn auf die grüne Matte, die am Fuße des Berges lag.

„Setze Dich hieher, so will ich Dir erzählen, warum es mich betrübt hätte, wenn Du nicht gekommen wärest."

Aberney warf sich ins Gras. Das Kind nahm neben ihm Platz, legte seine geschlossenen Hände auf seine Schultern und fuhr fort:

„Als ich gestern Abend heimkam, dachte ich bis zum Einschlafen daran, daß ich Dir einige meiner Lieder vorsingen dürfe. Dieß war mir etwas so Neues, daß ich mich recht darauf freute."

„Warum kam es Dir so angenehm vor?"

„Hem!" Schuldfried neigte ihr Köpfchen schief und sann eine Weile nach. „Das kann ich so genau nicht sagen; aber Du mußt wissen, daß ich außer Mama und des Waldschützen Annika noch nie Jemand gesungen habe, als den Vögeln, und diese können mich nicht loben, aber das kannst Du. Ueberdieß dachte ich, wir könnten wohl gute Freunde werden. Ich werde Dich recht lieb haben."

Es war Aberney ganz unmöglich, über Schuldfrieds ungekünstelte Worte nicht zu lächeln. Er versicherte, daß er bereits ihr Freund sei. Wer hätte sich nicht zu diesem bezaubernden und naturfrischen Kinde hingezogen gefühlt? Obschon die Freundschaft in ihrem Alter meist vorübergehend ist, so hat sie gleichwohl etwas so Anziehendes, daß man sich davon fesseln läßt, weil sie gänzlich von der Eingebung des Augenblickes diktirt wird. Ueberdieß hatte Schuldfried etwas so Eigenthümliches an sich, daß sie unwillkürlich Interesse erwecken mußte, selbst wenn sie nicht so schön gewesen wäre.

„Soll ich Dir einige finnische Lieder singen?" fragte sie. „Liebst Du Finnland?"

„Ja, sehr. Es ist ja mein Vaterland."

Mit starker und klarer Stimme sang das Mädchen einige Lieder, die Aberney nur allzu bekannt waren; das eine hatte Edith in ihrer Kindheit gesungen; das andere war eine seiner ersten Kompositionen. Während Schuldfried sang, schloß Aberney seine Augen, und er glaubte sich in die glücklichen heitern Kinderjahre zurückgeführt, wo Finnland noch schwedisch war, und wo sein Herz Nichts von Kummer und Schmerz wußte. Unwillkürlich stahlen sich einige Thränen aus den Augen des starken Mannes und rannen langsam über seine Wangen beim Gedanken an die erlittenen Verluste.

Schuldfried, die ihre Blicke auf ihn geheftet hielt, verstummte plötzlich, als sie Thränen auf seinen Wangen sah. Sie rief heftig:

„Wie, Du weinst? Hat mein Lied Dich betrübt? Und ich glaubte, es würde Dir gefallen."

„Ich weinte über Finnland," antwortete Aberney; „mein geliebtes, theures Finnland! Singe, Kind, Deine Lieder sind mir lieb!"

Schuldfried sang ihr unterbrochenes Lied vollends aus und dann noch eines, Aberney liebkoste und lobte sie, wobei sie so heiter lächelte; aber als er sie bat, noch eines zu singen, antwortete sie lachend:

„Nein, heute Abend nicht. Wir müssen eines für morgen aufsparen; jetzt muß ich heimgehen."

Aberney erhob sich mit den Worten:

„Ich will Dich begleiten."

Schuldfried legte den Finger auf ihre Lippen und blieb eine Weile nachdenklich stehen; dann erhob sie ihr Haupt und antwortete:

„O ja, das kannst Du wohl thun; aber Du darfst nicht bis in den Hof gehen, wo Annika Dich sehen könnte; denn sonst dürfte ich bestimmt lange nicht mehr über den Garten hinausgehen."

„Und warum?"

„Annika will nicht, daß ich mit andern Leuten als dem Landvolk rede." Schuldfried ergriff Aberneys

Digitized by Google

Hand und sie traten den Heimweg durch Wald und Gebüsche an.

„Du sprichst beständig von Annika und nie von Deiner Mutter. Wie kommt das?“

„Meine Mutter ist so gut, so fromm, daß ich manchmal glaube, sie sei eine Heilige. Von ihr spreche ich nicht gerne, weil . . . weil . . . ich sie zwar schrecklich lieb habe; aber dennoch . . . dennoch . . . habe ich eine solche Verehrung vor ihr, daß ich beinahe niemals wage, in ihrer Gegenwart zu lachen.“

„Du bist vielleicht selten bei Deiner Mutter?“

„O nein, das bin ich nicht. Ganze Tage lang lese, nähe, spiele, schreibe und zeichne ich bei Mama. Bloß in meinen freien Stunden gehe ich von ihr weg. Dann ist es meine Vergnügen, im Wald umherzuspringen.“

„Mit welchen Nachbarn geht Deine Mutter um?“

„Wie närrisch Du fragst! Wir kennen Niemand in der Nachbarschaft. Mama fährt nie weiter als in die Kirche, und da begleite ich sie.“

„Hast Du keinen Spielkameraden?“

„O ja freilich, ich habe eine sehr schöne Katze und viele, viele Tauben.“

Unter solchem Geplauder wurde der Weg zurückgelegt, und als man an's Ende des Waldes kam, bat Schul fried ihren Begleiter, er möchte sie jetzt verlassen. Sie küßte ihn zum Abschied auf die Finger und eilte dann, leicht und heiter wie eine Gazelle, eine krumme Allee entlang, die aus dem Waldweg hinab zu dem einsamen Höfchen führte, das unbeschreiblich hübsch und romantisch am Ufer eines Sees lag.

* * *

Auf Ektorp oder dem Hof der Wittwe, wie Frau Smiths Gütchen gewöhnlich von den Bauern genannt wurde, wollen wir schleunig einen Besuch machen, bevor Schuldfried zurückkommt.

Das Haus selbst lag zwischen einem mit großen Bäumen bepflanzten Hof und einem Garten, der bis an den See hinabging und von einem ungewöhnlich hohen Zaun umgeben war. Rundum lag ein hoher düsterer Fichtenwald. Der am Ufer gelegene Garten war ausgezeichnet gut gehalten und mit verschiedenen Lauben, so wie einem kleinen Lusthause versehen. Letzteres war den Sommer über Frau Smiths Lieblingsplatz. Dort saß sie Vormittags mit ihrem Töchterchen und gab ihm Unterricht. Nachmittags, wenn das heitere Kind seine Freiheit genoß und seine Ausflüge machte, blieb Frau Smith allein da, arbeitete, weinte und blickte düster in den leeren Raum hinaus. Sie verbrachte ganze Tage in diesem Lusthaus, ohne sich in ihren Gewohnheiten stören zu lassen.

Frau Smith wohnte seit sechs Jahren in Ektorp. Ihre Landwirthschaft wurde von einem Verwalter, das Hauswesen von Jungfer Annika besorgt.

Der Ertrag des Hofes war gering und Frau Smiths Mittel beschränkt, so daß große Sparsamkeit im Haus der Wittwe vorherrschte. Sie selbst arbeitete mitunter sehr fleißig; was sie dann that, war ein Geheimniß zwischen ihr und Annika; aber es gab wieder andere Zeiten, wo sie in Schmerzmuth versank und nichts Anderes that, als mit Schuldfried las. Dazwischen hinein wandelte sie in ihrem Zimmer auf und ab oder trieb sich, wie von einer innern Angst gejagt, in der großen Gartenallee herum.

Am fraglichen Abend saß sie eifrig mit einer Stickerei beschäftigt im Lusthause. Sie war ganz schwarz gekleidet und trug auch eine schwarze Haube, die ein bleiches Gesicht und ein silberweißes Haar umschloß. Alles um sie war still und schweigsam. Der einzige Ton, den sie hörte, war das Geräusche der Wogen am Strand und das Singen der Vögel auf den Zweigen. Plötzlich erscholl eine gelle Weiberstimme in vollem Gezänke mit einer frischen Kinderstimme.

„Ja das sag ich Dir, Schuldfried, dießmal klage ich bestimmt bei Mama,“ kreischte die gelle Stimme.

„Das sollst Du bleiben lassen, ich kann Alles selbst erzählen,“ antwortete die Kinderstimme.

Frau Smith schaute auf und sah Schuldfried die breite Allee hinab in das Lusthaus springen, dessen Glasthüren offen standen. Als die Kleine in die Nähe kam, mäßigte sie ihre Eile, und bei der Thüre angelangt, trat sie ganz sittsam und anständig zur Mutter hinein. Sie ergriff ihre Hand und grüßte sie mit den Worten:

„Guten Abend, geliebte Mama.“ In diesem Augenblick wandte sie sich um und sah Annika den Gang herab auf das Lusthaus zu kommen. Bei diesem Anblick fügte sie schnell, ehe noch Frau Smith eine Frage gethan hatte, hinzu:

„Mama, Annika will mich verschwatzen; aber ich will am liebsten selbst sagen, was ich gethan habe.“

(Fortsetzung folgt.)

König Max und Ludwig Uhland.

* Es ist bekannt, daß Ludwig Uhland den ihm von Sr. Maj. König Max von Bayern verliehenen Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft ablehnte. Dieser Vorfall wird von L. Habicht in der neuesten Nummer des „Deutschen Magazins von J. Rodenberg“ ausführlicher erzählt und dabei die veranlassenden Umständen mitgetheilt, „die ebenso hoch den Dichter wie den König ehren.“ Wenn wir L. Habichts Erzählung hier abdrucken, so adoptiren wir jedoch nicht die damit verknüpften Reflexionen des Verfassers. Orden haben allerdings ihren Werth und werden denselben auch

Digitized by Google

immer behaupten, so lange sie von den Fürsten mit kluger Vorsicht und weiser Sparsamkeit verliehen werden. Wir schließen uns eher der Ansicht Arthur Schoppenhauer's an, die wir, wenn wir nicht irren, in den „Aphorismen" ausgesprochen finden und die dahin geht, daß das Volk, wie es denn einmal ist, mit Gewalt auf seine Auszeichnetsten und seine Verdienstvollsten aufmerksam gemacht sein will. Und diesen Zweck erfüllen die Orden. Sie sollten aber wie schon oben gesagt, so selten verliehen werden, daß ein Jeder, der einem mit einem Orden geschmückten Mann begegnet, unwillkürlich den Hut abzieht mit der Ueberzeugung, daß der Ausgezeichnete eben wirklich Ausgezeichnetes geleistet habe, sei es im Atelier oder in der Studirstube, auf dem Schlachtfelde oder sonstwo. Daß König Max von dieser Ansicht erfüllt ist, haben wir aus der allerjüngsten Verordnung erkannt, welche die am Neujahrstag üblichen Ordensverleihungen aufhebt. Denn „üblich" sollen die Ordensverleihungen nie werden. Nach diesen kurzen Bemerkungen lassen wir L. Habicht's Erzählung unverkürzt folgen.

Derselbe schreibt:

König Max hat, wie bekannt, eine Tafelrunde um sich versammelt, die einige unserer vorzüglichsten Dichter zieren. Einer aus dieser Tafelrunde, — Einer, dessen süßem Sang wir Alle schon gern gelauscht — Emanuel Geibel, der Kapitelmeister dieses Ordens, schlug unter den Ersten, dessen Brust derselbe schmücken sollte, den ersten deutschen Dichter der Gegenwart, den besten und geliebtesten, Ludwig Uhland, vor. König Max äußerte sein Bedenken, den Orden einem Manne zu verleihen, der sich so offen und entschieden der Demokratie zugewendet und damals noch mit dem Rumpfparlament in Stuttgart getagt. Emanuel Geibel, der in Lied und Wort seine tiefe Verehrung für Ludwig Uhland an den Tag gelegt und am Hofe nicht die Sprache eines freien Mannes verlernt, entgegnete freimüthig: „daß bei einem Manne, wie Ludwig Uhland, der in ganz Deutschland so hoch gefeiert würde, solche Vorurtheile nicht vorwalten könnten." Nach längerem Zaudern gewährte König Max die wiederholte Bitte seines Lieblings und Ehmanuel Geibel war überglücklich, über ein „Vorurtheil" des Königs triumphirt zu haben. Er, der alle Hebel angesetzt, um dem edlen Dichtergreis eine Auszeichnung zu verschaffen, mußte nun freilich die schmerzliche Erfahrung machen, daß Ludwig Uhland den Orden nicht annahm, sondern zurückschickte. Für Emanuel Geibel konnte dieser Vorfall nur höchst peinlich sein und er erschien längere Zeit nicht bei Hofe. König Max, befremdet darüber, ließ ihn zu sich bitten und frug besorgt: „warum er so lange weg geblieben." Geibel bekennt, daß es ihn unangenehm berührt, den König durch seine lebhafte Fürsprache in eine solche Situation gebracht zu haben. Aber der König lächelte. „Es ist mir nicht so unangenehm, als Sie denken mögen, lieber Geibel", sagte er, „nun sehen Sie doch, auf welcher Seite die Vorurtheile liegen." Die Antwort ehrt eben so den edlen König Max, der sein Vorurtheil überwand, um dem Dichter des Volkes einen Orden zu schicken, wie es Uhland's bester Schmuck bleiben wird, daß er in einer Zeit des Flitters und des hohlen Scheines, wo Jeder gern nach solchen nichtssagenden Sternchen hascht, ohne Orden durch das Leben schritt.

Von einem Dichter, der einst sang:

Der Deutsche ehrt seit alten Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf;
Doch liebt er frei einherzuschreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf.

besonders von einem „Uhland", war wohl ein solches Ablehnen aller äußern Ehren zu erwarten.

---

*Oberst Mathias Jörgens.

(Nekrolog.)

Ach! sie haben
Einen braven Mann begraben
Und wir wohr er mehr!

Wenn die Hand eines Freundes dem frischgewundenen Cypressenkranze eines Ehrenmannes ein Blatt beifügt, dann sei es ein Gedenkblatt für Alle, die ihn liebten, ehrten und hochachteten, denen sein Andenken theuer bleiben wird.

Jörgens, der Sohn eines durch Tapferkeit wie Biedersinn ausgezeichneten Offiziers, war den 13. Februar 1797 geboren, ging mit 16 Jahren als Freiwilliger im großherzoglich frankfurt'schen Infanterie-Regiment v. Zweier zu und marschirte anno 1813 als Unteroffizier mit dem Regimente in den Feldzug gegen Rußland und Preußen in Sachsen, wo dasselbe an den Gefechten und Schlachten dieses Feldzugs und schließlich bis in den Januar 1814 an der Vertheidigung der Festung Glogau rühmlichen Antheil nahm, dann von der französischen Allianz schied und, im Vaterland angekommen, sogleich neu formirt wurde, um den hehren Kampf für Deutschlands heilige Sache fortzusetzen.

Nach der Schlacht bei Lützen am 2. Mai 1813, wurde er zum Unterlieutenant befördert, wohnte dem Feldzuge 1814, und dann nach Uebernahme des Fürstenthums Aschaffenburg dem Feldzuge 1815 in Frankreich bei.

Hatte er bei allen Gelegenheiten vorm Feinde echten Muth, hohes Pflicht- und Ehrgefühl und Eifer für den Dienst erprobt und im Felde für das Wohl seiner Untergebenen liebevoll gesorgt, so benutzte er nun die Friedensjahre zur ferneren Ausbildung. War er im Kreise seiner Freunde und Kameraden als liebenswürdig im Umgange, und als ausdauernder Nimrod und guter Schütze bekannt, so wußte er die Formen der gebilde-

Digitized by Google

ten Gesellschaft ebenso gewandt, als bescheiden sich anzueignen.

Im Jahre 1829 zum Oberlieutenant und 1840 zum Hauptmann befördert, bewährte er im Jahre 1848 und 1849 als Richtungs-Major im 6. Infanterie-Regimente im Verein mit seinen braven Kameraden der Garnison Landau die angestammte Soldaten-Treue.

Nachdem er im Jahre 1817 das Denkzeichen für die Befreiungsfeldzüge, 1848 das den Veteranen verliehene und 1849 das für die Treuegebliebenen in der Pfalz erhalten hatte, wurde ihm die allerhöchste Anerkennung durch Verleihung des Ritterkreuzes 1. Klasse des Verdienstordens vom hl. Michael.

Anno 1849 zum Major im k. 3. Jägerbataillon befördert, wurde er im Jahre 1851 Kommandant des neuzuerrichtenden 5. Jägerbataillons in Würzburg und wurde im Jahre 1853 dessen Oberstlieutenant. Die Aufgabe der Neubildung dieses Bataillons war keine leichte. Aber er widmete sich derselben mit der gewohnten Energie und wurde ihm die Anerkennung seiner Obern deßhalb zu Theil.

Im Jahre 1855 wurde er zum Oberst und Kommandant des k. 4. Infanterie-Regiments in Aschaffenburg befördert. Hier war es, wo ihm als interimistischer Stadt-Kommandant, der Unglücksfall österreichischer Truppen vom Infanterie-Regiment Degenfeld in dem Laufacher Bahnhof bei Aschaffenburg, Gelegenheit bot, durch schnelle Hülfe und thätige Anordnungen und Aneisern seine Menschenliebe und Umsicht zu beweisen. Der Kaiser von Oesterreich ließ ihm zum Zeichen seiner Anerkennung das Ritterkreuz des österreichischen Leopoldordens mit huldvollem Gruße zustellen.

Im März 1859 erhielt er das Ehrenkreuz des kgl. bayer. Ludwigordens für fünfzig treue Dienstjahre.

Die Verleihung desselben war ein erhebendes Fest und vor Allem sinnig und schön war der Ausdruck, den sein Offizierskorps diesem Feste verlieh. Es widmete ein ihm zum Andenken ausgeführtes photographisches Bild sämmtlicher Offiziere und Militärbeamten vom ersten Stabsoffizier abwärts. So konnte er in ihren wohlmeinenden Zügen die getreuen Herzensergüsse gewahren! Er sah und zeigte seinen Freunden das schöne Bild mit edlem Stolze im Bewußtsein seines Verdienstes um die Liebe der Geber.

Im Mai 1859 wurde er in den wohlverdienten Ruhestand versetzt.

Glücklich wer in Erfüllung seiner Pflichten seinen Lohn findet, aber ein Abglanz des Himmels erscheint dieses Glück, wenn Liebe und Friede nach den Mühen des Tages den Mann am häuslichen Heerde empfangen.

Und dieß Glück genoß er im Sinne des Wortes seit dem Jahre 1841, wo er die Geliebte seines Herzens als Gattin heimführte, die durch Geist und Herz gleich ausgezeichnet, in Liebe und Treue mit ihm wetteiferte, und in deren Armen er seinen Geist nach Monate langem und qualvollem Herzleiden ergeben und ruhig aushauchte.

Mannigfaltigkeiten.

Bei der am 30. Januar in München stattgefundenen Generalversammlung des dortigen Gabelsberger-Stenographen-Zentralvereins hatten die anwesenden Mitglieder Gelegenheit, einige Proben Maisstroh- oder vielmehr Maisfasern-Papiers, welche der Direktor der k. k. Staatsdruckerei in Wien, v. Auer, dem Vereine zu übersenden die Gefälligkeit hatte, in Augenschein zu nehmen. Das Papier ist aus den Fasern verfertigt, welche aus dem Deckblatt des Maiskolbens, dem nach mannigfachen anderen Versuchen zur Papierfabrikation am geeignetsten befundenen Theile der Maispflanze, gewonnen werden. Unter den verschiedenen Sorten dieses Papiers, welche zirkulirten, ist eine besonders für die stenographische Welt von Bedeutung. Dieselbe dürfte nämlich vermöge ihrer pergamentartigen Stärke und Glätte berufen sein, jenes Material zu ersetzen, welches bisher als das vorzüglichste zu stenographischer Aufnahme freier Vorträge galt, nämlich das Pergament selbst, und würde damit ein dem letzteren eigener Nachtheil vermieden, welcher darin besteht, daß, um das etwas kostspielige Pergament öfter benützen zu können, die Stenogramme auf demselben nach jedesmaligem Gebrauche wieder abgewischt werden können. Stenogramme auf Papier, welche aufbewahrt werden, bieten, was namentlich bei Kammerverhandlungen von Wichtigkeit ist, dieselbe Kontrole über die Richtigkeit der stenographischen Berichte, wie die von den Telegraphen-Apparaten abgenommenen Papierstreifen über die richtige Aufnahme und Ausfertigung der Telegramme. — Aus dem Rechenschaftsberichte des Vereins pro 1862 entnahmen wir, daß in diesem Jahre an Gymnasien und technischen Anstalten über 1200 Schüler stenographischen Unterricht genossen, und daß der Verein 53 bayerische und außerbayerische Zweigvereine, so wie 117 in München wohnende und korrespondirende ordentliche Mitglieder zählt, unter letzteren auch zahlreiche nichtdeutsche, wie in Belgien, in der Schweiz, in England, Nordamerika, namentlich aber in Dänemark und Griechenland.

In Paris erscheinen gegenwärtig 576 Journale und periodische Schriften, worunter nicht weniger als 50 Moniteure, u. A. ein Moniteur de la Coiffure, ein Moniteur de la Cordonnerie ꝛc. ꝛc. Es gibt sogar ein Journal des Commissaires de Police und ein Journal de la Gendarmerie.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 41 Dienstag, 17. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Das wünsche ich auch, mein Kind," antwortete die Mutter und ein liebevolles Lächeln verklärte die düstern Züge.

„Nun die Sache ist so, daß —"

„Schuldfried springt bei den Nachbarn umher," fiel Annika ein, indem sie in das Lusthaus trat.

„Laß Schuldfried selbst reden," sagte Frau Smith. „Du weißt ja, daß ich es nicht gern sehe, wenn Du zu den Nachbarn gehst; warum thust Du es doch?"

„Mama, ich bin bei Niemand gewesen," antwortete das Mädchen. „Meine ganze Schuld besteht darin, daß ich gestern beim östlichen Vorgebirge meinen Freund, den Eigenthümer von Junta, traf. Ich saß auf dem Berge und sang. Er rief mir zu, ich sollte herabkommen, und so wurden wir ganz gute Freunde. Ich bat ihn heute wieder zu kommen und versprach ihm zu singen, und das that er auch. Jetzt hat er versprochen, mich lieb zu haben und daß wir uns oft treffen wollen. Annika, welche sah, daß er mich begleitete, sagt, ich hätte etwas Böses gethan, und Du würdest recht ungehalten auf mich werden; aber das glaube ich nicht." Schuldfried ergriff der Mutter Hand und fügte hinzu: „Geliebte Mama, Du darfst nicht dulden, daß Annika mich innerhalb des Gartenzaunes einsperrt, sondern Du wirst mich am Abend gehen und meinem Freund meine Lieder vorsingen lassen. Ich werde den Tag über um so fleißiger sein."

„Wie heißt Dein Freund?"

„Das weiß ich nicht."

„Aber ich weiß es," murmelte Annika, jedoch so leise, daß weder Mutter noch Tochter hörte, was sie sagte.

Frau Smith blieb einige Augenblicke still, dann klopfte sie das Mädchen auf den Kopf und sagte ganz freundlich:

„Du hast so wenig Freude, mein liebes Kind, daß ich Dir diese da wahrlich nicht verweigern will. Gehe immerhin zu Deinem neuen Freund und singe ihm Deine Lieder."

„Nein, Madame, das darf das Mädchen nicht thun," fiel Annika ein.

„Und warum nicht?" Frau Smith sah die Alte an.

„Der Eigenthümer von Junta heißt Victor Aberney."

Ein Schauder durchzuckte Frau Smith. Sie saß lange unbeweglich da; dann erhob sie sich, küßte Schuldfried auf die Stirne und verließ das Lusthaus. Schuldfried sah forschend die Mutter an; aber da diese äußerlich ruhig schien, so ahnte das Kind nicht, daß ihre Ruhe ein aufgeregtes Inneres verbarg. In der glücklichen Sorglosigkeit ihres Alters legte Schuldfried kein Gewicht darauf, daß die Mutter so eilig das Lusthaus verließ. Sie war allzu sehr an die Eigenthümlichkeiten ihrer Gemüthsart gewöhnt, um zu bedenken, daß der Name ihres Freundes die Ursache dieses plötzlichen Aufbruches sein konnte. Als sie mit Annika, die ganz berathlos der Entschwindenden nachsah, allein war, sagte Schuldfried mit kindlichem Uebermuth:

„Nun Annika, was hast Du jetzt davon, daß Du mich verschwatzen wolltest? Habe ich einen Zank bekommen? Wurde mir verboten, ans Ufer zu gehen und meinen Freund zu treffen?"

„Still, liebes Kind, Du ahnst nicht, welchen Schmerz Dein Unverstand hervorruft," antwortete Annika und verließ Schuldfried.

„Jetzt ist die Alte böse," dachte das Mädchen und begann unter fröhlichem Singen ihre Blumen zu begießen und ihre Tauben zu füttern, was ihre gewöhnliche Abendbeschäftigung war.

* * *

Am folgenden Morgen sah man schon in aller Frühe Frau Smith unruhig in einem der entlegensten Gänge des Gartens auf- und abgehen. Ihr Gesicht war so düster, daß man in jedem Zug eine hoffnungslose Verzweiflung zu sehen meinte, die sich mit ihren Klauen im Herzen festgehackt habe und dasselbe ohne alle Schonung zerfleische. Sie preßte die fest zusammengedrückten Hände an ihre Brust, gleich als wollte sie den Schmerz innerhalb der stillen Mauern festhalten, so daß kein Klageton über die farblosen Lippen kommen konnte.

Das aschbleiche Gesicht, die rothen, vom Nachtwachen matten Augen verkündeten Qualen, die in der

Digitized by Google

verflossenen Nacht allen Schlaf und alle Ruhe von ihrem Lager verjagt hatten.

Annika stand lange in der offenen Saalthüre, welche auf die Terrasse hinausführte, und betrachtete die unruhige Wanderin. Endlich, nachdem sie einen tiefen Seufzer ausgestoßen und gemurmelt hatte: „Armes Kind, wann wird Dein Kummer sich mindern?“ ging sie über die Terrasse hinab in den Gang, wo Frau Smith mit ungleichen Schritten promenirte.

„Wie ist es heute?“ fragte Annika mit der Stimme einer Mutter, die über ihr Kind unruhig ist.

„Ah, Du bists, Annika!“ Frau Smith blieb stehen und warf einen fragenden Blick auf die Dienerin.

„Kommen Sie jetzt hübsch in den Saal herein; dort habe ich warmen Kaffee bereitet. Es ist erst fünf Uhr, so daß außer uns beiden noch Niemand im Hose auf ist.“ Annika ergriff Frau Smiths Hand und fügte hinzu: „Thun Sie der Alten ihren Willen und trinken Sie ein wenig Kaffee. Nach einer schlaflosen und unter freiem Himmel verbrachten Nacht mag das sehr nöthig sein. Denken Sie an die kleine Schuldfried und seien Sie besorgt um ihre Mama.“

Annika's rungliges Gesicht zeigte so viel Zärtlichkeit, daß sein Anblick nur wohlthätig auf das Herz wirken konnte; auch glitt Etwas wie ein freundliches Lächeln über Frau Smiths Züge und schweigend schlug sie den Weg nach dem Saale ein. Als sie dort eine Tasse Kaffee getrunken, welchen Annika mit großer Befriedigung auftrug, blieb sie eine Welle in Gedanken vertieft sitzen; dann wandte sie sich an die Dienerin und sagte:

„Ist Victor Aberney wirklich mein nächster Nachbar?“

„Ja, und deßhalb zankte ich Schuldfried, weil sie mit ihm sprach. Ich wußte ja, daß . . .“

„Daß ich ihm sorgfältig ausgewichen bin, meinst Du? Das ist wahr und soll ewig so bleiben. Er und ich können nicht zusammentreffen. Doch mit Schuldfried ist es ganz anders. Sie ist frei von aller Schuld, und wie gut wäre es nicht, wenn sie in Viktor einen Freund erhielte, für die Zukunft vielleicht eine Stütze?“

„Aber Viktor ist nicht freundlich gesinnt!“

„Gegen mich, nein; — aber ein ganzes Jahrzehnt ist seitdem verstrichen . . . Gleichviel, er kennt Schuldfrieds Mutter nicht und wird sie nie kennen lernen. Mag seine Theilnahme nur dem Kinde gelten, welches ihm vom Schicksal in den Weg geführt worden ist! Ueberdieß, Annika, besitze ich denn auch das Recht, Schuldfried gänzlich von andern Menschen abzusondern?“

„Das wollte ich nicht sagen; aber ich glaube doch, daß sie am glücklichsten ist, so lange sie von der Welt abgeschieden lebt.“

„So habe auch ich gedacht; aber Alles hat eine Gränze, und wenn sie daher Etwas wünscht, was ihr einsames Leben versüßen kann, so will ich, daß sie es bekommen soll. Was ist denn das Ziel und der Zweck meines Daseins? Für ihr Glück zu leben, so daß sie nur das Sonnenlicht des Lebens zu sehen bekommt, ohne alle Ahnung, daß es auch eine Nachtseite hat. Lege also meinem kleinen Sommervogel keine Fesseln an, mag er in Wäldern und Thälern umherfliegen und Alles genießen, was ihm Freude schenkt!“

Jetzt hörte man eine heitere Stimme, die eine muntere Melodie sang, und leichte Tritte, auf der Treppe die vom obern Stock herabführte. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thüre, und Schuldfried, blühend und lächelnd wie der klare Lenzmorgen, hüpfte ins Zimmer herein. Beim Anblick der Mutter nahm ihr Gang einen gesetzteren Charakter an, und sie näherte sich ihr mit dem Gepräge der Ehrfurcht, das immer in ihrem Benehmen gegen sie vorwaltete.

An diesem Tag las sie fleißiger als gewöhnlich. Mutter und Tochter arbeiteten eifrig, bis die Mittagsglocke erscholl. Mit einem: „Jetzt ist es aus für heute!“ schlug Schuldfried das Buch zu und küßte der Mutter die Hand, worauf sie nach dem Saal eilte, um Annika beim Decken zu helfen, was Schuldfried immer that, wenn sie die Alte ein wenig erzürnt zu haben glaubte.

Das keine Mädchen war die Dienstfertigkeit und Freundlichkeit selbst. Annika konnte unmöglich unthin, ihr als Belohnung für ihre Artigkeit etwas Rahm mit Gesälz zu geben. Nach Tisch nahm Schuldfried ihren Hut, warf einen schalkhaften Blick auf Annika und einen forschenden auf ihre Mutter, indem sie sagte:

„Jetzt gehe ich zu meinen Tauben und dann an's Ufer, um meinen Freund zu treffen.“

Annika runzelte ihre Brauen, Frau Smith nickte beifällig, und in der nächsten Minute war der Vogel aus dem Käfig.

(Fortsetzung folgt.)

General Wysocki.

Der General Frankowski, der in dem jetzigen polnischen Aufstand eine so hervorragende Rolle spielt, daß fast sämmtliche militärische Befehle von ihm ausgehen sollen, war bisher unbekannt. Es soll unter diesem Pseudonym Niemand anders verborgen sein, als der aus der frühern polnischen Revolution bekannte General Wysocki.

Er war im Jahre 1799 in Warschau geboren, steht also jetzt in seinem 64. Lebensjahre. Er trat schon 1817 als Freiwilliger in die polnische Garde, kam 1824 in die Fähndrichsschule in Warschau, wo er sich vor vielen seiner Mitschüler durch Begeisterung für Polen und seine Geschichte und durch seine Studien für die Kriegswissenschaft auszeichnete. Im Jahre 1827 wurde er Unterlieutenant, und ertheilte zugleich als In-

Digitized by Google

spektions-Offizier Unterricht in den Anfangsgründen der Taktik.

Schon damals knüpften ihn geheime Bande an die ihm Gleichgesinnten. Nach und nach traten die Offiziere der Besatzung in den Bund, und Wysozki versuchte es, auch andere einflußreiche Männer für denselben zu gewinnen.

Als 1830 die Revolution in Warschau ausbrach, stand Wysozki an der Spitze von mehreren Zöglingen der Fähndrichsschule. Während Chlopizki's Diktatur schloß sich Wysozki diesem eng an. Er focht tapfer bei Okuniew, Wawre und Grochow. Später nahm er an dem Zuge des Generals Dwernizki Theil, bis dieser auf österreichisches Gebiet überzutreten gezwungen war; er trat mit Dwernizki nach Galizien über, entfloh aber nach Warschau, wo er als Oberst des zehnten Regiments gegen die Russen focht, welche die Stadt eingeschlossen hielten. Er erhielt den Befehl über die Infanterie, welche die wichtige Redoute Wola vertheidigte. Als die Russen nach blutigem Kampf die Redoute erstürmten, ward Wysozki, in dem Augenblick, wo die Feinde die Brustwehr erstiegen, von einem Kartätschenstück schwer verwundet und von den Russen gefangen. Er ward in den Kerker gebracht, und von dem zur Aburtheilung unter General Witt niedergesetzten Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Er entfloh jedoch, und trieb sich bis jetzt in Frankreich und anderen Ländern herum, bis ihn das Schicksal jetzt wieder an die Spitze des Aufstandes rief, der aufs Neue in seinem Vaterland wüthet.

Die Glocken von Limerick.

Wie schallt vom Thurm zu Limerick
Der Glockenruf so schön!
Wo brannte je aus todtem Erz
So liebliches Getön'!

Wie Orgelklang, wie Engelsang,
Wie himmlische Musik,
So tönt nur ihr die Welt entlang,
Ihr Glocken von Limerick!

In Welschland goß Bonnetto's Hand
Dereinst das Schwesternpaar,
Und brachte fromm als Weihgeschenk
Der Vaterstadt es dar.

„Elisabeth" die größere
Nach seiner Hausfrau hieß,
Die kleinere nach seinem Kind
„Marie" er taufen ließ.

Und immer wenn der Glocken Ruf
Ins Ohr ihm schwellend drang,
Bernahm sein trunken Herz dabei
Der theuren Stimmen Klang!

So lebt er froh und hochgeehrt
Zu Reggio Jahre lang,
Doch Erdenlust und Erdenglück
Verhallt wie Glockenklang!

Seeräuber brechen über Nacht
Verheerend einst in's Land;
Sturm heult es bang vom Glockenthurm,
Rings wüthet Mord und Brand!

Erschlagen liegt sein blühend Weib,
Sein Kind, von Schmach bedroht,
Entwindet sich des Räubers Arm
Und sucht im Meer den Tod!

Er selbst liegt wund, der Sinne baar,
Und plündernd da und dort
Durchstürmt die Schaar die Stadt und nimmt
Die Glocken selbst mit fort!

Zurückgekehrt in's Leben dann
Nach schwerem Siechthums Pein,
Durch Schutt und Trümmer wankt er hin,
Verarmt, verwaist, allein!

Sie sind nicht mehr, die liebend erst
Sein Arm mit Lust umschlang,
Nie dringt in's trunk'ne Herz ihm mehr
Der theuren Stimmen Klang.

Und sie selbst, die ihn d'ran gemahnt,
So oft ihr Laut erwacht,
Selbst seiner Glocken trauter Schall
Erstarb seit jener Nacht.

Da schwillt sein Herz, da treibt's ihn fort,
In wildem Fieberdrang;
Nach seinen Glocken sucht er rings,
Er lechzt nach ihrem Klang!

Denn theure Stimmen tönen ihm
Aus ihrer Harmonie,
Durch sie nur spricht Elisabeth
Zu ihm noch und Marie!

Umsonst, umsonst! Wie Stadt um Stadt
Er forschend auch durchwallt,
Es ist nicht seiner Glocken Klang,
Der da vom Thurme schallt!

Nach Jahren erst wirft Sturm sein Schiff
Einst hin an Irlands Strand,
Wo rauschend sich ein breiter Strom
Ergießt durch's grüne Land.

Digitized by Google

Der Schannon ist's, der seine Fluth
Sinnlindet dort in's Meer,
Und hochgethürmt winkt eine Stadt
Von seinen Ufern her.

Ein Schiffer nimmt am Strand ihn auf
Und führt in schwankem Kahn
Nach Limerick den Wanderer
Den stillen Strom hinan.

Die Sonne sinkt; der Himmel glüht
Von ihrem Scheidekuß,
Und horch, da tönt vom Münsterthurm
Der Abendglocken Gruß!

„Das sind sie!" schreit der Pilger auf;
„O süße Harmonie!" —
„Elisabeth, Du rufst! — Du singst
„Mein Abendlied, Marie!"

Er ruft's und sinkt erschöpft zurück;
Der Nachen stößt an's Land,
Ihn aber hatte lösend still
Berührt des Todes Hand!

Elisabethens Stimme war's,
Die ihn zur Heimath rief;
Es war Mariens Abendlied,
Bei dem er sanft entschlief!

O Glocken ihr von Limerick,
Wie klingt ihr voll und schön,
Nie brauste noch aus todtem Erz
So liebliches Getön!

Wie Orgelklang, wie Engelsang,
Wie himmlische Musik,
So tönt nur ihr die Welt entlang,
Ihr Glocken von Limerick!

Friedrich Halm.

Mannigfaltigkeiten.

Paris, 10. Febr. [Wie man in den Tuilerien tanzt.] Gestern Abend war großes Diner in den Tuilerien und nach demselben der gewöhnliche Montagsempfang für Senatoren und Deputirte. Um zehn Uhr begann in den Gemächern der Kaiserin der kostümirte Ball, von dem man schon seit längerer Zeit sich die wunderbarsten Erwartungen machte. Man schlägt die Ausgaben der eingeladenen Damen, die durch die Verkleidungen verursacht wurden, auf nahezu zwei Millionen Franks an. Die Kaiserin erschien als Dogenfrau und zeichnete sich durch Schaustellung von Kostbarkeiten aus. Das Mieder ihres karirten Kleides funkelte von Perlen und Edelsteinen. Der Glanzpunkt des Abends war eine Bienenquadrille, getanzt von etwa 20 als honigmachende Insekten verkleideten Damen. Je drei befanden sich in einem eleganten Bienenkorb, der in den Saal gerollt wurde. Daselbst angekommen, öffneten sich die Körbe, die Bienlein schwärmten heraus und tanzten eine von Merante, dem Balletmeister der großen Oper, eigens für sie eingerichtete Quadrille. Um 2 Uhr begann das Souper im Dianasaale an kleinen Tafeln von je 10 Gedecken. Es waren ungefähr 800 Einladungen ausgegeben worden. Der Kaiser trug einen venetianischen Mantel und walzte mit der Prinzessin Anna Murat; der kaiserliche Prinz wohnte dem Anfang des Balles, gleichfalls in schwarzem venetianischem Kostüme bei. Prinzessin Mathilde war Edeldame aus der Zeit der Medici mit Smaragden bedeckt. Prinzessin Clotilde war gepudert und trug ein Goldbrokatkleid. Die Fürstin Metternich erschien als schwarzer Teufel in Sammt und Diamanten. Gräfin Persigny personifizirte das Feuer, Frau Baronin A. v. Rothschild einen Paradiesvogel; Frau E. v. Girardin war eine Perlenfee; Mad. Brock Greville stellte die Bellona, die Göttin des Krieges, vor, Vicomtesse de Briment eine Bachantin, Mad. Barachin eine Najade, Gräfin O. Aguado ein Kartenspiel und Mad. Davilliers einen Kapitän der Garde-Lanciers. Unter der Bienenquadrille bemerkte man Mad. Tascher de la Pagerie, Mad. de Batry, Mad. Magnan, Prinzessin Trubetzkoi, Prinzessin Dolgorucky, Mad. Pereira ꝛc. Unter den Herren zeichnete sich Graf Demidoff als Sohn der Nacht mit seinem berühmten Diamanten Sancy, der Herzog Montmorean als Mephisto, Graf Aguado als Groß-Türke, Graf Komas als Ludwig XIII. aus. Auch an sehr dekolletirten Damen fehlte es nicht. Die Fürstin Korsakow trug unter Anderem einen silbernen Adler auf dem Kopfe. Die Marquise Castigliano war als Königin von Hetrurien verkleidet mit dem Purpurkleide (dessen Schleppe von einem Neger, dem Grafen Choiseul, getragen wurde und dem Schwarzen niedrig an der Schulter befestigt war); die Schultern, Arme und auch die Füße der Dame waren entblößt (letztere leicht von Sandalen umhüllt). „A en juger par le peu qu'elle cache elle doit être bien belle!" sagte einer der Anwesenden. Die Herren waren der Mehrzahl nach in den venetianischen Mantel gehüllt.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailand't'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 42 Mittwoch, 18. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Dießmal hatte Aberney sich zuerst beim Rendezvous eingefunden, so daß Schuldfried ihn am Fuße des Berges liegend fand. Als er die Kleine erblickte, streckte er ihr die Hand entgegen und sagte:

„Komm jetzt, setze Dich zu mir her und erzähle ein wenig von Deinen Eltern und Dir selbst. Ich habe seit gestern viel an Dich gedacht."

„Das hab ich auch gethan," versetzte Schuldfried, indem sie sich neben ihn setzte; dann erzählte sie, Annika sei böse gewesen, weil sie Aberney bei ihr gesehen habe. Nach dieser Mittheilung fragte der Professor:

„Was war Dein Vater?"

„Mein Vater ist todt und von ihm darf man nie sprechen. Ich soll noch sehr klein gewesen sein, als er starb, so sagt Annika; aber ich kann mich nicht erinnern, daß sie gesagt hat, was er war. Das will ich sie fragen."

„Bist Du in der hiesigen Gegend geboren?"

„O nein, das bin ich gewiß nicht, denn ich erinnere mich ganz deutlich, daß ich an einem Orte war, wo sehr große Häuser, viele Leute und viele Equipagen waren, wie auch, daß alle eine andere Sprache redeten als wir; aber es war nicht deutsch und auch nicht französisch."

„Hat man Dir nie gesagt, was für ein Ort es war?"

„Nein. Als ich Annika darum fragte, antwortete sie: Das Kind soll nicht an diese Zeit denken, sondern sie vergessen, sonst betrübt es seine Mama. Und das ist Etwas, was ich sehr fürchte."

„Wie alt warst Du als Du, diesen Ort verließest? Weißt Du das?"

„Vier Jahre; denn jetzt bin ich elf alt und wir wohnen seit sieben Jahren auf Ektorp. Ich erinnere mich so wohl als wir aus der großen Stadt wegreisten, wo ich nur sehr wenig ausgehen durfte. Wir fuhren über breite Straßen und Plätze, wo hübsche Kirchen und Bildsäulen standen. Dann kamen wir an andere Orte, die auch Städte sein sollten; aber sie waren klein, und so kamen wir eines Abends hieher. Seitdem war ich nirgends als hier; nur daß wir dreimal im Jahr in die Kirche fahren."

„Nun, möchtest Du nicht noch einmal in die große schöne Stadt kommen?"

„Nein, das will ich gewiß nicht. Dort durfte ich nur selten ausgehen und niemals ohne daß Annika mich begleitete. Hier darf ich im Wald umherspringen, auf dem See rudern und frei und fröhlich sein. Findest Du nicht, daß es sehr angenehm ist zu leben?"

Aberney lächelte, und statt die Frage zu beantworten, bat er sie um eines der Lieder, die sie Tags zuvor gesungen hatte.

„Und warum gerade dieses?" fragte Schuldfried.

„Das sollst Du nachher erfahren."

Als der Gesang aus war, sagte Aberney:

„Weißt Du, wer die Musik zu diesem Liede gemacht hat?"

„Nein."

„Ich."

„Du?" rief das Kind und schlang ganz vergnügt die Arme um seinen Hals, während es seine Ueberraschung und Bewunderung in den ungekünstelsten Worten ergoß und dieselben mit kindlichen Liebkosungen begleitete.

Auch an diesem Abend ging Aberney ein Stück Wegs mit ihr. Das originelle Kind hatte den gelehrten Mann wirklich gefesselt, und am folgenden Tage erhielt Frau Smith einen Brief folgenden Inhalts von ihm:

„Madame! Obschon gänzlich unbekannt, nehme ich mir gleichwohl die Freiheit, Ihnen schriftlich meine Aufwartung zu machen. Sie besitzen ein Töchterchen, ein ungewöhnlich reichbegabtes Kind. Der Zufall hat mich und sie zusammen geführt. Sie wissen wie. Ich dagegen weiß, daß Sie keine Besuche empfangen und daß Sie selbst nie welche machen. Nun wohl, ich respektire Ihre Einsamkeit und will Sie nicht dadurch stören, daß ich Ihnen meinen Besuch aufnöthige; aber auf der andern Seite interessirt mich Ihr Töchterchen zu sehr, als daß ich mich enthalten könnte Ihnen einen Vorschlag zu machen, nämlich daß Sie mich die Mühe ihres Unterrichtes mit Ihnen theilen lassen und mir die Freude vergönnen möchten, ihren ungewöhnlichen Verstand und ihre musikalischen Anlagen ausbilden zu helfen. Ich

Digitized by Google

glaube in beiden Fällen Ihrer Tochter von nicht geringem Nutzen sein zu können. Ich selbst besitze einen Sohn, der mit Ihrer Tochter den Unterricht erhalten und in den Freistunden ihr Spielkamerad sein würde. Schuldfried ist jetzt in den Jahren, wo sie einer Gesellschaft bedarf, die ihre kindlichen Freuden theilen und mit der sie von ihren Spielen sprechen kann. Wir Alten können für ein so junges Gemüth nicht sein, was ein Kind von gleichem Alter ist, und deßhalb glaube ich, daß der Umgang mit meinem Sohn ihr sowohl nützlich als erfreulich sein wird. Genug, ich wünsche denjenigen Theil ihres Unterrichts der unter dem Namen allgemeine Bildung zusammengefaßt werden kann, so wie die vollständige Leitung ihrer musikalischen Studien zu übernehmen.

„Sie wundern sich vielleicht über meinen Vorschlag; aber ich kann ihn motiviren, indem ich Ihnen sage, wer ich bin.

„Ich bin, was man einen Gelehrten nennt, mit allen Eigenheiten eines Bücherwurms. Das heißt, ein geschworner Feind des Gesellschaftslebens, Freund der Einsamkeit und meiner Bücher; darum interessire ich mich für alles Ungewöhnliche und deßhalb auch für Ihre Tochter. Meine alte Tante hält mir Haus.

„Nehmen Sie meinen Vorschlag an, so wird jeden Nachmittag ein Wagen Schuldfried abholen und nach Junta bringen. Ich erwarte Ihre Antwort.

„Mit Achtung

„Victor Aberney."

Der Bote brachte folgende Antwort von Frau Smith:

„Mit Dank wird der Vorschlag angenommen von Schuldfrieds Mutter."

Schon am folgenden Mittag stand ein Wägelchen am Gartenthore von Ektorp. Einige Minuten darauf saß Schuldfried mit heiterem Lächeln neben dem alten Anders, der den Pferden einen Klatsch gab und damit abfuhr.

„Was, in Gottes Namen, fällt dem Mann ein?" murmelte Tante Sara, als Anders wegfuhr, um Schuldfried zu holen. „Was will er jetzt mit dem jungen Mädchen hier machen? Wie schwer ließ er sich dazu bringen, den Knaben zu nehmen!"

Tante Sara war recht verstimmt gegen Schuldfried, und als der Wagen zurückkam und das Mädchen heraushüpfte, gedachte sie ganz verdrießlich auf ihr Zimmer zu gehen, ohne das Kind zu begrüßen; aber Schuldfried, welche die konventionelle Höflichkeit ganz und gar nicht verstand, sprang ihr mit einigen hurtigen Schritten nach und verneigte sich so allerliebst vor der Alten, daß ihr Gesicht sich sogleich erheiterte. Sie empfing das Kind mit einem freundlichen Lächeln. In der Saalthüre stand Aberney. Sobald Schuldfried ihn erblickte, eilte sie vor, ergriff seine Hand und küßte sie mit großer Lebhaftigkeit.

Der junge Tage hatte sich an einem der Saalfenster niedergelassen und betrachtete die Fremde mit neugierigen Blicken, indem er dachte:

„Das Mädchen bewegt sich, wie wenn es ein Knabe wäre. Es wird vielleicht recht angenehm, sie zur Kameradin zu erhalten."

Angenehm wurde es auch, denn in weniger als einer halben Stunde waren die elfjährige Schuldfried und der vierzehnjährige Tage die besten Freunde von der Welt. Tage war der erste Altersgenosse von Kindern sogenannter besserer Leute, mit dem Schuldfried in Berührung kam. Bisher hatte sie nur Bauernkinder gekannt und mit diesen war sie nie auf einen vertraulichen Fuß gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wald der Pariser.

Alles und Jedes findet seinen Geschichtsschreiber, der Wald von Paris, das Gehölz von Boulogne, hat nun auch den seinigen gefunden. Es ist ein interessantes Buch, das Eduard Gourdon unter dem Titel „Paris au Bois" (Michel Levy Frères) über den Wald der Pariser geschrieben. Es gibt die Geschichte des Boulogner Gehölzes und beschreibt den jetzigen Zustand des Waldes und der elysäischen Felder, die seinen Vorhof bilden.

Der Wald in seinem gegenwärtigen Zustande ist eine Schöpfung Napoleon's III. Bei den Einfällen von 1814 und 1815 hatten die Engländer und Deutschen in der Umgegend von Boulogne gelagert und nach Art der Soldaten gewirthschaftet. Als Ludwig XVIII. den Schaden durch neue Anpflanzungen ausglich, hielt er sich an den alten Plan und blieb bei den schnurgeraden Alleen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden. Der jetzige Kaiser hat aus dem Walde einen englischen Park gemacht, und von dieser Schöpfung wünschen wir, daß sie ihn überleben möge. Durch den Landschaftsgärtner Baré ist unter persönlicher Mitwirkung des Kaisers und insbesondere der Kaiserin ein poetischer Plan entworfen und in sechs Jahren ausgeführt worden. Zwölfhundert Arbeiter haben Erde, Felsen und Wasser herbeigeschafft, Seen und Flüsse ausgegraben, Höhen und kleine Berge aufgeschüttet. Die alten geraden Alleen sind bepflanzt und verschwunden, die neuen Wege ziehen sich in anmuthigen Windungen durch den Walde und gewähren hundert liebliche Aussichten. Schöne Bäume, Sträucher und Pflanzen aus fremden Welttheilen vereinigen sich zu Gruppen, und in wenigen Jahren wird der Pflanzenwuchs die letzten Spuren verdecken, welche die Hand des Menschen noch zurückgelassen hat. Dann wird das Gehölz von Boulogne unvergleichlich schön sein und alle anderen Parks

Digitized by Google

in der Nähe von Hauptstädten, den Londoner Hydepark, den Wiener Prater, den Berliner Thiergarten, den Dresdener großen Garten, das Leipziger Rosenthal weit hinter sich zurücklassen.

Wie das Gehölz von Boulogne, so sind auch die elyseischen Felder, die seinen Vorhof bilden, umgewandelt worden. Einen prächtigeren Vorhof kann man sich nicht denken. Die ersten Künstler haben ihre Phantasie erschöpft, den ganzen Raum mit harmonischen Linien zu durchziehen. Jetzt sind diese Arbeiten vollendet und die schönsten Gärten, die prächtigsten Gebäude bieten sich dem Auge dar. Nicht blos die vornehmen Hotels der Vorstadt St. Honoré gränzen an die elyseischen Felder an, auch auf dem linken Ufer der Seine stehen jetzt neue und reiche Stadttheile, die bis zum Flusse gehen und dem Platze einen unvergleichlichen Charakter von Eleganz und Majestät verleihen.

Die glänzende Zeit der elyseischen Felder und des Boulogner Gehölzes beginnt im April, wenn die Frühlingssonne die ersten warmen Strahlen wirft. Die Pariser halten sich für Kinder des Südens und fühlen sich im Winter höchst unbehaglich. So wie die Natur wieder erwacht, verläßt Alles die Stadt, die eine Art Winterschlaf gehalten zu haben scheint. Nun wimmeln die elyseischen Felder von Menschen, und es gewinnt fast den Anschein, als ob die Pariser, deren Stadt auf einem gegen Westen sich senkenden Boden steht, dem Gesetz der Schwere folgend, nach dieser Seite hinabgerutscht seien. Folgt man diesen Menschenmassen mit den Blicken, so gewahrt man, daß sie auf dem Wege, der zum Triumphbogen des Sterns und von da zum Boulogner Gehölz führt, am dichtesten sind. In den Hauptgängen sind Reiter und Wagen eng aufeinander gedrängt, in den Nebenwegen ist Alles mit Fußgängern in eleganter Kleidung oder in Kitteln bedeckt.

Finden Volksfeste statt, so ist das Gedränge in den elyseischen Feldern so arg, daß es Furcht erweckt. Die Terrasse der Tuilerien bietet den besten Standpunkt dar, das Menschengewoge zu überblicken. Vor sich hat man eine halbe Million Köpfe, Menschen von jedem Alter und Geschlecht, durch die Wucht der Masse dicht gegen einander gedrängt. Die Schale ist voll und doch empfängt sie immer neue Fluthen, die ihr von den Kais, durch die Königsstraße, die Rivolistraße und die Vorstadt St. Honoré zuströmen. Man staunt bei diesem Anblick, daß der Obelisk von den um seinen Fuß sprudelnden Massen nicht umgeworfen wird. Der dramatische und zugleich gefährliche Augenblick ist der der Rückkehr. Die letzten Raketen des Feuerwerks sind verpufft und die versammelten Hunderttausende haben alle nur den einen Gedanken, so schnell als möglich nach Hause zu kommen. Dadurch entstehen in den dichtgedrängten Haufen tausend verschiedene Bewegungen, und es vergehen Minuten, eine Viertel-, eine halbe Stunde, ehe sich ein regelmäßiger Abfluß hergestellt hat. Längere Zeit kann man Massen beobachten, an denen der Menschenstrom vorbeizieht, ohne daß sie sich von der Stelle bewegen können. Erst wenn eine Menge abgezogen ist, die zur Bevölkerung von zehn Provinzialstädten hinreichen würde, bekommen diese unbeweglichen Massen Luft und gerathen in Fluß. Nun pflegt Ungeduld zu entstehen und eine Katastrophe ist zu befürchten. Es braucht weiter nichts, als daß ein Gedränger einen Schrei ausstößt oder eine Frau ohnmächtig wird, um einen panischen Schrecken hervorzurufen. Die Massen schwanken hin und her, wie Baumwipfel in einem Sturme, und stoßen aufeinander. So groß ist die Furcht, die bei einem solchen Gedränge entsteht, und so nahe fühlt sich Jeder dem Tode, daß man wenig Schreie hört. Die Gesichter sind bleich und verzerrt, jede Brust keucht, jeder Mund schnappt nach Luft, das Blut stockt in den Adern, die Stirn ist mit Schweiß bedeckt, die Beine wanken und Hunderte würden zu Boden stürzen, wenn sie nicht von ihren Nebenleuten eingepreßt und mit fortgetragen würden. Fällt Jemand wirklich, so verschwindet er sofort unter den Füßen und wird zu Tode getreten. Solche Schreckensszenen dauern selten länger als zehn Minuten, aber immer gibt es Opfer. Die herzzerreißendste Katastrophe der Art ereignete sich bei der Feier der Vermählung Ludwig XVI. mit Marie Antoinette. Kleinere Unfälle kommen häufig vor.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Aus dem Aischgrund wird geschrieben: Diesmal zu einer ungewöhnlichen Zeit erneuerte sich das Gerücht von dem Verkauf der bekannten Gemäldesammlung zu Schloß Pommersfelden, der Familie der Grafen Schönborn gehörig. Von Grafen Morny soll sie erstanden werden. Die früher oft wiederholte Verbreitung desselben Gerüchts zu einer Jahreszeit, in der viele Reisende unterwegs sind, erlangten unwillkürlich den Anschein der „Reclame“. Wer immer die Kunstschätze, welche einmal in König Ludwig's, ein andermal in englische Hände kommen sollten, noch sehen oder zum Lehtenmale sehen mochte, kam des Wegs, der, nebenbei gesagt, nicht zu den besten und befahrensten gehört. Die Galerie, so geht aus dem Verzeichniß hervor, zählt klassische Namen, und Kenner rühmen einzelne Perlen von hohem Werth; in ihrer Gesammtheit aber will ihr nicht jene Bedeutung beigemessen werden, von der herkömmlich die Rede ist. Die Galerie umfaßt über 900 Nummern. Fürstbischof Lothar Franz, der Schloß Pommersfelden, eigentlich Schloß Weißenstein, im Beginn des vorigen Jahrhunderts nach

Digitized by Google

damaligem luxuriösen Baustyl herstellen ließ, ist der Gründer derselben.

Neben den zahlreichen neu auftauchenden Zeitschriften hat nun auch München noch im Laufe dieses Sommers ein neues großes Unternehmen zu erwarten. Im Verlage von J. v. Seidel in Sulzbach nämlich wird ein mit reichen Mitteln ausgerüstetes Journal gegründet werden, welches sich durch treffliche Illustrationen, volksthümliche Novellen und populäre Aufsätze wissenschaftlichen Inhalts mutatis mutandis dieselbe Aufgabe zu stecken scheint, wie Keil's Gartenlaube. Auch der Titel der neuen Zeitschrift, — welche der „Heimgarten" heißen wird, erinnert daran. Als Redakteure dieses Blattes werden Dr. Hermann Schmid und Dr. Holland genannt.

Braunschweig im Febr. Am 29. v. M. wurde hier, zum Erstenmal in Deutschland, Benedikt's Oper: „die Rose von Erin", aufgeführt. Ein uns vorliegender Zeitungsbericht sagt darüber u. A.: „Darf man eine erste Aufführung und deren Erfolg als mustergültig betrachten, so ist der Benedikt'schen Oper ein glänzendes Prognostikon zu stellen. Schon während der Ouverture, welche mit den Motiven irländischer Nationalklänge reich ausgestattet ist, bekundete sich im Auditorium ein nicht gewöhnliches Interesse, welches sich im Laufe der Vorstellung zu Dacapo-Verlangen und Beifallsstürmen steigerte. Benedikt erscheint in seinem Werke als ein aus drei Nationen geformtes Wesen: deutsches Gemüth und deutsche Tiefe, italienische Melodik und natürlicher Fluß und englische Rythmen, der Handlung der Oper angepaßt, vereinigen sich hier so rund und harmonisch zu einem Gebilde, daß man sich stets beim Aufhören der einzelnen Nummern der neuen Oper behaglich fühlt".

Haag, 14. Febr. Im November dieses Jahres werden es fünfzig Jahre, daß Holland seine politische Unabhängigkeit wiedererlangt hat. Man beabsichtigt, zur Feier des Gedenktages ein nationales Monument zu errichten, welches zugleich zu einem Erinnerungszeichen an den ersten König von Holland, Wilhelm I., bestimmt werden soll. Ein ziemlich zahlreiches Komite hat sich hier zur Ausführung des Unternehmens gebildet, dessen Ehren-Vorsitz dem Onkel des jetzigen Königs, dem Prinzen Friedrich übertragen worden ist. Dasselbe findet allseitig warme Sympathieen, denn bei der liberalen, verständigen Richtung unserer Regierung wird die alte Anhänglichkeit des Volkes an das Haus Oranien immer stärker befestigt.

Bremen, 4. Februar. An unserer Bühne ist man eifrig mit den Proben zur Oper „Die Katakomben" von M. Hartmann und F. Hiller beschäftigt und gedenkt dieselbe noch im Laufe dieses Monates zur Aufführung zu bringen. (Auch auf der königl. Bühne in Hannover soll die Oper noch während dieser Saison in Scene gehen.)

Mannigfaltigkeiten.

Wie bedeutend der Umsatz in der Liebhaberei des Briefmarkensammelns ist, ergibt sich aus einem Katalog, in welchem alle von 1840 bis 62 emittirten Briefmarken in ungefähr 1100 Nummern nach Form, Farbe, Dekoration und reellem Werth aufgeführt sind. Paris und London machen in diesem Artikel ganz ansehnliche Geschäfte, und in geschmackvollen Albums werden die Sortimente abgegeben. Längst außer Kurs gesetzte und sogar abgestempelte Briefmarken werden bisweilen mit dem Zehnfachen ihrer ursprünglichen Geltung bezahlt. Geschäfte, welche den Verkehr mit Briefmarken behufs der Anlegung oder Vervollständigung von Briefmarkensammlungen betreiben, geben eigene Preiskurants aus, in denen die Werthe nach Angebot oder Nachfrage ebenso notirt werden, wie in denjenigen für Waaren und Effekten. In Deutschland war es zuerst das Antiquitäten- und Münzengeschäft von Zschiesche und Köder in Leipzig, welches nach dem Vorgange Nord-Amerikas, Englands, Frankreichs u. a. die Sache in die Hände nahm und sich mit dem Auslande in Verbindung setzte. Die genannte Firma hat einen acht vierspaltige Seiten umfassenden, systematisch geordneten Preiskurant drucken lassen, in welchem die von allen Staaten der Erde emittirten Brief- und Zeitungsmarken und Kouverts, genau beschrieben mit Angabe des ursprünglichen Werths, verzeichnet sind. Selbst die entferntesten Länder: Ceylon, Britisch-Ostindien, Liberia, Mauritius, Port-Natal, St. Helena, Sierra-Leone, Barbados, die südamerikanischen Republiken sind darin vertreten.

In Breslau spielte und tändelte ein Familienvater mit seinem 3jährigen Knaben und hob ihn vor Freuden, wie dieß öfter zu geschehen pflegt, mit beiden Händen am Köpfchen in die Höhe. Beim Herunterlassen war das Kind eine Leiche.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 43 Donnerstag, 19. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Wir müssen jetzt die Bewohner von Junta und Ektorp auf einige Augenblicke verlassen, um ein wenig rückwärts zu gehen und von Ereignissen zu berichten, die sich mehrere Jahrzehnte vor unserer Erzählung zugetragen haben.

Nach der Revolution von 1778 fand sich in Schweden ein der Mützenpartei zugehöriger Edelmann, der aus Erbitterung über die stattgehabte Revolution sein Vaterland aufgab und nach Rußland ging. Dort trat er unter dem angenommenen Namen Canitz in Kriegsdienste. Einige Jahre vor der Revolution hatte er sich mit einem reichen finnischen Edelfräulein vermählt und durch sie bedeutende Güter in Finnland erhalten. Als er daher die Batererde verließ, besaß er eine Frau und zwei Söhne. Seine Gattin unterlag indeß bald dem Gram, ihren Mann in den Reihen des uralten Feindes von Schweden zu erblicken. Sie starb kurz darauf in Finnland auf ihrem Gute Kronbrück.

Nach ihrem Tode ließ er seine Söhne nach Rußland holen und erzog sie dort zu künftigen Unterthanen dieses Landes.

Im Kriege von 1788 standen Canitz und sein ältester Sohn bei der russischen Armee gegen ihre Landsleute und wurden wegen ausgezeichneter Tapferkeit belohnt. Bald nach dem Frieden von 1789 starb Canitz. Sein ältester Sohn, damals russischer Hauptmann, vermählte sich im folgenden Jahre mit einer reichen und vornehmen Russin. Ein widriges Schicksal wollte, daß diese Ehe mehrere Jahre hindurch kinderlos bleiben sollte. Es sah wirklich aus, als ob die neuen Barone von Canitz mit den beiden Söhnen des Landesverräthers aussterben sollten! denn der jüngere war ledig geblieben und hielt sich beständig im Auslande auf. Er hatte die diplomatische Laufbahn gewählt.

Am Krieg von 1808 nahm der ältere Canitz wiederum Theil, und stand also zum zweiten Mal mit bewaffneter Faust seinen Landsleuten gegenüber. Sein Name war für das finnische Volk ein Schrecken und Abscheu geworden, weil man gehört hatte, daß er ein geborner Schwede war. Beim Friedensschluß wurde er zum General ernannt und Vater eines Sohnes, den ihm seine Frau bald darauf schenkte. Das Geschenk kostete die Mutter ihr Leben.

Ein Jahr nach ihrem Tod erhielt General Canitz eine militärische Würde in Finnland, und da erst trat er in den Besitz seines mütterlichen Gutes Kronbrück. Er fand es im höchsten Grad übel verwaltet und ganz verfallen. Doch mit den Mitteln, die er jetzt besaß, wurde es ihm leicht, den alten Herrensitz wieder herzustellen. Das Hauptgebäude wurde niedergerissen und dagegen ein stattlicher Palast aufgeführt. Der frühere Verwalter wurde verabschiedet und ein deutscher verschrieben, der die Landwirthschaft besser betreiben sollte. Genug, nach einigen Jahren war Kronbrück eines der besten Landgüter in der ganzen Provinz, besonders da der General unaufhörlich noch neues Land dazu kaufte.

Sein Söhnchen Lothar Constantin hatte er nach Finnland mitgenommen, und so lange der Vater sich dort aufhielt, wurde der Junge zu Hause von einem älteren deutschen Frauenzimmer aus guter Familie erzogen. Als der Erbe des fürstlichen Vermögens sieben Jahre alt wurde, schickte man ihn in Begleitung eines jungen Polen als Hofmeisters in eine deutsche Lehranstalt.

Was aus dem jüngeren Bruder des Generals geworden, war nicht bekannt. Er war gleichsam verschwunden, und des Generals ganzes Auftreten in Kronbrück gab zu erkennen, daß er sich als den einzigen Eigenthümer des mütterlichen Gutes betrachtete.

Von den Wenigen, welche die beiden Brüder in ihren Kinderjahren gekannt, als ihre Eltern in Finnland gewohnt hatten, fühlte Niemand Lust, sich dem Manne zu nähern, der gegen seine Landsleute gefochten, und so war der General von allen Fragen in Betreff seines Bruders befreit.

Der düstere, strenge und stolze Krieger war eben so wenig geneigt, mit seinen Jugendgenossen die Bekanntschaft zu erneuern, sondern zeigte gegen Alles, was Finne und Schwede hieß, einen eisigen Hochmuth. Mit allen seinen Sympathien Russe geworden, hegte er einen sichtbaren Abscheu gegen Alles, was an Schweden erinnerte. Vielleicht weil ihn bei diesen Erinnerungen eine Stimme in seinem Innern wegen des Bösen verklagte, das er dem Vaterland anthun geholfen. Sicher rief das Bruderblut, das er vergossen, um Rache, so

Digitized by Google

oft er mit Landsleuten zusammentraf, und so kam es, daß er aller Berührung mit ihnen auswich.

Zehn Jahre waren verflossen, seit der General von seinem Posten in Finnland abberufen worden. Während dieser Zeit war er einige Male in Kronbrück gewesen, indessen nur ganz kurz; aber er schickte jedes Jahr seinen Amtmann herüber, um die Rechnungen zu untersuchen und dafür zu sorgen, daß das Gut sorgfältig verwaltet wurde.

Im selben Jahre, wo Aberney nach Junta zog, hatte der Verwalter von Kronbrück schon im April Befehl erhalten, daß das Gut in Ordnung gebracht und mit der größten Pracht eingerichtet werden solle; denn der General und sein Sohn beabsichtigten zugleich mit einer größeren Anzahl von Gästen gegen Johannis anzukommen und den Sommer über dort zu verweilen.

Die große Wohnung, alle Gastzimmer und die Zimmer des jungen Barons erhielten neue Möbel und wurden mit fabelhafter Pracht eingerichtet. Die ganze Gegend und die Nachbarn bis auf die Einwohner der elendesten Hütte herab, wußten von nichts Anderem als von den Herrlichkeiten zu erzählen, die nach Kronbrück gebracht wurden.

Die Bewohner Ektorps und Juntas waren indeß die einzigen, die nicht davon sprachen, obschon ersteres nur fünf Viertelmeilen und letzteres nur eine Meile von Kronbrück lag. Die Ursache lag gewiß nicht in einer etwaigen Unkenntniß von diesen Merkwürdigkeiten, sondern ganz einfach darin, daß alles Neue, was man sich erzählte, zwischen dem Großknecht Ivar und der alten Annika blieb, die es weder Schuldfried noch Frau Emith mittheilte. Ebenso stand es mit Tante Sara. Die Alte interessirte sich ungemein für Klatschereien und Neuigkeiten, brachte sie aber niemals weiter zu ihrem Neffen, weil sie wußte, daß er alles solches Gerede verabschente. So kam es, daß die Hauptpersonen in gänzlicher Unwissenheit von Dingen lebten, welche die Zungen des ganzen Bezirks ausschließlich beschäftigten.

Am Tage vor Johannis kam der General sammt seinem Sohne und einer großen Anzahl von Gästen nach Kronbrück. Das so lange verlassene Gut wimmelte von Leuten. Schöne Damen, stattliche Kavaliere in schimmernden Uniformen und sternegeschmückte alte Herrn erfüllten die Säle. Die Rückkehr des jungen Erben von den deutschen Universitäten wurde mit allen möglichen Lustbarkeiten gefeiert.

Lethar Constantin Conity war damals ein Jüngling von 17 Jahren, mit einem feinen, intelligenten, bleichen und interessanten Gesicht. Ein übermüthiges Lächeln und ein Gepräge höhnischer Verachtung entstellten indeß die sonst regelmäßigen Züge. Es schien, als wären allzu früh geweckte Leidenschaften in scharfen Streit mit den edleren Instinkten seines Herzens gerathen und hätten in seinem Innern ein Chaos hervorgerufen, aus welchem nur hochmüthige Selbstüberschätzung und Verachtung gegen Andere recht deutlich hervorgingen. Er war groß und schlank, von beinahe schwächlicher Konstitution, die mit dem Feuer in seinem Auge und der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen nicht recht zusammenstimmte. Wenn man diesen Jüngling ansah, fragte man sich unwillkürlich, ob es ein physisches oder moralisches Leiden sei, was vor der Zeit die Wangen gebleicht und den Körper gebeugt, so daß erstere ihre Jugendfrische und letzterer seine Geschmeidigkeit verloren hatte.

Constantin hatte seit seinem siebenten Jahre seinen Vater nicht gesehen. Sechs Wochen vor ihrer Ankunft in Kronbrück umarmte der General seinen Sohn nach so langer Trennung. Vielleicht hatte diese Vater und Sohn einander entfremdet und die Kälte hervorgerufen, womit er dem General bei ihrem ersten Zusammentreffen entgegentrat. Dem sei wie ihm wolle, Thatsache war, daß er einen gänzlichen Mangel an kindlicher Ergebenheit zeigte und die Zärtlichkeit des Vaters mit auffallender Kälte erwiderte. Gleich nach Constantins Ankunft in Petersburg äußerte der General den Wunsch, der Sohn möchte in die Kriegsschule treten und sich zum Marineoffizier ausbilden. Darauf antwortete Constantin:

„O ja, warum nicht? Es ist ganz eins, was ich werde. Für einen Russen paßt es am besten, ein Henkersknecht von Handwerk zu werden."

„Mein Sohn, Du solltest Dich erinnern, daß..."

„Daß ich in diesem verfluchten Lande hier vorsichtig sein muß," fiel Constantin höhnisch ein. „Seien Sie ruhig, Vater; ich werde das nicht vergessen."

Der General runzelte die Brauen, ohne zu dem Sohne ein Wort zu sagen. Dagegen ließ er dessen Hofmeister, Dr. Wagner, rufen. Mit scharfen Reden verwies er ihm die falsche Richtung, in welche der Geist seines Sohnes geleitet worden zu sein scheine.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wald der Pariser.

(Fortsetzung.)

Beim Beginn der guten Jahreszeit feiert auch das Boulegner Gehölz sein großes Fest von Longchamps. Dieses Fest ist aus alten Wallfahrten entstanden. Die Abtei Longchamps, die im Gebiete des Waldes liegt, war wegen der Wunder berühmt, welche ihre Gründerin Isabelle, eine Schwester Ludwigs des Heiligen, in ihrem Grabe verrichtete. „Die Blinden wurden sehend, die Lahmen warfen die Krücken fort, die Kranken erhielten auf der Stelle ihre Gesundheit wieder", heißt es in einer alten Chronik. Die Berühmtheit der Abtei führte ihr viele Nonnen zu, unter denen mit der Zeit ein sehr unchristliches Leben einriß. Nun wurde Longchamps

Digitized by Google

ein Modevort und blieb es. Vor hundert Jahren ersetzte es den Parisern die in der heiligen Woche geschlossenen Theater. In der Kirche wurden während dieser Zeit Konzerte gegeben, in denen Damen der Oper mitsangen. Die Emporen waren wie Theaterlogen anzusehen und enthielten Kopf an Kopf gedrängt die vornehmste Gesellschaft. Die Damen zeigten sich zum ersten Male in ihren Sommerkleidern, die Herren ließen ihre neuen Pferde und Wagen bewundern. Ein frommer Erzbischof von Paris nahm an diesem Treiben Aegerniß, verbot die Kirchenmusiken in der heiligen Woche und verschenkte dadurch die weltlichen Besucher. Sie sind übrigens wiedergekommen, und obgleich von der Abtei nichts übrig geblieben ist als eine Mühle, die der jetzige Kaiser hat wiederherstellen lassen, und einige Trümmer, ist Longchamps in der Woche vor Ostern noch heute der Zielpunkt zahlloser Equipagen.

Der endlose Wagenzug beginnt auf dem Bastillenplatze, läuft über die Boulevards, lenkt in die Königsstraße ein, theilt sich am Triumphbogen des Sterns in zwei Ströme, die in der Allee der Kaiserin wieder zusammenfließen, und verbreitet sich in den Baumgängen des Boulogner Gehölzes. Die Reihe der Wagen ist nicht blos lang, sie ist auch breit, sechs bis acht Equipagen fahren nebeneinander, und eine doppelte unabsehbare Kette von Reitern faßt sie ein. Alle Wagen und Reiter bewegen sich an der Stelle der alten Abtei vorüber, so will es die Mode, die in diesem Falle der Tradition unwandelbar treu geblieben ist. An diesen Tagen sieht man am besten, daß Paris eine reiche Stadt ist, und daß die Statistiker Recht haben, wenn sie behaupten, nie habe es in der französischen Hauptstadt so viele Luxuswagen gegeben wie jetzt. An diesem glänzenden Zuge nehmen Viele Antheil, Männlein und Fräulein, für die es eine Spekulation ist, sich bei dieser Gelegenheit sehen zu lassen. Man sollte nicht glauben, daß in dem ungeheuren Gewühl Einzelne bemerkt werden, und doch ist es der Fall. Der Börsespieler erhält doppelten Kredit, wenn er sich in einem eigenen Wagen dem Zuge nach Longchamps angeschlossen hat. Diese Fahrt mitmachen zu können, ist der Ehrgeiz jeder Dame der zweideutigen Gesellschaft. An dem ersten Tage, wo sie sich anschließen kann, haben ihre Pferde schlechte Zeit. Sie besucht jeden Winkel des Boulogner Gehölzes und fährt nach der Rückkehr bei allen Läden vor, wo sie zu kaufen pflegt. Von diesem Augenblicke an hat sie Kredit wie eine Herzogin. Ob sie ihren Wagen und ihre Pferde lange behalten wird, ist eine andere Frage. Das Schauspiel auffallender Glückswechsel kann man bei dem Feste von Longchamps jedes Jahr haben. Vor nicht langer Zeit erregte der Wagen des ungarischen Fürsten B. durch seine Eleganz und sein prächtiges Gespann allgemeines Aufsehen. Im nächsten Jahre erschien derselbe Wagen mit denselben Pferden wieder, aber der Besitzer hatte gewechselt. Nicht der ungarische Magnat hielt die weißen Zügel in den Händen, sondern ein Auvergnat, ein ehemaliger Schornsteinfeger, der als Direktor einer Gesellschaft mit einem Kapital von drei Millionen Franks sich ein großes Vermögen erworben hatte.

Für die Gesellschaft, die an der Fahrt nach Longchamps Theil nimmt, gibt es im Boulogner Gehölz nur wenige Wege. Unter zehn Leuten, die zu Wagen den Wald besuchen, sind sicherlich neun, die immer dieselbe Runde machen. Sie wollen sich nicht der Natur erfreuen, sie wollen sehen und gesehen werden. Diese Leute erscheinen auch immer zu einer gewissen Stunde, vor dem Mittagsessen, von drei Uhr an. Wer einsam sein will, wem es auf Waldschatten und frische Luft ankommt, der braucht bloß andere Stunden und andere Wege zu wählen. Es gibt Gänge genug, auf denen man nicht mehr Menschen begegnet, als in der fernen Provinz. Zwei Schritte, und man ist mitten im Gewühl, wieder zwei Schritte und man ist unter dem grünen Blätterdach allein.

Der schönen Punkte im Walde sind zu viele, als daß wir sie einzeln schildern könnten. Die schönsten von allen sind Neuschöpfungen, die der artesische Brunnen ermöglicht hat: Seen, Bäche, sprudelnde Quellen und Wasserfälle. Die beiden Hauptseen, der obere und untere genannt, liegen im Mittelpunkte des Gehölzes. Hier hat die Kunst alle ihre Kräfte aufgeboten und sich versteckt, nachdem sie ihr Werk vollendet hatte. Der obere See ist von sanft geneigten Höhen eingefaßt, aus deren Rasen Felsen und Gruppen von Gesträuchen sich erheben. In den kleinen Buchten, die man dem Wasser gegraben hat, gruppiren sich hohe Wasserpflanzen, zwischen denen die Seerose ihre Blumenkelche von Elfenbein und Gold auf ihren flachen Blättern zur Schau stellt. Aus dem See ergießt sich ein Fluß, der zwei lange Inseln umgibt. Den nächsten Punkt der ersten Insel bezeichnet ein eleganter Kiosk, umgeben von einem Chaos steiler, mit Moos bekleideter Felsen, um deren Fuß dichte Epheubeete sich ziehen. Kähne sind immer bereit, die Besucher mit wenigen Ruderschlägen überzusetzen. Drüben findet man einen Kiesweg, der zwischen Beeten von Hortensien, Geranien und Malven zu einem reizenden Schweizerhäuschen führt.

Beide Inseln sind stark bewaldet, am meisten die nördliche. Man hat sie geschaffen, indem man den Baden rings um sie ausgrub und Wasser hineinleitete. Vor Kurzem erst ist diese Arbeit vollendet worden und schon sind alle Spuren verwischt. Ueberall bedeckt Rasen die Erde, die Felsen sind mit Moosen, Flechten und Schlingpflanzen bekleidet. Wasserpflanzen durchbrechen die Oberfläche der Seen, und die kleinen unter Laub versteckten Bäche sind mit Schilf gefüllt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Insurgentenlager bei Wonchock,

das nach den offiziellen russischen Nachrichten in Folge des Wonchocker Treffens jetzt aufgelöst sein soll, wird in einem noch vor dem letzten entscheidenden Kampfe geschriebenen Briefe folgendermaßen geschildert. Wonchock ist ein altes Städtchen, nicht groß, belebt nur durch einige Hochöfen und Hammerwerke, wo die Erze, welche diese Gegend liefert, verarbeitet werden. Auf einer Anhöhe steht das alte Cistercienserkloster und ein verödetes Schulhaus. Neues Leben ist jetzt in diese Räume eingekehrt, nationale Lieder ertönen in allen Räumen des Klosters und Schulhauses, denn die Aufständischen haben es sich dort bequem gemacht. Aus den Hochöfen bringen noch dichtere Rauchwolken als zuvor, denn alles Eisen wird jetzt zu Sensen geschmiedet. Die Werkstätten sind angefüllt von allerhand Arbeitern. Schuster, Schneider, Tischler, alle arbeiten an der Ausrüstung der nationalen Armee. Um die Arbeitslust noch zu erhöhen spielt die in aller Eile organisirte polnische Musikkapelle national-kriegerische Melodien. Auf der Ebene vor der Stadt, da ist das eigentliche Feldlager der Aufständischen. Eine große Angahl von Offizieren ist auf's Eifrigste mit der Abrichtung der jungen Mannschaft beschäftigt und es macht einen sonderbaren Eindruck, so viele unreife Knaben sich im ernsten Waffenhandwerk üben zu sehen. Auf feuerigem Rennet tummelt sich der Kommandant Langiewicz über die Ebene. Derselbe war Artillerie-Oberst unter Garibaldi und er soll sich in Italien viel militärische Kenntnisse erworben haben. Er hat auch hier schon in der kurzen Zeit sich als tüchtiger Organisator bewährt und das Zutrauen seiner Leute erworben. Mittelst einer wohleingerichteten Feldkanzlei trifft er nicht nur für die unter seinen Befehlen stehenden Schaaren die Dispositionen, sondern steht auch mit den Insurgentenchefs anderer Gegenden in Verbindung. Er hat auch eine Druckerei, aus der Tagesbefehle und Aufrufe an die Bevölkerung hervorgehen. Bei Einquartierungen zeigt sich der Bauer ziemlich freundlich gegen die Aufständischen und die Zufuhr an Viktualien ist so groß, daß die Mannschaft reichlich betheilt wird. Jeder Kämpfer erhält ein Seidel Branntwein täglich und als Sold 15 polnische Groschen, wenn er die Lebensmittel nicht in natura bekommt. Alle brennen vor Ungeduld, den Russen zu begegnen. Doch dürfte diese Art Kriegführung, wie man sie jetzt zu beabsichtigen scheint, dem Charakter der Polen einigermaßen widersprechen. Der Pole ist muthig, sobald er mit Ungestüm auf den Feind losstürzen kann, aber zu einem Guerillakriege gehören Vorsicht und Ausdauer, Eigenschaften, die eben nicht der Polen starke Seite sind.

Mannigfaltigkeiten.

Von der bekannten Souveränetät und Rücksichtslosigkeit des italienischen Theaterpublikums erzählt ein Brief aus Padua, den die „Signale für die musikalische Welt" mittheilen, ein starkes Beispiel. Man gab vor gedrängt vollem Hause Lucretia Borgia; zum Unglück ging aber nichts zusammen; schon die Ouvertüre wurde confus gespielt. Das Orchester wurde ausgepfiffen. Nun war der Anfang gemacht, und es kam keine Nummer, die nicht ein ähnliches Schicksal erlebte. „Im 2. Akt wurden die ohnehin entmuthigten Sänger und Sängerinnen auch noch heiser und ein Kiefer folgte dem anderen. Schallendes Gelächter und Pfeifen war die Folge. Die Primadonna, sonst beliebt, verliert die Fassung, kehrt sich um und fängt zu weinen an. Die couragirtere „Orsino" zupft sie am Kleide und redet ihr etwas zu, worauf sie wieder weiter singt. Dem Tenor und Bassisten, die einen Fehler um den anderen machen, zuletzt stecken bleiben, antwortet homerisches Gelächter des ganzen Theaters. Zur Verstärkung zieht Galerie und Parterre (im letzteren meist Studenten) Schlüssel heraus, und nun beginnt ein Heidenspektakel, wie ich ihn nie gehört. Es gibt überhaupt wohl kein rücksichtsloseres Publikum als das italienische. Es hat kein Erbarmen und ein Fehler genügt, eine Sängerin, die sie kurz vorher lebhaft applaudirt haben, im nächsten Augenblick schändlich auszupfeifen. Es wird laut kritisirt, der eine ruft der Primadonna, welche die Gewohnheit hat, eine Hand beständig auf der Brust zu halten, die noch dazu etwas groß und vielleicht durch die Kälte roth ist, via colla brutta man (weg mit der häßlichen Hand!). Der Tenorist tritt einmal ungeschickt auf die Bühne, sogleich muß er von vielen Stimmen hören: oh Matto! (O du Trottel). Bei solchen lebhaften Aeußerungen haben die armen Teufel einen schweren Stand und es ist nicht zu verwundern, wenn sie confus werden und stecken bleiben. Der dritte Akt wurde gar nicht einmal zu Ende gespielt. Nachdem alle nach der Reihe noch fürchterlich ausgezischt und dieß wieder Weinen der Primadonna, Steckenbleiben der Uebrigen zur Folge hatte, schrie das Publikum: basta, basta, via tutti! (Genug, genug, alle abtreten!) Der Vorhang fiel und die lärmende Versammlung verließ das Theater. Den nächsten Tag mußten sie wieder „Traviata" geben, da die Lucretia so jämmerlich gescheitert. Diese Oper ging noch am besten, freilich schon etliche zwanzigmal heruntergeleiert. An diesem Abend wurde die Primadonna mit Blumenkränzen ausgezeichnet und stürmisch applaudirt, nachdem sie gestern ausgepfiffen worden."

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der L. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 44 Freitag, 20. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ich beauftrage Sie darüber zu wachen, daß er zu einem verständigen Jüngling und einem guten russischen Edelmann ausgebildet werde; aber zu meinem Erstaunen finde ich, daß er weder in der einen noch der andern Beziehung meinen Erwartungen entspricht. Sollte Ihr polnisches Blut Sie vielleicht verleitet haben, meinen Instruktionen zuwider zu handeln? In diesem Fall könnte es geschehen, daß . . ."

„Herr General," fiel Wagner mit einem einschmeichelnden Lächeln ein, „ich habe meine Pflicht als Gouverneur gewissenhaft zu erfüllen gesucht; aber Baron Constantin ist wie ein junger Löwe; er läßt sich nicht so leicht zähmen und geht die entgegengesetzte Richtung von Derjenigen, die man ihm vorzeichnet. Gleichwohl ist er sehr klug und wird sich nie kompromittiren."

„Gut, wir wollen sehen. Sie bleiben mir verantwortlich."

Abends stellte sich der Doktor bei seinem Schüler ein, der in einem äußerst prachtvollen Kabinet in seiner Privatwohnung auf einem Sopha lag.

„Ah so, der Alte hat Ihnen den Marsch gemacht, mein lieber Doktor," sagte der Jüngling, „und das haben Sie so krumm genommen, daß Sie aus purer Angst nicht auf die Abenteuerjagd mit mir ausgehen wollen? Pah! Lassen Sie ihn nur brummen! Ich schwöre, daß Ihnen, was auch geschehen mag, kein Leid widerfahren soll. Also fort mit allen Skrupeln, und lassen Sie uns versuchen, ob dieß abscheuliche Petersburg nicht auch Würfel, Mädchen und Wein bieten kann."

„Baron, wir sind nicht mehr in Heidelberg, und darum sage ich bestimmt: Hier werden keine Tollheiten gemacht!"

„Meinen Sie? Und wenn ich sie auf eigene Faust, ohne Gesellschaft begehe, wer will mich daran hindern?"

„Ich!"

„Auf welche Art?" rief Constantin und sprang auf. —

„Ich würde mich dann gezwungen sehen, dem General zu sagen, daß ich schwach genug gewesen sei, in direktem Gegensatz zu seinen Instruktionen zu handeln, und daß ich Sie, statt einen russischen Unterthanen aus Ihnen zu bilden, zu einem freisinnigen Manne erzogen habe. Ja, ich würde dann gestehen, daß ich seinen Willen vollständig übertreten und Sie seinem Verbote zum Trotz Schwedisch habe lernen lassen."

„Nun was geht es mich an, wenn Sie ihm das Alles sagen?"

„Nicht viel; aber er würde mich nach Sibirien schicken lassen."

„Ha, Wagner, Sie haben eine abscheuliche Art, über mich zu siegen."

Constantin warf sich wieder auf den Sopha. In diesem Augenblick hatten die Züge des Jünglings einen wahrhaft edlen Ausdruck.

* * *

Einen ganzen Monat hatte sich die vornehme Gesellschaft in Kronbrück aufgehalten, als Schuldfried und Tage an einem schönen Juliabend von Junta wegingen. Letzterer wollte seine Spielgenossin nach Hause begleiten, was ganz zur Tagesordnung gehörte.

Durch den großen hohen Fichtenwald, der zwischen Junta und Ektorp lag, führte ein schöner Weg. Wenn man fuhr, hatte man nicht viel über eine Viertelmeile von Aberney's Gut bis auf den Hof der Wittwe. Halbwegs von der Anhöhe pflegten die Kinder sich zu setzen und auszuruhen; sie schwatzten dann über dieß und das, oder auch sang Schuldfried ihrem Begleiter Etwas vor. Der genannte Abend war ungewöhnlich warm und ruhig. Sie setzten sich unter eine alte hohe Tanne, welche sie mich ihren Zweigen überschattete.

„Warst Du auch schon in Kronbrück?" fragte Tage.

„Nein, gewiß nicht, und Du kannst überzeugt sein, daß ich nie hingehen werde," antwortete Schuldfried mit der allerliebsten schnippigsten Miene von der Welt.

„Und warum das? Ich denke mit der nächsten Gelegenheit einmal hinüber zu kommen und diesen stattlichen Herrensitz anzusehen. Du mußt wissen, Anders erzählt mir, die Zimmer dort seien mit Sesseln und Sophas von Gold und Silber möblirt. Es sind jetzt so viele Gäste aus Rußland da, daß täglich große

Digitized by Google

Feste gegeben werden. Gewiß wäre es recht angenehm, Alles das mitanzusehen, und ich gedenke, dieser Tage einmal mit Anders hinüberzugehen."

„Nein, Tage, das darfst Du nicht thun," rief Schuldfried mit lautem Ausdruck der Angst.

„Warum nicht?"

„Weil . . ." Schuldfried sah sich erschrocken um und sahe dann mit gedämpfter Stimme fort: „Weil auf ganz Kronbrück ein Fluch ruht, der alle diejenigen trifft, die diesen Unglücksort betreten, so daß ein Unglück sie früher oder später heimsucht."

„Wie kindisch Du herausschwatzest," versetzte der vierzehnjährige Tage mit einer Miene überlegenen Verstandes.

„Liebster Tage, das ist gar kein so unverständiges Gerede, sondern die reine Wahrheit. Du mußt wissen, daß der Vater des Generals Canitz ein Verräther war, d. h. daß er Schwede war und dennoch gegen die Schweden Krieg führte. Während des Krieges wurden viele finnische und schwedische Gefangene nach Kronbrück gebracht, und da soll der General sie so schlecht behandelt haben, daß sie vor Elend starben. Jeder von ihnen rief einen Fluch auf Kronbrück, seinen Eigenthümer und Alle die sein Haus betreten herab. Ueberdieß starb die Mutter des Generals dort aus Gram darüber, daß ihr Mann sich an die Russen verkaufte, und sie geht als Geist und weint über ihren bösen Sohn. Der General hat auf Kronbrück seinen Bruder umbringen lassen und ihn in einen Keller begraben, so daß man, wenn es Mitternacht wird, tiefe Seufzer aus dem Grabe hört. Hu! was für ein grauenhafter Ort dieses Gut ist!"

„Wer hat Dir diese Geschichten da erzählt?" fragte Tage mit einer sehr nachdenklichen Miene.

„Annika hat mir an den Winterabenden so viele sonderbare Sachen über Kronbrück und seinen Eigenthümer gesagt. Eines Abends erzählte sie, wie schlecht die schwedischen und finnischen Gefangenen behandelt wurden, und während sie so sprach, kam meine Mutter und hörte, was sie sagte. Mama ersuchte sie dann nie mehr Etwas zu erwähnen, was den General betreffe, sondern lieber von andern Dingen zu reden. Meine Mutter legte ihre Hand auf meine Schulter und fügte hinzu: „„Beschäftige Deine Einbildung nicht mit Kronbrück, sondern bedenke, daß wir auch in unsern Gedanken das Böse meiden sollen, und böse ist Alles, was den Namen Canitz führt.""

„Ich will doch mit Papa darüber reden," fiel Tage ein. „Von ihm kann ich gewiß erfahren, ob es wahr ist, was Deine Annika gesagt hat."

Nachdem dieser Beschluß gefaßt worden, bat Tage seine kleine Begleiterin um ein Lied. Mit klarer Stimme sang sie, wie folgt:

Rein, meine Ruhe tauscht' ich nimmer
Um alles Gold der neuen Welt;
Was hilft des Staubes eitler Schimmer,
Wenn's mich im tiefen Herzen quält?
Mich rührt nicht [illegible] Mahlzeit Lust,
Mich lockt nicht des Goldes Pracht:
Ach, nur die Unruh' in der Brust,
Das ist's, was ewig in mir wacht.

Im Augenblick wo der Gesang verstummte, sprang ein Jüngling über den Graben hinter ihnen und rief in gebrochenem Schwedisch:

„Höre Mädchen, singe das Lied noch einmal, es gefällt mir; ich will es noch einmal hören."

Schuldfried und Tage erhoben sich beim Anblick des Fremdlings. Tage nahm Schuldfried bei der Hand und sagte:

„Komm, laß uns gehen!"

„Thue zuerst, was der Baron befohlen hat," sagte ein Herr von etlichen und dreißig Jahren, der jetzt ebenfalls über den Graben sprang und sich vor die Kinder stellte. Auch seine Aussprache hatte etwas Fremdes in der Betonung.

„Sollst Du auf Befehl singen, Schuldfried?" fragte Tage. Auf den Wangen des Knaben brannte die Röthe des Verdrusses und er blickte die Unbekannten stolz an.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wald der Pariser.

(Schluß.)

Auf der nördlichen Insel hat man Fichten, Stechpalmen, Buchsbaum, Ginster, baumartige Farren und Wachholder gepflanzt; die durch ihre düstern Farben und ihren eigenthümlichen Bau den etwas wilden Charakter dieses Parktheils noch schärfer hervortreten lassen. Eine aus Baumstämmen gebildete Brücke führt zu der zweiten Insel. Diese hat einen wellenförmigen, mit dichtem Rasen überzogenen Boden und gewährt einen mannigfaltigen Anblick. Die Gesträuchgruppen und die Einfassungen der Wege bestehen aus den seltensten Pflanzen. Neben Camelien, Rhododendrons, Azaleen und Magnolien stehen silberfarbene Sepo-Fichten, Nadelhölzer aus Schottland und dem Norden, Tulpenbäume, Cedern vom Libanon und aus Virginien, Araucanien, mexikanische Cerologanien und Bäume aus Ostindien, Australien und Japan. Riesige Pflanzen von bizarren Formen wiegen über einer Fluth von Fuchsien ihre einzige purpurrothe Blüthe auf einem schlanken Stengel von zehn Fuß Höhe.

Mehrere Wege führen zu den Wasserfällen. Es schadet nichts, wenn man den unrechten wählt, denn man macht in diesem Falle blos einen Umweg und lernt einen neuen schönen Theil des Waldes kennen.

Digitized by Google

Hier sieht Alles wie reizende Wildniß aus. Dunkler Epheu und duftendes Geisblatt klettert an den Eichen empor, zwischen Farren- und Haidekraut verstecken sich Waldblumen, Heliotrope, Fingerhütchen, sternförmige Spiräen, Ehrenpreis, der fein Blau vom Himmel geborgt zu haben scheint, Vergißmeinnicht, Vogelfuß, pyramidenförmiges Schlagkräutlein, Goldknopf, blutfarbige Geranien, Karthäusernelken und tausend andere Blumen, die blos der Botaniker kennt und um die der gewöhnliche Spaziergänger sich nicht kümmert. Der Fluß, an dem man hingeht, scheint in seinem Bett zu schlummern, und unter der alten Allee der Königin Margarethe verschwindet er plötzlich, um weiterhin einen kleinen Wasserfall zu speisen.

Der Weg führt nun zu dem alten Rehteich, der mit seiner Einfassung von alten grauen Weiden, Kornelkirschen und Spillbäumen malerisch und zugleich etwas unheimlich ist. In alter Zeit würde hier Niemand nach Sonnenuntergang vorbeigegangen sein, denn am Rehteiche ging es um. Als das Boulogner Gehölz noch zu Zweikämpfen benutzt wurde, war es hier, wo man seinem Gegner den Degen in den Leib stieß. Der böse Ruf des Orts lockte die Selbstmörder an, und so war am Rehteiche die Schattenseite der Romantik stark vertreten. Es gibt in dem geheimnißvollen und düstern Thal keinen Baum, der nicht den Todeskampf eines Verwundeten gesehen hätte, und mehr als einer der blätterreichen Zweige hat einen Erhenkten getragen. In jener frühern Zeit war der größere Theil des Rehteichs in der guten Jahreszeit trocken und nährte mit seinem Schlamm Schilf und Röhricht. In dem übrig gebliebenen Wasser hausten Salamander, Frösche und andere Kriechthiere in Unzahl und krochen bei Sonnenschein auf's Land, um sich zu wärmen. Nahte Jemand, so schien das dürre Land in Bewegung zu gerathen, da die Thiere alle flüchteten und in's Wasser sprangen. Jetzt ist der Teich stets mit reinem Wasser gefüllt, aber seine Umgebung hat etwas Melancholisches behalten.

Der große Wasserfall ist das Schaustück des Boulogner Gehölzes. Er führt seinen Beinamen „groß“ nicht mit Unrecht, denn er ist 42 Fuß hoch. Die Felsenhöhle, aus der er hervorstürzt, ist ein Produkt der Kunst, und man kann in sie hineinsteigen. Man befindet sich dann im Rücken des Wasserfalls, der sich wie ein silberner, in allen Regenbogenfarben spielender Schleier vor der Landschaft ausbreitet. Auf dem Felsen über dem Wasserfalle hat man die ganze Umgegend frei vor sich und überblickt außer dem Boulogner Gehölz den Mont Valerien, die lachenden Höhen von Suresnes, Saint Cloud, Serres und Meudon, Saint James, Neuilly und die Ebene von Longchamps auf der die bekannten Wettrennen stattfinden.

An einer Stelle in der Nähe der Seen haftet eine düstere Erinnerung. Das Catelans-Kreuz bezeichnet den Ort, wo der Troubadour Arnold Catelan unter den Händen von Mördern fiel, die ihn hätten beschützen sollen. Philipp der Schöne, ein großer Freund von Ringelliedern und Romanzen, hatte den Dichter an seinen Hof berufen und ihm einige seiner Reisigen entgegengeschickt. Was Catelan diesem Geleit von den Geschenken der Gräfin Beatrix von der Provence erzählte, die er überbringe, entflammte die Habgier dieser Menschen. Sie ermordeten ihn nebst seinem Diener und bemächtigten sich seines Gepäcks. Was sie fanden, bestand nicht aus Gold und Edelsteinen, sondern aus einer wohlriechenden Essenz und aus gebrannten Wässern. Mit der Essenz parfümirte sich der Anführer der Mörder, als er das nächste Mal vor dem König erschien. Sie war damals nur in der Provence heimisch, und so stieg in Philipp dem Schönen ein Verdacht auf, der seine volle Bestätigung erhielt, als ihm gemeldet wurde, daß die Reisigen die mit ihrem Führer dem Dichter entgegen geritten waren, sich in einem unbekannten Getränk berauscht hatten. So hatten die Mörder sich selbst verrathen und wurden hingerichtet.

Nach diesem Umgange wollen wir noch einen Augenblick bei dem zoologischen Garten verweilen. Man hat ihm die Bestimmung gegeben, welche alle Anstalten dieser Art ausschließlich in's Auge fassen sollten. Ein zoologischer Garten darf keine Menagerie sein, darf nicht zur Augenweide für Leute dienen wollen, die nach Löwen, Tigern, Lämmergeiern und Riesenschlangen Verlangen tragen. Der zoologische Garten im Boulogner Gehölz hat sich die vernünftige Aufgabe gestellt, ausländische Thiere einzugewöhnen (auf Deutsch: zu akklimatisiren), die entweder zu Nutzen sein können, oder sich durch ihre Schönheit empfehlen. Man hört in ihm kein Brüllen oder Zischen, braucht vor keiner Kralle und keinem Schnabel auf der Hut zu sein. Alle seine Thiere sind friedlich. Welche man eingewöhnen kann, muß der Erfolg lehren, doch ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß einige Versuche gelingen werden. Außer den Thieren hegt man auch fremde Pflanzen, namentlich solche, die der Seidenraupe zur Nahrung dienen können. Für die Pariser haben die großen Aquarien des zoologischen Gartens den meisten Reiz. Es sind vierzehn aufgestellt, welche theils Süßwasser-, theils Seethiere enthalten. Mit diesen Aquarien eine künstliche Fischzucht zu verbinden, ist im Plane. Führt man sie ein, so wird man dem Gehölz freilich einen seiner Reize nehmen müssen, nämlich die vielen ausländischen Wasservögel, die auf den Seen schwimmen und flattern. Fische zu ziehen und gleichzeitig ihre Todfeinde zu hegen, verträgt sich nicht miteinander.

Bayerische Ordensstatistik.

Ein Private hat sich der Arbeit unterzogen, eine bayerische Ordensstatistik aus dem Staatshandbuche,

Digitized by Google

den Regierungsblättern und den Armee-Verordnungsblättern zusammengestellten, und veröffentlicht dieselbe in der Bayerischen Zeitung, mit dem Bemerken, daß seine Angaben auf absolute Genauigkeit keinen Anspruch machen, indem wohl manche Todesfälle, besonders von Ausländern, ihm nicht bekannt gewesen seien. 1) Der erste bayerische Orden ist der St. Hubertus-Orden. Derselbe zählt Mitglieder aus dem kgl. Hause 8, gekrönte Häupter und regierende Herrn 29, Kapitularen und fürstliche Ritter (Bayern) 8, auswärtige fürstliche, gräfliche und freiherrliche Ritter 62; Summa 107. 2) Der Ritterorden vom hl. Georg. Dieser Orden stammt aus den Zeiten der Kreuzzüge, wurde aber von Kurfürst Karl Albrecht 1729 erneuert. Mitglieder 75. 3) Militär-Max-Josephs-Orden, gestiftet am 1. Januar 1806. Inländer 8, Ausländer 55. 4) Verdienst-Orden der bayerischen Krone, gestiftet von König Max Joseph I., 19. Mai 1808. Dieser Orden verleiht bekanntlich den persönlichen Adel. Großkreuze und Großkomthure 23, Komthure 52, Ritter 249; Summa: Inländer 324, Ausländer 317. 5) Orden vom hl. Michael, gestiftet 1693, erneuert und zu einem Verdienstorden erhoben durch König Ludwig am 16. Febr. 1837. a) Mitglieder, welchen der Orden nach den älteren Statuten verliehen wurde, 20; b) Mitglieder seit 1837: Großkreuze und Großkomthure 27, Komthure 103, Ritter erster Klasse 1034, Ritter zweiter Klasse 67; Summa: Inländer 1231, Ausländer 767. 6) Maximilians-Orden für Wissenschaft und Kunst, gestiftet von König Maximilian II. am 28. November 1853. Mitglieder der Klasse für Wissenschaft 39, der Klasse für Kunst 32. 7) Ludwigs-Orden, gestiftet von König Ludwig für fünfzig ehrenvoll im Hof-, Staats-, Kriegs- oder Kirchendienste zurückgelegte Dienstjahre. Ehrenkreuze 239. An bayerische Staatsangehörige sind von fremden Staaten Orden verliehen worden: von Anhalt 5, Baden 48, Belgien 28, Brasilien 11, Braunschweig 2, Dänemark 3, ehemaligem Großherzogthum Frankfurt 1, Frankreich 88, Griechenland 196, Hannover 22, Kurhessen 50, Großherzogthum Hessen 136, Hohenzollern 4, Lucca 2, Luxemburg 8, Modena 8, Nassau 4, Niederlande 6, Oesterreich 240, Oldenburg 11, päpstlicher Stuhl 48, Portugal 16, Preußen 219, Rußland 120, Sachsen 61, Großherzogthum Sachsen-Weimar 15, sämmtliche sächsische Herzogthümer 60, Sardinien 4, fürstl. schwarzburgisches Gesammthaus 4, Schweden 23, beide Sizilien 52, Spanien 46, Toskana 22, Türkei 9, Würtemberg 60, Wir finden daher 1) Bayern, welche bayerische Orden besitzen, 1818: 2) Ausländer, welche bayerische Orden besitzen, 1230: 3) Bayern, welche ausländische Orden besitzen, 1652. Hiebei sind jedoch die Mitglieder des Georgi-Ordens so wie des Maximilians-Ordens und die älteren Mitglieder des Michaels-Ordens nicht gerechnet. Der (am letzten 1. Januar eingestellte) Gebrauch der Ordensverleihungen am Neujahrstage findet sich zum ersten Male im Jahre 1826; an diesem Neujahrstage wurden 9 Orden verliehen. Von da an war dieser Gebrauch bis 1863 in steter Uebung und die Anzahl der Ordensverleihungen bis zum Jahre 1862 in fast beständiger großer Zunahme. Es wurden nämlich verliehen am Neujahrstage 1826 9, 1830 4, 1840-51, 1850 96, 1859 100, 1860 63, 1861 136, 1862 49 Orden.

Mannigfaltigkeiten.

Professor Renault von der Thierarzneischule zu Alfort hat ein Werk herausgegeben, worin er sich speziell mit der Tollheit der Hunde beschäftigt. Nach umfassenden und sorgfältig durchgeführten Versuchen ist er zu dem Resultat gekommen, daß die der Wuth verdächtigen Hunde, oder solche, welche von wüthenden Thieren gebissen worden sind, zum Mindesten vier Monate beobachtet und isolirt werden müssen, um gegen den Ausbruch der Krankheit zu sichern. Von 178 Hunden, welche in der Thierarzneischule gebissen wurden, oder denen man den frischen Speichel wüthender Hunde inokulirte, wurden 63, welche nach vier Monaten keine Spur von Krankheit zeigten, aus der Beobachtung entlassen. Von dem Rest wurden 37 toll vom 5. bis zum 40. Tag, 31 nach dem 40. Tag, 23 nach dem 45., 16 nach dem 50., 14 nach dem 55., 12 nach dem 60., 8 nach dem 65., 7 nach dem 70., 3 nach dem 80. und 1 nach 118 Tagen.

Ein unglücklicher Erfinder, ein Herr Clare, der seit Jahren an einer Verbesserung der Schiffspanzer arbeitet, hat der englischen Regierung einen seiner Pläne vorgelegt, aber verlangt, daß die darüber einzusetzende Prüfungskommission aus Mitgliedern bestehe, die sich einer „phrenophyskometrischen" Untersuchung unterworfen haben, d. h. deren Schädel von dem „praktischen Phrenologen Herrn Bridges und einem Geometer" betastet und vermessen worden sind, damit er die Ueberzeugung gewinne, daß sie die zur Beurtheilung seines Planes erforderlichen „bumps" (Beulen oder Organe des Gehirns) besitzen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 45 Samstag, 21. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Du unverschämter Junge, Du wirst doch nicht verlangen, daß ich das Mädchen darum bitten soll?“ rief der Jüngling.

„Ja, das verlange ich,“ antwortete Tage trotzig.

„Liebe Kinder, es ist der junge Baron Canitz,“ sagte der ältere Herr und wollte den Knaben auf den Kopf tätscheln; dieser aber stieß die Hand weg und ergriff nur um so fester Schuldfrieds Arm, indem er mit einem Ausdruck des Entsetzens sagte:

„Canitz!“

Beide machten eine Bewegung sich zu entfernen.

„Bleibt stehen!“ kommandirte Constantin und stellte sich ihnen in den Weg. „Hast Du nicht gehört, daß ich das Lied da noch einmal hören will?“

„Ich will nicht singen,“ sagte Schuldfried und warf einen Blick des Abscheus auf Constantin. „Ich singe nie für . . .“

„Einen Russen,“ ergänzte Tage und that einige Schritte um sich mit Schuldfried hinwegzubegeben; aber Constantin ergriff das Mädchen am Arm und riß sie von Tage weg, indem er heftig sagte:

„Ich habe gesagt, daß Du singen sollst, und da hilft Alles nichts. Wenn Du nicht gehorchst, so bekommst Du Schläge und Dein naseweiser Protektor da auch.“ Constantin erhob seine Reitgerte, als wollte er wirklich seine Drohung ausführen.

„Keine Uebereilung,“ warnte der ältere Herr, konnte jedoch nicht mehr sagen; denn als Tage sah, daß Constantin über Schuldfried seine Reitgerte erhob, stürzte er auf den jungen Baron los und versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht, indem er ganz rasend rief:

„Laß Schuldfried los!“

Mit einer kräftigen Bewegung seines Arms schleuderte Constantin den Knaben, der ihm an Größe und Stärke sehr unterlegen war, weit von sich, so daß er rücklings in einen Graben fiel.

„Elender Junge, ich zermalme Dich und Deine Schwester, weil Du es gewagt hast, Hand an mich zu legen,“ schrie Constantin und gab Schuldfried zuerst einen Schlag ins Gesicht und dann auf die Schulter. Bei diesem Anblick war Tage wieder auf den Beinen, und mit wilder Raserei warf er sich auf Constantin, der, um sich selbst zu vertheidigen, Schuldfried loslassen mußte. Es entstand ein fürchterlicher Kampf, aber nach einigen Augenblicken blieb der Sieg auf Seite Constantins. Er hatte Tage unter sich bekommen und erhob seine Reitgerte, um seinen Gegner mit dem Stiel recht gründlich durchzubläuen, aber Schuldfried ergriff den erhobenen Arm, indem sie mit angstvoller Stimme rief:

„Sie sollen, Sie dürfen Tage nicht schlagen!“

Ohne seine Bewegung in seinem aufgereizten Zustand zu berechnen, schleuderte Konstantin das Mädchen eben so heftig von sich wie so eben den Knaben. Sie fiel rücklings und blieb unbeweglich liegen. Bei Schuldfrieds Dazwischenkunft war es jedoch Tage gelungen, wieder loszukommen, und einige Augenblicke wälzten sich die beiden Jünglinge wie Bälle um einander her, bis sie wieder auf den Beinen standen. Aber beim erneuten Zusammentreffen ergriff Constantin seinen Gegner im Nacken, hielt ihn hoch in die Luft und schleuderte ihn dann rücklings auf den Boden, worauf er ihm noch einige Streiche gab mit den Worten:

„Unverschämter Bauernlümmel, jetzt wirst Du Deinen Ton herabstimmen lernen.“

„Um Gotteswillen, Baron, bedenken Sie, daß wir in Finnland sind,“ rief Dr. Wagner, der über die bewußtlose Schuldfried hingebeugt dastand. „Ich glaube Ihre Raserei hat beiden Kinder das Leben gekostet.“

Bei Wagners Worten entfiel die Reitgerte der Hand Constantins; er faßte Tage um den Leib und richtete ihn auf. Das Blut rann dem Knaben von der Stirne. Als er aufgehoben war, schöpfte er tief Athem, machte eine schwache Anstrengung um loszukommen, und stand wieder aufrecht, taumelte aber, als er einen Schritt gegen Constantin thun wollte, so daß er stehen bleiben und sich an einen Baum stützen mußte. Jetzt hörte man das Geräusch eines Wagens, der herannahte.

„Fort, Baron!“ sagte der Doktor; „wenn Jemand Sie sähe, könnte es zu großen Widerwärtigkeiten führen. Sputen Sie sich, oder bei Gott, wenn Sie noch einen Augenblick bleiben, so thue ich nichts, um den Kindern hier zu helfen.“

„Aber . . .“ stammelte Constantin.

„Baron Canitz!“ sagte der Doktor in entschiedenem Tone und erhob sich in seiner vollen Größe. „Ent-

Digitized by Google

fernen Sie sich sogleich; Sie haben bereits mehr als zu viel Unheil angerichtet."

Constantin sprang über den Graben und verschwand im Walde.

Tage hatte sich soweit erholt, daß er mit dem Schnupftuch das Blut abtrocknen konnte, das ihm über die Augen rann. Sein erster Blick, als er diese frei hatte, fiel auf Schuldfried.

„Mein Gott, was ist geschehen?" stammelte er, und das Schnupftuch um seine blutige Stirn haltend, taumelte er auf seine kleine, bleiche Kameradin zu, die eben jetzt einen tiefen Seufzer ausstieß und die Augen aufschlug.

„Wie ist's, mein Kind?" fragte der Doktor.

„Liebe, liebe Schuldfried, wie steht's mit Dir?" schluchzte Tage, indem er sich an ihrer Seite auf die Kniee warf und mit seiner freien Hand eine der ihrigen ergriff.

Schuldfried schaute zuerst den Doktor, dann ihren Kameraden an und warf sich hierauf diesem um den Hals, indem sie in Thränen ausbrach und murmelte:

„Tage, Tage, er hat uns geschlagen!"

Sie griff nach ihrem Backenknochen, über dessen feiner Rundung ein dunkelrother Streif von Constantins Reitpeitsche zu sehen war. Inzwischen kam der Wagen immer näher und wurde bald sichtbar. Es war ein bedeckter Reisewagen. Als er eben vorbeifahren wollte, rief Wagner dem Kutscher Halt zu. Dieser kam der Aufforderung sogleich nach.

„Wohin fährst Du?" fragte der Doktor.

„In das Wirthshaus von X.," lautete die Antwort.

„Sagt mir, Kinder, woher seid ihr?" sagte Wagner zu Tage, der noch immer Schuldfrieds Hände in den seinigen geschlossen hielt. Die Kleine hatte einen so heftigen Schlag ins Genick bekommen, daß sie ganz verwirrt war.

„Schuldfried wohnt in Ektorp, dicht hier neben," sagte der Junge, indem er den Schmerz verjagt, den seine Stirnwunde ihm verursachte.

„Kannst Du," fuhr der Doktor gegen den Kutscher fort, „Deine Herrschaft bitten, daß sie diese beiden Kinder in den Wagen nehme und auf ein kleines Gut bringe, das auf dem Wege nach X. liegt? Sie sind gefallen und haben sich verletzt, so daß sie nicht heimgehen können."

„Das müssen Sie selbst fragen, denn sehen Sie, die Dame die ich führe, versteht mein Gerede nicht," antwortete der Kutscher.

Die Reisende schob in diesem Augenblick die Vorhänge vom Wagenfenster weg, und ein verschleiertes Frauengesicht kam zum Vorschein.

„Verzeihen Sie, Madame," sagte der Doktor auf Französisch, „daß ich Sie anhalte; aber ich muß Sie bitten, daß Sie diesen Kindern da die Güte erweisen möchten, sie auf ein Gut zu bringen, das ganz in der Nähe liegt."

Die Dame nickte zustimmend und öffnete selbst den Schlag. Wagner hob Schuldfried und auch Tage, der sich kaum vor einem Augenblick entschließen konnte, ihre Hand loszulassen, hinein.

„Warte am ersten Hof rechts, wohin Du kommst," sagte der Doktor zu dem Kutscher, nachdem er der Dame gedankt hatte. „Ich werde vor Dir dort sein," fügte er hinzu. Im nächsten Augenblick war Wagner über dem Graben und verschwand im Walde.

Während der Fahrt behandelte die Dame die beiden Kinder mit großer Zärtlichkeit. Sie hatte ihr Schnupftuch genommen und Tages blutende Stirne verbunden, wie auch Schuldfrieds Schläfe mit wohlriechendem Wasser besprengt. Während dieser Beschäftigung hatte sie den dichten Schleier aufgehoben. Sie hatte ein bleiches, kummervolles Gesicht mit großen dunkeln Augen. Sie war nicht mehr jung; aber Etwas in diesen Zügen flüsterte, daß sie in ihren jüngern Jahren ein vortheilhafteres Aeußeres gehabt habe. Als sie an die krumme und schmale Allee kamen, die aus dem Waldweg nach Ektorp hinabführte, hielt der Wagen an. Doktor Wagner öffnete den Schlag. Nachdem er der Dame abermals gedankt, hob er Schuldfried heraus; aber als er Tage heraushelfen wollte, stieß der Junge seine Hand hinweg und sprang selbst herab. Im nächsten Augenblick war die Reisende verschwunden und der Doktor mit seiner Last nach Ektorp hinabgegangen, wo er Annika begegnete, die beinahe einen Schlag bekam, als sie das Kind von einem fremden Herrn getragen und von einem Jungen mit blutiger Binde um den Kopf begleitet sah. Gleichwohl gelang es Wagner der Alten klar zu machen, daß die beiden Kinder erschreckt worden, in Folge deß gefallen seien und sich verletzt haben, wie auch daß Schuldfried Ruhe und Pflege bedürfe.

(Fortsetzung folgt)

Die Photographie der Farben.

In Paris, wo man auch in der gewöhnlichen Photographie noch immer voran ist, erringt man zugleich Erfolge einer höhern Art, die, wenn sie sich vervollkommnen lassen, von seltener Bedeutung sind. Für die Wissenschaft sind sie es an und für sich; für die Praxis können sie es werden.

Es handelt sich darum, die Farben auf photographischem Weg zu reproduziren. Einer der eifrigsten französischen Photographen, dem man mehrere Erfindungen auf diesem Gebiet verdankt, Niepce, war schon seit einiger Zeit dahin gelangt, Roth, Grün und Blau photographisch herzustellen; aber das Gelb widerstand ihm, und er hatte mit dieser Farbe lange zu kämpfen.

Digitized by Google

Es ist bekannt, daß Gelb auch bei der gewöhnlichen Photographie die ungünstigste Farbe ist. Niepce ließ aber nicht nach, und in der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften konnte er mittheilen, daß es ihm gelungen sei, auch das widerspenstige Gelb vollständig zu bezwingen. Er legte, wie wir aus französischen Berichten ersehen, Proben vor, die seinen Experimenten das günstigste Zeugniß ausstellten.

Nun fehlt aber freilich noch das wichtigste, um diese Erfolge praktisch nutzbar zu machen. Denn das eine ist dem Erfinder noch nicht gelungen: seine Farben zu fixiren, ihnen Dauerhaftigkeit zu verschaffen. Sie bleiben stehen, so lange der Abdruck im Dunklen bleibt, aber sie verschwinden sehr bald, wenn man sie dem Licht aussetzt. Niepce hat zwar — indem er die Benzoë als Firniß für seine Abdrücke verwendet — es so weit gebracht, daß das Bild erst nach drei bis vier Tagen ganz verschwindet, obgleich er die Platten in einem Zimmer, in das die volle Julisonne hineinschien der Wirkung des Lichts aussetzte; aber mit drei oder vier Tagen ist natürlich der Praxis wenig geholfen. Hier bedarf es noch neuer Siege über die Natur, und deren Möglichkeit muß man vor der Hand dem Genie und der Geduld der Techniker überlassen. Dagegen hat die Denkschrift, in der Niepce der Akademie über seine Experimente berichtet, noch eine andere interessante Seite die auch manchem unserer Leser nicht gleichgültig sein wird.

Nach den Untersuchungen des Verfassers werden alle zusammengesetzten Farben durch die „Heliochromie“ (wie er seine Erfindung nennt) zerlegt; d. h. alle die Farben, die aus der Mischung zweier anderen entstehen, können auf photographischem Weg nicht reproduzirt werden, ohne daß die Mischung wieder aufgelöst wird. Die grüne Farbe z. B. kann entweder Grundfarbe sein oder aus der Mischung von Gelb und Blau hervorgehen. Im ersteren Fall (wie beim Smaragd, beim Chromoxyd, beim Olivenerz u. s. w.) gibt die Heliochromie die Stoffe grün wieder; im andern Fall (z. B. bei dem Grün, das aus Chromgelb und Berliner Blau erzeugt wird), oder bei Stoffen, die mit einer gelbfärbenden und einer blaufärbenden Materie gefärbt sind, oder bei ähnlich entstandenen grünen Gläsern) gibt die Reproduktion nichts als Blau. Ein hellblaues und ein hellgelbes Glas übereinandergelegt, zeigen in ihrer Transparenz ein sehr schönes Grün; aber auf eine heliochromische Platte wirkend, geben sie nur Blau, und zwar in jedem Fall, mag nun das blaue Glas darüber oder darunter oder zwischen zwei gelben Gläsern liegen. Aehnlich in andern Fällen. Ein rothes und ein gelbes Glas z. B., die übereinandergelegt, Orange erscheinen lassen, bringen auf der empfindlichen Platte nur Roth hervor. Ein rothes und ein blaues Glas, die übereinandergelegt, violett erscheinen, geben Anfangs Violett (weil die Platte von Natur roth ist); hiernach erscheint Blau. Ein weißes Papier, das durch grüne Blätter grün gefärbt ist, wird nur äußerst langsam durch Berührung reproduzirt; die empfindliche Platte bleibt sehr lange roth, wie wenn gar keine Lichtwirkung stattfände; fährt man aber fort, sie dem Licht auszusetzen, so entsteht endlich eine graulichblaue Farbe. Das Auge der Pfauenfeder dagegen reproduzirt sich in der Camera obscura sehr deutlich; d. h. in der Weise, daß die Farbe bei einem gewissen Grad der Lichtwirkung bald grün, bald blau erscheint.

Es ist nun freilich vor der Hand abzuwarten, wie sich diese Bemühungen für die Zukunft der Photographie, oder für die Photographie der Zukunft, werden vervollkommnen und verwerthen lassen. Zunächst ersieht man, daß sie die durchgedrungene Theorie der sieben Grundfarben zu bekämpfen dienen, während sie sich mit der Hypothese von den drei Primärfarben nicht vertragen.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

[Dickens in Paris.] In einem Brief aus Paris im Wiener Botschafter liest man: Die Pariser müssen stets eine neue Merkwürdigkeit zu begaffen haben, wenn sie zufrieden sein sollen. Gegenwärtig ist es Dickens, den sie bestaunen; und in dessen Vorlesungen sie laufen. Dickens liest auf ganz originelle Weise vor. Er steht auf einer Estrade, hat irgendeinen seiner Romane in der Hand, und wählt daraus eine recht packende schlagende Episode, die er mit Stimmenwechsel und dem lebhaftesten Gebärdenspiel vorträgt. Er lacht und weint, schmeidet fröhliche und traurige Gesichter, und zwar mit Virtuosität. Das Publikum ist entzückt über ihn und zahlt bereitwilligst die ungeheuren Eintrittspreise, die Dickens fordert. Auch von den Pariser Schriftstellern wird er außerordentlich fetirt. Letzten Montag lud ihn Hr. Pitre-Chevalier, der Direktor des Musée des familles zu einer ausgesuchten Gesellschaft ein, die den englischen Schriftsteller mit Aufmerksamkeiten überhäufte. Emilie Augier, Ponsard, E. Legouvé, Paul Féval, Francis Wey, Theoph. Gautier, Louis Ulbach, waren anwesend. Man sagt, daß Dickens hier sei, um einige „Geheimnisse von Paris“ an der Quelle für einen Roman zu studieren. Er wird deren zumeist in der vornehmen Welt finden.

Die bei Maurach (zwischen Ueberlingen und Meersburg) am Bodensee angestellten Untersuchungen über die Pfahlbauten am östlichen Seeufer haben zum glänzendsten Resultate geführt. Es wurden nämlich am Seeufer, an der dortigen Landungsstelle der Schiffe, außer eingeschlagenen Pfählen und Feuersteinen, gefunden: steinerne Werkzeuge und Waffen, und zwar ein Beil, eine Lanzenspitze und 4 kleinere Aexte, sämmtliche

Digitized by Google

von Größe und Gestalt der den keltischen Völkern eigenthümlich zugeschriebenen Gegenstände. Diese Entdeckungen beweisen nun aufs untrüglichste, daß auch das östliche Ufer des Bodensees von Kelten bewohnt gewesen. Gestützt durch diese Thatsache, werden die Forschungen eifrig fortgesetzt, sowohl bei Maurach, als bei Nußdorf.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Wien. Ztg." gibt folgende Mittheilungen über einen sehr wohlfeil herzustellenden, allen Anforderungen entsprechenden Eiskeller: In einer freistehenden und den Sonnenstrahlen ausgesetzten Bretterhütte hatte man zu Ende des Jahres 1861 Eis eingelegt, welches bei einer Menge von 27 Kubikklaftern nach Verlauf von zwölf Monaten nicht mehr als 6—7 Zoll von den Wänden abstand. Demnach war der Besitzer dieser Hütte nicht genöthigt, heuer frisches Eis für theures Geld einzulegen. Diese Hütte besteht aus einer vierfachen Bretterwand, je 6 Zoll von einander entfernt. Von den drei Zwischenräumen, welche sich dadurch bilden, ist der innere mit Asche, der äußere mit Sägspänen gefüllt; der mittlere bleibt leer. Drei Schichten derselben Art bilden die Decke, über der ein einfaches Bretterdach ruht. Das leichte Gebäude steht nicht mehr als zwei Schuh tief in der Erde. Der Boden, etwas abschüssig, ist mit Ziegeln gepflastert. Ein luftdicht eingesetztes Rohr leitet in ein Faß voll Wasser, so daß die äußere Luft nicht eindringen kann, während von Innen das Wasser abtropft. Die Erbauung der Hütte mit ihren zwei Vorkellern hat zwischen 250 bis 300 fl. gekostet. Wir machen auf diese Erfindung dringend aufmerksam; sie hat sich als praktisch bewährt und ist ganz dazu angethan, einer künftigen Eisnoth wirksam zu begegnen.

Auf dem letzten von uns schon erwähnten Costümball des Pariser Hofs soll ein Glanz und ein Geschmack entwickelt worden sein, wie er bis jetzt dem Pariser selbst unbekannt war. Die Kunst verschwistert sich auch hierin immer mehr mit der Mode, und die costümirten Tänzer und Tänzerinnen waren in lebendige Porträte verwandelt. Der ebenso eleganten als excentrischen Gräfin Castiglione würde Paris den Apfel überreicht haben, und Paris ist jedenfalls überzeugt, daß er ihr gebührt. Die schöne, besonders wegen der Ueppigkeit ihrer Formen berühmte Gräfin hatte das Costüm der Tiffs aus Flauberts neuestem (in Carthago zur Zeit Hannibal's spielenden!) Roman Salammbô gewählt, nur war es weniger der Reichthum, als der Mangel an Costüm, welcher der Dame die allgemeine Bewunderung verschaffte. Die Gräfin erschien unter Anderem hochgeschürzt, mit Sandalen, und auf jeder Zehe des wundervoll modellirten Fußes von blendendem Weiß einen Brillantring, über dem linken Knie mit einer köstlichen Beinspange in Brillanten und Smaragden. Die Kaiserin soll der Dame den Hof verboten haben.

[Merkanische Rache.] Der in Mexiko erscheinende „Sol" erzählt: Ein schönes Fräulein, um welches sich der Sohn eines reichen Pflanzers vergeblich beworben, vermählte sich mit einem Offizier aus dem Staate Texas. Der verschmähte Nebenbuhler erforschte die Halterte des heimreisenden Paars, und bewog einen herumziehenden Menageriebesitzer, an einem solchen ebenfalls Halt zu machen. Dessen Wagen fuhr nun in der Nacht hart am Gasthof an, so daß die Mündung des einen Thierkastens, worin sich ein Guepard (Tigerwolf) befand, an das leichte Strauminfenster eines Zimmers im ersten Stockwerk stieß. Der Schieber öffnete sich und die Bestie drang ins Zimmer, worin das junge Ehepaar schlief. Der sich aufraffende Offizier wurde so zerfleischt, daß man an seiner Herstellung zweifelt, die Frau jedoch durch herbeieilende Hausbewohner, welche das Raubthier alsbald erlegten, gerettet. Der muthmaßliche Urheber des Verbrechens hat sich unsichtbar gemacht, und wird von den Gerichten verfolgt.

In Paris hat sich am 31. Jan. ein entsetzlicher Unfall zugetragen. Eine junge Frau, erst 20 Jahre alt und seit 3 Monaten verheirathet, wollte die Fenster ihres Schlafzimmers schließen, bog sich dabei etwas zu weit über die niedere Fensterbrüstung und stürzte kopfüber auf das Straßenpflaster. Ihr Gatte sah sie fallen, sprang ihr nach und fiel neben ihr nieder. Die Frau hatte die Wirbelsäule gebrochen und starb nach wenigen Augenblicken. Der Mann blieb völlig unverletzt.

Gottfried Kinkel in London hat einen schmerzlichen Verlust erlitten. Am 30. Jan. starb am Scharlachfieber seine älteste Tochter Johanna, ein siebzehnjähriges Mädchen von ungewöhnlichen geistigen Anlagen. Sie versprach in jeder Beziehung die würdige Nachfolgerin ihrer dahingegangenen Mutter zu werden und ihr Tod erregt in den deutschen Kreisen Londons die lebhafteste Theilnahme.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 46 Sonntag, 22. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Da Wagner mit starker ausländischer Betonung schwedisch sprach, so hatte Annika einige Mühe, ihn sogleich zu verstehen. Sie begriff indeß die Hauptsache, nämlich daß für Schuldfried Ruhe und Pflege Noth thue; auch währte es nicht lange, so lag das Mädchen in ihrem Zimmer im obern Stock. Annika wurde von dem Doktor in volle Thätigkeit versetzt, mit Senfpflastern u. s. w. Tage hatte Schuldfried getreulich begleitet und mit ängstlichen Blicken das verwirrte Aussehen seiner Freundin betrachtet. Während er so an der Sophalehne stand, kam es ihm vor, als begönne der Boden unter seinen Füßen sich zu bewegen, und endlich war es ihm, als ob er Schuldfried nur noch durch einen Nebel sähe; er griff krampfhaft in die Sophalehne, fühlte sich aber in diesem Augenblick von ein paar Armen umfaßt, worauf Alles um ihn her verschwunden war.

Als Annika zurückkam, fand sie Tage auf dem Bette liegend und Schuldfried auf dem Sopha.

„Herr Jemine, ist des Professors Junge auch weg!“ rief sie; „Gott tröste mich!“

Nachdem Tage vom Doktor verbunden und wieder zur Besinnung gebracht war, ersuchte er Annika anspannen und ihn nach Junta zurückführen zu lassen. Wagner erklärte, die Ohnmacht sei nur eine Folge des Blutverlustes und Tages Zustand im Uebrigen ganz und gar nicht gefährlich. Anders verhielt es sich mit Schuldfried; sie hatte eine schwere Kontusion am Kopfe erhalten und diese hatte eine starke Gehirnerschütterung verursacht.

Mit elf Jahren, wenn man einen gesunden Körper hat, ist die Natur ein mächtiger Arzt. So auch bei Schuldfried.

Frau Smith, die erst nach des Doktors Weggang von Annika unterrichtet worden war, nahm sogleich ihren Platz an Schuldfrieds Krankenbett ein, aber nach einigen Wochen befand sich diese außer aller Gefahr. Doktor Wagner hatte sie mit rühmenswerthem Eifer und einer Sorgfalt die dem Arzt alle Ehre machte verpflegt.

Frau Smith wich beharrlich jedem Zusammentreffen mit dem Doktor aus, obschon sie Tag und Nacht bei dem Kinde wachte. Sobald Wagner kam, ging Frau Smith ins anstoßende Zimmer, und Annika war Diejenige, die ihn empfing und seine Vorschriften ausführte.

Schon am ersten Tag nach dem betrübenden Ereigniß fand sich Aberney auf Ektorp ein. Er wurde von einer Dienerin in den Saal geführt, und nachdem er eine Weile dort gewartet, übergab ihm ein Dienstbote ein Billet folgenden Inhalts:

„So lange Schuldfrieds Zustand erfordert, daß die Mutter an ihrem Krankenlager wacht, bittet die Mutter, daß Sie diese Tochter nicht besuchen mögen. Ueber ihren Gesundheitszustand sollen Sie jeden Morgen in Kenntniß gesetzt werden.“

Aberney las das seltsame Billet zweimal durch und entfernte sich dann. Während der ganzen Krankheit Schuldfrieds schickte er zweimal täglich, um nach ihrem Befinden zu fragen; aber wenn auch der Professor, mit seinen hohen Begriffen von der persönlichen Freiheit jedes Menschen, Frau Smiths Wunsch allzu sehr respektirte um sie auf irgend eine Weise zu belästigen, so war dieß doch Etwas wozu der kleine Tage ganz und gar keine Lust hatte.

Vier volle Tage mußte der Junge vor Schmerz und Wundfieber das Bett hüten, aber trotz Allem, was er dabei ausstand, würde er sich ganz sicher nach Ektorp begeben haben, wenn Aberney ihm nicht verboten hätte, sein Zimmer zu verlassen. Es ist sehr ungewiß, ob er diesem Verbote nachgekommen wäre, wenn nicht Tante Sara oder Aberney ihm beständig Gesellschaft geleistet hätte. Es blieb ihm also nicht Anderes übrig, als daß er sich ruhig hielt, und dieß machte ihn höchst ungeduldig. Es kam ihm vor, als würden seine Schmerzen mit jedem Tage schlimmer, und in seiner Unruhe darüber, daß er auf Junta bleiben mußte, während er bei Schuldfried hätte sein mögen, jammerte er unaufhörlich und warf sich auf seinem Lager hin und her. Er bereitete seiner Umgebung eine ordentliche Geduldprobe. Ganze Tage lang grübelte er über eine Mittel, aus seinem Krankenzimmer zu entkommen und sich nach Ektorp zu begeben.

Am vierten Abend, als Aberney selbst einen neuen Verband um die Stirne des Jungen gelegt und dieser

Digitized by Google

dabei große Unverträglichkeit gezeigt hatte, sagte der Professor:

„Du bist doch ein rechter Tropf, daß Du wegen dieser Schramme so jammern magst! Wie kann ein Junge sich wegen einer solchen Kleinigkeit grämen?“

„O es ist nicht darum, sondern weil ich eingesperrt sein muß,“ stammelte Tage.

„Du hast immer Fieber gehabt, und so lange dieses währt, mußt Du auf Deinem Zimmer bleiben. Gute Nacht jetzt, Junge, und danke Gott, daß Du nicht eben so krank bist als die kleine Schuldfried.“ Der Professor tätschelte ihn auf den Kopf und entfernte sich.

Wie unwissend zeigen sich nicht die klügsten Menschen bei Beurtheilung der Gefühle von Kindern oder jungen Leuten! Sie fassen nur die Aeußerungen derselben auf, aber nicht die Motive. So auch jetzt. Aberney sah bei Tage nur die Ausbrüche seiner Ungeduld, nicht aber das, was sie hervorrief, und deßhalb glaubte er ihn, daran erinnern zu sollen, daß seine Kamerädin noch übler daran sei, als er. Die Folge davon war jedoch, daß Tage um jeden Preis nach Ektorp gehen mußte.

Abends, nachdem Tante Sara gute Nacht gesagt hatte und alle Hausgenossen von Junta zur Ruhe gegangen waren, stand Tage auf. Er war zwar ein wenig wirr im Kopf und auch etwas schwach auf den Beinen, aber sein Beschluß stand fest; er mußte nach Ektorp, und sollte er auch dahin kriechen müssen.

Gut behutsam schlich er sich die Treppe hinunter und hatte große Mühe, um mit freundlichen Worten den Hofhund zu beschwichtigen, der sich der nächtlichen Wanderung widersetzen wollte. Endlich war es ihm gelungen, in den Wald zu kommen, und obschon seine Kräfte gering waren, so wanderte er doch unerschrocken weiter in der schönen Sommernacht. Wohl zehnmahl mußte er ausruhen und eine Weile seinen schwer schmerzenden Kopf in die Hände legen, um Kraft zu sammeln; aber trotz Schmerzen und Schwäche fiel es ihm nicht ein einziges Mal ein seinem Plan zu entsagen. Als er ungefähr drei Viertheile des Weges zurückgelegt hatte, sank er vor Mattigkeit zusammen. Er legte seinen kranken Kopf an einen Rasen und dachte:

„Ich muß weiter, ich muß weiter, und sollte ich darüber sterben. Es ist bloße Weichlichkeit, daß ich mir so müde vorkomme; in einer Weile setze ich meinen Weg fort und ruhe nicht bis ich in Ektorp bin.“

So groß war die Willenskraft des fünfzehnjährigen Jungen, daß er nach einigen Minuten seine Wanderungen munterbrechen bis nach Ektorp fortsetzte. Er ging in den Hof und schleppte sich buchstäblich bis unter den Giebel des Hauses, wo, wie er wußte, Schuldfrieds Fenster sich befand. Wie oft hatte sie es ihm nicht gezeigt! Unter dieses Fenster, welches den liebsten Gegenstand umschloß, den der Jüngling besaß, setzte er sich. Es wurde ihm jetzt leichter ums Herz, als er sich so nahe bei ihr befand. Er legte sich auf die Bank, gebrauchte seine Mütze als Kopfkissen, faltete die Hände zum Gebet und so schlief er vor Müdigkeit ein.

Die ersten Strahlen der Sonne fielen auf den Schlafenden und weckten ihn. Sein Kopf schmerzte heftig, und es währte lange, ehe er ihn aufzurichten vermochte. Mit einer kräftigen Anstrengung gelchah es endlich dennoch. Lange saß er unbeweglich da, und begann zu überlegen, wie er Schuldfried zu Gesicht bekommen könnte. In diesem Augenblick öffnete sich das Fenster über seinem Kopf. Tage schaute hinauf, sah aber Niemand. Statt dessen entdeckte er hinter der Hecke ein Spalier, das an der Wand hinaufging und beinahe zum Fensterstms reichte. Tage überlegte:

„Wenn ich Annika bitte, mich zu Schuldfried hineinzulassen, so weist sie mich ab, wie Papa gethan hat; aber wenn ich an diesem Spalier da hinaufklettern und ins Zimmer hineinspringen würde, so träfe ich sie ganz gewiß, wer auch drinnen sein möchte.“

Gesagt, gethan. Tage begann, obschon mit einiger Schwierigkeit, am Spalier hinaufzuklettern. Als er ans Fenster kam, warf er einen Blick ins Zimmer hinein. Es war Niemand darin. Rechts stand ein Bett dessen Vorhänge sorgfältig zugezogen waren. Noch ein Paar Schritte und der junge Abenteurer befand sich in Schuldfrieds Zimmer. Die Thür eines anstoßenden Zimmers stand halb offen. Tage blieb einen Augenblick stehen und lauschte, aber als Alles ruhig und still blieb, schlich er sich bis zum Bette vor und schob die Vorhänge weg. Hier ruhte Schuldfried auf dem schneeweißen Lager, selbst blaß wie eine geknickte Lilie. Sie schlummerte. Tage stand unbeweglich da und betrachtete die theuren Züge mit bethränten Augen. Sie kam ihm wie todt vor. — So verstoßen einige Minuten, als Schuldfried plötzlich die Augen aufschlug.

„Tage!“ rief sie mit einer Stimme die, obschon matt, dennoch ihre ganze Freude verkündete. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und flüsterte: „Gott sei Lob und Dank, daß Du gekommen bist!“

Bei Schuldfrieds Ruf ließ sich eine Bewegung im anstoßenden Zimmer vernehmen; ohne daß eines der Kinder darauf achtete, wurde die Thüre aufgeschoben und Frau Smiths düstere Gestalt erschien auf der Schwelle. Beim Anblick des Jungen zog sie sich schnell zurück, und unmittelbar darauf hörte man ein Geklingel. In der nächsten Minute trat Annika ein. Die Alte wagte nicht, zu brummen, obschon sie beim Anblick Tages große Lust zu hadern empfand, denn der Doktor hatte gesagt, Schuldfried müsse in Ruhe erhalten werden. Sobald sie davon zu sprechen anfing, daß er sich entfernen solle, wurde Schuldfried aufgeregt, und nun verstummte Annika sogleich. Schuldfried hielt Tages Hand fest und wollte nicht, daß er sie verlasse. Annika, die nicht wußte, wie sie sich benehmen sollte, ging zu

Digitized by Google

Frau Smith hinein, um ihren Willen zu hören. Inzwischen ergriff Schuldfried den Arm Tages und sagte heftig: „Tage, Du darfst nie davon reden, daß man uns geschlagen hat. Du hast es doch zu Niemand gesagt?“

„Nein, Schuldfried, das habe ich nicht. Ehe ich Genugthuung für mich und für dich erhalten habe, sage ichs Niemand,“ antwortete der Junge mit einer stärkeren Farbe auf seiner Wange. Er erzählte jetzt, wie er sich fortgestohlen habe und daß er vor dem Frühstück wieder daheim sein müsse.

Als Annika zurückkam, brachte sie von Frau Smith die Erlaubniß mit, daß Tage wiederkommen und Schuldfried besuchen dürfe, wie er es wünsche. Frau Smiths Oberknecht erhielt Befehl Tage nach Junta zurückzukutschiren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Reisebrief aus Griechenland.

(Athen, Ende Dezember.) Während längerer Zeit hatte uns das schlechte Wetter an Ausflügen gehindert und der Winter seine Rechte auch in Athen geltend gemacht, so daß wir sowohl auf der Straße wie in unseren ofenlosen Zimmern jämmerlich froren. Auf dem Hymettus und den Bergen des Parnis lag der Schnee, und einmal des Morgens sahen wir denselben sogar mit Schrecken auf dem Lykabettus, Akropolis und den Dächern der Stadt. Glücklicherweise aber war Das nicht so ernst gemeint; schon gegen Mittag zog sich der unwillkommene Gast auf die entfernteren Berge zurück, und gestern hatten wir einen Tag, so klar, so sonnig und warm, wie dergleichen in Deutschland erst der Mai zu bringen pflegt, und da die meisten Bäume hier ihr Laub nicht verlieren, so kann man sich wirklich in Zeit von 24 Stunden aus dem Winter in den Sommer versetzt glauben. Nachdem das gemeinsame Frühstück unsere kleine Gesellschaft vereint, beschlossen wir, den herrlichen Tag würdig zu begehen, und bestellten den Wagen zu einer Spazierfahrt. Wohin fahren wir, meine Herren, fragt mein gelehrter Freund aus Skandinavien und glaubt bereits sicher zu sein, uns nach eigenem Ermessen nach irgend einem vorsündfluthlichen Alterthum schleppen zu können. Dießmal aber ist es nichts damit, denn zufällig hatte ich erfahren, daß dieser wundervolle Dezembertag der Geburtstag der vertriebenen, verleumdeten und verkannten Königin Amalie sei, und da ich schon lange den Wunsch gehegt, das Gütchen zu sehen, welches sie mit deutschem Fleiß und deutscher Emsigkeit zu einem blühenden Stückchen Erde inmitten griechischer Wüstenei geschaffen, so oktroyirte ich meinen Gefährten eine Pilgerfahrt nach Amalienruh. Amalienruh — es liegt ein Hohn des Schicksals in diesem Namen, denn die Königin wird nicht mehr ausruhen an dieser Stätte, an der sie beinahe 20 Jahre gebaut, um den Griechen zu zeigen, welcher Kultur ihr schönes, aber durch Faulheit und Nachlässigkeit verwildertes Land fähig ist. Der Name wird bald vergessen sein, wie schon die unzähligen Wohlthaten der hohen Frau vergessen wurden, und nur der Fremdling, der Barbar, dessen Nation jetzt mit den Nachkommen der alten Griechen die Rolle getauscht, wird, wenn er nach Jahren die Spuren moderner Kultur in dem Lande klassischen Alterthums und gegenwärtiger Verödung findet, aus seinem Reisehandbuch erfahren, daß eine deutsche Fürstin hier segenreich gewaltet. Wir verließen Athen auf der nach Norden laufenden Straße, welche sich sehr bald in zwei Wege theilt, wovon der eine nach Patissia, Erakli und Kephissia, der andere durch den Olivenwald nach dem Gute der Königin, auch Heptachephos, nach den 7 Hügeln, auf dem es liegt, im Munde des Volkes auch wohl Pyrgos genannt, führt. Sobald wir uns demselben näherten, fielen uns bereits die sorgfältig bebauten Aecker, die gepflegten Weinberge und Baumgruppen, welche von den vernachlässigten Aeckern der benachbarten griechischen Landbauern in der auffallendsten Weise abstechen, auf; das Schlößchen, in normannischem Styl erbaut, sieht zwar elegant und vornehm genug aus, verräth aber nichts von königlicher Pracht, vielmehr möchte man es für den Wohnsitz eines begüterten Edelmannes halten, und auch Das kaum, denn es ist zu klein und hat zu wenig Raum, als daß eine Familie von einigen Ansprüchen darin wohnen könnte. Desto größer sind die geräumigen Wirthschaftshöfe, auf denen man außer den gewöhnlichen Ställen für Hornvieh, Schweine, Pferde und Schafe einen großen Hühnerhof, der, in verschiedene Abtheilungen getheilt, fast alle bekannten Arten Hühner enthält, eine Branntweinbrennerei und eine Oelmühle findet. Alle diese Einrichtungen könnten als Modelle dienen, und doch, in welcher traurigen Verfassung war Das alles! Der alte Verwalter Beckendauer aus Ansbach, welcher der Königin seit 18 Jahren ein treuer Diener war, führte uns bereitwillig, aber mit trübem, kummervollem Antlitz umher. Die Ställe waren fast sämmtlich leer. Pferde, Schweine, Schafe und Rindvieh waren fortgeführt, und nur in dem Kuhstall fanden wir noch 7 oder 8 Stück von englischer und steirischer Race. Die Brennerei und die Oelmühle standen still; weder in den Scheunen, Gärten oder Feldern sah man einen Arbeiter beschäftigt, und nur auf einem der Höfe bemerkte ich einen Trupp Soldaten, der, wie ich glaube, als Wache dient. Dieselbe that freilich Noth, obgleich sie etwas zu spät erschienen war. Auf jedem der 7 Hügel oder Hügelchen, die das Gebäude umgeben, war ein kleines Sommerhaus in schweizerischem, italienischem oder deutschem Styl erbaut. Dieselben waren vollständig ausgeraubt, und selbst die Fenster hatten die Diebe mitgenommen, so daß die Luft und der Wind freien Zutritt hatten; ja von den Pumpen und Wasserleitungen hatte man die Bleiröhren zerfägt und fortgeschleppt. Das Einzige, was nicht zerstört oder fort, waren die

Digitized by Google

Bewohner des Hühnerhofes, darunter ein Paar prachtvolle Gold- und Silberfasanen, die zu besehen uns viele Freude machte. Auch die Baumgänge, die Laube, in welcher die königliche Familie zu speisen pflegte, und den schattigen Altan, der auf den Aesten einer riesigen Platane erbaut, Luft und Schatten zugleich gewährt, die königlichen Zimmer und die Plattform des Thurmes, von dem man das Land weit umher übersieht, auch die Stadt Athen, die Akropolis und das blaue Meer, zeigte uns der alte Beckenbauer und erzählte uns manche Geschichte wie die Königin Diesem und Jenem geholfen, ja ganze Ortschaften unterstützt hatte. Aber auch davon, wie wenig diese Wohlthaten anerkannt und wie Niemand sich derselben jetzt erinnern wolle, wußte er viel zu erzählen, und als er schließlich davon sprach, daß er nicht wisse, ob er seine hohe Herrin jemals wiedersehen werde, ob und wie lange er auf Heptalophos bleiben oder auch von dem Orte, den er gepflegt und geschaffen und an dem er zu sterben gehofft, fortgejagt und in die Welt hinausgestoßen werden würde, liefen dem alten Manne die Thränen über die Wange, und auch wir verließen die Stätte deutschen Sinnes, auf welcher noch eine Seele mit deutscher Treue und Anhänglichkeit trauerte in gedrückter Stimme und mit schwerem Herzen. Wir konnten uns der linden Luft und der strahlenden Sonne nicht mehr so recht freuen, und als wir in die Stadt zurückgekehrt und auf der Promenade und vor den Kaffeehäusern die Griechen sich des schönen Wetters freuen sahen, wünschte ich denselben von Herzen etwas weniger Schlauheit und etwas mehr Gefühl.

Ein Brief Friedrich Rückert's.

Der Hamburger Zentral-Ausschuß für die Märzfeier hatte sich an Friedrich Rückert, den einzigen überlebenden Dichter der Freiheitskriege, schriftlich gewendet, um den hochbetagten Dichter-Veteran, wenn irgend möglich, zu bewegen, dem Märzfeste durch seine persönliche Anwesenheit eine noch höhere Würde zu verleihen. Friedrich Rückert hat durch folgenden Brief geantwortet: „Meine Herren! Sie haben mir eine große Ehre erzeigt und eine unerwartete Freude gemacht durch Ihre Zuschrift, aus welcher ich ersehe, nicht nur, welche begeistert eifrige Anstalten Sie zu einer würdigen Jubelfeier Ihres hanseatischen 18. Märzes machen, sondern auch, daß Sie bei dieser Gelegenheit meiner poetischen Anläufe aus jener bewegten Zeit Sich erinnern, ja, mich selbst als Gast bei Ihrer Feier zu sehen wünschen. Nun verbietet mir zwar das Alter, persönlich zu erscheinen, soll mich aber nicht hindern, geistig anwesend zu sein und von Herzen mit zu feiern. Mögen Sie denn dabei, wie Sie sagen, auch meiner freundlich gedenken, was nicht, wie Sie auch sagen und gütig zu glauben scheinen, von so gar viel anderen Seiten her geschehen wird, da ja meine Poesieen weder durch den Buchhandel, noch durch die Musiker recht unter die Leute gekommen sind. Als ein besonderes Zeichen meines Dankes nehmen Sie mit Nachsicht das hier gegenüberstehende, einen Nachklang der geharnischten Sonette, wie ihn eben der Augenblick eingegeben hat. Ergebenst der Ihrige Dr. Fr. Rückert. Neuseß bei Koburg, 14. Februar 1863." Der Central-Ausschuß glaubt dem Sinne des Dichters zu entsprechen, wenn er das diesem Schreiben beigeschlossene Gedicht zum Besten der Unterstützungskasse für die Invaliden und deren Hinterbliebenen veröffentlicht.

Mannigfaltigkeiten.

Die „France" enthält einen Artikel über den Bonelli'schen Telegraphen, demzufolge derselbe bei seiner Anwendung in England ganz außerordentlich günstige Erfolge ergeben haben soll. Weder der Wheatstone'sche noch der Morse'sche Apparat genügen mehr für das Bedürfniß der Schnelligkeit der Uebertragung, da die Zahl der Depeschen täglich wächst. Im Jahr 1858 war die Zahl der in Frankreich beförderten Depeschen 464,000, 1859 599,000, 1860 720,000, 1861 921,000 und 1862 1,656,000. Das ist eine Zunahme von beinahe 80 Proc. jährlich. Der Morse'sche Apparat ergab in Frankreich bei 5 Drähten 100 Depeschen von je 20 Worten in der Stunde bei 5 Angestellten und 5 Apparaten auf jeder Station. Der Bonelli'sche Apparat soll etwa das dreifache leisten wie der Morse'sche und nur ganz ungebildete Arbeiter verlangen. Er beruht auf der Reproduktion der Depesche selbst durch chemische Einwirkung der Elektricität auf besonders bereitetes Papier. Der elektrische Strom ist nur hergestellt, und reagirt an der einen Station durch die Zinken eines Kammes von 5 Nadeln in Form brauner Punkte auf das Papier, wenn die Zinken eines ebensolchen Kammes von Nadeln auf der andern Station auf die Buchstaben der Originaldepesche treffen. Der Nachtheil des Systems ist, daß man es nicht unter 5 Drähten anwenden kann. Hr. Bonelli hat außer seinen übrigen bedeutenden Eigenschaften auch die sich vortrefflich mit anderer Leute Erfindungen brüsten zu können. Der Bonelli'sche elektrische Webstuhl ist bekanntlich eine Erfindung des deutschen Mechanikers Hipp, welcher schon vor Jahren einen ähnlichen telegraphischen Apparat der auf der chemischen Wirkung der Elektricität beruht, erfunden hat. Der chemisch-elektrische Telegraph Bonelli's scheint uns nur eine Verbesserung des Hipp'schen zu sein. Der frühere von Hipp erfundene, so überaus sinnreiche Schreibapparat gab etwa 150 Buchstaben in der Minute, also 9000 Buchstaben in der Stunde auf einem Draht, der neue Bonelli'sche Apparat gibt 72,000 auf 5 Drähten.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 47 Dienstag, 24. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Bei seiner Heimkehr erhielt Tage Vorwürfe von Aberney; diese aber waren nicht gefährlich und wurden gänzlich vergessen, als der Professor versprach, daß er am folgenden Tag nach Ektorp gehen dürfe.

Nach einigen Wochen befand sich Schuldfried vollkommen auf dem Wege der Besserung und verbrachte die Nachmittage auf einer Bank außen im Hofe liegend. Sie litt jetzt nur am Schwindel, einem Uebel, von welchem der Doktor behauptete, daß sie es noch einige Zeit behalten würde. Tage war jeden Nachmittag bei ihr und dann las er ihr vor oder erzählte Geschichten.

Endlich nach einem Monat war sie vollkommen gesund und konnte zu ihrer unbeschreiblichen Freude die Fahrten nach Junta wieder unternehmen; aber mit den angenehmen Spaziergängen nach Hause war es zu Ende, denn der alte Anders brachte Schuldfried zu Wagen hin und her.

Oft, wenn Tage und Schuldfried allein waren, sprachen sie mit tiefer Erbitterung von Constantin Canitz, und dann pflegte das Mädchen mit feuerrothen Wangen und blitzenden Augen zu rufen:

„Wenn ich hundert Jahre alt würde, könnte ich die abscheuliche Schande nicht vergessen, daß Du und ich von ihm geschlagen worden sind. Mama hat immer gesagt, es sei eine unaustilgbare Erniedrigung, Schläge zu bekommen, und siehst Du, Tage, noch nie hat mich Jemand auch nur mit einem Finger berührt, um mich zu schlagen. Er, ein Canitz, hat es gethan und ich werde es ihm nie verzeihen."

Sie deutete auf die Schramme an Tage's Stirne und fügte hinzu:

„Bis in meinen Tod werde ich den Menschen verabscheuen, der Dir dieß zugefügt hat, und wenn ich seinen Namen höre, wird mich immer der Schlag schmerzen, den er mir ins Gesicht gab."

Constantin hatte nach den Vorfällen mit den Kindern ganz plötzlich Kronbrück verlassen, obschon alle Gäste und der General selbst noch blieben. Dr. Wagner war zum Bezirksarzt ernannt worden und somit ebenfalls geblieben.

Alles, was man von Constantins plötzlicher Abreise erfuhr, war, daß er noch am selben Abend, wo der Auftritt im Walde statt hatte, ein Billet erhielt, das ein Bote aus dem Gasthaus brachte. Nach Durchlesung desselben war er sogleich fortgeritten und erst am folgenden Morgen zurückgekommen, wo er den General aufsuchte und eine lange Unterredung mit ihm hatte.

Nachmittags erklärte der General seinen Gästen, sein Sohn müsse in die Kriegsschule in Petersburg eintreten.

* * *

Wir wollen uns jetzt sechs Jahre weiter versetzen. Für die Bewohner von Ektorp und Junta waren sie verflossen, ohne daß sich etwas besonders Merkwürdiges zutrug.

Jeden Herbst reiste Professor Aberney von Junta nach Abo. Tage und Tante Sara zogen dann mit, und während ihrer Abwesenheit wurde Junta von einem Oberknecht und seiner Frau bewohnt. In Ektorp verfloß der Winter einförmig; Schuldfried las, spielte, arbeitete, fuhr in die Kirche und besuchte die eine oder andere Hütte, wo ihre mildthätigen Hände immer einen Segen hinterließen. So war ihr Leben von Kindheit auf dahingegangen, und sie empfand keine Sehnsucht nach einer andern Lebensweise.

Im Frühjahr kehrte Aberney nach Junta zurück; sie traf dann ihren guten Freund Tage und Tante Sara wieder, und nun begannen die Lektionen, Spaziergänge, Spiele und Gespräche, welche Schuldfried immer mehr an Tage und Aberney fesselten. So waren drei Jahre vergangen. Am vierten Frühling kamen Sara und Aberney allein. Tage war auf Aberneys Wunsch nach Schweden gegangen und sollte sich in Carlsberg zum Marineoffizier ausbilden.

So verflossen drei Jahre, ohne daß Schuldfried ihren theuren Jugendfreund wieder sah.

Schuldfried zählte jetzt siebzehn Sommer. Aus dem hübschen Kinde war eine schöne Jungfrau geworden, die noch immer ihren frischen frohen Sinn und ihr ungekünsteltes Herz bewahrte. Das in vollkommener Einsamkeit erzogene Mädchen hatte indeß Nichts von der Scheu eines Einsiedlers, und wußte von keiner schwermüthigen Träumerei. Wenn sie manchmal beim

Digitized by Google

Singen ihrer Lieder träumte, so waren es heitere Träume, frisch und naturwahr, wie ihr ganzes Wesen, oder auch stolz wie ihr Charakter, niemals aber sehnsuchtskrank oder wehmüthig.

Fröhlich wie eine Lerche, eilte sie an einem schönen Tag zu Anfang Mai nach Junta. Sie war durch einige Zeilen Abernetys von seiner Ankunft daselbst unterrichtet worden. Ihr guter Freund war im höchsten Grad überrascht, als er seinen Schützling wieder erblickte, und sah, wie sie sich in den letzten Monaten zum Weibe entwickelt hatte. Der Blick, den er auf sie heftete, bewies, daß der gelehrte Mann, obschon in seine Studien vertieft, gleichwohl von einer ungewöhnlichen Schönheit überrascht werden konnte.

Tante Sara, deren ganz besonderer Liebling sie geworden war, bewirthete sie mit allem Kostbaren, was ihre Vorrathskammer an Eingemachtem und Backwerk besaß, und das junge Mädchen war an Seele und Herz noch so vollkommen Kind, daß sie sich all die guten Sachen, die Sara aufstellte, recht wohl munden ließ. —

Der erste und auch der zweite Besuch auf Junta wurden vollständig von Erzählungen, wie man den Winter zugebracht, so wie von all den mehr oder weniger merkwürdigen Ereignissen, die einigermaßen von der täglichen Ordnung abwichen, in Anspruch genommen. Vor dem Erker sitzend, erzählte sie ihrem guten Freund, wie sie Aberney fortwährend nannte, daß sie ein langes Gewebe gemacht, daß sie so und so viel Garn gesponnen, welche Bücher sie gelesen, welche Musik sie eingeübt, wie oft sie die Kirche besucht, was für schöne Topfpflanzen sie aufgezogen, und wie viele Taubenpaare sie jetzt besaß. Als der Bericht über all diese Merkwürdigkeiten zu Ende war, fügte sie hinzu:

„Ich habe auch reiten gelernt."

„Reiten!" wiederholte Sara und sah bestürzt von ihrer Stickerei auf. „Das ist nicht möglich. Es ziemt sich nicht für ein sittsames Mädchen. In meiner Jugend würde man so etwas nicht gestattet haben. Bloß sehr vornehme Damen können sich solche Unweiblichkeiten erlauben, ohne daß es sehr auffällt."

„Wenn eine vornehme Dame reiten kann, ohne daß es anstößig ist, so kann auch ich es thun; denn was für die eine paßt, das paßt auch für die andern." Schuldfried sah mit einer lächelnden und trotzigen Miene Tante Sara an. „Annika daheim," fuhr sie fort, „bekam beinahe einen Schlag, als sie mich zum Erstenmal zu Pferde sah. Sie sprang sogleich zur Mama, um zu klagen; aber damit war Nichts gewonnen. Ich erhielt von meiner Mutter volle Erlaubniß, meinen Zelter zu tummeln." Schuldfried lachte. Tante Sara glättete ihre Schürze, ein Zeichen, daß die Alte bei übler Laune war. Aberney ergriff mit echter Professorsmiene das Wort:

„Liebes Kind, das solltest Du', glaube ich, ganz bleiben lassen. Eine Reiterin zu sein, ist gerade nichts, was ein Weib schmückt. Es ist gar nicht anmuthig zu sehen, wie ein junges Mädchen gleich einem Kosaken zu Pferde einherspringt. Wir Männer bewundern in der Frau gerne ein schüchternes und mildes Wesen, das in seinem Thun und Lassen alles Mannhafte verabscheut."

„Ach, mein guter Freund, ein solches mildes und schüchternes Wesen werde ich nie," versetzte Schuldfried. „Die Furcht ist mir fremd, und da ich nichts Böses thue, so muß ich Alles thun können, was mich gelüstet. Ich liebe Bewegung und Freiheit. Diese zwei Vortheile habe ich besessen, so weit ich mich zurückerinnern kann. Sie waren meine Schätze und sind es noch jetzt; deßhalb liebe ich es, wie eine Windsbraut auf meinem Pferde dahinzufliegen. Wollte Gott, daß ich ein rechtes Reitpferd besäße, aber so glücklich bin ich nicht."

Ein kleiner Disput entstand zwischen Schuldfried und Aberney, wobei er sich über den wirklich überlegenen Verstand des Mädchens, ihr logisches Denken und die Klarheit ihrer Beweisführung wundern mußte. Dieß war indeß ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß Schuldfried, in Folge der wissenschaftlichen Richtung, die sie durch Aberney erhalten, ihren Geist wahrhaft ausgebildet und ihren von Natur außerordentlich guten Kopf ungewöhnlich geübt hatte.

Bei ihrem dritten Besuch begannen die Lektionen wieder. Wenn Schuldfrieds Stimme schon in ihren Kinderjahren schön war, so hatte sie jetzt eine ungemeine Kraft und Klarheit gewonnen und war eine wahre Nachtigallenstimme geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben des vorigen russischen Hofes.

Zu den historischen Gestalten, welche am wenigsten von ihrer Gegenwart gleich erkannt werden und über die das richtige Urtheil sich erst im Verlaufe der Zeit bildet, gehört auch der verstorbene Kaiser Nikolaus. Noch lange werden die Stimmen über seinen Charakter getheilt sein und in nenerer Zeit sind mancherlei Schriften über ihn erschienen. Gewiß wird kein freier Geist für ihn Partei nehmen; doch ist's Pflicht, ihm auch nach der edlen Seite hin gerecht zu werden. Hören wir folgenden Charakterzug, den Bode von ihm erzählt:

In dem Jahre 1839 lebte in St. Petersburg eine Fürstin, so schön und so liebenswürdig, daß der größte Fürst Europa's, wenn er ihr in einer Bauernhütte begegnet wäre, Prinzessinnen den Rücken gewendet haben würde, um ihr seine Hand und seinen Thron anzubieten. Weit entfernt aber, das Licht der Welt in einer Bauern-

Digitized by Google

hätte erblickt zu haben, war ſie im Schatten des ſtolzeſten Thrones der Erde geboren; denn dieſe junge Fürſtin war keine andere, als Maria Nikolajewna, die Tochter des Kaiſers von Rußland. Als ihr Vater bemerkte, wie mehrere Thronerben die Abſicht hatten, ſich um ihre Hand zu bewerben, forſchte ſein Auge nach dem ſchönſten, reichſten und mächtigſten derſelben und er ſagte mit dem Lächeln eines Vaters zu ihr:

„Mein Kind, Du biſt nun alt genug, um Dich zu vermählen, und ich habe für Dich einen Prinzen gewählt, der Dich zu einer Königin, und einen Mann, der Dich glücklich machen wird!“

„Einen Mann, der mich glücklich machen wird?“ fragte die Prinzeſſin erröthend, und als ſie die Stirne des Czaren ſich umdüſtern ſah, ſagte ſie: „Sprich, Vater, und ich werde Dir gehorchen.“

„Gehorchen?“ rief der Kaiſer. „Willſt Du blos aus Gehorſam einen Gatten aus meinen Händen empfangen?“ Die junge Prinzeſſin ſchwieg und ſuchte eine hervorquellende Thräne zu verbergen.

„Wie? haſt Du etwa ſchon gewählt?“

Die Prinzeſſin ſchwieg noch immer.

„Erkläre Dich, Marie! ich befehle es Dir.“

Bei dieſen Worten, welchen 60 Millionen menſchlicher Weſen gehorchten, ſank die Prinzeſſin dem Kaiſer zu Füßen.

„Ja, Vater — wenn ich es Dir ſagen muß — mein Herz iſt nicht mehr mein; es gehört einem Manne, der es nicht weiß und der es auch nie erfahren ſoll, wenn dieß Dein Wunſch iſt. Er hat mich nur zwei bis drei Mal geſehen und wir werden niemals mit einander ſprechen, wenn Du es mir verbieteſt.“

Der Kaiſer ſchwieg, er ward bleich; drei Mal ging er in dem langen Zimmer auf und ab. Er getraute ſich nicht nach dem Namen zu fragen. Er, der ſämmtlichen Monarchen an der Spitze ihrer Heere getrotzt haben würde, er fürchtete in ſeiner menſchlichen Allmacht dieſen unbekannten Mann, der ihm den Beſitz ſeines theuerſten Kleinods ſtreitig machte.

„Iſt es ein König?“ fragte er endlich.

„Nein, Vater.“

„Auch kein Kronprinz?“

„Nein, Vater.“

„Aber doch der Sohn einer regierenden Familie?“

„Nein, Vater.“

Bei jedem Schritte auf dieſer abwärts führenden Leiter machte der Kaiſer eine Pauſe, um Athem zu ſchöpfen.

„Ein Ausländer?“

„Ja, Vater.“

Der Kaiſer ſank auf ſeinen Seſſel zurück und bedeckte ſein Geſicht mit den Händen, wie Agamemnon bei dem Opfer Iphigeniens.

„Iſt er in Rußland?“ hob er mit gewaltiger Anſtrengung wieder an.

„Ja, Vater.“

„In St. Petersburg? Wo werde ich ihn ſehen?“ rief der Kaiſer, indem er ſich mit drohender Miene erhob.

„Morgen bei der Revue.“

„Woran werde ich ihn erkennen?“ fragte der Kaiſer, mit dem Fuße ſtampfend.

„An ſeinem grünen Federbuſche und ſeinem ſchwarzen Roſſe.“

„Gut, gut; geh', meine Tochter.“

Die Prinzeſſin entfernte ſich, einer Ohnmacht nahe, und der Kaiſer verſank in Nachdenken.

„Eine kindliche Grille,“ ſagte er endlich; „ich bin ein Thor, daß ich mich dadurch beunruhigen laſſe! Sie wird ſie vergeſſen lernen! Sie ſoll ſie vergeſſen!“

Seine Lippen wagten nicht auszuſprechen, was ſein Herz hinzufügte.

„Es muß geſchehen, denn all' meine Macht würde ſchwächer ſein als ihre Thränen.“

Am folgenden Tage bei der Muſterung ſuchte und ſah der Kaiſer, deſſen Adleraige Alles mit einem einzigen Blicke überflog, unter ſeinen Bataillonen nichts weiter als einen grünen Federbuſch und ein ſchwarzes Roß. In dem Manne, welcher den erſteren trug und das letztere ritt, erkannte er einen einfachen Oberſten der bayeriſchen leichten Reiterei — Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg, jüngſtes Kind des Sohnes von Joſephinen, die kurze Zeit Kaiſerin von Frankreich war, und Augnſte Amalia's, der Tochter von Maximilian Joſeph von Bayern — einen allgemein bewunderten Kavalier.

„Iſt es möglich?“ ſagte der Kaiſer bei ſich ſelbſt, indem er den Oberſten rufen ließ, in der Abſicht, ihn wieder nach München zu ſchicken.

In dem Augenblick aber, als er im Begriff ſtand, ihn durch ein Wort zu entfernen, bemerkte er, daß ſeine Tochter in ihrem Wagen ohnmächtig ward.

„Es iſt kein Zweifel,“ dachte der Kaiſer, „er iſt es wirklich.“

Damit wandte er dem beſtürzten Fremdling den Rücken und kehrte dann mit ſeiner Tochter nach dem kaiſerlichen Palaſte zurück.

(Schluß folgt.)

Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft.

Von allen Dramen Chr. D. Grabbe's iſt keine ſo geeignet, im jetzigen Augenblicke wieder in Erinnerung gebracht und genoſſen zu werden, als ſein „Napoleon und die hundert Tage.“ Was damals in Europa ſich ereignete, wird jetzt 50jährig. Der Verleger von Grabbe's dramatiſchen Dichtungen, F. C. Suchsland, Hermann'ſche Verlagsbuchhandlung in Frankfurt a. M., hat daher wohl gethan, Grabbe's „Hundert Tage“ in

Digitized by Google

zweiter Auflage erscheinen zu lassen. Die „Hundert Tage“ sind mehr genannt als gekannt, und doch sind sie so reich an hohen dichterischen Schönheiten und politischen Wahrheiten, daß sie wohl verdienten, von Neuem gelesen und besser, als es bei ihrem ersten Erscheinen der Fall war, gewürdigt zu werden. Es wäre eine schwierige, doch vielleicht keine undankbare Aufgabe, dieses Drama durch Vermittlung eines guten Vorlesers dem Publikum näher zu bringen, zumal eine gute Aufführung auf der Bühne bei dem jetzigen Zustande der deutschen Schauspielkunst wohl zu den frommen Wünschen gehören dürfte.

Die von verschiedenen deutschen Kreisen ausgehende Aufforderung, die Veranstaltung einer Gesammtausgabe der Werke des trefflichen Julius Mosen zu unterstützen, hat auch unter den in England angesiedelten Deutschen lebhaften Anklang gefunden. Außer in London steigt die Zahl der Subskriptionen in Liverpool, Nottingham, Bradford und anderen Städten, welche deutsche Einwohner beherbergen, zu einer anerkennungswerthen Höhe. Neben den übrigen Clubs und Gesellschaften sind es hauptsächlich die Turnvereine, welche sich für den nationalen Zweck ein besonderes Verdienst erwerben. Ferdinand Freiligrath, dessen regste Theilnahme nie vermißt wird, wo es eine Sache deutscher Literatur gilt, hat ein schönes Gedicht an Mosen, dessen Thätigkeit nun schon lange durch eine traurige Krankheit gelähmt ist, bei dieser Gelegenheit veröffentlicht. Möchte die deutsche Nation ihrem edeln und patriotischen Dichter, dessen Werke noch lange nicht genug bekannt und gewürdigt sind, eine Ehrenschuld abtragen und ihm als einen Trost seines Alters die gerechte Anerkennung zu Theil werden lassen!

Die Firma Voigt und Günther in Leipzig beginnt gegenwärtig die Veröffentlichung einer neuen zweiten Auflage von „Joseph Freiherrn von Eichendorff's sämmtlichen Werken,“ sechs Bände mit des Dichters Bildniß und Facsimile und einer biographischen Einleitung. Diese neue Auflage, vom Sohne Eichendorff's redigirt, enthält nicht nur die gesammten bereits bei Lebzeiten des Verfassers erschienenen lyrischen Erzeugnisse, Romane, Novellen und Dramen, sondern auch aus dem Nachlaß desselben eine große Anzahl bisher noch nicht veröffentlichter Lieder, so wie die Novelle: „Eine Meerfahrt“ und das Märchen: „Libertas und ihr Freier.“

Mannigfaltigkeiten.

[Fenner v. Fennenberg †.] Aus Bregenz wird der Tod Fenner v. Fennenberg's gemeldet. Fenner war am 10. Oktober 1818 in Brixen geboren, Sohn des Feldmarschalllieutenants Fenner; seine Mutter war eine Gräfin Wolkenstein. Seit dem Jahre 1848, wo er während der Oktobertage bekanntlich eine hervorragende Rolle, zuletzt als Oberkommandant der Nationalgarde in Wien spielte, flüchtig, in Wien zum Tode verurtheilt, zog er anfänglich nach New-York und Cincinnati, kehrte vor vier Jahren nach Deutschland zurück, im Elend und irrsinnig. Seine Frau kam nach Wien und erlangte nach wiederholtem Fußfall die Erlaubniß, daß ihr Gatte auf sechs Monate nach Oesterreich zurückkehren dürfe, und zwar ward ihm Bregenz als Aufenthaltsort angewiesen. Dort lebte er seit einem Jahre im erbarmungswürdigsten Elend in einem Bauernhause der Mehrerau. Von den gräßlichsten körperlichen Schmerzen heimgesucht, starb er am 10. Februar, 44 Jahre alt, im Stadtspital zu Bregenz, eine ebenfalls mit Kummer und Noth ringende Wittwe zurücklassend.

[Wie unangenehm, Präsident eines preußischen Abgeordnetenhauses zu sein!] Die „Nb. Ztg.“ meldet: „Kommerzienrath Reichenheim in Berlin gab am 15. der Fraktion der Fortschrittspartei ein Bankett, zu welchem auch die Präsidenten des Abgeordnetenhauses geladen waren. Hiebei lief eine Depesche aus Karlsruhe ein, welche das Anerkennungsvotum der badischen zweiten Kammer meldete. Bei dieser Gelegenheit möchten wir die geehrten Leser, welche die Absicht haben, dem Abgeordnetenhause oder dessen Präsidenten ihre Sympathie telegraphisch zu bekunden, bitten, zu sorgen, daß die Depeschen nicht bei nachtschlafender Zeit abgegeben werden. In der vorigen Woche ist Grabow 5 Nächte hintereinander gegen 2 Uhr aus dem Bett geklingelt worden, um dem Telegraphenboten über die Benachrichtigung von einem Toast Quittung zu ertheilen.“

Nach dem Annuaire militaire français 1862 besteht die maison militaire des Kaisers aus 16 Adjutanten und 13 Ordonnanzoffizieren. Die Generalität zählt 11 Marschälle (der jüngste, Canrobert, ist 53 Jahre alt), 94 Divisions- und 161 Brigadegenerale. Sobald ein Divisionsgeneral 65, ein Brigadier 60 Jahre zählt, tritt er aus der aktiven Armee mit Pension. Sämmtliche Generale und Stabsoffiziere haben den französischen Orden der Ehrenlegion; die fremdherrlichen Dekorationen sind nirgends aufgeführt, was den französischen Nationalgeist kennzeichnet, zugleich aber die geringe Bedeutung, die man ihnen beimißt, anzeigen mag. Es werden 143 feste Plätze und Forts in Frankreich und 34 in Algier unterhalten.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 48 Mittwoch, 25. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Ein Paar Wochen verflossen schnell für Schuldfried, die ihre Lektionen liebte und sich an der Seite ihres väterlichen Freundes so glücklich und froh fühlte. Eines Tages beschloß Schuldfried nach Junta zu reiten. Sie machte den Weg sonst immer zu Fuße. Der Oberknecht war ihr Mittags gesagt, daß Bleß, das beste von den drei Pferden auf Ektorp, frei sei, im Fall das Fräulein davon Gebrauch machen wolle. Natürlich wollte Schuldfried das, und der Oberknecht erhielt den Auftrag, es zu satteln.

Nach dem Mittagessen ging Schuldfried in den Stall hinab. Sie wollte Annika nicht wissen lassen, daß sie ritt, weil die Alte sonst ein Geschrei von dem Schreck angefangen hätte, worein Schuldfried sie versetze.

In einem kurzen Blousenröckchen und Beinkleidern von dunklem selbstgewobenem Zeug mit einem runden Strohhut auf dem Kopf, war Schuldfried eine, wenn auch nicht gerade elegante, doch ausgezeichnet schöne Reiterin. Mit dem Pferd und Geschirr verhielt es sich jedoch anders. Bleß war ein kleiner, brauner Bauernklepper, mit einem weißen Stern auf der Stirne, einer langen ungekämmten Mähne und kurzen Ohren, die er unaufhörlich spitzte. Die Ausrüstung bestand aus einem alten abgetragenen Sattel, den der Oberknecht bei irgend einer Auction gekauft, so wie aus einem Zaumgeschirr, das ebenfalls seine besten Tage gesehen hatte. Die Zügel waren von Hanf, allerdings ganz neu, aber unbeschreiblich einfach. Doch was bedeutete das Alles? Die Hauptsache für Schuldfried war, daß sie reiten durfte; das Uebrige war Nebensache. Fröhlich und stolz saß sie im Sattel, gleich als wäre ihr Klepper ein ausgezeichneter andalusischer Springer und das Gebiß mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Es ging frisch weg, obschon nur im sogenannten Hundetrab. Als sie ein Stück weit gekommen war, hielt sie ihr Pferd an und ließ es im Schritt gehen. Der Wald war Schuldfrieds Entzücken und durch diesen ritt sie immer langsam.

Gott weiß, an was das Mädchen dachte, während Bleß mit seiner Last gemächlich voranschritt. Ganz plötzlich wurde sie durch Hufschläge hinter ihr, aus ihren Gedanken geweckt. Es kam Jemand in gestrecktem Galopp einhergeritten. Bleß erhob seinen Kopf und wieherte. Schuldfried wandte sich um und wartete mit nicht geringer Neugierde, wer es wohl sein könnte. Sie erinnerte sich nicht, einen Reiter in der Gegend gesehen zu haben, seit General Canitz vor drei Jahren gestorben war. Daß es kein Bauernjunge war, der auf der Waide umherritt, hörte man wohl an den leichten Hufschlägen.

„Wie angenehm," dachte Schuldfried, „daß man einmal einen Fremden zu sehen bekommt! Das wäre wahrhaft epochemachend!"

Kaum hatte sie das gedacht, als ein schneeweißer Zelter den kleinen Hügel heransprang, den sie hinter sich gelassen hatte. Das Pferd trug auf seinem Rücken einen schlanken Reiter.

Ohne im Mindesten über den Anblick eines jungen Mannes zu Pferde zu erschrecken, ließ Schuldfried ihren Bleß seinen bescheidenen Hundetrab weiter gehen und wartete ungeduldig, bis sie den Reiter zu sehen bekäme. Jetzt war er ganz nahe. Wieder wandte sie ihren Kopf.

Bei dieser Bewegung riß der Reiter die Zügel an sich, just in dem Augenblick, wo sein Pferd vorbeispringen sollte. War es die ungewöhnliche Schönheit des Mädchens, oder war es der eigenthümliche Anblick dieser schlanken, eleganten Frauengestalt in einem so dürftigen Reitkleid und auf einem Pferd, das zu ganz andern Diensten bestimmt war, als es jetzt verrichtete, was den jungen Mann veranlaßte, so plötzlich anzuhalten, oder war es wirklich der Grund, den er angab, als er seine Uniformsmütze abnahm und sagte:

„Entschuldigen Sie und erlauben Sie mir die Frage, ob dieß der rechte Weg nach Kronbrück ist?"

Seine Augen hafteten mit dem Ausdruck der größten Ueberraschung auf dem Mädchen.

„Nein, Sie sind ganz davon abgekommen, und müssen entweder bis zu dem Kreuzweg bei Junta vorreiten oder zurück bis zu dem Hauptweg am Ende des Waldes," antwortete Schuldfried, zwar mit einer starken Röthe auf den Wangen, aber sonst ohne allen Zwang. Sie hatte mit der Hand die beiden verschiedenen Richtungen bezeichnet, die er einzuschlagen hatte.

Digitized by Google

„Dann will ich lieber vorwärts," antwortete der junge Mann mit einem fremden Accent: „ich kehre nicht gerne um, wenn ich einen Weg betreten habe."

„Dieß ist gleichwohl zuweilen unumgänglich nöthig, denn sonst würden wir nie in die Heimath zurückkehren, die wir verlassen müssen."

Schuldfried sagte dieß mit ihrer gewöhnlichen Ungezwungenheit, ohne sich durch die klaren und strahlenden Augen des Fremden belästigt zu fühlen. Sie war sich ihrer eigenen Schönheit viel zu wenig bewußt, um den Ausdruck unverstellter Bewunderung in seinem Blicke zu beachten. Der junge Mann dagegen schien gar nicht geneigt, seinen Weg allein fortzusetzen, sondern ritt im gleichen Schritt mit Schuldfried weiter, nahm das Gespräch wieder auf und führte es auf eine eigenthümlich lebhafte und originelle Art, die unwillkürlich interessirte. Schuldfried wußte kein Wort davon, bis sie an dem Kreuzweg waren.

„Hier scheiden sich unsere Wege," sagte sie lächelnd; „Kronbrück liegt rechts."

„Und wohin geht Ihr Weg?" fragte der Fremde.

„Links nach Junta. Wenn Sie jetzt gerade vorwärts reiten, werden Sie bald die Hauptstraße finden." Sie nickte zum Abschied mit dem Kopfe.

„Erlauben Sie eine Frage: Ist das Ihre Heimath, wohin Sie jetzt reiten?"

„Nein, ich will nur einen Freund besuchen. Leben Sie wohl!" Schuldfried nickte abermals mit dem Kopfe. In dieser Bewegung lag etwas so bestimmt Abweisendes, daß des jungen Mannes einzige Antwort darin bestand, seine Mütze abzunehmen und mit einigen verbindlichen Worten für die angenehme Gesellschaft zu danken, worauf er sich im Galopp entfernte.

Nachdenklich setzte Schuldfried ihren Weg fort. Die feinen schönen Gesichtszüge des Fremden, seine stolze und dennoch ungezwungene Haltung, seine tiefen und durchdringenden Augen, Alles das hatte auf Schuldfried einen lebhaften Eindruck gemacht, besonders da in diesem Gesichte etwas lag, was ihr bekannt vorkam.

„Vermuthlich gleicht er irgend einem Traumbild in meinem Innern," dachte Schuldfried lächelnd, „denn in der Wirklichkeit selbst habe ich noch keinen andern Menschen gesehen, als den Pastor, Aberney, Tage und Tante Sara, so wie die Leute im Hause."

An diesem Tage ging es mit der Lektion ungewöhnlich schlecht. Schuldfried schenkte dem naturgeschichtlichen Vortrag ihres guten Freundes keine Aufmerksamkeit, sondern unterbrach ihn unaufhörlich mit Fragen über ganz andere Gegenstände. Endlich sagte sie lachend:

„Heute wäre es gewiß angenehmer, Etwas über Finnland und den letzten Krieg zu hören. Ach, mein guter Freund, die Wärme ist so drückend, daß ich nicht denken kann."

Aberney sah mißlaunisch aus, was er seit der Ankunft Schuldfrieds gewesen war; denn es war ihm unangenehm, sie zu Pferde zu sehen. Aber bei diesem Beweis von mangelndem Interesse wurde er es noch mehr. Schuldfried bemerkte sogleich die Wolke auf seiner Stirne; sie neigte ihren Kopf schief und sagte lächelnd:

„Sie dürfen nicht böse sein, Onkel, wenn ich zuweilen unaufmerksam bin, aber dieß kommt daher, daß mich manchmal eine Sehnsucht ergreift, von diesem Lande reden zu dürfen, das so manche blutige Kämpfe durchgemacht hat, und das ich eben deßhalb so innig, so von ganzem Herzen liebe, daß ich mich nie versöhnen kann mit . . ." Eine Hand legte sich auf Schuldfrieds Lippen: es war Tante Sara.

Inzwischen war die Wolke von Abernеys Stirne verschwunden, und er begann von diesem Finnland zu reden, das auch ihm lieb und theuer war. Ein Besuch des Pastors unterbrach indeß bald das Gespräch, und da Aberney jetzt von diesem in Anspruch genommen wurde, so nahm Schuldfried Abschied und begab sich nach Hause. Als sie den großen Waldweg hinabritt, wunderte sich Schuldfried darüber, daß sie Onkel Aberney Nichts von der Begegnung mit dem Fremden gesagt hatte. Sie konnte nicht begreifen, warum sie es nicht gethan, und wäre beinahe umgekehrt, um diesen Fehler gut zu machen, als ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand am Kreuzweg gelenkt wurde. Dort stand nämlich ein weißes Pferd an einen Baum gebunden. Sie erkannte es sogleich.

„Hat er seinen Weg nach Kronbrück nicht fortgesetzt?" fragte Schuldfried in Gedanken; „oder warum hat er das Pferd hier gelassen?"

Jetzt erhob sich eine männliche Gestalt. Er hatte von den Gebüschen verdeckt unter dem Baume gelegen, wo das Pferd stand. Ehe Schuldfried an Ort und Stelle kam, hatte er sich in den Sattel geschwungen, und erwartete sie zu Pferde.

„Zürnen Sie über meine Keckheit, Sie hier zu erwarten?" fragte er mit einer höflichen Verbeugung und einem verbindlichen Lächeln.

„Sie wollten ja nach Kronbrück?"

„Allerdings; aber bei näherer Ueberlegung zog ich es vor, den andern Weg zu nehmen, den Sie mir bezeichneten."

„Geschah es darum, weil Sie dann doppelt so weit zu reiten hatten?"

„Ja, es gibt wirklich in unserem Leben Augenblicke, wo wir die Zeit festzuhalten und den Weg zu verdoppeln wünschen, den wir zurücklegen haben."

„Sie sagten indeß, daß Sie nicht gerne umkehren."

„Das ist wahr, aber ich kehre nicht um, sondern setze nur meinen Weg fort. Im Uebrigen liegt in den Umständen so viel, was uns veranlaßt, unser Benehmen zu ändern. Nur unsere Prinzipien dürfen nie verändert werden."

Ohne eine weitere Erlaubniß abzuwarten ritt er neben Schuldfried her.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus dem Leben des vorigen russischen Hofes.

(Schluß.)

Sechs Wochen lang ward Alles, was Klugheit im Bunde mit Liebe und Strenge ausrichten können, versucht, um das Bild des Obersten aus dem Herzen der Prinzessin zu verbannen. Am Ende der ersten Woche war sie gefaßt, am Ende der zweiten weinte sie im Stillen, am Ende der dritten weinte sie unverhohlen, am Ende der vierten wünschte sie sich ihrem Vater zu opfern und am Ende der fünften war sie dem Tode nahe. Mittlerweile bemerkte der Oberst wohl, daß er am Hofe des Kaisers in Ungnade gefallen war, und ohne zu wagen, sich selbst die Ursache davon zu gestehen, wollte er nicht warten, bis ihm befohlen würde, zu seinem Regiment zurückzukehren. Er stand daher auf dem Punkte, die Rückreise nach München anzutreten, als ihm ein Adjutant den Befehl brachte, im Palaste zu erscheinen.

„Ich hätte mich gestern schon auf den Weg machen sollen," sagte er bei sich selbst, „dadurch würde ich vermieden haben, was mich erwartet! Es ist eine weise Regel, welche dem Menschen befiehlt, gleich bei dem ersten Wetterleuchten die Flucht zu ergreifen, wenn er nicht vom Blitz ereilt sein will."

Er trat in das Kabinet, in welches sonst nur Könige traten. Der Kaiser war bleich und sein Auge feucht, seine Miene aber fest und entschlossen.

„Oberst!" sagte er, indem er seinen durchbohrenden Blick auf ihn heftete, „Sie sind einer der schönsten Offiziere in Europa. Man sagt auch, und ich glaube, daß es wahr ist, daß Sie einen gebildeten Geist, eine gründliche Erziehung, Geschmack an den Künsten und Wissenschaften, ein edles Herz und einen rechtschaffenen Charakter besitzen. Was meinen Sie zu der Großfürstin, meiner Tochter Maria Nikolajewna?"

Diese so unmittelbar gestellte Frage erschreckte den jungen Offizier. Schon längst hatte er die Prinzessin bewundert und angebetet, ohne sich dessen selbst recht bewußt zu sein.

„Die Prinzessin Maria, Sire!" rief er endlich, in seinem eigenen Herzen lesend, ohne daß er zugleich gewagt hätte, in das des Kaisers zu blicken. „Ihr Zorn würde mich zu Boden schmettern, wenn ich sagte, was ich von ihr denke, und ich würde vor Freude sterben wenn mir erlaubt wäre, es zu sagen."

„Sie lieben sie — gut, gut!" hob der Kaiser mit wohlwollendem Lächeln wieder an, und die kaiserliche Hand überraschte den Obersten mit dem Patente eines General-Adjutanten des Kaisers, eines Kommandanten der Garde-Kavallerie und eines Husarenregimens, eines Chefs des Kadettenkorps, eines Präsidenten der Akademie der Künste, und Mitglieds der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, Moskau, Kasan u. s. w. „Nun," sagte der Kaiser, „wollen Sie den Dienst des Königreichs Bayern verlassen, und Gemahl der Prinzessin Marie werden?"

Der junge Offizier konnte nichts thun, als auf seine Kniee sinken und die Hand des Kaisers mit Thränen benetzen.

„Sie sehen, daß ich meine Tochter auch liebe," sagte der Vater, indem er seinen Schwiegersohn in seine Arme schloß.

Am nächstfolgenden 14. Juli ward die Großfürstin der Gesundheit — dem Leben wieder gegeben und der Herzog Beauharnais von Leuchtenberg mit ihr in Gegenwart der Vertreter fast sämmtlicher Höfe Europa's vermählt. Ein solcher Akt väterlicher Liebe verdiente belohnt zu werden. Der Himmel aber, dessen Rathschlüsse unerforschlich sind, hatte es anders beschlossen. Freitag den 5. November 1851 starb der Herzog von Leuchtenberg in einem Alter von 35 Jahren, bis zu dem letzten Augenblicke seines glänzenden Looses würdig und die Großfürstin Maria Nikolajewna in unaussprechlicher Trauer zurücklassend.

Ist auch einige unvermeidliche Schönmalerei bei dieser Darstellung mit im Spiel, so zeigt sie doch in jedem Fall, daß der starre absolute Mann seinem Herzen, wenn auch vielleicht nur seinem Vaterherzen, einen großartigen Aufschwung zu geben vermochte.

Ein anderes häusliches Faktum aus dem russischen Hofleben wird vielleicht nicht minder interessiren.

Die Kaiserin, die Gemahlin des Kaisers Nikolaus, erkundigte sich einmal nach ihrem Haushalts-Etat und fand die Summe etwas hoch. In einer Anwandlung von Hausfrauenlaune ließ sie sich die tägliche Rapporte vorlegen und fand auf dem ersten — eine Flasche Rum für den Thronfolger. Das überraschte sie und reizte ihre Neugierde; sie blätterte weiter — fand täglich eine Flasche Rum. Ihr jugendlicher Sohn täglich eine Flasche Rum — und zurück und immer mehr zurück bis zum Tage seiner Geburt täglich eine Flasche Rum. Unerklärlich! Doch noch ein Blick auf die vorhergehende Seite: schon am Tage vor seiner Geburt. Nun war das Räthsel gelöst. Ein Anderer mußte gemeint sein. Man forschte weiter und gelangte endlich bis in das achtzehnte Jahrhundert zurück, wo die Flasche Rum zum Erstenmal mit der Randbemerkung notirt war: wegen heftigen Zahnschmerzes auf Befehl des kaiserlichen Hof-Medikus ein Theelöffel voll auf Zucker zu nehmen. Also weil der Kaiser Alexander als Thronfolger wegen Zahnschmerzen einen Theelöffel voll Rum genossen, mußte auf alle seine Nachfolger hinab für den jedesmaligen Thronfolger eine Flasche Rum täglich notirt werden! Jetzt wurde der Kaiserin Vieles klar; sie theilte ihre Entdeckung ihrem Gemahl mit, der las und las, und rechnete und rechnete. Endlich sagte er mit dem Ausdruck eines Mannes, der eine tiefe Ueberzeugung in sich aufgenommen hat:

„Das ist stärker, als ich dachte; geht das so fort,

Digitized by Google

muß ich mein Land versetzen, um meine Tafel zu bestreiten. Dem Dinge muß ich ein Ende machen; ich gebe mich in die Kost."

Am andern Tage existirte keine kaiserliche Küche mehr; von Stunde an verdingte der Kaiser sich und sein Haus. Ein Pächter übernahm das gesammte Winterpalais vom Georgensaal bis in die kleinste Zelle und theilte es in Stationen ein. Da trat plötzlich eine wunderbare Veränderung im ganzen Winterpalais ein. Der Kaiser behauptete, nie so gut gespeist zu haben; der Hof freute sich der angenehmen Unterhaltung, denn man saß der zahlreichen Gänge wegen länger bei Tafel; das Dienst-Personale bekam rundere Gesichter, alle alle Welt war zufrieden bis auf Koch und Kellermeister, — und alles das die Wirkung einer Flasche Rum, wovon Kaiser Alexander als Thronfolger einen Theelöffel voll auf Zucker genossen hatte.

Strada Pia.

Eine Straße in Bologna kenn' ich, die der Name preiset:
Strada Pia ist der Name, welches: fromme Straße heißet.

Eine edle, reiche Wittwe lebte dorten, der geblieben
Nur ein Sohn aus kurzer Ehe, als ihr einzig Glück und Lieben.

Aufgeblüht zum Jüngling war er, feurig, schön und Viel versprechend.
Aber was ist Menschenschicksal? Rohr, vor einem Hauch zerbrechend!

Als die Fromme zum Gebete mahnt der Schall der Vesperglocke,
Stürzet in's Gemach ein Fremdling wilden Blick's mit blut'ger Locke.

Flehend vor ihr hingesunken, bittet er, ihn zu verbergen,
Denn sein Gegner fiel im Zweikampf, nun verfolgen ihn die Schergen.

Und das Mitleid hat mit schönem raschem Trieb in ihr entschieden.
Aber welcher neue Lärmen störet ihres Hauses Frieden?

Und entseelt auf einer Bahre wird ihr Sohn hereingetragen.
Blutig klaffet vorn die Wunde, kaum von Feindeshand geschlagen.

Und mit lautem Schmerzensschreie, gellend aus des Herzens Grunde,
Stürzt die Mutter auf den Todten, küßt ihm Stirne, Haare, Wunde.

Aus des Jammers erstem grausen Taumel weckt sie Schwerterklirren.
Vor ihr stehen die Verfolger — ihre Rächer — steh'n die Sbirren!

Wild fährt sie empor — doch plötzlich hält sie ein und scheint zu zaudern,
Vom gewalt'gen Kampf im Innern zeugt der Glieder leises Schaudern.

Dann zum Dulderbild am Kreuze, lächelnd in der Dornenkrone,
Das umflorte Aug' erhebend, zum gequälten Gottessohne:

Nach ihm zeigend, dessen Opfer von der Welt die Schuld genommen:
„Gehet," spricht sie, „den ihr suchet, hab' als Kind ich angenommen!"

A. Doerr

Mannigfaltigkeiten.

Aus Preußen wird berichtet: Diejenigen Bezirks-Regierungen, in deren Bezirken die Trichinenkrankheit epidemisch aufgetreten, sind veranlaßt worden, Warnungen vor dem Genusse rohen Fleisches zu erlassen. So weit bis jetzt hat beobachtet werden können, kommt von denjenigen Thieren, welche dem Menschen als Nahrungsmittel dienen, die Trichinenkrankheit am Häufigsten bei den Schweinen vor, doch sind auch andere, namentlich Rinder, nicht frei davon. Mit Sicherheit darf aber angenommen werden, daß höhere Hitzegrade, insbesondere Siedhitze, die Trichinen tödten, mithin unschädlich machen, und daß nur der Genuß des rohen Trichinenfleisches der menschlichen Gesundheit gefährlich sei. Ob Räuchern und Pökeln des Fleisches, insbesondere, wenn es nur unvollständig ausgeführt wird, die Lebensfähigkeit der Trichinen zerstöre, muß einstweilen noch fortzusetzenden Untersuchungen vorbehalten bleiben. Die Erkrankungen waren meistentheils sehr schwere und endeten in nicht wenigen Fälle mit dem Tode. Mit dem bloßen Auge ist in dem infizirten Fleische eine merkliche Veränderung nicht wahrzunehmen.

Es befindet sich gegenwärtig ein Neffe Abdel Kader's in Paris, um sich taufen zu lassen. Er ist mit einer Christin verheirathet und gedenkt in einiger Zeit sich in die Sahara zu begeben, um das Christenthum zu predigen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 49 Donnerstag, 26. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Wenn man Finnland zum ersten Mal besucht," sagte er im Laufe des Gesprächs, „so hat seine Natur etwas Abschreckendes durch seine tiefen Wälder, seine Moräste und seine Berge. Das Land ist für einen Nichteingebornen nicht sehr einladend."

„Das sagen Sie, weil Sie dieses Land mit seinem Reichthum an Seen und seiner großartigen Natur nicht kennen. Ach, in meinen Augen ist es schön und lieblich."

„Sie sind darin geboren und erzogen. Wenn Finnland noch so häßlich wäre, so hätte es doch ein Recht auf seine schönen Töchter stolz zu sein."

„Sagen Sie lieber auf seine muthigen Söhne. Seine Männer sind wie die Felsen, bei denen sie aufgewachsen sind, stark und muthig."

Der junge Mann lächelte, indem er antwortete:

„Das glauben wir alle von unsern Landsleuten."

„Möglich, aber in diesem Fall entscheidet die Geschichte. Das Volk, das mit Heldenmuth für seine Selbstständigkeit gestegt und gestritten hat, ist von Charakter ein großes Volk."

„Wie die Finnen," fiel der Fremde etwas ironisch ein.

„Ja, das finnische Volk ist groß von Charakter," antwortete Schuldfried mit flammenden Wangen und blickte den Fremden stolz an.

„Ich kenne Ihr Volk nicht, aber ich glaube gern was so schöne Lippen sprechen, besonders wenn es mit so vieler Begeisterung vorgetragen wird. Sie dürfen indeß nicht vergessen, daß Finnland jetzt ein russisches Fürstenthum ist. Es ist also nicht immer siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen."

„Es wurde nicht besiegt, sondern verrathen. Gegen die Gewalt hat der Finne bis auf den letzten Mann gestritten, aber gegen Betrug und Verrath gibt es keinen Heldenmuth."

„So jung und schon so heimisch in ernsten Dingen, daß Sie mit Wärme Ihre Nation vertheidigen?"

Das Interesse des Fremden hatte sich bedeutend gesteigert.

„Sind wirklich hohes Alter und große Kenntnisse nöthig, um die Vatererde zu lieben? Jeder Bauer hegt ja dasselbe Gefühl. Die Liebe zum Vaterland ist uns angeboren."

„Möglich; sie ist indessen ein Instikt, den nicht Alle haben. Ich kenne Menschen, welche die ganze Welt als ihr Vaterland betrachten."

„Dieß müssen sehr Wenige sein."

„Glauben Sie das?" sagte der Fremde mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Ich gehöre leider zu diesen Wenigen, die kein Vaterland anerkennen."

„Ich beklage Sie," versetzte Schuldfried und versetzte ihrem Pferde einen kleinen Schlag mit der Weidengerte, die sie als Reitpeitsche benützte.

Bleß trabte ein wenig schneller.

„Warum reiten Sie ein so schlechtes Pferd?" rief der Fremde unwillkürlich, als er eine Weile den Bauerngalopp betrachtet hatte, welchen Bleß ausführte.

„Aus dem einfachen Grund, weil ich kein anderes besitze," antwortete Schuldfried lachend, ohne im Mindesten verlegen zu werden.

„Wer hat Sie reiten gelernt?"

„Unser Oberknecht und ich selbst. Sie halten mich ganz gewiß für eine schlechte Reiterin. Aber das bedeutet Nichts, denn ich reite einzig und allein, weil ich es angenehm finde. Ach, ich möchte wie ein Sturmwind dahineilen können!"

„Wirklich! Und doch reiten Sie so langsam?"

„Durch den Wald, ja! Da lausche ich gerne auf die Seufzer der Waldfrau, die durch die Bäume säuseln, und auf den Gesang der Vögel; da ist mir so wohl."

Es entstand eine kleine Pause. Schuldfried hatte ihr Pferd wieder im Schritt gehen lassen und schien einige Augenblicke vergessen zu haben, daß sie nicht allein war. Der Fremde brach das Stillschweigen.

„Sie wohnen hier in der Gegend?"

„Ja, ich bin hier aufgewachsen."

Sie waren jetzt auf einem Hügel, und durch eine Oeffnung im Wald zeigte sich ein schöner Landsee und an demselben ein Gut. Schuldfried deutete auf das Letztere und fügte hinzu:

„Dort liegt meine Wohnung Ektory."

„Ah!" — Eine leichte Wolke zglitt über die breite und klare Stirne des Fremden, als drängte sich ihm eine unangenehme Erinnerung auf.

Digitized by Google

„Sie sind vermuthlich ein Reisender, der Finnland zum Erstenmal besucht," begann Schuldfried wieder, ohne die Veränderung auf seinem Gesicht zu bemerken.

„Ja, ich bin Reisender, und halte mich gegenwärtig in Kronbrück auf."

„In Kronbrück! — Der Eigenthümer ist also zurückgekehrt? Er war, Gott sei Dank! mehrere Jahre nicht hier."

„Warum sagen Sie, Gott sei Dank?

„Weil . . . weil . . . er ein Russe ist," antwortete Schuldfried. „Für jeden solchen, der sich nicht in Finnland befindet, danke ich Gott."

Das Gesicht des Fremden verfinsterte sich, und es lag ein eigenthümlicher Ausdruck in seiner Stimme, als er antwortete:

„Sie sind unbedachtsam und vergessen gänzlich, daß ich ein Fremder bin."

„O nein; aber welchen Nutzen hätten Sie davon, wenn Sie meine Worte übel deuteten? Ich habe ja blos gesagt, was ich denke, und das kann doch kein Verbrechen sein?"

„Zuweilen doch, z. B. wenn ich selbst ein Russe wäre!"

„Sie!" — Schuldfried zerrte so stark an ihrem Pferde, daß Bleß, der an solche Bewegungen ganz und gar nicht gewöhnt war, einen heftigen Seitensprung machte und bei dieser Gelegenheit die Reiterin aus dem Sattel warf. Sogleich stand der Fremde auf dem Boden und beugte sich hinab, um Schuldfried aufzuheben. Bleß, der sich frei fühlte, folgte seinem Verlangen nach dem Stalle und sprang in vollem Carriere nach Hause. Das Pferd des Fremden dagegen blieb lammfromm stehen, während sein Herr Schuldfried aufhob.

„Wie ists? Haben Sie sich beschädigt?" fragte er theilnehmend.

Ein sonderbares Spiel des Schicksals wollte, daß sie sich jetzt auf demselben Platze befanden, wo Constantin vor sechs Jahren Tage und Schuldfried mißhandelt hatte.

„Ich kann auf dem einen Fuß nicht stehen; ich muß ihn verrenkt haben," antwortete Schuldfried, die bei dem Versuche zu stehen vor Schmerz todesblaß wurde.

Mit starken Armen trug der Fremde sie auf eine weiche Grasbank, wo er sie niedersetzte.

„Dieses Ihr Mißgeschick muß ich auf mein Gewissen nehmen," sagte er. „Wie stehts mit dem Fuße?" fügte er sanft hinzu. „Wenn Sie nicht hier bleiben wollen, so reite ich auf Ihr Gut und schaffe einen Wagen her; oder wenn Sie auf meinem Pferde sitzen zu können glauben, so will ich Sie zu Fuße begleiten. Das Gehen wird, wie Sie selbst finden, unmöglich."

„Ach, da will ich lieber Ihr Pferd benützen. Sie sind gar zu gütig, daß Sie es mir so ritterlich anbieten." — Schuldfried lächelte.

„Aber Sie dürfen nicht länger hier bleiben, denn Ihr Fuß erfordert baldige Hülfe, und bis ich nach Kronbrück zum Arzte komme, steht es noch lange an."

„Zum Arzte!" rief Schuldfried erschrocken. „Nein, um Gottes Willen, schicken Sie nach keinem Arzte. Man wird mich daheim schon pflegen."

Das Wort Arzt erinnerte sie an das einzige Mal, wo sie eines solchen bedurft hatte.

„Und man wird es schlimmer machen. Das ist wahrscheinlich."

Er beugte sich hinab um Schuldfried aufzuhelfen, aber sie schob sachte seinen Arm zurück und sagte:

„Ich bin schon manchmal gefallen und habe mir wehe gethan, aber ich habe nur ein einziges Mal ärztliche Hülfe gebraucht. Versprechen Sie mir daher, daß Sie keinen Arzt schicken wollen."

„Ich verspreche Nichts; aber ich sage mit aller Bestimmtheit, daß Sie hier nicht länger bleiben dürfen." Ehe Schuldfried noch weitere Einwendungen machen konnte, war sie vom Boden aufgehoben und auf das Pferd gesetzt.

„Thut der Fuß sehr weh?" Schuldfried konnte vor Schmerz kein Wort sagen; auch erwartete er keine Antwort, sondern nahm das Pferd beim Zügel und brachte so das arme Mädchen nach Ektorp. Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt. Am Thor hat Schuldfried ihren Begleiter, er möchte anhalten und ihr aus dem Sattel helfen, was er auch that. Sie setzte sich auf eine kleine Bank, die dort stand, und als er sie über den Hof führen wollte, sagte sie:

„Nein, lassen Sie mich hier bleiben. Wenn Sie sich entfernt haben, will ich Jemand zu Hülfe rufen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserin von Stambul.

Erzählung von Günther von Freiberg.

1.

Verfallen.

Folgt mir an das purpurblaue Meer von Marmora, folgt mir an die süßen Wasser des Bosporus! Dort, auf sieben Hügeln thronend, erhebt sich stufenartig die uralte, gewaltige Kaiserstadt, von den Byzantinern Konstantinopolis, von den Osmanen Stambul genannt.

Folgt mir in die Gartenpaläste, in die Lusthäuser des Serail, unter die blühenden Zitronenpflanzungen und schattigen Cedern, wo der „Prinzen-Pavillon" steht. In den goldenen Herbsttagen des Jahres 1574 ging es ebendaselbst lustig und laut her. Kein Lauscher mochte bis in die Blumeneinsamkeit vorgedrungen sein.

Digitized by Google

Gesang, Gelächter und Becherklirren tönten wechselweise hinter dem Vorhang eines Kiosk hervor.

Oft hob der Wind die buntgestreifte Gardine muthwillig in die Höhe und alsdann bot das Innere jenes luftigen Gemaches einen seltsam prächtigen Anblick dar.

Längs den schimmernden, teppichbehängten Wänden, auf goldstrotzenden Ruhebetten, lehnten neun wunderschöne Jünglinge; Jeder eine elfenbeinerne, reichbesetzte Tafel vor sich; Jeder von knieenden Schwarzen bedient. An ihren Turbanen funkelten sonnenhelle Diamanten und ihre Gewänder bekundeten die königliche Verschwendung ihrer Gewohnheiten. Die juwelenüberdeckten Schuhe eines Jeden schienen allein mehr werth zu sein, als der ganze Schmuck einer europäischen Fürstin. Es ging ein Glanz von diesen Gestalten aus, der die Sinne bezauberte, der das Herz umstrickte, der den stolzesten Nacken unwillkürlich beugte.

Diesen Eindruck übt die jugendliche Majestät des Halbgottes auf den Sterblichen aus, und wirklich glichen sie Wesen höherer Art, diese neun Zecher, die aus goldenen Pokalen Sorbet schlürften und die blitzenden Gefäße hoch in den Händen schwangen. So lagern die kriegerischen Engel des Mahomet im Paradiese unter dem Schatten der Schwerter und reichen den verschmachteten Seelen die Becher entgegen, die sie vollgeschöpft haben am Quell des Lebens. Und an welch anderm Quell hätten die Gäste des Kiosk wohl schlürfen können, wenn nicht an dem des Lebens?

Sie schienen im Alter von 23 bis 14 Jahren und sahen einander ähnlich.

Besonders that sich Einer unter ihnen hervor, der sie an Gestalt überragte, wenngleich er nicht der Aelteste schien. Es lag ein angeborner Herrschertrotz über den kühngeschwungenen Brauen, und ein Abgrund tiefster Leidenschaft strahlte das feuchte, asiatische Auge. Scharf und fein zeichnete sich sein Profil gegen den orangefarbenen Himmel, der sich vor dem offenen Altan ausdehnte. Zwischen zwei kolossalen, silbernen Vasen voll blauer Lotosblumen und Rosen stand das Polster, worauf der Herrliche hingesunken lag. Vor ihm kniete ein Weib, von Gaze-Schleiern dicht verhüllt, den Kopf in seinem Schooß verborgen, wie in wilder Verzweiflung hingegossen. Er hatte sie fest mit dem linken Arme umschlungen, so fest wie ein Scheidender vor der Trennung das Liebste umklammert.

Doch was konnte in dieser Versammlung fröhlicher Jugend auf Abschied deuten? Gewiß nicht die sorglose Haltung der jungen Männer, noch ihre leicht übergeworfenen, prächtigen Hausgewänder. Dennoch war die Anwesenheit eines Weibes unter ihnen einem außergewöhnlichen Ereigniß zuzuschreiben. Rückhaltlose Todesangst mußte sie bewegt haben, dem Gebieter in den verbotenen Raum nachzufolgen; die weltlichen Rücksichten und das Vorurtheil schienen keine Macht über das junge Paar und ihre Umgebung mehr zu haben.

Eine gewaltige Wendung ihres Schicksals hatte ohne Zweifel jene Schranken umgestürzt.

Ja, sie lächelten und sangen, sie stießen die Pokale zusammen und schauten glanztrunkenen Blickes d'rein, aber einer länger prüfenden Beobachtung würde demohngeachtet nicht entgangen sein, daß die Lust der schönen Trinker mehr fieberhaft als aufrichtig war. Es lag etwas Erzwungenes in der Feier dieses Banketts bei Abendsonnenschein. Eine erstickende Schwüle, die den Athem beklemmte, hatte sich über das duftschwere Zimmer verbreitet. Die Sinne wurden betäubt von den berauschenden Wohlgerüchen, die den qualmenden Tschibucks, den Schaalen von Spezerei entquollen. Der Springbrunnen köstlichen Rosenwassers verbreitete keine Kühlung mehr, und das Auge schmerzte nach und nach von all' den brennenden Farben der Purpurrosen, der Feuerlilien, die auf Polstern und Teppichen zerstreut lagen. Der Leuchtglanz der Juwelen und Stoffe blendete wie grelles Sonnenlicht, wovon der Schauende erblindet.

Gewiß, das war keine harmlose Zusammenkunft, das war wie ein letztes Auftraffen in vergoldeter Gefangenschaft, wie ein verwegenes Abtrotzen; denn ein Verhängniß, schwer und finster, drohte diesen neun Häuptern, und diese Busen bluteten innen, deckten sie sich auch äußerlich mit Seide aus Hoango und weichem Kaschmir zu, — über diesen glatten Stirnen zuckte es ab und zu, wie Wolkenschatten den Sommerhimmel vor heranziehendem Unwetter verfinstert.

Warum hätte sonst der Bosporus drunten so schluchzend gemurmelt? warum hätte das bleiche Weib unter dem Schleier, im Arme ihres Herrn so schwer geseufzt?

Wie dem auch sein mochte, was auch geschehen war oder was noch drohte, die starke, edle Haltung der jungen Moslem zeigte genugsam, daß selbst das Aeußerste sie nicht unvorbereitet fände.

Jetzt hatte der Aelteste sich erhoben und sich nachdenklich auf das Gitter gestützt, welches den offenen Altan vom Gemache trennte. Lange blickte er schweigend in die reizende Gegend hinaus; nicht ohne Wehmuth mochte sein Empfinden sein; wohl verschleierte sich unwillkührlich sein Adlerauge, doch zu sehr voll Feuer war sein Herz, als daß er Thränen hätte vergießen können.

„O wie so schön ist diese Erdenwelt", begann er und faßte einen seiner Brüder bei der Hand, „schöner als die aufgehäuften Juwelen in der Schatzkammer des Großherrn! Gleich riesigen Korallenzacken ragen die rothen Inselklippen aus dem Wasser empor! Sieh, holder Bruder, schwefelblaue Flammen spritzen über die Wogen dahin! In wie lachende vielfarbige Tinten kleidet sich der Himmel! O lockende Welt, ich kenne dich wenig und dennoch segne ich dich und liebe dich! Dir, dir den feurigsten Trunk, den die Traube beut, — gebt Cypernwein, Ihr Sklaven, gebt voll, gebt verschwenderisch! Ob auch der Wein verboten ist, ge-

Digitized by Google

heiligt ist er, trinkt man ihn auf das Wohl des Vaterlandes!"

Die Mohren neigten sich dem Befehl und schenkten aus einer vergoldeten Henkelkanne den süßen, rubinrothen Wein in eine Trinkschaale.

„Gruß Dir, mein Land!" rief begeistert der schwärmerische Jüngling, der in vollen Zügen die heißen Küsse der Cypertraube schlürfte. Den Rest goß er von dem Altan hinab in den Bosporus. „Deine Triften sollen grünen, deine Bäume vollsaftige Früchte erzeugen, gelobt seist du, Land meiner Väter!"

Einer nach dem Andern erhoben sich die Brüder, neigten ihr Antlitz der herrlichen Gegend zu und grüßten in Worten und Geberden die Heimatherde.

Die beiden Jüngsten, zwei reizende Knaben, die, auf einem Leopardenfell ausgestreckt, mit einer Antilope gespielt hatten, sprangen empor und warfen mit vollen Händen Blumen hinab und jubelten dazu.

Der Letzte, der an das goldene Gitter trat, war Derjenige, der bis jetzt nur Augen für die Verschleierte gehabt hatte.

„Die Sonne sinkt, meine Brüder! Mich dünkt, ich sah sie niemals schöner untergehen! Schaut sie Euch an, wir wissen nicht, ob wir sie wiedersehen! Von ihr lernt groß und göttlich sterben!"

Der Sprecher breitete die Arme aus und stand verzückt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine Bauernhochzeit, welche an die „gute alte Zeit" erinnert, wurde kürzlich in dem wegen der Wohlhabenheit seiner Bewohner bekannten Dorf Tempelhof, eine halbe Meile von Berlin, gefeiert. Der Bräutigam war der Sohn des Bauern Lehne aus Tempelhof, der sich in dem Dorfe Lichtenrode ein Bauerngut gekauft hat, die Braut die Tochter des Bauern Freiert aus letztgenanntem Dorfe. Nachdem am Dienstag in Tempelhof, am Mittwoch in Lichtenrode der „Polterabend" gefeiert war, fand am Donnerstag und Freitag die splendide Hochzeitsfeier statt, wie sie unter den wohlhabenden Bauern üblich ist. Nicht weniger als 130 Hochzeitsgäste waren anwesend. Verspeist wurden 60 Hühner, 1 Zentner Karpfen, 1½ Zentner Waizenmehl (zu Kuchen), 12 Kalbsbraten, 14 Schweinsbraten, und da zum Speisen auch ein Trunk gehört, so wurden etwa 300 Flaschen Wein dieser gastronomischen Nothwendigkeit geopfert. Die aus anderen Dörfern gekommenen Gäste waren in Tempelhof bei den Bauern einquartiert. Während der zweitägigen Feier haben sich nicht allein die Braut, sondern auch sämmtliche weibliche Hochzeitsgäste nicht weniger als fünfmal umgekleidet. Auf den Bauernhochzeiten darf die Braut keinen Tanz abschlagen; wer aber mit der Braut tanzt, muß, wenn er verheirathet ist, 1 Thaler, ist er unverheirathet, 3 Thaler auf dem Notenblatt der Musiker opfern. Daraus erklärt es sich, daß die Einnahme der Musiker die Summe von 105 Thaler erreichte. Nachdem in der Freitagnacht eine Fackelpolonaise durch das Dorf aufgeführt, fand am Sonnabend der Abzug der Braut nach Lichtenrode, unter Eskorte von vierzehn berittenen Bauerssöhnen, statt. In Lichtenrode wurden die jungen Leute an einer Ehrenpforte empfangen und unter Fackelschein ins Dorf geleitet. Am Sonntag fand dann noch eine Nachfeier statt.

[Amerikanische Spieler.] Bekanntlich hat Zahlmeister Cook von der Armee der Föderirten die zur Besoldung der Truppen bestimmten Gelder am grünen Tisch verloren. Die eingeleitete Untersuchung hat ergeben, daß Cook und jeder Fremde, der in diesem Zimmer spielte, in Folge der Einrichtung desselben verlieren mußte. Die Wände und der Plafond waren nämlich mit Tapeten bekleidet, deren Zeichnung aus Sternen bestand. Am Plafond war hie und da durch den Mittelpunkt eines Sternes ein Loch gebohrt, und in dem über dem Spielsalon befindlichen Zimmer lag auf einer Matratze ein Gehülfe, welcher durch diese Löcher genau in die Karten der Spielenden sehen und mittelst einer telegraphischen Signalmaschine, deren Drähte durch die Mauer und den Fußboden des Spielzimmers liefen, dem Spieler von Profession durch leise Schläge auf den Stiefel oder Pantoffel genau die Karten des Opfers, das „geschoren" werden sollte, angeben konnte.

[Naturgeschichtliches Kuriosum.] Die Pächterin F. zu L. fand neulich Abends sechs ihrer besten Gänse krepirt im Stalle. Betrübt über diesen Verlust hieß sie augenblicklich die todten Gänse rupfen und auf die Dungstätte werfen. Aber, o Wunder! am andern Morgen watschelten sechs nackte Gänse im Meierhofe umher. — Man erkannte sie sofort für die Verschiedenen und erfuhr nun, daß sie Tags zuvor in die Branntweinbrennerei gerathen und hier aus einem Kübel Branntwein bis zur Erstarrung gesoffen hatten.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 50 Freitag, 27. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Warum erlauben Sie nicht, daß ich Sie die wenigen Schritte über den Hof begleiten und stützen darf?"

Meine Mutter sieht nicht gern Gäste," anwortete Schuldfried. Er betrachtete sie einige Minuten, als wäre er unschlüssig, ob er gehorchen solle oder nicht; dann nahm er seine Mühe ab, machte eine achtungsvolle Verbeugung und entfernte sich mit den Worten:

„Leben Sie wohl! Möge Ihr Fuß bald gut werden!"

Ehe Schuldfried einige Worte des Dankes stammeln konnte, hatte er sich auf sein Pferd geschwungen und enteilte ventre à terre. Sie blickte ihm wehmüthig nach. Es kam ihr vor, als ob der Buchfink der zwitscherud auf dem Baum über ihrem Kopfe saß, eine ganze Menge trauriger Geschichten erzählen wollte. Eine eigenthümliche Unruhe und Qual erfüllte ihre sonst so ruhige Brust, und eine stille Ahnung flüsterte, daß die Geschichte mit dem Fuß Unglück bedeute. Endlich als sie von dem enteilenden Reiter nichts mehr sah, begann sie zu rufen, und nach einer Weile erschien Annika in der Küchenthüre; da eine hohe Syringenhecke die Bank verdeckte, wo Schuldfried saß, so konnte die Alte sie nicht sehen, sondern ging erst nach einigen wiederholten Rufen auf die Richtung los, woher die Töne kamen.

„Was gibts? Warum schreist Du so schrecklich?"

„Liebe Annika, ich habe den Fuß verrenkt und kann nicht vom Fleck," antwortete Schuldfried.

„Herr mein Vater, was ist das? Hast Du den Fuß verrenkt? Wie Du aussiehst! Ganz verrückt, wie eine Landstreicherin! Jetzt begreife ich; Du bist ausgeritten. Das Mädchen, das Mädchen, es stürzt gewiß noch in sein Verderben . . ." Hier unterbrach sich Annika plötzlich, denn Schuldfried wurde sehr blaß.

„Peter, Peter," begann die Alte einem Knecht zuzurufen, der des Weges kam; „trag das Fräulein hinaus, sie hat sich den Fuß verletzt."

Annika ging selbst hadernd voran, und Peter folgte mit Schuldfried, die er auf Jungfer Annikas Befehl in ihr Zimmer hinauftrug.

Als man ihr den Strumpf auszog, zeigte es sich, daß der Fuß geschwollen war. Annika wusch ihn mit Branntwein, während sie mit Schuldfried überlegte, wie man es vermeiden könne, Frau Smith wenigstens an diesem Abend noch etwas zu sagen. Trotz aller Bemühungen Annikas, wurden die Schmerzen immer stärker, und die Alte wurde ganz trostlos, als der Versuch, den Fuß durch Ziehen wieder ins rechte Geleise zu bringen, ohne Erfolg blieb.

„Es wird wohl das Beste sein, liebes Herzchen, wenn Ivar oder Peter nach Kronbrück zum Doktor hinüberreitet," sagte Annika. In diesem Augenblick hörte man einen Wagen vorfahren und vor dem Gitterthor anhalten. Dieß war etwas so Außerordentliches, daß Annika trotz ihrer Angst von der stöhnenden Schuldfried hinweg und ans Fenster sprang.

„Ein fremder Herr, und das mitten in diesem Elend," rief sie und eilte hinaus. Im Vorhaus traf sie den Ankömmling, einen ältern Mann von vortheilhaftem Aeußern. Annika erkannte sogleich Dr. Wagner.

„Man hat mir gesagt, daß Fräulein Smith sich verletzt habe," sagte der Doktor.

Annika stierte ihn an, und in ihrem Kopf spuckten wunderliche Ideen von Waldgeistern und dergleichen die Botendienste verrichtet hätten. Wer sonst hätte nach dem Doktor schicken können, und wie ließ es sich natürlich erklären, daß er gerade in dem Augenblick kam, wo sie seine Hülfe wünschte? Als die Alte nichts antwortete, fuhr Wagner fort:

„Sollte man etwa Spott mit mir getrieben haben, und sollte Fräulein Smith meiner Hülfe nicht bedürfen?"

„Ach, Du lieber Gott, freilich bedarf sie Hülfe; aber es ist so wunderbar, es ist . . . es ist . . ." — Annika verneigte sich einmal ums andere und führte den Doktor zu Schuldfried hinauf.

Er grüßte die Patientin, die bei seinem Anblick die Farbe wechselte mit ausgesuchter Höflichkeit, untersuchte den beschädigten Fuß und fand, daß er gänzlich verrenkt war. Mit einigen gewählten Worten, bat er Schuldfried um Entschuldigung, daß er genöthigt sei, ihr Schmerz zu verursachen. Schuldfried überstand jedoch den Schmerz mit bewundernswürdiger Geduld und ohne daß ein Laut

Digitized by Google

der Klage über ihre Lippen kam. Der Doktor verschrieb hierauf einige Umschläge.

Als der Wagen mit dem Arzt weiter rollte, kam Frau Smith langsam aus dem Garten. Die verflossenen sechs Jahre hatten die Runen des Kummers noch tiefer in ihre Züge eingegraben. Ihr ganzes Aussehen schien von Schmerz versteinert zu sein. Bei ihrem Eintritt in die Vorhalle rief sie Annika, die sogleich aus Schuldfrieds Zimmer herabkam.

„Ich meinte ein Wagengerassel zu hören," sagte Frau Smith. „War ein Gast da?"

„Ja, der Doktor von Kronbrück," antwortete Annika ganz dreist.

„Was sucht er hier?"

„O, drum hat Schuldfried . . ."

„Schuldfried, Schuldfried," wiederholte Frau Smith, indem sie auf die Alte zutrat. „Was ist ihr begegnet?"

„Sie hat den Fuß verrenkt. Aber es ist nichts Gefährliches, der Doktor hat ihn bereits eingerichtet."

Ohne mehr anzuhören, ging Frau Smith zu ihrer Tochter hinein. Annika murmelte:

„Gott sei Dank, daß sie nicht fragte, wie der Doktor hieherkam, denn da hätte ich ihr nicht antworten können."

* * *

Wir versetzen uns jetzt nach Kronbrück. Der große Herrensitz hatte seit dem vor drei Jahren erfolgten Tod des Generals leer gestanden. Constantin befand sich, als sein Vater starb, auf einer Seeexpedition. Jetzt nach sechs Jahren kam der junge Eigenthümer ganz plötzlich in Begleitung zweier russischen Edelleute, die leidenschaftliche Jäger waren, auf seinem Erbgute an.

Das Schloß in Kronbrück war ein viereckiges Gebäude mit zwei großen Flügeln. General Canitz hatte die Zimmer mit fürstlicher Pracht einrichten und möbliren lassen. Da war aller Luxus angehäuft, der den Geschmack des reichen Russen kennzeichnete. Das Haus mit seinen Marmorsäulen und Balkonen war ein wahrer Palast. Der größte Saal im ersten Stock, der mitten im Hause lag und quer durch dasselbe ging, mit Fenstern die bis auf den Boden reichten, und Glasthüren die zum Balkon hinausführten, kann als Probe für die Einrichtung der übrigen Gemächer dienen. Die Tapeten daselbst waren von grauem Seidendamast mit eingewobenen Blumen in Roth und Silber. Die zwischen den Fenstern angebrachten Spiegel waren in versilberte Rahmen eingefaßt, mit Einlagen von den prächtigsten Krystallen und Mineralien. Die Möbel, von versilbertem Holz, waren mit demselben Zeug überzogen, woraus man die Tapeten genommen. Ein großer und vier kleinere silberne Kronleuchter mit rothen Gläsern hingen von der Decke herab, und in allen Ecken des Salons standen Marmorgruppen, die silberne Kandelaber hielten.

Die Vorhänge waren mit kostbaren Borten und Quasten von Roth, Grün und Silber versehen.

Auf einem der vielen kleinen Sophas, die sich in diesem Zimmer befanden, lag an demselben Abend, wo Schuldfried ihre Begegnung mit dem Fremden gehabt, der junge Eigenthümer von Kronbrück. Die Glasthüren nach dem Gartenbalkon standen offen und ließen balsamische Blumendüfte hereinströmen.

Lothar Constantin Canitz war um diese Zeit etwa zweiundzwanzig Jahre alt und hatte ein höchst vortheilhaftes Aeußere. Die hohe und breite Stirne war so frei und offen, daß es schien, als könne sie von keinen Wolken beschattet werden. Die tief liegenden, großen und dunkeln Augen hatten einen gemischten Ausdruck von Intelligenz, Milde, Feuer, Leidenschaft und Kühnheit. Das Gesicht war geradezu oval, die Nase fein geschnitten, der Mund klein und mit blendend weißen Zähnen versehen; ein dunkles Haar und dito Backenbart umrahmten das Gesicht.

Für den Augenblick schien Constantin von unruhigen Gedanken gequält zu sein. Einmal ums andere sah er auf seine Uhr, und da ihm dieß keine Zerstreuung gewährte, ergriff er endlich eine silberne Glocke, die auf einem Marmortischchen neben ihm stand, und klingelte heftig. Ein Bedienter in grüner und rother Livree erschien sogleich.

„Ist der Doktor zurückgekommen?" fragte Constantin den Eintretenden auf russisch.

„Nein, noch nicht," lautete die Antwort, die in derselben Sprache abgegeben wurde.

„Sage ihm, sobald er kommt, daß ich warte." — Dieselbe Frage und derselbe Auftrag wiederholte sich jetzt zum siebenten Mal, seit der Doktor Kronbrück verlassen hatte. Als der Bediente nach einer tiefen Verbeugung das Zimmer verließ, begann Constantin in sichtbarer Ungeduld auf und ab zu gehen. Endlich blieb er bei einer der aufgeschlagenen Glasthüren stehen und schaute hinaus. In der Ferne zeigte sich der See. Die Sonne sendete ihre glühende Wange an seinen kühlen Schooß.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserin von Stambul.

Erzählung von Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

Betroffen sahen die Jünglinge sich untereinander an; schweigend drückten sie sich die Hände. Keiner hatte sich entfärbt, nur die Becher waren ihnen aus der Hand gesunken.

Starr und regungslos lag das Weib am Boden.

„Was wollen wir uns verhehlen, daß wir jeden

Digitized by Google

Augenblick sterben können, ob auf diese oder jene Weise. Scheiden wir ohne Groll, wenn auch nicht ohne Bedauern!"

Der Schöne sprach es, indem er sich über das Lieblingsweib beugte. Die Uebrigen umarmten und küßten sich.

„Darum noch einmal, Segen diesem Land, das die Natur nach dem Abbild des Paradieses geschaffen und den Gläubigen Vorschmack der Seligkeit verleiht," feuerte der Aelteste die Brüder an, und Alle riefen tausendfaches Heil auf das türkische Reich herab.

„Fluch diesem Land!" tönte eine Frauenstimme grell dazwischen, und mit aufgelöstem Haar und rückwärtsgesunkenem Schleier stürzte in Verzweiflung das junge Weib unter die Männer.

Drohend streckte sie die Arme gegen den Golf aus und wiederholte dumpf:

„Fluch dem unseligen Land, wo wir Alle dem Einen verfallen! Wo nichts gilt als das uralte Herkommen der Gewalt, wo der Mord geheiligt! Fluch diesen Tristen, diesen Wassern, sie sollen verdorren wie das Gefühl im Busen der Sultane! Fluch, dreimal Fluch!"

Bebend hatte sie es gerufen, außer sich; wie eine Unglücksprophetin stand sie da in furchtbarer Schönheitsgewalt.

Keiner der acht Brüder hatte je ihr Antlitz erblickt; nach den Gebräuchen des Korans ist die Schwägerin dem Schwäher eine Unbekannte. Nie war der Schleier in Gegenwart eines andern Mannes, als ihres Gatten, von dem schönen, blassen Antlitz gesunken — nun auf einmal enthüllte sich das Wunder; wie eine überirdische Erscheinung strahlte sie im lautlosen Kreise der Brüder.

Sie fielen auf die Kniee und kreuzten die Arme auf der Brust, wie vor dem Sultan, wie in der Moschee.

„Noch hat kein grausamer Befehl uns verdammt," beschwichtigte leise der junge Gatte die Sultana seines Herzens.

Sie aber ließ in ausbrechenden Thränen das Schleiertuch über ihre Stirne fallen und sank wie gebrochen auf den Divan zurück.

Diese glaubten nicht ein Weib, eine Sclavin in ihr zu sehen, sie fühlten sich wie von Zauber umfangen, und der schöne Gemahl der schlanken, rachebebenden Frau mißgönnte nicht ihren Anblick den Gefährten der Jugend.

„Nein, wir sind nicht verloren," fiel Einer der Jüngeren ein, „Amurath, unser kaiserlicher Bruder, ist gütig wie die Sonne. Er liebt uns, hat er uns sagen lassen!"

Sie schüttelte das Haupt; die Arme hingen schlaff zu beiden Seiten herab.

„Amurath ist milde. Er kann kein Blut sehen, er weint über den Tod seiner Lieblingstaube!"

„Nur gezwungen könnte er unsern Tod bewilligen — man wird ihn nicht zwingen. Sein ist die Allmacht, er wird sie in Weisheit ausüben."

„Noch ist er, so viel wir wissen, Herr von Stambul."

Kaum hatte der Jüngste der neun Prinzen diesen Ausspruch gethan, so machte sich ein Geräusch im Nebengemach hörbar, das klang wie eilige Schritte, wie halblautes, ängstliches Flüstern, — die Brüder lauschten auf und das schöne, bleiche Weib drückte krampfhaft beide Hände auf ihr tobendes Herz, indem sie die Augen schloß und das Haupt rücklings neigte.

In lautloser Spannung vergingen einige Augenblicke.

Endlich zuckte der Thürvorhang auseinander und ein Mann mit verstörten Gesichtszügen stürzte athemlos in das Zimmer. Er warf sich vor den Anwesenden zur Erde, berührte den Fußteppich mit der Stirn und erhob sich mühsam, unfähig ein Wort hervorzubringen, als raube ihm eine zu heftige Erregung Sprache und Besinnung.

Die Prinzen erkannten in ihm ihren vertrautesten Freund, einen Derwisch, der sie erzogen hatte und ihnen in unbegränzter Liebe ergeben war.

Aeußerlich ruhig traten sie ihm entgegen.

„Was bringst Du, Hussein?" fragte der Aelteste, und neigte sich mit kindlicher Ehrerbietung über den gebeugten alten Mann.

„Söhne des Lichtes, entschuldigt diese Hast," sorang es sich mühsam aus der keuchenden Brust des Derwischs, während die zitternde Schöne vergaß, den Schleier über ihr Antlitz zu werfen, „vergebt mir, daß ich wagte, außer der vorgeschriebenen Stunde vor Euch hinzutreten" —

Die Stimme versagte ihm wiederum, aber mit übermenschlicher Anstrengung fügte er hinzu:

„Der Großherr ist seit zwei Tagen in Stambul!"

Die Prinzen schwiegen, aber sie, die Geliebte des schönsten und stolzesten der Kaisersöhne, sie schrie wahnsinnig auf „Aureddin!" und stürzte sinnlos zur Erde.

Prinz Aureddin und seine Brüder hoben sie sanft vom Boden auf und legten sie auf ein Ruhebett, denn obschon dem Muselmann verboten ist das Weib eines Andern zu berühren, so wäre es den mitleidigen Jünglingen zu unnatürlich und widerstrebend gewesen, in solch einem Moment sich kalt abwenden zu müssen.

Nachdem Jasminessenz die Schläfen und Lippen der Ohnmächtigen beseuchtet hatte und die Lebensfarbe mit mattem Schimmer allmälig, kaum sichtbar, ihrem Antlitz wiederkehrte, da traten die Prinzen in einen Kreis zusammen und reichten sich feierlich die Hände.

„Ob verurtheilt oder begnadigt, lobet Allah!" lautete ihr Ruf.

Und „Allah hu!" tönte laut von ihren Lippen.

Der Derwisch kniete nieder, wendete sein greises Antlitz den letzten Strahlen der Sonne zu und ließ die Sandelholzperlen seines Rosenkranzes durch die dürren Finger gleiten.

Digitized by Google

„Und nun," beriethen sich die Prinzen weiter, „halten wir uns der Befehle des Kaisers gewärtig: möglich, daß er uns zu sich entbietet, damit wir seine Knie umfassen und er uns Gnade widerfahren läßt! daher legt Trauerkleider an und streut Asche auf eure Schultern, denn also geziemt es den Leidtragenden. Bisher haben wir dem Tode unsers Vaters nicht Ehre erwiesen, denn wir kannten ihn nicht; er liebte nur sein Gold; er ließ uns, fern von sich, in abgesonderten Palästen des Serail erziehen. Vielleicht ersetzt der Großherr uns den Vater! — Wo nicht — getrost gestorben! Wir sind rein vor dem Propheten und ohne Fehle, o welche Wonnen harren unser!"

Die Säbel von Damaskus aus den Gürteln ziehend, schlugen sie dieselben dröhnend über ihren Häuptern aneinander und riefen noch einmal ihr seltsames vibrirendes „Allah hu!"

Die Sonne verblutete in das Meer; wie von bengalischem Feuer angegluht stand die Gruppe im Kiosk.

„Sind es feurige Scheidegrüße, die uns die Sonne sendet, oder lächelt sie „auf Wiedersehn?" fragte Nureddin, da er den Feuerball verschwinden sah.

„Auf Wiedersehen!" riefen die Andern, und voller Zuversicht klopften die jungen Herzen in der lebenskräftigen Brust empor.

Und wieder griffen sie nach den Bechern, und wieder zog Nureddin seine Sultana in die Arme empor. „So küsse mich doch, mein Lieblingsweib! O laß mich der duftigen Rosen pflücken, vieltausend! von Deinem Lippenpaar. Gib, schenke vom Cyperwein! Gib Leben, eine selige letzte Stunde!"

Nach wenigen Augenblicken brach die Dunkelheit jählings herein. Bald war es leer und still im Kiosk.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der New-Yorker Korrespondent der „Times" schildert die im Gegensatze zu den inneren Bedrängnissen der Republik immer noch glänzende und mehr als je das Unglück des Staates verleugnende Außenseite New-Yorks. Die große Stadt, sagt er, scheint in Freude und Luxus zu schwelgen. In den Straßen wogt und drängt sich der Handel. Die Theater haben nie vorher so ungeheure Volksmengen aufgenommen, und was sich die „Gesellschaft" nennen läßt, jagte nie mit entschiedenerem Eifer nach Zerstreuung. Die einzigen Zeichen, daß Krieg im Lande ist, sind die Fähnlein an den Werbebureaus und dann und wann ein einarmiger und stelzfüßiger Held, der in den Straßen und den Parks herumlungert. Wäre dieß nicht, so würde die Stadt das Bild ungestörten Friedens und Glückes darbieten. Die Bummler und die Lumpen sind alle dem Kriege nachgezogen, und sicher die Hälfte von ihnen liegt eine Speise der Krähen und Raben auf den Schlachtfeldern Virginiens und Tenessee's, so daß die Stadt selbst zu keiner Zeit so frei und unbelästigt von skandalmachendem Gesindel war. Die papiernen Dollars fliegen von Hand zu Hand in nie da gewesener Menge; und so groß sind die täglichen Ausgaben der Regierung, so außerordentlich die Gewinnste der Lieferanten, Spekulanten und Börsenspieler, daß alle Geschäfte und Fabriken, welche den Luxus unterstützen, zu ungeahnter Ausdehnung steigen. So mancher Abenteurer und Strolch, der früher nicht den rothen Heller in der Tasche hatte, fährt jetzt mit Vieren in eigener Equipage, die Juweliere, Seidenhändler, Posamentiere kommen nicht zu Athem, um den Bedürfnissen der neuen Klasse zu genügen, welche jetzt durch Verschwendung und Gastlichkeit den Zugang zur „Gesellschaft" erobern will. Nie wurden in einer Woche so viele Demanten, so viele Seide, Damast, Sammt in New-York verkauft, wie jetzt. Eine „Shoddy" Aristokratie hat sich in den Vordergrund gedrängt, der alle Dinge des Luxus, alle Schaustellungen des Reichthums etwas Neues und Fremdes sind. Aber mit Papier kann man Das alles ja haben. Die Pianofortefabriken sind nicht im Stande, der Nachfrage nach den feinsten und theuersten Instrumenten zu genügen, deren Käufer meist nicht einmal Dur von Moll zu unterscheiden wissen. Und nicht ist es allein diese Klasse der Emporkömmlinge, die sich aus den verschwendrischsten Ausgaben für Luxusgegenstände ein Vergnügen macht. Männer, welche vor Jahren in ehrlichem Handel ein wohlerworbenes Vermögen gesammelt haben, beeilen sich, ihre Papierschätze gegen Dinge von reellem Werthe, gegen Gold, Perlen, Diamanten einzutauschen, kurz gegen Alles, was auf dem Markte der Welt einen Preis erzielen wird, wenn einmal die Tage kommen, — und sie scheinen bald zu kommen, — wo der papierne Dollar auf 30 oder 40 Cents fallen wird.

In welch kolossalem Maßstabe in England die Anschaffungen von verbessertem Kriegsmaterial betrieben werden, davon mag eine Mittheilung der naval and military gazette Zeugniß geben. Nach derselben wurden bis zum November 1861 in England 1622 Armstrongeschütze hergestellt. Jedes derselben kostete dem Staate durchschnittlich 2160 Pfund Sterling oder 26,920 fl., alle mit einander die ungeheure Summe von mehr als 43,000,000 fl.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 51 Samstag, 28. Februar 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Welcher Art auch die Betrachtungen waren, die den jungen Canitz beschäftigten, so wurde er bald durch den Eintritt einer Person darin gestört. Constantin wandte sich sogleich um und Dr. Wagner kam auf ihn zu.

„Nun Doktor, wie steht's?“ fragte Constantin auf französisch.

„Den Fuß habe ich jetzt eingerichtet, aber sie muß sich zwei bis drei Wochen ruhig halten und darf sich gar nicht rühren,“ antwortete der Doktor mit einem verbindlichen Lächeln.

„Ich versprach Ihnen die größtmögliche Belohnung, wenn Sie den Schaden bald heilen würden.“

„Herr Baron, meine Kunst kann nur der Natur zu Hülfe kommen; wir Aerzte sind keine Götter.“

„Nein, das merke ich wohl; und wahrlich, ich weiß nicht was Ihre Kunst nützen soll, wenn die Natur die größte Arbeit verrichten muß.“ — Constantin warf sich auf einen kleinen Sopha, den er an die offenen Glasthüren geschoben hatte.

„Sie dient dazu einen verrenkten Fuß einzurichten, einen gebrochenen Arm zu verschienen, Wunden, die man sich zugezogen hat, zu heilen, ferner . . .“

„Aha, Sie haben ein gutes Gedächtniß, merke ich. Wissen Sie was, Doktor, Sie sind ein eigenthümliches Gemisch von Schlauheit und Keckheit, von demüthiger Kriecherei und dreister Offenheit. Sie sind, wie alle Ihre Landsleute, eine wunderliche Zusammensetzung aus einem Schurken und einem ehrlichen Kerl.“

Ueber die lächelnden Züge des Doktors flog ein drohender Ausdruck, aber so schnell, daß er keine Spur hinterließ.

„Was Sie über mich und meine Landsleute bemerken, das kann man, wage ich zu behaupten, von allen Leuten sagen. In jedem Winkel unsers Innern findet sich immer der Same, woraus ein Schurke gebildet werden kann. Es kommt ganz auf die Verhältnisse an, worein wir kommen, ob der Schurke oder der ehrliche Mann die Oberhand behält.“

„Oder ob sie Hand in Hand gehen werden, wie bei Ihnen?“

„Ganz richtig, aber jetzt muß ich Sie verlassen.“ Der Doktor machte einen tiefen Bückling. Constantin streckte die Hand aus und sagte lächelnd:

„O glauben Sie nicht, daß Sie mir so leicht davon kommen. Gurzskow und Brunskowitz sind auf der Jagd. Ich bin also allein und wünsche, daß Sie mir heute Abend Gesellschaft leisten. Ich habe allerlei mit Ihnen zu plaudern; es ist sehr lange her, daß wir uns nicht mehr vertraulich unterhielten. Sie müssen mir also für den Rest des Tages Gesellschaft leisten.“

„Mit dem größten Vergnügen,“ antwortete der Doktor verbindlich, legte seinen Hut weg, schob einen Lehnstuhl vor und wollte sich eben setzen, als Constantin sagte:

„Haben Sie die Güte zu klingeln. Wir können unmöglich reden, wenn wir nicht Pfeifen und Wein haben.“

Als der Doktor nach der Klingel griff, warf er einen düstern Blick auf den jungen Mann, der ihn mit einer gewissen gleichgiltigen Ueberlegenheit behandelte. Einige Augenblicke später finden wir den Arzt und den Eigenthümer von Kronbrück mit Pfeifen im Mund und mit Gläsern vor sich, aus denen sie einen sehr edeln Traubensaft nippten. Eine lange Pause war entstanden. Der Doktor schien gänzlich damit beschäftigt, seine außerordentlich kleine Füße zu betrachten. Constantin dagegen schaute gedankenvoll die Rauchwirbel an. Seine Nachdenklichkeit war wirklich, aber des Doktors Bewunderung für seine Stiefel war rein fingirt, weil er von Zeit zu Zeit auf Constantin einen lauernden Blick warf. Endlich brach Letzterer das Schweigen. Er heftete seine durchdringenden Augen auf den Doktor und fragte:

„Haben Sie Nichts von Ihrer neuen Patientin zu erzählen?“

„Ich habe Ihnen ja bereits über ihren Gesundheitszustand berichtet,“ antwortete der Doktor ganz gleichgiltig, ohne scheinbar verstehen zu wollen, daß Constantin von ihr zu hören verlangte.

„Ei wie, spielen Sie nicht den Einfältigen. Sollten Sie Ihren Schalkinn so gänzlich verleugnen, um . . .“

„Um nicht zu ahnen, daß ganz andere Gefühle als Mitleid Ihnen Unruhe um das Schicksal des Mädchens einflößen, wollen Sie sagen. O nein, ich verstehe Ihre Gefühle jetzt vollkommen eben so gut wie

Digitized by Google

früher, aber jetzt schweige ich und warte auf Ihr Geständniß, daß Sie das Mädchen nicht bloß schön, sondern unwiderstehlich reizend gefunden haben. Sie gleicht einer üppigen Rose, die mit ihrer Schönheit und einem Duft selbst einen Heiligen verlocken kann, sie brechen zu wollen. Und daher kommt Ihr Interesse."

„So!" Constantin lächelte beinahe höhnisch. „Sie glauben also, ich könne kein Mitleid empfinden, wenn es nicht ist meinen egoistischen Begierden seinen Ursprung habe?"

„Vom Glauben, Herr Baron, ist hier nicht die Rede; ich bin vollkommen überzeugt, daß es sich so verhält; aber Sie wollten nicht davon mit mir reden, sondern von dem schönen Mädchen da drüben auf dem kleinen Ektorp."

„Sie haben Recht. Was ich bin, wie viel Gutes oder Böses in mir liegt, das weiß noch Niemand, nicht einmal ich selbst, und am allerwenigsten Sie."

Es entstand eine Pause.

„Sahen Sie des Mädchens Mutter?" fragte Constantin.

„Nein, nur die alte Magd."

„Wissen Sie Etwas von den Bewohnern Ektorps?"

„O ja, eben so viel wie alle Andern hier in der Gegend, vielleicht noch Etwas mehr. So z. B. weiß ich, daß dieses Mädchen, dessen Schönheit Sie jetzt eingenommen hat, dasselbe Kind ist, das Sie vor sechs Jahren mißhandelten."

„Wirklich? Ich fürchtete es in Wahrheit." — Constantin sah betrübt aus. — „Noch mehr; ich meinte in diesen schönen Zügen das Gesicht des Kindes zu erkennen, als es bewußtlos dalag und Sie mich zwangen, zu entfliehen."

„Ferner weiß ich, daß die Mutter ein gänzlich abgeschiedenes Leben führt, Sie geht mit Niemand um, fährt niemals aus, außer dreimal jährlich in die Kirche, empfängt nie einen Besuch außer vom Pastor. In dieser Einsamkeit hat sie ihre schöne Tochter erzogen, die ohne allen Zwang aufwachsen durfte. Sie ist in Bezug auf Gewohnheiten und Benehmen ein Naturkind, aber an Geistesbildung den meisten Mädchen ihres Alters überlegen. Ferner weiß ich Etwas, was Sie vielleicht selbst nicht wissen, nämlich, daß Frau Smith von dem General, Ihrem Vater, Ektorp auf zwölf Jahre gepachtet hat, und daß dieser Pacht jetzt erneuert werden oder die Wittwe abziehen muß. Das gibt natürlich ein Geschäft zwischen Ihrem Verwalter und der alten Dame." — Des Doktors Augen ruhten mit einem beinahe boshaften Ausdruck auf Constantin.

„Nun das sind ja ganz gleichgültige Sachen," bemerkte dieser.

„Allerdings; aber wer weiß, wozu die Kenntniß davon in Zukunft führen kann? Es ist immer gut, zu wissen, auf welchem Fuß man mit Leuten steht, für die man sich interessirt. Der eigene Vortheil ist der Ursprung aller Ergebenheit."

„Welche abscheuliche Lebensphilosophie!"

„Möglich, aber gleichwohl ist sie es, der wir alle in unserer Handlungsweise huldigen."

Constantin zuckte verächtlich die Achseln, als wollte er andeuten, daß er diesen Einwurf ganz und gar keiner Antwort werth finde.

„Von wem hat das Mädchen die ungewöhnliche Geistesbildung erhalten, von der Sie sprechen?"

„Theils von ihrer Mutter, theils von einem Nachbar, Professor Abernet, dem Eigenthümer von Junta."

„Dem Vater des Jungen, der an jenem abscheulichen Tage so hartnäckig das Mädchen zu vertheidigen suchte?"

„Er ist nur Pflegevater. Der Professor ist Junggeselle und ein Mann von etlichen und vierzig Jahren, stattlich in seinem Aeußern und ein echter Finne von Charakter."

„Ich verstehe, ein Stierschädel."

„Ja, wenn Sie die unerschütterliche Festigkeit, Rechtschaffenheit und warme Vaterlandsliebe, welche das finnische Volk auszeichnen, so nennen wollen."

„Wann wurden Sie, Doktor, ein solcher Bewunderer dieses „trotzen und halsstarrigen" Volks?"

„Mit Erlaubniß, Herr Baron, ich bewundere nicht, sondern spreche bloß von einer Thatsache."

„Gut, wollen Sie jetzt hören, was ich in Bezug auf das Mädchen wünsche?"

„Brauchen Sie es wirklich zu sagen? Ich sollte meinen, das wäre vollkommen überflüssig. Fürs Erste, das Mädchen soll nicht erfahren, daß Sie Constantin Canitz sind. Sie soll Sie für Gurzokow oder irgend einen Andern halten, nur nicht für den Eigenthümer von Kronbrück. Ferner wollen Sie durch mich eine Korrespondenz zu Stande bringen, und endlich soll ich das Terrain sondiren, damit Sie erfahren, wie Sie mit dem Mädchen in Berührung kommen können."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserin von Stambul.

Erzählung von Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

Und ihr, Wellen von Marmora, Wellen des Bosporus, ihr umspielt kosend und plätschernd die bunten Paläste, und seid nicht roth gefärbt von Blut? — Holde Sonne, du vergoldest so strahlend die Stätte wilder Gräuel, schwarzer Gewaltthaten, und verhüllst nicht deinen Glanz?

Das Wasser wird fließen, so lange es sich unaufhaltsam in das Meer ergießt; nichts vermag den ewigen

Digitized by Google

Pulsschlag der Natur zu hemmen. Und die Sonne wird scheinen, so lange das Firmament zusammenhält.

Doch sinkt die Nacht herab auf Prachtgebäude und Gärten, dann rauscht der Bosporus in seinen Tiefen auf, und in der bleichen Geisterstunde entsteigen die Todten dem nassen Grabe und ziehen trotz Wächter und Riegel durch die Pforte der Glückseligkeit in den Serail ein; sie kommen in Männergestalt, sie kommen als Weiber, als Kinder, seidene Schnüre, seidene Tücher um den Hals, sie kommen mit offenen, gläsernen Augen. — — Fragt die Sultane, ob sie in solchen Nächten friedlich geschlafen, fragt den wilden Bajazeth, fragt Soliman den Prächtigen, Selim, den Bezwinger von Aegypten, Syrien und Palästina, fragt sie, und ihr werdet den Todesschweiß von ihrem stolzen Stirnen perlen sehen.

Große Männer waren unter diesen Osmanen; große Gedanken haben sie ausgeführt und es liegt etwas Unwiderstehliches in der Gewalt, womit sie sich Länder und Meere unterthänig gemacht haben. Sie waren Helden und Dichter, Europas bedeutendste Herrscher haben sich vor ihnen gebeugt — doch diese göttergleiche Höhe war nur durch absoluten Despotismus, durch haarsträubende Grausamkeit zu erreichen. Der orientalische Fürst, sagt uns die Geschichte, ist Alleinherrscher unter Knechten, nicht der Erhalter der persönlichen Rechte und Schirm des Vaterlandes.

Im osmanischen Gebiet verschwindet sofort jedes persönliche Recht nach der Laune des Sultans. Er braucht Schätze: die Brüder, die Vertrauten werden erdrosselt und ihre Güter fallen dem Throne anheim. Er braucht Henker, doch solche, die schweigen: man reißt ihnen die Zunge aus. Er braucht Hüter des Harems, doch sie müssen willenlose Automaten sein: sie werden verstümmelt. Er braucht Krieger: man raubt auf sein Gebot Knaben im Reiche der Christen, die unter eisernet Strenge zu Janitscharen erzogen werden.

Gewalt! heißt die Losung. Der Beherrscher der Gläubigen kennt nur einen Begriff, sein eigenes Ich. Vor einem Wink seines Auges müssen Tausend auf die Knie fallen und im Staube anbeten. Was gilt Sitte und Menschlichkeit, wo er befiehlt? Was gelten die Gesetze der Natur? Sie werden geschändet. Soliman läßt seinen Lieblingssohn Mustapha erwürgen und blickt still eigenen Augen zu. Mohamed II. ermordete neun Brüder. Ildirim-Bajazeth gewinnt den Thron durch Brudermord.

Gleichgültig starrt das Volk in stumpfer Andacht auf die Thaten seiner Kaiser.

So sank die Pforte nach und nach unter der Wucht ihrer erzwungenen Größe. Auf so schwindliger Höhe vermag nur ein Genie sich zu halten. Ein Mittelmäßiger stürzt hinab, den eigenen Lastern zum Opfer.

Nach Solimans Tode begann das osmanische Herrscher-Geschlecht auszuarten.

Da noch einmal stieg das Gestirn der Hoffnung hellglänzend über Stambul empor, da Amurath III., des goldgierigen Selim Erstgeborner, den Thron bestieg.

Als der verstorbene Sultan, eingesargt von blutigrothem Porphyrstein, in die Moschee beigesetzt worden, als die Sultanin Valhide im Frauengemache sich das Haar zerraufte, da ahnte Niemand die Ankunft des Thronfolgers, dem ein so glänzender Ruf vorausging; dem Aller Herzen voll Hingebung entgegenschlugen; der mit Recht von seinen Brüdern als edel, gerecht und milde gerühmt wurde. Aus Schonung für die Prinzen hatte er seine Anwesenheit in der Hauptstadt geheim gehalten, denn er wollte weder den großherrlichen Thron besteigen, noch den Brüdern sich zu erkennen geben, bevor er nicht Letztere vor jenem entsetzlichen Herkommen, welches den Tod aller männlichen Blutsverwandten erheischt, sicher gestellt hatte.

Diese Grausamkeit war zum Gesetz geworden, ja es war unvermeidlich, unabwendbar. Kein Sultan hätte sich sicher geglaubt, so lange einer seiner Brüder am Leben geblieben wäre; oft geschah es, daß mißtrauische Osmanen die heranwachsenden Söhne erdrosseln ließen.

Unterblieben solche Gräuel, so brach nicht lange darauf eine Verschwörung aus: die Begnadigten dankten es dem Sultan nicht; sie verachten seine Menschlichkeit und trachteten von Stunde an nach seinem Leben, während er das ihrige gerettet hatte. So war dieß blutige Gesetz entstanden.

Amurath indessen, hochbegabt und menschlich fühlend, sträubte sich mit aller Gewalt der Empfindung dagegen. Oft hatte er deßhalb vor seiner Thronbesteigung gezittert, oft sich danach gesehnt, um Gnade üben zu können. Er träumte den schönen Traum einer friedlichen, weisen Regierung; das ideale Reich des klugen Harun al Raschid stand Tag und Nacht vor seinen Augen; er vertiefte sich in die Gesetzbücher; er linderte und verbesserte, wo irgend es sich thun ließ.

Und so war die Stunde herangenaht, wo ein Volk seiner Wohlthaten harrte, wo er es erlösen wollte von den Erpressungen seines Vaters, der die Zechinen, die ihm jährlich in großen Summen zukamen, in eine Kugel gießen und in die Cisterne wälzen ließ, wo sein Privatschatz lag.

In schwere, wichtige Gedanken vertieft, gebeugt unter der Last seiner großen Aufgabe, wandelte er ruhlos durch die unabsehbare Reihe der Prunkgemächer, deren Fensternischen auf sein Geheiß dicht verhangen waren, weil er seine Anwesenheit, wie wir wissen, verheimlichte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zu Uhland's Gedächtniß.

Der „Augsb. Allg. Ztg." schreibt man aus Frankfurt a. M.: Daß Sie einzelne bisher nicht bekannt gewordene Strophen von Uhland Ihrem Leserkreis mittheilen, ist um so dankenswerther, als der treffliche Dichter ausdrücklich den Wunsch aussprach: man möge sein ganzes Gemüth als „Einheit im Zerstreuten" erkennen. Zudem scheint mir Uhland ein vollendeter Meister des Epigramms im griechischen Sinn, in welchem es, nach Klopstock's Ausdruck „ein Strahl" sein soll, „nicht zum Brennen, sondern zum Beleuchten". Gestatten Sie mir aus Frankfurt einen Beitrag zu senden.

Uhland verkehrte gern im Hause seines hiesigen Gastfreundes, des Arztes Dr. M., hier erschloß er sich wenigen Freunden in heiterer Unbefangenheit. Einer Tochter des Hauses schrieb Frau Uhland am 9. Mai 1849 folgende Zeilen ins Album, die, wenn wir nicht irren, im Grundgedanken von Jean Paul herrühren, und von einer Dame (Karoline Rudolphi?) in gebundene Form gebracht sind:

Ein weinend Kind lagst Du auf Mutters Schooß,
Als lächelnd rings umstanden Dich die Deinen;
Nun lebe so, daß, wenn erfüllt Dein Loos,
Du lächeln mögst, wenn alle um Dich weinen.

Am 22. Mai ist darunter beigefügt:

Inzwischen wandle frisch hinan
Die wechselvolle Lebensbahn,
Auf der man lacht, auf der man weint,
Bald Regen fällt, bald Sonne scheint,
Und doch im gläubigen Gemüth
Das Ew'ge Wechsellose blüht.

Zu freundlichem Andenken L. Uhland.

Einer Freundin des M.'schen Hauses schenkte Uhland Goethe's Gedichte, und schrieb vor seinem Abschied von Frankfurt, am 31. Mai 1849, folgende Zeilen in das Buch:

In diesen kampfbewegten Maientagen
Hört doch die Nachtigall nicht auf zu schlagen.
Und mitten in dem tobenden Gedränge
Verhallen nicht unsterbliche Gesänge.

Wie rein und schön berührt uns diese Huldigung, in solcher Zeit von einem Dichter gebracht, an welchem Goethe nicht Gerechtigkeit geübt hatte!

Zu dem Parlaments-Album in Facsimiles, das kurz vorher eine hiesige Verlagshandlung veranstaltet hatte, steuerte Uhland den Spruch bei:

Ach und Weh im ganzen Land!
Ist uns noch kein Haupt geboren?
Nein! Es ist ein Uebelstand:
Deutschland hat den Kopf verloren

Mannigfaltigkeiten.

Wien, 24. Febr. Die „O. P." schreibt: Ein Duell, dessen Ausgang ein tragischer war, beschäftigt wegen der bekannten Persönlichkeiten, die dabei im Spiele sind, die ganze Stadt. Zwischen zwei jüngeren Mitgliedern des hiesigen diplomatischen Korps, dem kgl. spanischen Legations Sekretär Murruaga y Nyldosola und dem königl. niederländischen Legations-Sekretär Grafen Rechtern v. Rosardo hatte sich ein Streit entspunnen, dessen Ursache eine Dame war, in deren Hause beide Rivalen sich häufig begegneten. Eine ernstliche Herausforderung erfolgte und Beide standen vorgestern, Sonntag, in der Brigittenau mit der Pistole in der Hand einander gegenüber. Nach den Spuren zu schließen, die man auf der Wahlstätte fand, wurde auf dreißig Schritte Barrière geschossen. Graf Rechtern blieb als unglücklicher Opfer auf dem Platze. Die ärztliche Obduktion erwies, daß die Kugel seines Gegners ihm durch die beiden Lungenflügel gedrungen ist, so daß der Tod augenblicklich erfolgte. Graf Rechtern stammt aus einer reichen holländischen Familie, die von den deutschen Kaisern in den Grafenstand erhoben wurde. Er war der einzige Sohn seiner noch lebenden Eltern. Die Details des Kampfes sind übrigens mit einem Geheimnisse umhüllt, da man den Leichnam des unglücklich Gefallenen ganz allein auf dem Platze fand. Der junge Diplomat war durch seinen trefflichen Charakter, durch seine vielseitige Bildung und anspruchslose Einfachheit in allen Gesellschaftskreisen eine sehr beliebte Erscheinung. Was Herrn von Murruaga betrifft, so hat derselbe, wie man vernimmt, noch am Tage des Duells die österreichischen Staaten verlassen. — Ueber denselben Vorfall bringt die Riedl'sche Korrespondenz folgende Einzelnheiten: Graf Rechtern blieb sogleich todt auf dem Platze. Sein Gegner vertieß hierauf mit den Sekundanten den Ort des unglücklichen Ereignisses und es sind die letzterwähnten Personen noch sämmtlich unbekannt. Der Gefallene trug Zivilkleider und hatte einen Siegelring mit den Buchstaben R. R. Er war beiläufig 27 Jahre alt und man soll bei ihm einen Zettel gefunden haben, worauf geschrieben stand, daß er an seinem Tode selbst Schuld trage. Es ist jedoch konstatirt, daß ein Duell stattfand und keineswegs ein Selbstmord. Es ist nämlich konstatirt, daß die betreffenden Personen mittelst fünf Fiakern gleichzeitig auf den Duellplatz fuhren, und man fand auch bei dem Leichnam das Schußziel auf zwanzig Schritt Entfernung durch hingelegte Ziegel markirt. Bei dem Gefallenen selbst wurde ein abgeschossenes einläufiges Pistol gefunden.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bollandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 52 Sonntag, 1. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Constantin sprang vom Sopha auf, stürzte ein volles Glas hinab, lief einmal im Zimmer hin und her, und blieb dann mit gekreuzten Armen vor dem Doktor stehen, indem er langsam sagte:

„Haben Sie das Mährchen gelesen, wie der Teufel Seelen wirbt?“

„Nein, ich lese niemals Mährchen.“

„Das ist Schade, sonst würden Sie sich selbst darin erkannt haben, denn er macht es, ganz wie Sie. Er nimmt die schönsten Vorsätze eines Menschen und wendet sie zum Bösen. Dieß geht so zu, daß er, im Augenblick wo ein guter Beschluß gefaßt wird, der menschlichen Schwachheit alle möglichen Mittel zeigt, wie sie ihre Leidenschaft befriedigen kann. Das thun auch Sie. Als ich mich von dem Mädchen entfernte, beschloß ich, sie nie wieder zu sehen. Ich schickte Sie hin, damit sie baldige Hülfe erhalten sollte, weil ich mich für den Urheber des Unglücks ansah. Ich wollte unerkannt bleiben, damit in ihr keine unangenehme Erinnerung an unser kurzes Beisammensein erwachen sollte. Endlich wollte ich Ihnen meinen Wunsch mittheilen von ihrer ökonomischen Stellung Kenntniß zu erhalten, und dann sollten Sie sagen, daß der Fremde, der ihr die Unannehmlichkeit mit dem verrenkten Fuße zugezogen habe, jetzt wieder abgereist sei. Alles das war, auf Ehre und Seligkeit, meine feste Absicht.“

„In diesem Fall können Sie ja Ihre schönen und romantischen Vorsätze auch ausführen.“

Constantin that in sichtlicher Aufregung wieder einen Gang durch das Zimmer. Des Doktors Blick folgte ihm.

„Ich möchte wissen,“ begann Constantin wieder, indem er vor den offenen Glasthüren stehen blieb, „ob mein Vater nicht einen schrecklichen Mißgriff bezing als er Sie zu meinem Gouverneur machte. Sie waren der Mann, den ich bis zur Anbetung liebte. Sie besaßen also eine unbegränzte Gewalt über mich. Sie hätten mich mit Ihrem überlegenen Verstand leicht vom Bösen abhalten können, und gleichwohl gab es kaum eine Ausschweifung oder unrichtige Handlung im meinem Jünglingsleben, die nicht aus dem Samen erwachsen wäre, den Sie in mein Inneres gelegt hatten.“

„Wenn es so wäre, wie konnten Sie mich dann einen ehrlichen Mann nennen?“

„In Ihrem Verhältniß zu mir als Lehrer habe ich Sie nie ehrlich genannt, sondern gerade darin waren Sie ein Schurke.“

„Und dennoch haben Sie mir den Platz verschafft, den ich jetzt besitze?“

„Das that ich aus zwei Gründen. Erstens weil Sie durch ihre Hofmeisterstelle bei mir eine Zeit vergeudeten, die Sie nützlicher hätten anwenden können. Ich stand bei Ihnen in einer großen Schuld, die ich nicht so leicht abtragen konnte. Ihr Einkommen als Hofmeister konnte ihnen den Verlust der Zeit, die ich Sie kostete nicht ersetzen. Um meine Schuld zu bezahlen, mußte ich es so einrichten, daß Sie ein Amt erhielten, das mit Ihren Ansprüchen übereinstimmte.“

„Und dieß glauben Sie von der Stelle, die ich jetzt inne habe? Warum nicht eben so wohl von derjenigen, die Ihr Vater mir bei der Fürstin N. verschaffen wollte?“

„Darum weil Sie dann in Rußland hätten leben müssen, bei einer Russin, umgeben von Allem was Ihre gehässigen Gefühle gegen die Unterdrücker Polens hätte wecken können. In Rußland würde jede Spur eines bessern Instinktes in Ihnen vertilgt worden sein. Hier dagegen, in einem Lande dessen Volk den Leiden fremd war, die Ihr eigenes getroffen, gab es Nichts was die schlummernde Erbitterung in Ihrer Seele weckte. Dem ehrlichen Manne Wagner verschaffte ich durch meinen Vater die Stelle als Bezirksarzt und machte ihn zum Arzte für Kronbrück, weil ich vollkommen überzeugt war, daß Sie da ein hinreichendes Feld für Ihre Thätigkeit und Menschenliebe erhalten würden. Die vergangenen Jahre haben mir gezeigt, daß ich Sie nicht unrichtig beurtheilte. Sie sind bei Arm und Reich beliebt und hochgeschätzt. Sie waren der Freund der Armen, der Beistand der Reichen, Sie haben als Arzt und Mensch gewissenhaft Ihre Pflicht erfüllt.“

„Und gleichwohl nannten Sie mich so eben noch einen Schurken,“ fiel der Doktor mit seinem geschmeidigen Lächeln ein.

„Ja auch das thue ich noch jetzt, denn die Lebens-

Digitized by Google

philosopie die Sie mir beibringen wollten, verräth einen Schnitzer. Die Geschicklichkeit, womit Sie auf den Saiten meines Innern spielten, so daß Sie vor der Zeit meine Begierden erregten, verräth einen Schurken, und wenn ich heute nicht ein grundverdorbener junger Mann mit einem von Ausschweifungen vertrockneten Herzen bin, so ist dieß nicht Ihr Verdienst, sondern diese Ehre gebürt meinen Naturanlagen und dem Umstand, daß ich mehrere Jahre hindurch von dem schleichenden giftigen Einfluß Ihrer Lehren getrennt war." Constantin verstummte.

Dr. Wagner schien nicht geneigt, das Gespräch fortzusetzen. Er rauchte ganz gleichgültig seine Pfeife und ließ den jungen Baron ungestört in den Betrachtungen fortfahren, worin er versunken war. Plötzlich wandte sich Constantin an den Doktor:

„Warum wollten Sie einen moralisch elenden Menschen aus mir machen? Warum haben Sie bei jeder Versuchung, die Mittel angedeutet, wodurch ich meine unedlen Wünsche befriedigen konnte? Sie haben somit Alles gethan, damit ich untergehen sollte?" Constantins Simme war gereizt.

„Herr Baron, Sie haben sich selbst aufgeregt, und deßhalb erscheint Ihnen Alles in einem falschen Licht, sonst würden Sie einsehen, daß ich nur nach meinen Grundsätzen gehandelt habe. Ich bin all diesen Vorurtheilen, die dem großen Haufen als Gesetze gelten, fremd, und ich habe Sie behandelt, ohne dieselben dazwischen treten zu lassen. Ich habe die Ueberzeugung, daß ein junger Mann von allen Verhältnissen des Lebens Kenntniß erhalten muß, um vom Leben selbst eine wahre Anschauung zu bekommen. Er muß den schäumenden Pokal des Genusses gekostet haben, um seine eigene Schwäche und Stärke kennen zu lernen. Meine Lebensphilosophie lautet dahin, daß wir unser Daseln genießen sollen. Ist diese Ansicht unrichtig, so mögen Sie mich beklagen, aber nicht anklagen; denn sie ist einmal die meinige und eine andere konnte ich Ihnen nicht beibringen."

„Ihr eigenes Leben ist durchaus keine Reihenfolge von taumelnden Genüssen, sondern ganz untadelhaft."

„Warum? Weil meine Genüsse nicht von der gleichen Art sind wie bei andern Menschen. Ich liebe den Wein, aber nur in mäßigem Gebrauche; ich habe noch nie ein Weib gefunden, das mir reizend erschienen wäre. Dieß hat zur Folge, daß ich mich niemals den Freuden des Weins oder der Liebe hingegeben habe. Ich habe eine Hauptleidenschaft, das sind meine Studien. Ihnen gebe ich mich hin und genieße sie mit vollen Zügen. Mein Beruf als Arzt ist mir theuer. Dieß der Grund, warum ich ihm sorgfältig nachkomme. Wenn es mir kein Vergnügen machte, so würde ich ein saumseliger und gleichgültiger Doktor sein. Denn wie thun nur das gut, was uns Freude gewährt. Ich überlasse mich ohne Zwang Allem, was das Leben angenehm machen kann. Es ist nicht meine Schuld, Herr Baron, wenn die Natur mir weniger Mittel zum Genuß verliehen hat, als Ihnen."

Wiederum entstand eine kleine Pause, worauf der Doktor von etwas Anderem zu reden anfing, und bald war es ihm gelungen, Constantins Interesse so sehr an den Gegenstand zu fesseln, den er behandelte, daß dieser ihr früheres Gespräch vergessen zu haben schien.

Wenige Menschen besaßen ein größeres Talent mit ihrer Beredsamkeit zu interessiren und zu fesseln, als Dr. Wagner, und gerade das machte ihn so gefährlich, wenn er seine in sittlicher Beziehung so gefährlichen Sophismen versocht.

Die beiden Herren nahmen ein leckeres Abendbrod zu sich. Es war Mitternacht vorüber, als der Doktor nach seinem Hute griff, um nach Hause zu gehen. Er bewohnte den linken Flügel, der an und für sich einen stattlichen Herrensitz ausmachte.

Constantin reichte dem Doktor zum Abschied die Hand und ließ ihn bis an die Thüre gehen, ohne über seinen morgigen Besuch bei Schuldfried ein Wort zu sagen. Der Doktor hütete sich wohl den Gegenstand zu berühren. Er wollte eben öffnen, als Constantin mit erkünstelter Gleichgiltigkeit sagte:

„Wann besuchen Sie morgen Ihre junge Patientin?"

„In aller Frühe," lautete die Antwort. Noch eine Verbeugung, ein Druck auf das Schloß und der Doktor verschwand.

Constantin blieb mitten im Zimmer und schaute noch immer nach der Thüre. Er murmelte vor sich hin:

„Welche höllischen Gedanken und Wünsche hat nicht dieser Dämon in meiner Brust erweckt! Ach, welch ein erbärmliches Werkzeug bin ich nicht in dieses Menschen Hand! Aber bin ich denn wirklich der schwache Charakter, der sich von Leidenschaften beherrschen läßt, die ihm ein Anderer einimpft? Ach! Ich weiß selbst nicht was ich bin, bis ein mächtiges und starkes Gefühl die Seele beherrscht und in die Saiten des Herzens greift. Bisher habe ich keine von diesen innern Kräften empfunden, die aus uns Sterblichen entweder Größen oder Erbärmlichkeiten machen. Ich habe nie Eltern, nie eine Familie besessen, nie Liebe weder zu Vater noch zu Mutter empfunden; ich habe nie einen Freund und, was noch schlimmer ist, nie ein Vaterland gehabt. Mit einem Vater der von seinem Vaterland abgefallen, einer Mutter, die ich nie gekannt, ist sogar mein Blut gemischt, und nicht einmal der Instinkt fesselt mich mit Vorliebe an Landsleute oder eine Vatererde. Ich gehöre zu einer Nation, die ich verachte, ich diente einem Monarchen, den ich verabscheue; meine ganze Stellung ist geeignet in meinem Innern dieses Chaos von Bösem und Gutem hervorzurufen, das bisher meinen Charakter gekennzeichnet hat. Ich, der reiche und mächtige Canitz, bin sehr beklagenswerth; denn mit 22 Jahren bin ich lebensatt und besitze nichts Anderes,

Digitized by Google

als einen Reichthum, wofür ich mir Alles kaufen kann, nur keine wirklichen Freunde, keine Eltern, kein Vaterland und kein Glück. Der Ueberfluß kann einen Sinnenrausch schaffen und Gelegenheit geben, unsere Launen zu befriedigen, aber nicht einen einzigen glücklichen Augenblick schaffen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserin von Stambul.

Erzählung von Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

Im Dämmerlicht, über die buntesten Teppiche von Mascara und Smyrna, über die kostbarsten Zobelpelzdecken achtlos hinwegschreitend, seufzte der neue Großherr oftmals laut und vernehmlich und sorgenvoll hing sein Haupt auf die juwelenstrotzende Brust herab. Umsonst duftete Ambra von Tunis und Aloëpulver in den Vasen auf den unzähligen Konsolen der Wände; Rosenblätter und Calmus lagen frisch aufgehäuft in den Schalen aus Onix, — umsonst; der sinnende Amurath im goldbrokatenen Kaftan athmete gleichgültig diese süßen Wohlgerüche, die seinen Sinnen zu schmeicheln suchten.

Unbeachtet lag der geflochtene Schlauch der brennenden Schlangenpfeife; umsonst funkelte der Diamant am bernsteinernen Mundstück; die feine, schmale Hand, die den kaiserlichen Siegelring trug, streckte sich nicht danach aus.

Traurig, gränzenlos traurig blickten die großen, schwarzen Augen des mächtigen Sultans. „O meine Brüder, mein Volk," sprach er mit schmerzlichem Kopfschütteln vor sich hin, „wie oft glaubtet Ihr, der neue Großherr werde das schöne Morgenroth einer glücklichen Zukunft über Eure Häupter heraufbeschwören, — weh! und jenes Morgenroth war nur der Wiederschein all des vergossenen Blutes!"

Er stützte die flache Hand gegen einen Schrein aus Elfenbein und Silber, und auf die Hand neigte er die turbanumwundene Stirn.

Lange Zeit stand er so.

Er war schön, schlank und majestätisch, dieser jugendliche Herrscher; die edle Race der neun Prinzen war auch in ihm verkörpert. Nur war sein Gesichtsausdruck melancholischer, als läge ein Hang der Schwermuth in seinem Gemüth. Dieß gab seinem Wesen eine gewisse Trägheit; er imponirte nicht in der Weise wie Soliman und Muhamed der Große; dagegen gewann er durch seine Sanftmuth und gütige Herablassung. Er wäre ein vortrefflicher christlicher Fürst gewesen, denn seine Ansichten waren, ohne daß er es selbst wußte, durchaus christlich, liebend und versöhnlich. Der orientalischen Despotenherrschaft war er nicht gewachsen.

„Mein Herz dürstet nach einer schönen That, die mir das Vertrauen meiner Umgebung, meiner Unterthanen erwirbt! Meine Seele brennt darauf. Mit vollen Händen möchte ich den Segen ausstreuen, allen Jammer zu stillen, alles Große zu erwecken, alles Aufstreben glühender Begeisterung, was im Dunkel erstickt! Gleich einem Gott möcht ich ihnen erscheinen, befreiend, erlösend — — und ich kann es nicht, ich liege in Fesseln. Begränzt ist meine Macht, begränzt nach der Seite der Gnade, schrankenlos allein nach der Strenge! — — Jammer, gränzenloser Jammer! Sie treten mir entgegen, diese Männer mit eisernen Stirnen, Vezire und Mullahs, die finstern Verwalter finsterer Gesetze. Hier liege ich am Boden und ringe die Hände und knirsche mit den Zähnen! — — seit achtzehn Stunden währt dieser Kampf, dieser Kampf um Leben und Tod meiner neun Brüder, und mein ganzer Serail mit Schriftgelehrten und Marabouts steht auf wider mich und deutete auf die Gesetztafel — — und ob ich Blut weine, ob mich das Fieber der Verzweiflung verzehrt — sie geben nicht nach — sie beharren — sie lechzen nach Blut, die Vampyre!"

— — — — — — — — — — — —

Nun war es dunkle Nacht und von Neuem hatte Amurath den Staatsrath und den Mufti zu sich berufen. Er sprach feurig und beredt zu diesen Vertrauten; — — er bewegte sie zu keiner Nachgiebigkeit, und als er endlich zornbebend rief: „Auf meinen Befehl bleiben sie am Leben und genießen alle Ehre der Mitbeherrscher des Reichs!" da neigten sich die weisen Männer vor ihm und der Aelteste sprach: „Schatten Gottes, Beherrscher der Länder und Meere, so nimm das Leben deiner Diener statt des Lebens deiner Brüder. Wir künden dem, der das Gesetz der Väter bricht, unsern Gehorsam, darum tödte uns!"

Erschöpft sank der Sultan auf eine Ottomane.

Der Mufti umklammerte seine Kniee und beschwor ihn: „Weißt Du denn nicht, o Herr, daß Dich der älteste der Prinzen morden würde? Und wär er's nicht, wär's der Zweite. Kannst Du's verantworten, daß ein junger, unerfahrener Thor, in der Gefangenschaft erzogen, den großherrlichen Stuhl besteigt, das das Volk betrügt, aufreibt und knechtet?! Bleib uns, o bleib' uns! Ueberzeuge Dich von der Nothwendigkeit und Dein Reich wird ein glückliches sein, Dein Land wird blühen, wie Israel unter dem weisen Soleiman! Thu' den einen Schritt und Du bist frei!"

Lange Zeit antwortete der Sultan nichts.

Eine tiefe Stille trat ein . . .

Mit fortgewendetem Gesicht machte Amurath eine abwehrende Handbewegung.

Auf dieses Zeichen entfernten sich die Anwesenden.

Nur die Thürhüter und Zwerge verharrten schweigend am Hauptausgang.

Digitized by Google

Stumm und finster erhob sich Amurath und schritt an den Sclaven vorüber.

Bleich wie ein Geisterkönig schritt er hinab zur Kapelle der kaiserlichen Moschee, wo Sultan Selims Leiche im prachtvollen Sarge stand.

Unter dem Portal verweilte Amurath einige Sekunden und athmete heftig, als ränge er nach Luft. Dann winkte er einem Verschnittenen, flüsterte ihm ein Wort ins Ohr und trat in die Moschee ein.

In vierundzwanzig goldenen Ampeln brannten schwache Flämmchen; der hochgewölbte Raum war gespenterisch beleuchtet. Amurath warf sich mit dem Gesicht zu Boden und betete.

Als er das Antlitz erhob, erblickte er einen langen, dunklen Schatten neben sich.

Er richtete sich in die Höhe.

Der Vorsteher der Stummen stand mit gekreuzten Armen hinter ihm.

Schweigend deutete Amurath auf den Sarg seines Vaters; schweigend reichte er dem Henker neun seidene Tücher.

Eilends empfing der Vollstrecker blutiger Befehle die Tücher und entfernte sich lautlos wie er gekommen war.

Die Thränen brachen siedend aus Amuraths Augen hervor; schluchzend sank er am Sarge Selims nieder.

Ihm war das Herz auf immer gebrochen. — —

Noch vor Mitternacht lagen neun Jünglingsleichen im Prinzen-Serail; ein grünseidener Teppich bedeckte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Elephantenjagd in Deutschland.

In Kirchheim fand am 14. Februar ein Schauspiel höchst seltsamer Art statt. A. Grubhofer aus Innsbruck war einige Tage zuvor mit einem großen männlichen Elephanten dort angekommen. Schon auf dem Wege dahin war das Thier wild und bösartig geworden und hätte beinahe den Wagen, welcher es umschloß, sammt den davor gespannten Pferden, mit auf und davon genommen.

Im Gasthaus zum Hirsch dortselbst angelangt, wurden schnell die Pferde abgespannt, der Elephant rannte mit dem Wagen bis an's andere Ende des Hofes. Hier wurde der Wagen durch starke Balken und Ketten gestützt und befestigt.

Man gab dem Thiere, um es zu beruhigen, in Zwischenräumen 12 Gran Digitalin, was auch einige beruhigende Wirkung äußerte. Als jedoch sein alter Wärter sich dem Wagen näherte und mit ihm sprach, fing er wieder an, zu toben, so daß der Eigenthümer beschloß, ihn zu tödten.

Man machte zunächst den Versuch, das Thier mit Strychnin zu vergiften, indem man ihm, in eine Semmel eingeschlossen, eine starke Dosis davon reichte. Da auch nach längerer Zeit keine Wirkung des Giftes wahrgenommen werden konnte, so wurde beschlossen, ihn zu erschießen.

Fünf der besten Schützen von Kirchheim traten vor den Wagen, an welchem man die vorderen Bretter abgenommen hatte, so daß der Kopf des Thieres sichtbar wurde. Auf ein gegebenes Zeichen schossen alle zugleich und zwar auf die Augen des Elephanten. Obwohl sämmtliche Kugeln gut getroffen hatten, so gab das riesige Thier keinen Laut des Schmerzes von sich, machte keine besondere Bewegung und schien diesen Angriff gar nicht zu beachten. Das Feuern dauerte nun in kurzen Zwischenräumen zwei Stunden lang fort. Das kolossale Thier wankte, sank auch einigemal nach hinten zusammen, raffte sich aber dann wieder auf, zertrümmerte den Wagen total, und trat nun frei in den Hofraum, mit stiller Todesverachtung majestätisch in demselben herumschreitend. An einem seiner kolossalen Beine war zur Vorsorge ein starker Strick befestigt, eine große Anzahl Männer versuchten, an dem Strick ziehend, ihn zu Boden zu werfen, aber vergebens, das Bein rückte nicht von der Stelle und der Strick zersprang.

Durch die gleich Anfangs erfolgte Zerstörung der Augen war es möglich, dem Thiere ohne große Gefahr zu nahen, noch einige gut angebrachte Kugeln und der Koloß stürzte zusammen.

Dieser Elephant hatte eine Höhe von 5¾ Ellen, 5 Fuß lange Stoßzähne und ein Gewicht von 8600 Pfund.

Mannigfaltigkeiten.

[Kaiserin Eugenie] soll für künftiges Frühjahr eine höchst raffinirten Kopfputz ausgedacht haben. Die jetzige Form der Frauenhüte wird unverändert beibehalten, nur der obere Theil soll um einige Zoll erhöht und erweitert werden. Der Raum, den jetzt die Blumenterrasse einnimmt, wird mit einem aus dem feinsten Goldgespinnst verfertigten Netz umgeben, in dem sich lebende Schmetterlinge und Käfer vergnügen können. Der Fang und die Fütterung dieser interessanten Geschöpfe wird voraussichtlich viele Hände beschäftigen, besonders werden die Käfer- und Insektensammler ihre Rechnung finden, und eine gewisse Vorliebe für das Studium der Zoologie wird sich in allen Schichten der Gesellschaft verbreiten.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 53 Dienstag, 3. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen, als der Doktor eben seinen Kaffee trinke wollte, trat Constantin in seine elegante und behagliche Wohnung. Wagner saß in einer großen Bibliothek, deren sämmtliche Wände mit vollen Bücherschränken besetzt waren. Bei Constantins Anblick erhob er sich sogleich und begrüßte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit, indem er sagte:

„Was verschafft mir so frühe die Ehre Ihres Besuchs, Herr Baron?“ Bei sich dachte er: „Ich war überzeugt, daß er vor meiner Wegfahrt noch kommen würde, und ich will mein Leben daran setzen, daß er einen Brief mitbringt, den ich dem Mädchen geben soll.“ —

„Ich wollte Sie vor Ihrer Abfahrt treffen, lieber Doktor, um Sie zum Mittagessen einzuladen,“ sagte Constantin.

„Ich nehme die Einladung mit großem Danke an. Sobald ich von meinen Krankenbesuchen heimkomme, werde ich die Ehre haben, mich einzufinden.“

Constantin sprach von einigen gleichgültigen Sachen und entfernte sich dann, zu nicht geringer Ueberraschung des Doktors, der einen Vertrauensauftrag erwartet hatte.

„Was beabsichtigte er eigentlich mit diesem Besuch?“ fragte Wagner sich selbst. „Solche Einladungen läßt er sonst immer durch die Dienerschaft ergehen; folglich war diese hier nur ein Vorwand. Er, der reiche und stolze Canitz, sollte sich einer Einladung wegen persönlich bei Wagner einfinden? Unmöglich.“ Der Doktor lächelte höhnisch und ging an das Kaffeetischchen zurück, das er verlassen hatte. Als er die Tasse aufhob, bemerkte er einen Brief, der daneben lag. Er war an ihn adressirt.

„Aha!“ sagte der Doktor mit einem sardonischen Lächeln; „jetzt erklärt sich die große Artigkeit.“ Er wog den Brief in der Hand und hielt in Gedanken folgenden Monolog:

„Was enthält wohl das da? Laß uns darüber nachdenken. Nun, einige Phrasen darüber, daß ich mit meinen Redensarten seinen schlechteren Menschen geweckt habe u. s. w. und dann bittet er mich zu guter Letzt einen Gruß oder ein Billet an das Mädchen zu bestellen, das ich behandle. Paß! Der Tropf besitzt nicht einmal moralische Kraft genug, um den Bruder Liederlich zu spielen, ohne deßhalb Andere anzuklagen.“ Die lächelnde Miene des Doktors veränderte sich plötzlich und nahm ein Gepräge unversöhnlichen Hasses an, indem er fortfuhr: „Du täuschest Dich, weichlicher Jüngling, wenn Du glaubst, daß ich Dich einzig und allein zu Ausschweifungen verleiten wolle. Nein, ich will Deinen Untergang; ich wünsche aus Deinem Leben eine Kette von Qualen und Verbrechen machen zu können, die Dein Inneres mit den Martern der Angst zerfleischen sollen, wenn Dein stolzes Herz zum Bewußtsein seiner Selbsterniedrigung erwacht. Was müßtest Du nicht erleiden, wenn es einen Vergleich mit dem Unheil aushalten sollte, das Dein Geschlecht über die Meinigen gebracht hat!“

Er erhob sich heftig und erbrach das Siegel. Der Brief enthielt ein Billetchen an Fräulein Smith und folgende Zeilen an Wagner:

„Sie haben mir Ihre Botendienste angetragen; folglich, bester Doktor, beleidige ich Sie nicht mit dem Auftrag. Uebergeben Sie inliegendes Briefchen an seine Adresse, aber am Liebsten so, daß sie es erst findet, wenn Sie sich entfernt haben.“

„Keine Anklagen,“ murmelte der Doktor, „um so besser.“ Er steckte den Brief ein. „Ich kannte Dein schwaches Gemüth zu gut, um nicht zu wissen, daß Du Dich an der Angel verfangen würdest, die ich auswarf.“

Eine Viertelstunde später rollte des Doktors Wagen nach Ektorp.

* * *

Auf dem Sopha, das gerade vor dem Fenster in Schuldfrieds Zimmer stand, lag das junge Mädchen und sah betrübten Blickes auf die belaubten Bäume, die im Winde nickten, und auf die Wellen des Sees, die langsam von dem Ufer wegrollten. Beide Fenster waren offen, und die leichten Sommerwinde kamen mit den Armen voll von Samenduft, und flogen in das jungfräuliche Gemach des Mädchens, um ihre frischen Wangen zu liebkosen.

Digitized by Google

Frau Smith hatte die ganze Nacht bei der Tochter zugebracht, aber am Morgen sie verlassen, weil Annika den Arzt erwartete und die scheue Wittwe keinen Fremden treffen wollte.

Annika war äußerst geschäftig gewesen, hatte Blumen hereingebracht, die Umgebung des Sophas mit Laub geschmückt und alles Mögliche gethan, um ihren kleinen Windfang nicht gar zu sehr durch die Gefangenschaft leiden zu lassen.

Schuldfried hinwiderum war außerordentlich zerstreut und achtete nicht auf die tausenderlei Aufmerksamkeiten, wodurch die alte Dienerin ihre Ergebenheit zeigen wollte. Es schien klar, daß Etwas sie quälte. Endlich konnte Annika die Frage nicht unterdrücken:

„Mein Herr und Gott, liebes Kind, thut der Fuß so schrecklich weh oder was fehlt Dir denn? Es ist gerade als hättest Du Deinen Kopf in einem Ameisenhaufen liegen, so dreßt und verzerrst Du Dich, und bemerkst gar nicht, wie zierlich ich Alles für Dich hergerichtet habe. Sprich jetzt, Kind, was macht Dich so unruhig?“ Annika klopfte Schuldfried mit ihrer braunen, knotigen Hand auf die Wange.

„Ach, liebste Annika, der Schmerz im Fuß ist es nicht; er thut nicht so besonders weh, sondern der Verdruß darüber, daß ich meinen guten Freund, Onkel Aberney, nicht treffen kann. Ich möchte ihm gar zu gerne einen Brief schreiben, aber ich weiß nicht, wie ich es anstellen soll. Alles das beunruhigt mich.“

„Hem, hem,“ sagte Annika, konnte aber nicht mehr vorbringen, denn jetzt kam der Doktor. Wagners Besuch währte diesmal länger, als am vorhergehenden Tag, und sein Benehmen war weniger zeremoniös und herzlicher. Er sprach von der Gegend, von Finnland und dem finnischen Volk, und es gelang ihm durch seine angenehmen Manieren, so wie durch seine gewandten Formen Schuldfried mehr Vertrauen einzuflößen, als zuvor. Als er aufstand, um sich zu entfernen, sagte er:

„Jetzt habe ich eine ganze Stunde mit Ihnen verschwatzt; aber ich mache mir kein Gewissen daraus. Sie besitzen, während Ihr Fuß Sie an's Bett fesselt, noch immer Zeit genug zu Betrachtungen.“

Annika begleitete ihn hinaus. Im Vorsaal sagte sie mit einem Knix:

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, aber ich möchte gern eine Frage an Sie stellen.“

„Recht gern.“

„Wie haben Sie erfahren, daß Schuldfried sich den Fuß verrenkte?“

„Die Sache ist ganz einfach. Ich war auf dem Heimweg begriffen, als ein junger Herr mich anrief und sagte, das Fräulein auf Ektorp habe sich beschädigt, worauf ich sogleich hieher fuhr.“

„Ah, dann war es also wirklich eine Fügung Gottes,“ sagte Annika.

„Oder des Teufels,“ murmelte der Doktor, als er in seinen Wagen stieg.

Auf dem Tisch neben Schuldfried lag ein Buch, worin sie gelesen hatte; als der Doktor gegangen war, nahm sie es wieder. Bei dieser Bewegung öffnete sich das Buch von selbst, und siehe, da lag ein elegant zusammengelegter Brief mit der Adresse an Fräulein Smith. Eine dunkle Röthe zog sich über Schuldfrieds Wangen, und zornig schlug sie das Buch wieder zu. In diesem Augenblick trat Annika ein, um zu fragen, ob Schuldfried Etwas bedürfe, weil sie sonst gehen würde, um etwas Wichtiges mit der Frau zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserin von Stambul.

Erzählung von Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

2.

Die Perle des Harem.

Sechs Monde waren ins Land gegangen. Der Sultan hatte die Regierung angetreten; man pries ihn als einen Meister im Belohnen und Bestrafen; er zeigte sich als Freund aller wissenschaftlichen Studien; er veranstaltete kriegerische Zurüstungen, um gegen die Perser zu ziehen; aber Niemand aus seiner vertrautesten Umgebung konnte sich rühmen, ihm jemals ein Lächeln abgewonnen zu haben. Er war sehr wortkarg; in unheilbare Schwermuth zurückgezogen, lebte er in der Tiefe seines Palastes.

Die meiste Klage entstand darüber im Harem der schönen, zahlreichen Sklavinnen, wo die gluthschmachtenden Circassierinnen, die broncefarbenen Almeen und blauäugigen Töchter des Kaukasus vergeblich eines gnädigen Winkes harrten.

Seit Amurath Sultan geworden, schien er sie vergessen zu haben.

Dort in den feenhaften Räumen verzehrte sich in stummer Qual Meimuna, ein reizendes Geschöpf, im zarten Busen ein Herz hegend; sie war dem Großherrn aus Klein-Asien nach Stambul gefolgt; er sandte ihr täglich kostbare Perlen und rosenfarbene Feierkleider, aber sehen ließ er sich vor ihr nicht mehr.

Da neigte sie das Haupt wie der weißgefiederte Schwan, wenn er den Tod herannahen fühlt; die Gespielinnen salbten und putzten sich wie zuvor, und ob der Sultan ihrer begehrte oder nicht, sie schäkerten mit einander, sie tanzten und schwatzten, unbekümmert um der Dinge Lauf.

Jeden Morgen versammelten sie sich singend und

Digitized by Google

lärmend im Badezimmer des Harem. Hier schwammen sie lustig wie die Fische, aber durchaus nicht so stumm wie diese, in den Bassins hin und her. Strotzend von Jugendblüthe und Gesundheit neckten und verfolgten sich diese Gruppen junger Grazien, dieser wilden Mädchen der Steppen oder Gebirge. In völliger Unbelauschtheit trieb dieses Völkchen hier sein Wesen. Das war ein Haschen, ein Plätschern mit Händen und Füßen, ein Gekreisch, eine Verwirrung! — Und dazu das schallende, nie endende Gelächter!

Toller als jemals ging es eines Tages zu: während die ganze Schaar in den luftigen Badekleidern von Mousselin, theils dem Bassin entstieg, theils in das laue Wasser untertauchte, zeigte sich plötzlich hinter aufgehäuften Kleidern ein vorwitziges Knabengesicht im Turban.

Der Aufruhr war natürlich unbeschreiblich; indessen die Heiterkeit der überfallenen Odalisken blieb doch überwiegend; die gerechte Empörung traf nicht in verdientem Maße den Kühnen, der sich dem Tode ausgesetzt hatte. Dießmal trug die Neugierde den Sieg über die Entrüstung davon.

Als der zierliche Jüngling es aber wagte, sein Versteck zu verlassen, und die Unverschämtheit so weit trieb, mitzulachen, da traf ihn von allen Seiten ein Platzregen, denn alle weißen Hände spritzten Wasser auf den Schuldigen, daß er triefend dastand, endlich seinen Turban abriß und ein schwarzumlocktes Haupt zeigte, mit dem Ausruf: „Dummheit, erkennt Ihr mich denn nicht!“ Und flink an den Rand des Marmorbeckens hinabspringend, warf der verkappte Märchenprinz die Pantoffel ab und steckte zwei schmale, feine Füße in das Bassin.

„Glyceria! der Wildfang!“ hieß es nun von allen Seiten, und man stieß und schlug scherzend nach der Gefährtin, man zupfte sie an ihrem Kaftan, man pries ihren männlichen Anstand. Bald stritten sich die Ausgelassenen um den allerliebsten Kobold, der sich einen so schlechten Spaß erlaubt hatte.

Glyceria war in der That die lebhafteste, durchtriebenste Evastochter des Harems. Neben ihr waren die Keckſten nur Kopfhängerinnen. Man ließ ihr tausend Unarten und Uebermüthigkeiten ungerügt hingehen, und jegliche Disziplin wurde von dem wilden Mädchen verspottet, worin sie treulich von den lebenslustigen eingesperrten Schwestern unterstützt wurde.

Der Aufseherin des Harems war sie ein Dorn im Auge; die naseweise Griechin gab so spitzige Antworten auf jede Ermahnung, daß die Lacher stets auf ihrer Seite blieben, die feiste Matrone hingegen immer den Kürzeren zog.

Auch jetzt konnte die ehrbare „Anstandsdame“ sie nicht dazu bewegen, die anstoßerregende, bunte Janitscharenuniform abzulegen.

„Wenn Glyceria nicht will, dann will sie nicht, Du weißt's, liebes Mütterchen!“ erklärte das schlanke Mädchen, indem sie sich mit einer zottigen Angorakatze auf einem Teppich hin und her rollte.

„Ich habe ausdrücklichen Befehl,“ entgegnete die kleine, untersetzte Matrone, „jede Widerspenstigkeit, jede Verletzung der Schicklichkeit zu rügen. Auf einen Wink von mir, Glyceria, sperrt man Dich in eine dunkle Kammer, wo Dir der Satan erscheint, der die ungehorsamen Mädchen zur Rede stellt.“

„Er soll schön sein wie ein Sonnenstrahl, denn er war der glänzendste Engel, der Luzifer! Wie wollte ich mich freuen, seine Bekanntschaft zu machen! Komm, Alte, führe mich in die verhängnißvolle Kammer. Aber ich weiß ja, Du hast nicht den Muth dazu! Immer stellst Du mir Deinen liebenswürdigen Satan in Aussicht, aber — dabei bleibt es!“

„Leg' Deine Uniform ab, sonst mache ich Ernst!“

„Bleib' mir zehn Schritt vom Leibe, — ich bin jetzt ein junger Padischah, und einem Drachen wie Dir, werfe ich mein Schnupftuch nicht zu!“

Die Beleidigte winkte den Handmädchen: „Seid ihr behülflich, die Mannskleider auszuziehen.“

Glyceria hatte einen scharfgeschliffenen, gezackten Dolch gezogen.

„Wer mich anrührt, wird verwundet!“

„Das Gesetz des Harems gestattet nur der Sultanin, einen Dolch zu tragen.“

„Weißheit, wenn Du nicht mit besseren Zähnen und frischeren Lippen redest, so laß es lieber ganz! Uebrigens,“ setzte Glyceria hinzu, „übrigens bin ich reizend genug, eine Sultana zu werden. Auch träumte mir unlängst, der Großherr habe sich zu wählen entschlossen und ich sei die Beherrscherin der Welt!“

„Du, die Tochter eines Giaur!“ —

„Giaur oder nicht, was weiß ich noch, von welcher Religion ich bin, seit ich hier in diesem Käfig sitze? Ich bin hübsch, wie Ihr seht, das Uebrige ist gleichgültig.“

Die stille Meimuna erhob den Blick und sah Glyceria prüfend an! bisher hatte sie das geräuschvolle Mädchen nie eines Blickes gewürdigt.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Die von verschiedenen deutschen Kreisen ausgehende Aufforderung, die Veranstaltung einer Gesammt-Ausgabe der Werke des trefflichen Julius Mosen zu unterstützen, hat auch unter den in England angesiedelten

Digitized by Google

Deutschen lebhaften Anklang gefunden. Außer in London steigt die Zahl der Subskriptionen in Liverpool, Nottingham, Bradford und anderen Städten, welche deutsche Einwohner beherbergen, zu einer anerkennungswerthen Höhe. Neben den übrigen Klubs und Gesellschaften sind es hauptsächlich die Turn-Vereine, welche sich für den nationalen Zweck ein besonderes Verdienst erwerben. Ferdinand Freiligrath, dessen regste Theilnahme nie vermißt wird, wo es ein Sache deutscher Literatur gilt, hat ein Gedicht an Mosen, dessen Thätigkeit nun schon lange durch ein traurige Krankheit gelähmt ist, zu dieser Gelegenheit veröffentlicht. Möchte die deutsche Nation ihrem edeln und patriotischen Dichter, welcher ihr in seinen Werken noch lange nicht genug bekannt und gewürdigt ist, eine Ehrenschuld abtragen und ihm als einen Trost seines Alters die gerechte Anerkennung zu Theil werden lassen! Dem Gedichte F. Freiligrath's auf Julius Mosen entnehmen wir nachstehend die letzten drei Strophen:

O lang die Zeit! Ihm füllte nur Ein Denken
All' diese lange, lange Zeit!
In Einen Traum nur mocht' er sich versenken:
Den Traum von Deutschlands kunst'ger Herrlichkeit;
Sein Volk der Anfang und das Ende!
Gern legt' er noch in seines Volkes Hände
All', all' sein Thun!

Wohl bist du Bettler wieder worden,
Deutschland, — und dein getreu'ster Sohn,
Der Schlichteste von deinem Sängerorden,
Denkt nicht an Lohn und Lorbeerkron!
Doch eine Schuld hier gilt es, eine schwere!
Mach' weit sie, Deutschland! Löse deine Ehre!
Was säumst du noch?

Tritt an sein Lager, nimm die heil'gen Rollen!
Dank ihm, und danke deinem Sänger ganz!
Und drücke leis' auf seine Stirn den vollen,
Den immergrünen, deutschen Kranz! —
Matt blickt er auf, — er hebt sich dir entgegen —
Sein letzter Odem ist für dich ein Segen —
„Treu bis zum Tod!"

Mannigfaltigkeiten.

[Ein entsetzlicher Unglücksfall] ereignete sich dieser Tage in der Leopoldstädter Kavallerie-Kaserne zu Wien. Ein Korporal wurde nämlich von einem kranken Pferde in das Gelenke der rechten Hand gebissen, wobei der ätzende Nasenschleim des Pferdes sogleich in die Wunde eindrang und so schnell wirkte, daß der Gebissene rasch am ganzen Körper die Farbe wechselte und endlich ganz blauroth wurde, worauf er aller ärztlichen Hülfe ungeachtet nach wenigen Stunden im Garnisonsspitale Nr. 1 unter großen Qualen und krampfhaften Zuckungen, wie sie in Vergiftungsfällen vorkommen, verschied. Sein Leiden vom Biß bis zum Tode dauerte im Ganzen 16 Stunden. Der Unglückliche war 26 Jahre alt, zu Trebnitz in Böhmen geboren und hatte den letzten italienischen Feldzug unter Beweisen seiner Tapferkeit mitgemacht.

Gegen die wohlbestellten Keller der alten Römer kommen selbst die berühmten Kellereien von Jacqueson und F. in der Champagne, in denen man mit einem Wagen fahren kann, nicht in Betracht. Als Hortensius starb, hinterließ er von dem köstlichen Chioswein allein 10,000 Eimer, und als Cäsar das römische Volk in 22,000 Zimmern speiste, ließ er für jedes Zimmer ein Faß Falerner und ein Faß Chierwein aus seinen Kellern verabreichen. Zum Schmuck eines einzigen Bankets kaufte Nero mehr als 30,000 Pfund Rosen. Was ist dagegen die Verschwendung unserer Börsengrößen!

Hundert Pfund Sterling sind von der englischen Regierung und dem Verein zur Beschützung junger Frauenzimmer als Belohnung für die Entdeckung eines am 30. März 1862 in London geraubten Mädchens und für die Ergreifung und Ueberführung des Verbrechers ausgesetzt worden. Das fragliche Mädchen war zur Zeit der Entführung 8 Jahre alt, heißt Betti Hunter, ist von blasser Gesichtsfarbe, hat helles Haar, hellfarbige Augen und eine große Schmarre auf der Wange und trug goldene Ohrgehänge. Die englische Regierung empfiehlt, auf herumziehende Komödianten, Seiltänzer ꝛc. ein wachsames Auge zu haben.

Ein schreckliches Unglück hat sich in diesen Tagen in Westenholte (im Paderborn'schen) ereignet. In einem Kötterhaus brach zur Nachtzeit Feuer aus und fand in dem Strohdache und den leichten Holz-Fachwänden eine so reiche Nahrung, daß von den schlafenden Einwohnern drei Kinder und ein Erwachsener vollständig verbrannten, während es der unglücklichen Mutter mit Noth gelang, mit ihrem kleinsten Kinde aus dem Fenster zu springen. Man hat die Frau, die dabei einige Brandwunden erhalten, in das von barmherzigen Schwestern geleitete Krankenhaus zu Delbrück gebracht.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 54 Mittwoch, 4. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Als das junge Mädchen wieder allein war, öffnete sie ganz langsam das Buch und drehte den Brief mit unentschlossener Miene, während sie dachte: Von wem mag dieß sein? Und wie ist dieß hiehergekommen? Ihr Herz schlug ganz ängstlich und der Brief wurde wieder zurückgelegt. Du darfst ihn nicht öffnen, sprach die Vernunft. Was kann wohl Böses daran sein? flüsterte die Neugierde. Der Brief wurde wieder vorgenommen, umgedreht, besichtigt und zuletzt, ohne daß Schuldfried recht wußte, wie es zugegangen, war er geöffnet. Die lebhaften und neugierigen Augen lasen Folgendes:

„Als ich Sie gestern verließ, war mein fester Entschluß Sie nie wieder zu sehen, weil ich mich anklagte, die Ursache des geschehenen Unglücks gewesen zu sein. Noch mehr, ich sah in diesem Unglücksfall ein warnendes Zeichen des Schicksals, das mich gewiß ausersehen habe, Ihnen einen Schmerz, einen Kummer zu bereiten. Diesem wollte ich dadurch zuvorkommen, daß ich aller Berührung mit einer Dame auswich, die schon bei unserer ersten Bekanntschaft von einem Leiden betroffen wurde. Trotz all meiner Vorsätze, erhalten Sie diesen Brief von mir. Mein gestriger Beschluß ist also heute umgestoßen worden. Doch, das weiß ich selbst noch nicht; ich weiß bloß, daß ich mein ganzes Leben dankbar sein würde, wenn ich Ihre Verzeihung für die Unannehmlichkeit erlangen könnte, die ich durch Aufdrängung meiner Gesellschaft gestiftet habe."

Schuldfried las dieses Schreiben, dem alle Namensunterschrift fehlte, zu wiederholten Malen. Was war an seinem Inhalt, das sie fesselte und angenehm berührte? Sie wußte es selbst nicht; aber alle Unruhe und Ungeduld war verschwunden, und als Annika wieder zu ihr kam, war sie ganz überrascht von Schuldfrieds ruhigem und freundlichem Aussehen.

„Ei, wie artig Du aussiehst! Nun, nun, ich komme auch mit einer frohen Botschaft. Mama hat Ivar erlaubt, nach Junta hinüber zu reiten und dem Professor zu sagen, daß Du den Fuß verrenkt hast."

Schuldfried machte in der Freude eine so heftige Bewegung, daß ihr Fuß zu schmerzen anfing; aber dieß verhinderte sie nicht, Annika von ganzem Herzen zu umarmen und zu drücken, die dem jungen Mädchen so gutmüthig entgegen lächelte.

Schuldfried durfte einen Brief schreiben und Ivar schaffte ihn an Ort und Stelle. Als Frau Smith bei ihrer Tochter eintrat, streckte diese beide Hände gegen sie aus und sagte mit der Lebhaftigkeit ihres Alters:

„Du gute, geliebte Mama, daß Du mich nach Junta schicken ließest! Jetzt schreibt mir gewiß Onkel Abernet einige Zeilen; ach wie bin ich so dankbar!" Frau Smith lächelte in ihrer düstern Weise, tätschelte das Mädchen auf ihren Kopf und setzte sich an's Fenster, ohne ein Wort zu sagen. Sie hatte einen solchen Platz, daß Schuldfried ihr Gesicht im Profil sah. Als sie den Kopf über ihre Arbeit gebeugt dasaß, schienen ihre Züge in Marmor gehauen, so leblos waren sie. Die pergamentartige Farbe ihres Gesichtes, das silberweiße Haar, die gerade Nase und die fest eingepreßten Lippen, Alles das sah beinahe gespensterhaft aus. Ganz mechanisch führte sie die Nadel, ohne auch nur ein einziges Mal aufzuschauen. Eine unaussprechlich Beklommenheit kam über Schuldfrieds kaum noch so fröhliches Gemüth und inniges Mitleid erfüllte ihr Herz. Sie dachte:

„Welcher Art ist der Schmerz, der so unauswischbare Furchen in meiner Mutter Gesicht gezogen? Was sind das für bittere und düstere Erinnerungen, die ihre Seele in einem ewigen Kummer erhalten? O mein Gott! Welche Qual, dieses Gesicht zu betrachten und darin Leiden zu lesen, die nie gemildert werden können! Gibt es denn keine Freude für sie, die so gut, so zärtlich, so bewundernswürdig ist? Sie gleicht einem Märtyrer und wie ein solcher flößt sie eine beinahe religiöse Verehrung ein. Man fühlt, daß der Abstand zwischen ihr und uns Andern unermeßlich ist, und eben darum wagt man ihr nicht, nahe zu kommen." Schuldfried seufzte so tief, daß Frau Smith hastig aufschaute und sie anblickte.

„Was fehlt Dir, mein Kind? Hast Du heftige Schmerzen?" fragte sie.

„O nein, Mama, aber es beunruhigt mich etwas."

Digitized by Google

Schuldfried streckte ihre Hände gegen die Mutter aus. „Komm und setze Dich hieher. Wenn ich Dich so weit von mir wegsitzen sehe, so kommt es mir vor, als ob der Abstand zwischen uns unendlich wäre."

Frau Smith stand auf und setzte sich zu ihrer Tochter. Kosend streichelte sie den schönen Kopf während sie mit ihrem unbeschreiblich wehmüthigen Lächeln sagte:

„Der Abstand zwischen Dir und mir ist wirklich unermeßlich. Du bist der lächelnde frische Frühling, der nichts von den Stürmen des Herbstes weiß. Ich...." sie drückte den Kopf der Tochter an ihre Brust .... „ich bin der Winter. Mein Leben ist Nacht; das Deinige dagegen ist ein sonniger heiterer Lenzmorgen. Ach, möge es ewig so bleiben, möge nicht ein einziger Schatten von meinem düstern Schicksal auf Deinen Lebenspfad fallen!" Frau Smith küßte der Tochter Stirne.

„Dein Leben, Mutter, ist also sehr unglücklich gewesen?" Schuldfried sah mit einem eigenthümlich fürchtenden und dennoch forschenden Blick zu Frau Smith auf. Die Züge der Mutter blieben finster und sie antwortete mit düsterem Tone:

„Kind, suche niemals das verflossene Leben Deiner Mutter zu erforschen. Das wäre der Tod für mich und ein Unglück für Dich selbst." Sie erhob sich, um von der Tochter wegzugehen, aber Schuldfried hielt sie zurück.

„Verzeih, wenn ich Dich betrübte; aber Du ahnst nicht, wie mir zu Muthe wird, wenn mein Blick auf Deinen Gesichte ruht und ich bedenke, daß es, so lange ich mich erinnern kann, immer gleich traurig war; daß nie ein Lächeln des Glücks und der Befriedigung Deine Züge erheitert hat. O meine geliebte, theure Mutter, ich bin ja Dein Kind, laß mich jetzt Deine Freundin werden, diejenige, welche die Last Deiner Sorgen theilt; sie werden dann gewiß weniger schwer werden."

Schuldfried schlang ihre Arme um den Hals der Mutter und schaute mit zärtlich bittendem Blick zu ihr auf. Frau Smith schloß das Mädchen an ihre Brust und sagte mit ungewöhnlich klarer und ruhiger Stimme:

„Ja, Du bist meine Schuldfried, und eben darum will ich, daß des Lebens düstere Seiten Dir ewig fremd bleiben sollen. Siehst Du die Blume dort im Fenster, wie schön sie blüht, welche Ueppigkeit in diesen Farben und welches heitere Grün in den Blättern, die sie umgeben! Nun wohl, die Erde, ihre Mutter, ist gleichwohl schwarz, aber die Blume fragt nicht, warum sie ein Trauerkleid trägt. Mach Du es eben so. Genieße die Strahlen der Sonne, den Hauch des Westwindes, Alles was Dein junges Gemüth erheitern und erfreuen kann; aber frage nicht, warum Deiner Mutter Haar vor der Zeit ergraut, ihre Wange vom Kummer gefurcht, oder ihr Glück entschwunden ist. Diese Fragen würden Deinen Lebensmorgen in eine düstere Nacht verwandeln."

Es lag etwas Feierliches und dennoch liebevoll Warnendes in der Stimme. Eine Pause entstand, Schuldfried war in eine so wunderbare Stimmung gekommen, daß sie es nicht wagte, das Schweigen zu unterbrechen. Frau Smith begann nach einer langen Pause wieder:

„Wenn Dein Blick auf meinen düstern Zügen weilt, so bedenke, daß der Gott der die Herzen liest, auch gerecht ist, und daß er Niemandens Leben durch Kummer verzehren läßt, ohne daß der Leidende denselben verdient hat. Laß Du Deinen unschuldigen Blick nicht auf meinem düstern Gesichte ruhen, sondern erhebe ihn zum Himmel. Welcher Art auch meine innern Leiden sein mögen, so besitze ich dennoch einen Reichthum, ich besitze Dich. Du bist meine schöne, herrliche Blume, die ich gleich der Erde in meinem Schooße genährt und aufgezogen habe. Gottes Sonne hat mit Wohlgefallen Deine schuldfreie und sündlose Wange geküßt; — und Gott ist gnädig gegen mich gewesen, da ich Dich behalten durfte."

„Mutter! wie fromm und ergebungsvoll bist nicht Du! O wer auch einmal so werden könnte!"

Bei diesen Worten zuckte Frau Smith zusammen, blickte mit angstvollem Beben auf die Tochter, küßte sie schnell auf die Stirne und murmelte:

„Gott bewahre Dich, mein Kind, daß Du nicht so wirst wie ich!"

Dann verließ sie eilig das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserin von Stambul.

Erzählung von Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

Und Glyceria war hübsch, sehr hübsch. Ihr glückliches Gesicht strahlte von Geist und Schelmerei! und obschon sie sich Augenbrauen, Wimpern und Lider gemalt und alle vorgeschriebenen Schönheitsmittel des Serail angewendet hatte, die ursprüngliche Frische eines Naturkindes blieb ihr zu eigen. Diese Augen, die bald schwarz, bald smaragdgrün erschienen, konnten jedem Mann, ob Kaiser, ob Sultan, den Kopf verdrehen, selbst Mahomet, der göttliche Prophet, würde ohne Zweifel die Feder, womit er die Gesetze schrieb, niedergelegt haben, um das Griechenmädchen mit ihrer schnurrenden Katze spielen zu sehen. Wissen wir doch, daß der Stifter des Islam die Mädchen und die Katzen

Digitized by Google

leiden mochte. Er traute den Einen so wenig Seele wie den Andern zu. —

Meimuna gestand Glyceria all' jene Reize seufzend zu und zitterte schon vor der Möglichkeit, daß jener Traum sich erfüllen könnte. Glyceria, die bereits fest davon überzeugt war, erinnerte sich bei dieser Gelegenheit ihrer neuesten indischen Morgenkleider, und einem Gefühl echt weiblicher Eitelkeit nachgebend, streifte sie die Männerkleider ab und warf lächelnd hin: „Da ich auf Euren Gesichtern, Töchter des Frühlings, einigen Zweifel sehe, so gestattet, daß ich Euch beweise, wer ich bin und zu meiner weiblichen Gestalt zurückkehre. Scheint es doch, als betrachtetet Ihr mich in der That für einen Thunichtgut von Pagen."

Die Schlaue hatte sich im Nu aus einem kecken Elf in ein entzückendes Mädchenbild verwandelt, indem sie die Maskerade abgelegt und gegen ein weißseidenes Gewand von antikem Schnitt umgetauscht hatte; diese durchsichtigen, spinnwebenartigen Falten schürzte sie um den schlanken Leib mit einem Shawl aus feuerfarbner Seide, und nun begann sie, im Blick den Triumph, auf den Lippen die Freude, umherzutanzen. Wie eine Mänade tanzte sie durch den Saal, mit den nackten Füßen die künstlichsten Linien beschreibend. Sie schlängelte sich, sie glitt durch die Gruppen der zuschauenden Mädchen, die sich auf den Stufen gelagert hatten. Eine Negerin ergriff ein Tamburro und vervollständigte die Balletvorstellung, deren Eigenthümlichkeit, Unschuld und Wildheit sich eben nur in der Losgebundenheit des Harems geltend machen konnte.

Schon fing der Neid in den Glutaugen der Zuschauerinnen zu sprühen an, als die Ankunft einer unerwarteten Person die allgemeine Aufmerksamkeit von der Bajadere ablenkte.

Ein Zwerg mit wachsgelbem Gesicht war nämlich eingetreten, und wenn er gleich in den Frauengemächern zu jeder Stunde Zutritt hatte, so bedeutete sein Erscheinen doch jedes Mal etwas Außergewöhnliches, denn Tutu wagte nicht vor die „Kinder der Sonne" hinzutreten, ohne eine Klatschgeschichte oder einen Mordbericht auszukramen. Daher war die kleine gnomenhafte Figur stets willkommen; die müßigen Schönen lachten über seinen Höcker, worauf Tag aus Tag ein, Tutu's Liebling, ein schläfriger, altersschwacher Affe saß und schlief. Tutu konnte ohne den Affen gar nicht gedacht werden, ebensowenig als ohne seine safrangelben Schnabelschuhe, worin seine Plattfüße emsig hin und her watschelten.

Besonders war er an jenem Morgen so eilig, daß er sich fast überschlug und den üblichen Gruß unverständlich hersagte; sonst dufteten seine Anreden ordentlich von lauter Redeblumen.

„Heil Deinem Erwachen, Tutu!" riefen einstimmig die jungen Kehlen. „Was bringst Du, Schönster Deines Jahrhunderts, Eule der Weisheit, Rieſe von Stambul! Laß die Worte von Deinen Lippen unter Deinem Bart hervorflattern, wie Vögel aus einem Käfig! Bringst Du Sprüche des Dschelaleddin Rumi, ein Märchen des Saadi, ein Lied des heiligen Hafis? Rede, rede, rede, wir harren, wir lechzen, wir schmachten."

Tutu neigte sich links, er neigte sich rechts, wozu der Affe jedesmal gähnte.

„Was unterbrichst Du mich im Tanz, Du Knirps!" eiferte die erhitzte Glyceria, „ich werde Dir Deine Zuckerkantnase abbeißen."

Sie sprang auf die Mißgeburt zu. Diese verschanzte sich hinter dem goldsternigen Schleier einer Maronitin, wobei der Affe die Augen zukniff.

Man drängte Glyceria zurück; es dauerte lange, bevor einigermaßen Ruhe eintrat, denn alle sprachen durcheinander, die Papageien schrieen und die Katze flüchtete sich auf eine Etagère, wobei sie eine kostbare Porzellanvase umstieß.

Die Matrone rang die Hände, rief Allah, Moles und Sidna Aissa um Hülfe an, und lief endlich davon, die Damen und Tutu mit der übrigen Menagerie im Stich lassend.

Der Zwerg verließ nun sein Versteck, klemmte eine große Hornbrille auf die Nase, setzte sich auf die oberste Stufe, indem er die Beine nach Türkenart übereinanderschlug und begann also:

„Blumen vor Euere Füße, Töchter der Morgenröthe."

„Laß doch den albernen Eingang und komm zur Sache," rief eine prächtige, flachsblonde Armenierin, deren schläfrige Mandelaugen es bekundeten, wie tiefe Langeweile sie empfand.

„Nicht dazwischen gesprochen, Brudulbadur!" ordnete eine vor Neugier bebende Aimée an.

„Ihr wißt vermuthlich, Lilien des Bosporus —"

„Da müßten wir schöne Sumpflilien sein, der schlammige Bos —"

„Still doch, Brudulbadur! Wäre ich der Großherr, ich ließe Dich Störenfried in einen Sack nähen und in das Wasser werfen."

Brudulbadur soll auf diese Drohung hin ihrer Freundin die Spitze ihres Jüngleins gezeigt haben, allein behaupten will ich es nicht und lieber in unserer Erzählung fortfahren.

„Ihr wißt vermuthlich," wiederholte Tutu unermüdlich, „die hübsche Historie von Holofernes, dem Feldherrn von Assyrien?"

„Ich erinnere mich," sagte Brudulbadur wie im Schlaf, „es kommt von Essen und Trinken darin vor, ungesäuertes Brod und Falerner Wein."

„Richtig. Holofernes hatte —"

„Was geht das uns an?" mit diesem Vorwurf bäumte sich Glyceria nun in die Höhe. „Solche staubige

Digitized by Google

uralte Geschichten, die in Assyrien spielen, brauchen wir nicht. Wo liegt denn Assyrien? das Land gibt es ja gar nicht."

„Es liegt nicht weit von Moskau, und nun Ruhe!" berichtete eine der Anwesenden. „Weiter, weiter."

„Bald werdet Ihr begreifen, himmlische Péris, warum ich auf die hübsche Geschichte des Holofernes zurückdeutete."

„Wollte Allah, es wäre bald!" Diesen Stoßseufzer gab die Armenierin von sich.

„Es ist, wie ich sagte," erzählte der Zwerg, „er war ein grauser Krieger in Assyrien, der nur an Schlachten und Eroberungen dachte. Darüber, wie es immer zu geschehen pflegt, vernachlässigte er die lieblichen Jasminblüthen, Rosen und Hyacinthen, die in seinen Zelten, wie in einem Treibhaus, ungesehen dufteten und ihre Schönheit entfalteten."

Die Zuhörerinnen sahen sich untereinander bedeutungsvoll an, sie rückten näher und wurden aufmerksamer.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Warschauer Korrespondent der „Nat.-Ztg." verbürgt folgenden Vorfall, den er selbst von der Hauptperson erzählen hörte: Ein Fuhrmann, der von Raclaz, einem Städtchen im Plocker Gouvernement, nach Plock Ladung hatte, wurde des Nachts plötzlich von einigen aus dem Walde hervorkommenden wohlbewaffneten Insurgenten angehalten. Nachdem man seinen Knecht mit dem beladenen Fuhrwerke nach dem nahe an der Landstraße belegenen Kruge hatte abfahren lassen, wurde der Fuhrherr selbst befragt, ob er Baarschaft bei sich habe, worauf er den ungefähren Betrag angab. Die Insurgenten führten ihn dann schweigend über 2 Werst durch dichten Wald, bis sie an einer freien Fläche anlangten, wo sich ein großes Bivouac in vollständiger Ordnung zeigte. Vor jedem Zelt stand ein Bewaffneter Schildwache mit blankem Säbel. Man kam zuletzt an ein großes hölzernes Zelt, das Quartier des Anführers. Dasselbe wurde geöffnet, und es zeigte sich ein elegant möblirtes Gemach. Vor einem mit grünem Tuche bedeckten Tische saß ein stattlicher Mann in rother Garibaldibluse, mit zwei Pistolen im Gürtel, der den Gefangenen mit durchdringendem Auge musterte. Nach einigen kurzen Fragen, woher er komme ꝛc., fuhr er fort: „Haben Sie Geld, wie viel und was für Sorten?" Der Fuhrmann antwortete, er habe eine Summe von 250 Rubel bei sich, die aber nicht sein eigen, sondern ihm vom Spediteur anvertraut sei. Der Insurgentenhäuptling nahm ihm hierauf die Summe ab, fügte aber lächelnd hinzu: „Fürchten Sie nichts, ich will nur ein kleines Wechselgeschäft mit Ihnen machen." Er nahm von dem Gelde 150 Rubel, gab den Rest zurück, zog dann aus der Brieftasche einen polnischen Pfandbrief über eintausend polnische Gulden (einhundertfünfzig Rubel), und überreichte ihn mit den Worten: „Entschuldigen Sie die Art, in welcher Sie zu diesem Geschäfte hierher gebracht wurden, aber Noth kennt kein Gebot! Wir brauchen hier baares Geld zur Zahlung und können Niemand zum Wechseln nach der Stadt schicken. Da aber der Kurs der Pfandbriefe 1½ Prozent über Pari steht, so gab ich Ihnen diesen Pari, damit Sie das Aufgeld als Entschädigung für Ihren Zeitverlust haben." Hierauf führte man den Gefangenen zu seinem Fuhrwerk zurück, damit er seine Reise nach Plock fortsetze.

Aus Wien vom 12. Febr., berichtet die „Östd. Post": „In einer Grube zu Felső-Verkes bei Börös-Patak in Siebenbürgen ist nach den neuesten Briefen krystallisirtes Gold massenhaft eingebrochen. Der Handels-Minister Graf Wickenburg hat über dieses Ereigniß sogleich Erkundigungen einziehen lassen, und wurden einige Stücke des gewonnenen Goldes, darunter ein Exemplar massiven Goldes im Gewichte von mehr als einem Münzpfund, anher gesendet. Auch die geologische Reichs-Anstalt und das Hofmineralien-Cabinet haben Stücke dieses Goldes bis zu 4 Loth im Gewichte erhalten. Im Ganzen wurden bis jetzt 25 Münzpfund Gold zu Tage gefördert. Das General-Probiramt in Wien ist so eben mit Untersuchung des Goldes beschäftigt."

Die neuerdings in England eingelaufenen Mittheilungen aus Canada ergeben, daß die kürzlich umlaufende Angabe, die Oelquellen seien plötzlich versiegt, völlig erdichtet war; wahrscheinlich ist das Gerücht von Besitzern großer Oelvorräthe in diesem Lande an die Welt gesetzt worden. Nach dem ersten Anbohren einer Oelquelle hört die Flüssigkeit manchmal nach gewisser Zeit auf, von selbst hervorzuquellen und man schreitet dann zu der Anlage von Pumpen; aber alle Anzeichen in Canada, wie in Pensylvanien führen zu dem Schlusse, daß durch die letzte Vorrichtung die Oelmenge in Wirklichkeit eine fast unerschöpfliche ist.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallendorfschen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 55 Donnerstag, 5. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Als Ivar von Junta zurückkam, brachte er den Gruß, daß der Professor am Nachmittag herüberkommen würde. Bei dieser Nachricht that Schuldfried einen lauten Freudenschrei; aber im nächsten Augenblick schaute sie ganz ängstlich auf Annika, als hätte sie von ihr zu wissen gewünscht, ob es wohl angehe, daß ein Fremder nach Ektorp auf Besuch komme.

„O, liebes Kind, Du begreifst doch, daß ich die Sache veranstaltet habe, als ich von Mama Erlaubniß erhielt, nach Junta zu schicken."

„Welche Sache?" fragte Schuldfried, die der Alten durchaus nicht das Talent zutraute, ihre Gedanken zu errathen.

„Stelle Dich nicht so einfältig. Ich sehe wohl, Du bist unruhig darüber, daß Mama es übel nehmen könnte, wenn der Professor kommt."

„Ja, das bin ich allerdings. Ich fürchte, daß . . ."

„Du bist eine Närrin, daß Du glauben kannst, Annika habe nicht mehr Verstand, als ein Spatz . . . Sei ganz ruhig, Dein lieber Professor darf hereinkommen; ich habe für die Sache gesorgt."

Annika ging hinaus, und Schuldfried bekam eine wahre Achtung vor dem Verstand der Alten, einer Eigenschaft, welche sie bisher ganz und gar nicht bei ihr anerkannt hatte.

Sie konnte den Nachmittag kaum erwarten, und dann lauschte sie mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch, das sich hören ließ, bis endlich Wagengerassel an ihre Ohren schlug. Jetzt war es etwas Hartes, ruhig liegen bleiben zu müssen und dem willkommenen Gast nicht entgegeneilen zu dürfen. Endlich ging die Thüre auf, und mit einem Freudenruf streckte sie ihre Arme dem Eintretenden entgegen.

Ein unbeschreiblich freundliches Lächeln spielte auf Aberneys Lippen, als er die Wonne erblickte, die aus dem Gesicht des jungen Mädchens hervorleuchtete.

„Ich sollte böse sein," sagte er lächelnd, „und Dich tüchtig ausschelten, wegen Deiner Missethat. Was habe ich über das Reiten gesagt?"

Er ergriff ihre beiden Hände und drückte sie herzlich.

„Nur nicht schelten!" rief Schuldfried und führte die Hände des geliebten Lehrers an ihre Lippen. „Bin ich nicht genug gestraft, daß ich nicht ausgehen, nicht herumstreifen und nach Junta kommen darf? Jetzt bedarf ich meines Freundes, der mich tröstet. Ach Onkel, Sie wissen nicht, wie sehr ich Sie liebe, wie der Gedanke mich schmerzte, Sie nicht treffen zu dürfen! Wenn Sie das wüßten, so würden Sie einsehen, daß die Strafe, welche ich erleide, groß, viel zu groß ist."

Ein wundersames Gefühl regte sich in Aberneys Brust, als er Schuldfrieds ungekünstelte Versicherung ihrer Ergebenheit und Sehnsucht hörte. Er, der während seines ganzen Mannesalters so einsam dagestanden, besaß jetzt zwei junge warme Herzen, die mit wahrer ungeheuchelter Zärtlichkeit an ihm hingen.

Wie sehr man sich auch in Studien verlieren mag, so will doch das Herz seine Nahrung haben, und es gibt Augenblicke, wo es sich öde empfindet, so einsam mit all seiner Gelehrsamkeit dazustehen, ohne ein menschliches Wesen, das man liebt und von dem man geliebt wird. Auch fühlte sich Abernev in diesem Augenblick zufriedener und glücklicher als während seines ganzen Mannesalters. Gerührt drückte er einen Kuß auf Schuldfrieds Stirne und sagte:

„Habe Dank für Deine herzliche Liebe, mein Kind. Sei überzeugt, daß Du in mir immer einen treuen Freund besitzen wirst, wie auch das Schicksal sich für beide gestalten mag."

Abernev kam jetzt jeden Mittag nach Ektorp. Als Schuldfried ein wenig besser wurde, pflegte er sie in den Hof hinauszutragen.

* * *

Der Doktor besuchte seine Patientin jeden Vormittag und hielt sich gewöhnlich lange auf, indem er sich mit Schuldfried über Gegenstände unterhielt, von denen er dachte, daß sie sich dafür interessiren würde. Treu wie eine Schildwache, blieb Annika während seines Besuches im Zimmer sitzen. Die Alte dachte, es sei nicht in Ordnung, daß man den Arzt allein mit dem Kinde lasse. Wagner schien durch diese Anwesenheit ganz und gar nicht belästigt zu werden, sondern that, als ob sie nicht vorhanden wäre. Er brachte Schuldfried oft werthvolle Bücher mit. Bei jedem Buch

Digitized by Google

das er ihr übergab, erröthete sie, besonders wenn er mit verbindlichem Lächeln hinzufügte:

„Hier ist eine Arbeit, die Sie interessiren muß.“ Sie war dann überzeugt einen Brief, einige Zeilen der Unruhe, der Theilnahme darin zu finden.

Bei Abernetys erstem Besuch hatte Schuldfried fest beschlossen, ihm ihr Zusammentreffen mit dem Fremden zu erzählen, wie auch den am Morgen empfangenen Brief zu zeigen. Aber so oft sie den Mund öffnete, um dieses bemerkenswerthe Ereigniß mitzutheilen, strömte ihr das Blut in die Wangen, und es wollte ihr durchaus nicht über die Zunge kommen. Als Schuldfried zwei Tage nach des Doktors erstem Besuch wieder ein Billet erhielt, wurde es unruhig in ihrem Innern. Sie empfand ein großes Bedürfniß sich Jemand anvertrauen zu dürfen, und nun beschloß sie Alles zusammen der Mutter zu erzählen. Aber als Frau Smith eintrat und Schuldfried ihre düstern Züge erblickte, da wurde sie von demselben unergründlichen Gefühl der Furcht ergriffen, das sie von Kindheit an empfunden hatte. Es war ihr unmöglich zwanglos und vertraut mit der Mutter zu sprechen. Folglich wurde die Geschichte mit dem Fremden wiederum auf die Seite geschoben, und nun entstand etwas Anderes, was sich immer zu einem Geheimniß gesellt, nämlich daß sie in ihrem Innern auszuklügeln anfing, es sey ganz und gar nichts Böses daran, wenn ein Mensch ihr schreibe, und die Sache gehe ja Niemand an, als sie selbst. Nie hatten die Mutter, Annika oder Aberney es als etwas Unrechtes bezeichnet, wenn ein Mensch dem andern einen Brief schicke. Tage hatte ja mehrere Jahre lang an Schuldfried geschrieben und sie an ihn; warum brauchte sie sich also darüber zu beunruhigen, daß der Fremde sich auf diese Weise um ihr Befinden erkundigen wollte? Der Schluß ihrer Betrachtungen war, daß sie ohne weitere Skrupel jede Zeile las, die sie erhielt, und bald kam es so weit, daß sie sich danach sehnte, obschon der Brief oft bloß aus folgenden Worten bestand:

„Wann wird Ihr Fuß Ihnen gestatten, einen Spaziergang zu machen? Sehen Sie, das ist meine erste Frage, wenn ich erwache, die letzte wenn ich einschlafe.“

Oder auch ein andermal: „Ich möchte wissen, ob Sie sehr böse auf mich sind.“

Oder: „Werden Sie mir ein Paar Zeilen von Ihrer Hand in einem der Bücher lassen, die hieher zurückkehren?“

So inhaltlos diese Billete waren, so las Schuldfried sie doch unzählige Male. Es war ein unerklärlicher Zauber, der die Einbildungskraft des jungen Mädchens auf eine eigenthümlich hinreißende Art fesselte und verführte. Deßungeachtet hatte sie sich keinen Augenblick versucht gefühlt, eine Antwort zu schicken. In Folge ihrer höchst eigenthümlichen Erziehung und gänzlichen Unkenntniß der Gesetze der Konvenienz würde sie, wenn sie Lust gehabt hätte, die Briefe zu beantworten, es auch gethan haben ohne etwas Tadelnswerthes daran zu finden. Jetzt schien es ihr, als würde sie den Zauber dieser schriftlichen Mittheilungen gänzlich zerstören, wenn sie selbst einen einzigen Buchstaben als Antwort schriebe. So waren zwei Wochen vergangen. Vormittags der Besuch des Doktors mit beifolgenden Billeten, die sich immer irgendwo fanden, wenn er sie verlassen hatte; Nachmittags Aberney und Lektionen; Abends Gesang oder Gespräch bis acht Uhr, wo Aberney seine Schülerin, wie er Schuldfried nannte, verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserin von Stambul.

Erzählung von Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

Meimuna richtete sich ahnungsvoll in der Hängematte auf, worin sie theilnahmslos gerathen hatte.

„Nun geschah es, daß eines Tages ein Weib vor den Feldherrn hintrat. Musik war in ihren Blicken, lang wie die Unendlichkeit ringelte sich ihr seidiges Haupthaar; Cleopatra, Aegyptens Königin, würde ihr das süße, verführende Lächeln beneidet haben. Niemand wußte von wannen sie kam; Holofernes begehrte nicht ihre Vergangenheit, ihre Zukunft zu erforschen; ihm war ja ihre Gegenwart zu eigen.“

„Sie aber nannte sich Judith; sie war Hebräerin, von Bethuna ausgegangen, das Heidenherz des Assyriers in seiner Tiefe zu wenden, zu gewinnen.“

„Sie muß den bösen Blick gehabt haben, diese Jüdin!“ meinte Glyceria. „Aber die Nutzanwendung Deiner Geschichte, Tutu, schnell die Nutzanwendung?“

„Der Großherr hat seine Judith gefunden!“ platzte der Kleine heraus.

Eine tiefe Stille trat ein. Ungläubig schüttelten Amuraths Freundinnen die Lockenköpfe. Nur Meimuna glaubte und schluchzte still.

Tutu war zu höflich, um nicht jeder Sache den besten Ausgang zu geben.

„Und kam erst Judith,“ tröstete er, „so folgen ihr bald Andere nach — denn den Kopf wird sie unserm Herrn schon lassen müssen!“

„Wer weiß!“ jammerte Meimuna, „erst das Herz — dann das Haupt!“.

„Also der „„Schatten Gottes““ ist dem Leben zurückgekehrt? — Wo aber ist die Sultana seines Herzens? — Wie heißt sie? — Trägt sie das Haar gescheitelt oder in Zöpfe geflochten? — Hat sie meinen hohen Wuchs? — Meinen vollen Arm? — Singt sie, spielt sie die Cither?“

So stürmte nach dem ersten Stammen die Fluth

Digitized by Google

von Fragen auf Tutu ein. Wie eine Schaar zwitschernder flügelschlagender Vögel umschwärmten die Odalisken den Zwerg.

Dieser streichelte seinen Affen, nickte mit dem Kopf wie ein Pagode, und zwickerte mit den Augen.

„Sahst Du sie, Tutu?“ begann der Chor von Neuem, „hat der Großherr ihr ein Halsband aus Bernstein und Gold zur Zierde ihres Nackens gereicht? Schenkte er ihr ein Tuch von Zigeunern gewoben, mit cabbalistischen Zeichen durchwirkt, einen Talisman, sich die Liebe von Jedermann zu erwerben? Rede, und wir schenken Dir Jede eine Zechine.“

„So viel ich wahrnehmen konnte — ich hatte mich in die Nähe des Fontainenkiosk geschlichen und spähte durch den Thürvorhang — so viel ich sah', funkelt die Braut von Edelgestein. Ihr Antlitz aber verdunkelt das Geschmeide.“

„O pfui!“ riefen die meisten der Sklavinnen, „sie wird uns den Kaiser der Kaiser abspenstig machen!“

Glyceria stampfte mit dem Fuß auf.

„Sie wird den Sultan zu Euch zurückführen,“ beschwichtigte Tutu, „zieht Ihr vor, daß er wie ein Marabout in der Tiefe der Gemächer verschlossen sitzt und sich die Geschichte seiner Vorfahren lesen läßt?“

„Ach, was liegt mir nachgerade am Sultan,“ gähnte die blonde Brudulbadur, „er ist ein Mann wie alle Andern; schwarze Augen, schwarzer Bart! Wenn ich nur jeden Tag meine Lieblingsgerichte zu essen bekomme und zum Nachtisch eingemachte Ingwerwurzel und Pißzgien.“

Meimuna blickte mit tödtlicher Verachtung auf die materielle, friedliche Blondine, während die Andern lachten.

Unbekümmert fuhr Brudulbadur fort: „O wie mich nach dem Bade hungert! Zaila,“ wendete sie sich an eins der aufwartenden Handmädchen, „hole mir Quittenbrod, Orangencrême, Artichoken und Salz, Mandeltorte und überzuckerten Kalmus!“

„Wir wollen sämmtlich den Morgenimbiß nehmen, bis wir ein Näheres über die Perle des Harem erfahren.“

Dieß beschlossen die heitren Damen im Badezimmer.

Nur Eine entfernte sich schweigend. —

In der That, der Zwerg hatte in Betreff der neuen Favoritin nicht gelogen, denn also war es wirklich geschehen.

Der Groß-Vezir hatte den traurigen Amurath am vergangenen Abend um die Gnade gebeten, ihm eine Asiatin von überirdischer Schönheit zuführen zu dürfen. Anfangs lehnte der Sultan diese Bitte ab, doch der Vezier gab nicht nach; er drang in seinen Gebieter und hieß die Verschleierte eintreten, worauf er ehrerbietig den Kiosk verließ.

Der Schleier fiel. —

Amurath gab einen Ausruf der Verwunderung von sich: Das erste Lächeln umzuckte seine bleichen Lippen.

Es war ein Lächeln seligster Verklärung; es verjüngte jählings den Schmerzgebeugten; es überstrahlte ihn mit Wonne, wie der erste heiße Sonnenstrahl nach kalten Tagen den dürren Baum neu belebt, und seine Zweige in tausend frische, grüne Blätter kleidet.

O wie groß war Dein Sieg, Du Unbekannte mit der wildlockigen Stirn, mit dem klassischen Profil der indischen Venus Astrarte! Ein stolzer Blick aus Deinem Auge — und Amurath, der Schatten Gottes, war Dir auf ewig unterthan.

Auf ewig! so lautete der Aufschrei seines Herzens; so fühlte er es an der siedenden Gluth, die seine Brust durchdrang. Dahin war das alte Leid, dahin die Gewissenssignalen, es gab nur einen einzigen Begriff noch: lieben! leben! jung sein! mächtig sein! und wieder: lieben, leben!

Mit dieser Kraft, diesem Aufschwung zum Licht, reißt sich ein kühner, erobernder Gedanke aus dem Haupte des Menschen los; mit dieser Leidenschaft fliegt trotzig der Adler der Sonne zu. „Mein muß es werden, das Ersehnte, ich setze mein Leben ein!“ so heißt die Losung und der Entschluß ist gefaßt.

So unerschütterlich, gelobte sich Amurath: „Von ihr geliebt werden, wie der Prophet von Radidscha, und fordre sie das Verwegenste!“

Denn er las ein hohes Begehren auf ihrer Stirn; dräuend zuckten ihre schmalen, schwarzen Brauen. Noch sprach aus diesen hoheitsvollen Zügen keine Hingebung.

„Welche unbekannte Wonne, dieß unbezwungene Herz allmählich zu sänftigen,“ schwärmte der Sultan in trunkner Gefühlsinnigkeit. Und er löste die Kette von seinem Halse — sie war ein Königreich werth! — und die Agraffen löste er von seinem Turban, von seinem Gewande und ihr zu Füßen ließ er die Juwelen auf den Boden gleiten.

„Schreite darüber hinweg,“ sprach er, „die armseligen Steine sind der Berührung Deiner schneeweißen Finger nicht werth! Bald sollen Dir hellere Diamanten, dunklere Smaragden leuchten! Aus Bernstein und Alabaster, aus Blutjaspis und Krystallenschimmer will ich Dir Paläste hervorzaubern. Was Arabiens Märchensänger verkünden, das will ich verwirklichen! Alles, Alles Irdische sollst Du besitzen, — nur liebe mich, o liebe mich!“

„Du kennst mich nicht, und widmest Dich mir in verschwenderischer Großmuth und wer bin ich denn, daß ich Solches verdiene?“ —

„Brauch' ich zu fragen, wer Du bist? Kenne ich die Heimath der Perle? Sie ist geboren im Schlamm des Meeres, nicht weniger lieblich ist sie an diesem goldnen Ringe. O, stammtest Du von Sklaven ab, Du gleichst der großen Anobia an holder Majestät! Bedenke, der Prophet war dunklen Herkommens und sein Licht überstrahlet die Welt. Wisse, daß ich Dich

Digitized by Google

liebe, wie Hatem seine Suleika, wie Soliman Roxelane liebte!“

Die Favorite lächelte bitter.

„Nicht also liebst Du mich! Dein Ahnherr Soliman erhob Roxelane auf den großherrlichen Stuhl; ihr Name ward unsterblich. Den Meinigen wird Niemand nennen, wenn Du Dich von mir kehrst im Ueberdruß!“

„In drei Mal vierundzwanzig Stunden bist Du Kaiserin von Stambul, — so schwöre ich es, bei der heiligen Moschee in Medina.“

Ungläubig stand die schöne Sklavin.

„Nimm diesen Ring mit Hieroglyphenschrift als Beglaubigung meines kaiserlichen Wortes. Er beschwört die Geister, gleich dem Siegel Salomonis. Meinem Vater, der im Frieden des Herrn schläft, hab' ich gelobt, ihn keinem Weibe, als nur der Sultana anzuvertrauen. Dein ist die Macht!“

Sie stürzte ihm zu Füßen und kreuzte die Arme auf der Brust.

„Beherrscher der Gläubigen — ich bin stumm und geblendet! Vergelten will ich, wenn ich Sultana heiße!“

Mit edlem Anstand erhob sie sich.

„Bis dahin gestatte, daß ich mich sammle, daß ich bete für Dein Heil, bete für mich, um Kraft und Würde!“

„Du willst mich schmachten lassen, bis ich drei Tage älter bin?“

Schon lag der Schleier wieder auf ihrem Antlitz.

Seufzend willigte Amurath in ihre Bedingung. „Wie nenn' ich Dich, herrlichste Braut.“

„Palmyra!“

„Gedenke mein, bis wir uns wiedersehen, Palmyra!!“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Plünderung von Reisenden im Innern von Eisenbahnwaggons und gewöhnlichen Fuhrwerken scheint von piemontesischen Räubern systematisch betrieben zu werden. Der jüngst auf der Eisenbahn zwischen Alessandria und Novi stattgehabte Ueberfall mehrerer Reisenden in einen Eisenbahnwagen und deren Beraubung durch vier Verbrecher hat sich auf der Landstraße zwischen Genua und Chiavari bereits wiederholt. Ein Geschäftsreisender hatte in einem Miethwagen einen Platz nach Chiavari genommen. Um Zeit zu ersparen, wollte man erst Abends abfahren, um am andern Morgen in Chiavari zu sein. Bei der Abfahrt von Genua stiegen noch drei andere Personen ein; der Kutscher und ein Bauer saßen auf dem Bock. Als das Fuhrwerk an der Steige zwischen Recco und Rotta angekommen war, zogen die drei zuletzt eingestiegenen Reisenden Dolche und Revolver und verlangten unter Androhung des Todes Stillschweigen von dem Reisegenossen und Auslieferung alles Geldes. Vergeblich bot der Reisende eine Abfindungssumme; die Räuber lachten ihn aus und plünderten ihn vollständig. Dann machten sie von dem System der oben erwähnten Eisenbahnräuber Gebrauch, indem zwei in kurzen Pausen nach einander aus dem Wagen sprangen, während der letztere immer mit gezücktem Dolch den Reisenden bewachte, bis schließlich auch er mit einem schnellen Satze hinausprang und sich in den benachbarten Bergschluchten verlor.

II.

Vor einigen Tagen wurde im Hoftheater in Kassel zum Erstenmal eine Nachbildung des „Feensee“ gegeben, in welchem auch ein die Gegend von Guntershausen bis Kassel darstellendes Wandelpanorama, das mit dem Anblick des Friedrichsplatzes und des kurfürstlichen Palais schließt, vorgeführt wird. Der in seiner Loge befindliche Kurfürst wandte dieser letzteren Partie seine ganze Aufmerksamkeit zu, während im Hause bei Vorführung dieses Bildes eine Todtenstille herrschte, nachdem das Publikum zwar jedes andere Bild mit stürmischem Beifall begrüßt hatte. Eine Person suchte nun diese peinliche Scene durch schwaches Händeklatschen zu unterbrechen, ein Sturm von Pfeifen und Zischen machte jedoch diese Demonstration rasch ein Ende, worauf der Kurfürst sofort die Loge und das Theater verließ.

[Schuberts zerrissene Strümpfe.] Während des letzten Künstlerfestes in Salzburg theilte Schwind aus seinem Zusammenleben mit seinem Jugendgenossen Franz Schubert manches anziehende Geschichtchen mit. Darunter auch folgendes: Eines Morgens fand sich Schwind bei Schubert ein, ihn zu einem Ausflug mitzunehmen. Schubert eilte, seine Toilette zu beenden, und wühlte in seinem Schubladenkasten nach einem Paar Socken. Aber so lange er auch wühlte, jedes Paar erwies sich als unbarmherzig zerrissen. „Schwind,“ sagte Schubert am Ende dieser trostlosen Revue mit abergläubischer Feierlichkeit, „Schwind, jetzt glaube ich wirklich, es werden keine ganzen mehr gestrickt.“

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 56 Freitag, 6. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

In der dritten Woche sagte der Doktor, seine Patientin könne, auf Annikas Arm und einen Stock gestützt, einen Gang versuchen. Als Aberney an diesem Tage kam, fand er Schuldfried im Hofe sitzend.

„Jetzt, mein lieber guter Freund, darf ich zu gehen anfangen," rief sie ihm entgegen. „Ach geben Sie mir Ihren Arm, Onkel, und lassen Sie uns über das Thor hinaus am Birkenhain spazieren gehen."

Lachend und vergnügt wie ein Vogel der aus dem Käfig entkommen ist, ging Schuldfried, auf Aberney's Arm gestützt, zum Thore hinaus. Er wandelte so langsam mit ihr, daß sie zuletzt mit heiterer Ungeduld sagte:

„Ach das ist ja ein wahrer Schildkrötenschritt, wir müssen etwas rascher gehen."

„Allerdings, aber dann könnte der Fuß wieder wehe thun. Wer die Freuden des Lebens genießen will, muß es mit Maß thun, sonst wird man bankrott."

„Dann werden Sie gewiß niemals bankrott, Onkel," meinte Schuldfried.

„Nein, und zwar aus zwei Gründen." Aberney sah nachdenklich aus.

„Lassen Sie hören."

„Erstens, weil ich so wenig Freuden genossen habe, und zweitens, weil man um so sparsamer wird, je weniger man zu vergeuden hat."

Schuldfried betrachtete ihn. Sie gingen schweigend den Hügel hinan. Als er ihr geholfen, Platz zu nehmen, und sich selbst ein Stück weg von ihr ins Gras gestreckt hatte, sagte sie:

„Haben auch Sie Kummer gehabt, mein Freund?"

„Das Vergangene liegt hinter uns, und ich sehe nicht gerne zurück, sondern vorwärts," antwortete Aberney mit einem so entschieden abweisenden Tone, daß Schuldfried ein wenig erschrack. Höchst selten gebrauchte der Professor diesen kalten Ton gegen sie.

Eine lange Pause entstand; Aberneys Augen folgten den leichten, hineilenden Wolken, welche der Wind über den Himmel jagte. Schuldfrieds Blick weilte auf ihm. Sie dachte:

„Wie sonderbar ist nicht der Mensch! Sein Gesicht gleicht einem Bücherein band, worauf man den Titel liest, aber ganz und gar nicht den Inhalt. Ob dieser heiter oder ernst ist, gibt der Umschlag nicht zu erkennen. Ich möchte gar zu gerne einen Blick in die Seele meiner Mutter und meines Freundes werfen."

In diesem Augenblick wandte sich Aberney zu ihr und sagte mit einem freundlichen Lächeln:

„Warum bist Du so still, mein fröhliches Kind?"

„Ich dachte an meine Mutter, und an Sie, Onkel."

„Und was dachtest Du?"

„Das wage ich nicht zu sagen."

„Fürchtest Du mich?" Er reichte ihr die Hand. Schuldfried legte die ihrige hinein.

„Ja, der Ausdruck in Ihrer Stimme erschreckte mich."

„So vergiß ihn und sage mir, was Du dachtest."

„Ihre Antwort erinnerte mich, daß ich im Ganzen doch sehr einsam in der Welt dastehe."

„Du? Du besitzest doch eine Mutter, einen Freund und einen Jugendkameraden, die Dich alle drei lieben."

„Meine Mutter und mein Freund sind beide Fremde für mich, wenn es sich um sie selbst handelt."

„Du hast entschieden Unrecht."

„Sagen Sie das nicht, sondern denken Sie ein wenig nach. Ist es auch schon vorgekommen, daß Sie mit mir von sich selbst gesprochen haben?"

„Und warum sollte ich das thun?" Aberneys Züge wurden wieder ernster. „Du bist noch ganz jung. Dein Herz und Dein Gemüth kennen die Schattenseiten des Lebens nur aus den Schilderungen die Du davon gelesen hast. Du bist glücklich, so lange dieser Zustand währt. Mein Leben bietet nichts Lehrreiches für ein Mädchen und kaum etwas für einen Jungen. Merke, nur Kinder und alte Leute fühlen das Bedürfniß, von der Vergangenheit zu erzählen. Ein Mann genügt sich selbst in Allem was ihn allein betrifft! Wir müssen übrigens nie wünschen, in das Leben Anderer einzudringen, weil dieß ein Gebiet ist, das lediglich dem Individuum allein gehört."

Wiederum entstand eine Pause. Schuldfrieds Hand blieb geschlossen in der Hand Aberneys, ohne daß sie oder er darauf zu achten schien. Schuldfried brach das Schweigen.

„Sie sagen, daß wir nie in das Leben Anderer

Digitized by Google

einzudringen suchen sollen. Vielleicht haben Sie Recht, und gleichwohl erscheint es mir unausführbar. Wie können Sie, mein Freund, eine solche Beschaffenheit des Herzens verlangen, daß es gleichgültig den Ausdruck von Schmerz auf einem Gesichte sehen kann, ohne die leidende Person trösten zu wollen? Wenn dieß unsern Mitmenschen im Allgemeinen gilt, wie viel mehr also Denjenigen, die wir lieben! Ach, Onkel, Sie wissen nicht, was es heißt, von Kindheit auf Kummer und Verzweiflung in den Zügen einer geliebten Person zu lesen, und dennoch wie eine Fremde dastehen zu müssen und die Kümmernisse nicht theilen zu dürfen!"

„Mein Kind, Du denkst jetzt an Deine Mutter," sagte Aberney.

„Ja."

„Sage mir, Schuldfried, warum sprichst Du so selten von ihr mit mir? Schon als Kind vermiedest Du es von dieser für Dein Herz theuren Person zu sprechen, und wenn es je einmal geschah, so war es stets flüchtig und kurz. Ich wollte keine Fragen an Dich machen, weil . . ."

„Weil Sie in die Geheimnisse Anderer nicht eindringen wollten." Schuldfried lächelte wehmüthig. „Und gleichwohl habe ich manchmal gewünscht, daß Sie es thäten. Es war mir zuweilen, als ob die Unruhe, die mich quält, verschwunden wäre, wenn ich Ihnen die Ursache hätte erzählen dürfen."

„Aber, mein Kind, es stand Dir ja immer frei mir Dein Herz zu öffnen." Aberney streichelte ganz väterlich die kleine Hand, die er in der seinigen hielt.

„Nein, es war mir unmöglich, ohne Veranlassung von meiner Mutter zu sprechen. Ueberdieß . . ."

„Nun, warum unterbrichst Du Dich?"

„Ueberdieß dachte ich, daß mein Freund, wenn er mich nur halb so lieb hätte, wie ich ihn, mehr von sich selbst reden würde."

„Du bezweifelst also, daß ich Dich liebe?"

„Nein, das nicht gerade, aber Sie lieben nicht so warm wie ich. Sie sind wie ein Vater, ein Lehrer, ein Freund; aber ich bin Ihnen nicht so lieb, wie eine Tochter."

„Du bist noch zu sehr Kind, Schuldfried, um zu begreifen, daß eines Vaters Ergebenheit sich nicht auf dieselbe Art äußert, wie die einer Tochter. Sonst würdest Du schon lange eingesehen haben, daß ich Dich so herzlich liebe, wie wenn Du mein eigenes Kind wärest. Aber lassen wir das; ich spreche nicht gern von meinen Gefühlen." Er streichelte wieder die kleine Hand. „Aber ich höre Dich gerne Deine Gedanken und Eindrücke erzählen. Wenn ich nicht früher den Wunsch aussprach, daß Du von Deiner Mutter sprechen mögest, so geschah dieß aus dem einfachen Grunde, weil ich erwartete, Du würdest es thun."

Aberney und Schuldfried hatten keine Ahnung davon, daß sie von zwei Personen bespäht wurden, die indeß so weit von ihnen entfernt waren, daß sie nichts von dem Gespräch hören konnten. Die eine war Frau Smith. Als die Tochter, auf Abernets Arm gestützt, das Haus verließ und sich nach der Laube begab, hatte sie sich ganz unbemerkt an der Hecke hin und zu einer Bank geschlichen, hinter welcher sie durch das Laub hindurch sie und ihren väterlichen Freund sehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserin von Stambul.

Erzählung von Günther von Freiberg.

(Schluß.)

3.

Das Brautgemach.

In der Mondnacht, in der silbernen Mondnacht lag Stambul träumend da, zwischen Himmel und Wasser, wie eine Geisterstadt der Fee Morgana: Die Straßen ausgestorben, die Lichter verlöscht, die Kaufhallen geschlossen. Vor den Thoren aber, in den öffentlichen Gärten feierte man jene balsamathmenden, rosenduftigen Orgien des Orients; Leuchtkugeln und Schwärmer stiegen in die Nacht empor, zerplatzten in der Luft und warfen ihre glitzernden Funken über den Bosporus. Es wurde gejubelt und gelacht, denn die Trauerzeit um den verstorbenen Sultan war aufgegeben und Amurath, sein Nachfolger, hatte eine Sultana erwählt, zur Freude des Volkes, zum Aerger des Harems, zur Verzweiflung Meimunas.

Der Name „Balmyra" ward in dieser Frühlingsnacht gesegnet und verdammt. Gesegnet von den Armen, denen Amuraths Schatulle verschwenderisch gespendet hatte; verdammt von den zurückgesetzten Sklavinnen, die sich in ohnmächtiger Eifersucht verzehrten.

Doch sie, die Vielbeneidete, was empfand sie? Zitterte sie auf der unerreichbaren Höhe, oder blickte sie triumphirend hinab auf ihre Untergebenen? Regte sich kein Gefühl von Demuth, dieser Pracht gegenüber, in ihrer Brust und klopfte nicht ihr Herz mit gewaltigen Schlägen dem angebeteten Osmanen-Kaiser, dem gewaltigen Amurath entgegen?

Unbeweglich stand die Braut im purpurnen Gemache vor einem goldnen Gitterfenster und ließ die Augen über die Mondlandschaft gleiten. Unbeweglich, stumm und allein stand sie, die hohe, gebietende Gestalt, weiß und starr, wie die Memnonssäule bevor der belebende Strahl des Morgenrothes sie trifft. Sie hatte keinen Blick für das dämmrige, anheimelnde Zimmer, was ihr eine Péri beneidet, was Hafis besungen hätte, wäre ihm der Einblick in diese vier Wände aus Damast und Sammet gestattet gewesen.

Digitized by Google

Camelien, rothe Seidenstoffe und Spiegel aus Murano bildeten die Tapeten; um die schwellenden, blumenüberstreuten Ottomanen fügten sich Schirmwände aus China, ganz von köstlichem, schwarzglänzendem Lack und ganz von purem Golde. — Mit welcher wonnigen Neugier hätte jede unbefangene Evastochter diesen magischen Raum bis in seine verborgensten Winkel durchsucht, — Palmyras Gedanken schienen weit ab davon zu schwärmen.

Nur manchmal wendete sie den Kopf unmerklich, als ob sie des Sultans Schritten lauschte: Dann drückte sie die Finger in ihre wogende Brust und ein unverständliches Wort entglitt ihrem Munde. Bald stand sie wieder regungslos. War sie ein Opfer, war sie eine Siegerin, diese Geheimnißvolle?

Schön war sie, göttlich schön, weiter wußte kein Mensch etwas von ihr. Ist es nicht genug, hatte es Amurath nicht gesagt? — Das tragische Antlitz Palmyras bezauberte jedes Auge, ihr Lippenroth saugte das Herzblut des Tapfersten, dagegen half keine Vernunft, kein Wollen. Erklärbar ist diese Schönheitsgewalt nicht, zu entziffern vermögen sie nicht Worte; ihr unterlag Jason, als er die Zauberin von Kolchis entführte; um sie starb Antonius, bestrickt von der Königin des Nils.

Die weiße Hand in das dunkle Haar gedrückt, schleierlos, Schultern und Nacken mehr von Juwelen als vom Gewande bedeckt, so zeigte sich Palmyra am verlockendsten.

Horch! Beckenschall und Cymbeln! Die Stunde ist's! Die Wache macht die Runde durch die Gärten der Paläste.

Zwei Stunden vor Mitternacht, das war der Zeitpunkt, den Palmyra ihrem Gebieter zum Wiedersehn bestimmt hatte. Das tönte so freudig aus der tiefen Stille empor — doch keine Wimper der Braut zuckte bei der Verkündigung.

Ebensowenig als Amurath ihr zu Füßen lag und ihr die Arme entgegenbreitete . . . sie zog ihn nicht empor, den Sehnsuchtsvollen, den Herrscher über zwei Welten, der sich vor ihr zum Sklaven erniedrigte.

Trocknen, düstren Auges blickte sie auf ihn. Ruhig ließ sie es geschehen, daß er ihre herabhängenden Hände an seine flammenden Lippen preßte . . . . ruhig sah sie, wie er zusammenzuckte, indem er ihre eiskalten Finger berührte. Sie las die Befremdung, die sich allmälig zum Entsetzen steigerte, auf Amuraths Stirne; denn er berührte eine Leiche und hatte geglaubt, eine liebeglühendes Weib in die Arme zu schließen.

Kein Wort kam über seine Lippen — stumm, aber zitternd vom Scheitel bis zur Sohle, stand er vor ihr. Beider Blicke wurzelten ineinander, scheu, mißtrauisch und doch magnetisch angezogen.

Jetzt neigte sie das immer blasser und blasser werdende Gesicht an seine glühende Wange, ihr weiches, schweres Gelock streifte sein Haupt, wie der schwarze Fittig des Todesengels. Ein Grabesschauer wehte ihn an, — da schrie er auf, er wollte hinwegstürzen von ihr, die er anbetete; sie aber umklammerte ihn mit den weißen, kalten Armen, ihn verließ die Kraft, sich ihr zu entwinden und mit herzzerreißendem Lächeln sprach sie: „Höre mich, Amurath, und ertrage, was ich Dir verkünde!"

Im selben Augenblick erglänzte das Gemach im blutrothen Wiederscheine des Feuerwerks, welches am Ufer des Bosporus abgebrannt wurde. Violette, grüne und blaue Streiflichter zuckten wechselweise, in Blitesschnelle, über die weiße Gestalt Palmyras hin.

Draußen war Freude, innen, beim Brautpaar, Verzweiflung. Schwindelnd vernahm der Sultan die Worte:

„Wir können einander nicht besitzen — denn ich liebe Dich nicht! Denn ich sterbe! Denn ich bin Nureddins Weib, des Schönsten Deiner gemordeten Brüder!"

Sie riß das Tuch, das ihre Locken umwand, vom Kopfe und warf es Amurath vor die Füße.

„Kennst Du den Fetzen, Großherr? Der Henker warf ihn über Nureddins edles Haupt! Ich hätte Dich damit ersticken können, aber leben sollst Du, leben, um elend zu sein! Verzehre Dich nach mir in Sehnsucht, trage den nimmersatten, nie gestillten Wunsch im Busen! Weine nach den Brüdern, dürste nach Liebe, sei vereinsammt unter Deinem aufgehäuften Golde, schleppe Dein müßiges, ohnmächtiges Dasein lange Jahre, bis daß Du, ein erschlaffter Greis zusammenbrichst!"

Mit aufgespreizten Händen drückte Amurath das schöne Rachegespenst von sich; er taumelte rücklings gegen einen Pfeiler, daran gelehnt blieb er stehen und starrte mit weitgeöffneten Augen vor sich hin, als blickte er in die gähnende Tiefe eines bodenlosen Abgrunds.

„O, schlage sie zu Boden, diese Augen" — fuhr Palmyra immer lebendiger, immer wilder fort, „steigen sie auf vor Dir, die blutigen Schatten? Erkennst Du ihn? er war Dein Ebenbild! Ja, Du gleichst ihm, Du gleichst dem Nureddin: wenn Dein stolzes Auge sich verschleiert und Dein Mund aufblüht, dem Kusse entgegen schwellend — Dämon, Du gleichst dem Engel, doch dieser Versuchung unterlieg' ich nicht." —

Amurath schleuderte ihr einen fürchterlichen Blick zu. „Weib, Du vergißt wer ich bin!" donnerte seine Stimme.

Sie lachte verächtlich.

Er sank wie gebrochen auf die Kniee und flehte: „Erbarmen!"

„Hattest Du Erbarmen mit ihnen? Du hast sie geopfert." —

„Den Gesetzen der Väter!" schrie Amurath.

„Den Gesetzen der Selbstsucht! Unbekümmert ihrer Jugendschöne, ihrer Kraft! Unbekümmert meines Wahnsinns." — —

Digitized by Google

Sie konnte nicht weiter. Mit tödtlicher Erschöpfung hauchte sie in abgebrochenen Sätzen:

„Beneide mich, o Amurath! ich bin vergiftet, ich sterbe, um bald mit ihm vereinigt zu sein. Der Prophet spricht uns Weibern die unsterbliche Seele ab — — schön aber ist die Lehre der Christenpriester: auch wir, das schwächere Geschlecht, wir sehen nach dem Tode die Unsern wieder — — ich fühle es — — an das Herz ist mir ein Tropfen seines Blutes hingesunken — — und dann — — wir lieben doch inniger als Ihr — —"

Schon der Unruhe des Todes zum Raube, zerdrückte Palmyra mit den zuckenden Fingern ihr seidenes Nachtgewand und zerrte das Geschmeide aus dem Haar und vom Halse.

Der Sultan stürzte sich über sie, laut jammernd und wehklagend:

„Palmyra! Palmyra!"

Sie glitt an ihm nieder zu Boden.

Amurath, gewohnt, daß eine Welt sich seinem Begehr stets gefügt, zerriß seine Kleider, raufte den Bart und ballte die Fäuste gen Himmel.

„Allah, ich kann sie nicht entbehren! Du mußt sie mir lassen!"

Dieser ungebändigte Wunsch starb in ein Schluchzen hin, denn Palmyra lag todt.

„Vergib mir!" rang sich's aus seiner Brust.

Keine Antwort; ihr Herz stand still. — Vor dem Gitterfenster, auf der Blumenterrasse schwebte eine weiße Gestalt vorüber und winkte.

Der Angstschweiß brach dem Sultan aus; er fiel besinnungslos auf Palmyras Leiche. —

Auf der Zinne des Kiosk stand die durchsichtige Gestalt; sie sang und lockerte im Mondenschein. Die Wachen unten im Hofe schauerten bei dem unheimlichen Anblick! sie glaubten ein Geist treibe dort oben sein Wesen. Kurz darauf vernahmen sie einen dumpfen Fall. —

Bei Sonnenaufgang trieb Meimunas Leiche den Bosporus entlang in das offene Meer hinaus. Im Irrsinn war das liebliche Geschöpf zur Selbstmörderin geworden.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Das Kapitel des Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst in München erneuert das schon am 18. Juni 1861 erfolgte Ausschreiben bezüglich eines von dem König Max bestimmten Preises von 200 Stück Dukaten für Dramen aus der bayerischen Geschichte. Der Termin zur Einsendung der konkurrirenden Dramen ist bis zum 1. Oktober d. J. offen gelassen.

[Eine gewinnende Stimme.] Der „Gazette des Theatres" zufolge löste die Sängerin Lina Patti, die gegenwärtig Paris verläßt, um nach Wien zu gehen, in drei Monaten folgende Summen: 33 Vorstellungen in der italienischen Oper à 2500 Fr. gleich 82,500 Fr. Ihre Benefiz-Vorstellung 16,000 Fr.; zweimal in Privat-Konzerten gesungen à 2500 Fr. gleich 5000 Fr. Summa: 103,500 Fr.

Für Uhlands Denkmal sind nach der vierten in Stuttgart veröffentlichen Anzeige bis jetzt 11,830 fl. eingegangen.

Eine neue Oper von Gounod heißt „Ivan le terrible" und hat den gleichnamigen russischen Czaaren zum Helden.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein eigenthümliches Erkennungsmittel der Masken.] In der letzten Redoute in Prag bediente sich der Besitzer einer Loge eines eigenthümlichen Mittels, um die Masken, welche in die Loge kamen und daselbst intriguirten, zu erkennen. Es befand sich nämlich in der Loge auch der Chiromant Herr Desbarolles, welcher aus den Händen der Maskirten ihre Eigenschaften errathen und so zum Verräther derselben werden sollte. Inwieferne dieß dem Herrn Desbarolles gelang, können wir nicht angeben, aber sein eifriges Untersuchen der Hände mittelst einer großen Loupe versammelte viele Neugierige um jene Loge.

Aus der Liste der am 1. Januar aktiven General-Majors und Brigade-Generale der Vereinigten Staaten entnehmen wir folgende deutsche Namen: General-Major Franz Sigel, und die Brigade-Generale Karl Schurz, Albin Schoepf, A. v. Steinwehr und Louis Blenker. Von den kürzlich avancirten 155 Offizieren sind 100 hier und 55 im Auslande geboren. Bei letzteren ist Irland mit 27, Deutschland, einschließlich Preußen, mit 12, England mit 9, Schottland mit 5, Dänemark mit 1 und Canada mit 1 betheiligt. Von der Gesammtzahl sind 4 Majors, 13 Kapitäns, 5 Quartiermeister, 41 Oberlieutenants und 92 Unterlieutenants.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der L. Hallauer'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 57 Samstag, 7. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Frau Smiths Augen hatten sich gleichsam in Abernetys Züge eingebohrt, und einmal und andere hob ein schwerer qualvoller Seufzer ihre Brust.

Der zweite Beobachter war Niemand anders, als Constantin. Er lag hinter einem Wachholderbusch auf der andern Seite des Weges, von wo aus man den Hof von Etkorp und auch den Hügel sehen konnte, wo Schuldfried jetzt saß. Man konnte sagen, in den Zügen des jungen Mannes sei, vom Augenblick an, wo Abernety die Hand Schuldfrieds faßte, eine solche Veränderung vorgegangen, daß man bei dem wilden Ausdruck in seinem Blick Mühe gehabt hätte, ihn wieder zu erkennen. Als Abernety, der sein Gesicht von ihm abgewandt hatte, Schuldfried streichelte, ballte Constantin krampfhaft seine Fäuste und biß seine Zähne so heftig zusammen, daß einige Blutstropfen auf den Lippen sichtbar wurden.

Schuldfried fuhr fort:

„So lange ich mich erinnern kann, habe ich, bevor ich Sie und Tage kennen lernte, nur zwei Menschen geliebt, meine Mutter und Annika. Mein Gefühl für die erstere hat auf einem so hohen Grad von Verehrung beruht, daß ich es nie wagte, mich ihr mit vollem Vertrauen zu nähern; ja ich weiß kaum, daß ich mich in ihrer Anwesenheit erdreistet habe, zu lachen oder mir irgend einen Ausdruck der Freude zu gestatten. Wenn ich als Kind ganz munter ein Liedchen sang, tanzte oder spielte, und meine Mutter kam, so verstummte ich augenblicklich; meine Freude verschwand."

„War Deine Mutter streng?" fragte Abernety.

„Nein, weit entfernt; sie hat mir nie ein böses Wort gesagt. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich je von ihr einen Zank erhalten hätte; sie war immer sehr gut, zärtlich und freundlich."

„Und dennoch diese Furcht?"

„Ja! Die Ursache dürfte in ihrem düsteren, verschlossenen und melancholischen Charakter liegen. Als ich noch ganz klein war, sprach sie höchst selten, weder zu mir, noch zu Annika. Sie pflegte mich dann auf ihren Schooß zu nehmen, heftig an ihr Herz zu drücken und hernach in ein wildes Weinen auszubrechen, das so gewaltsam wurde, daß Annika mich gewöhnlich von ihr trennte; und dann geschah es, daß ich sie mehrere Tage lang nicht sah. Wenn sie sich wieder zeigte, so war sie still und düster, liebkoste mich mit einer Miene verzweifelten Schmerzes, und dann verbrachte sie einige Tage bei strenger Arbeit, bis ein neuer Ausbruch von Kummer erfolgte, und hernach war sie wieder mehrere Tage unsichtbar. Diese Anwandlungen von wilden Zärtlichkeitsbezeugungen und heftigem Schmerz beunruhigten und erschreckten mich. Ich liebte, aber fürchtete sie. Mein heiterer Sinn scheute sich vor ihrem Kummer, weil ich ihn weder begriff, noch theilen durfte. Wenn ich frage: „„Mama, warum weinst Du?"" so wurde ihr inneres Leben noch größer und sie eilte von mir weg. Annika sagte dann immer: „„Liebes Kind, Du darfst Mama nichts fragen."" Als ich heranwuchs, wurden die heftigen Ausbrüche seltener, und als das Schicksal Sie und mich zusammenführte, hatten sie gänzlich aufgehört. Die Thränenquelle schien erschöpft zu sein, ohne daß der Kummer sich gemildert hatte, und ich glaube, daß der stumme und düstere Schmerz meiner Mutter mich noch mehr erschreckte, während der Eifer, womit sie für meine Erziehung sorgte und mich Gott und meine Mitmenschen lieben lehrte, meine Liebe noch erhöhte. Frei und ohne alle Bande durfte ich aufwachsen, und meine Unterrichtsstunden waren die einzigen, worüber ich nicht nach eigenem Belieben verfügte. Annika verhätschelte mich einerseits und suchte andererseits meine oft übermüthigen Anwandlungen im Zaume zu halten, aber ohne daß ich mich um ihr Gerede viel bekümmerte. Sie war nicht meine Vertraute, weil sie brummte, wenn ich meine Ausflüge machte, und obschon ich mich nicht im Mindesten darum bekümmerte, so fand ich es doch nicht angenehm. Mit meiner Mutter wagte ich beinahe nie zu reden, außer wenn ich und Annika manchmal in Unfriedn kamen."

„Aber warum wagtest Du nicht mit Deiner Mutter zu reden? Mißfiel es ihr?"

„Ich weiß nicht, denn sie antwortete mir immer freundlich und mild. Aber es war mir immer, als stände sie so hoch über mir, daß ich sie mit meinen kleinen Freuden und Leiden nicht belästigen wollte. Sie war und ist noch jetzt in meinen Augen eine Heilige. Schon oft habe ich sie in Gedanken wie ein höheres

Digitized by Google

Wesen angeredet. In vorigen Jahre, als ich zur Beichte ging, sagte ich es zu ihr. Aber da erschrack sie dermaßen darüber, daß sie sich vor mir auf die Kniee warf und unter heftigem Schluchzen rief: „O mein Kind, wie soll ich es wagen, Deinen Blicken zu begegnen, nachdem ich Dich so schrecklich getäuscht habe?“ Seitdem kommt manchmal eine qualvolle Unruhe über mich, und ich meine ein undankbares Kind zu sein, weil ich das Vertrauen meiner Mutter nicht suche, sondern mich freier und heiterer fühle, wenn ich nicht bei ihr bin. Ach, Sie wissen nicht, wie ergebungsvoll sie ist. O ich wollte viel darum geben, wenn ich das Recht hätte, sie zu trösten, die Vertraute ihres Kummers zu werden.“ Schuldfried verstummte.

„Dank, mein Kind, für Deine Mittheilung,“ sagte Aberney; „aber laß alle Unruhe schwinden. Denke so: Meine Mutter hat das Theuerste, was sie besaß, durch irgend ein Unglück verloren, und dieß ist die Wunde, woran ihr Herz blutet. Jede Berührung desselben verursacht ihr einen großen Leiden. Laß sie deßhalb ihren Kummer still für sich behalten; er kann mir dadurch gemildert werden, daß Du nicht davon sprichst.“

„Ach sagen Sie mir das noch einmal, damit ich mich nicht darum anklagen muß, daß ich Nichts zur Milderung dieses Kummers beitrage.“

„Du kannst gegen ein solches Seelenleiden Nichts ausrichten. Das Einzige was in Deiner Macht steht, ist, daß Du sie in Frieden und Freude einen Strahl von Trost sehen lässest. Und jetzt wollen wir nichts mehr von diesem Gegenstand sprechen. Sieh, welch' ein herrlicher Abend! Höre wie die Vögel ihr Abendlied an die untergehende Sonne singen! Und Du mußt dankbar sein gegen Gott.“

Aberney hatte dadurch, daß er Schuldfrieds Aufmerksamkeit auf den schönen Abend lenkte, ihre Gedanken gänzlich von dem Gegenstand abgeführt, wovon sie eben sprachen. Er stellte Betrachtungen an über die Poesie, die wir auch in der Materie wiederfinden. Es lag etwas so Tiefes in seinen Worten, daß seine Zuhörerin staunte und sich zugleich hingerissen fühlte. Er verstand es, durch geniale Ideen zu blenden und sie zugleich durch die Einfachheit seines Vortrages klar zu machen, so daß jeder denkende und fühlende Mensch sie begriff. Er sprach lange davon, wie nothwendig es für unsern vorwärts strebenden Geist sei, in Allem das Ideal von Vollkommenheit zu suchen, damit wir selbst ihm nahen können.“

Als die Sonne hinter dem Wald verschwunden war, erhob sich Aberney mit den Worten: „Jetzt will ich Dich hinein begleiten und mich dann nach Hause begeben.“

Einige Augenblicke darauf rollte des Professors Wagen fort, und in demselben Augenblick meinte Schuldfried die Hufschläge eines vorbeikommenden Pferdes zu vernehmen; sie faß am offenen Fenster und wandte ihren Kopf, um zu sehen, ob sie recht hörte. Auf dem Waldwege, der am Thore vorbeiführte, galoppirte wirklich ein Reiter. Schuldfried erkannte den weißen Springer, und es wurde ihr nicht schwer, den Mann zu errathen. Bei dieser Entdeckung brannte eine lebhaftere Farbe auf ihren Wangen und ihr Herz schlug schneller. Warum? Das wußte sie selbst nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der polnische Aufstand

im Jahre 1830—1831 und im Jahre 1863. Ein Vergleich. Aus der Donauzeitung.

Einige Rückblicke auf die polnische Revolution von 1831 und ein Vergleich derselben mit der augenblicklichen Erhebung dürfte immer lehrreich sein und das bessere Verständniß der letztern erleichtern.

Damals wie jetzt war der Zielpunkt die Wiederherstellung Polens. In Warschau residirte 1831 der Großfürst Konstantin; er galt als Feind der Polen und legte besonders seine Vorliebe durch die sorgfältigste Pflege und Begünstigung des nationalen oder polnischen Heeres an den Tag, welches in Warschau und den Städten des Königreichs vertheilt war. Die Arsenale und Kriegsdepots waren reichlich gefüllt; eigene Militärbildungsanstalten befanden sich in Warschau und zahlreiche polnische Offiziere im Lande, wovon ein Theil noch der Schule der napoleonischen Kriege angehörte. In jenen Militärbildungsanstalten fand der Aufstand seinen ersten Anhaltspunkt, indem am 29. November 1830 General Wysoki — der in der letzten Zeit wieder viel Genannte — sich an die Spitze der Fähndrichschule stellte und sie alsbald gegen die russischen Truppen führte. Dieß war das Signal für die polnischen Regimenter zum Abfall und zum Kampfe, dessen Ausgang durch die Ankunft der polnischen Eleven der Artillerieschule mit Geschütz entschieden wurde. Das reichlich mit Waffenvorräthen aller Art versehene Arsenal fiel alsbald den Insurgenten in die Hände, und von diesem Augenblicke an triumphirte der Aufstand auf allen Punkten. So von Haus aus im Besitze der volkreichen Hauptstadt des Landes und der sowohl hier als in andern Plätzen aufgestapelten reichen Kriegsmittel aller Art, gewann die Erhebung eine um so größere Bedeutung, daß eben die im Lande befindlichen polnischen Regimenter von allen Waffengattungen einen numerisch sehr ansehnlichen und kriegsgeübten Kern bildeten, von dem aus das Insurrectionsheer sich rasch entwickeln konnte.

So sollte nach der ersten Anordnung des Dictators Clopicki die polnische Armee von 1831 bestehen aus 12 Regimentern Linieninfanterie zu 3 Bataillonen zu 1000 Mann, ferner neue Aushebung aus jeder der

7 Woiwodschaften 10 Bataillone, mithin 70 Bataillone. Von diesen neuen Truppen sollte jedes Bataillon 150 alte Soldaten aus der Linie erhalten. Eine allgemeine Insurrection, die man weit auf die übertriebene Zahl von 240,000 Mann berechnete, sollte beitreten. Die reguläre Kavallerie sollte 60 Eskadronen bilden, vielleicht 10,000 Pferde. Im Ganzen sollten 120 Kanonen zum Feldgebrauch eingerichtet, 100 Kanonen aber aus Glocken neu gegossen werden. Zu diesen für die Polen damals überaus günstigen Verhältnissen kam noch, daß sich dieselben im Besitz der wenigen befestigten Punkte des Landes befanden, und daß die innerhalb weniger Monate gebildete Armee von zahlreichen geschulten und altgedienten Offizieren befehligt wurde. Wir erinnern hier nur an Clopicki, Skrzynecki und seinen genialen Stabschef Prondzinski, Dembinski, Pac, Gielgud, Uminski, Dwernicki, bekannt durch seinen Zug nach Volhynien; Kaminski, Clapowski, Romarino, Czyanowski und zahlreiche Andere.

Es darf hier ferner nicht unerwogen bleiben, daß die russische Armee im Beginn des damaligen polnischen Kampfes noch sehr empfindlich unter den Nachwirkungen jener furchtbaren Verluste litt, die ihr weniger die Kugel und das Schwert des Gegners, als die aufreibenden Krankheiten, besonders die Pest, in den beiden Feldzügen von 1828 und 1829 gegen die Türken zugefügt hatten.

Die polnische Insurrectionsarmee war somit 1831 für ihr inneres Vertheidigungssystem so gut situirt, die Mittel zu dem ausgedehntesten und dauerndsten Widerstande waren so genügend vorhanden, und doch wollte der böse Genius Polens auch damals nichts geschehen lassen, was die großen Kräfte, welche eine unglückliche glühende Gesinnung zusammengebracht hatte und noch immer zu vergrößern bereit war, in eine Richtung geleitet hätte, wo sie mit Erfolg hätten auftreten können. Die sprichwörtliche „polnische Zwietracht“ war stärker als alles Talent der Führer und alle patriotische Hingebung.

Vergleichen wir die Lage der gegenwärtigen Insurrektion in Polen mit der von 1831, so stellt sich die erste ungleich ungünstiger dar. Mit den politischen Vorrechten, deren sich das Königreich Polen unter dem humanen Kaiser Alexander I. zu erfreuen hatte, schwanden unter seinem Nachfolger, dem Kaiser Nikolaus, auch die militärischen Vorrechte mehr und mehr; dem gereiften Wege der Reform gedrängt, fruhete der Nationalgeist über zur Revolution. Ihr Ausgang ist bekannt. Die neue Ordnung der Dinge nach 1831 fand kein national-polnisches Heer mehr vor. Rußland, gewitzigt durch die Vorgänge des genannten Jahres, vertheilte von da an die im Königreiche Polen ausgehobenen Mannschaften in die unermeßlichen Räume seines Reiches, vorzugsweise aber in die sibirischen und kaukasischen Korps, wo sie so gut wie verschollen waren. Man weiß, welch' großer Spielraum sofort bei jeder Rekrutenaushebung der politischen Proskription eingeräumt war. Wenn es begründet ist, was der Neuen Preußischen Zeitung vom 24. Jänner aus Warschau geschrieben wird, daß nämlich nach einer zwei Tage vorher publizirten kaiserlichen Entscheidung, die polnischen Rekruten der Gouvernements Warschau, Radom, Plock und Augustowo sofort nur in die in den kleinrussischen Gouvernements garnisonirenden Truppentheile, folglich nicht mehr in die sibirischen und kaukasischen Korps, aber auch nicht mehr in die Garden eingestellt werden: so wurde damit ein längst gehegter und gerechter Wunsch der Angehörigen erfüllt, von den Ihrigen nicht wie bisher auf Nimmerwiedersehen getrennt zu werden und durch 18 bis 20 Jahre von ihnen oft ohne alle Nachricht zu bleiben. Wäre diese Begünstigung früher der Aushebung veröffentlicht worden, sie hätte manches zum Besseren wenden können, jetzt aber erscheint sie zu spät.

(Schluß folgt.)

Tom Thumb's Vermählung zu New-York.

Tom Thumb ist an eine Demimutto-Frau, 32 Zoll hoch und 21 Jahre alt, Miß Lavinia Warren mit Namen, verheirathet. „Der General“ ist 31 Zoll hoch und 25 Jahre alt. Die Dame war von Barnum für sein Museum engagirt, und er that nach seiner Erzählung Alles, um die kleinen Leute zu verhindern, einander kennen zu lernen. Das Schicksal war jedoch stärker als er; er konnte den General nicht abhalten, seine 25 Cents wie jeder Andere zu zahlen und das Museum zu betreten. Dieser einzige Akt machte das Geschäft. Er kam, sah und war auf der Stelle besiegt. In einem Gemüthszustande, den man sich leicht vorstellen kann, stürzte er zu Barnum und sagte ihm gerade heraus, seine Glückseligkeit hänge von dem Besitz Miß Warrens ab. Mr. Barnum sah das nicht ein. Er war gerade im Begriff, Miß Warrens Engagement für sich selbst auszubeuten, und es fiel ihm nicht ein, sie Jemandem anders zu geben. Er schaffte sich demnach den General, so gut es ging, vom Halse und verdoppelte seine Bemühungen, die kleine Dame in Verschluß zu halten. Natürlich wurde Miß Warren sehr bald von dem Stande der Angelegenheiten unterrichtet und nahm an ihrem tapferen Liebhaber ein tiefes Interesse, noch ehe er Gelegenheit fand, sich zu erklären. Sie beschloß, zu einer Kriegslist ihre Zuflucht zu nehmen, um ihm jenes Stelldichein zu gewähren, welches nach Mr. Barnums Willen niemals stattfinden sollte, und natürlich gelang es der Dame. Sie wußte es anzustellen, daß sie ihn in ihrem eigenen Zimmer im Museum sah, ein Glücksfall, welchen der General nicht faul war zu benutzen; denn es verirrt ihr das

Digitized by Google

Feuer seiner Leidenschaft und betrieb seine Bewerbung mit aller Gluth eines militärischen Charakters. Doch es fanden sich schreckliche Hindernisse im Wege, deren hauptsächlichstes Mr. Barnum war. Die Liebenden hatten mehrere verstohlene Zusammenkünfte und kamen endlich überein, ihn mit dem Zustande der Dinge bekannt zu machen und sich seinem Edelmuth zu überlassen. Es ist nur billig anzuführen, daß Mr. Barnum, von der Sache unterrichtet und sehend, daß sich's nicht ändern ließ, gute Miene zum bösen Spiele machte und Alles that, das kleine Volk zu beglücken. Der „beste Mann" bei der Hochzeit war Commodore Nutt, ein Zwerg, selbst noch kürzer als Tom Thumb, und eine Brautjungfer fand sich für Miß Warren in der Person ihrer Schwester, 29 Zoll hoch. Die Feierlichkeit war im großartigsten Style. Die ganze Stadt befand sich in Aufregung; jeder Fahrweg, welcher nach dem Theile von Broadway führte, wo der Hochzeitswagen passiren sollte, war gedrängt voll, und selbst an den Fenstern zeigte sich längs der Route Kopf an Kopf. Innerhalb der Fenstern von Stewart's hatte man Sitze amphitheatralisch angebracht, welche die Zuschauer kaum zu fassen vermochten. Von den Dächern in allen Richtungen, von den Giebeln, Gesimsen, Zäunen, Bäumen, von den Fenstern der Omnibusse, Wagen, von den Rücken der Rosse blickte eine unübersehbare Menge herab, mit Schnupftüchern in den Händen und Vivatrufen auf den Zungen. Einen amüsanten Anblick bot die Scene um die Kirche dar. Als die Kutsche und die sie begleitenden Wagen das Portal erreichten, wurden die darin Sitzenden mit einem Getöse begrüßt, welches etwas Memnonisches an sich hatte. Hunderte von Polizisten versuchten, das Gedränge in Ordnung zu bringen. Sie versuchten ein Wunder. Das Gedränge nahm zu und der Spektakel wurde babelartig. Der ganze ungeheure Haufen, sich über die Schrecken der Polizeiknüttel oder Pferdehufe hinwegsetzend, oder von einem unwiderstehlichen Druck getrieben, stürzte sich wie toll nach dem Kircheneingang. Mehrere Minuten lang füllte dieser menschliche Ozean, über welchem eine bunte Brandung schreiender Wickelkinder, zerknitterter Hüte und verlorner Schnupftücher wogte, den Raum der Straße viele hundert Fuß in die Runde. Das Schreien der Männer war nicht lauter als das Kreischen der Weiber. Die für die Zeremonie angekündigte Stunde war zwölf Uhr, aber um elf Uhr war fast die ganze Gnadenkirche besetzt. Den vier kleinen Leuten gingen einige Verwandte und intime Freunde voran, welche man in reservirten Kirchstühlen unterbrachte, und dann stiegen Braut und Bräutigam, begleitet von Commodore Nutt und Miß Minnie Warren, sechs kleine, mit Brüsseler Teppichen bedeckte Stufen nach einer kleinen Plattform hinan und nahmen Platz. Der ehrwürdige Dr. Willey verrichte die Trauung unter der Assistenz des ehrw. Dr. Taylor. Zuerst zitterte die Stimme der Braut etwas, wurde aber bald fest und musikalisch, und jeder Anwesende stimmte bei, daß er nie eine gefaßtere kleine Dame gesehen habe. Wie man sich erzählt, wird General Tom Thumb bald mit seiner Gemahlin nach Europa abgehen, da sie große Sehnsucht hat, alle die Schätze der Kunst und des Geschmackes, welche die alte Welt darbietet, zu sehen. Da des Generals Vermögen bedeutend ist, vermag er auch ihre Laune in dieser Hinsicht zu befriedigen.

Mannigfaltigkeiten.

[Heilkraft des Bienenstichs.] Der Bürgermeister Kehl zu Arnstadt in Thüringen wurde nach Mittheilung der Eichstädter Bienenzeitung von heftigem Rheumatismus im rechten Arme so sehr geplagt, daß er die Hand kaum bis auf den Kopf heben konnte. Trotzdem mußte er eine nicht aufzuschiebende Operation an einem Bienenstocke vornehmen und erhielt einen sehr empfindlichen Stich unter den Daumen des kranken Armes. Rasch trat die gewöhnliche Geschwulst ein und verbreitete sich von der Hand aus bis in den Arm. In dem Maße aber wie sie fortschritt, ja fast noch schneller verschwand aller rheumatische Schmerz aus dem Arme; derselbe war binnen einer halben Stunde völlig davon befreit. Als 5 Monate später nach einer heftigen Durchnässung derselbe Arm wieder an Rheumatismus litt, ließ sich Kehl absichtlich auf die Oberhand stechen. Der Erfolg war derselbe: alsbaldige Geschwulst und Verschwinden des rheumatischen Schmerzes nach kaum einer Viertelstunde. Dieser Mittheilung fügt Herr Schmid, der Redakteur der Bienenzeitung, hinzu, daß er ebenfalls durch ein paar tüchtige Bienenstiche in wenigen Stunden von einem hartnäckigen Rheumatismus im Arme geheilt worden sei.

In der Schweiz hat die Sekte der Mormonen einen fruchtbaren Boden gefunden; nach Ausschreibungen in dortigen Blättern beklagen die Familien einiger in jüngster Zeit zu der Mormonensekte übergetretener Familienväter deren Verirrungen öffentlich. Ein Theil der schweizerischen Mormonen beabsichtigt, demnächst auszuwandern und einen Wanderzug nach dem Salzsee anzutreten.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung.

Nro. 58 Sonntag, 8. März 1863.

Eine Familiengeſchichte.

(Fortſetzung.)

Die Sommernacht war ſo weit vorangeſchritten, daß man auf Kronbrück im großen Salon die Lichter anzündete. Das prächtig beleuchtete Zimmer war leer; nur Dr. Wagner ſtreckte ſich ganz gemächlich in einem der Fauteuils, rauchte ſeine Pfeife und las in einem Buch. Außen auf dem Balkon ſtand Conſtantin über die Bruſtwehr hingelehnt. Er ſchaute in die halbdunkle Sommernacht hinaus, als hätte er gehofft, daß ihre milden koſenden Winde den Aufruhr in ſeinem Innern beſchwichtigen oder das ſiedende Blut kühlen ſollten. Endlich als er lange unbeweglich dageſtanden, ging er in den Salon hinein. Beim Getöne ſeiner Tritte ſah der Doktor von ſeinem Buche auf, las aber ſogleich weiter. Conſtantin ging im Zimmer auf und ab.

„Wiſſen Sie, Doktor, was für Leute Ettorp beſuchen?“

Seit Wagners erſtem Beſuch bei Schuldfried hatte Conſtantin nicht von den Leuten auf dem Hof der Wittwe geſprochen. Der Doktor unterrichtete ihn, ſo oft er heimkam, von Schuldfrieds Befinden und fügte auch das eine oder andere Wort über ihre Liebenswürdigkeit und ſeltene Talente hinzu. Conſtantin hörte es an, ohne ihn zu unterbrechen oder aufzumuntern. Wenn er fertig war, begann der junge Mann gewöhnlich von andern Dingen zu reden. Die Briefe an Schuldfried ſchickte er dem Doktor jedesmal vor ſeiner Abfahrt zu. Es ſchien klar, daß Conſtantin abſichtlich einem Geſpräch über ſie auswich. Auch wunderte ſich Wagner, daß er jetzt ſo direkt mit einer Frage herausrückte, die auf ſie Bezug hatte. Wagner antwortete ſogleich, ohne das Buch wegzulegen, als ob es ſich um die gleichgiltigſte Sache von der Welt handelte:

„Außer mir und Profeſſor Aberney ſoll Niemand dieſen einſamen Ort beſuchen.“

„So, dann ſind Sie ſehr ſchlecht unterrichtet.“

„Wirklich? Ich möchte gleichwohl das Gegentheil glauben.“

„Jeden Nachmittag kommt ein ſtattlicher Mann in den beſten Jahren. Er verbringt den ganzen Abend bei Ihrer Patientin. Wiſſen Sie wer das iſt?“

„Profeſſor Aberney.“

„Ich ſage Ihnen ja, daß es ein Mann in ſeinen beſten Jahren iſt und ganz und gar kein Greis.“

„Entſchuldigen Sie,“ fiel der Doktor lächelnd ein. „Ich habe nie behauptet, daß der Profeſſor ein Greis ſei.“ —

„Aber er iſt doch wohl ein guter Fünfziger?“

„Ganz und gar nicht; er iſt höchſtens etliche und vierzig alt.“

„Derjenige, von dem ich rede, iſt jedoch jünger,“ rief Conſtantin ungeduldig.

„Er ſieht jünger aus, als er iſt. Ich kann Sie verſichern, daß der Mann, den Sie meinen, kein Anderer iſt, als Profeſſor Aberney.“

„Er ſcheint auf einem ſehr vertraulichen Fuß mit Ihrer Patientin zu ſtehen?“

„Ja, ſie hegt eine unbedingte Ergebenheit gegen ihn.“ —

Bei dieſen Worten des Doktors ſchwollen die Adern auf Conſtantins Stirne. Er drehte ſich auf dem Abſatz und ging Einigemale auf und ab. Der Doktor begann ſeine Lektüre wieder; dann folgte er dem Baron mit einem eigenthümlichen langen Blicke.

„Sie ſagten mir einmal,“ fuhr Conſtantin nach einigen Gängen fort, „von dieſem Profeſſor; was war es?“

„Ich kann mich nicht erinnern, was es ſein mochte, außer daß er für keinen Freund Rußlands gilt. Seit einigen Jahren halten die ruſſiſchen Behörden ein Auge auf ihn. Sie hielten ihn in Verdacht politiſcher Intriguen.

„Ja, ja, ich erinnere mich jetzt auf Alles. Er geht alſo bei der menſchenſcheuen Wittwe aus und ein?“ —

„Nicht bei der Mutter, aber bei der Tochter, oder vielmehr die Tochter geht bei dem Profeſſor aus und ein. Er war und iſt ihr Lehrer. Vielleicht wird er eines Tages noch etwas mehr.“

„Was meinen Sie?“

„Ich meine, daß Nichts ihn verhindert, um die Hand ſeiner liebenswürdigen Schülerin anzuhalten; er wäre nicht der Erſte, der ſich eine Frau erzogen hätte.“

Digitized by Google

„Sie wollen meine Eifersucht gegen den Mann reizen," sagte Constantin mit gedämpfter Stimme.

„Ihre Eifersucht? Wie ist das möglich? Das Mädchen ist Ihnen gleichgiltig."

„Sie wissen das Gegentheil."

„Ganz und gar nicht."

„Still, diese Fuchsschwänzerei da hilft Sie nichts, Sie ärgern mich nur damit, denn Sie wissen, daß das Mädchen mich interessirt."

„Nun wohl, Baron, so sage ich: Wenn es so steht, nehmen Sie sich in Acht. Professor Aberney steht hoch in der Achtung des schönen Kindes. Er verabscheut übrigens schon den Namen Russe."

„Das thut auch sie," dachte Constantin.

„Es wird Ihnen nie gelingen, einen Einfluß auf das Herz des Mädchens zu gewinnen, so lange der Professor ihr zur Seite steht. Er hinwiederum wird Ihnen ganz sicherlich nicht erlauben, ihm ein Kleinod zu nehmen, das er entweder selbst zu besitzen wünscht, oder seinem Pflegesohn bestimmt hat."

„Warum folgte ich doch nicht meiner Eingebung, weit von diesem Mädchen hinwegzureisen, von dem ich schon beim ersten Zusammentreffen fühlte, daß es für meine Ruhe gefährlich werden sollte?"

„Dieses Mittel bleibt Ihnen noch immer und kann jeden Augenblick ins Werk gesetzt werden." Der Doktor las weiter, und eine Viertelstunde verfloß, ehe ein Wort gewechselt wurde.

„Sie müssen es auf irgend eine Art einrichten, daß ich Eintritt im Hause bekomme," sagte Constantin.

„Das ist unmöglich; doch besitzen Sie ein Mittel, nämlich wenn Sie Ihren Verwalter hinüberschicken und sagen lassen, daß Sie die Erneuerung des Pachters selbst abmachen wollen."

„Taugt nichts. Mein Inkognito ist dann zerstört. Wird Ihre Patientin nicht bald gesund?"

„In einer Woche ungefähr kann sie wieder als vollkommen hergestellt betrachtet werden."

„Sie fahren Morgen zur gewöhnlichen Zeit hinüber?"

„Ja."

„Gute Nacht!" Constantin ging ins Zimmer rechts.

„Noch ein Wort, Herr Baron, Frau Smith steht mit ihrem letzten Jahrespacht im Rückstand."

„Nun und dann?"

„Sie können ihn verlangen, wann Sie wollen."

„Glauben Sie, daß ich um das Mädchen markten wolle?" fragte Constantin stolz.

„Ich wünsche Ihnen gute Nacht!" antwortete der Doktor lächelnd, machte eine tiefe Verbeugung und verließ den Salon.

„Höllengeist!" murmelte Constantin und ging in sein Kabinet.

(Fortsetzung folgt.)

Der polnische Aufstand

im Jahre 1830—1831 und im Jahre 1863. Ein Vergleich. Aus der Donauzeitung.

(Schluß.)

Selbstverständlich fehlt mit den polnischen Regimentern der dermaligen Insurrektion jener Kern, um den sich dieselbe 1831 bildete; Namen aber wie Langiewicz, Kurowski, Zelinkiewicz, Frankowski ꝛc., die als Führer des jetzigen Aufstandes genannt werden, sind so gänzlich unbekannte Größen, daß sie sich bis auf weiteres jeder Berechnung entziehen. Was aber die polnische Emigration betrifft, so hegen wir gerade von ihr die letzten Erwartungen. Mieroslawski z. B., wenn er wirklich heute die ihm zugedachte militärische Leitung der polnischen Insurrektion übernehmen würde, hat weder 1847 und 1848 während der polnischen Wirren, noch 1849 während des Aufstandes in Baden sich als Feldherr oder Organisator erwiesen; ungleich unbedeutender aber erscheint der in der letzten Zeit oft genannte Czaikowski, seines türkischen Namens Sadik Pascha benannt, mehr gekannt als Dichter wie als militärische Capacität, wie man das auch sicherlich von dem Kommandanten des türkischen Kosakenkorps aus der Zeit des letzten russisch-türkischen Krieges nicht anders erwarten kann. Die Polen haben entschieden einen ausgeprägten militärischen Charakter und vortreffliche militärische Eigenschaften; um aber zur Noth 200,000 bis 300,000 Mann auf die Beine zu bringen und für den kriegerischen Zweck zu organisiren und zu führen, dazu genügen kriegsgeübten und von erfahrenen Führern befehligten Truppen gegenüber, denen insbesondere eine zahlreiche und gute Artillerie zu Gebote steht — die bekanntlich den Polen dermalen noch gänzlich mangelt — an und für sich weder der glühendste Patriotismus noch die ungestümste Tapferkeit; Eigenschaften, die wir den Polen in vollem Maße zuerkennen; dazu gehören kriegserfahrene Offiziere in genügender Anzahl, und die Möglichkeit, sich nach Raum und Zeit eine tüchtige militärische Organisation aneignen zu können. Die französischen Revolutionsheere in den Jahren 1793 und 1794 geben uns hierüber sehr wichtige Lehren. Hunderttausende, von Freiheitsgefühlen und Vaterlandsliebe entflammt, strömten zu den Fahnen; folgt man aber den Bewegungen, so fragt man vergeblich nach entsprechenden Erfolgen. Die einsichtsvollsten Oberbefehlshaber waren ehrlich genug, zu erklären, daß mit so schlecht organisirten Streitmassen keine Schlachten geliefert werden könnten, wollte man dabei nicht Alles auf das Spiel setzen. Man klagte sie der Unfähigkeit, des Mangels an Energie an und stellte andere Männer an die Spitze. Im Feldzuge 1793 hatte die französische Rheinarmee nach einander 6 Obergenerale, die Moselarmee eben so viel und die Nordarmee nicht

Digitized by Google

weniger. Aber es ging deßhalb nicht besser. Viele Tausende der ausgezeichnetsten Männer und Jünglinge mußten einer Theorie zum Opfer fallen, welche dem Enthusiasmus der Kämpfer eine unwiderstehliche Gewalt zuschrieb. Noch mehr, tausende fielen als Opfer mangelhafter Fürsorge, weil diesen improvisirten Armeen alles abging, was zur vollständigen Kriegsrüstung gehört. Es ist längst als geschichtliche Wahrheit anerkannt, daß die junge Republik ohne den Zwiespalt ihrer Gegner schon im Jahre 1793 verloren gewesen wäre.

Die Revolutionspartei hat es nicht unversucht gelassen, auch die russische Armee in ihrem Sinne zu bearbeiten. Sagt doch Kaiser Alexander selbst in seiner am 25. Jannuar an die Offiziere des Ismailoff'schen Garderegiments gerichteten Ansprache: „Es ist mir bekannt, daß diese Partei auch auf Verräther in unseren Reihen rechnet . . . Ich bin überzeugt, daß Sie, wenn die Umstände es verlangen, auch jetzt durch die That beweisen werden, daß ich auf Sie rechnen kann . . ." Wenn jedoch die Leiter der dermaligen polnischen Insurrektion unter allen Verhältnissen die etwaige Unzuverlässigkeit der russischen Truppen als sicheren Faktor in ihre Rechnung ziehen, so dürften sie sich nicht nur bald auf das unangenehmste enttäuscht fühlen, sondern der Kampf dürfte in dem Maße einen blutigeren und hartnäckigeren Charakter annehmen, je mehr die Revolutionspartei die Taktik befolgt, die Treue und Ergebenheit des russischen Heeres zu verdächtigen und in Frage zu stellen.

Frage und Antwort.

Ich möchte gern mich frei bewahren,
Verbergen vor der ganzen Welt,
Auf stillen Flüssen möcht' ich fahren,
Bedeckt vom schatt'gen Wolkenzelt.

Von Sommervögeln übergaukelt,
Der ird'schen Schwere mich entzieh'n,
Vom reinen Element geschaukelt,
Die schuldbefleckten Menschen flieh'n.

Nur selten an das Ufer streifen,
Doch nie entsteigen meinem Kahn,
Nach einer Rosenknospe greifen,
Und wieder zieh'n die feuchte Bahn.

Von ferne seh'n, wie Heerden weiden,
Wie Blumen wachsen immer neu,
Wie Winzerinnen Trauben schneiden,
Wie Schnitter mäh'n das duft'ge Heu.

Und nichts genießen, als die Helle
Des Lichts, das ewig lauter bleibt,
Und einen Trunk der frischen Welle,
Der nie das Blut geschwinder treibt.

Was soll dieß kindische Verzagen,
Dieß stille Wünschen ohne Halt?
Da du der Welt nicht kannst entsagen,
Erob're dir sie mit Gewalt!

Und könntest du dich auch entfernen,
Es triebe Sehnsucht dich zurück;
Denn ach, die Menschen lieben lernen,
Es ist das ein'ge wahre Glück!

Unwiderruflich dorrt die Blüthe,
Unwiderruflich wächst das Kind,
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle sind.

Du siehst sie, doch du stiehst vorüber,
Im glücklichen, im ernsten Lauf,
Dem frohen Tage folgt ein trüber,
Doch alles wiegt zuletzt sich auf.

Und wie der Mond, im leichten Schweben,
Bald rein und bald in Wolken steht,
So schwinde wechselnd dir das Leben,
Bis es in Wellen untergeht.

A. v. Platen.

Mannigfaltigkeiten.

„Die Schlacht von Marengo," das große Spektakelstück in 5 Akten und 12 Tableaux, welches jetzt allabendlich von 7 Uhr bis 2 Uhr Nachts auf dem Chatelet-Theater in Paris zur Aufführung kommt wird heute von Theophile Gautier im Moniteur besprochen. Das eigentliche Drama wird von fünf Personen abgespielt. Oberst Rennepont hat einen Stiefsohn, Namens Henri, welcher Lieutenant ist. In demselben Regiment dient ein Sergeant Andrè Mennier, welcher Henri's Vater ist, der jetzigen Frau Oberstin aber hat schwören müssen, seine Vaterschaft niemals geltend zu machen oder auch nur zu verrathen. Indessen der Verräther schläft nicht. Der Regiments-Proviantmeister weiß um das Geheimniß und will es Henri brieflich mittheilen. Als dieser den Brief empfängt, stürzt sich der Sergeant auf ihn, entreißt ihm das Schreiben und verschluckt es. Wegen dieses Angriffs auf einen Vorgesetzten wird er vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, aber vom ersten Konsul, der auf der

Digitized by Google

Kriegsschule zu Brienne sein Klassengenosse gewesen, begnadigt und zum Lieutenant befördert. Das Geheimniß bleibt bewahrt, und der zu den Oesterreichern desertirte Verräther wird in der Schlacht erschossen. Um diese einfache Fabel entwickelt sich nun das militärische Schaustück. Man sieht den Uebergang über den St. Bernhard, wo Henri in eine Schlucht fällt und vom Sergeanten gerettet wird! man sieht die Schlacht von Montebello, und den Schluß bildet das Schlachtfeld von Marengo. Das Flintengeknatter geht durch das ganze Stück, der Pulverdampf wälzt sich unaufhörlich von der Bühne über den Zuschauerraum und die Kanonade von Marengo erschüttert das Haus bis in seine Grundfesten. Den ersten Konsul spielt Hr. Coste, hat aber, wie Th. Gautier rügt, gar wenig Aehnlichkeit mit dem Helden von Marengo.

Der Norddeutsche Lloyddampfer „Hansa," Kapitän H. J. von Santen, am 18. Januar von Bremen und am 22. Abends 5 Uhr von Southampton abgegangen, traf nach einer außerordentlich stürmischen Reise von 16 Tagen am 7. Febr. in New-York ein. Während der ganzen Reise hatte das Schiff mit furchtbaren Stürmen aus N. N. W. und W. S. W. und einem Seegange zu kämpfen, wie er selbst auf dem hochgehenden atlantischen Ocean selten angetroffen wird. Fast während der ganzen 16 Tage konnte sich Niemand auf das Vorderdeck wagen, da dasselbe beständig überfluthet war, so daß Mannschaft und Zwischendeck-Passagiere an das obere Deck nur durch die Cajüten-Luken gelangen konnten. Am heftigsten wüthete der Sturm vom 28. bis zum 30. Januar. Sämmtliche Kappen über den Luken, 4 Boote, Theile der Schanzkleidung wurden über Bord gewaschen; fast alle Segel und ein großer Theil der Takelage vom Sturme fortgerissen. Das feste Haus, in welchem sich die Steuerräder befinden, wurde nebst einem der Räder durch eine furchtbare Sturzwelle zertrümmert, welche in ungeheurer Wassermasse durch die entstandene Oeffnung eindrang und beide Salons fußhoch überflutete. Die noch übrigen 4 auf Deck befestigten großen Rettungsboote wurden aus ihren Lagern gerissen und auf dem Decke umhergeworfen; nur mit größter Anstrengung und Lebensgefahr gelang es, sie, wenn auch stark beschädigt, zu sichern. Am 14. Febr. ist die „Hansa" wieder von New-York nach Bremen zurückgefahren.

Vor kurzer Zeit erregte die durch die Presse in Petersburg verbreitete Nachricht, daß die jährliche Einfuhr von Kokelskörner mehr denn 400 Ztr. betrage, bei dem Publikum die Besorgniß, daß diese giftigen Beeren zum Verfälschen von Bier, Branntwein ꝛc. verwendet werden, und diese Befürchtung wurde auch durch allgemeine Klagen über die belästigenden Eigenschaften der Biere und deren eigenthümliche Bitterkeit verstärkt. Diese für die allgemeine Gesundheitspflege so wichtige Frage veranlaßte eine gerichtliche Untersuchung, und in der That erhob sich die Wahrheit jener Gerüchte. Eine sichere Methode zur Ausmittelung der Kokelskörner in dem Biere war aber bis dahin nicht bekannt. Dem Chemiker Schmidt ist es gelungen, das Pikrotorin, wie man den wirksamen Stoff in den Kokelskörnern nennt, selbst in den geringsten Dosen aus jeder Beimischung rein auszuscheiden. Er bedient sich dabei des Amylalkohols, welcher das Pikrotorin mit großer Leichtigkeit löst und es den wässerigen Lösungen entzieht, von denen es dann leicht zu trennen und an seinen Eigenschaften zu erkennen ist. Es gelang Schmidt, in einer Flasche Bier noch 0,04 Grm. (0,24 Quentchen) mit großer Deutlichkeit nachzuweisen.

In den neuesten Heften des „Globus" (Hildburghausen, im Bibliographischen Institut), die, beiläufig bemerkt, wieder sehr frisch geschriebene Aufsätze, besonders über afrikanische Länder und Völker bringen, wird die Frage aufgeworfen: „Wohin soll man gefährliche Verbrecher transportiren? Die australischen Kolonieen wollen keine Deportirte mehr, nur West-Australien erbot sich noch zur Aufnahme, doch nur eine geringe Zahl wollte es zugestehen, Queensland weigert sich auch. Man hat die Falklands-Inseln vorgeschlagen, mit Unrecht. Nun tritt Kapitän Richard Burton, jetzt englischer Konsul auf Fernando Po, auf und schlägt das Camerones-Gebirge mit der Amboise-Bay an der westafrikanischen Küste vor. Sehr belehrend sind auch die Schilderungen von Karl von Koseritz: „In der Campagna von Rio Grande do Sul," und Brehm's Skizze: „Chartum."

Aus Berlin berichten dortige Blätter: Um dem Uebelstande abzuhelfen, daß die einlaufenden telegraphischen Depeschen durch die Bestellung von Hauptpostamte nach den entlegenen Theilen der Stadt sehr verzögert werden, ist von Seiten der königl. Telegraphendirektion der Beschluß gefaßt worden, die schon in England angewandte Beförderung von Depeschen mittels pneumatischer Telegraphie, d. h. durch Luftdruck in luftleeren, mit Blei ausgelegten Röhren, zur Bestellung derselben in der Stadt auch hier in Anwendung zu bringen, und zwar zuerst versuchsweise zwischen dem Hauptpostamte und dem Potsdamer Bahnhofe, zu welchem Behuf die nöthigen Röhren unter der Spree beim Bau der neuen Schleuse bereits gelegt sind. Sollte der Versuch sich bewähren, so sollen von dem Hauptpostamte nach vier Richtungen (Potsdamer Bahnhof, Stettiner Bahnhof, Hallisches- und Königsthor) hin solche Linien gelegt werden.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Ballandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 59 Dienstag, 10. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tag erhielt der Doktor nicht ein Billet von etlichen Zeilen, sondern einen Brief nebst einem Band von Schiller für Schuldfried.

Beim Abschied übergab er ihr das Buch mit den Worten:

„Hier ist Don Carlos von Schiller, den Sie zu lesen wünschten. Ich hoffe, Sie werden Vergnügen daran finden; aber erlauben Sie mir nur den Rath, daß Sie an schöne Worte eben so wenig glauben dürfen, als an ein hübsches Feuerwerk. Poeten und Liebhabern kommt es auf Phrasen nicht an."

Dieser letzte Satz wurde mit starker Betonung ausgesprochen und jagte das Blut in Schuldfrieds Wangen. Als sie allein war, untersuchte sie schnell den Inhalt des Buches und fand darin nachstehenden Brief:

„Sie werden sich ganz sicher über das wundern, was ich jetzt schreibe, wenn Sie finden, daß ich kühn eine Frage stelle, deren aufrichtige Beantwortung ich eben so dreist von Ihnen verlange. Sie lächeln und denken: Ich bekümmere mich nichts um das, was er fordert. — Ich bitte nur um einen Augenblick, und dann wird es mir leicht sein, Ihnen zu beweisen, daß Sie das Schweigen brechen müssen, das Sie bis heute so hartnäckig beobachten.

„Als der Zufall Sie und mich zusammenführte, geschah es ganz sicher, weil das Schicksal, der Beherrscher des Ungefährs, es so beschlossen. Welche Rolle Sie in meinem Leben spielen werden, weiß ich nicht. Ich kann sogar dem Interesse, das Sie in mir erweckt haben, nicht einmal einen Namen oder eine bestimmte Form geben. Nur Eines steht klar vor mir, daß es mir eine Freude ist, an Sie zu denken, in Ihrer Nähe zu sein und Sie aus einiger Ferne zu betrachten. Ich weiß auch, daß Ihr Anblick, wenn ich an Ihrem Hause vorbeiritt oder unbemerkt vorbeischlich, mir genügte, und daß ich keine Annäherung zwischen uns wünschte. So gewiß dieß wahr ist, eben so gewiß ist es auch, daß es mich schmerzte, ein männliches Wesen, das weder Ihr Vater noch Ihr Bruder ist, an Ihrer Seite zu erblicken.

„Glauben Sie nicht, daß ich diesen Mann um sein Glück beneide. Um zu beneiden, müßte ich Sie lieben und dazu kenne ich Sie noch zu wenig. Aber es hat mich glücklich gemacht, Sie frei wie einen Vogel denken zu dürfen, und es quält mich, wenn man sagt: „„Dieser Mann ist zu ihrem Gatten bestimmt.""

„Wollen Sie wissen warum? Unsere kurze Bekanntschaft ist so eigenthümlich und Ihr ganzes Benehmen so verschieden von der Art und Weise aller andern Weiber, daß Sie mir wie eine Rose vorkamen, die mitten in einem Wald, unbekannt mit den Blumenbeeten des Gartens, dem Gekose der Schmetterlinge und dem Zwang der Spaliere, aufgewachsen ist. Sie waren ein Naturkind, unerfahren in allem Bösen der Welt, in ihren schiefen Begriffen und ihren lächerlichen Vorurtheilen, dagegen mit einem ausgebildeten Verstand, einem unschuldigen Herzen und einem poetischen Gemüthe geschmückt. Genug, Sie waren nach meiner Auffassung eine Vereinigung von Natur, Wahrheit und Bildung mit dem frohen und offenen Charakter eines Kindes. Es lag für mich etwas Bezauberndes darin, Sie so zu denken. Ich hatte keinen höheren Wunsch, als dieses schöne Traumbild behalten zu dürfen. Da kam Ihr Gesellschafter und verdunkelte das freundliche Gemälde wie ein finsterer Schatten.

„Gestern sagte man: sie ist zur Braut des Professors Aberney bestimmt. Nun wohl, was kann ich dagegen einzuwenden haben? Nichts. Aber Sie waren nicht mehr mein holdes Traumbild, sondern ein Weib, das sich verheirathen wird.

„Was will ich wohl? Ich will von Ihnen Bestätigung oder Ableugnung dieses Gerüchtes erhalten. Vier Worte sind Alles, was ich von Ihnen begehre, und dieß ist ja sehr wenig, besonders da Sie damit meinem unruhigen Innern Frieden schenken können. Es wäre eine Grausamkeit, sie mir zu verweigern. Wie die Antwort ausfallen mag, so werde ich stets in ehrerbietiger Entfernung bleiben. Aber sollten Sie auf Ihrem Stillschweigen beharren, so könnte es geschehen, daß ich mich Ihnen auf die eine oder andere Art im Hause Ihrer Mutter näherte. Ich

Digitized by Google

bin leider ein eigenthümliches Gemisch von Gutem und Bösem. Reizen Sie das Letztere nicht durch eine Weigerung, ich bitte darum. Schicken Sie morgen Don Carlos zurück und legen Sie die gewünschten Worte hinein.

„Gestern fühlte ich mich mehrere Male versucht Ihrer Mutter eine Visite zu machen; aber die Furcht Ihnen zu mißfallen, hielt mich davon ab. Würde ich dadurch wirklich Ihren Unwillen erweckt haben? Das ist eine Frage die Ihnen hochachtungsvoll vorlegt

Lothar."

Es war das Erstemal, daß er einen Namen unter den Brief setzte. Auch blickte Schuldfried ihn an, als ob es ihr schwer würde, ihre Augen davon abzuwenden. Ihr erster Gedanke war:

„Ich sollte das meinem guten Freund zeigen und ihn fragen, ob ich antworten soll." Sie begann recht herzlich zu lachen, wenn sie sich erinnerte, daß dastand, sie solle Aberneys Gattin werden, und sie beschloß ihrem Freunde kein Wort zu sagen, sondern ganz einfach die vorgelegte Frage zu beantworten.

Fünfzehn Federn wurden geschnitten, probirt und untauglich gefunden. Die sechszehnte endlich wurde für gut genug, um zu schreiben angesehen; aber jetzt entstand ein entsetzliches Kopfzerbrechen, ob sie die Frage mit vier Worten erledigen oder ob sie sich nicht vielmehr etwas ausführlicher ausdrücken solle. Der Brief enthielt ja am Schluß noch eine andere Frage, die beantwortet werden mußte. Genug, nachdem sie ihren eigenen Namen auf einen ganzen Bogen Papier geschrieben, um sich recht zu überzeugen, daß die Feder gut ging, verzeichnete sie folgende Zeilen:

„Man kann seinen Lehrer sehr, sehr lieb haben, ohne daß man ihn darum zu heirathen braucht. Professor Aberney hat ganz und gar keine Lust, ein unwissendes Kind zur Frau zu nehmen. Es würde mich sehr verdrießen, wenn Sie einen Besuch in Eklorp machten. Meine Mutter empfängt niemals einen Fremden.

„Leben Sie wohl und haben Sie Dank für all Ihre Theilnahme."

Schuldfried las ihre Antwort ein Dutzendmal durch, ehe sie das Billetchen zusammenlegte, mit Mundlack schloß und darauf schrieb: **Monsieur** Lothar, worauf es in Don Carlos gelegt wurde.

Nachmittags kam Aberney nicht; er hatte Schuldfried mit einigen Worten angezeigt, daß er auf ein Paar Tage nach Abo reise.

Am Morgen als der Doktor Schuldfried besuchte, war sie unaussprechlich verlegen, und als sie ihm beim Abschied das Buch reichte, konnte sie nicht aufschauen. Er nahm es, ohne eine Muskel in seinem Gesicht zu verziehen oder seine Verwunderung darüber auszudrücken, daß es so schnell durchgelesen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Bogumil Golz über den deutschen Volkscharakter.

Zur Kennzeichnung der Auffassungs- und Darstellungsweise des Hrn. Bogumil Golz, der gegenwärtig in Nürnberg einige öffentliche Vorlesungen hält, theilen wir aus einem seiner — ohnehin noch nicht nach Gebühr gekannten — gedruckten Werke eine Charakteristik des deutschen Nationalcharakters im Vergleich mit dem der Franzosen und Engländer mit: . . . „Dem Deutschen ist es um die Mysterien des Lebens, um ihre Ergründung in Seele und Geist zu thun. Er will zugleich erleben, erkennen und in seiner Persönlichkeit verwirklichen; er erstrebt, er ahnt und weiß oft zu viel und zu Vieles, um Eines mit ganzer Kraft und vollem Witz zu realisiren. Die Deutschen sind ihrer Natur zufolge ein Lehr- und Lernvolk, eine prädestinirte Kulturrace! Sie sind nicht nur Dieses, sondern die auserwählten Kulturträger, Kultivatoren, Schulmeister und Philosophen des Menschengeschlechts; also können sie keine Virtuosen der That, keine politischen Schablonenmenschen, keine dramatischen Helden, keine fertig geprägten Dutzend-Exemplare des Nationalstolzes, des Nationaldünkels, der Nationalborniertheit, der Nationaluniformität und der Nationalmechanik sein, wie die Engländer und Franzosen. Die Deutschen würden aufhören, eine große Nation im Sinn der Kulturgeschichte zu sein, wenn sie sich ambitionirten, eine große Nation im Sinn der Politik, der Diplomatie und der Kriegsgeschichte zu sein. Non omnia possumus omnes. Die Franzosen koquettiren, die Engländer renommiren, die Spanier, Polen und Italiener melancholisiren in allen Augenblicken mit ihrer Nationalität; sie alle sind nicht bloß die Virtuosen und Helden, sondern auch die Seiltänzer, die Egoisten, die Narren, die Sklaven und Verbrecher ihrer Nationalität. Der Deutsche allein ist am Meisten Mensch, weil er kein Narr und Sklave seines Nationalstolzes, seiner nationalen Ausschließlichkeiten, Illusionen, Lügen, Borniertheiten und Brutalitäten sein will. Der Deutsche darf ein Mensch im bevorzugten Sinne genannt werden, weil er vorzugsweise ein Organ des Weltgeistes, der Natur und der Menschheit, weil er Träger aller subtilsten Kulturgeschichten ist. Dieser deutsche Mensch soll und kann der Erzieher aller Nationen sein, weil er zu keiner Zeit ein ausschließlich auf seinen nationalen Witz und Stolz gestellter Mensch ist, weil er sich vergleichsweise am Wenigsten als Egoisten und Materialisten zeigt; weil er die Kräfte, die Tugenden, die Talente und Intentionen aller andern Nationen und Racen in sich vereint, weil er keinmal mit seiner Nationalität koquettirt und Komödie spielt, weil er in der Masse allein von allen Nationen gemäßigt, aufrichtig, billig, objektiv und selbstverleugnend zu sein vermag, weil er das sublimste und reellste Organ für Recht und Wahrheit, für Sitte, Scham und Gerechtigkeit besitzt, weil ihm fast ausschließlich die Fähigkeit wie die Neigung

Digitized by Google

innewohnt, in allen Erscheinungen ein Unendliches, Ewiges, Göttliches zu erfassen und sein Dasein auf diese unergründliche Natur und Uebernatur zu beziehen. Der Deutsche ist im Denken und Dichten frei und im Handeln ein Pedant; der Franzose ein Stylist und Mechaniker im Dichten und Denken, im Handeln aber gar zu oft ein Narr und Phantast. Die große Nation ist stolz auf ihre rigorosen Begriffe von Grammatik und Klassizität in der Literatur, aber sie findet sich durch die fortwährende Säkularisation aller Sitte und Religiosität keinmal genirt. Die Franzosen gleichen Weibern; sie sind inspirirt, so lange sie mit Leidenschaft handeln, aber hölzern und zeremoniell, wenn sie reflektiren; sie wollen um ihrer Wetterwendigkeit und Zerfahrenheit willen tyrannisirt und zentralisirt sein. Der Deutsche besitzt ein Zentrum an seinem Selbst, während der nach Außen zentralisirte Franzose im Innern ohne Kern ist. Der Deutsche bewahrt sich als Virtuose und Mann im ideellen Leben und wird zaghaft, wenn er handeln soll. Er ist aber nur so in den ersten praktischen Versuchen, weiterhin findet er Dreistigkeit, Charakter-Entschiedenheit und Konsequenz. Umgekehrt ist's bei Weibern, Franzosen und Berauschten, sie fangen mit Inspiration und Enthusiasmus, mit Rhythmik an, werden in der Mitte übermüthig, konfuse und närrisch und verwildern, verstumpfen am Schluß. Verglichen mit andern Nationen ist im deutschen Charakter das weibliche und männliche Element am Vollkommensten abgewogen; den romanischen wie den slavischen Nationen gebricht dagegen die männliche Grammatik, Vernunft und Theorie; den Engländern fehlt die slavische und romanische Grazie, die geistige Elastizität, die Flüssigkeit; das männliche Prinzip ist in jenen Insulanern bis zur Karrikatur ausgeprägt; der Deutsche allein versteht sprödе und elastisch, fest und flüssig, männlich und weiblich, vernünftig und sinnlich, versteht ein ganzer Mensch zu sein. Der Franzose ist in allen Augenblicken ein undurchdringlicher, ein naiver Egoist. Er ist überall, in allen Lagen und Schicksalsversuchungen nur Er selbst; ein unzerstörbares quecksilbernes Subjekt, das in jedem Atomchen noch ein politischer, ein sozialistischer Wetterhahn und Krähhahn verbleibt. Man kann Quecksilber, Narren und Franzosen im Mörser zerstoßen; und sie bleiben, was sie sind. Ein Franzose ist eine fix und fertig abgerundete Individualität; er bleibt mit Menschen und Dingen so arrangirt, daß er sie nur für Das nimmt, was er in jedem Augenblick von ihnen braucht. Was darüber hinausgeht, Das schneidet er wie einen überflüssigen Klunker, wie eine Ueberwucherung fort. Was einem in Aktion begriffenen Franzosen in die Hände fällt, wird vollkommen harmlos mit gewissenloser Naivetät so beschnitten, frisirt, gestutzt und frikassirt, wie er es braucht. Personen und natürliche Verhältnisse werden dabei ganz so mechanisch wie todte Dinge und Fabrikate traktirt. So oft der Franzose in fremden Landen wirthschaften durfte, hat er bereits in den ersten Tagen, Wochen und Monaten jede Stadt und jeden Staat nach französischen Schablonen zugeschnitten; nur die Unmöglichkeit, dem lebenden Menschen den Leib aufzuschneiden und das Eingeweide umzusteien, hat der französischen Naivetät, Mechanik und Geschäftigkeit eine natürliche Gränze gesetzt. Was sich irgend an Menschen und Geschichten, am Leibe, an der Seele, an der Religion und Sitte, an allen Heiligthümern der Natur und Uebernatur entstellen, korrumpiren und profaniren läßt, Das haben Franzosen verfratzt, verfälscht, säkularisirt und prostituirt. . . . Die deutsche sich forterbende Wahrhaftigkeit und Biederkeit ist es, die unsere Ungrazie, unser ungeschlachtes Wesen, unsern Cynismus, unsern Mangel an äußerer Wohlanständigkeit und Repräsentation verschuldet, während die weltberühmte Politesse der Franzosen aus ihrer unsäglichen Eitelkeit, Oberflächlichkeit und Ostentation, aus ihrer naiven Lügenhaftigkeit hervorgeht. Wenn der Mensch ein Welt- und Himmelsbürger, wenn er ein so gründlicher Gelehrter und Künstler, wenn er ein so guter Hausvater wie der Deutsche ist, so kann er unmöglich noch ein vollbegeisterter Staatsbürger, Nationalmensch, Publizist, Radikalist, politischer Kannegießer, Demokrat, öffentlicher Meinungsbomunkulus und unergründlicher Wühler sein. Der Deutsche wird zufolge des ihm von Anbeginn seiner Geschichte innewohnenden Idealsinns vor allen Dingen ein heiler und ganzer Mensch bleiben und es den andern Nationen überlassen, Nationalfratzenbilder des edlen Menschengewächses zu erziehen, die sich um ihrer nationalen Verschiedenheiten willen hassen, verachten, bekriegen und wie wilde Thiere zerfleischen. Der so bornirt angegriffene, von den modernen Zukunftspropheten lächerlich gemachte deutsche Idealsinn bildet den Untergrund und das Prinzip des universellen Taktes, des tiefen Schicklichkeitsgefühls des Deutschen in allen Künsten und Wissenschaften. Mit der Verkümmerung oder dem Verlust des deutschen Idealsinns hätte auch die von allen Nationen laut und still anerkannte deutsche Weltbildung ein Ende, hätte Deutschland die Mission verloren, ein Weltzentrum für das Christenthum, für Kunst und Wissenschaft. für die Kultur des Menschengeschechtes zu sein, und dieß Unglück wird der Gott verhüten, welcher die Weltgeschichte überwacht und die Deutschen so geschaffen hat, wie sie wirklich sind."

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Einer der verabschiedeten verfassungstreuen kurhessischen Offiziere, der vormalige Hauptmann im Generalstab C. Renouard hat seine Mußezeit dazu verwendet, ein umfassendes Werk: „Geschichte des Krieges in

Digitized by Google

Hannover, Hessen und Westphalen von 1757 bis 1763", nach bisher unbenützten Quellen politisch-militärisch zu bearbeiten, und beabsichtigt dasselbe auf Subskription herauszugeben. Dieser verdienstvolle Offizier erscheint auf dem literarischen Felde hier nicht als Neuling; seine früher erschienenen Schrift, als: „die Kurhessen in dem Feldzuge von 1814", „das Norddeutsche Bundeskorps in dem Feldzuge von 1815" ꝛc., und „Aus dem Leben des Offiziers" haben zur Zeit sehr günstige Beurtheilungen von Fachmännern erfahren. Das vorliegende Werk ist aber nicht bloß für militärische Kreise, sondern auch für das größere Publikum bestimmt, indem es ein lebendiges Bild der damaligen erbärmlichen Verhältnisse des deutschen Volkes dem zentralisirten, aber moralisch gesunkenen Frankreich gegenüber gewährt.

[Ein Urtheil Friedrich des Großen über die Nibelungen-Dichtungen.] Der Schweizer Müller, Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin, welcher die Nibelungen herausgegeben und an Friedrich ein Exemplar überreicht hatte, erhielt folgende Antwort: „Hochgelahrter, Lieber, Getreuer! Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von den Gedichten des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Säkulums, deren Druck Ihr befördert habt und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Anslicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth, und verdienen nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens werde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern hinausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Nachfrage aber verspricht demselben nicht Euer sonst gnädiger König Friedrich. Potsdam, 22. Febr. 1784."

Mannigfaltigkeiten.

Nach einem der badischen ersten Kammer vorgelegten Gesetzentwurf soll künftig das System der Einzelhaft, welches bisher bloß bei Zuchthausstrafe zulässig, auch auf die Arbeitshausstrafe, aber nur bei Personen männlichen Geschlechts, ausgedehnt werden. Elfjährige aufmerksame Beobachtungen haben die Regierung zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Einzelhaft an sich auf die körperliche Gesundheit keinen nachtheiligen Einfluß äußert, dagegen ist die größere Empfänglichkeit für Geisteskrankheiten nicht zu verkennen. Beginnende Geistesstörungen konnten aber in den meisten Fällen durch Versetzung in die Gemeinschaftszelle oder Wechsel der Beschäftigung beseitigt werden. Als Hauptgrund der Ausdehnung der Einzelhaft auf Arbeitshausträflinge wird angegeben, daß dadurch schädlicher Einfluß von Mitgefangenen beseitigt und Besserung sicherer erzielt werde. (Wenn man die Leute zu Blödsinnigen macht, dann benimmt man ihnen freilich die Fähigkeit zum Verbrechen. Diese Kur ist sehr einfach.)

Der „Monteur" warnt vor giftigen grünen Austern. Aus dem Meerbusen von Falmouth, in dessen Nähe sich ein Kupferbergwerk befindet, kommen die durch Kupfersäure grün gefärbten Austern in großen Massen nach Frankreich und werden dort unwissender oder betrügerischer Weise als Marennes-Austern verhandelt, deren Fleisch eine von Natur grüne Farbe hat. Der Marine-Stabs-Apotheker Cuzent in Rochefort hat durch Experimente mit Ammoniak und Weinessig die Kupfervergiftung der Austern nachgewiesen. Ammoniak verwandelt das falsche Grün sofort in Blau, während es dem echten Grün der Marennes-Austern nichts anhaben kann. Steckt man in das Fleisch der Austern eine Nähnadel und läßt daran ganz reinen Weinessig einfließen, so bekommt in kurzer Zeit das eingesteckte Nadelende einen rothen Kupferüberzug, wenn das Grün nicht echt ist. Auch aus gekupferten Schiffen entlehnen die darin verladenen Austern eine grüne Färbung, welche Giftwirkungen äußert. Verdächtig ist jede Auster von klargrüner Malachitfarbe; dagegen kann man die Austern von dunkler bläulich-grüner Farbe ohne Besorgnisse verzehren.

In der Gravier- und Präge-Anstalt von Gottfried Orentwett in Augsburg ist eine Denkmünze auf Garibaldi erschienen, deren Avers das nach einer Photographie gearbeitete Porträt desselben mit der Umschrift: Giuseppe Garibaldi nato a Nizza 1807, zeigt. Der Revers zeigt drei allegorische Figuren: in der Mitte die Italia, die Trikolore aufrecht haltend; rechts knieend und um Befreiung flehend die Venetia, zu ihren Füßen der Löwe von S. Marco schlafend, neben ihm das Buch; links von der Italia, gleichfalls knieend und die Italia um Befreiung anrufend, Roma, zu ihren Füßen die Wölfin mit den Zwillingen Romulus und Remus.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bauland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 60 Mittwoch, 11. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Als Wagners Chaise im Hofe von Kronbrück unter dem Flügel des Doktors anhielt, traf er dort einen Bedienten, der ihn ersuchte, sogleich zum Baron heraufzukommen, was er auch that. Bei seinem Eintritt in den Salon rief Constantin oder Lothar, wie wir unsern Helden in Zukunft nennen werden, ihm entgegen:

„Haben Sie das Buch zurück?"

„Ja." Der Doktor machte eine höfliche Verbeugung und übergab es. Lothar nahm oder entriß es ihm vielmehr mit den Worten:

„Sie essen wohl heute mit uns zu Mittag?"

„Ich werde die Ehre haben."

Ob Lothar die Antwort hörte oder nicht, ist ungewiß, denn er hatte bereits das Zimmer verlassen.

„Meine Auffassung war also vollkommen richtig," dachte der Doktor. „Schon beim ersten Zusammentreffen mit dem jungen Mädchen verliebte er sich, obschon er damals Bedenken trug sie zu seinem Opfer zu machen. Pah! Dergleichen Skrupel hegt ein Russe nicht länger als vierundzwanzig Stunden; aber dießmal dürften seine Wünsche auf einen lebhaften Widerstand stoßen, und wenn ich meine Karten recht zu mischen verstehe, wird seine Leidenschaft ihn nur zu einer schlechten Handlung nach der andern verleiten, und dann — dann — nun, nun, du stolzer, übermüthiger Canitz, dann dürfest du mir eines Tages entgelten, was deine Familie verbrochen hat."

Während der Haß im Innern des Doktors den Diktator spielte, führte in Lothars Brust ein ganz entgegengesetztes Gefühl das Wort. In sein Kabinet eingeschlossen, öffnete er hastig das Buch und nahm den Brief heraus. Er betrachtete das zusammengelegte Papierchen, dessen Inhalt im Stande sein sollte, den Eigenthümer von Millionen schwer zu verletzen oder hoch zu erfreuen. So unbedeutend es von außen war, so sollte es die Mittel haben, ihm ein Leid zuzufügen, wovon all sein Geld ihn nicht freikaufen konnte, oder ihm eine Freude zu schenken, die er sich nicht dafür anzuschaffen vermochte. Welches undurchdringliche Räthsel ist nicht das Leben! Der Mensch der allen Ueberfluß und materiellen Wohlstand besitzt, ist sehr häufig arm an wahrem Glücke.

Nachdem Lothar das Billet lange betrachtet, erbrach er es. Mit ängstlicher Ungeduld überlas er die Paar Zeilen. Wie unendlich wenig, und doch wie viel enthielten sie nicht!

Bei seiner innern Heftigkeit und Lebhaftigkeit wechselten die Eindrücke sehr schnell, obschon seine russische Erziehung ihn äußerlich verschlossen machte. Die Gewohnheit, jeden unbedachten Ausbruch zurückzuhalten, war ihm zur zweiten Natur geworden, so daß er sich nur selten jene stürmischen Ergießungen des Zornes oder der Freude erlaubte, die sonst mit seinem Charakter übereingestimmt hätten und ihn als Jüngling kennzeichneten.

Bei Tisch war er außerordentlich lebhaft und scherzte mit seinen Genossen, den beiden jungen Russen und dem Doktor. Ueber des Letzteren glatte und lächelnde Physiognomie zog ein leichter Schatten, als sein Blick auf Lothars freudestrahlendes Gesicht fiel.

Nach der Tafel trennte man sich. Die beiden russischen Edelleute wollten auf die Jagd, um ihrer Lieblingsleidenschaft nachzugehen, und Lothar stieg wie gewöhnlich zu Pferde, um einen Spazierritt zu machen. Das schöne schneeweiße Thier war jetzt drei Wochen lang täglich denselben Weg gegangen, so daß es von selbst den Waldpfad einschlug, der nach Ektorp führte. Ein Stück vom Hofe hinweg, sprang Lothar aus dem Sattel und band das Pferd an ein Baum, worauf er durch den Wald nach seinem gewöhnlichen Beobachtungsplatze zusteuerte. Er gelangte indessen nicht dahin; denn als er an der schmalen und starkgekrümmten Allee die nach Ektorp vorbei wollte, sah er eine Person mit langsamen und behutsamen Schritten, auf einen Stock gestützt, dieselbe herakommen. Er blieb stehen. Er hatte den Gegenstand seines lebhaften Interesses wieder erkannt. Schuldfried schaute auf und machte ebenfalls Halt; denn obschon sie noch bedeutend von einander entfernt waren, erkannte sie doch den Fremden. Nach dieser Bewegung von ihrer Seite war zu vermuthen, daß Lothar wie ein ungeduldiger Liebhaber hervorstürzen würde; aber statt dessen blieb er regungslos stehen, als wollte er Schuldfried damit anzeigen, daß er es lediglich ihr selbst freistelle, sich zu nähern

Digitized by Google

oder von ihm zu entfernen. Nachdem sie ein Paar Sekunden still gestanden, setzte sie ihren Weg fort und kam ihm also entgegen. Bei dieser Bewegung von ihrer Seite näherte er sich hastigen Schrittes. Als er vor ihr stand, nahm er ehrerbietig die Mütze ab und sagte:

„Ich danke Ihnen, daß Sie sich bei meinem Anblick nicht umwandten. Sie hätten dadurch zu erkennen gegeben, daß Sie ein Zusammentreffen mit mir nicht wünschen."

„Ich habe den ganzen Tag gewünscht, das Schicksal möchte unsere Wege einmal zusammenführen," antwortete Schuldfried lächelnd und mit einer warmen Farbe auf ihren siebzehnjährigen Wangen. „Um dem Schicksal die Erfüllung meines Wunsches wo möglich zu erleichtern, habe ich mich heute zum Erstenmal auf eigene Faust hinausbegeben."

Der ungekünstelte Ton, womit dieß gesagt wurde, brachte Lothar in wirkliche Verlegenheit. Der für seine Eigenliebe schmeichelhafte Umstand, daß sie ihn zu sprechen wünschte, ging dadurch ganz verloren. Sie sprach ja davon, wie von der natürlichsten Sache in demselben Ton, als hätte es sich um einen Schulkameraden oder einen alten Bekannten gehandelt.

„Und gleichwohl blieben Sie bei meinem Anblick ganz zweifelhaft stehen," versetzte Lothar, der nicht recht wußte, was er sagen sollte.

„Das war sehr natürlich. Wir sind im Ganzen einander so unbekannt, daß ich mich eben darüber besann . . ." Schuldfried hielt inne und lächelte wie ein Kind, wenn es etwas Schalkhaftes zu sagen beabsichtigt.

„Ueber was? Ob Sie heute gut gegen mich gewesen seien?"

„O nein, ob ich nicht böse auf Sie sein sollte!"

„Auf mich? Und warum?"

„Weil Sie mich mit Ihren Briefen in Verlegenheit brachten."

„Das verstehe ich nicht. Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen?"

Schuldfried sah ihn an, schüttelte dann lachend ihren schönen Kopf und antwortete:

„Ein finnisches Mädchen kann sich nicht auf einen russischen Offizier stützen. Das wäre eine feindliche Hülfe."

„Halten Sie mich also für einen Feind?" Lothar betrachtete diese bejahenden Züge mit einem Blick, der wenigstens bewieß, daß seine Gefühle nicht feindselig waren.

„Ganz gewiß, alle Russen sind meine Feinde."

„Lassen Sie mich glauben, daß Sie scherzen. Es würde mir wirklich leid thun, wenn Sie im Ernst sprächen. Ja, ich wage sogar, zu behaupten, daß Sie heute das Gegentheil bewiesen haben."

„Wodurch?"

„Durch Ihre Güte womit Sie . . ."

„Ihren Brief beantwortetn?"

„Ganz richtig. Sie haben dadurch eine gute Handlung verrichtet und gezeigt, daß ein finnisches Mädchen auch Barmherzigkeit gegen einen Feind üben kann."

„Das ist etwas, was wir Alle thun könnten, der Russe aber selten thut."

„Bitte um Verzeihung. Lassen Sie uns von diesem Gegenstand abgehen."

Schuldfried blieb bei einem geschlagenen Baumstamm stehen, der gerade an der Ecke des Weges lag, wo man von der Allee in den Wald einbog. Sie setzte sich darauf und sagte mit einem freundlichen Blick, indem sie Lothar die Hand reichte:

„Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie verletzt habe, und rechnen Sie nicht so genau mit meiner Aufrichtigkeit. Ich sage, was ich denke, ohne Absicht damit etwas Böses zu thun."

„Was könnten Sie Böses thun, ohne daß man es beim Klange Ihrer Stimme vergäße?" Lothar drückte die dargebotene Hand ganz leicht und ließ sie sogleich los. — —

„Sie sagten, Sie hätten mich zu treffen gewünscht?" fuhr er fort. „Welchem Umstand habe ich dieses Glück zuzuschreiben?"

„Erstens wünsche ich wirklich schon lange, Ihnen etwas zu sagen, und zweitens war es — Neugierde."

„Neugierde?"

„Ja gewiß. Wir haben uns ein Einzigesmal getroffen, und seitdem haben Sie mir beinahe drei Wochen lang täglich einige Zeilen geschickt. Ich sollte wohl meinen, daß dieß Neugierde erwecken könnte. Genug, ich wünschte noch einmal denn Mann zu sehen, der so beharrlich in Briefen zu mir sprach."

„Es ist das Zweitemal, daß Sie sagen: noch einmal. Soll das bedeuten, daß Sie mich dann los zu sein wünschen?"

„Daran habe ich nicht gedacht; aber ich wollte Ihnen sagen, daß . . . daß . . ." Schuldfried erröthete. Lothars Einbildung schrieb sich diese Röthe zu gut.

„Bitte, sprechen Sie. Jeder Wunsch von Ihnen ist mir Gesetz."

„Nun wohl, dann wünsche ich, daß Sie nicht mehr schreiben."

(Fortsetzung folgt.)

Fortschritt und Aufklärung in München.

Wenn heut' zu Tage noch irgend ein großer Mann leben sollte, so muß er sich wahrhaft fürchten, zu sterben, im Hinblick auf den Schwindel, der gegenwärtig mit den sog. „Todtenfeiern" getrieben wird. Es ist gut,

Digitized by Google

daß Uhland von den cigarrenqualmigen Apotheosen, die ihm zu Theil wurden, keinen Vorgeschmack hatte.

Einer dieser Wirthshausgottesdienste für den verstorbenen Uhland fand unlängst wieder in der Westendhalle statt, wobei, wie ein Landshuter Blatt versichert, die „Fortschrittspartei“ einen großen Sieg errang. „Falkenau, Billing, Wittmann aus Landshut hielten Reden von tiefgreifender Wirkung.“ Von den übrigen Größen abgesehen, ist es vor Allem Wittmann aus Landshut, der unsere Aufmerksamkeit fesselt, den wir um so mehr auf uns wirken lassen können, als seine Rede nachgeschrieben vor uns liegt. Also was sagt der siegende Wittmann aus Landshut? Er beginnt: „Es gibt in der deutschen Sprache ein Wort, das schon Viele in die Verbannung gestoßen und auch unsern Dichter Schubart — wollte sagen Uhland — auf den Asperg brachte, es ist das Wort: Bajonett!“

Das Bajonett, insofern es stoßen kann, ist kein Wort, sondern eine Sache und das Wort Bajonett ist kein deutsches Wort; der Asperg ist keine Verbannung und Uhland war auch nicht auf dem Asperg — Du aber o Wittmann aus Landshut bist ein großer Mann! Es dürfte nicht leicht Einem gelingen, in wenigen Worten so viel Unsinn zusammenzufassen, wie es der offizielle Agent des Nationalvereins für Landshut gethan hat.

„Ich, als Provinzialbewohner — so fährt er wörtlich fort — kann nun freilich in Ihrer Kreishauptstadt des Landes, das, wovon's mich drängt, zu reden, nicht so gut ausdrücken.“ — Bescheidenheit war noch allen Größen eigen und bei einer künftigen Wittmannsfeier wird man diese seine Tugend gebührend hervorheben. „Es gibt Viele in der Fortschrittspartei, so fährt der Scharfsinnigste aller Landshuter fort, die wohl den Berg ersteigen, aber ihn nicht zu erreichen vermögen, um an das jenseitige Ufer zu sehen!“ Wir haben gegen diesen Satz nicht das Mindeste einzuwenden: die Kunst, einen Berg, den man nicht erreichen kann, dennoch zu besteigen, ist ausschließliches Privilegium des Nationalvereins. Er besteigt fortwährend den Berg der Reichsverfassung, den er doch nie erreicht. Da Herr Wittmann auch von einem Ufer spricht, so hat er damit verrathen, daß bei der ganzen Geschichte auch viel Wasser mitunter läuft.

Seine Rede schloß unser Literat und Provinzialbewohner mit dem Rufe: „Ich bringe ein Hoch den Männern, die den Berg dennoch erklommen haben: dem Schwarzrothgold!“ Die Herren Schwarz, Roth und Gold mögen sich dafür bedanken. Für uns aber ist diese „tiefgreifende“ Rede ein Beweis, daß die „Süddeutsche Zeitung“ Recht hatte, wenn sie sich unlängst aus München schreiben ließ: „Das Licht dringt auch in festverwahrte Räume und die festen Körper beginnen sich aus dem Chaos auszuscheiden.“ Es war so eben Carneval und da gab es in der Westenhalle allerdings oft ein Chaos, in welchem feste Körper genug ausgeschieden wurden. Daß die Fortschrittspartei den Spaß auch noch in die Fasten hinein fortsetzt, kann dem betreffenden Gastwirth nur angenehm sein, sonst wäre es ja gar zu todt in dieser „Kreishauptstadt des Landes.“

(Punsch.)

Reisebrief von C. Ritter.

Koners Zeitschrift für allgemeine Erdkunde machte kürzlich, Ritters Verehrern gewiß zu Danke, einige Briefe bekannt, welche der große Geograph auf einer im Jahre 1837 nach Griechenland unternommenen Reise nach Hause geschrieben hat. Denn obgleich zunächst blos für den engeren Familien- und Freundeskreis bestimmt, enthalten dieselben doch zugleich nicht nur eine schätzbare Anzahl allgemein interessanter Notizen über Oertlichkeiten, die er besucht hat, sondern was der Herausgeber mit Recht hervorhebt, durch diese Briefe wird uns der unvergeßliche Meister der Wissenschaft auch als Mensch näher gebracht. Sie sind nämlich ein sprechendes Zeugniß von einer wahrhaft jugendlichen Frische und Begeisterung, womit der Reisende trotz seiner 59 Lebensjahre die vom klassischen Boden Griechenlands ihm nahe gelegten Eindrücke in sich aufgenommen hat, und fügen wir bei, es gibt sich in ihnen zugleich ein kindlich frommer Sinn der Dankbarkeit und des Gottvertrauens, frei von aller kirchlichen Einseitigkeit, auf die ungesuchteste Weise kund, der in Verbindung mit inniger, anspruchloser Anerkennung jeder von Menschen ihm erwiesenen Freundlichkeit uns zu ihrem Verfasser unwiderstehlich hinzieht. Gleich der erste Brief aus Athen vom 2. August datirt, liefert hiefür überzeugende Belege. Derselbe enthält die Beschreibung der Fahrt auf einem Dampfboot von Ancona bis Patras und Athen. Welcher Genuß, heißt es da unter Anderem, vor der prachtvollen Apenninenkette mit ihren steilen Vorgebirgen vorüber ostwärts gegen das Adriameer zu fliegen! an Loreto und Umbrien vorüber bis zum lichten Abend, auf tief blauer Meeresfluth von Schaumwellen nur gekräuselt, die am Abend mit sinkendem Sonnenstrahl von ganzen Heerden der Delphine und Balameden durchsetzt wurden. Diese pferdegroßen, ungegliederten Fische, wie die Forelle im sprudelnden Wasserfall, so diese im schäumenden Gebrause der aufgeregten Wellen des Dampfers sich erfreuend, blieben auf langen Strecken unsere Begleiter, und gaben uns durch ihre pfeilschnellen Sprünge durch die Lüfte, die sie oft 2- und 3mal schnell hintereinander wiederholten, mit ihren silberglänzenden Leibern, die sich im Gold der Abendsonne spiegelten, ein glänzendes und merkwürdiges Schauspiel. Ein neues führte die Dämmerung herbei. Welch' Wunder! in dem weißen Schaum den die Räder des Dampfers sprühten und stets in

Digitized by Google

weitem Streif als Spur des Schiffslaufes ließen, Alles mit faustgroßen Leuchtkugeln illuminirt zu sehen. Erst als ich, ganz darüber entzückt, die Bemerkung mittheilte, daß es leuchtende Thiere seien, wurde bei meinen Reisegefährten das Interesse für diese Naturerscheinung reger. Aber so eingewurzelt war das Vorurtheil, daß ich den Kapitän, einen sonst sehr liebenswürdigen Mann, auf keine Weise bewegen konnte, durch Matrosen in Eimern solche Leuchtkugeln schöpfen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ludw. Aug. Frankl erzählt in der Wiener „Presse“ mancherlei interessante Züge aus dem Leben Uhland's. So auch folgende. Des Dichters Wiener Freunde Bergmann und v. Karajan hatten bald Gelegenheit, ihren Gastfreund im eigenen Hause in Tübingen kennen zu lernen; jener im Jahre 1845, dieser schon ein Jahr nach Uhland's Anwesenheit in Wien, also im Jahre 1839. Beide können nicht genug die heitere dem Gaste des Dichters fort und fort herzlich dienende Freundlichkeit rühmen. So brachte Uhland am ersten Morgen, als Karajan erwachte, ihm selbst frisches Wasser und die von der Magd blankgeputzten Stiefel auf die Stube. Dem darüber nicht wenig erschrockenen und verlegenen Gaste sagte er: „Das kommt dem Wirthe zu und er darf es keinem Andern überlassen.“ Und wirklich that er während des dreitägigen Aufenthaltes jeden Morgen so. — Eines Ausfluges kann v. Karajan, zu dem ihn Uhland einlud, nachdem er ihn gefragt, ob er ein guter Fußgänger sei, nicht vergessen. Sie gingen durch einen Theil der Stadt, durch das alte Schloß und dann fort und fort einen Thäler schneidenden Hügelrücken empor, bis sie zu dem Punkte kamen, wo die Wurmlinger Kapelle steht. Mit großer Lebhaftigkeit erzählte Uhland, wie er, Lenau und Karl Mayer hier einen poetischen Wettkampf eingegangen seien, wer das beste Gedicht auf die Wurmlinger Kapelle machen werde? Uhland erzählte dieß fast dramatisch, indem er sagte: „Sehen Sie, hier saß Lenau, hier Mayer und hier ich.“ Dabei setzte er sich an jede dieser Stellen. „Mein Gedicht,“ schloß er, „war nicht schlecht.“

So einfach das Leben des berühmten Komponisten Gluck (1700—1787) in seinem allgemeinen Verlaufe war, so reich war es doch an den interessantesten Einzelzügen. Das jüngst erschienene Werk „Gluck und die Oper“ von Adolf Bernhard Marx liefert uns deren eine große Anzahl, besonders aus der Zeit seines Pariser Lebens. Hier hatte er harte Kämpfe mit der Widerspenstigkeit der verwöhnten Sänger und Sängerinnen zu bestehen, die bisher die absoluten Despoten und Tyrannen der Oper gewesen waren, und es nicht ertragen konnten, daß sie sich von jetzt an der Idee des poetischen und musikalischen Kunstwerks unterordnen sollten. Gluck machte aber mit ihnen wenig Umstände. Unser Autor erzählt unter Anderm: „Trat eine stolze, mit Gold und Diamanten behangene Primadonna an den Flügel, und bekam statt des Bravo, das sie von Prinzen und dem ganzen Publikum gewohnt war, ein „Mademoiselle, il faut bien recommencer!“ zu hören, so gab das Augen! und hohe beleidigte Mienen! und Sträuben und Drohen! Da erklärte denn der unlenksame Deutsche ganz kalt: „Sehen Sie, Mademoiselle, man hat mich herkommen lassen, um Iphigenie aufzuführen. Wollen Sie singen, so ist es gut; wollen Sie nicht — das steht bei Ihnen! Nur geh ich dann zur Königin, sag' ihr: ich kann die Oper nicht aufführen, setze mich dann in meinen Wagen und reise morgen nach Wien zurück!“ — Was war mit dem Mann anzufangen? Man gab nach. Und die Folge war der Triumph Aller. — Auch der Balletmeister Sestris, der von den Parisern der „Gott des Tanzes“ genannt wurde, machte ihm viel zu schaffen. Einst als ihm Gluck schon alle möglichen Zugeständnisse gemacht, fordert derselbe noch einen Tanz mehr. Gluck widersetzt sich. Das ist dem alten, viel umschmeichelten Tänzer unerhört. „Eh — eh — moi, le dieu de la danse . . . .!“ sprudelt er heroor. „So tanzt im Himmel, wenn Ihr der Gott des Tanzes seid, nur nicht in meiner Oper!“ fuhr ihm der rauhe Deutsche entgegen.

[Ein zweiter Jud.] Auf der Paris-Lyoner Bahnstrecke hat sich zwischen den Stationen Anse und Villefranche neuerlich Folgendes zugetragen: Ein achtzehnjähriges Mädchen war in ein Koupé zweiter Klasse eingestiegen, wo sie sich vollkommen sicher glaubte, da sich in dem Koupé außer ihr noch zwei sehr respektable Herren befanden. Diese aber stiegen an einer Station aus und wurden bald darauf durch einen Menschen ersetzt, der über das Mädchen herfiel, sie knebelte, ihre Hülferufe erstickte, indem er ihr den Mund mit Papier verstopfte, und nachdem er sie mißhandelt und ihr Schmuck und Geld abgenommen, durch das Fenster den Waggon verließ. Auf der nächsten Station fand man sie sterbend vor; es gelang noch, sie ins Leben zurückzurufen. Die Pariser Blätter fordern zur Verhütung solcher Attentate, daß auch für die zweite Klasse ausschließlich nur für Damen benützende Koupés eingerichtet werden.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 61 Donnerstag, 12. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Mißfällt es Ihnen?" Lothars tiefliegende Augen erweiterten sich auf eine eigenthümliche Weise, als er sie fixirte. Er versuchte eine Spur von Verlegenheit bei dieser Frage zu entdecken, aber ganz vergebens. Schuldfried sah höchst unbefangen zu ihm auf, als sie antwortete:

„Das nicht. Die Briefe haben mich unterhalten, aber die Art ihrer Zusendung hat mich belästigt. Ueberdieß haben Sie jetzt alle Illusionen zerstört, da Sie mich zum Antworten vermochten. Deßhalb" — Schuldfried hing ihr Köpfchen ein wenig schief und fügte mit einem freundlichen Blicke hinzu — „sollen Sie nicht mehr schreiben. Ich will es nicht."

„Seien Sie überzeugt, daß ich gehorchen werde."

„Dank!"

„Aber jetzt müssen Sie sich edelmüthig zeigen."

„Lassen Sie hören."

„Sie müssen mitunter zu dieser Zeit hier ausruhen. Ich kann dann, wie heute, einige Worte mit Ihnen sprechen. Bemerken Sie wohl, daß ich es Ihnen selbst überlasse, mir diese Freude so spärlich oder freigebig wie Sie wollen zu gewähren, wenn es nur in der kurzen Zeit die ich noch in der Gegend bleibe hie und da einmal geschieht. Nun, bewilligen Sie meine Bitte?"

„Ja, ich glaube."

„Versprechen Sie mir's."

„Nun wohl, ich verspreche."

„Dank!" Lothar machte eine verbindliche Verbeugung.

Die jungen Leutchen plauderten noch eine Weile, dann erhob sich Schuldfried, um heimzugehen.

„Darf ich Sie nicht jetzt auch begleiten?" fragte Lothar. „Hat unser kurzes Gespräch Ihr Vorurtheil gegen unsere Nation nicht in so weit zu mildern vermocht, daß Sie meinen Arm annehmen wollen?"

„Wie wenig kennen Sie meinen finnischen Charakter, wenn Sie glauben, daß Zeit oder Verhältnisse ein Vorurtheil verwischen könnten, das ich einmal gefaßt habe! Ich bin, wie meine Landsleute hartnäckig sowohl im Guten als im Bösen."

„Sie verweigern also meinen Arm?"

„Ja."

„Sie sind ein höchst eigenthümliches Mädchen, mit einer Aufrichtigkeit die manchmal frappirt."

„Im Namen dieser Aufrichtigkeit sage ich Ihnen jetzt Lebewohl."

„Ich darf Sie also jetzt nicht begleiten?"

„Nein."

Schuldfried erhob sich. „Der Grund liegt darin, daß ich unsere Bekanntschaft Niemand mittheilte. Warum ich es nicht gethan, weiß ich selbst nicht. Ich weiß bloß, daß es mir unmöglich war, die Erzählung davon über die Lippen zu bringen, und dessen ungeachtet habe ich Mehreremale fest beschlossen, meinem Freunde davon zu sagen."

„Ihr Freund ist vermuthlich ein Spielkamerad?"

„O nein, es ist . . ." Schuldfried verstummte plötzlich. Vor ihrer Erinnerung stand Lothars Brief, worin er fragte, ob Aberney ihr Gatte werde würde.

„Wiederum eine Unterbrechung; vielleicht war meine Frage unbelikat?" Es blitzte in Lothars Augen.

„Ach nein, aber Ihr letzter Brief ist an der ganzen Verwirrung Schuld und hat mich jetzt aus dem Konzept gebracht. Mein Freund ist Professor Aberney," fügte sie mit einem gewissen Nachdruck hinzu. „Er war mir Vater, Lehrer und hat mir so viel Wohlwollen erwiesen; auch habe ich ihn so innig lieb."

„Wie beneidenswerth ist er nicht! Aber ich will Sie nicht länger aufhalten." Lothar nahm seine Mütze ab und im nächsten Augenblick war er verschwunden.

In seinem Ton und Blick lag etwas, das einen unangenehmen Eindruck auf Schuldfried machte: sie wußte nicht recht warum, aber die Erinnerung daran beunruhigte sie. Sie hätte ihn zurückrufen mögen, um zu fragen, ob sie etwas Beleidigendes gesagt habe. Langsamen Schrittes wandelte sie die Allee hinab und grübelte darüber nach, warum er sie so plötzlich verlassen habe. Als sie auf den Hof kam, trat Annika ihr entgegen, die so eben von ihrer Säuberungsarbeit im Garten zurückkehrte.

„Liebes Kind, wo warst Du denn?" fragte die Dienerin unruhig; „Du hast jetzt gewiß Deinen Fuß wieder verderbt. Draben ist ein Brief vom Professor. Er kam eben erst und liegt auf Deinem Zimmer."

Der Brief enthielt die Nachricht, daß Aberney nach Abo gereist sei, um dort einen Schweden zu treffen, mit dem er wichtige Sachen zu besprechen habe. Er

Digitized by Google

gedenke erst in einigen Wochen nach Junta zurückzukommen. War Schuldfried schon vorher unruhig, so wurde sie es bei dieser Nachricht noch mehr. In der Nachschrift standen jedoch folgende Zeilen, die alle trüben Gedanken verscheuchten:

„Wenn ich nach Junta zurückkomme, bringe ich einen Gast mit, dessen Wiedersehen Dir gewiß Freude macht. Ich meine Tage."

Ihr Herz klopfte hoch vor Freude bei dem Gedanken, daß sie Tage treffen sollte, den sie seit drei Jahren nicht gesehen. Diese drei Wochen mußten schnell vergehen, und dann, wie angenehm mußte es nicht dann werden! Ihr Gesicht strahlte jetzt vor Wonne.

Bulwer sagt: „Die Natur hat den Thieren, die in einem kalten Klima wohnen sollen, eine dicke Haut gegeben, und den Menschen, die auf ihrer Wanderung durchs Leben von Bekümmernissen heimgesucht werden sollen, hat sie ein heiteres elastisches Gemüth verliehen." So war es auch mit Schuldfried. In der Einsamkeit aufgewachsen, unbekannt mit den Menschen, dem Leben, der Wirklichkeit und allem Bittern, was sie in sich schließt, war sie ein gutes und heiteres Kind, das nur aus Büchern wußte, was sich in der Welt zutrug. Was sie eines Tages eigentlich werden, wie ihr Charakter sich entwickeln würde, sollte sich erst zeigen, wenn die Ereignisse die Kräfte, die jetzt in ihr schlummerten, zur That weckten. Die Natur hatte sie, die an der Seite einer düstern und schwerbetrübten Mutter aufgewachsen war, mit einem frischen und fröhlichen Gemüthe beschenkt, das unter Gesang und heitern Spielen seine einsame und abgesonderte Kindheit verlebte. Sie hatte eine lebendige starke Seele und ein warmes Herz empfangen, ohne daß diese Eigenschaften durch eine weichliche Träumerei oder eine schmachtende Sehnsucht getrübt wurden. Ihr frühentwickelter Verstand war durch Lektüre mehr gepflegt und gebildet worden, als bei Mädchen ihres Alters sonst der Fall ist, aber er war nicht in jene vorzeitige Frühreife übergegangen, wodurch Seele und Herz verakten, sondern behielt einen Anstrich kindlicher Frische, die so unschätzbar ist. Wie alle lebhaften Gemüther, empfing Schuldfried leicht Eindrücke, die aber selten etwas Anderes als einen vorübergehenden Einfluß übten. Und in der gegenwärtigen Periode ihres Lebens wäre es schwer zu bestimmen gewesen, ob ihr Gefühl von augenblicklichen Impulsen abhängig oder ob es stark, tief und mächtig werden solle. Jetzt konnte sie von traurigen Gedanken plötzlich zu fröhlichen übergehen. Ein Nichts konnte sie betrüben, aber auch erfreuen. Der Grundton ihrer Gemüthsart war heiter und die melancholischen Gedanken wichen leicht vorübergehenden zerstreuten Wolken.

Am folgenden Vormittag erklärte der Doktor, daß der Fuß vollkommen gesund sei; Schuldfried müsse jedoch vorsichtig sein und dürfe ihn nicht anstrengen. Er fügte mit seinem verbindlichen Lächeln hinzu:

„Meine Besuche als Arzt sind jetzt überflüssig, aber ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, mich manchmal nach dem Befinden meiner Patientin zu erkundigen."

Ehe Schuldfried antworten konnte, verbeugte er sich und verließ das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebrief von C. Ritter.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 25. Juli erblickten wir zum ersten Male die Küsten Griechenlands, die erhabenen acrocerauniſchen Vorgebirge, die Chimära, die furchtbaren Küsten von Albanien und Epirus. Furchtbarere Wände, unwirthsamere, unüberſteiglichere Wildniſſe habe ich nie gesehen. Die nacktesten Felsgerippe der Erde steigen ohne alle Vegetation himmelhoch in die klaren Lüfte; in der ganzen Strecke vieler Stunden, die sie entlang ziehen, keine Spur menſchlicher Wohnungen! kein Wald, kein Baum, kein Feld, keine Hütte. An einer einzigen Stelle sahen wir in weiter Ferne etwas Rauch emporwirbeln, wohl der Aufenthalt eines Hirten oder einer Raubpartei, die vielleicht in Hoffnung eines strandenden Schiffes dort ihre Höhlen bewohnte. Von fördernden Winden begünstigt, nahm uns endlich der schöne Kanal von Korfu auf; der Leuchtthurm am hellen Mittage glänzte ohne Feuer, die schneeweißen, idyllisch über die Insel zerstreuten Häuser von reizenden Olivenpflanzungen umgeben, zauberten die Gärten des Altinous zurück, und meine jungen Freunde — zwei Kaufleute aus Smyrna und Triest, die im Gefühle ihrer Unwiſſenheit vom lehrreichen Umgange des Professors und von seinen zu ihrem Staunen genauen Karten Gewinn zu ziehen suchten — waren mit mir einig, daß man gleich in jeder dieser Pflanzungen sich verlieren und in ihr herumſchweifen möchte. Die reizende Meerfahrt fortsetzend, sahen wir am Morgen des 26. Juli die Inſelchen Paxo und Antipaxo in der Ferne, auch Samothraki, wie Geiſtergeſtalten auf dem frischen Frühmeere schwimmen. Um 9 Uhr trat dann die Insel Santa Maura hervor, und Mittags schifften wir so dicht an Ithaca vorüber, daß ich auf das Klaiſte in die innersten Buchten hineinſah, die E. besucht hat, und dabei seiner zugleich mit Odyſſeus, Telemach und Penelope gedachte, von denen nun das ganze Schiff, natürlich nach den Historien des Fenelon'ſchen Telemaque erlönte. Ich konnte nicht genug Umriſſe*) zeichnen, um die Erin-

*) Außer sorgfältig geführten Tagebüchern hat Ritter zahlreiche, höchst genial skizzirte Zeichnungen von Gegenden und Denkmälern der Kunſt mit zurückgebracht, deren künſtlerische Ausführung für die Muſeſtunden in der Heimath vorbehalten wurde.

Digitized by Google

nerung an die vorübergezogenen Gestade, die wie Zauberinseln vorüberglitten, mir zu erhalten. So den ganzen Tag, bis wir um 4 Uhr vor Patras Anker warfen. Dem Bericht über Ritters Erlebnisse in dieser Handelsstadt an Morea's Nordküste wollen wir hier nur die Schilderung der Landungsscene entnehmen. Das Volk, das uns am Ufer erwartete, ist aus Abkömmlingen des Albanesenstammes und aus dem prachtvollen Schlage griechischer Bergwälker gemischt. Alles in schneeweißer oder bunter griechischer Tracht, mit der Fustanella, die als weites Faltengewand hin und her wogt und dem stolzen Gange der herrlichen Gestalten hiesiger Bewohner ein wahrhaft majestätisches Ansehen gibt, als schritten sie auf das Zierlichste abgemessen wie auf dem Kothurn in der Tragödie einher. Nie habe ich einen solchen Eindruck von einer Volksmasse und ihrem Charakter erhalten, als hier, der sich so ganz offen an den Tag legt. Darunter viele der prächtigsten Köpfe, alle zum Malen, wenn nicht schön aber interessant, wild, gewaltig, ausgeprägt, schlau, kühn, frei, ungebunden. Der vordere Molo war so gespickt mit Volk, daß wir nicht aussteigen konnten. Die Schiffer machten kurze Prozedur und schlugen mit ihren langen Rudern wie unter Wilde; ein lautes Geschrei erhob sich, ein Schrecken und Jubel der übrigen Menge zugleich. Der Molo war geräumt, und nun kletterten wir seine morschen Balken und zerrissenen Treppen hinan. — Den unsichern Weg über Korinth aufgebend, beschloß Ritter seine Reise nach Athen vollends zur See auszuführen. Lebhaft ergriffen vom Eindruck dieser Trümmerstadt, der sich nicht beschreiben lasse, traf er am 29. Juli daselbst ein. Bei Deutschen und Griechen, bei hier verweilenden Diplomaten und Gelehrten, wie am königlichen Hofe, fand der ausgezeichnete Mann die verdiente Aufnahme. Sein Tagebuch mag über die Stadt der Musen und ihre merkwürdige Umgegend eine Menge kostbarer Aufzeichnungen enthalten; in den hier uns vorliegenden Briefen dagegen ist die Ausbeute von keinem großen Belang, daher wir sie übergehen und dafür zweier weiteren Ausflüge von Athen aus gedenken wollen, deren einen er kürzer, den andern ausführlicher in zwei folgenden Briefen geschildert hat. Den ersteren unternahm er nach dem Peloponnes in Begleitung von C. Curtius, damals Hauslehrer bei Brandis, preußischem Gesandten in Athen, und jetzt Professor in Göttingen, u. A. durch seine Beschreibung des Peloponneses und seine griechische Geschichte in der Gelehrtenwelt rühmlichst bekannt, diesen, bei dessen Schilderung wir etwas länger verweilen wollen, nach den cycladischen Inseln in Gesellschaft des ausgezeichneten Alterthumsforschers Roß, Professors zu Athen, und eines sehr gebildeten Schotten, Finlay. Die gemeinsame odysseische Irrfahrt, wie er sie nennt, erstreckte sich von Ceos (jetzt Zea) im Norden bis zur südlichsten, Thera (jetzt Santorin). Die meisten dieser Inseln sind wild aufstarrende Felseilande, jedes von dem andern verschieden in Gebirgsbildung und Konstruktion, jedes verschieden in Bevölkerung, Sitte, Tracht u. s. w., alle ohne unsere schönen norddeutschen Wälder, kaum niedrig bebuscht, zum größten Theil in dieser Jahreszeit (August und September) nackt aussehend, aber bei näherer Besichtigung doch meist mit Weinbergen auf Terrassen von Steinmauern in unendlicher Menge bedeckt, wie am Rhein, nur daß hier dazwischen überall Felsen und Klippen nackt hervorragen, oft in furchtbarer Wildheit und nur gemildert durch die Belebung des überall sich einnistenden Feigenbaumes. Viele Tage haben wir hier nur von Trauben und Feigen, die ungemein köstlich und exquicklich sind, und von Brod gelebt. Dieser Trauben- und Feigenkur schreibe ich meine vollkommene Wiederherstellung von den durch die übergroße Hitze in Athen veranlaßten Beschwerden zu. Auf Siphnos überhäufte uns der Vorstand des Dorfes Stavri, wo Roß' Bediensteter zu Hause war, mit Artigkeit. Seine Tochter fanden wir eines Abends bei der Lesung der Odyssee, aus der sie eine lange Vorlesung hielt, wobei sich der Herr Papa nicht wenig einbildete und uns auf den andern Morgen zum festlichen Schmause einlud. Am Hafen hatten wir bei dem weidenden Vieh in den Binsenstuppen einen Hirtenjungen gefunden, der die Biographien des Plutarch las. Sikinos bot uns den reichsten Fund dar; denn wir entdeckten hier unter Anderem in dem verlassenen Gebäude einer Kirche, die in wildester Einsamkeit auf dem entferntesten Hochgebirge thront, einen noch stehenden antiken Marmortempel des Apollo Pythius mit 2 dorischen Säulen und 2 dorischen Pilastern, vollständiger Marmorbekleidung von drei Seiten und dem erhaltenen, oben umlaufenden Fries. Nur das Dach war zum Glockenthurm und Kirchendach umgewandelt, doch das Frontispiz erhalten, so wie die Terrassenzugänge und die Vorhalle dieses interessanten Baues, der bisher völlig unbekannt geblieben war. Natürlich wurde Alles gemessen, beschrieben, alle Inschriften wurden kopirt, und unser ganzer Tag ging über dieser Untersuchung und der weiteren Erforschung der alten griechischen Stadt hin, die wir auf den Abterklippen der überhangenden Felsen fanden, wo freilich nur eingehauene Felsstaffeln, Reste von Festungsmauern der alten Burg und viele andere Trümmer sich zeigten.

(Schluß folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Das „Deutsche Sprüchwörter-Lexikon“ (Leipzig, bei Brockhaus), herausgegeben von Wander, wird ein wahres Hausschatz für's Volk werden, wenn der Herausgeber sich seiner so schwierigen wie dankbaren Aufgabe gewachsen zeigt. Ueber die hohe Bedeutung des Sprüch-

Digitized by Google

wortes für die Weltanschauung eines Volkes sind alle Urtheilsfähigen jetzt wieder einig. Ein Sprüchwörterschatz ist auch ein Sprachschatz. Der Herausgeber des Brockhaus'schen Sprüchwörter-Lexikons schätzt den deutschen Sprüchwörterschatz, den er zu heben gedenkt, in hochdeutscher und mundartlicher Form auf 80,000, wozu etwa 20,000 sinnverwandte aus fremden Sprachen kommen sollen. Die Herausgabe erfolgt in Lieferungen von acht Bogen, wovon die erste vorliegt.

Von Professor Zöpfl's „Grundsätzen des gemeinen deutschen Staatsrechtes mit besonderer Rücksicht auf das allgemeine Staatsrecht" erscheint (Leipzig und Heidelberg, bei C. F. Winter) eine neue, vermehrte Auflage, die fünfte. Der Verfasser hat überall zur Verbesserung und Ergänzung der früheren Auflagen seines Buches die neuesten Fortbildungen in der Gesetzgebung, Wissenschaft und Praxis gewissenhaft berücksichtigt.

In der Giesel'schen Buchhandlung in Bayreuth ist zur bevorstehenden Säkularfeier von Jean Paul's Geburtstag ein kurzer Lebensabriß dieses Schriftstellers (zum Preise von 6 kr.) erschienen.

Man nimmt gegenwärtig in dem Louvre große innere Veränderungen vor, um die Kunstschätze der Sauvageot- und der Campana-Sammlung in würdiger Weise aufzustellen. Die erstere wird größtentheils im sogenannten Lebrun-Saal untergebracht. Die Campana-Sammlung wird bekanntlich vertheilt; alle Doubletten kommen an verschiedene Provinzmuseen, alle Stücke, welche der gallisch-römischen Periode angehören, werden nach dem im Schlosse von St. Germain zu gründenden Museum gebracht; die auserlesenen Bronzen kommen in den für antike Bronzen bestimmten Louvresaal, die besten goldenen Schmucksachen in den Kleinodiensaal neben der Apollo-Gallerie ꝛc. Man besserr auch die großen Gemälde aus, welche bisher im Chor der Notre-Dame hingen, und jetzt der französischen Gallerie im Louvre einverleibt werden sollen. Die Architektur der Kathedrale kann durch ihre Entfernung nur gewinnen. Ursprünglich hingen in der Notre-Dame 76 solcher Gemälde, die, weil sie von alljährlich im Monat Mai gemachten Geschenken der Goldschmiedezunft herrührten, unter dem Namen Mays de Notre-Dame bekannt waren. Sie waren 1792 ins Museum der Republik gebracht und daselbst bis 1800 unversehrt aufbewahrt worden. Damals vertheilte der erste Konsul eine gewisse Anzahl davon unter die Departements-Museen; 1804 wurden die übrigen theils an verschiedene Kirchen, theils an das Louvre abgegeben, theils in der Notre-Dame gebracht, wo sie bis 1862 geblieben sind.

Neapel, 13. Febr. Bei den in neuerer Zeit mit mehr Verstand, und daher auch mit besserem Erfolg als früher, unter der Leitung eines thätigen und tüchtigen Direktors betriebenen Ausgrabungen von Pompeji ist in dieser Woche ein höchst interessanter Fund gemacht worden. Es war der vollständige und genaue Abdruck eines bei der Verschüttung umgekommenen Pompejaners. Er hatte sich augenscheinlich gerade flüchten wollen, und hatte eben sein Geld und seine Kostbarkeiten zu sich gesteckt als er von dem dichten Aschenregen überrascht und erstickt wurde. Die Asche hüllte ihn ein, und bildete, sich verhärtend, eine scharfe Todtenmaske, welche mit überraschender Genauigkeit jedes Haar, jede Kleiderfalte und jeden Zug des Verschütteten zeigt. Wenn die Alterthumsforscher noch irgendeinen Zweifel haben über die Frisur der Römer oder über ihre Art den Knoten an den Sandalen zu schürzen, so können sie denselben nach diesem Abdruck ohne Mühe lösen. Von dem Modell des Abdrucks ist nur das Gerippe übrig geblieben. In Bezug auf den Besuch von Pompeji hat die Regierung schon im vorigen Jahr die ziemlich illiberale Maßregel getroffen, von jedem Besucher ein Eintrittsgeld von 2 Lire zu erheben. Angeblich wird hiefür der unvermeidliche Cicerone gestellt, und den Fremden das Trinkgeld für diesen erspart. Wer aber keinen ganz stummen Cicerone neben sich haben will, dem ist es zu rathen, das Trinkgeld, welches er vor Einführung der Steuer nach der Beschtigung gegeben hätte, jetzt schon vorher zu geben. Auf die Menge der Besucher scheint die neue Steuer, die im November 1668, im Dezember 1314 Lire, eintrug, keinen Einfluß gehabt zu haben.

Mannigfaltigkeiten.

Am 5. März brannte unfern von Limburg an der Oege ein ganzer bewaldeter Bergrücken des linken Lenneufers ab. Mehrere Hundert Morgen Gebüsch scheinen für mehrere Jahre unrettbar gelegt worden zu sein. Waldbrände sind gewöhnlich zu dieser Frühlingszeit, wo die Heide und das Gras erstorben und trocken sind, wo das Sumpf-Moos (sphagnum palustre) jedes Fünkchen wie eine Zunderschachtel auffängt und wie Lunte fortpflanzt. Es ist also gerathen, besonders in dieser Zeit mit dem Feuer im Walde behutsam zu sein.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 62 Freitag 13. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Zwei Tage waren vergangen, ohne daß Schuldfried den Hof oder den Garten verließ. Sie hatte den Vormittag über sehr fleißig neben ihrer Mutter gearbeitet. Sie hatte wie gewöhnlich gelesen und übersetzt. Sie hatte zwei volle Stunden gespielt; aber als die Mutter sie bat, einige neue Lieder zu singen, hatte sie geantwortet:

„Ich kann heute nicht singen."

Nachmittags zog sich Frau Smith mit ihrer Arbeit in ihr Zimmer zurück, und Schuldfried dachte eine Weile daran, hinabzugehen und sich mit Weben zu beschäftigen; aber Annika erklärte, ihr Fuß gestatte es durchaus nicht, an dem Webstuhle herumzutreten. So kam es, daß Schuldfried den ganzen Nachmittag damit zubrachte, an den Blumenrabatten im Hof und Garten zu arbeiten, ihre vielen Blumen zu pflegen u. s. w. Gegen Abend flogen ihre Augen von den Blumenrabatten hinweg nach dem kleinen Waldweg, den man vom Hof aus sehen konnte; aber kein lebendiges Geschöpf zeigte sich da. Als Schuldfried spät am Abend, nachdem alle sich gelegt hatten, am Fenster saß und über die Gegend hinschaute, wunderte sie sich, daß sie zum Erstenmale in ihrem Leben den Tag lang gefunden habe. Sicher war es die Sehnsucht nach Aberney, die das verursachte, aber gleichwohl war es nicht des geliebten Lehrers Bild, das unaufhörlich wieder vor ihr Gedächtniß trat, sondern die schönen und schwärmerischen Züge des Fremden.

Der zweite Tag verging wie der erste, und auch er erschien Schuldfried unendlich lang, obschon sie jetzt unbeschreiblich viel mit ihren Tauben, Vögeln und übrigem Federvieh zu thun hatte, was Alles unter ihrer Aufsicht stand und jetzt schon lange ihrer Pflege hatte entbehren müssen. Trotz alle dem wurde die Zeit lang, und was noch schlimmer war, Alles, was sie that, kam ihr langweilig vor. Der Abend fand sie wieder beim offenen Fenster, den Kopf in die Hand gestützt. Sie wollte eben sich selbst fragen, warum sie sich diese Tage so hartnäckig innerhalb der Thore von Ektorp gehalten und nicht hinausgewagt hatte. Ganz gewiß darum, weil der Doktor ihr verboten hatte, sich anzustrengen. So weit hatte sie es in ihrer Selbstprüfung gebracht, als man vom Ufer her eine schöne Männerstimme ein höchst eigenthümliches Lied singen hörte, das ein Volkslied zu sein schien, aber kein schwedisches oder finnisches, sondern ein solches, das unter einem glühenden Himmel gedichtet worden. Schuldfrieds Blick richtete sich nach der Gegend, von wo der Gesang kam, und sie sah einen einsamen Ruderer in einem Boot, das langsam über die spiegelhelle Fläche der Bucht dahinglitt.

„Das ist er," dachte Schuldfried und schaute dem Boote nach. Die Entfernung war zu groß, um die Züge unterscheiden zu können; aber die ganze Erscheinung gab zu erkennen, daß es keiner der umwohnenden Bauern war, so ferne nicht schon der Gesang dieß verrathen hätte.

Noch als das Boot bereits hinter einer vorstehenden Landspitze verschwunden war, schlugen die entfernten Töne an Schuldfrieds Ohr, und lange, nachdem sie verhallt waren, klangen sie noch in ihrer Seele fort.

Am folgenden Tag, als es sich gegen Abend neigte, ging Schuldfried zum Holthore hinaus und auf dem Waldwege fort. Kamm hatte sie in diesen eingebogen, als Lothar mit entblößtem Haupte vor ihr stand.

„Sie waren sehr grausam," sagte er, „mich zu einem so langen Warten zu verurtheilen. Ich hatte gehofft, Ihre Güte würde zu meinem Vortheil reden."

„Es sind ja erst zwei Tage, seit wir uns trafen," versetzte Schuldfried lächelnd.

„Erst, sagen Sie. Nun wohl, Ihnen, die Sie sich aus Furcht vor einer Begegnung mit mir nicht zum Thore hinauswagten, ist die Zeit gewiß schnell vorübergegangen!" Der Ton war etwas bitter und das Auge blickte düster auf das Mädchen.

„Um die Wahrheit zu sagen, muß ich gestehen, daß diese Tage mir recht lang vorgekommen sind; ich habe dabei viel an Sie gedacht."

Lothars Stirne erheiterte sich.

„Wie gütig Sie sind, mir das zu sagen!"

„Und warum sollte ichs nicht sagen?" Schuldfried sah ihn mit einem Blicke an, der die holde Illusion, welche die Eigenliebe ganz augenblicklich schuf, gänzlich verscheuchte. „Ich wünschte Sie zu fragen, warum Sie so mißvergnügt aussahen, als wir das Letztemal von einander schieden. Gewiß hätte ich Ihnen deßhalb

Digitized by Google

nachgerufen, wenn Sie mich nicht so plötzlich verlassen hätten. Jetzt möchte ich gerne wissen, was Ihr verändertes Benehmen hervorrief."

„Brauche ich es Ihnen wohl zu sagen?"

„Ganz gewiß, da ich frage."

„Und gleichwohl sollten Sie, wenn Sie an den Gegenstand unseres Gespräches denken, die Lösung des Räthsels selbst finden." Sie spazierten langsam den Weg hinan.

„Nein, ich begreife wahrhaftig nicht, was Ihr Mißvergnügen erregen konnte."

„Mißvergnügen ist nicht das rechte Wort, sondern Betrübniß; ich empfand . . . gleichviel was. Da Sie die Ursache nicht errathen haben, so erlassen Sie mirs sie zu sagen."

„Wie Sie belieben. Ich will Sie nicht mit Fragen quälen, zumal da Sie jetzt besser gestimmt scheinen."

„Und wenn ich auch das Gegentheil wäre, was würden Sie wohl darnach fragen?"

„Viel! Es würde mich betrüben. Ich kann es nicht ertragen, daß Jemand böse auf mich ist."

„Jemand! Aber wenn dieser Jemand eine Ihnen so gleichgiltige Person ist wie ich?"

„Sie sind mir nicht gleichgiltig."

„Nein, ich bin etwas weit Schlimmeres; ich bin ein verhaßter Russe."

Schuldfried blieb plötzlich stehen und sah ihn an, indem sie mit ernster Stimme sagte:

„Warum mich daran erinnern? Ich habe es in diesen Tagen gänzlich vergessen."

„Um so mehr Grund für mich, Sie daran zu erinnern."

Schuldfried begann wieder zu gehen und Lothar fuhr mit ruhiger und ernster Stimme fort:

„Im Fall Sie irgend Wohlwollen gegen mich hegen, so will ich es durchaus nicht dem Umstand verdanken, daß Sie meine gehaßte Nationalität vergessen. Ich stände ja immer in Gefahr, es zu verlieren, sobald Sie sich erinnerten, wer ich wäre. Es würde mir ganz gehen wie jetzt. Sie würden augenblicklich mißvergnügt werden, und dann ist es besser, Sie sind nie anders. Ich will mir Ihr Wohlwollen nicht erschwindeln; dafür lege ich zu großen Werth darauf."

Eine Pause entstand. Schuldfried ging gesenkten Blickes und Lothar betrachtete sie aufmerksam. Endlich wandte sie ihr Gesicht gegen ihn und sagte:

„Es ist wahr, ich verabscheue die Russen aus tiefstem Herzen, und ich würde mich sehr unglücklich fühlen, wenn ich genöthigt wäre, in Rußland unter diesem Volke zu leben; aber das hindert nicht, daß sich auch unter ihnen Leute finden können, mit denen man gerne umgeht und die alles Recht auf unsere Achtung besitzen."

„Sagen Sie mir, ist Ihr Haß gegen meine Landsleute ein nationaler oder hat er eine Privatursache?" Bei dieser Frage fixirte er sie scharf.

„Ich habe ihn mit der Muttermilch eingesogen, und so weit ich zurückdenken kann, habe ich mit dem Wort Russe das Böse bezeichnet. Als ich elf Jahre alt war, sollte eine kleine Privatgeschichte dazu kommen und meinen eingewurzelten Abscheu noch bekräftigen. Alles zusammen hat gemacht, daß ich mich wirklich selbst darüber verwundere, wie ich Sie ohne allen Widerwillen sehen und sprechen kann."

„Die Entdeckung, daß ich Russe bin, machte indeß einen solch unangenehmen Eindruck, daß die Folge davon ein verrenkter Fuß war. Die wochenlangen Schmerzen die Sie deßhalb ausstanden, werden mir stets auf dem Gewissen liegen. Wollen Sie sich nicht setzen? Vom Hügel hier sehen wir den schönen See."

Er bot Schuldfried die Hand, um ihr zu helfen, aber sie sprang ganz allein über den Graben.

Lothar folgte ihr, und nachdem sie eine Weile dagestanden und den See betrachtet hatte, der durch die Oeffnung im Walde sichtbar wurde, kam das Gespräch so allmählig von Finnland auf andere Gegenden, welche Lothar als Marineoffizier besucht hatte und jetzt mit außerordentlich lebhaften Farben beschrieb. Sie hatten sich unter einen großen Baum gesetzt, dessen laubiger Wipfel sachte seine Blätter über ihren Häuptern schüttelte. Mit gespanntem Interesse hörte Schuldfried auf die Schilderungen von Italien. Mit lebhaften und kühnen Farben sprach Lothar von einem Abend in Venedig, als er auf den Lagunen fuhr, während der Gondoliere eines jener glühenden Lieder sang, welche die Völker des Südens charakterisiren.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebriefe von C. Ritter.

(Schluß.)

Die ganze innere Seite der Wunderinsel Santorin besteht aus einem eingestürzten Vulkan. Ueber 400 bis 500 Fuß senkrechte Steilwände muß man emporklimmen, auf lauter Geröll, zumal von Bimssteinen, über das bei manchem heftigen Windstoß ganze Felsmassen herabstürzen, welche nicht selten die unterliegenden Hütten und Troglodytengewölbe bedecken, die in die Puzzolan-, Tuff- und Bimssteinwände gehauen sind. Noch führt kein ordentlicher Weg hinauf, selbst nicht für Maulthiere, nur Pfade für Menschen sind mühsam zu erklimmen. Aber ist man nach dreiviertel Stunden oben angelangt, so staunt man über den Kranz weißer Gebäude und Ortschaften, die den dunkelschwarzen, rothgebrannten Kraterrand im Sonnenschein leuchtend umragen, und der ganze sanfte Abfall der Außenseite des ungeheuern eingestürzten Kegels gleicht nur einem einzigen großen Weingarten mit den köstlichen Trauben,

Digitized by Google

deren man einige 50 — nach Roß in seinen „Reisen“ sogar einige 70 — Arten zählt. Der berühmteste Wein, der Veno santo wurde sogleich im Palazzo des Vorstands der Hauptortschaft Phira gekostet; der Salon war mit Marmortafeln von Malta gepflastert, die Konfitüren aus der Türkei, das köstliche Brod aus Waizen von Odessa gebacken. Die Insel, die wir nach allen Seiten durchwanderten, bot den größten Reichthum für Geologie und Alterthümer; wir fanden Inschriften, alte Tempelreste und höchst merkwürdige Trümmer antiker Städte. — Einer der folgenden Briefe Ritter's aus Konstantinopel vom 31. Okt. datirt, gibt Nachricht über seine Weiterreise und den von ihm beabsichtigten Rückweg über die Donauländer. Wie gnädig, schreibt er, hat mich der Herr auch hierher geleitet und mir vollkommenes Wohlsein verliehen an Leib und Seele, um seine Herrlichkeit aller Orten zu erkennen und meinen Dank demüthig vor seinem Throne niederzulegen. Ein neues Thor der Welt ist mir aufgegangen. Der Orient hat sich mir eröffnet, ich habe meinen Fuß auf Asien gesetzt, und die Lüfte jenes Erdandes des Menschengeschlechts haben mich angeweht, ich habe mich in Smyrna umhergetummelt, habe Skio, Mitylene, Tenedos, die Küste von Troja gesehen, den Hellespont, die Dardanellen, das Marmormeer, Scutari, Byzanz, den Bosp or, die Scheidelinien von Asien und Europa, die aber hier eine große mächtige Einheit bilden. — Sofort entwirft er von jenem Treiben in Smyrna ein sehr anschauliches Bild, indem er dasselbe u. A. also schildert: Vor Sonnenaufgang bestieg ich das alte Kastell und überschaute die Landschaften Kleinasiens nach Ephesus und Sardes hin, mit ihren Gärten, Wasserleitungen im saftigsten Grün der schönsten Vegetation, wie solche Griechenland doch nicht darbietet. Ich durchwanderte die ersten Cypressenhaine und türkischen Gottesäcker, die in schweigender heiliger Stille die ganze gewaltige, am Berg emporgelehnte Stadt mit ihrem schauerlichen Dunkel und den Gedenktafeln von weißem Marmor umgeben und die reizendsten, friedlichsten Spaziergänge darbieten, die sich der Occidentale nur denken kann. Der Orientale durchzieht sie in schweigender Stille und sitzt an den Stufen der Treppen, die hinaufführen, oder unter dem Schatten der Bäume und raucht einsam seine lange Pfeife. Lange Züge asiatischer Kameeltreiber, mit Waaren beladen, in lautem Geklingel mit langsam feierlichen Schritt hemmten in der ersten Morgenfrühe öfters meinen Weg durch die engen Straßen der Türkenstadt und der Bazare, die hier merkwürdig mit allen Waaren und Industrieerzeugnissen des Orients gefüllt sind. Dabei hatte man beständig den faltenreichen Gewändern der umhergehenden türkischen Männer und den in dichte Schleier gehüllten Frauen auszuweichen, die dadurch so blind werden, weil sie selbst die Augen verdecken und nicht selten an Pferde, Esel oder Hausecken anstoßen, wenn sie quer durch die Gassen gehen wollen, alle in gelben Bambuschen mit gelben oder rothen Beinkleidern seltsam latschig umhergehend, ganz gegen den Geschmack und den lebendigen und graziösen Gang der Europäerinnen. Zum Schlusse nahm ich noch ein türkisches Bad, da ich mich doch einmal in die ganze Türkensitte fügen muß. So köstlich gereinigt und durch die Wärter in allen Gliedern gereckt, gekniffen, gewaschen, und mit Seifenschaum und der Fülle von heißem Wasser übergossen, eilte ich zu meinem Dampfboot zurück, das so eben im Begriffe war — nach Konstantinopel abzusegeln. Da dasjenige, was Ritter über seinen dortigen Aufenthalt schreibt, von geringerer Bedeutung ist, so ziehen wir es vor, unsern Auszug mit ein paar interessanteren Lesefrüchten abzuschließen, die wir seinem aus der zehntägigen Rothen-Thurm-Contumaz *) vom 28. Dezember datirten Briefe entnommen haben. Die Zeit meiner ersten Quarantaine von 14 Nächten zu Giurgewo in der Walachei war nicht ohne Frucht für mich abgelaufen. Ich beschäftigte mich mit Ordnen meiner Reisejournale, die ziemlich angewachsen und nicht unreichhaltig sind, und mit mechanischer Zeichnung, nämlich Ausführung meiner Reiseskizzen im Zeichnenbuch, mit Lesung der unterwegs aufgerafften Schriften, mit Excerpiren. Das Neue Testament habe ich nie mit solcher innigen Herzenswonne und Erbauung ungestört gelesen, wie hier, und die Abende, wenn die Morgen ernsthaft und in Arbeit verlebt waren, wurde Göthe's Faust vorgenommen. — In Bukarest gehörte mein erster Besuch dem regierenden Fürsten der Walachei, Ghika. Ich werde nie die wohlwollende Aufnahme dieses gebildeten Fürsten vergessen; die Konversation und Art ist ganz französisch; er beschenkte mich sogleich mit einer antiquarischen Abhandlung seines Bruders, der Minister des Innern und Freund der Wissenschaften ist. Mein Name war ihnen nicht unbekannt; Griechenland, das ich vor Kurzem nebst dem dortigen Hofe gesehen und Konstantinopel mit seinen Neuerungen, waren ihnen interessante Gegenstände der Erkundigung. Ich war seitdem wie der Hausfreund des Hospodaren aufgenommen, und mußte ihm täglich aufwarten in dem Audienzsaale, wo das buntestе Gemisch von Griechen, Türken, Hofleuten, Militärs, Bojaren, Priestern, Konsuln von allen Höfen, Doktoren u. s. w., sich von früher Morgenstunde bis zum Abend herumtreibt. Ich wurde mehrmals zur Tafel gezogen und diese Aufnahme führte mich durch die Salons aller Minister und Großen der Stadt, zu Bojaren, einst seinen Mitbewerbern um den Thron und jetzt seinen Neidern, wie zu dem Justizminister Stirbey, der mich mit Artigkeiten überhäufte. — Dankbar erwähnt der Reisende noch andere ihm zu Bukarest gegebene Beweise von Wohlwollen, bemerkt aber doch am Schlusse ihrer Aufzählung: die Herrlichkeit war für mich nicht eben groß, so in Saus und Braus zu leben,

*) Am Thalpaß des Altflusses gelegen, durch den man aus der Walachei nach Siebenbürgen gelangt.

Digitized by Google

mit dem nagenden Kummer der Ungeduld im Herzen und der beständigen Angst fortzukommen, aber sie war mir doch in vieler Hinsicht sehr lehrreich und interressant: die 3 Staaten, welche auf ganz verschiedenen Wegen die europäische Civilisation mit Gewalt und so verschiedenen Mitteln zu erstreben versuchen, vergleichen zu können, — das Königreich Griechenland unter bayerischem Scepter, die Türkei mit Moslemen und Militärorganisationen, die Walachei unter Hospodaren mit französischer Bildung und unter russischer Zucht. Bei allen Dreien pries ich mich selig: im theuren deutschen Lande einheimisch zu sein, — das der edle Wanderer endlich am 28. Jan. 1838 in Wien wieder begrüßen durfte.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Weimar, welchem die Ehre geworden, der Vorort der deutschen Schillerstiftung zu sein, wird nun auch bald die Freude haben, Archiv und Kanzlei des Verwaltungsraths derselben in dem Hause des Dichters zu sehen; dessen Namen jene deutsche Stiftung trägt, nämlich in dem ersten Stock des bisher von Privaten, ehemals von der Familie des Dichters bewohnten „Schillerhauses"; der zweite Stock desselben, das Wohn-, Vor- und Arbeitszimmer und Schlafkabinet Schiller's, worin mehrere Reliquien, als namentlich Schreibtisch, Bettstelle, Klavier, Guitarre, Mundtasse ꝛc. enthalten, wird dagegen seiner bisherigen Bestimmung, von den zahlreichen Verehrern des Dichters in Augenschein genommen zu werden, erhalten bleiben. So wird denn künftig das ganze Haus des Heros der deutschen Dichterwelt an dessen Geist und an die Segnungen, die sich noch jetzt an seinen Namen knüpfen, in würdiger Weise erinnern.

Mannigfaltigkeiten.

[Gegen Thierquälerei.] Dem Interesse gegen Quälerei der Thiere, das jetzt in allen Kreisen rege ist, wird die nachfolgende Mahnung willkommen seyn. Es kommt jetzt der Monat, in welchem in vielen Gegenden unseres Vaterlandes zu Zwecken der Fastenspeisen eben so wohl als für Wohlschmecker viele Tausende von Fröschen auf die schauerlichste Weise getödtet werden. Schulkinder ziehen aus, fangen sie bei Städten und Dörfern, wo bisher diese Grausamkeit ungerügt blieb, und schneiden ihnen die Hinterfüße ab, worauf die armen Geschöpfe oder die lebenden Rümpfe derselben an der stechenden Sonnenhitze nach stundenlanger Qual jämmerlich verschmachten. — Ebenso geschieht die Tödtung der Schmetterlinge, die sich jetzt bald zeigen, vielfach auf eine eben so ungeschickte und grausame Weise, als sie ihren Grund zum größten Theil in einer oberflächlichen Freude an den bunten Farben derselben hat, die sich von einer naturwissenschaftlichen oder auch nur natürlich erlaubten, wirklich schönen Freude weit genug unterscheidet. Jeder Lehrer jeder Konfession wird diese Einsicht haben und sie gerne und leicht den Schülern begreiflich machen. Auch die unschuldigen Blindschleichen und Ottern bedürfen eines kräftigeren Schutzes, als ihnen bisher meist zu Theil wurde. Welcher Spaziergänger in Wald und Feld begegnet nicht nur zu oft den Bruchstücken der von gottlosen Kindern oder durch den unwissenden Wahn der Erwachsenen mit Steinwürfen sündhaft getödteten armen Thiere!

[Schrecklicher Tod.] In Schottland war jüngst ein Arbeiter am Strande des Meeres mit der Reparation eines Schiffes beschäftigt, welches auf die Seite gelegt war, um den Kiel auszubessern, und gerieth in Folge Ausgleitens unter das Schiff; dabei wurde er so eingeklemmt, daß er noch lebte, aber unter der Last sich nicht mehr rühren konnte. Die Fluth war in raschem Steigen begriffen und mußte ihn innerhalb einer Stunde überschwemmen. Alle Arbeiter des Docks arbeiteten an seiner Befreiung; umsonst! Die Fluth stieg immer höher. Ein Geistlicher stieg ins Wasser und betete mit dem Unglücklichen, welcher bat, daß ihm der Kopf mit einem Tuche bedeckt werde, damit er die Wellen nicht sehen müsse. Den unter dem Gebete des Geistlichen lautlos den Tod Erwartenden hat dann das Meer nach und nach zugedeckt, während eine große Volksmenge am Strande schluchzend und ohne helfen zu können dem erschütternden Schauspiel zusah.

Folgender Vorfall ereignete sich vor einigen in Posen bei Revision der Elementarschulen. Der revidirende Schulrath stellte in einer dieser Schulen, um sich von den Leistungen der Schüler in der Rechenkunst zu überzeigen, an einen Knaben folgende Frage: „Wenn ich mir einen Rock machen lasse und nehme dazu $2^1/_2$ Elle Tuch, die Elle zu $2^1/_2$ Thlr., wie viel kostet dann der Rock?" Zufällig war der Gefragte aber der Sohn eines dortigen Schneiders, welcher die Frage vom praktischen Standpunkte auffaßte und schnell antwortete: „Der Herr Schulrath werden jedenfalls drei Ellen brauchen und wahrscheinlich die Elle zu 3 Thaler nehmen, macht 9 Thlr." Der Schulrath soll von dieser Rechenprobe des Kleinen vollständig befriedigt gewesen sein.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 63 Samstag, 14. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Dort lernten Sie wohl das Lied, welches Sie gestern Abend sangen?“ fiel Schuldfried ein.

Das Mädchen war wirklich geschaffen, Lothar ein wenig aus dem Concept zu bringen. Er hatte aus Zartgefühl und um ihr eine Verlegenheit zu ersparen, mit keinem Wort andeuten wollen, daß er sie gesehen, und jetzt sprach sie von seinem Gesange ganz wie wenn sie ihn in einer Gesellschaft gehört hätte. Er antwortete indeß sogleich:

„Ja, es war eine der vielen Barcarolen, die ich in Venedig hörte.“

„Singen Sie sie noch einmal, damit ich den Text höre.“ —

„Text und Melodie sind italienisch.“

„Ah, Sie meinen vielleicht, ich würde ihn nicht verstehen?“ Schuldfried lachte. „Sie haben Unrecht, ich habe italienisch gelernt.“

„Sie? Und von wem?“ Lothar betrachtete sie mit Bewunderung.

„Von meinem guten Freund, Onkel Aberney.“

„Er!“ Lothars Züge veränderten sich augenblicklich und er sagte kalt: „Gewiß singt der Professor weit besser als ich, und deßhalb erlauben Sie, daß ich nicht singe.“

Schuldfried sah ihn an.

„Jetzt sind Sie wieder verändert.“

Lothar fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Ich wünsche, daß Sie nicht bemerkten, wie sehr gewisse Dinge mich quälen.“

„Hat mein Wunsch, daß Sie singen möchten, Sie gequält? In diesem Fall wollen wir nicht mehr davon reden. Ich bin so gewöhnt, alle meine Wünsche auszusprechen, daß Sie sich nicht daran kehren dürfen. Ihr Gesang war so wunderbarschön, daß ich ihn sehr gerne noch einmal gehört hätte.“

„Singt Professor Aberney?“

„Ob er singt?“ rief Schuldfried in einem Tone, als hätte er eine heidnische Frage gemacht, „Er hat eine so prächtige und starke Stimme, Tante Sara sagt mir, er sei wegen seiner Kompositionen und seines Gesanges weit und breit berühmt gewesen.“

„Der Mann besitzt demnach alle möglichen Eigenschaften und Talente,“ sagte Lothar mit einem ironischen Lächeln. „Wenn Sie erlauben, sprechen wir nicht mehr von ihm.“

„Und warum? Ich verstehe Sie nicht.“

„Um so besser. Haben Sie die Fragen in meinem Briefe schon vergessen?“

Schuldfried konnte sich bei der Erinnerung daran, unmöglich eines lauten Lachens enthalten, so komisch erschien es ihr, daß Jemand daran denken konnte, daß Aberney, ihr väterlicher Freund, ihr Gatte werden sollte. Ihr silberhelles Lachen verscheuchte die trüben Gedanken aus Lothars Seele.

„Ihre Frage habe ich ja beantwortet, und dieß da ist so über die Maßen lächerlich, daß ich nicht begreife, wie Sie darauf zurückkommen können.“

Das Gespräch wurde bald auf Italien zurückgeführt und die Zeit entfloh sehr schnell. Als die Sonne sich hinter dem Walde verbarg, sagte Schuldfried dem Fremden Lebewohl.

* * *

Seitdem machte Schuldfried jeden Abend einen Spaziergang, und bald erstreckten sich ihre Ausflüge bis nach Junta, um Tante Sara zu begrüßen, der es jetzt schrecklich öde vorkam, da sie nicht mehr mit ihrem lieben Neffen hadern konnte. Schuldfried wurde herzlich willkommen geheißen, und die Alte wußte nicht, welche Ehre sie ihr erweisen sollte. Bei allen Spaziergängen des jungen Mädchens fügte es der Zufall, daß sie mit dem Fremden zusammentraf; und so oft sie sich trennten, hatte sie eine neue liebenswürdige Eigenschaft an ihm entdeckt. Allerdings kam er ihr auch manchmal unerklärlich launisch vor; er konnte heiter scherzen und auf einmal wieder finster und verdrießlich werden, wo er dann mit einem bitteren Hohne sprach, der Schuldfried schmerzte. Die Ausbrüche veränderter Stimmung trafen immer ein, wenn Schuldfried entweder Aberneys oder Tages Namen nannte. Sonst war er geistreich und beurkundete in seinen Schilderungen eine poetische Auffassung. In seinem Benehmen war er ehrerbietig und zuweilen zurückgezogen. Man sah deutlich, daß er sich gleichsam scheute, ihr auf eine ver-

Digitized by Google

trauliche Art zu nahen. Die drei Wochen, welche Aberney ausbleiben wollte, waren somit für Schuldfried entflohen, ohne daß sie es bemerkte. Es war ein schöner Samstag Nachmittag im Juli, als sie von Ektorp nach Junta ging, um Tante Sara mit einigen prächtigen Erdbeeren zu überraschen, welche sie selbst gezogen und gepflückt hatte. Wie gewöhnlich traf sie den Fremden an der Biegung des Waldweges.

„Wissen Sie, an was ich so eben dachte?“ fragte sie. — —

„Nein, aber ich hoffe, daß Sie es mir sagen.“

„Nun, daß jetzt beinahe zwei Monate seit unserm ersten Zusammentreffen verstrichen sind, ohne daß ich weiß, wie Sie heißen oder wer Sie sind. Heute habe ich zum Erstenmal daran gedacht.“

„Und warum gerade heute?“

„Weil ich ganz kürzlich Annika den verhaßten Namen des Eigenthümers von Kronbrück aussprechen hörte.“

„Verhaßten Namen, sagten Sie?“

„Ja, er ist mir verhaßt, weil er mich an einen erlittenen Schimpf erinnert. Aber lassen Sie uns nicht davon reden. Meine Mutter und mein Seelsorger haben mich gelehrt, daß man alle Beleidigungen verzeihen und vergessen müsse; diese ist jedoch von der Art, daß ich Mühe habe, bei dem Gedanken an . . .“

„Canitz?“ sagte Lothar mit einer eigenen Schärfe im Ton.

„Ja. Genug, sein Name erinnert mich an Ihre Bemerkung, daß Sie als Gast in Kronbrück seien, und nun wußte ich noch nicht, ob Sie der Gast des Doktors oder des Eigenthümers sind.“

„Wollen Sie wirklich wissen, wer ich bin?“

„Ja, ganz gewiß.“

„Aber wenn ich Sie darum bäte, es bis auf ein Weiteres nicht sagen zu müssen, was würden Sie dann antworten?“

„Daß ich es doch wisse!“

„Wirklich?“

Lothar konnte nicht verhindern, daß ihm das Blut in die Wangen strömte.

„Ich habe heute einen Besuch vom Doktor gehabt und dieser gab es mir zu verstehen.

„Der Doktor erzählte,“ fuhr Schuldfried fort, „daß auf Kronbrück zwei russische Offiziere zu Gaste seien. Der eine von ihnen heiße Lothar Gurtzskow. Sehen Sie, ich weiß Ihren Namen ganz genau.“

„Erinnern Sie sich einmal, wenn es nöthig sein sollte, daß ich es nicht bin, der Ihnen dieß gesagt hat.“ Lothar sagte dieß mit großem Ernst.

„O ja, ich werde es nicht vergessen. Sonst habe ich in einem Buche, genannt Regeln des guten Tones, gelesen, daß es unhöflich sei, sich nicht zuerst vorstellen zu lassen, bevor man ein Frauenzimmer anrede.“

„Ja, in Gesellschaft, aber unsere Bekanntschaft wurde unter Gottes freiem Himmel geschlossen und das verändert viel. Wenn ich die Unart beging, mich Ihnen nicht selbst vorzustellen, so haben Sie ganz dasselbe gethan. Sie haben mir nie gesagt, wer Sie sind.“ —

„Sie wissen es.“

„Allerdings, aber nicht durch Sie. Gleichwohl kenne ich Ihren Taufnamen noch nicht.“

„Nun wohl, ich will artiger sein, als Sie.“ Schuldfried blieb stehen, machte vor dem Jüngling ein tiefes Kompliment und sagte: „Hier habe ich die Ehre Ihnen Schuldfried Smith vorzustellen.“

„Schuldfried, Schuldfried,“ wiederholte Lothar, gleich als hätte dieser Name ihn frappirt und eine qualvolle Erinnerung in seiner Seele erregt. — „Ja, jetzt erinnere ich mich, Sie haben wirklich diesen eigenthümlichen Namen, der in meinen Ohren so wunderlich klang, als ich ihn zum Erstenmal hörte.“

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig XIV., seine Leiden und seine Aerzte.

Das „Journal des Débats“ macht auf ein Buch aufmerksam, ein über die Krankheitsgeschichte Ludwigs XIV. ärztlich geführtes Tagebuch *), welches zwar in erster Linie für die Geschichte der Medizin und die Kulturgeschichte von Interesse ist, sodann aber auch manche andere Seite zeigt, von der es sich allgemeinhin der Theilnahme empfiehlt. Bei Oelgemälden unterlassen wir es zwar gewöhnlich, nach der schmutzigen nackten Leinwand der Rückseite zu schauen, aber es ist doch nur menschlich und entschuldbar, wenn wir glänzende Erscheinungen der Geschichte von allen Seiten betrachten wollen und dabei auch solche Seiten untersuchen, wo der Held eben nur ein Mensch wie andere Menschen ist. Trübt sich dadurch das strahlende Bild, welches wir bisher von ihm hatten, nun, so gewinnt die geschichtliche Wahrheit. Solche Wirkung macht dieses Buch. Zwar ist die Herrscherglorie von dem Haupte Ludwig's, dem die bezahlten Schmeichler seiner Zeit den Beinahmen des Großen angeheftet haben, bereits heruntergerissen; wir wissen, daß er ein elender Regent war, daß Frankreich unter ihm an den Rand des Abgrundes gebracht wurde, das Volk verarmte und vor Hunger und Seuchen dahinstarb; aber bisher hatte wenigstens seine äußere Persönlichkeit noch den Schimmer der Majestät und Größe bewahrt. Wenn wir an ihn denken, so schwebt uns immer die hohe stolze Gestalt

*) Journal de la santé du roi Louis XIV. de l'année 1647 à l'année 1711, écrit par Valiot, d'Aquin et Fagon, tous trois ses premiers médecins, avec introduction etc. par J. A. Le Roi 1862.

Digitized by Google

vor, mit gerade imponirender Haltung, mit gebietenden Augen, die Jupiterstirn von den Locken der Perrücke umwallt, eine göttergleiche Erscheinung, deren Jugendkraft, Schönheit und Gesundheit den Angriffen der Jahre, den Folgen der Laster siegreichen Wiederstand bis an das letzte Ende des Lebens geleistet haben. Aber wie schwindet dieses stolze Bild zusammen vor den verrätherischen Enthüllungen seiner Aerzte! Wie menschlich bedürftig, hinfällig und leidensvoll erscheint uns dieser „Statthalter Gottes auf Erden," wie so ganz das Gegenbild von jener Göttlichkeit, mit welcher die Schmeichler des Hofes und der Literatur ihn umkleidet haben! Anfangs in früher Jugend schien seine Gesundheit zu guten Hoffnungen für die Zukunft zu berechtigen. Aber schon von seinem siebenzehnten Jahre an trat eine Aenderung ein. 1655 ergriffen ihn die Kinderblattern mit solcher Heftigkeit, daß sie Ballot, seinen damaligen ersten Arzt, in die äußerste Bestürzung versetzten und ihm das Geständniß abrangen, „daß die größten Könige nicht von den Krankheiten und Schwächen der Menschen befreit sind." Wenige Jahre nach den Blattern wurde der König von einem bösartigen Scharlach heimgesucht (1658) und 1663 von den Masern, die ebenfalls mit großer Heftigkeit auftraten. Es traf ihn das eigene Verhängniß, wie er gerade im Begriff war, jene majestätische Höhe hinaufzusteigen, die ihn damals über alle Könige und Völker eine Zeit lang erhob, daß er eben in dieser Periode von den verschiedenen Kinderkrankheiten nach einander befallen wurde. Schon 1662 beginnen seine Schwindel und Vapeurs, die ihn bis zum Ende des Lebens nicht verlassen haben; dazu kommen sehr unangenehme Rheumatismen, intermittirende Fieber, die nicht wegzubringen waren, eine Fistel, ein Beluftraß am Kinnbacken, Augenleiden, verschiedene Hautkrankheiten, Furunkeln von sehr schlimmer Art, eine fast permanente Gicht und ein Blasenleiden, das eben so dauernd ist, Indigestionen, welche sich alle Tage wiederholen und mit solchen Stürmen der Verdauungskanäle verbunden sind, daß Se. Majestät sich oft genöthigt sieht, ganz plötzlich bald sein Konseil, bald den Salon der Madame de Maintenon, bald die königliche Familie von England und sehr häufig den Tisch zu verlassen, wie Das alles im Journal erzählt wird. Während dieses langen Martyriums, das so lange dauerte wie sein Leben, und welches ihm ebensowohl wirkliche Krankheit wie seine Umsätzigkeit und die Behandlung der Aerzte anlegte, hat der König achtunddreißig reichliche Aderlässe am Arm oder am Bein erlitten. Von 1647 bis 1715 hat er, im Durchschnitt zweimal den Monat gerechnet, und Das ist noch wenig, 1500 bis 2000 Purgative genommen, sei es blos aus Vorsicht oder aus dringender Noth; sodann hat er mehrere Pfund China verzehrt, ist mit Eisen und Feuer bearbeitet worden und hat endlich alle Stärkungsmittel, alle Pflaster, alle Säfte, alle Dekokte, kurz alle Heilmittel der medizinischen Küche durchgekostet und auf sich wirken lassen. In der Periode, welche den Kinderkrankheiten folgte (seit 1663), war der König von allen stürmischen Leidenschaften der Jugend erfüllt, er leerte ihren Becher bis auf die Hefe, mußte dann aber auch alle schlimmen Folgen über sich ergehen lassen. Dazu kam eine starke Gefräßigkeit, die eine Zeit lang ihre bösen Wirkungen mit jenen vereinigte. Erst 1685 jagt Madame de Maintenon alle Liebe in die Flucht und läßt der Eßbegierde das Reich allein. Aber die Uebel, die Beschwerden des Magens, die Schwindel, die Gicht waren allein da, und die überaus reichlichen Mahlzeiten waren nicht das Mittel, sie zu verringern. Als die Leidenschaften ausgebrannt waren, als die Seinen um ihn hinwegstarben und ihn allein in der Leere und Oede ließen, als das Gebäude des Ruhmes und der Ehre zusammenzustürzen drohte, da blieb ihm die gute Mahlzeit der einzige Trost. Leider verstand er auch nicht zu essen; er verschlang viel, kaute wenig und verdaute darum schlecht; auch litt er nicht, daß man die Speisen in Gemäßheit seines Zustandes auswählte oder zubereitete. Unter solchen Umständen mag man sich wundern, wie der König dennoch ein so hohes Alter erreichte. Das Verdienst hiervon sind die drei ersten Aerzte so frei ganz allein für sich in Anspruch zu nehmen, obwohl uns schon nach dem Wenigen, was wir mitgetheilt haben, Bedenken an ihrer Weisheit und ihren Erfolgen aufsteigen. Die Bedenken und Zweifel steigern sich bei der Lektüre der Schrift. Die Herren nennen sich selbst die berühmtesten und gesuchtesten Aerzte des Königreichs und reden alle Augenblicke von ihren wundervollen Erfindungen, mit denen sie den wüthendsten Krankheitsstürmen Widerstand leisten, sind aber nichts anders als alle Aerzte jener Zeit, ausgenommen die Chirurgen, die wenigstens geschickte Praktiker sind. Mit größter Sicherheit befreit der Chirurg Felix den König von seiner Fistel, mit welcher d'Aquin ihn ein Jahr lang hat herumgehen lassen. Ballot läßt fünfmal in den Blattern und nkunmal im Scharlach zur Ader, und nach diesem Scharlach ruft er aus: „Endlich kann man auch versichern, daß alle Mittel dem König so richtig und zu rechter Zeit gegeben worden sind, daß der ganze Hof die wunderbaren, außerordentlichen Wirkungen gesehen hat, zumal im höchsten Punkt der Krankheit, als die Natur schon ganz zu Boden lag und nicht im Stande war, aus eigener Kraft noch irgend etwas zu thun. Gerade bei solcher Gelegenheit erkennt man sichtlich die Nothwendigkeit und auszezeignete Bedeutung der Medizin!" Bei demselben Scharlach aber verordnet er ganz nach Zufall seine Aderlässe, seine Purgative und Kräftigungsmittel; am siebenten Tag der Krankheit, dem Tag der Krisen, läßt er purgiren, legt Blasenpflaster, und „diese beiden Mittel sind es, denen man die Heilung des Königs verdankt." Indessen „ist das Uebel von solcher Art, daß es mit so leichten Waffen nicht geschlagen werden kann;" „zur größeren Sicherheit" läßt man wieder zur Ader, läßt wieder purgiren,

Digitized by Google

gibt ein Bad, und endlich als letzten Staatsstreich verschreibt man ein Brechmittel. Ballot und d'Aquin waren Charlatane, Ignoranten und dazu Höflinge. Ballot spielte noch außerdem die Rolle eines Astrologen, las in den Gestirnen, kannte die günstigen Dispositionen in der Luft und auf der Erde und sagte aus ihnen die lächerlichsten Dinge voraus.

(Schluß folgt.)

Major Serre †.

Der am 3. März zu Dresden verstorbene Major Serre war 1789 zu Bromberg in Schlesien geboren, hatte die Rechtswissenschaft studirt und war Referendär, als der Freiheitskrieg ausbrach, an dem er als freiwilliger Jäger Theil nahm. Als Adjutant des Generals v. Blumenstein brachte er die Kapitulations-Urkunde von Glogau nach Paris. Hierauf als Hauptmann in die Adjutantur versetzt, ward er dem Militärgouverneur von Sachsen, General v. Gaudy, beigegeben, und blieb seitdem in Dresden, nachdem er seinen Abschied als Major erhalten. Seit dieser Zeit hat Serre hier, wie auf seinem nahegelegenen schönen Landgute Maxen, sich durch gemeinnützige und ideale Bestrebungen ausgezeichnet. Er nahm einen hervorragenden Antheil an der Inslebenrufung bürgerlicher Selbstverwaltung als Kommun-Repräsentant im Jahre 1830; er hat auf seinem Gute Waisen-Kolonieen begründet, welche die Waisen der Familie und dem Landleben zuführen und unserem städtischen Waisenfonds erhebliche Ersparniß ermöglichten. Durch Konstruirung von Gemeinde-Backöfen u. s. w. hat er sich wesentliches Verdienst um die ländliche Bevölkerung erworben. Die Idee der Schiller-Lotterie, welche Serre in seinem 70. Lebensjahre, zuerst ganz allein und gegen die Abmahnung seiner Freunde, nur bei neutralem Verhalten derselben erfaßte und verwirklichte, hat dem Namen Serre's einen volksthümlichen Klang in Deutschland gegeben. Man muß es gesehen haben, mit welcher Rastlosigkeit, Unerschrockenheit und Unbeirrheit der Mann die unendlichen Schwierigkeiten, die sich dem Werke entgegenthürmten, zu beseitigen wußte, mit welcher Emsigkeit der 70jährige Greis sich der Unterbringung seiner 660,000 Loose, der Einsammlung von Gewinnen, bei dem Ankauf, endlich der Abwicklung und der gesicherten Unterbringung des durch ihn angesammelten großartigen Fonds unterzog, um für solche Hingebung innigste Verehrung zu empfinden. Serre hat diesen seinen größten Lebenszweck nicht ohne schwere Anfeindungen erreicht. Ein Fonds von 300,000 Thlrn. ist der Schiller-Stiftung, einer von 150,000 Thlrn. der Tiedge-Stiftung, die er beide hatte gründen helfen, gesichert. Hoffentlich trägt der Tod des Mannes, der auch im Leben und Umgang ein persönlicher Freund, Förderer und Unterstützer von Dichtern und Künstlern war, dazu bei, daß der leidige Streit, der noch jetzt zwischen dem Verwaltungsrath der Schiller-Stiftung und dem Komite der Schiller-Lotterie obwaltet, in dankbarer Anerkennung dessen, was Serre geleistet, geschlichtet werde.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein neuer Beweis für die Umdrehung der Erde.] Man hat seit einiger Zeit auf den Eisenbahnen, welche in ihrer Hauptrichtung von Süd nach Nord gelegen sind oder doch wenigstens merklich von Osten und Westen abweigen, die Wahrnehmung gemacht, daß die Lokomotiven am häufigsten rechts, d. h. über das östliche Schienengeleise springen oder doch auffallend stärker gegen die Geleise drücken, und daß dies Streben die vorgeschriebene Bahn zu verlassen, um so sichtbarer hervortritt, je schneller die Züge bewegt werden und je weniger der betreffende Eisenweg von der Meridianlinie abweigt. Am ersten und deutlichsten stellte sich diese Erfahrung auf der englischen Westbahn heraus. Später beobachtete man dieß eben so entschieden auf der Hudson-Bahn in Amerika, und als man erst darauf aufmerksam gemacht war, fehlte dieselbe auch auf den andern großen Eisenbahnen nicht. Nachdem man Anfangs die Ursache dieser Erscheinung in der Konstruktion der Lokomotiven, in meteorologischen Einflüssen, im Erdmagnetismus ꝛc. vergebens gesucht hatte, kam man endlich auf den Gedanken, daß sich das Phänomen durch den Umschwung der Erde von West nach Ost erklären lasse. Die weitere Untersuchung führte auch wirklich zu befriedigenden Resultaten, und diese Wahrnehmung kann sonach als weiterer Beweis für die Arenumdrehung der Erde gelten.

In Kremsmünster ereignete sich bei der letzten Aufführung der „Grille“ durch Dilettanten der tragische Fall, daß eine Darstellerin auf der Bühne leblos zusammensank. Kurz vorher hatte sie im Gespräche mit Dilettanten ihre Verwunderung geäußert, daß sie, obwohl sie schon in so vielen Theaterstücken aufgetreten, doch noch nie auf der Bühne gestorben sei. Wenige Minuten hierauf traf sie diese Rolle aber im vollen Ernste.

Redaktion: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Ballandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 64 Sonntag, 15. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Und wann war das?“ fragte Schuldfried weiter.

„O ich hörte ihn irgend Jemand einmal rufen,“ sagte Lothar. Dann fügte er abbrechend hinzu: „Für wen bestimmen Sie diese Beeren?“

Schuldfried erzählte, daß sie dieselben mit eigener Hand gepflanzt und jetzt Tante Sara zugedacht habe. Das Gespräch kam dadurch auf ein gleichgültiges Gebiet und drehte sich eine Weile um Blumen. Beim Scheideweg der nach Junta führte, blieb Lothar stehen. Er warf sich ins Gras um Schuldfrieds Heimkehr abzuwarten. Die Gedanken, die den jungen Mann beschäftigten, müssen nichts weniger als angenehm gewesen sein, denn ein Zug tiefer Schwermuth lag auf seiner Stirne. Endlich erschien Schuldfried wieder lächelnd und strahlend vor Freude. Lothar ging ihr entgegen.

„Wie vergnügt Sie aussehen,“ sagte er. „Ganz sicher haben Sie zum Dank für Ihre Erdbeeren eine angenehme Nachricht erhalten.“

„Sie haben errathen. Morgen kommen mein Freund und Tage nach Hause. Ach ich bin so froh, sie wieder zu treffen!“

Lothar erwiderte kein Wort, sondern ging schweigend an ihrer Seite. Schuldfried, die vergebens wartete, bis er etwas sagen würde, bemerkte endlich, als er in seinem Schweigen verharrte:

„Sind Sie jetzt wieder mißvergnügt? Gestehen Sie, daß Sie während unseres kurzen Zusammenseins es immer einmal seyn müssen.“

„Ich bin nicht mißvergnügt, am allerwenigsten über Sie, aber es gibt Dinge, die mich mitunter auf schmerzliche Gedanken führen So z. B. denke ich, während Sie mit freudestrahlendem Blick von Ihrer Ergebenheit gegen Professor Aberney und seinen Sohn sprechen, an mich selbst und meine Armuth. Ich besitze Niemand, der sich über meine Ankunft freut oder über meinen Abschied grämt; ich habe kaum einen Hund der mir anhänglich wäre. Ich empfinde etwas wie Neid über die Glücklichen, für welche Sie Freundschaft hegen, Auch ich möchte einen Freund besitzen.“

„Haben Sie keinen?“ fragte Schuldfried theilnehmend.

„Erlauben Sie, daß wir von mir abgehen; dieß ist ein nicht sehr interessanter Gesprächsstoff. Halten Sie sich nicht an die Ausdrücke von Wehmuth, die sich zuweilen auf meinen Zügen spiegeln, wenn ich daran erinnert werde, daß Andere so viel für Sie sind und ich so ganz und gar nichts.“

Wieder wandelten sie still neben einander. Schuldfried sah ernsthaft aus. Als sie zum Abhang eines Hügels kamen, sagte Lothar:

„Setzen Sie sich hier eine Weile. Sie werden so sehr von Ihren Freunden in Anspruch genommen werden, daß ich ganz sicher lange nicht mehr auf die Freude hoffen kann, Sie zu treffen.“

Schuldfried setzte sich. Lothar nahm ein Stück von ihr Platz.

„In einigen Wochen muß ich diese Gegend verlassen,“ sagte er.

„Sie reisen also nach Petersburg?“ Schuldfried that die Frage mit abgewandtem Gesichte.

„Ich weiß nicht; ich weiß bloß, daß ich nicht hier bleiben kann.“

„Und warum?“

„Canitz muß da reisen.“

„Und Sie mit Ihrem Freund?“

„Ja. — Sie nennen ihn meinen Freund und Sie haben Recht. Sicherlich ist er der einzige, den ich besitze.“ Lothar lächelte bitter, indem er hinzufügte: „Aber auch seine Ergebenheit gegen mich ist nicht viel werth.“

„Der Mensch liebt wohl keinen Andern, als sich selbst?“ fiel Schuldfried ein.

„Ich glaube Sie thun ihm Unrecht. Er liebt am allerwenigsten sein eigenes Ich und ist gleich mir sowohl des Lebens als seiner selbst überdrüssig.“

„Aber erst kürzlich noch, als wir uns trennten, schienen Sie das Leben nicht mit so müden Augen anzusehen.“

„Ich vergaß da das Leben über Ihnen. Wenn ich an Ihrer Seite gehe und über ganz gleichgültige Dinge mit Ihnen spreche, vergesse ich Alles über der Annehmlichkeit der Stunde, und dann wünsche ich ungestört diese kurzen Augenblicke genießen zu können, welche die Sonnenstrahlen an meinem nicht sehr heitern

Digitized by Google

Himmel ausmachen. Ich weiß dann, daß das Leben auch für mich schön sein könnte. Ihr Anblick ist für mein Inneres ein Bedürfniß geworden. Ich meine ein besserer Mensch zu sein, wenn ich bei Ihnen bin, wenn ich den Klang Ihrer Stimme und den Schall Ihres Lachens höre. Wundern Sie sich nicht, wenn jeder Gegenstand der zwischen Sie und mich tritt, Bitterkeit in meiner Seele erregt. Sie sind mir lieb geworden, während ich Ihnen gleichgültig geblieben oder höchstens ein Gegenstand bin, den Sie mit Wohlwollen behandeln, so lange keiner von Ihren Lieben zugegen ist, den Sie aber bei der Begegnung mit denselben wieder vergessen."

„Ich weiß nicht, ob Sie das denken, was Sie jetzt sagen," antwortete Schuldfried; „aber ich meine, Sie sollten begreifen, daß ich Freundschaft für Sie hege, da ich gerne mit Ihnen beisammen bin und mir etwas fehlt, wenn ich Sie nicht sehe. Wir können ja einander doch sagen, was wir Beide glauben und wissen, nämlich, daß wir Freunde sind."

Schuldfried reichte ihm mit ihrem unbeschreiblich milden Lächeln die Hand und fügte hinzu: „Wenn Sie keinen andern Freund besitzen, so besitzen Sie doch an mir einen solchen."

Lothar zögerte gleichsam ihre Hand zu ergreifen, that es aber doch zuletzt.

„Ich glaube, Sie zögern meine Hand als Freund zu ergreifen?" sagte Schuldfried zuletzt.

„Freundschaft zwischen einem Russen und einer Finnin, Freundschaft zwischen Ihnen und mir! Sie sind ein 17jähriges Mädchen, ich ein 23jähriger Mann."

„Nun was wollen Sie? — Ich kann unmöglich in Ihnen einen Russen erblicken, und daß wir Beide jung sind, kann doch eine Freundschaft zwischen uns nicht unmöglich machen?"

„Beinahe," murmelte Lothar, fügte aber schnell mit fester Stimme hinzu:

„Wenn es mir in diesem Augenblick unmöglich erscheint, Ihr Freund zu sein, so will ich das Unmögliche möglich zu machen suchen. Ach, Sie lächeln und sehen mich ganz verwundert an. Sie sind mit der Menschennatur zu unbekannt, um mich zu verstehen; aber ich will Ihnen heute etwas anvertrauen, was Ihnen in Zukunft beweisen wird, daß meine Ergebenheit keinem unedlen Herzen entsprosst ist. Wenn ich heute Ihr Freundschaftsanerbieten zögernd und mit scheindarer Kälte aufnahm, so geschah es, weil ich mir selbst heilig gelobte, Ihr Vertrauen und Ihre Unerfahrenheit nie zu meinem Vortheil zu benützen. Sie ahnen nicht, welche Gefahr die Freundschaft zwischen einem jungen Mädchen und einem jungen Manne für beide in sich schließt. Wie kostbar die Ihrige für mich ist, kann ich Ihnen nie begreiflich machen, und gleichwohl besitze ich den Muth zu sagen: Bedenken Sie sich wohl; wollen Sie die freundlichen Worte zurücknehmen, so thun Sie es. Ich werde von Ihnen nie etwas Anderes, als Wohlwollen begehren. Merken Sie sichs: heute kann ich noch so handeln, morgen wäre es vielleicht — unmöglich."

Nie hatte Schuldfried ihn so edel schön gesehen, wie in diesem Augenblick. Sein Auge ruhte mit einem so ernsten und zugleich so zärtlichen Ausdruck auf ihr, daß es sich gleichsam in ihr Herz einbrannte. Schuldfried reichte ihm beide Hände und sagte mit jugendlicher Begeisterung: „Sie mögen meine Freundschaft wollen oder nicht, so gehört sie Ihnen. Sie mögen in meiner Nähe weilen oder in weite Fernen reisen, so werde ich doch Ihre Freundin bleiben, so lange mein Herz schlägt."

„Dank!" stammelte Lothar, drückte ihre Hände und ließ sie dann los, indem er murmelte: „Gott beschütze Sie; Sie sind ein Engel. Und möge er mir beistehen, daß ich Ihnen nie einen Schmerz bereite."

In diesem Augenblicke hörte man ein heiseres gelles Lachen über Schuldfrieds Kopf. Sie sprang erschrocken auf und Lothar erblaßte, faßte sich aber schnell und sagte:

„Es war eine Elster, die ihr Abendlied sang."
Sie wanderte jetzt heimwärts.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig XIV., seine Leiden und seine Aerzte.

(Schluß.)

Fagon war ein wenig besser und aufrichtiger, obwohl auch nicht ohne die Vorurtheile der Zeit und nicht ohne Charlatanerie. Es ist kein Wunder, wenn der König selbst zuweilen gegen die Aerzte und ihre Verordnungen revoltirte. Kurz bevor er in Calais 1659 vom Scharlach befallen wurde, gab es eine festliche Gelegenheit, bei welcher Ballet üble Folgen für seinen Monarchen fürchtete. Er suchte ihn deßhalb zu Vorsichtsmaßregeln, z. B. einem Aderlaß zu bewegen. Aber der König wollte von nichts wissen, und als der Arzt den Kardinal Mazarin in's Spiel zog, erklärte dieser nach Befragen: der König wolle sich keinerlei Mittel noch Behandlung unterwerfen, wenn er nicht krank wäre, auch nicht einem Vorbeugungsmittel. Ballot fand seinen Trost in der Bemerkung, daß alle glücklichen und glorreichen Unternehmungen des Königs ihm hätten das Leben kosten müssen, wenn Gott nicht in besonderer Gnade seine Aerzte mit außerordentlichem Lichte erleuchtet hätte. Am meisten machte der König seinen Aerzten mit seinem großen Appetit zu schaffen. Die Fälle in dem Tagebuch sind zahlreich, in denen es heißt, daß der König beim Souper eine zu große Masse Nahrung und zu sehr gewürzte Speisen zu sich

Digitized by Google

genommen habe. Bald sind es die Ragouts, bald eine Menge nicht gekauter Trüffeln, bald erstaunliche Quantitäten von grünen Erbsen und Fisch, dann Austern, Sardinen und ganze Haufen von Wildpret, die in dem Magen dieses Königs verschwinden. Die stärksten Leistungen dieser Art verrichtete er immer, wenn er sich nach Marly zurückgezogen hatte; hier war sein leiblicher Zustand fast immer derangirt. Fagon versichert ausdrücklich, daß Marly Alles mit Wucher wiederbringe, was die Purgative davon trügen. Nächst dem Aufenthalt in Marly waren es die Fastentage, welche die Aerzte am Meisten fürchteten. Der König hielt sie auf das Allerstrengste; um Alles hätte er an einem Fastentage nicht einmal eine Fleischsuppe genommen, auch nicht um sich dadurch für eine Medizin vorzubereiten, wie man von ihm verlangte. Die Massen von Fisch, die er verschlang, waren aber das Gefährliche, so daß d'Aquin und Fagon erklären, daß die Tage der Pönitenz niemals verfehlten, die „mouvements de flux de ventre“ wieder zu erwecken. Ueberhaupt hatte sich die Sache so gestellt, daß die Fleischtage für ihn die Tage der Enthaltsamkeit bildeten, weil die Speisen einfacher und verdaulicher waren. Im Uebrigen zeichneten sich alle Mahlzeiten des Königs in gleicher Weise durch die Massenhaftigkeit des Materials aus, nicht durch Feinheit und Eleganz. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn man bei der Eröffnung der Leiche seinen Magen und seine Gedärme von der doppelten Größe derer eines gewöhnlichen Menschen gesunden haben will. Eine zweite Eigenschaft des Königs, welche den Aerzten Schwierigkeiten bereitete, war seine Unvorsichtigkeit dem Wetter gegenüber, obwohl er nicht viel vertragen konnte. Zu Marly ging er wohl 4 bis 5 Stunden bei naßkaltem Regenwetter in Galoschen spazieren; dann aber setzte er sich auch Stunden lang den Unbilden des herbstlichen und winterlichen Wetters in der Jagdzeit aus, ohne sich dabei Bewegung zu machen. Oft erhitzte er sich auch auf der Jagd oder beim Schießen und zog dann nicht eher seinen Ueberrock an, als bis er sich erkältet hatte. Allen solchen Unvorsichtigkeiten folgten Schnupfen, Fieber, Rheumatismen, Gichtanfälle u. s. w. Da nun bei solchen Ereignissen immer die Exzesse der Tafel nebenher gingen, so suchten auch die Aerzte die Ursachen der Uebel gewöhnlich an unrechter Stelle. Häufig erkältete der König sich auch dadurch, daß er lange in der Wahl seiner Perücke hin und her schwankte und den glattrasirten und durch die Schwere der Perücke verweichlichten und empfindlichen Kopf allzu lange entblößt ließ. Ein anderer Uebelstand lag in der Beschaffenheit seiner Wohnräume, bei denen es wohl auf Größe, Glanz und Pracht abgesehen war, nicht aber auf einen behaglichen Komfort und Gesundheit. Bald waren sie überheizt, bald zu kalt; bald ermangelten sie der frischen Luft, bald zog es von allen Seiten, bald verbreitete sich ungesunde Feuchtigkeit von dem vielen Wasser und den Fontainen; bald stiegen von den Wänden unangenehme Nachtgäste herab und brachten um Schlaf und Ruhe. Für den Schwindel, die Vapeurs und die anderen chronischen Leiden, Gicht, Rheumatismen u. s. w., welche den König seit der letzten Kinderkrankheit sein Leben lang nicht mehr verließen, suchten die Aerzte nach allerlei seltsamen Ursachen herum. Ballot mißt sie dem Uebermaß der Arbeit und gewaltsamen Bewegungen zu, aber d'Aquin schreibt schon 1672, daß der König alle Lust zu körperlichen Uebungen verloren habe. Mit 34 Jahren war der große König bereits schwerfällig und unbeweglich. Fagon schiebt die Ursache der Schwindel unter Anderm auf stark parfümirte Papiere — Billets-doux aus der goldenen Jugendzeit — welche der König mehrere Male wieder aufgenommen und durchblättert habe. D'Aquin vermuthete massenhafte Ansammlungen von Feuchtigkeit in den unteren Kanälen und hielt es für das Gerathenste, sie durch Purgative auszutreiben und die Kanäle mit Brunnenwasser auszuschwemmen, was denn auch in verschwenderisch reichlicher Weise geschah. Diesen Vermuthungen und Ansichten gegenüber erfahren wir von den Aerzten selbst, daß der König sich dann immer am Besten befand, wenn es Geschäfte in Hülle und Fülle gab, die ihn ganz in Anspruch nahmen, besonders aber auf dem Feldzug, oder wenn er andauernd sich dem Jagdvergnügen überließ; sobald er aber Versailles wieder betrat und die Festlichkeiten und Vergnügungen begannen, erhoben sich auch wieder die Indigestionen, Vapeurs, Schwindel, Kopfweh u. dgl. Die Schwindel waren so stark, daß, wenn er ging, er zu fallen drohte, und wenn er lag, sich das Bett um ihn zu drehen schien.

Bayerische Höhen-Angaben.

Es ist eine in vieler Beziehung nicht unwichtige Frage, die absolute Höhe eines Ortes über der Meeresfläche zu kennen. Erst die neuere Zeit hat uns die Mittel verschafft, die Bestimmung der Höhe eines Ortes mit einer Zuverlässigkeit zu erreichen, welche für alle einzelnen einschlägigen Fragen völlig ausreichend ist. Es sind nämlich durch die topographischen Triangulirungs-Kommissionen einerseits und durch die bei den Eisenbahnvermessungen thätigen Ingenieure andererseits zusammenhängende Nivellirungen von dem Adriatischen Meere, so wie von der Nord- und Ostsee durch ganz Deutschland angestellt worden. Vier derart berechnete Linien liegen jetzt in ihren Resultaten vor, nämlich zweimal die Höhenunterschiede der einzelnen Punkte zwischen dem Adriatischen Meere und München berechnet: 1) durch die k. k. österreichische und die königl. bayerische Triangulirungskommissionen mit Hülfe trigonometrischer Höhenmessungen; 2) durch die k. k. österr.

Digitized by Google

und kgl. bayer. Eisenbahningenieure mit Hülfe der gewöhnlichen Nivellirinstrumente, und ferner die Linien zwischen Amsterdam und München, so wie zwischen der französischen Nordküste und München zusammengestellt aus den Angaben der betreffenden Bahnnivellirungen. Die Resultate dieser vier Vermessungen stimmen bis auf 3 Fuß alle mit einander überein, so daß mit Sicherheit anzunehmen ist, daß die Fehler bei den einzelnen Beobachtungen sich bis zu dieser Gränze gegenseitig aufgehoben haben. Im Folgenden sind nun im Zusammenhalt mit den Veröffentlichungen der Generaldirektion der königl. bayer. Verkehrsanstalten die absoluten Höhen aller Stationen der königl. bayerischen Eisenbahnen für die hauptsächlichsten Orte des Königreichs zusammengestellt:

	Par. Fuß		Par. Fuß
Lindau	1228	Nürnberg	954
Immenstadt	2251	Erlangen	860
Kempten	2140	Bamberg	742
Kaufbeuren	2096	Lichtenfels	811
Schweinfurt	654	Kulmbach	939
Würzburg	559	Neumarkt	1074
Aschaffenburg	400	Hof	1554
Ulm	1475	Bayreuth	1061
Neu-Ulm	1450	Landesgränze bei	
Augsburg	1508	Salzburg	1296
Donauwörth	1249	Kufstein	1478
Nördlingen	1327	Aschaffenburg	350
Schwabach	1044	Hof	1699
München	1503	Spiegel d. Bodensees	1214
Rosenheim	1375	Höchst. bayer. Bahnpunkt bei Günzach	2448
Traunstein	1839		

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Heidelberg, im März. Der Nestor der deutschen Volkswirthschaftslehre, Geheimerath und Prof. D. Rau, ist kürzlich Ehren-Mitglied der russischen Universität Kasan geworden. Sein Lehrbuch hat die Anerkennung gefunden, durch den Finanzminister, D. Jukicz, in Belgrad dreibändig ins Serbische übersetzt zu werden.

Mannigfaltigkeiten.

Eine hübsche Idee hatte kürzlich eine in Paris lebende russische Fürstin. Sie gab ein Diner von 20 Converts und auf den Einladungskarten befand sich folgende Nachschrift, welche Jedermann in Verwunderung setzte: „Um 7 Uhr Tafel. — Man bittet präzis 6 Uhr zu erscheinen, um eine Idee auszuführen, welche gefallen dürfte." Die Gäste fanden sich pünktlich ein und als Niemand mehr fehlte, hielt die Fürstin folgende Ansprache an dieselben: „Sie werden bemerken, meine Damen und Herren, daß Sie gewissermaßen eine lebende Landkarte von Europa bilden. Alle Staaten: Rußland, England, Italien, die Türkei, Oesterreich, Preußen, Spanien, Frankreich sind durch Sie vertreten. Ich darf wohl annehmen, daß Jeder von Ihnen nach irgend einem Orte unseres Welttheils eine Frage des Interesses oder der Neugierde zu richten hat. Lassen Sie uns dieß ausführen. Hier ist Papier und Schreibzeug; richte Jeder eine oder auch mehrere telegraphische Depeschen, wohin es ihm beliebt, meine Leute werden dieselben sofort nach dem Telegraphenbureau befördern, dann setzen wir uns zu Tisch und beim Dessert, denke ich, werden die Antworten einzulaufen beginnen, welche uns gewiß den ganzen Abend nicht unangenehm beschäftigen werden." Die Gesellschaft war entzückt über diesen originellen Einfall und ging sogleich ans Werk. In Zeit von einer halben Stunde waren nicht weniger als 55 telegraphische Anfragen nach allen europäischen Hauptstädten unterwegs und man ging in der heitersten Stimmung zur Tafel. Schon beim Braten, das heißt nach höchstens einer Stunde, lief die erste Antwort ein; sie kam aus London von Lord Edgcumbe und lautete: „Herzlichen Gruß an den europäischen Congreß bei der liebenswürdigen Fürstin Sophie. Mein Kammerdiener erhält gleichzeitig Ordre, Ihnen eine Flasche von meinem alten 1818r Constantia-Wein zu überbringen, die ich auf meine Gesundheit zu leeren bitte. Lassen Sie doch Fräulein Patty sagen, daß sie den Brief meiner Schwester beantworten möchte." Zehn Minuten später kam eine Antwort aus Florenz, die kaum geöffnet und gelesen war, als der Hausverwalter des Lord Edgcumbe eintrat und die angemeldete Flasche Constantia-Wein aus dem Pariser Keller des edlen Lords überbrachte. Da man gerade beim Dessert war, wurde sein Erscheinen mit allgemeiner Akklamation begrüßt. Hierauf folgte eine Antwort aus Madrid, dann kamen kurz nach einander 3 aus Petersburg und eine aus Konstantinopel. Gegen 10 Uhr lief eine wahre Fluth von Depeschen ein, welche zum Theil große Heiterkeit erregten und die Gesellschaft den ganzen Abend damit beschäftigten. Wir unterlassen es, die verschiedenen Antworten wiederzugeben, da sie an sich kein allgemeines Interesse darboten. Um Mitternacht waren sie sämmtlich eingelaufen, bis auf eine aus Berlin; warum diese ausgeblieben war, haben wir nicht in Erfahrung bringen können.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 65 Dienstag, 17. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Während Lothar und Schuldbrief zwischen Junka und Ektorp spazierten, fand auf Kronbrück ein ganz anderes tête à tête zwischen Doktor Wagner und dem Gutsverwalter Scheindinge statt. Doktor Wagner hatte während der mehrjährigen Abwesenheit des jungen Besitzers von Kronbrück den Auftrag gehabt, als Herr daselbst zu residiren. Wagners bekannte Uneigennützigkeit hatte schon zu den Zeiten des Generals zur Folge gehabt, daß dieser ihm während seiner Abwesenheit die Herrenrolle übertrug, weil man, wie der General sich ausdrückte, auf die Ehrlichkeit eines Verwalters nie zählen dürfte oder könnte, wenn man ihn ohne ein wachsames Auge ließ. Obschon Lothar sich über die Redlichkeit des Verwalters nicht viele Gedanken machte, so hatte er doch dem einmal ausgesprochenen Wunsche des Generals gemäß, Wagner den Auftrag ertheilt, in seiner Abwesenheit der Herr zu sein und dafür zu sorgen, daß die Untergebenen nichts zu klagen hätten. Dieses Geschäft übernahm Wagner gerne und zwar aus folgenden Gründen. Er war von Natur stolz und herrschsüchtig. Diese beiden Eigenschaften, die er sein ganzes Leben lang hatte unterdrücken müssen, befanden sich wohl dabei, wenn alle Unterthanen des Guts vom Geringsten bis zum Verwalter ihm eine Ehrfurcht bezeugten, als ob er der rechte Eigenthümer wäre. Auf der anderen Seite lag in dem eigenthümlichen Charakter dieses Mannes eine angeborne Vorliebe zu dem Volke, ein wahres Interesse für sein Wohl und ein inniger Wunsch die Stellung der unteren Klassen erträglich machen zu können. Wagner war human, mitleidig und theilnehmend gegen seine Mitmenschen, so weit seine eigenen Interessen und Leidenschaften nicht dazwischen traten. Wenn diese durch nichts aufgeregt wurden, war er ein Ehrenmann in des Worts vollster Bedeutung und wäre es sicherlich in allen seinen Handlungen geblieben, wenn nicht ein durchgreifender Haß gegen Rußland und die Familie Canitz insbesondere von Jugend auf eine unauslöschliche Rachsucht in ihm genährt und alle dadurch hervorgerufenen Dämonen in Bewegung gesetzt hätte. Mit einem überlegenen Verstand, einer scharfen Beobachtungsgabe und die Folge davon, einer sichern Auffassung des menschlichen Charakters, so wie der Gemüthsart jedes Einzelnen, der ihm in dem Weg kam, ausgestattet, hatte er während seiner abhängigen Stellung sowohl seinen verletzten Hochmuth als seinen leidenschaftlichen Haß hinter einer ergebungsvollen und demüthigen Oberfläche zu verbergen gewußt. Er hatte sich zum Vertrauten seines größten Feindes gemacht und bei dem General Canitz seine Rolle so gespielt, daß dieser ihm die Erziehung des Universalerben seiner fürstlichen Güter übertragen hatte. Sein Einfluß auf Lothar war allmächtig gewesen, und das war er noch jetzt in Allem, was die äußeren Verhältnisse betraf. Sagte der Doktor: Diese oder jene Veränderung muß vorgenommen werden; dieser oder jener Pächter muß einen kleineren oder höheren Pacht bekommen, so antwortete Lothar immer: Das verstehen Sie besser als ich, thun Sie nach Ihrem Gutdünken. — Und in all diesen Fällen verdiente der Doktor ein unbegränztes Vertrauen; aber leider war er nicht eben so gewissenhaft, wenn es sich um das Innere des jungen Mannes handelte.

Während ihres Aufenthaltes auf deutschen Universitäten hatte Wagner mit einer eigenthümlichen ausstudirten Geschicklichkeit den Samen zu allen möglichen Lastern in das Herz des Jünglings auszustreuen gesucht, indem er ihm die Lehre der Genüsse predigte und seine von Natur romantischen Ideen verspottete. In jungen Jahren liebt man vorzugsweise die Vergnügungen und da Wagner ihm stets solche zu verschaffen wußte, so wurde er mehr Lothars Freund als sein Mentor. Es würde ihm sicherlich auch gelungen sein, aus dem feurigen, schwärmerischen und reichbegabten Jungen einen schlechten und ausschweifenden Menschen zu machen, wenn nicht ein unerklärlicher Zufall Lothar aus seinem blinden Vertrauen zu dem Doktor geweckt und statt dessen ein gründliches Mißtrauen gegen den früheren Gouverneur in seine Seele sich eingeschlichen hätte. Diese Veränderung war so plötzlich vor sich gegangen, daß der Doktor vergebens über ihre Ursachen nachgrübelte.

Er wußte bloß, daß Lothar schon am Tage nach seiner Mißhandlung gegen Tage und Schuldbrief sich ungleich geworden war, daß er mit Eifer vom General den Platz auswirkte, den Wagner jetzt hatte und daß

Digitized by Google

er den Doktor durchaus nicht zum Begleiter nach Petersburg haben wollte.

Nach dieser Beleuchtung der Verhältnisse wollen wir zu dem Gespräch zwischen dem Doktor und Verwalter zurückkehren.

Wir finden ersteren in seiner reichen Bibliothek in einem Armstuhl zurückgelehnt; vor ihm auf dem Tisch lagen einige Rechnungen. Herr Scheindinge, ein Mann von etlichen und fünfzig Jahren, mit einem glatten schmunzelnden Gesichte, befand sich ihm gegenüber auf einem Stuhl. Er saß auf der äußersten Ecke, als hätte er sich nicht recht zu setzen gewagt, um dem allmächtigen Arzte nicht zu mißfallen, der jetzt ganz und gar nicht mild und verbindlich aussah.

„Ich habe Ihre Rechnungen von meinem Sekretär durchgehen lassen," begann der Doktor in herbem Tone, „und finde nirgends die Kornsendung aufgezeichnet, die kurz vor der Ankunft des Barons nach Abo abging."

„Damals wurde kein Korn von Kronbrück nach Abo abgeschickt," antwortete Scheindinge keck.

„Nicht? Wem gehörte denn das Korn, das Sie unter diesem und jenem Datum per Fuhre abschickten?" Der Doktor sah den Verwalter scharf an.

„Dem Baron F. von Umbesum."

„So!"

Der Doktor streckte die Hand aus und nahm einen Brief, der auf dem Tische lag. Er überreichte ihn dem Verwalter mit den Worten:

„Lesen Sie mir das hier vor!"

Als Herr Scheindinge den Brief öffnete und die Unterschrift sah, wurde er todtenbleich.

„Sie erblassen. Nun, Herr Scheindinge, wie glauben Sie, daß es mit Ihrer Verwalterschaft stehe?"

„Herr Doktor, um Gottes Barmherzigkeit willen, machen Sie mich nicht unglücklich!" rief der bebende Verwalter, indem er seine Hände faltete. Er hatte den Brief auf den Boden fallen lassen. Der Doktor bückte sich, hob ihn auf und sagte, indem er ihn langsam zusammenlegte:

„Sie haben also Ihren Herrn um hundert Tonnen Korn bestohlen. Dieß ist bewiesen. Ich habe Sie zweimal vor Ihren unehrlichen Kunstgriffen gewarnt, allein Sie scheinen daraus nur den Schluß gezogen zu haben, daß Sie ungestraft fortfahren dürfen, und nicht genug damit, Sie haben jetzt angefangen Ihre Unehrlichkeit auf großem Fuße zu betreiben. Sie hätten mich gleichwohl kennen und wissen sollen, daß ich nicht gesonnen bin, meinen Herrn noch länger durch einen Schurken Ihrer Art bestehlen zu lassen. Die beiden vorhergehenden Male, wo Sie betreten wurden, hatten Sie es den Bitten Ihrer Frau zu verdanken, daß ich Sie auf dem Platze behielt. Ich habe dabei bloß die Vorsicht beobachtet, alle Ihre Handlungen genau bewachen zu lassen. Sie kennen meine Schlauheit und hätten auf Ihrer Hut sein sollen."

Jetzt erfolgten Bitten und Erklärungen von Seiten des Verwalters, denen der Doktor nur eiskalte Verachtung entgegensetzte. Das Ende war, daß Scheindinge eine Erklärung ausstellen mußte, der zufolge er von seinem Herrn so und so viel Korn genommen habe, daß ihm an seinem Einkommen abzuziehen sei. Als dieß im Reinen war, sagte der Doktor, indem er das Papier in die Tasche steckte:

„Bis auf Weiteres will ich dem Baron nichts sagen, sondern es auf Ihre Aufführung ankommen lassen. Sie sind inzwischen jetzt in meiner Gewalt, und wenn Sie sich nicht ganz unglücklich machen wollen, so hüten Sie sich, daß ich nicht noch einen Beweis gegen Sie bekomme."

Scheindinge versicherte, die Nachsicht des Doktors würde ihn in einen gewissenhaften und ehrlichen Menschen verwandeln. Da seine Betheuerungen kein Ende nehmen wollten, unterbrach ihn der Doktor streng mit den Worten:

„Sie brauchen nichts zu versichern, da ich Ihnen durchaus nichts glaube. Ich werde Sie genau bespähen lassen, und bei der geringsten Abweichung werden Sie augenblicklich aus dem Dienste gejagt und der Justiz überliefert. Jetzt zu etwas Anderem. Hat die Wittwe auf Ektorp ihren letzten Jahrespacht bezahlt?"

„Nein, ich erhielt vom Herrn Doktor die Weisung, ihr nichts zu fordern, sondern die Ankunft des Herrn Barons abzuwarten, da der Herr Doktor für sie zu sprechen beabsichtigen."

„Das ist wahr. Sie müssen indessen eine Mahnung um den Pacht ergehen lassen und fragen, wann sie ihn bezahlen könne."

„Wollen der Herr Doktor, daß ich eine Zahlungsfrist bestimmen soll?"

Wagner besann sich eine Weile. Er berechnete gleichsam, was geschehen könnte, und welcher Augenblick der passendste wäre, um Frau Smith ins Gedränge zu bringen. Endlich sagte er:

„O nein, Sie fahren morgen hin, mahnen höflich und ersuchen die Dame, selbst zu sagen, wann sie ihre Schuld bezahlen könne. Zugleich können Sie daran erinnern, daß die Zeit zur Verlängerung des Kontraktes schnell heranrücke."

Der Doktor verabschiedete den Verwalter der unter demüthigen Bücklingen abzog. Als er fort war, klingelte der Doktor, und nun öffnete sich eine kleine Tapetenthüre neben einem Bücherschrank. Ein etwas älterer Mann als der Doktor, mit magerem und widerwärtigem Gesicht, kam zum Vorschein. Er war ganz schwarz gekleidet und ging gebeugt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Jean Paul Friedrich Richter. *)

Jean Paul Friedrich Richter schließt sich den gewaltigen Männern des Weimarer Dichterkreises, zunächst an; doch war er ihnen in seinem ganzen Wesen zu fremdartig, um mehr als vorübergehend sich neben Goethe und Schiller heimisch zu machen, mit welchen er die hohe Bewunderung der Zeitgenossen theilte, während das Geschlecht der Gegenwart mehr als billig Deutschlands tiefsinnigstem Humoristen fernsteht.

Auf Frühlingsanfang, 21. März 1763, in der frühesten frischesten Tageszeit Morgens nach 1 Uhr, ward in dem damals bayreuthischen Städtlein Wunsiedel, im tiefsten Schooße des Fichtelgebirges, dem Organisten und dritten Lehrer Richter ein Knabe geboren. Der Knabe ward nach dem Großvater, einem Tuchmacher zu Hof, Johann Paul Friedrich getauft; er gehört zu den Königen, welche nur Vornamen haben; er heißt nur noch Jean Paul.

Der Vater ward 1765 als Pfarrer nach Joditz versetzt, einem Dörfchen an der Saale 2 Meilen von Hof. Hier in tiefer ländlicher Einsamkeit verbrachte Jean Paul seine Knabenzeit, und diese Eindrücke waren in ihm so lebendig, daß sein Träumen und Dichten später häufig in die stille Jugendwelt des Dorflebens zurückkehrte, so wenig er sonst desselben froh ward. Denn des Vaters Erziehungsgrundsätze waren möglichst unvernünftig. Den ganzen Winter blieben die 5 Knaben eingesperrt in der heißen Stube; auch im Sommer war ihnen die Zeit des freien Herumtummelns in Gärten und Wiese sehr karg zugemessen. Der Vater unterrichtete die Söhne selbst, nicht mit belebendet Anweisung, sondern indem er sie täglich 7 Stunden lang Katechismus und lateinische Grammatik auswendig lernen ließ; alles übrige Wissen, sogar die Tonkunst, worin er treffliche Kenntnisse besaß, alle Bücher wurden von dem sonderbaren Alten den Söhnen völlig versagt. Als Festtag galt es, wenn Jean Paul bisweilen nach Hof zu dem Großvater, oder gar auf den Jahrmarkt geschickt ward; diese Erinnerungen der Kinderwonne wohnten so treu in Jean Pauls Herzen, daß er noch als Sechziger sich gern allein in das Gewühl des Bayreuther Jahrmarktes warf, um an dem Geldn und Geruch jene Kinderseligkeit in sich zu erneuern.

Wie mußte solch widersinnige Erziehung, wie dieses Vorenthalten aller Kinderfreuden auf den Knaben wirken? Schwache Geister, wie einige seiner Brüder, ertödtete sie; Jean Paul gewann durch sie jene tiefe unaufhörliche schmerzliche Sehnsucht nach einem Glück, das er nie gekostet: das kleinste Ereigniß mußte ihm von größter Wichtigkeit erscheinen; was andere kaum der Beachtung werth hielten, mußte er mit Liebe und Ehrfurcht betrachten: „die Theilnahme an jedem, der wie ein Mensch aussieht, brütete eine verblichtete Menschenliebe, die rechte Schlagkraft des Herzens.“ Das Dorfleben, die Dorfschule erschienen ihm in rosiger Verklärung; er gewann, so sagt er selbst, eine eigene Vorneigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen.“ So zwang ihn die Armuth des äußeren Lebens zu rastloser Beschäftigung, mit seinem eigenen Seelenleben, mit den Träumen seiner regen Einbildungskraft.

Eingang 1776 ward der Vater nach dem Marktflecken Schwarzenbach an der Saale versetzt. Mit Heißhunger warf der allgemach heranwachsende Jean Paul sich auf die Bücher, deren er habhaft ward; er las sie ohne Wahl, doch mit sorgfältiger Aufzeichnung alles ihm Merkwürdigen; so gewann er eine selkkame Vielkenntniß, aber auch Unvollständigkeit eines aus zahllosen Einzelheiten bestehenden Wissens; er gewöhnte sich, die mannigfaltigsten Vorstellungen in der auffallendsten Mischung neben einander zu setzen, ihre Aehnlichkeiten und Widersprüche aufzusuchen, jedem Gedanken sogleich ein Bild unterzulegen. So war Jean Paul ein wissenschaftlich sehr ungleich vorgebildeter, aber geistig, wunderbar entwickelter Jüngling, als er Ostern, 1779 dem Gymnasium zu Hof zugeführt ward. Auch hier waren Unterricht und Schulzucht, wie so vielfach in der guten alten Zeit, herzlich schlecht. Gerade damals starb Jean Pauls Vater, bald darnach auch die Großeltern in Hof, bei denen der Knabe Wohnung und Unterstützung gefunden hatte; es begann der junge Feuerkopf seinen langjährigen Kampf gegen die Armuth, aus welchem Jean Paul als Sieger, aber mit neuen Wunden des Herzens hervorging.

Nachdem er noch 2 Jahre zu Hof zugebracht, longte Richter am 19. Mai 1781 zu Leipzig an und ward als Student der Theologie eingeschrieben. Wie es dem Armen so vielfach geschah, sah er sich in seinen Erwartungen sehr getäuscht. Statt der Wiesen und Waldberge eine flache Gegend; ohne Freunde, ohne Empfehlungen, einsam in der vollreichen Stadt; sein einziges Besitzthum das Armuthszeugniß, wodurch er die Vorträge umsonst hörte. Zwar „zahlte er für sein schönes Zimmer in den drei Rosen nur sechzehn Thaler, und konnte für achtzehn Pfennige zu Mittag essen, aber was half das ihm, dem die darbende Mutter auch so viel nicht geben konnte. Er hörte theologische und philosophische Vorträge; aber nicht befriedigt kehrte er bald mit desto größerem Eifer auf jenen Weg der Selbstbildung zurück, welchen er als Schüler betreten. Bücher bot die Sammlung der Hochschule; die Schriften seines Geistes- und Leidensgenossen Rousseau entzündeten ihn; er lernte englisch und versenkte sich in Pope und

*) Wir entnehmen diese Biographie des großen Denkers und Dichters, dessen hundertjährigen Geburtstag die deutsche Nation am kommenden 21. März feiert, der „deutschen Ehrenhalle“ von Dr. Wilhelm Buchner (Darmstadt 1862), einem in jeder Beziehung empfehlenswerthen Werke.

Digitized by Google

Addison; umfassende Tagebücher boten ihm Gelegenheit, sowohl sich über seine Armuth, seine Einsamkeit selbst zu trösten, als seiner schriftstellerischen Kraft bewußt zu werden; oft litt er bittere Noth und „stand viel von dem aus, was man im gemeinen Leben ungeheizte Oefen und ungesättigte Mägen nennt.“ Die Noth war Jean Pauls Muse; im Jahre 1782 schrieb er etliche Aufsätze zusammen, die gedankenlosen Prozesse, worin er mit wunderlicher Mischung des Zornes und des Witzes über die Schwächen der Zeit sprach; aber der neunzehnjährige Student fand erst nach vielen vergeblichen Versuchen Hoppels Verleger Voß zu Berlin bereit, das Büchlein zu drucken. Es erschien Ostern 1783; der Ehrensold von 16 Louis dünkte Jean Paul ein unendlicher Schatz; er entsagte völlig der Theologie und beschloß, fortan nur seiner Schriftstellerei zu leben, Puder, Zopf und Halsbinde warf er weg, und ging mit blondem Lockenhaar und weit offener Brust zu großem Entsetzen der Leipziger und Höfer. Aber neue Schulden kamen; am Abend des 12. November 1784 entfloh Richter vor seinen Gläubigern und seiner Noth aus Leipzig und fuhr heim nach Hof.

Da saß er denn wieder zwei volle Jahre mit den Brüdern in der ärmlichen Stube der Mutter, nach dem lebendigen Leipzig in der öden Stille einer armen Bergstadt, vom Mangel gepeinigt, so daß er noch lange darnach klagt: „daß es ihm in seinem Gefängniß zu Hof schlimmer gegangen sei, als einem Baugefangenen bei Wasser und Brod, da er nur das erstere gehabt habe.“ Noch im Alter, am reichlich besetzten Tische, wählte er sich mit Vorliebe Salat mit Brod, weil dieses in jenen trüben Zeiten die Hauptspeise des Hauses gewesen. „Wenn uns einmal ein Gulden ins Haus kam, so war unter uns ein solcher Jubel, daß wir hätten die Fenster einschlagen mögen.“ Dennoch ward er nicht irre an seinem Lebensplan; er sagt selbst, daß auch in dieser für jeden Anderen gewiß höchst unglücklichen Lebensperiode ihm ein hohes Selbstvertrauen und eine Gemüthsruhe und jene Freudigkeit nicht gefehlt habe, die nur eine ungemeine Geisteskraft und eine ununterbrochene Geisteseinrichtung nach dem Höchsten gewähren könne. Er erweiterte seine Auszüge, arbeitete seine Aufsätze um; in Hof selbst hatte er kaum einen Umgang; seine Tracht, die Ueberlegenheit seines Witzes, der Geruch der Freigeisterei verschlossen ihm diese enge Welt. Jean Paul machte gerade dadurch neue Erfahrungen für seinen zukünftigen Schriftstellerberuf; er sah das Getreibe einer Kleinstadt, die Bedeutung des Kleinen, fühlte die Leiden und Freuden des Armen; aus Enge und Armuth flüchtete er sich in die ewig freie und reiche Natur, deren wechselnde Erscheinungen er bis in sein Alter sinnig beobachtete; von dem Glanz und Duft der Pflanzenwelt, von allen Eindrücken ländlichen Reizes ward er lebhaft angesprochen und begeistert fortgerissen. Er selbst schildert, wie damals „der Candidat Richter aus Hof mit offener Brust, fliegendem Haar, ein Buch in der Hand, singend im Trabe“ durch die Welt zog. Um das Bild vollständig zu machen, Jean Paul war mittlerer Größe, hatte blondes weiches Haar, eine große gewölbte Stirn, einen feinen und lieblichen Mund, blitzende blaue Augen, ein hageres bleiches Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Auf die neulich in Bezug auf Austernvergiftung gemachte Mittheilung des Herrn Cuzent entgegnete die Stadtbehörde von Marennes, wo sehr gesuchte grüne Austern vorkommen, mit einer durch das Interesse des dortigen Austernhandels gebotenen Berichtigung. Die grüne Farbe der dortigen Austern rührt danach von einer auf einem eigenthümlichen Grunde gelagerten Moosdecke her. Die Austern gewinnen dadurch nicht allein eine besondere Farbe, sondern auch einen äußerst feinen Geschmack, so daß von allen übrigen Bänken diese Muschelbewohner massenhaft zu ihrer höheren Ausbildung nach Marennes gebracht und von diesem Platze aus jährlich etwa 15 Mill. Stück nach allen Theilen Europas ausgeführt werden. Eine theilweise Kupfervergiftung finde allerdings bei den Austern der Falmouthbänke statt, doch gebe diese gleichzeitig den Austern einen so scharfen, widerlichen Geschmack, daß man, ehe die genossene Quantität dem Körper schädlich werden könne, aus freien Stücken auf den Schmaus verzichte.

Mit dem kürzlich in Dresden verstorbenen Taschenspieler, Magier oder Zauberer Bartolomeo Bosco gehen Hunderte von Geheimnissen zu Grabe. Wir wissen nicht, ob der Mann „Memoiren“ oder „Aufschlüsse“ hinterlassen hat; sie müßten aber jedenfalls höchst interessant seyn. Bosco war der erste, der die meisten seiner Kunststücke in kurzen Aermeln und mit bloßen Armen machte und so den Wahn wiederlegte, den Zauber aus den weiten Aermeln des Magiergewandes zu haben. Er war 1793 aus einer piemontesischen Adelsfamilie geboren, durchwanderte ganz Europa, 1845 sogar Amerika, spielte an allen Höfen und selbst vor dem Großsultan. Still und bescheiden starb der gefeierte Magier in seinem ländlichen Aufenthalt.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Baillandschen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 66 Mittwoch, 18. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Was Neues aus Abo?“ fragte Wagner, ohne sich umzuwenden. Er wußte aus dem Geräusche des Thürschlosses, daß der magere Herr sich im Zimmer befand. Der Doktor saß so, daß er dem Eintretenden den Rücken zukehrte. Dieser war lautlos vorangeschritten und stand hinter Wagners Stuhl, als er antwortete:

„Sie haben heute Abo verlassen und sind unterwegs hieher.“

„So! Und die Korrespondenz?“

„Ist abgefangen.“

„Gut! Hat man argwöhnische Blicke auf sie?“

„Ja. Alle Briefe sollen fortan geöffnet werden.“

„Ohne daß man ahnt, woher die Angabe kommt?“

„Ohne daß Jemand es ahnt.“

„Wie geschah die Vertauschung der Briefe?“

„Durch mich.“

„Dann bin ich ruhig.“ Der Doktor stand auf und wandte sich zu dem magern schwarzgekleideten Herrn. Mit der Hand auf der Stuhllehne betrachtete er ihn, während er fortfuhr:

„Ich glaube, mein lieber Worzow, daß die Fahrt nach Abo Dich noch magerer gemacht, als zuvor. Hast Du sonst nicht ermitteln können, warum dieser Aberney so plötzlich hinreiste?“

„Die Veranlassung war ein Bankrott des N.'schen Hauses, wo der Professor Geld angelegt hat. Er verliert eine nicht unbedeutende Summe.“

„Wie viel ungefähr?“

„Sein halbes Vermögen.“

Der Doktor begann auf und ab zu gehen. Nach einer Weile sagte er:

„Halt' ein strenges und wachsames Auge auf den Verwalter; gehe alle seine Rechnungen genau durch und sieh zu, daß er die Leute nicht schindet.“

Herr Worzow verbeugte sich und glitt eben so still, wie er gekommen war hinaus.

Der Doktor setzte sich wieder an den Tisch und begann mit großer Aufmerksamkeit, die darauf liegenden Papiere zu durchgehen. So saß er noch bis die Dämmerung einbrach, und er ein Pferd in den Hof galoppiren hörte. Wagner erhob sich und ging an's Fenster.

„Aha? er ist jetzt daheim,“ murmelte der Doktor, ging dann ins Nebenzimmer, vertauschte seinen Schlafrock gegen einen schwarzen Frack, ordnete seine Halskrause und sein Haar. Als dieß geschehen war, begab er sich zu Lothar hinauf, traf ihn aber nicht im Salon. Der Bediente meldete ihm, der Baron habe sich in sein Kabinet eingeschlossen.

„Hem, sollte er bereits eine Niederlage erlitten haben?“ dachte Wagner; „das ist nicht wohl möglich. Das Mädchen ist zu einfam und er zu schön, als daß er nicht einen vortheilhaften Eindruck auf sie machen sollte. Es wäre dumm, wenn mein geschickt ausgedachter Plan durch einen Geniestreich des Zufalls vernichtet würde.“

Weiter kam der Doktor nicht in seinem stillen Monolog, während dessen er am Fenster stand und hinaussah, als Lothar zu ihm herausstrat.

„Ach, sind Sie's Doktor?“ rief er; „aber warum ist es hier finster? Sollten Sie zufällig eine Vorliebe dafür haben, in der Dämmerung zu schwärmen?“

Es waren etwas Seltenes Lothar scherzen zu hören, und der Doktor zog daraus den ganz richtigen Schluß, daß er besonders aufgeräumt sei.

„Ich bin aus der Dämmerung herausgewachsen,“ antwortete Wagner.

Lothar und der Doktor sprachen immer französisch mit einander.

„In diesem Fall wundert es mich nicht, daß Sie nicht beleuchten ließen.“

„Soll ich klingeln?“

„Ja. Sie ersparen mir dadurch eine Mühe. Um aufrichtig zu sein, so bin ich müde.“ Lothar warf sich in ein Sopha. „Wissen Sie was, Doktor, ich gedenke morgen nach Abo zu reisen.“

Der Doktor wollte eben klingeln, aber bei diesen Worten stellte er die Glocke wieder auf den Tisch.

„Ich glaube, Sie vergessen das Läuten,“ rief Lothar lachend. „Meine Reise scheint Sie dermaßen zu überraschen, daß man es durch die Finsterniß hindurch sieht. Was finden Sie sonst Wunderliches daran?“

„Eigentlich nichts Wunderliches, nur kam diese Reise so plötzlich.“

Digitized by Google

„Was wollen Sie? Ich langweile mich hier, besonders jetzt, da meine Kameraden beschlossen haben, abzureisen."

Der Bediente kam, um die Kerzen anzuzünden. Lothar befahl Pfeifen und Wein. Er lag auf einem kleinen Sopha und sang vor sich hin. Der Doktor hatte sich in einen Lehnstuhl gesetzt und sah mit gleichgiltiger Miene zur Decke hinauf.

„An was denken Sie, mein lieber Doktor?" fragte Lothar ganz plötzlich.

„Ich dachte an ein Lied, das ich heute hörte, ganz dieselbe Melodie, die Sie jetzt vor sich hinsangen; aber es wurde mit einer Stimme gesungen, dergleichen ich noch nie gehört habe."

„Und wie hörten Sie es? Hier in dieser Wüste ist es gar zu unglaublich, daß Sie diese Arie singen hörten. Sie wurde wohl bloß in Ihrer Einbildung gesungen," scherzte Lothar.

„Ganz und gar nicht. Es war ein junges Mädchen, das mich mit seinen wunderbar klaren und melodischen Tönen so fesselte, daß ich unbeweglich auf dem Platze blieb. Es war eine entzückende Erscheinung."

„Ich gratulire. Aber wenn es kein Geheimniß ist, so möchte ich gar zu gern erfahren, wer diese Sängerin war — ein Naturkind das auf dem Felde Garben bindet und Mozart'sche Lieder singt, das läßt sich nicht vereinigen."

„Das habe ich auch nicht behauptet, und doch ist sie wirklich ein Naturkind, obschon sie keine Garben bindet." Der Doktor lächelte auf seine feine Weise.

„Sie sehen so geheimnißvoll aus, mein lieber Doktor, daß ich ganz deutlich Ihre Absicht errathe, meine Neugierde zu erwecken, was Ihnen heute nicht gelingen wird."

„Es ist ein vollständiger Irrthum, daß ich Sie in Bewegung setzen möchte. Sicherlich haben Sie, da Sie oft denselben Weg reiten, denselben Gesang schon gehört."

„Welchen Weg meinen Sie?" Jetzt drehte Lothar den Kopf.

„An Ektorp vorbei."

„Ah!" Lothar richtete sich halb auf. „Wohnt die Sängerin in der Nähe von da?"

„Ja, in Ektorp."

Jetzt sprang Lothar auf und rief lebhaft: „Wen meinen Sie?"

„Meine ehemalige Patientin. Ich glaubte Sie hätten es längst errathen. Haben Sie denn vergessen, daß Sie das Mädchen einst zwingen wollten, zu singen?"

„Ah! — Ich hatte die kleine Sängerin vergessen, über . . ."

„Auch ich hatte die Ursache des Auftritts mit den Kindern vergessen, bis ich heute an dem kleinen Pachthof vorbeikam und mein Ohr von den fesselnden Tönen getroffen wurde."

„Und wie konnten Sie beim Vorbeifahren dieselben auffangen?"

„Nichts einfacher als das. Ich gedachte meine ehemalige Patientin zu besuchen, und als ich in dieser Absicht an's Gitterthor hinaktam, blieb ich unbeweglich stehen, denn aus einem der offenen Fenster des Hauses scholl eine entzückend schöne Stimme, welche die Arie der Anna aus Don Juan sang. Sie that dieß mit jenem glühenden Ausdruck, der Vernunft und Gefühl mit sich reißt. Ich konnte unmöglich meinen Platz verlassen, bevor der Gesang vollendet war, und als ich Fräulein Smith traf, sagte ich zu ihr, eine solche Stimme sei für die Scene bestimmt und . . ."

„Wie Doktor?" rief Lothar heftig; „Sie wagten es wirklich diesem unschuldigen Mädchen die Beleidigung zu sagen, daß sie Sängerin werden sollte?"

„Worin bestand die Beleidigung, Herr Baron?"

In dem bloßen Gedanken, daß sie für Geld und vor einem ganzen Publikum singen solle; sie, dieses einfache und reinherzige Naturkind soll die besudelten Bretter des Theaters besteigen!" Lothar begann auf und ab zu gehen.

Der Doktor antwortete lächelnd:

„Reinherzig und unverdorben sind wir Alle einmal gewesen, aber Niemand bleibt es bis zu seinem Tode." Es entstand eine Pause, welche der Doktor mit den Worten unterbrach:

„Professor Aberney, der ein ausgezeichneter Sänger war und ein verdienstvoller Komponist ist, hat die schöne Stimme seines Schützlings ausgebildet, und es sollte mich sehr wundern, wenn er nicht die Absicht hätte, Vortheil daraus zu ziehen. Es wäre ja Schade, eine solche Stimme hier in Finnland zu Grabe tragen zu lassen."

Lothars kaum noch so heiteres Gesicht veränderte sich augenblicklich. Der Doktor fuhr, ohne darauf zu achten, fort:

„Aberney ist ein über alle kleinlichen Vorurtheile erhabener Mann, und sicherlich hat er schon in der Kindheit des Mädchens eingesehen, daß sie in ihrer Stimme einen Schatz besitzt, der ihr ein Vermögen verschaffen kann. Dieß hat ihn veranlaßt, ihr diese sorgfältige musikalische Erziehung zu geben." Der Doktor verstummte.

(Fortsetzung folgt.)

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortsetzung.)

Im Januar 1787 übernahm der bald vierundzwanzigjährige Richter eine Stelle als Hauslehrer bei einem

Digitized by Google

Kammerrath von Oerthel in Töpen, einem Dorfe etliche Stunden von Hof. So widerwärtig die Stellung war, so schützte sie ihn doch zunächst vor Hunger; er schrieb die Auswahl aus des Teufels Papieren und arbeitete mit ungeheurer Ausdauer an seiner eigenen Weiterbildung. Sein väterlicher Freund, der Pfarrer Vogel, schaffte zahllose Bücher jeder Art; Jean Paul machte sich zum Gesetz, jeden guten Gedanken sofort aufzuzeichnen; er schrieb dicke Bände voll witziger Beobachtungen und Einfälle auf; zur Bereicherung seiner Schreibart sammelte er gleichbedeutende Wörter, meist bildliche Ausdrücke; wie er denn in diesem „Mitwörterbuch" für das Wort Verschimmerung 184, für Sterben 200 verschiedene Ausdrücke zu beliebiger Wahl besaß. Durch solch planmäßige Arbeit erklärt sich Jean Pauls unerschöpflicher Sprach- und Gedankenreichthum. Herbst 1789 ging Jean Paul zur Mutter nach Hof zurück; er nahm die allgemein übliche Tracht wieder an, dadurch andeutend, daß die Zeit des stürmischen Jugenddranges hinter ihm liege. Diese Rückkehr zur bürgerlichen Sitte öffnete ihm eine Anzahl heiterer Familienkreise. Sein herrliches frei sich ergehendes Klavierspiel, sein mit Rosen überdeckter Witz, seine tiefe Empfindung, seine gesellige Liebenswürdigkeit gewannen ihm die Herzen besonders junger Mädchen; ihre Theilnahme that dem vereinsamten Dichter wohl. Doch bald zwang ihn die Noth ein neues Amt zu suchen; Anfang März 1790 ward er in dem lieben Schwarzenbach Lehrer einiger Kinder aus angesehenern Häusern. Jean Paul, der Dichter mit den himmelfliegenden Gedanken und der springenden bilderreichen Einbildungskraft, als Schulmeister! Er begann seltsamerweise seine Schüler zu kleinen Jean Pauls zu erziehen, zu Witzen, Vergleichungen, tiefen Gedanken; sein „Bonmot-Buch" mit den unbewußt geistreichen Aussprüchen der Kinder ist uns erhalten; doch ist ihm keiner der Schüler nachgeartet, so unendlich viel Papier sie vollgeschrieben. Ihm selbst war Schwarzenbach ein sehr behaglicher Aufenthalt. Seine Kraft stand in voller Blüthe, „und es brach die üppig berstende Knospe seines Geistes, wie die einer überfüllten Nelke, ohne Ebenmaß auf;" er berichtet, „daß er nach den im neunzehnten Jahre geschriebenen grönländischen Prozessen noch neun Jahre lang in seiner satirischen Essigfabrik gearbeitet, bis er endlich im Dezember 1790 durch das noch etwas honigsaure Leben des Schulmeisterkreins Wuz den seligen Uebertritt in die unsichtbare Loge genommen, und daß dieses das Jünglings Herz von den Fesseln der Satire erlöst." Moritz zu Berlin nahm das Werk mit überströmender Begeisterung auf und bot sofort hundert Dukaten; von Glück trunken eilte der arme Dichter in das Stübchen der betagten Predigerwittwe, die sich mit Spinnen ihr kümmerliches Brod erwarb, und schüttete ihr das blitzende Gold in den Schooß. Der langjährige Kampf gegen Noth und Verkennung war geendet; aus dem bitteren Satiriker entpuppte sich der ernst-heitere Humorist; Muth und Selbstvertrauen trugen ihn empor; im September 1792 begann er überströmenden Herzens seinen Hesperus; nach dessen Vollendung im Mai 1794 gab er sein Lehramt auf, um sich in Hof ganz der Dichtung zu widmen. Das Leben des Quintus Firlein, welches er damals schrieb, ist eine dichterische Verherrlichung des Lehrerstandes, dessen Entbehrungen und Freuden er selbst so gründlich getragen und genossen hatte. Diesem folgten die Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs, wieder eine höchst launige Schilderung des Kleinlebens, die dichterische Verklärung seiner eigenen Leidensjahre in Hof. Seit 1794 verweilte Jean Paul wiederholt einen Theil der Sommerzeit in dem freundlichen Bayreuth; die anmuthige Gegend, das Behagen des Lebens, die reichlich gespendete Bewunderung schöner und hochgebildeter Frauen gaben seiner Seele Flügel, Zutrauen zu seiner Kraft, und jenen Sonnenschein des Glücks, dessen er so wenig gewohnt war. Ein schwärmender Brief jener Charlotte von Kalb, welche so seltsam in Schillers Lebensgeschick gegriffen hatte, rief Jean Paul nach Weimar, wohin seit zwölf Jahren seine Gedanken sehnsüchtig flogen. Ein rüstiger Fußwanderer, schritt er im Juni 1796 das blühende Saalthal hinab, der Musenstadt Jena und jenem Weimar zu, wo er jetzt, im 34. Jahre seines Lebens, große Menschen und hohe Frauen, Liebe und Ruhm und Alles erwartete, was der Dichter Goldenes träumt. Ein wahrer Lebensfrühling war es ihm, nach langen Lebensjahren wieder aus dem Gebirge herabzusteigen in die sonnige Ebene, er das Kind der Noth und Einsamkeit, sein eigenes Geschöpf, und doch der Kraft bewußt, sogar mit jenen Gewaltigen sich zu messen, welche so riesig am Ziele seines Weges standen.

Die Aufnahme, die Jean Paul in Weimar fand, übertraf seine kühnsten Träume; wie ein Freudenrausch flossen ihm die drei Wochen seines Aufenthaltes dahin; die Frauen, vorzüglich Charlotte von Kalb und Karoline Herder, schwärmten für ihn; der bescheidene Glanz von Weimar erschien ihm ein fürstlicher Reichthum; das Wohlwollen, welches das geistvolle, von Heiterkeit und Witz sprudelnde Gebirgs- und Waldkind überall, bei Anna Amalia, Goethe, Herder, Knebel fand, warf ihn aus einem Entzücken in das andere. Er schreibt an seinen wackeren Freund Otto: „Gott sah gestern doch einen überglücklichen Sterblichen auf der Erde, und der war ich! — Ach! hier sind Weiber! Auch habe ich sie alle zum Freunde; der ganze Hof bis zum Herzog liefet mich! Alle meine männlichen Bekanntschaften hier (ich wollte, diese nicht allein!) fingen sich mit den wärmsten Umarmungen an. — Herder lobt fast alles an meinen Werken. Er drückte mir immerfort die Hand — er gab mir ein erdrückendes Lob. — Aber ein bitterster Tropfen schwimmt in meinem Heidelberger Freudenbecher — was Jean Paul gewann, das verliert

Digitized by Google

die Menschheit in seinen Augen. Ach meine Ideale von größeren Menschen!" Was heißt das? Herder, der vereinsamte und verbitterte Mann, seine reizbare Frau, die leidenschaftliche, krampfhaft nach einer verstehenden Seele suchende Charlotte von Kalb, sie führten Jean Paul zu Weimar ein; unter ihrem erkältenden Einfluß, bekundt durch ihr maßloses Lob, voreingenommen durch ihren bitteren Tadel der Weimarer Dichter, trat dieser weiche, der Welt unkundige Mensch Goethe und Schiller entgegen, den klar abgeschlossenen, durch Naturforschung und Geschichte, vor allem durch ein reiches Leben gebildeten Gewaltmenschen. Sie nahmen längst wärmen Antheil an dem Sonderling von Hof; aber seinem ganzen Bildungs- oder besser Nichtbildungsgange nach mußte Jean Paul ihnen fremd gegenüberstehen, um so mehr als er mit unendlichen Erwartungen vor sie trat, die Kalb aber ihm selbst überall Kälte und Selbstbewußtsein angerathen hatte. Kein Wunder, daß er ein Gleiches fand, durch das Zusammentreffen mit Goethe und zu Jena mit Schiller wenig befriedigt war, und in Beiden Liebe vermißte. Schiller schrieb an Goethe: „Ich habe Jean Paul gesunden, wie ich erwartete: fremd, wie einer, der aus dem Monde gefallen ist, voll guten Willens, und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht." Bei Jean Pauls offenem Parteinehmen für Herder, mußte Goethe die Hoffnung aufgeben, ihn als Mitglied des Musenhofes heranzuziehen; er antwortete Schiller, Richters Wahrheitsliebe habe ihn eingenommen, aber er zweifle, ob derselbe jemals sich ihnen nähern werde. Richter dagegen äußerte sich mündlich und brieflich scharf über Göthe: und obgleich dieser in den Xenien sehr anerkennend spricht:

Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie jener
Seine Armuth, du wärst unsrer Bewunderung werth!

so trat eine intime Entfremdung ein; so wenig als eine warme Annäherung fand jener erziehende Einfluß statt, welchen die beiden gereiften Freunde auf den Jüngling des Fichtelgebirges so sehr zu seinem Vortheil hätten üben können, und dessen ein Dichter so sehr bedurfte, dessen Freunde alle seine Weise annahmen, anstatt ihn zu schulen. Freilich ist sehr die Frage, ob Jean Paul noch zu erziehen war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Aus der Häuslichkeit der Aristokratie.] Die Berliner Kriminalpolizei ist so eben damit beschäftigt, ein aristokratisches Familiendrama zu enthüllen. Die Tochter einer freiherrlichen Familie, verheirathet mit einem Mann, der gleichfalls dem alten Adel angehört, ist in Verdacht gerathen, aus Widerwillen gegen diese Ehe und weil sie durch dieselbe in ihren vielen ausschweifenden Neigungen gehindert ward, die Gesundheit ihres Ehegatten gefährdet zu haben. Die äußerst kostspielige Lebensweise der Frau brachte den Mann, der sehr gutmüthig gegen die bildschöne, üppige Dame gewesen zu scheint, dahin, daß er Wechselschulden machte, und er wurde mehrfach zum Personal-Arrest gebracht, weil seine Gattin diese ihretwegen gemachten Schulden nicht von ihrem nicht unbedeutenden Vermögen bezahlen wollte. Während er in Haft war, lebte sie selbst, als wenn sie unverheirathet sei. Die Verwandten des geplagten Ehemanns nahmen sich seiner aber immer wieder an, so daß er zum Aerger der Gattin doch immer wieder in Freiheit gelangte. In dieser ging es ihm aber stets sehr schlecht, denn es wurde ihm jeder Schabernack, der nur erdenklich war, angethan. So machte sich zum Beispiel die hochgeborne Dame ein großes Vergnügen daraus, ihm, wenn er sich zu Tische setzen wollte, fort und fort den Stuhl wegzuziehen, so daß er zu Boden stürzte, glücklicherweise aber immer, ohne sich das Genick zu brechen. Trotz aller dieser Chikanen blieb der Mann bei seiner Frau, bis er plötzlich eines Tages von einer Krankheit befallen wurde, die auf Verglühung schließen ließ. Durch schnell angewandte Mittel ist zwar sein Leben noch erhalten, er leidet seit dem Anfall aber an dem Zittern aller Glieder und ist gegen seine Umgebung so mißtrauisch geworden, daß er sich vor Kurzem von seinen Verwandten heimlich aus seinem Hause hat entführen lassen und sich auf einem von deren Schlössern verbirgt. Auf Grund einer von diesen Verwandten angebrachten gerichtlichen Denunziation werden jetzt darüber Nachforschungen angestellt, ob ihm wirklich Gift beigebracht und wer dann der Vergiftende ist. Diese Nachforschungen sollen den bereits vorhandenen Verdacht nicht ohne Verstärkung gelassen haben.

Am 1. März veranstaltete in Christiania der Turnverein einen Wettlauf auf Schlittschuhen, an welchem 70 Personen Theil nahmen. Die Bahn war 1500 Ellen (1/8 deutsche Meile) lang und erstreckte sich von der Ladegaardsinsel bis an die Stadt. Der erste Läufer erreichte das Ziel binnen 54, der letzte binnen 60 Sekunden!

Die „Philadelphia Freie Presse" enthält folgende Anzeige, aus der unsere Geschäftsleute noch etwas lernen können: „Unsere Truppen fechten mit einem Feuer, welches der Hitze gleichkommt, die die Kohlen von W. W. Alter erzeugen, dessen großartige Kohlen-Niederlage sich Nr. 395 Nord 9. Str. befindet."

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Ballandrischen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 67 Donnerstag, 19. März 1863

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Der Bediente kam mit Pfeifen und Wein herein. Lothar füllte sich ein Glas und leerte es auf einem Zug.

„Der junge Aberney soll auch sehr musikalisch sein, wie ich vom Pastor gehört habe," fuhr der Doktor fort. „Es wird also ein gewaltiges Musiziren auf Junta abgeben, wenn Vater und Sohn ankommen."

Er begann jetzt mit beißendem Witz von diesen sogenannten unschuldigen musikalischen Veranstaltungen zu sprechen, wo ein junger Mann mit einem jungen Mädchen singe, bis beide ihren Frieden und ihre Herzen weggesungen haben. Dann ging er auf die Musiklehrer für junge Mädchen über, die, wie Aberney, noch nicht alt seien und sich durch ihre väterliche Sorgsamkeit in jeder Beziehung zu Halbgöttern ihrer Schülerinnen machen.

„Dieß ist eine sehr schlaue Manier, unerfahrene Herzen zu fesseln und eine unbedingte Herrschaft über dieselben zu erwerben," sagte der Doktor. „So z. B. bin ich vollkommen überzeugt, daß Fräulein Smith von ihrem väterlichen Freund, Professor Aberney, vollständig beherrscht wird, und daß er weit mehr Einfluß auf sie besitzt, als die Mutter."

Lothar schwieg und ging fortwährend auf und ab. Der Doktor hatte mit vieler Geschicklichkeit seine schlimmeren Gefühle zu wecken und eine wilde Eifersucht in seiner Brust zu entzünden gewußt. Der friedliche und unaussprechlich liebliche Eindruck, welchen das Gespräch mit Schuldfried bei ihm zurückgelassen hatte, verschwand, und er schalt sich selbst einen Narren, einen Thoren, daß er sich nicht eifrig bestrebt, ihr Herz zu gewinnen, sondern mit dem armseligen Geschenke ihrer Freundschaft vorlieb genommen habe. Jetzt würde dieser Tage, dieser frühe Jugendfreund, kommen, nebst dem verhaßten Aberney ihn gänzlich auf der Seite drängen und ihre ganze Seele dermaßen in Anspruch nehmen, daß er nicht einmal darauf rechnen könne, den ihm bereits eingeräumten Platz behalten zu dürfen. In diesem Augenblick wünschte sich Lothar die Macht des Czars um Aberney und seinen Pflegesohn so weit fortzuschicken, daß nicht einmal der Klang ihrer Namen und noch weniger ihre Gegenwart ihn belästigen könnte. Jetzt mußte er ganz passiv zusehen, wie diese Herren Alles für das Mädchen waren und er selbst gar nichts wurde.

Wartete Wagner darauf, bis Lothars unruhige Gefühle in volle Thätigkeit treten würden, oder las er den Ausdruck derselben, während der langen Pause, die jetzt entstand, in seinem Gesichte, das wissen wir nicht; aber gerade in dem Augenblick, wo Lothar sich die Macht wünschte, Aberney vom Gegenstand seiner Sehnsucht zu entfernen, bemerkte der Doktor:

„Professor Aberney wird von der russischen Regierung mit mißtrauischen Augen beobachtet. Seine politischen Ansichten sind nicht von der Art, daß er auf ein langes Bleiben in Finnland hoffen kann."

Bei diesen Worten blieb Lothar plötzlich stehen; er betrachtete Wagners Gesicht mit einen durchdringenden Blick, während die wolkenverdüsterte Stirne sich gleichsam aufklärte.

„Wie kommen Sie jetzt gerade darauf zu sprechen?" fragte Lothar mit einem bestimmten Ausdruck des Argwohns in seinem Tone.

„Ganz einfach darum, weil ich heute Briefe aus Abo erhielt, worin es heißt, Aberney habe sich durch einige unbedachte Aeußerungen die Aufmerksamkeit der Behörden zugezogen. Ad vocem Abo, wann reisen Sie morgen ab, Herr Baron?"

„Ich reise gar nicht," lautete die Antwort.

Etwas später, als der Doktor in seinen Flügel hinabging, hielt er in Gedanken folgenden Monolog:

„Es ist jetzt das Zweitemal, daß ich seine schönen Vorsätze aus ihm reiße und ihn in den Wirbel wilder Leidenschaften schleudere. Wollen sehen, ob es mir nicht doch am Ende gelingt, eine glänzende Rache an diesem verächtlichen Canitz auszuüben. Wenn ich nur wüßte, durch wen oder durch was meine frühere Macht gebrochen und dieses ewig wiederkehrende Mißtrauen geweckt worden ist!"

* * *

Am folgenden Morgen begab sich Schuldfried in aller Früh nach Junta. Sie hatte sich von der ganzen Tagesarbeit freigemacht, um ihren guten Freund und

Digitized by Google

Tage willkommen zu heißen. Frau Smith, die sich höchst selten den Wünschen ihrer Tochter widersetzte, hatte gerne ihre Zustimmung gegeben. Als das junge Mädchen mit freudig klopfendem Herzen in der Hausflur ihres Freundes und Lehrers stand, kam Tante Sara ihr entgegen.

„Bist Du schon hier, mein artiges Mädchen?“ sagte die Alte und klopfte sie auf die blühende Wange. „Ich wollte Dich eben durch Anders abholen lassen, damit Du mit uns frühstücken sollst. Ach, Kind, Du glaubst nicht, was Tage für ein stattlicher und prächtiger Bursche geworden ist!“

Die Alte sprach ein Langes und Breites davon, wie schön ihr Günstling sei, wie geschickt und wie artig, während sie mit Schuldfrieds Beihülfe den Kaffeetisch deckte. Schlag acht Uhr hörte man Tritte auf der Treppe und im Saal. Schuldfried konnte nicht auf ihrem Platze bleiben, sondern sprang Aberneyn entgegen. Mit kindlicher Lebhaftigkeit warf sie sich in seine Arme und rief:

„Willkommen, willkommen wieder, mein guter, geliebter Onkel!“

„Dank, mein liebes theures Kind!“ Aberneys Lippen berührten die Stirne des jungen Mädchens und er fügte hinzu: „Gott segne Dich, meine Tochter!“

Aberney und Schuldfried traten in die Hausflur hinaus. Da stand jetzt ein junger Mann von einundzwanzig Jahren, mit einem so grundehrlichen und so rein nordischen Gesichte, daß er für einen Typus des scandinavischen Volksstamms gelten konnte. Bei seinem Anblick trat Schuldfried einen Schritt zurück. Als sie Tage zum Letztenmal gesehen, war er ein achtzehnjähriger Junge, recht bengelhaft, aus Rock und Hosen hinausgewachsen und ungekämmt. Jetzt dagegen war er ein zierlicher Herr in der Uniform der schwedischen Flotte. Schuldfried war ganz verlegen.

Tage ging ihr entgegen und sagte mit einem Lächeln, das an die Kinderjahre erinnerte:

„Ei wie, Schuldfried, es sieht aus, als ob mein Anblick Dich erschrecke? Solltest Du nicht, gleich mir, Dich freuen, Deinen Jugendfreund wieder zu sehen?“ Er reichte ihr die Hand.

„Das thue ich allerdings, mein lieber Tage. Willkommen wieder hier,“ nickte sie ihm zu und legte ihre Hand in die seinige.

Dieser Tag war ein Freudenfest für Junta. Aberney ließ seine lieben Bücher und seine Studien liegen, um die Zeit mit den Kindern zu vertrauern. Auf seiner hohen und klaren Stirne fand sich kein Wölkchen, das angedeutet hätte, daß er die Hälfte seines Vermögens verloren. Tage seinerseits konnte sich an Schuldfried nicht satt sehen und rief einmal um's andere:

„Wie schön Du geworden bist, liebe Schuldfried!“

Die innige Ergebenheit, die er ihr schon als Jüngling seit ihrer ersten Bekanntschaft gewidmet, schien beim Wiedersehen noch zuzunehmen und mit jeder Stunde wärmer zu werden. Nachmittags ging Aberney auf sein Zimmer, um seine Pfeife zu rauchen und ein Schläfchen zu machen. Inzwischen saßen Schuldfried und Tage allein im Erker.

„Hast Du Dich in diesen Jahren, wo wir einander nicht sahen, auch manchmal nach mir gesehnt?“ fragte Tage, und ergriff Schuldfrieds Hand.

„Wie kannst Du so fragen? Mit jedem Frühjahr hoffte ich auf meinen Ritter. Aber vergebens; er hatte mich verlassen,“ antwortete Schuldfried lächelnd.

„Dein Ritter bin und bleibe ich immer; aber wie steht es mit Dir? Bist Du noch immer meines Herzens Dame?“

Vor Schuldfrieds Seele stand in diesem Augenblick das Bild des Fremdlings. Sie wußte nicht recht warum, aber sie meinte, sein Blick sei voll Traurigkeit auf sie geheftet.

„Nun Schuldfried, Du schweigst?“

„Ach, liebster Tage, gewiß bin ich noch dieselbe Jugendfreundin; aber Alles genau betrachtet, bin ich wohl zu alt, um eine mittelalterliche Jungfrau zu spielen, wie zur Zeit, als ich die Dame Deines Herzens genannt wurde.“

„Du gabst Dir diesen Namen nicht im Spiel, sondern nach der Fehde mit Canitz, wo ich das da erhielt.“ Tage schob die blonden Locken aus der Stirne und deutete auf eine breite Narbe. „Erinnerst Du Dich Deines damaligen Versprechens, daß Du für das ganze Leben die Dame meines Herzens bleiben wolltest?“

Schuldfried fühlte bei dieser Erinnerung eine gewisse Unruhe. Sie wurde indeß bald von Aberney befreit, der zu den jungen Leuten heraustrat, begleitet von Tante Sara, die ihm bei ihrem Anblick zuflüsterte:

„Mein Gott, was sie mit der Zeit für ein schönes Paar geworden sind!“

Der Professor wandte sich gegen sie und bemerkte scharf:

„Was ist das für ein dummes Geschwätze, Tante? Hast Du nicht Unglück genug von vorzeitig beschlossenen Partheien gesehen?“

Am Abend als Schuldfried sich nach Hause begeben wollte, erbeilt Tage den Auftrag die Chaise anspannen zu lassen und sie nach Ektorp zu führen. Auf dem Heimweg sprach er von den merkwürdigsten Ereignissen der verflossenen Jahre. Schuldfried erzählte ihm von Allem, nur nicht von ihrer Bekanntschaft mit dem Fremden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortsetzung.)

Jean Paul kehrte nach Hof zurück, am Campanerthal und an seinem Titan zu arbeiten, für welchen er die Hauptheldin in Charlotte von Kalb gefunden hatte. Durch den Tod der Mutter 1797 riß das letzte Band, welches ihn an Hof festhielt, er bezog sich nach Leipzig. Da war es freilich anders, als vor 13 Jahren. Ein bewunderndes Entgegenkommen, Einladungen, Festschmäuse; das Herz des unglücklichen Junggesellen litt unter der stürmischen Verehrung mittelalterlicher Frauen, wie er sich denn wiederholt nicht sowohl verliebte als verlobte, und mit Mühe wieder losmachte. Er ging Herbst 1798 nach Weimar zurück, wo Herders Freundschaft ihm die reichste Anregung gewährte. „Richter ist hier," schreibt dieser an Knebel, „ein Liebling des Glückes, ein Günstling der Menschen, voll Geistes und Witzes, und ein Kind von Gemüth!" und am 23. November: „Richter kommt nur wenig zu uns, weil er sehr fleißig ist. Einen geistreicheren Menschen, mit einer so kindlich reinen Empfindung habe ich fast nicht gekannt; auch an die Art seines Witzes gewöhnt man sich bald, und mir thut sie wohl. Vor allem aber liebe ich seine ungemein eindringende, ich möchte sagen, durchschauende Charakterempfindung." Karoline berichtet darüber: „Herder gewann ihn sogleich lieb, und seine Achtung für Richters großen und reichen Genius wuchs von Tag zu Tage. Das hohe sittliche Gemüth in seinen Geisteswerken, ein Arzt seiner Zeit zu sein, verband beide Männer zur engsten Freundschaft. Die glücklichen Abendstunden, wo Richter bei uns war, seine immer heitere jugendliche Seele, sein Feuer, sein Humor, die Lebhaftigkeit, womit er sich über alles, was vorkam, mit Herder unterhielt, gaben ihrem Zusammensein immer neues Leben. Herder hielt Jean Pauls Genius seinen reichen überströmenden Dichtergeist weit und hoch über die gemüthlosen, blos in und für die Formen dargestellten poetischen Produkte der damaligen Zeit, welche er Brunnen ohne Wasser nannte." Durch solche Urtheile gegen die großen Weimarer ward Jean Pauls Selbstgefühl und zugleich das Mißverhältniß zu Goethe und seinem Kreise nur gesteigert. Auch gegen Schiller wuchs die Gereiztheit; Wallensteins Lager und die Piccolomini machten „ihrer sittlichen und ästhetischen Fehler halber" den grämlichen Herder krank, und seinen stets sehr zwanglos sich aussprechenden Schützling Jean Paul verdrießlich; dazu kam das leidenschaftliche Andringen der Kalb, welche ihm kurzweg eine Heirath vorschlug. So rettete er sich schon im Sommer 1799 an die kleinen Höfe von Gotha und Hildburghausen. Da fand er anmuthige Frauen und ihre Bewunderung, und Männer, welche ihr bischen Geist durch Lebensbehaglichkeit würzten. Im Frühling 1800 machte Jean Paul sich auf nach Berlin. Unendliche Begeisterung auch hier; der Weirauch stieg ihm wie gewöhnlich etwas zu Kopfe; „viele Haare erbeutete ich, ein Uhrband von dreier Schwestern Haare, und viele gab mein eigener Scheitel her, so daß ich eben so wohl von dem leben wollte, wenn ichs verhandelte, was auf meiner Hirnschale wächst, als was unter ihr;" und er schließt begeistert: „Nur in Berlin ist Freiheit und Gesetz, bei Gott!" Ebenso begeistert aber schreibt Rahel über ihn: „Sonntag war Jean Paul bei mir. Er hat überaus etwas Beruhigendes an sich; vor dem könnt' ich mich gar nicht schämen. Nie hat ein Mensch so ganz anders ausgesehen, als ich ihn mir denken mußte. Keine Ahnung vom Komischen. Er sieht scharfsinnig, und die Stirn von Gedanken, wie von Kugeln zerschossen aus. Er spricht so ernst, sanft und gelassen und geordnet, hört so gern — süß möcht' ich sagen — und natürlich zu, daß ich nie geglaubt hätte, es sei Richter." Er fand in Berlin, was werthvoller und dauernder ist, als Frauenbewunderung, in Karoline Meyer eine verstehende und liebende Frau. Er verheirathete sich Frühjahr 1801, und da ihm Weimar verleidet war, und er doch nur in halb ländlicher Umgebung die Unabhängigkeit fand, deren er bedurfte, so kehrte er in seine Berge zurück. In behaglichem Familienstilleben verlebte er ewige Jahre zu Meiningen und Koburg, und zog im August 1804 nach Bayreuth, wo er jene anmuthige Natur, jene Abgeschlossenheit vom Weltverkehr und neuen Eindrücken fand, welche die Lebenslust seiner weichgestimmten Seele waren. In jenen Jahren kräftigster Entwickelung verfaßte er den gewaltigsten seiner Romane, den Titan, und den anmuthigsten, die Flegeljahre, worin er in den ungleichen Brüdern, dem der Welt unkundigen ernstsinnigen Streckoersdichter Walt und dem humoristischen Flötenspieler Vult die beiden Hälften seiner Seele einander gegenübergestellt. Jean Paul selbst betrachtete die Flegeljahre als sein bestes Werk, worin er recht eigentlich wohne; er war überzeugt, seine eigenthümlichste und wahrste Richtung darin befolgt zu haben. In der Vorschule der Aesthetik und der Levana oder Erziehlehre ging er zu mehr wissenschaftlicher Thätigkeit über, ob er gleich auch die Wissenschaft mit seiner gedanken- und blumenreichen Darstellung mehr schmückte als ergründete. Wie Schiller ein Jahr zuvor, bemühte sich Jean Paul, 1805 angelegentlich um eine Unterstützung des jungen preußischen Hofes, welcher an Menschen wie Kotzebue und Lafontaine glänzende Gehalte gab; wie Schiller, erhielt Jean Paul nichts; 1808 gab ihm Karl von Dalberg, einst auch Schillers edler Gönner, einen Gehalt von tausend Gulden, welchen nach langem Zaudern Bayern 1815 übernahm. Jean Paul ließ sich durch die Franzosenherrschaft nicht in seiner Thätigkeit stören; Aufheiterung schien ihm nöthiger als Niedergeschlagenheit; er schrieb in jenen Jahren Doktor Katzenbergers Badereise, das in sprudelnder Heiterkeit so liebenswürdige Buch. Weit entfernt von trockischer Liebedienerei suchte Jean Paul

Digitized by Google

zugleich in ernsten Schriften das deutsche Bewußtsein durch kräftiges Wort wachzuhalten, feuerte an zu Mannessinn und Vaterlandsgefühl. In jener Zeit, Oktober 1808, besuchte ihn Varnhagen, und berichtet begeistert über Jean Pauls liebenswürdige Persönlichkeit und anmuthig-behagliches Hauswesen. Er schreibt unter Anderm: „Jean Paul ist wohlbeleibt, hat ein volles gutgeordnetes Gesicht, kleine, feuervoll sprühende und dann wieder gutmüthig matte Augen, einen freundlichen, auch im Schweigen leise bewegten Mund. Seine Sprache ist schnell, fast eilig, und daher bisweilen etwas stolpernd, nicht ohne einigen Dialekt, der mir schwer zu bezeichnen wäre, aber ein Gemisch von fränkischem und sächsischem sein mag, natürlich doch ganz in der Gewalt der Schriftsprache gehalten. — Seine Rede war durchaus liebenswürdig und gutmüthig, immer gehaltvoll, aber in ganz schlichtem Ton und Ausdruck. Wiewohl ich es schon wußte, daß sein Witz und Humor nur seiner Schreibfeder angehören, und er nicht leicht ein Zettelchen schreibt, ohne daß jene mit einfließen, dagegen sein mündlicher Ausdruck selten etwas davon verräth, so fiel es mir doch sehr auf, bei dieser beständigen inneren Bewegung, in der ich ihn sah, und bei dieser Lebhaftigkeit, der er sich überließ, von Witz und Humor keine Spur zu sehen. Sein übriges Betragen glich seinem Sprechen; nichts Vornehmes, nichts Gespanntes, nichts Absichtliches, nichts was über das Bürgerliche hinausginge; seine Höflichkeit war die größte Güte, seine Haltung und Art hausväterlich, für den Fremden gern rücksichtsvoll, aber für sich selber dabei möglichst ungezwungen. — Entzückend war es mir, Jean Paul die reinsten vaterländischen Gesinnungen aussprechen zu hören; was er sagte, war tief, verständig, herzlich tapfer, deutsch bis in die kleinste Faser hinein. Er zweifelte keinen Augenblick, daß die Deutschen einst gleich den Spaniern sich erheben, daß die Preußen ihre Schmach rächen und das Vaterland befreien würden; er hoffte, sein Sohn werde es erleben, und wollte es nicht läugnen, daß er ihn zum Soldaten erziehe. — Die Biegsamkeit in Jean Pauls Urtheilen, diese Einseitigkeit in bestimmte Gedankenzüge, diese kleinen Scheuleder an den Seiten, die ihn nur seine grade Straße vor sich hinsehen lassen, diese augenblickliche Beschränkung und Einseitigkeit, alles dieß hängt unstreitig mit seinen besten Eigenschaften zusammen, und rührte mich als eine liebenswürdige Schwäche, die auch seinem Wesen weniger schädlich ist, als sie es einem anderen wäre, der sich mehr in eingreifendem Handeln und scharfem persönlichen Vertreten gefiele. Er ist ein rein edler Mensch, kein Falsch und kein Schmutz ist in seinem Leben, er ist ganz wie er schreibt, liebevoll, innig, stark und brav."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Beharrlicher Selbstmord.] In dem Amtsbezirk Engen ist kürzlich ein Selbstmord von so ganz außerordentlicher Art vorgekommen, daß man wohl nicht zu viel behauptet, wenn man sagt: ähnliche Selbsttödtung sei noch gar nie vorgekommen. Ein lediges 33jähriges Frauenzimmer wurde nach dem Tode ihrer Schwester, die sich selbst entleibt hatte, von Melancholie befallen, die sich in dem Maße steigerte, daß sie in förmlichen Wahnsinn überging. In diesem Zustande versuchte sie einmal durch Ertränkung und einmal durch Vergiftung sich das Leben zu nehmen; es gelang ihr jedoch nicht. Endlich erlitt sie den Erstickungstod dadurch, daß ihr ein Stück eines Wetzsteins, das sie verschluckte, in der Speiseröhre stecken blieb und nicht mehr herausgebracht werden konnte. Die Leichensektion lieferte aber in der That ein unerhörtes Ergebniß. Im Magen fand sich nämlich ein 3½ Zoll langer hölzerner Rechennagel vor; am Ende des Dünndarms, nahe an der Einmündung desselben in das Kolon, lag eine Messerklinge, 2½ Zoll lang, ½ Zoll breit, mit scharfer Schneide und Spitze, letztere nach unten gekehrt; ferner eine eiserne sogenannte Holzschraube, 2 Zoll lang und 2 Linien dick, der Kopf dieser Schraube hält 4 Linien im Durchmesser; neben derselben lagen 3 Drahtstifte, einer von 2½ Zoll, die beiden andern von 2 Zoll Länge in der Dicke wie eine Rabenfeder; ferner fand sich dort vor ein geschmiedeter Lattnagel, 2 Zoll lang, mit Kopf und abgebrochener Spitze, und endlich 2 Stücke einer abgebrochener Stricknadel.

Daß unser Herrgott zu allen Zeiten unter seinen Kreaturen gar verschiedenartige Kostgänger gehabt habe, beweist auch die ehemalige Reichsstadt Regensburg. Ein Maurer daselbst — der Name thut nichts zur Sache — trug sich der „Bayerischen Zeitung" zufolge im Jahre 1434 mit der fabelhaften fixen Idee, daß er „ain pock gewesen sull sein". Die dieser Idee entsprechenden Handlungen, „er sull mit pocken vor dem Wald gewaidet haben," erregten endlich die Aufmerksamkeit des Rathes der Stadt, und der Maurer wanderte ins Rathgefängniß, dessen Annehmlichkeiten den Besucher des alten Rathhauses zu Regensburg noch heutigen Tages mit Schauer und Grausen zu erfüllen vermögen. Unser Maurer scheint mit dem bloßen Schrecken davon gekommen und also bald von seiner fixen Idee geheilt worden zu sein, denn unterm 30. April 1434 schwört er bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse Urfehde. Der darüber errichtete Akt, dem diese Mittheilung entnommen, ist noch vorhanden.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 68 Freitag, 20. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Mitten in der Freude des Wiedersehens ihrer lieben Freunde wurde Schuldfried gleichwohl von einem Gefühl der Sehnsucht überschlichen, und sie wünschte Lothar treffen zu können. Die Erinnerung an ihre letzte Besprechung kehrte beständig wieder. Sie hielt es selbst für Unrecht, daß sie sich nicht vollkommen zufrieden fühlte.

Beim Anfang der Allee sprang Tage aus der Chaise, reichte Schuldfried die Hand, um ihr herauszuhelfen, drückte sie zum Abschied und sagte:

„Darf ich Dich Morgen Mittag abholen?"

„Ja, ganz gewiß." Schuldfried nickte freundlich und entfernte sich. Tage knallte mit der Peitsche und eilte davon, während Schuldfried ihren Weg bis zu einer kleinen Bank weiterging, die am Fuß eines Baumes stand. Dort setzte sie sich. Ein leichter Seufzer hob ihre Brust. Sie legte die Hände zusammen und dachte:

„Mein Gott, wenn ich nur ihn ganz kurz zu sehen bekäme!"

„Guten Abend!" klang es in diesem Augenblick hinter ihr. Sie fuhr zusammen und wandte sich hastig um: da stand Lothar, so bleich und so traurig.

„Ach wie angenehm!" rief Schuldfried; ihr ganzes Gesicht spiegelte die lebhafteste Freude zurück. Nun erheiterte sich auch Lothars Blick und er antwortete mit einem wehmüthigen Lächeln:

„Haben Sie Dank für diese Worte! Ach wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich mich heute gefühlt habe!" Er setzte sich an ihre Seite. „Noch ein Tag wie dieser, und ich bin in einen wahren Dämon verwandelt. Er ergriff ihre Hand. „Sagen Sie mir in diesem Augenblick, daß Sie wirklich Freundschaft für mich hegen. Ach! gestern wollte ich ihr entsagen, und heute scheint mir Ihre Freundschaft nicht einmal zu genügen. Wie Vieles kann nicht ein Tag bringen!" Er schloß Schuldfrieds Hand zwischen die seinigen. „Warum muß sich immer so viel Bitterkeit in unsere reinsten Freuden mischen? warum dürfte ich nicht die friedlichen Eindrücke bewahren, die unser letztes Gespräch hinterließ? Jetzt ist es, als ob dieser einzige verflossene Tag genügt hätte, um meine Ruhe zu zerstören und eitel Stürme in meiner Seele zu wecken. Sprechen Sie daher einige freundliche Worte zu mir. Der Klang Ihrer Stimme wird gewiß mein aufgeregtes Gemüth beruhigen."

„Sie dürfen nicht so betrübt aussehen," sagte Schuldfried und spendete ihm einen freundlichen sonnenwarmen Blick. „Wenn Sie mich zu treffen wünschten, so müssen Sie wie ich jetzt vergnügt und heiter sein. Auch mir war es Bedürfniß Sie wieder zu sehen, und jetzt da Gott diesen meinen Wunsch erfüllt hat, bin ich vergnügt und glücklich."

„Sagen Sie noch einmal, daß es Ihnen Freude mache! O ich bitte, sagen Sie es noch einmal."

„Das ist ja überflüssig; Sie müssen es selbst sehen können." Schuldfried lächelte, wie ein Kind gegen seinen Spielkameraden lächelt.

„Aber Sie waren doch noch vergnügter, als Sie Ihren Jugendfreund wieder sahen?"

„O das war etwas Anderes; ach ich habe mir den ganzen Tag vorgeworfen, daß ich an Sie denken konnte, als ich bei meinen alten Freunden war."

Lothar ließ Schuldfrieds Hand los und erhob sich von der Bank, indem er voll Aufregung stammelte:

„Welche Schmerzen Sie mir auch bereiten mögen, so werde ich nie vergessen, wie glücklich Sie mich heute Abend machten. Jetzt will ich Ihnen voll Dankbarkeit für Ihre Worte Lebewohl sagen. Einst werden Sie begreifen, wie kostbar Sie meinem Herzen sein müssen, da ich gerade jetzt Sie verlasse. Gute Nacht und Dank!"

Im nächsten Augenblick war er verschwunden und Schuldfried ging langsam nach Hause. Ein liebliches unruhiges Gefühl erfüllte ihre Brust und machte ihr Herz schneller schlagen, als gewöhnlich. Sie war glücklich und doch nicht glücklich. Sie empfand ein großes Bedürfniß zu ihrer Mutter zu gehen, ihr Haupt an sie lehnen und ihr erzählen zu dürfen, wie unbegreiflich sie sich selbst vorkomme; aber als der Morgen von Neuem anbrach und Schuldfried vor der Mutter stand, die heute bleicher war, als gewöhnlich, da erschien es ihr wieder unmöglich, von ihren jugendfrischen Eindrücken zu sprechen.

Frau Smith küßte ihre Tochter auf die Stirne, und es schien Schuldfried, als ob ihre Lippen zitterten.

Digitized by Google

Das junge Mädchen schaute hastig auf und umschlang sie, indem sie mit bittender Stimme sagte:

„Mutter, sprich zu mir! Heute ist Dein Auge trauriger, als gewöhnlich und Deine Lippen zittern vor Schmerz. O sag', kann ich Nichts thun, um Dein Leiden zu lindern?"

„Ja, sei immer heiter und glücklich. Dieß ist das einzige Linderungsmittel, das sich für mich findet." Frau Smith küßte die Tochter wieder und Schuldfried wagte nichts mehr zu sagen.

Nachmittags kam Tage mit dem Wagen, um Schuldfried abzuholen. Einige Tage vergingen, ohne daß sie mit dem Fremden zusammengetroffen wäre. Jeden Mittag wurde sie entweder von Aberney selbst oder von Tage abgeholt und am Abend gewöhnlich von Beiden nach Ektorp begleitet. Eine erfahrene Person würde leicht bemerkt haben, daß in dieser Art wie Aberney dem jungen Mädchen das Geleite gab, eine sorgfältige Wachsamkeit lag. Mit jedem Tag welcher verging, ohne daß sie mit dem Fremdling zusammentraf, wurde sie unruhiger, besonders da sie einige Male einen Schimmer von dem weißen Pferde im Wald zu sehen meinte. Zwei Wochen vergingen. Es war Sonntag. Schuldfried sollte mit Tante Sara in die Kirche gehen und Tage hatte sie schon ganz frühe in Ektorp abgeholt. Tages Benehmen gegen die Spielgenossin war zugleich zärtlicher und weniger vertraulich geworden. Am Morgen war er außerordentlich abgemessen. Als sie durch den Wald fuhren, bemerkte er:

„Kannst Du mir sagen, wer der junge Mann ist, der beinahe täglich durch den Wald von Ektorp reitet?" Seine Augen ruhten forschend auf Schuldfried, deren Gesicht bei dieser Frage von einer dunklen Röthe übergossen wurde.

„Ich weiß nicht wer er ist," antwortete Schuldfried verlegen.

„Hast Du ihn nie gesehen?"

„Doch."

„Wirklich? Und Du kennst ihn nicht weiter?"

„Doch, ich kenne ihn."

„Du hättest die Wahrheit nicht gut abläugnen können, da Deine starke Röthe sie bereits zu erkennen gab. Aber wenn Du ihn kennst, so weißt Du wohl, wer er ist?"

„Tage, jetzt bist Du unbescheiden," rief Schuldfried, indem ihr das Weinen in den Hals kam. „Ich läugne die Wahrheit nie, und wenn ich sage, daß ich nicht wisse, wer er ist, so spreche ich die Wahrheit. Er hat mir seinen Namen nie gesagt."

„Nicht? Ihr habt jedoch mit einander gesprochen?"

„Ja." Dieß war Alles, was Schuldfried antworten konnte. Die Thränen brachen unwillkürlich vor.

„Warum hast Du ein Geheimniß daraus gemacht, Schuldfried?"

„Das weiß ich selbst nicht; aber es ging mir gegen mein Gefühl davon zu sprechen; lieber guter Tage, sprich jetzt nicht so kalt mit mir, sondern sei freundlich." Jetzt begann Schuldfried laut zu weinen. Das war mehr als Tage ertragen konnte. Er beugte sich zu ihr hinab und flüsterte:

„Verzeih mir, geliebte theure Schuldfried!"

In diesem Augenblick ließen sich hastige Hufschläge hinter ihnen vernehmen, und wie eine Windsbraut stürmte ein weißes Pferd mit seinem Reiter vorüber. Er hatte sein Gesicht von ihnen abgewandt. Schuldfrieds Herz wurde von einem eigenthümlichen Schmerz durchzuckt, als er vorbeiritt, ohne sie auch nur anzusehen.

„Das war er," sagte Tage und biß die Zähne zusammen. Er gab dem Pferd einen Klatsch und die Fahrt ging rasch von Statten. Kein Wort mehr wurde zwischen ihm und Schuldfried gewechselt, Letztere weinte, er schlug alle Blätter und Zweige mit der Peitsche ab, als empfände er ein unwiderstehliches Bedürfniß seinen Zorn an etwas auszulassen.

Als sie nach Junta kamen, wunderte sich Sara über Schuldfrieds rothgeweinte Augen, und Aberney heftete einen langen forschenden Blick zuerst auf das Mädchen und dann auf Tage, sagte aber nichts. Nach dem Kaffee fuhr der Wagen des Professors vor. Tante Sara, Schuldfried und Tage stiegen ein. Auf der ganzen Fahrt nach der Kirche saß Tage still und düster da. Er sah Schuldfried so wenig als möglich an. Tante Sara sprach von den Nachbarn und von einer Masse Neuigkeiten, die sie von Kronbrück gehört habe, wo der junge Eigenthümer, wie es allgemein heiße, den Winter über zu bleiben gedenke, während seine Gäste bald abreisen würden. Schuldfried hörte es mit Unruhe, Tage mit gerunzelter Stirne an.

„Man spricht so viel von den Sonderbarkeiten des jungen Herrn," sagte Tante Sara.

„Aber von wem haben Sie denn Ihre Neuigkeiten, Tante?" fiel Tage ein. „Ich sollte meinen, die Eigenheiten dieses Herrn können Niemand von uns interessiren."

„Ei der Tausend, mein Junge, wie hitzig Du bist! Es scheint mir nicht in der Ordnung zu sein, daß Du solche Bemerkungen machst. Wenn es mir Freude macht, von irgend einem Ereignisse zu sprechen, das ich gehört habe, so steht es dem Kinde nicht zu, meine Worte uninteressant zu finden."

Tante Sara war sehr erzürnt. Sie strich und glättete ganz verzweifelt an ihrem Kleide.

Der übrige Weg wurde unter allgemeinem Schweigen fortgesetzt. Schuldfried hätte weinen mögen, wenn sie gedachte, daß sie dem Fremden vielleicht kein Wort des Abschiedes werde sagen können.

Als sie an den Kirchenhügel kamen, hob Tage das Mädchen aus dem Wagen und flüsterte:

„Verzeih mir, Schuldfried, wenn ich Dich betrübt habe; ich mag nicht in Gottes Haus treten, ehe Du mir gesagt hast, daß Du nicht böse auf mich bist."

Digitized by Google

Schuldfried lächelte freundlich. Sie drückte ihm herzlich die Hand und antwortete:

„Ich werde drinnen im Tempel, wenn ich Gottes Wort zu hören bekomme, schon wieder heiter und ruhig werden.

Aber Schuldfried täuschte sich. In ihre Bank niedergebeugt, betete sie zwar innig und andächtig, aber das Gebet besaß nicht dieselbe beschwichtigende Wirkung wie sonst, denn in ihrem Innern war und blieb es unruhig.

(Fortsetzung folgt.)

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortsetzung.)

1816 begann Jean Paul jene Reihenfolge von Reisen, welche in den nächsten Jahren ihn u. A. wiederholt nach dem Rhein führten; er fand begeisterte Verehrung bei Frauen und Gelehrten; die Heidelberger Hochschule ernannte ihn 1817 zum Doktor der Philosophie; mit Entzücken berichtet er, seit 10 Jahren habe er nicht so viel und so jugendlich empfindend geküßt; ja, da der Dichter nicht aller seiner Haare verlustig gehen wollte, strebten zartfühlende Frauen zu Mannheim, mindestens Haare seines Pudels zu erhalten. Auch in Frankfurt, in Stuttgart fand Jean Paul stürmische Begeisterung. Herbst 1821 aber traf ihn ein furchtbarer Schlag im Tode seines einzigen Sohnes Max, welcher von der Hochschule Heidelberg nur ins Vaterhaus zurückkehrte, um 3 Tage darnach zu sterben. Dieser Verlust erschütterte nicht nur die geistige Gestaltungskraft, sondern untergrub auch die Gesundheit des Dichters. Eine Augenschwäche befiel ihn, jenes schlimme Leiden alternder Schriftsteller. Herbst 1825 erkrankte er bedenklich an der Wassersucht; dabei aber blieb er geistig regsam. Am 14. November 1825 entschlief Jean Paul; bei Fackelschein und mit zahlreicher Begleitung ward er aufs Würdigste zu Grabe getragen und neben dem Sohne eingesenkt; nur die beiden Töchter überlebten ihn.

Jean Pauls Aeußeres in jüngeren Jahren, wie es früher geschildert ward, muß sehr anziehend gewesen sein, weniger durch Schönheit, als jenes unbeschreibliche Hindurchleuchten eines hohen und liebenswürdigen Geistes durch seine Hülle; daher die schwärmende Verehrung vornehmlich der Frauen. Seitdem die Verheirathung ihm ruhigeres Behagen des Hauswesens und des Geistes gegeben, änderte sich auch sein Aeußeres wesentlich. Bisher hager und bleich, die Unruhe seiner Seele in dem suchenden Auge und der unstäten Bewegung ausdrückend, selbst im Gespräch nicht verharrend, erschien Jean Paul ganz anders in seinen letzten 20 Lebensjahren. Seine Gestalt rundete sich, es füllte und bräunte sich sein Gesicht, er bekam ein kräftiges, ja dickes Ansehen. Wäre die seine Nase, der zarte liebliche Mund, die reine, geistvoll geschwungene Stirn, das blitzende Auge nicht unverändert geblieben, man hätte eher einen Pächter oder Förster als einen Dichter in ihm vermuthet, zumal die Bequemlichkeit mehr noch als sonst seine Haus- und Reisegöttin wurde. Gewählte Zierlichkeit des Aeußeren suchte er nie; in der Jugend gab er durch seine Tracht à la Hamlet gewaltigen Anstoß, und im Alter erlaubte er sich die bequeme Nachlässigkeit, welche dem Dichter, zumal in engen Verhältnissen, gern verziehen wird. Jean Paul war zum Kleinstädter geboren und hat sich auch lebenslang nur in seinem Fichtelgebirge wohl gefühlt. Streifte er in der Jugend als eifriger Fußgänger durch Wald und Flur, so begnügte er sich im Alter mit dem Stillleben eines richtigen Spießbürgers, und sein Streben ging nicht weiter als bis zur Wirthsstube der Frau Rollwenzel, zu welcher er bei guter Jahreszeit jeden Morgen hinauspilgerte, über der Schulter den Dachsranzen mit Papier, Bücher und einer Flasche Wein, in der Hand einen starken knotigen Stock, den Pudel zur Seite. Da er es ungemein liebte, mit freier weiter Aussicht, oft sogar an einem grünen Rasenbang oder in einer Gartenlaube zu arbeiten, so hatte er sich das unscheinbare Haus gewählt: in einem kleinen Zimmer des Oberstockes, mit der Aussicht auf das Fichtelgebirge, arbeitete er den Tag über; am Abend ließ er sich von den Kindern abholen, trank seinen Krug Bier, ging dann regelmäßig in die Harmoniegesellschaft, Zeitungen zu lesen, über Wetter und Weltlauf sich zu unterhalten. Jean Pauls Hauswesen trug das Gepräge, man möchte sagen, schulmeisterlicher Behaglichkeit. Täglich und stündlich untersuchte er die Wärme der Luft, den Wind, das Wetterglas; Thiere hielt er sich gern, nicht nur seinen hochberühmten weißen Pudel, sondern Kanarienvögel, Eichhörnchen, Mäuse, Laubfrösche, oder eine große Kreuzspinne; alle seine Pfleglinge wartete er mit väterlicher Sorgfalt. Damit ist verwandt seine Liebhaberei für allerlei kleine Geschäfte; Tinte bereitete er gern; alle Bindfadenendchen, Glasstückchen, Korkstöpsel re, trug er in seine Lumpenschachtel, den unbedeutendsten Zettel hob er auf. Den Kindern war er ein überaus liebevoller Vater; Abend auf dem Sopha liegend, die drei Kleinen und der Pudel um die Beine spielend, erzählte er ihnen Märchen; auf die lustigsten Schnurren folgte die sinnigste Belehrung. Weihnachten, das Kinderfest, war ein großes Fest auch für ihn. In seiner Arbeitsstube wehte ein wunderbarer, aus dem Geruche von Blumen und Wein gemischter Duft, wie denn Jean Paul sich in früheren Jahren durch starkes Kaffeetrinken, später durch Wein bei der Arbeit anzuregen pflegte. Aus dem Fenster schweifte der Blick bis zum blauen Fichtelgebirge; ein kleines Klavier, auf welchem

Digitized by Google

der Dichter in anmuthigen Phantasien seinen Gedanken nachging, rings umher Bücher, Papiere in seltsam unordentlicher Ordnung, in dieser behaglichen Kleinwelt hauste Jean Paul, sie war seine Lebensluft. Erst in der Mitte der Dreißiger trat er in die Welt, als sein ganzes Wesen bereits völlig selbstständig gebildet, man möchte fast sagen, verbildet war; so machten die Kunstanschauungen Dresdens, die großen Geister von Weimar auf ihn einen mehr unheimlichen als wohlthuenden Eindruck, denn sie hätten ihn genöthigt, seine Kraft zu schulen, ihr das Maß der Schönheit zu geben; und dazu fehlte ihm die Schnellkraft der Jugend. Anstatt durch Aufnahme neuer Bildungsstoffe sich zu reinigen, ging er lieber dieser störenden Einwirkung aus dem Weg, zog sich in sein bayreuther Familienstillleben und zu seinen zahllosen Sammelheften zurück, las immer wieder die früheren Werke, kehrte immer aufs Neue zu den Erinnerungen der Jugend, zu den alten liebgewonnenen Stoffen und Menschenbildern zurück, und indem er in strenger Einsamkeit, ohne sich im Geringsten mitzutheilen, vor sich hin arbeitete, befestigte er sich nur mehr und mehr in der vor völliger Reife gewonnenen Anschauungs- und Darstellungsweise. Wie sein ganzes Leben nur eine Reihenfolge abgeschlossener Zustände, keine Handlung, kein selbstständiges Eingreifen zeigt, so bietet der Gang seiner Schriftstellerthätigkeit nicht den geschichtlichen Fortgang, die stufenweise Weiterbildung durch Schicksal und Wissenschaft, wie Goethes und Schillers Leben es aufweisen. Der er war als Hauslehrer in Schwarzenbach, blieb er bis ans Ende.

Und doch war Jean Paul ein großer Dichter; aber leider, ihm fehlte die Schule. Die Jugendjahre verbrachte er auf dem Dorf unter einer thöricht strengen Zucht; eine ungeordnete Leserei gab seinem Geiste keine gründliche wissenschaftliche Durchbildung, sondern füllte sein Gedächtniß und seine Hefte mit einem unendlichen Reichthum von Einzelnheiten, wobei er mehr das Kleine als das Allgemeine, mehr das Seltsame als das regelrechte festhielt; das Lebensbrod der Jugend, Geschichte, Erdbeschreibung und klassisches Alterthum, lernte er nie gründlich kennen, einen überlegenen und streng richtenden, ihn das Maß lehrenden Freund besaß er niemals; eine leidenvolle Studienzeit und die Hungerjahre zu Hof führten ihn zu einer seinem eigentlichen Wesen fremden beißenden Verspottung des Lebens, welches ihm nur Dornen zeigte, die freundlichen Schulmeisterjahre zu jenem Himmelflug in das Reich der Phantasie, wobei er die Rosenwolken der Poesie, Regenbogen, Abendröthen und Mondschein rings um sein enges Dasein hüllte.

(Schluß folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Düsseldorf, 15. März. Das Programm des Niederrheinischen Musikfestes, bei welchem Herr Otto Goldschmidt die Leitung und dessen Gemahlin, Frau Jenny Goldschmidt-Lind, die Sopranpartie übernehmen wird, ist bereits festgestellt: erster Tag B-dur-Ouverture von Beethoven; Elias, Oratorium von Mendelsohn (mit Orgel); zweiter Tag Orchestersatz (D-dur) von J. S. Bach; Psalmen von Marcello; St. Cäcilien-Ode von Händel (mit Orgel); Sinfonie (B-dur) von Schubert; dritter Theil der Schöpfung von Haydn; dritter Tag Künstler-Konzert, u. A. Szenen aus Schumann's Faust und Nummern aus der Zerstörung Jerusalems von Hiller.

Mannigfaltigkeiten.

Die Pariser Blätter bringen nachstehende Stelle aus einer Fastenpredigt, die kürzlich ein berühmter Kanzelredner vor der Aristokratie der Pariser Damenwelt gehalten hat: . . . . . „Da ist sie! Geschmückt wie ein Heiligenschrein und federnumwallt, wie ein Bajadachin! Tapfrer, als ein Zuave schreitet sie vorwärts, ohne sich um etwas zu kümmern, als wie sie Aufsehen erregen kann. Sie durchschneidet die Menge, zieht die Stühle im Wege mit ihrem Kleide nach sich, zwingt 100 Personen, ihr Platz zu machen, ohne daß sie auch nur gerufen, ein Wort der Entschuldigung fallen zu lassen; von Zeit zu Zeit dreht sie sich um, strahlend und glänzend, wie ein rotirender Leuchtthurm, um auch ja die gehörige Wirkung hervorzubringen, und nachdem sie drei Viertel der Kirche durchfurcht, sich verschiedener von Anderen mit Beschlag belegter Stühle bemächtigt und den Einwendungen Derer, die sie umgeben, eine anmuthig lächelnde, distinguirte Taubheit entgegengehalten hat — kommt sie endlich zum Sitzen. Sie setzt sich auf ihrem Platz zurecht, glättet ihr Gefieder, wie sie Dieß mit viel Selbstgefallen in ihrem Salon thun würde; sie brüstet sich fromm und andächtig; sie ist glücklich, denn sie wird den Ruhm kosten, sagen zu können, sie sei in der ersten Loge gewesen, um das Wort des Redners Gottes zu hören.“ Am folgenden Sonntag sollen der Predigt dieses Geistlichen beinahe nur Männer beigewohnt haben.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 69 Samstag, 21. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Das Mittagsmahl auf Junta nach der Kirchenfahrt war schweigsam; eine allgemeine Verstimmung herrschte vor. Tante Sara glaubte von ihrer Würde geboten, daß sie sich unzufrieden über Tage zeige. Ueberdieß waren mehrere verdrießliche Umstände kleiner Art eingetreten, so z. B. war der Braten angebrannt und der Eierkuchen schlecht gerathen; lauter Entdeckungen, welche die Alte um ihren Humor brachten. Schuldfried war ungewöhnlich still und sah traurig aus. Tages Gesicht glich dem Herbsthimmel, so trübe war es. Abermey zeigte sich außerordentlich wortkarg. Max sah leicht, daß die Gedanken des Professors nicht auf seine Umgebung gerichtet waren, sondern daß andere Dinge ihn in Anspruch nahmen. Nach dem Mittagessen nickte er Schuldfried und Tage zu mit den Worten:

„Ihr müßt euch eine Weile auf eigene Faust zerstreuen; ich habe etliche Notizen zu machen.“ Damit ging er in sein Zimmer.

Tante Sara glättete mit einigen hastigen Strichen die Falten an ihrem Rock, nahm den Schlüsselbund und trippelte in die Küche hinaus, um mit einer kurzen passenden Rede der Köchin verstehen zu geben, welche tadelnswerthe Handlung sie begangen habe, indem sie die Gottesgabe zerstört. Dann begab sich Sara auf ihr Zimmer, um ein wenig in einem religiösen Buche zu lesen, bis sie einnickte und die Kaffeestunde herankam.

Schuldfried saß im Erker und warf einem Haufen schöner Tauben, die im Hofe herum spazierten, Erbsen zu. Tage stand am Thürpfosten und betrachtete sie mit einem traurigen Blick. Schuldfrieds Züge hatten sich, während sie die Tauben fütterte, aufgeheitert, und sie sprach jetzt zu ihnen mit einer Stimme, welche anzeigte, daß der Anblick ihrer Lieblinge ihrer übeln Laune bedeutend Abbruch gethan hatte. Die letzten Erbsen warf sie ihnen mit den Worten hin:

„Seht meine lieben Thierchen, jetzt ist es aus, ganz aus mit dieser Freude hier. Fliegt jetzt frei und fröhlich! O wer Flügel besäße wie ihr!“ Sie wandte sich zu Tage, reichte ihm die Hand und fragte mit einem freundlichen Lächeln:

„Was fehlt Dir, Freund? Bist Du noch immer böse auf mich?“

Tage ergriff die dargebotene Hand mit den Worten: „Alle Trübseligkeit und Düsterkeit entweicht, wenn Du lächelst; und gleichwohl würde ich in diesem Augenblick viel dafür geben, wenn ich ganz aufrichtig mit Dir sprechen dürfte.“

Schuldfried erhob sich, legte ihre Hand an seinen Arm und sagte:

„Gewiß darfst Du das, wer sollte Dich hindern?“

„Du wirst vielleicht böse und betrübt werden.“

„Betrübt, Tage, das ist möglich; aber böse auf Dich, unmöglich.“

„Wir wollen sehen. Nimm meinen Arm, dann laß uns an den Fuß des Felsen gehen und uns setzen. Dort können wir ungestört sprechen, und dort haben wir als Kinder so manchmal in vertraulicher Zwiesprache gesessen. Dieser Platz scheint mir besonders geeignet, Dich weniger ungünstig für das zu stimmen, was ich zu sagen habe.“

Schuldfried nahm seinen Arm und sie wandelten über den Hof hinaus, bis an eine grüne Wiese am Fuß eines Berges, der mitten im Wald hoch emporragte. Der moosbewachsene Granitriese neigte seinen mit zwerghaften Tannen geschmückten Scheitel ein wenig über die Grasfläche, die gleichsam von den Armen des Berges eingeschlossen und dadurch vor den rauhen Verheerungen der Nordwinde geschützt war. Von der Spitze des Berges herab hatte man eine freie und schöne Aussicht auf Junta und die ganze Umgegend.

Die jungen Leutchen ließen sich auf einer geflochtenen Weidenbank nieder, unter einer buschigen Hängebirke, die am Fuße des Berges emporgewachsen war.

„Nun, Tage,“ begann Schuldfried, als er noch immer schwieg, „Du hattest ja etwas zu sagen. Ich habe lange darauf gewartet, daß Du anfangen sollst.“

„Glaubst Du, daß ich Dich lieb habe?“ fragte der junge Mann.

„Welche sonderbare Frage! Wie könnte ich daran zweifeln!“

„Dessenungeachtet hast Du kein Vertrauen zu mir. Ich bin jetzt nicht mehr wie früher der Freund, mit dem Du Deine Gedanken austauschest.“

„Doch, Tage, Du bist noch immer mein Freund, das weiß ich ganz gewiß.“

Digitized by Google

„Und gleichwohl hast Du Geheimnisse vor mir?“ sagte er.

Schuldfried senkte ihr Haupt und schwieg.

„Du kennst diesen Fremden schon lang und hast mit mir noch nichts über ihn gesprochen.“

„Dieß kommt daher, weil ich es noch mit Niemand gethan habe.“

„Aber dieses Benehmen sieht Dir gar nicht gleich.“

„Ach ja, ich weiß es, und ich kann die Ursache nicht erklären.“

Eine Pause entstand, Tage kämpfte sichtlich mit seiner Aufregung; endlich begann er wieder:

„Sage mir, wie ihr einander kennen gelernt habt; willst Du, Schuldfried?

„Gerne; sicherlich wird es mir dann leichter ums Herz.“ Schuldfried legte ihre Hand in Tage's Hand und erzählte jetzt von ihrem ersten Zusammentreffen mit Lothar, so wie von allem Uebrigen.

Tage's Stirne wurde immer bleicher, während er Schuldfried zuhörte. Dieß war der erste wirklich bittere Augenblick in seinem Leben. Als Schuldfried aufgehört hatte, sagte er langsam:

„Liebst Du ihn?“

Bei dieser so einfachen und für jedes andere Mädchen so leicht faßlichen Frage, sprang Schuldfried auf und starrte ihn an, als ob er etwas recht Schreckliches ausgesprochen hätte.

„Herr mein Gott, Tage, was sagst Du da!“ rief sie.

„Ich frage, ob Du ihn liebst, ob er Dir sehr, sehr theuer ist?“

„Daran habe ich nie gedacht. Es macht mir Freude ihn zu sehen und zu sprechen; aber dieß ist auch das Einzige, was klar vor mir steht. Daß ich durchaus nicht die innige Ergebenheit gegen ihn habe, wie gegen Dich und Onkel Aberney, ist vollkommen sicher. Nein, wenn man mir sagte: Wähle, ob Du den Fremden oder Tage nimmer sehen willst, so würde ich ohne Bedenken sagen: den Fremden.

„Gott sei Lob und Dank!“ rief Tage, ergriff heftig ihre Hände und küßte dieselben. In diesem Augenblick rollte ein Stein vom Berge herab bis zu Tages und Schuldfried's Füßen vor. Unwillkürlich richteten sich ihre Augen hinauf; aber droben zeigte sich Niemand.

„Jetzt, Du gute, geliebte Schuldfried, meines Herzens Dame, jetzt bin ich ruhig und vergnügt,“ sagte Tage und zog Schuldfried wieder auf die Bank neben sich.

Schuldfried ihrerseits war ganz und gar nicht ruhig und noch weniger vergnügt. Die ganze Unruhe, welche sie im Laufe des Tages empfunden hatte, kehrte mit erneuerter Stärke zurück, und sie hätte sich nur recht herzlich ausweinen mögen, aber ihre Thränen wurden von der Furcht zurückgehalten, daß Tage sie um die Ursache fragen und sie ihm den Grund ihrer Beklommenheit nicht erklären könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Jean Paul Friedrich Richter.

(Schluß.)

So spann Jean Paul seine Dichtungen aus sich selbst heraus, legte in ihnen den ganzen überquellenden Reichthum seines Gedanken- und Seelenlebens nieder, verarbeitete darin die zahllosen sorgfältig aufgezeichneten Beobachtungen der Außenwelt; aus diesen bunt durcheinander gewirrten, aber nicht gereiften und innig verarbeiteten Grundstoffen, aus Selbsterlebtem, Angelerntem und Beobachtetem schuf er seine Werke. Und was war dieses Selbsterlebte anders, als jene Jugenderinnerungen, welche durch seine Träume glänzend wehen, welche er wie einen zauberisch verlockenden Schatz immer wieder hervorholt, voll Wehmuth beschaut und zum Beschauen barbietet; immer blickt er mit schwerzlicher Sehnsucht auf jene Lächerliche und reine heilige Zeit zurück, wo er „so vielmal dummer und glücklicher, närrischer und tugendhafter, wo er noch nicht aus dem Jugendparadiese herausgejagt war.“

Aus dem wärmsten Herzen fließt Jean Pauls Humor, jener eigenthümliche Zwiespalt zwischen bitterer und süßer Weltbetrachtung, welche das Kleine und Aermliche vergoldet, das Großartige liebend in den engsten Raum herabzieht, den erhabensten Gedanken lächelnd ausspricht und die Freude durch Wehmuth verklärt; Humor die Lerche, welche bald an tiefer Erde zwischen goldenen Aehren Wohnung macht, und dann wieder im Jubelgesang zum Himmel emporsteigt, jener Humor, so neckisch vorgebildet in der Tages- und Nachtgleiche, in welcher Jean Paul geboren ward. In seiner Seele wohnte ein Doppelwesen; das eine dante in Ernst und Milde auf, das andere riß in Zorn und Spott nieder; aber jenes ist stärker und der Geist der Liebe siegt. Durch alle Schriften Jean Pauls geht der jugendliche Glaube an eine große Menschheit, an ein Ewig-Göttliches, gehen die gesteigertsten Empfindungen der Freundschaft, Liebe und Tugend, welche dann mit der rauhen Wirklichkeit schmerzlich zusammenstoßen. Nichts hat Jean Paul trefflicher geschildert, als Widerstreit und Vereinigung von Ideal und Leben, von Wahl und Wut, nichts ist zarter gehalten, als die daraus hervorgehende Mischung des Rührenden und Lächerlichen. Es ist begreiflich, daß Jean Pauls Werke eine große Wirkung ausübten; der wunderbare Himmelflug der Phantasie, die Gefühlsschwelgerei, das stete Emporstreben über die Schranken des Irdischen nach der ewigen Heimath, die von der Welt abgewandte Versenkung in ein geträumtes schönstes Urbild, der warmempfundene Preis der Liebe und Freundschaft, die Ueberfülle schöner Grundsätze und Gedanken, die gefühlvolle Weltbeobachtung, der Reichthum einer farbenglühenden Naturschilderung, die Darstellung wunderlam verklärter Blumen- und mondscheinhafter Menschengestalten, all dieß mußte auf

Digitized by Google

ein Geschlecht wirken, welches sich vor den Stürmen der Welt mehr und mehr in sich selbst zurückzog, vornehmlich auf die Frauen, welche ja den Klängen des Gemüthes so gern lauschen, auch wenn dieselben nicht in gereifter künstlerischer Form ihnen entgegenkommen, auf die Jugend, welche sich in rosigen Zukunftsträumen wiegt, (o, daß es unsere Jugend mehr thäte!) wie der Dichter der Flegeljahre, der ganz eigentlich in dieser vergoldeten Puppenhülle seines Jugendlebens Wohnung machte.

Frauen und Jünglinge aber empfinden weniger schmerzlich Jean Pauls Schwächen, das stete Wechseln der Stimmung, den springenden Witz, die endlose Störung des geregelten Flusses durch Gedanken, Bilder, Vergleiche, die bald wie Goldkörner, bald wie schneidige Kiesel eingestreut, oder gar als umfassende ganz fremdartige Aufsätze vermauert sind. Jean Paul war ein reicher König, aber er wußte sein Gold nicht in handliche Münze auszuprägen. Wenn Karoline Herder seine Schriften einem mit unzähligen Heiligenbildern gezierten gothischen Münster vergleicht, so übersieht sie, daß bei diesem die reiche Fülle der Zierglieder nur den streng einheitlichen Grundplan verhüllt. Gerade in den ihrer Zeit am meisten gefeierten Werken, dem Hesperus und Titan, wirkt diese Abenteuerlichkeit des Plans, das Schattenhafte mancher Menschen, der Zwiespalt der Stimmungen, die Fülle des verwirrenden Schmuckwerkes neben den köstlichsten Einzelheiten feindselig beleidigend, während wir an anderen, welche mehr die reine Seelenstimme sprechen lassen, mehr das deutsche Klein- und Hausstilleben schildern, uns herzlich erfreuen können. Den reisen der Weltwirksamkeit bedürftigen Mann stoßen Jean Pauls Gebilde vielfach ab, und auch der Jugend, die für sie schwärmt, sind sie keine kräftige Kost; denn sie sind nicht eine Schule des Handelns, sondern des Fühlens und Duldens; sie können wohl Empfindungsseligkeit, nicht aber Kraft und Festigkeit ins Leben mitgeben.

Wir gehen über Jean Paul's Romane kurz hinweg, nicht weil wir sie für werthlos hielten, sondern weil sie unserer Zeit thatsächlich sehr fern liegen. Aus mancherlei Gründen. Jean Paul steht uns fern, weil wir durch seine großen Zeitgenossen eine solche Hochachtung vor wohlgegliederter Form gewonnen haben; daß ein guter Theil seiner zerflatterten, aus zahllosen Witzfunken und Schutterzentränen, zahllosen Bildern und Gleichnissen gewobenen Gebilde mit ihrer Abenteuerlichkeit und Weitschweifigkeit, ihren Einschiebseln, ihrer geistvollen Wunderlichkeit uns nunmehr fremdartig vorkommen. Die Dämmerwelt des Humors ist uns unheimlich geworden; wir wollen nicht mehr duftende Blüthen und Beeren aus einem verwirrten und und bisweilen dornigen Rankenwerke pflücken. Aber wer in unserer athemlosen Zeit sich die Muße gönnen kann, jedem Seitensprunge zu folgen, jeden Gedanken zu ergründen, jedem Bilde, jedem Vergleiche nachzusinnen, wem bei wiederholtem Lesen schließlich nur die Goldkörner in der Hand bleiben, der wird finden, daß dieser formlose Schriftsteller einer unserer größten und reichsten Dichter war.

„So wollen wir," spricht Börne in seiner herrlichen Denkrede, „des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Paul's Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist, aufgespeicherte ungemahlene Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. — Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimath, und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint und geliebt und geduldet wie er!"

Der Staub als Verräther.

Ein Herr N. in Paris ist der glückliche Gatte einer sehr hübschen und liebenswürdigen Frau, der er den einzigen Vorwurf zu machen hatte, daß sie ein klein wenig zu gefallsüchtig sei und sich nicht ungern von andern Männern den Hof machen lasse. Namentlich machte der Ehemann die Bemerkung, daß ein junger eleganter Baron allzu feurige Blicke mit seiner Frau wechsle, und da er die Besuche des jungen Herrn nicht gern sah, gab er dieß demselben in seiner Weise und seiner Gattin in deutlichen Worten zu verstehen.

Die junge Frau beruhigte die Eifersucht ihres Mannes mit heiterm Lachen und da er den Baron nie mehr im Salon Madame's traf, so gab er sich völlig zufrieden und freute sich, den Feind so schnell losgeworden zu sein.

Eines Abends ging der Gatte ganz vergnügt in seinen Klub; als er sich von seiner Frau verabschiedete, fand er sie in ihrem Zimmer, ganz vertieft in die Lektüre des neuen Schauerromans Salammbo. Als er im Begriff war, wieder heimzukehren, trifft er im Vorzimmer des Klublokals den gelockten Baron, welcher eben hineintreten wollte. Dieser zieht höflich grüßend den Hut und Herr N. redet ihn an:

„Aber Herr Baron, wo Teufel haben Sie denn Ihren Hut stehen gehabt?"

Der Baron nimmt den Hut wieder vom Kopf betrachtet ihn erstaunt und bemerkt, daß der Decke-

Digitized by Google

förmlich mit einer dicken Lage Staub überzogen ist, der sich in dem Plüsch festgesetzt hat; er ruft einen Garçon, läßt sich den Hut ausbürsten, indem er seine Verwunderung ausspricht und tritt dann in die Salons, während Herr N. nach Hause wandert, wo er sein Frauchen noch ganz vertieft in ihren Roman antrifft.

Am andern Morgen sucht der Mann irgend einen verlegten Schlüssel und da er ihn nirgends finden kann, stöbert er jeden Winkel durch und sucht an allen Orten, wo der Schlüssel vernünftigerweise gar nicht sein kann. So greift er auch mit der Hand auf eine Chiffonnière, findet indessen keinen Schlüssel, aber sehr viel Staub.

Diese Dienstboten sind doch zu nachlässig!

Er hat die Finger so voll Staub, daß er sich die Hände waschen muß und dabei fällt ihm plötzlich der Staub auf dem Hute des Barons am vorherigen Abend ein. Ein unbestimmtes Gefühl treibt ihn an, die Sache näher zu untersuchen und „Eifersüchtige finden oft mehr, als sie suchen.“ Er steigt auf einen Stuhl, betrachtet die Marmorplatte der Chiffonnière und sieht außer den Strichen, die von seinen Fingern herrühren, in dem Staube den runden Abdruck eines Hutdeckels!

Er vergißt nun total den verlorenen Schlüssel, und was nun folgt, kann man sich denken!

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

München, 15. März. Bei dem gestern unter Leitung des Hrn. Obermusikmeisters Streck veranstalteten großen Militärkonzerte war Saal und Gallerie des k. Odeons dicht besetzt; Se. Maj. König Otto, JJ. KK. HH. Prinz Luitpold, Kronprinz Ludwig und Prinz Otto, dann die beiden Söhne des Prinzen Luitpold, viele Generäle in Zivilkleidung, Stabs- und andere Offiziere waren gegenwärtig. Bemerkenswerth war auch die Anwesenheit zahlreicher Damen, darunter viele höheren Ranges, wie die Gemahlinnen mehrerer Gesandten, die ein vollgiltiges Zeugniß von der erfreulichen Beschaffenheit ihrer Nerven ablegten, indem das aus mehr als 300 Blasinstrumenten, darunter 18 oder 20 riesige Bombardons zusammengesetzte Orchester in dem geschlossenen Raume eines, wenn auch noch so geräumigen Konzertsaales ein so erschütterndes Geräusch erzeugte, daß damit ein Vergleich sich nicht finden läßt. Wir wohnten allerdings eines Abends in Paris bei Musard einem Konzerte von 1200 Musikern bei (diese Zahl war wenigstens auf der Affiche angegeben), aber durch die weiten Räume des umfangreichen Gartens verhallte leicht das mächtige Rauschen und wurde durch das Hin- und Herwogen, Sausen und Flüstern der hunderttausendköpfigen Menge fast noch übertönt. Unser gestriges Konzert gewährte gleichwohl viel Interesse, wenn man die gigantischen Tonmassen mit seltener Präzision zur harmonischen Einheit sich verschmelzen hörte und die mannichfachen Mancirungen beobachtete, die den Vortrügen den Charakter der Einförmigkeit benahmen. Dazu kommt, daß das Programm der Vorträge gut gewählt war: die erste Abtheilung bildete die Ouverture zu Weber's „Euryanthe,“ der Kriegs-Priester-Marsch aus Mendelsohn's „Athalia,“ Aufforderung zum Tanze von C. M. v. Weber und endlich ein interessantes Potpourri: „des Königs Ankunft in einem militärischen Feldlager,“ wobei einzelne Abtheilungen der Musiker außerhalb des Saales, in den Gängen postirt waren; von ihnen kamen die wie aus der Ferne klingenden Fanfaren, Entraden, das Spiel der Königshymne, das Nahen des Königs verkündend, der noch in weiter Ferne die Linien entlang reitet und seine Truppen mustert und als er nun in Mitte des Lagers angekommen zu sein scheint, begannen die acht Militärmusikkorps im Ensemble, darein mischten sich die Sänger (der Militärgesangvereine), die den Grenadier-, den Feldschritt- und den bayerischen Schützenmarsch, dann das alte schöne Lied: „der Jäger aus Churpfalz“ kräftig und warm vortrugen. Das Potpourri war in der That von großer Wirkung. In der zweiten Abtheilung hörten wir von der militärischen Liedertafel noch zwei weitere Soldatenlieder ausdrucksvoll und wirksam zum Vortrag gelangen; die Sänger zeigten durchaus frische und schöne Stimmen, so wie vorgeschrittene Gesangsbildung; ferner wurde der dritte Satz aus einer Suite von Lachner und endlich noch ein großes militärisches Potpourri vorgeführt: „Auf, der Kampf bricht los“ oder „Erinnerung an unsere alten militärischen Feldherren.“ Die bayerische Militärmusik bewährte in diesem Konzerte ihren alten, ehrenvollen Ruf aufs Neue und Streck's Arrangement, so wie seine vorzügliche Leitung verdienen volle Anerkennung.

Aus Hannover vom 6. März berichtet das dortige Tagblatt: „Der Bildhauer E. v. Bandel wird nunmehr in den nächsten Tagen mit seiner Arbeit behufs Anfertigung der Hermannsfigur zur Vollendung des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg im Teutoburgerwald, wozu der Unterbau bereits seit 1848 fertig ist, beginnen. Derselbe hat als Arbeitsstelle den zwischen der hannover'schen Eisengießerei und der Hannover-Braunschweiger Bahn belegenen, dem hiesigen Magistrat gehörenden Eckarten ausgewählt und solchen auf 3 Jahre pachtweise gewonnen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 70 Sonntag, 22. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Tage mit seinen einundzwanzig Jahren und seinem unerfahrenen Herzen umfaßte in der Leichtgläubigkeit seines Alters Alles was seinen Wünschen schmeichelte, ohne zu erforschen, ob er sich nicht von einem Irrlicht blenden ließ. Schuldfried hatte gesagt: wenn man mir die Wahl zwischen Dir und dem Fremden ließe, so könnte von einem Bedanken gar nicht die Rede sein. Was brauchte Tage mehr zu wissen? Wozu sich selbst und Schuldfried noch länger quälen, nachdem er diese Gewißheit erhalten hatte? Mit einer freundlichen, beinahe kosenden Stimme fügte er also hinzu:

„Schuldfried, laß mich noch einmal in Deinem Blick lesen, daß Du mich noch eben so innig liebst, wie in unsern Kinderjahren."

„Ich bin und verbleibe stets Deine Schwester, Deine treue Freundin."

Tage hätte gerne hinzugefügt:

„Und meines Herzens Dame!" Aber in diesem Augenblick stürzte ein ganzer Hagel von Steinen den Berg herab, und einer von ihnen war nahe daran, Schuldfried an den Kopf zu treffen.

Dieses kleine Ereignis bewirkte, wie gewöhnlich dazwischenkommende Nebensachen, einen plötzlichen Aufbruch. Schuldfried war vor Schreck aufgesprungen, Tage konnte sich den sonderbaren Einsturz nicht erklären. Ehe sie sich noch erholt hatten, erschien Tante Sara am Gottesthor und rief ihnen. Im Erker stand Aberney, und bei seinem Anblick beeilte sich Schuldfried, dem Ruf Folge zu leisten. Der Professor war jetzt bei seiner gewöhnlichen Laune, Tage war wieder froh und munter, Tante Sara hatte ihren Aerger verschlafen, so daß Alle sich in besserer Stimmung befanden, nur Schuldfried nicht. Ein Bleigewicht hing über ihrem Innern. Mitten in diesem Schwerstun fand sich ein lebendiges Gefühl vor, die Sehnsucht nach dem Fremden.

„Was fehlt meinem Sommervogel heute?" fragte endlich Aberney und legte seine Hand auf den Kopf des Mädchens.

„Ach, ich weiß es nicht, aber es ist eine ganz besondere Unruhe an mir," stammelte Schuldfried, ergriff die Hand des väterlichen Freundes und drückte sie an ihre Lippen. „Es quält mich," fuhr sie fort, „eine gewisse Angst, als ob daheim Etwas geschehen wäre, und deßhalb thue ich wohl am Besten nach Hause zu fahren."

„Willst Du das?"

„Ja." Wiederum küßte sie die Hand, von der sie so freundlich gekost wurde.

„Laß vorfahren," sagte Aberney zu Tage. Als er mit Schuldfried allein war, fügte er mild hinzu:

„Ich glaube, Tage hat Dich betrübt. War er böse gegen Dich, wie früher, als ihr noch Kinder waret?"

„O nein, Tage hatte jetzt wie damals immer Recht. Ich war unartig."

Nach einigen Augenblicken saßen Tage und Schuldfried in der gelben Chaise und fuhren nach Ektorp. Tage sprach von allem Möglichen, womit er Schuldfried interessiren oder unterhalten zu können glaubte, und zum Lohne für seine schönen Bemühungen erhielt er ein freundliches Lächeln. Beim kleinen Weg nach Ektorp hinab hielt Tage an, und als Schuldfried herausstrang, sagte er:

„Gib mir Deine Hand und habe Dank für heute. Verzeih wenn meine Worte Dich betrübten, aber ich liebe Dich so herzinnig."

Schuldfried reichte ihre Hand und nickte; dann eilte sie weg. In der Hausflur saß Annika.

„Was macht Mama?" fragte Schuldfried; „ist sie drunten im Lusthaus?"

„Nein, mein Kind, sie ist auf ihr Zimmer gegangen und hat gesagt, daß sie allein sein wolle. Aber warum kommst Du so bald nach Hause?"

„Ich war unruhig um Mama." Schuldfried begab sich auf ihr Stübchen.

* * *

Inzwischen fuhr Tage nach Junta zurück. Er ließ die Zügel schlaff hängen, und die Hand, welche sie hielt, ruhte sorglässig auf dem Spritzleder. Er selbst saß in tiefe Gedanken versunken da. Er durchging die Jahre, die er und Schuldfried zusammen als Kinder verbracht hatten. Er gedachte all der Beweise von Freundschaft und Anhänglichkeit, die sie ihm als kleines Mädchen gegeben Dann musterte er diese Wochen,

Digitized by Google

die er zu Hause gewesen, ihr allzeit gleich herzliches Wesen, und kam auf den Schluß, daß sie ihm eben so mit den wärmsten Gefühlen ihres Herzens zugethan sei, wie er ihr. Welch' einen treuen Blick hatte sie ihm nicht zugeworfen, als sie die Worte sprach: Von einer Wahl könnte gar nicht die Rede sein, und endlich wie gering mußte nicht ihr Interesse an dem Fremden sein, da sie nicht einmal seinen Namen zu erfahren gesucht hatte? Warum hatte sie die ganze Bekanntschaft mit ihm verschwiegen? Das war eine Frage, welche die Vernunft in den Weg warf, aber das Herz war sogleich fertig mit der Erklärung, daß es in Folge einer gewöhnlichen Mädchenlaune geschehen sei. Daß sie mit dem Fremden gesprochen hatte und auch mit ihm zusammengetroffen war, bewies ganz und gar keine Vorliebe für ihn, sondern nur, daß dieß eine Zerstreuung in ihrem einförmigen Leben war; etwas das von der gewöhnlichen Ordnung abwich. Von dieser nach seinem Dafürhalten genauen Prüfung seiner eigenen Gefühle und des Benehmens Schuldfrieds ging er zu jenen bezaubernd schönen Jugendträumen über, worin man sich die Zukunft so freundlich malt. Er dachte sich Schuldfried als seine Gattin, und sein Herz schlug beim Gedanken an das Glück, das ihm dann blühen würde. Eben war er in seiner Einbildung an dieses Eden gekommen, als Hufschläge sich vernehmen ließen. Er fuhr zusammen und lauschte. Es war leicht herauszuhören, daß ein Reiter herannahte; bei der Biegung des Weges zeigte sich ein weißes Roß. Hatte Tage schon vorher das seinige nach eigenem Belieben gehen lassen, so griff er jetzt hastig in die Zügel und zwang es zu einem noch langsameren Schritte. Der herannahende Reiter schien derselben Eingebung zu folgen und hielt sein Pferd ein, sobald er Tage erblickte; auch dieses mußte in Schritt gehen. Als sie endlich an einander vorbei kamen, konnte man sagen, die beiden jungen Männer haben mit dem drohenden Feuer ihrer Blicke einander zu durchbohren gesucht.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß er so hübsch wäre," dachte Tage. „Diese Züge habe ich schon einmal gesehen, aber wann und wo?"

Lothar dachte:

„Sie muß ihn lieben, er ist mehr als hübsch." Bei diesem Gedanken erhielt das Pferd einen heftigen Spornstich und das edle Thier entleitte mit seinem Reiter.

Tages lichte und liebliche Traumbilder waren verschwunden, die bösen Mächte der Unruhe und des Zweifels erwachten wieder in ihm, und als er in den Hof hineinfuhr, stand es klar vor seiner Seele, daß er mit Aberney sprechen und ihm sagen müsse, wie theuer Schuldfried seinem Herzen sei.

* * *

Während Tage den Entschluß faßte, Schuldfried von Aberney zu begehren, wie wenn dieser über die Hand des jungen Mädchens zu verfügen hätte, war Lothar nach Kroubrück gejagt. War Tage unruhig und sein Herz von Zweifeln gequält, so war Lothars Seele von den wildesten Stürmen aufgeregt. Der Unterschied bestand darin, daß Tage vermöge seines Charakters und seiner Kinderfreundschaft mit Schuldfried die feste Ueberzeugung hegte, ihre gegenseitige Zärtlichkeit sei von einer und derselben Art. Er hatte seit dem ersten Wiedersehen es für ausgemacht gehalten, daß sie und er von Gott zu Gatten bestimmt seien. Bei seinem festen Charakter und seinem großen Selbstgefühl war er im Allgemeinen nicht geneigt, demjenigen zu mißtrauen, was ihm Glück verhieß. Die Entdeckung, daß Schuldfried einen jungen Mann kannte und häufige Spaziergänge mit ihm machte, hatte ihm Anfangs mißfallen, dann aber ihn eigentlich nur darum verdrossen, weil sie ihm dieses Ereigniß nicht anvertraut hatte. Als er mit Schuldfried darüber sprach, hatte ein gewisser Grad von Eifersucht ihn verstimmt; aber als sie mit ihrer natürlichen Aufrichtigkeit von der gemachten Bekanntschaft erzählte und erklärte, daß zwischen Lothar und Tage keine Wahl stattfinden könne, so war der von Jugend auf festgewurzelte Glaube an ihre Zärtlichkeit wieder erwacht, und er hielt es beinahe für ganz unmöglich, daß sie umhin könne, ihn zu lieben.

(Fortsetzung folgt.)

Seltenes Zartgefühl.

Unsere Leser werden wissen oder vielleicht auch nicht wissen, daß der jüngste der jetzigen Fürsten und Grafen Demidoff, welcher größtentheils in Paris lebt, sich im Besitz des berühmten Diamanten Karls des Kühnen, genannt „Sancy," befindet. Dieser historische Diamant ist Gegenstand einer Anekdote, in welcher auch der bekannte französische Kritiker Jules Janin eine Rolle spielt. Der Graf Paul Demidoff, Vater des gegenwärtigen jungen Bojaren, gestorben zu Mainz 1840, vermählt mit Aurora von Stjernval, befand sich zu gleicher Zeit mit Jules Janin in Lyon. Da Letzterer mit dem Fürsten Anatole Demidoff befreundet ist, verkehrte er natürlich auch mit dessen Bruder und bot sich ihm als Cicerone an. So kam man auch in das Museum. Im Hauptsaale bemerkte die Gesellschaft, daß die Menge sich in einer Weise um sie drängte, welche sehr unbequem zu werden begann. War es die Schönheit der jungen Gräfin, welche diesen förmlichen Auflauf verursachte? Sie war zwar sehr hübsch, doch nicht in dem Grade, um ein solches Aufsehen erregen zu können. Die Sache mußte also einen andern Grund haben, und man kam bald dahinter. Graf Paul

Digitized by Google

Demidoff, der den „Sancy“ von einem spanischen Juden gekauft, hatte ihn seiner Frau geschenkt und diese, eine große Freundin der Diamanten, trug denselben so oft sie konnte. An jenem Tage nun glänzte er als Brosche auf ihrer Brust, wo er einen kostbaren ostindischen Shawl festhielt. Dieß war der Gegenstand der allgemeinen Aufregung, die geblendete Menge bewunderte mehr den funkelnden Edelstein als dessen schöne Trägerin. Sobald man die Ursache der allgemeinen Sensation erkannt hatte, nahm die Gräfin rasch die Brosche ab und bat den berühmten Kritiker, welcher gerade an ihrer Seite ging, sie einstweilen an sich zu nehmen. Janin verwahrte den „Sancy“ in der Westentasche und man fuhr fort, die Schätze des Museums zu betrachten. Als die Gesellschaft sich später trennte, dachte Niemand an den Diamanten. Nach Verlauf von 2 Tagen lud der Graf den Kritiker zum Diner ein. Dieser kam; man speiste, aber vom „Sancy“ wurde kein Wort erwähnt. Beim Dessert endlich kam das Gespräch, ohne Zweifel ganz zufällig, auf Edelsteine. „Apropos“ sagte der Graf in fast gleichgültigem Tone, „haben Sie auch den Diamanten meiner Frau angesehen? — Wie gefällt er Ihnen?“ Der Kritiker wechselte die Farbe, und geberdete sich, als wollte er in Ohnmacht fallen. Kaum hatte er sich von dem Schreck dieser späten Erinnerung ein wenig erholt, so springt er auf, eilt in sein Hotel, fliegt die Treppe hinauf und fällt, in seinem Zimmer angekommen, mit dem Ausrufe: „Meine Weste! meine Weste!“ athemlos in einen Lehnstuhl. — „Welche Weste befehlen Sie?“ entgegnete der ganz erstaunte Bediente. — „Die weiße Piquéweste, die ich am Sonnabend getragen.“ — „Die habe ich der Wäscherin des Hotels mitgegeben.“ — „Um Gotteswillen! weißt Du das gewiß?“ — „Ganz bestimmt.“ Von einem schwachen Hoffnungsstrahle durchzuckt, eilte Janin in ein an sein Schlafgemach stoßendes dunkles Kabinet, in welches er die schmutzige Wäsche zu werfen pflegte, und siehe da, der erste Gegenstand, der ihm entgegenblitzt, ist der „Sancy,“ der wie durch ein Wunder beim Hinwerfen der Weste aus der Tasche gefallen war. Ohne diesen glücklichen Zufall lag der kostbare Stein vielleicht längst auf dem Grunde der Saone. „Das war ein Schreck!“ rief Janin eine Viertelstunde später, als er wieder in den Speisesaal des Grafen trat und der Gräfin triumphirend den „Sancy“ überreichte. „Warum haben Sie ihn aber auch nicht früher zurückverlangt?“ „Wir dachten uns schon,“ erwiderte der Graf, „daß Sie die Geschichte vergessen haben würden, oder daß am Ende gar dem Steine ein Unglück passirt sei, und wir wollten Sie deßhalb nicht in Verlegenheit bringen, sondern nahmen uns vor, die Sache bei Gelegenheit einmal zur Sprache zu bringen.“ Und der „Sancy“ repräsentirt eine halbe Million Thaler! Ein so zartfühlender Takt ist seltener als alle Diamanten der Welt. Heutzutage glänzt der kostbare Stein, den Karl der Kühne auf dem Schlachtfelde, und Jules Janin in einem Kabinet für schmutzige Wäsche verlor, im Winter bei Maskenbällen an dem Barett oder auf der Brust des Erben des Grafen Paul.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Nürnberg im März. Da gewöhnlich von Fremden, welche an Nürnberg's Kunstschätzen sich ergötzen, die Frage ergeht, warum denn dessen zweiten berühmten Bürger, dem Hans Sachs, nicht auch ein Denkmal wie Dürer gesetzt sei, so hatten schon beim Sängerfest mehrere Männer den Entschluß gefaßt, diese Sache in Anregung zu bringen, wurden aber durch besondere Gründe daran verhindert. Seitdem hat der Bildhauer Herr Krauser den Gedanken weiter verfolgt und jetzt ein kleines Vorbild eines solchen Denkmals zu Stande gebracht, das seiner Trefflichkeit wegen in Jedem, der es sieht, den Wunsch erregt, daß es zu Ehren des geistvollen Schuhmachers ausgeführt werden möchte. Es ist deßhalb gewiß erfreulich, daß wirklich bereits mehrere Männer sich zusammen gefunden haben, um die Angelegenheit zu berathen und den Versuch zu wagen. Wir können nicht zweifeln, daß die Errichtung eines Denkmals für Hans Sachs nicht nur in Nürnberg, sondern auch in ganz Deutschland Theilnehmer genug finden werde, um ein würdiges Standbild zu schaffen, und würden als Platz zur Aufstellung den Spitalplatz empfehlen, da dieser in der Nähe der Wohnung des Dichters sich findet.

Nächst Bayreuth hat, wie wir in den letzten Nummern nachgewiesen haben, wohl keine Stadt eine solche Berechtigung und Verpflichtung, am nächsten 21. März das Jubelfest der Geburt Jean Paul's zu feiern, als Hof. In Anbetracht dessen hat die Verwaltung der Stadt Hof die Gründung einer Stiftung unter dem Namen „Hofer Jean-Pauls-Stiftung“ beschlossen, deren Renten denjenigen Abiturienten des Hofer Gymnasiums vorläufig auf ein Jahr zugewiesen werden sollen, welche das Gymnasium mit der ersten Note absolviren.

Mannigfaltigkeiten.

Der „N. Pr. Ztg.“ wird folgende Erinnerung an den 20. Februar 1813, an welchem die ersten Kosacken in Berlin erschienen, mitgetheilt: Am Morgen jenes Tages schlenderte in Berlin ein zwölfjähriger

Digitized by Google

Knabe in seine Schule. Die Straße war noch menschenleer, und es sprühte ein feiner, kalter, mit Schnee vermischter Regen dem Jungen auf sein volles Haar, das nie einer Mütze bedurfte. Da trappelte es die Königsstraße entlang wie unbeschlagene Pferdehufe; der Kleine bleibt stehen, horcht dem bekannten Ton, denn er ist auf dem Lande aufgewachsen und großer Pferdefreund; da steht er lautlos auf sich zu eine Reihe bärtiger Männer auf kleinen Pferden mit langen Spießen, einer hinter dem andern, loskommen. In seiner Heimath Oberschlesien hatte er solche Männer als Kind schon gesehen, als die Russen Oesterreich zu Hülfe zogen. Er wußte: es waren Kosaken, die so still durch die leeren Straßen trabten; er wußte aber auch, daß noch viele Franzosen in der Stadt waren, denn selbst in dem Hause, wo er wohnte, waren mehrere einquartirt. Einige Worte hatte er sich aus jener Zeit gemerkt, als der elterliche Hof von Kosaken gefüllt war; er rief also dem ersten heranreitenden laut zu: Zdrasduüe, Zdrasduüe! zu Deutsch: Seid gegrüßt. Davon überrascht, nickte derselbe freundlich, wandte sein Pferd zur Seite, bückte sich, und im Nu saß der Junge vor ihm auf dem Pferde. Die weitere Unterhaltung ging nicht so leicht, denn mit der Begrüßungsformel war das Russisch zu Ende, es wurde aber Polnisch zu Hilfe genommen und man verständigte sich darüber, daß die Kosaken ein Thor zu gewinnen wünschen. Mittlerweile gelangten die Reiter an die Heilige Geiststraße und trabten hinein, gefolgt und umringt von einem Haufen Schuljungen, die neidisch ihren reitenden Kollegen anfahen, welcher, rasch seinen Operationsplan entwerfend, die Kosaken nach dem Hamburger Thore zu dirigiren beschloß. Als die Kosaken — auf dem ersten Pferde 2 Reiter, einer hinter dem anderen, auf der Burgstraße erschienen, gab ein Peloton französischer Infanterie, welches sich eben auf dem gegenüber liegenden Platze vor dem Dome sammelte, über das Wasser hin Feuer, der zweite Kosak wankte getroffen im Sattel, und der überraschte Trupp schwenkte links ab, ritt Kariére die Burgstraße entlang und bog in die kleine Burgstraße ein, immer von den Schüssen der Franzosen verfolgt. Am Schwibbogen ward der Junge vom Pferde geschoben, und der Trupp verschwand. Ersterem war es bei dem Krachen der Schüsse und dem Pfeifen der Kugeln nicht allzu lustig zu Muthe geworden, er raffte seine Bücher und Hefte zusammen, die beim raschen Abspringen vom Pferde zu Boden gefallen waren, und schlenderte weiter in seine Schule, wo er allerdings zu spät kam, doch entschuldigte ihn die Erzählung des bestandenen Abenteuers. Jener Knabe war der auf seinem Gute Baranwitz lebende, verabschiedete Landrath des Kreises Rybnik, der Baron Durant.

Raupen, besonders die haarigen Arten, vermögen durch eine brennendscharfe Sekretion der Haare, welche nach den Untersuchungen, wie bei den Haaren der der Brennnessel, Ameisensäure sein soll, bei empfindlichen Personen auf den entblößten Stellen des Körpers einen eigenthümlichen Reiz und Entzündungen hervorzubringen; aber daß diese schädliche Eigenschaft der Haare von der sogenannten Processionsraupe eine solche giftige Wirkung gehabt hat, daß dadurch in wenigen Stunden der Tod erfolgte, fordert zur Vorsicht auf, obschon der nachfolgende Fall vereinzelt da zu stehen scheint. Das „Pharm. Journ." bringt nach einer Mittheilung in Galignani's Messenger einen solchen Fall, der sich in der Gemeinde Dardilly bei Lyon vor Kurzem ereignet hat. Ein Junge von 8 Jahren war in den Wald gegangen, um Vogelnester zu suchen; als er einen Baum erstieg, um ein solches herabzuholen, fielen ihm eine Menge Processionsraupen auf die entblößten Stellen des Oberkörpers, welcher nur mit einem Hemde bedeckt war, verbreiteten sich von da auf die Brust und unter die Arme. Zuerst nahm der Kleine keine Notiz davon, empfand aber bald ein heftiges Brennen, so daß er von dem Baume herabstieg und nach Hause eilte, um dort Hülfe zu suchen. Die ärztliche Untersuchung ergab, daß die Hautstellen mit großen rothen Flecken bedeckt und sehr angeschwollen waren; es stellte sich in kurzer Zeit, trotz der ärztlichen Hülfe, Fieber, Schlafsucht, Delirium und in einigen Stunden der Tod ein. Die Processionsraupen (Gastropacha processiones Ochsh., Bombyx processionea Réaumur) sind Raupen, die besonders am Fuße oder Stamme der Eichen und anderer Waldbäume gesellig in einem gemeinsamen Gewebe leben; sie wandern gewöhnlich am Abend, aber auch bei Tage, immer reihenweise, wie bei einer Prozession, mit einem Zugführer, woher ihr Name. Die Raupe ist 1¼ Zoll lang, oben dunkelbläulich grau, unterseits grünlich hellgrau mit braunschwarzem Kopfe; der Körper ist mit feinen widerhakigen Haaren versehen, die an den Wärzchen in sternartigen Büscheln stehen und länger sind.

Ein Herr Warren de la Rue hat in London eine vergrößerte Photographie eines Theiles der Mondoberfläche ausgestellt, um diese Art der Mondbeobachtungen zu fördern. Die Photographie gibt ein 36mal größeres Bild als das ursprüngliche Negativ und stellt mit bewunderungswürdiger Genauigkeit einen Vergrücken des Mondes mit Licht und Schatten und mit allen erhabenen und vertieften Stellen dar. Würde in dieser Weise die ganze sichtbare Oberfläche des Mondes aufgenommen, so könnten diese Photographieen den Beobachtern in späteren Zeiten ein Kriterium abgeben, um etwaige Veränderung der Mondfläche zu erkennen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Kailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 71 Dienstag, 24. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Lothar dagegen hatte mit all seinen Reichthümern, seiner Schönheit und seinem Hochmuth gleichwohl während der Bekanntschaft mit Schuldfried nie daran gedacht, daß sie ihn lieben würde. Als sein eigenes Gefühl ihn trieb, sich ihr Wohlwollen zu erbitten, meinte er bereits sehr weit gegangen zu sein, und als Schuldfried ihm freundschaftlich die Hand reichte, fürchtete er beinahe, diese Freundschaft möchte bei ihm Gedanken und Wünschen erzeugen, deren Verwirklichung unmöglich sei. Er verabscheute alle Menschen und alle Dinge, die ihr in den Weg kamen, weil er gänzlich vergessen, oder auf die Seite gedrängt zu werden fürchtete. Er wurde von wilder Eifersucht gequält, weil er unaufhörlich seiner eigenen Fähigkeit zu gefallen mißtraute. Er hätte sein Leben so verbringen mögen, wie die Wochen während Aberneys Abwesenheit in Abo verflossen waren, ohne Jemand fürchten zu müssen, und ohne daß er selbst Wünsche zu hegen wagte. Hätte Lothar mehr Eigenliebe und weniger Mißtrauen besessen, so wäre er nicht so unvernünftig eifersüchtig geworden, wie er jetzt war. Er hätte sich dann nicht über jede Kleinigkeit beunruhigt und darin unzweifelhafte Beweise gesehen, daß er vergessen sei, sondern er hätte in tausend unbedeutenden Dingen entdeckt, daß gerade er selbst einen großen Einfluß auf das Herz des jungen Mädchens besitze. Ohne durch einen Hoffnungsstrahl seine Eifersucht mildern zu lassen, ließ er sich davon beherrschen, und ein bis zur Raserei gesteigerter Zorn erfüllte sein Inneres, als er Tage in der Nähe erblickte. Seine Erbitterung wurde nicht gegen Schuldfried, sondern gegen Tage und Aberney gerichtet. Er hätte sein halbes Vermögen dafür gegeben, wenn er sich damit das Recht hätte erkaufen können, diese beiden Männer zu vernichten, die er von ganzer Seele verabscheute.

Schaumbedeckt kam das Pferd nach Kronbrück und der schöne Springer zitterte an allen Muskeln, als Lothar durch einen heftigen Griff in die Zügel ihn zwang, augenblicklich an der Treppe stehen zu bleiben. Mit einem Satz war er auf dem Boden, warf die Zügel einem Bedienten zu und sagte kurz und befehlend:

„Der Doktor soll kommen!“

Sein Aussehen war von der Art, daß der Bediente ihn entschieden für krank hielt.

Der Doktor gehorchte dem Ruf sogleich. Lothar ging heftig auf und ab.

„Was fehlt Ihnen, Herr Baron? Sind Sie unwohl?“ fragte der Doktor, als er Lothars todtenblasses Gesicht sah.

„Ja, ich bin krank und Sie sollen mir helfen,“ antwortete Lothar mit einem beinahe höhnischen Ausdruck. „Da Sie stets mit dem Teufel im Bunde stehen, so müssen Sie wohl der Rechte sein, der mir helfen kann.“

„Sie erweisen mir gar zu große Ehre, Herr Baron, wenn Sie glauben, daß ich einen so mächtigen Bundesgenossen besitze. Ich dürfte gleichwohl auch ohne seinen Beistand zurecht kommen.“

Lothar ging fortwährend auf und ab.

„Sie haben mir ein Paarmal, vermuthlich in einer recht höllischen Absicht, gesagt, daß dieser Aberney politisch anrüchig sei. Ist das wahr?“

„Davon können Sie sich überzeugen, wenn Sie seine Papiere oder vielmehr seine Korrespondenz mit Beschlag belegen lassen.“

„Woher wissen Sie das?“

„Weil ich Aberney und seine Verbindungen in Schweden kenne. Ich weiß, wie sehnlich er Finnlands Wiedervereinigung mit Schweden wünscht.“

„So, und Sie sind überzeugt, daß er eine Korrespondenz führt, die . . .“

„Wenn sie zu Tage käme, ihm im glücklichsten Fall den Befehl zuziehen würde, Finnland zu verlassen und nie dahin zurückzukehren.“

„Gut!“ Lothar blieb vor dem Doktor stehen. „Warum haben Sie schon vorher mehrere Male angedeutet, daß er eine politisch verdächtige Person sei?“

„Weil ich voraus sah, daß diese Nachricht Ihnen zu Statten kommen würde, Herr Baron. Sie sind ein mächtiger junger Mann; es bedarf bloß einiger Zeilen von Ihrer Hand an den Generalgouverneur, und Sie sind sowohl von Aberney als von seinem Sohne befreit.“

„Also der Schurke Wagner war es, der mir ein Mittel zeigte, diese Menschen los zu werden.“ Er begann wieder auf und ab zu gehen. „Sie hielten

Digitized by Google

für meine wilden Leidenschaften die Möglichkeit offen, von ihrer Nähe befreit zu werden, weil Sie dachten, daß ich früher oder später sie verabscheuen würde. In einem aufgeregten und besinnungslosen Augenblick kann ich allerdings, Ihnen sei es gedankt, die Leute unglücklich machen. Ha, das ist entsetzlich!"

„Herr Baron, wenn Sie weniger aufgeregt und dagegen ruhiger wären, so würden Sie nicht mit Schurken gegen einen Mann um sich werfen, der stets Ihr Freund gewesen."

„Freund!" rief Lothar mit Hohnlachen. „Freund! Sie, der mich stets auf den Weg des Bösen geführt, Sie, der mit einem wirklichen Talent den Teufel in meinem Blute geweckt hat!"

„Nun wohl, Herr Baron, in diesem Fall lassen Sie uns scheiden. Ich werde morgen meine Stelle als Gutsarzt aufgeben. Sie können ja einen ehrlicheren Mann, als ich bin, dazu wählen, da ich, wie Mephistopheles, ein elendes Werkzeug schlechter Begierden aus Ihnen schaffe. Sonst glaubte ich, daß ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren selbstständig genug wäre, um nicht einem Instrument zu gleichen, das denjenigen Ton angibt, den man anschlägt, aber lautlos bleibt, wenn Niemand es berührt. Ein Mann, der von der Einwirkung Anderer auf seine Grundsätze und Handlungen spricht, ist ein Kind und kein Mann. Ich bin jetzt bereit, mich zu entfernen."

Das Gesicht des Doktors trug nicht mehr den glatten und geschmeidigen Ausdruck wie gewöhnlich, sondern es lag ein Gepräge wahren Stolzes darin. Der polnische Arzt hatte in diesem Augenblick etwas Imposantes. Er ging auf die Thüre zu; aber Lothar eilte ihm nach und legte die Hand auf seine Schultern mit den Worten:

„Bleiben Sie! Sie haben Recht, ein Kind, nicht ein Mann, läßt Andere auf sich einwirken. Waren Sie auch mein böser Dämon, so werde ich nie vergessen, daß Sie mein Arzt waren, daß Sie einer unglücklichen Nation und einer noch unglücklicheren Familie angehören, und daß Sie gegen Andere ein Ehrenmann sein können, wenn Sie auch gegen mich das Gegentheil bewiesen. Sie können Ihre gegenwärtige Stelle nicht aufgeben, außer um sie gegen eine glänzendere zu vertauschen. Sprechen Sie also nicht davon, aber nennen Sie sich nicht meinen Freund; dieß ist eine unwürdige Heuchelei, die weder Ihnen noch mir zusteht."

Der Doktor kehrte von der Thüre zurück und ging im Zimmer vor, indem er mit seinem gewöhnlichen verbindlichen Ton äußerte:

„Wünschen Sie mir sonst Etwas zu sagen, Herr Baron?"

„Ja, ich wünsche, daß Sie mir einen Dienst erwiesen." Lothar verstummte. Es war ihm widerlich fortzufahren.

„Und das wäre?" fragte der Doktor, nachdem er eine Weile gewartet hatte.

„Verschaffen Sie mir ein Zusammentreffen mit...."

„Meiner ehemaligen Patientin auf Ektorp?"

„Ja."

Eine lange Pause entstand. Der Doktor hatte sich offenbar vorgenommen sie nicht zu unterbrechen, sondern Lothar zu zwingen, daß er seinen Wunsch aussprechen sollte. Dieser warf sich auf einen der Sophas und rief mit leidenschaftlicher Heftigkeit:

„Für eine Stunde Besprechung mit ihr, würde ich gern einen Theil meines Vermögens geben." Dann sprang er wieder auf, trat an eines der offenen Fenster vor und blieb lange dort stehen. Der Doktor schwieg konsequent. Endlich wandte sich Lothar langsam um und sagte mit scheinbarer Ruhe:

„Wollen Sie es übernehmen, sie zu bitten, daß sie morgen in aller Frühe einen Spaziergang an den Waldweg mache?"

„Warum schreiben Sie ihr diese Bitte nicht, Herr Baron?"

„Ich habe versprochen, nicht an sie zu schreiben. Ich kann es also nicht thun. Ha, dieses Versprechen hat mich ja seit zwei Wochen beinahe zum Narren gemacht, weil ich . . ."

„Sie nicht treffen konnte. Und doch hielten Sie Ihr Versprechen?"

„Doktor, wann sahen Sie mich je mein Wort brechen?"

„Nie, das muß ich gestehen; aber Versprechungen haben sonst selten Bestand, wenn das Gefühl mit ihnen im Streite liegt."

„Sie kennen mich nicht, wenn Sie glauben, daß die Leidenschaft mich zu einem Treubruch verleiten kann."

„Wir wollen sehen, wie es damit in Zukunft geht," dachte der Doktor; laut sagte er:

„Wissen Sie, Herr Baron, warum Sie das Mädchen nicht treffen konnten?"

„Weil Sie beständig von Aberney oder seinem Sohn begleitet war."

(Fortsetzung folgt.)

Der russische Gendarmerie-Kapitän.

Aus dem Leben erzählt von Stanislaus Graf Grabowski.

Wenn die guten Berliner sich im Frühjahr 1848 einbildeten, die Russen könnten täglich vor ihren Thoren stehen, so war dazu kein Grund vorhanden; eher ließ sich eine solche Befürchtung, dem alten Spruche: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!" zufolge, schon bei den Bewohnern der östlichen Provinzen rechtfertigen.

Digitized by Google

Auf höheren Befehl wurden damals auch schleunigst die Festungen längs der russischen Gränze in Vertheidigungszustand gesetzt, d. h. mit Palisadirung versehen, die Glacis wenigstens zum Theil rasirt, Geschütze auf die Wälle, die Munition in die Kriegspulvermagazine gebracht u. s. w., was Alles zum Handwerk gehört. Das deutete allerdings darauf, daß man für alle Fälle gerüstet sein wolle.

Zu den Festungen des Ostens gehört bekanntlich das ansehnliche westpreußische Thorn an der Weichsel. Dort standen zwei Bataillone Infanterie auf Kriegsstärke, à tausend Mann, die nöthige Artillerie und ein Zug Husaren. Das war keine starke Besatzung, aber für den ersten Nothfall konnte sie hinreichen.

Dennoch herrschte auch bei den Thorner Bürgern eine wahre Russenfurcht oder, besser gesagt, um den tüchtigen und wackeren Thornern nicht zu nahe zu treten, eine wahre Manie die Russen schon diesseits der Gränze sehen zu wollen. Der nächste Punkt der Gränze war allerdings nicht weiter als eine starke Meile entfernt.

Die damals gebildete Bürgerwehr hatte auf ihr dringendes Ansuchen von dem Kommandanten die Erlaubniß erhalten, gegen die Gränze hin patrouilliren zu dürfen, die Folge davon aber war nur, daß ein paar Mal falscher Alarm stattfand und selbst zur Nachtzeit Militär-Detachements ausgeschickt werden mußten.

In Thorn ließ sich kein russischer Soldat sehen. Thatsächlich aber war es, daß, wie überall von der russisch-polnischen Gränze im Königreiche Polen bedeutende Truppenzusammenziehungen stattgefunden hatten, so auch unweit Thorn sich russische Lager befanden. Bekanntlich werden die Russen selten in Städte einquartirt, sondern lagern oder bivouaquiren.

Es war gegen Ende April, als ich, damals Sekonde-Lieutenant bei der Thorner Garnison, mit einem anderen Kameraden einen Spazierritt jenseits der Weichsel durch die Wälder machte, die sich ununterbrochen bis an die hier etwa zwei Meilen entfernte Gränze erstrecken. Die unbedeutenden Ortschaften an der letzteren sind in dieser Gegend Ottlaczin und Pieczenia, letzteres ein Zollamt.

Bei dieser Gelegenheit begegneten wir einem preußischen Unterförster, der uns anredete. Er berichtete, daß ganz in der Nähe zwischen den russisch-polnischen Landstädtchen Slusewo und Raciążek ein Truppenlager aufgeschlagen sei, daß er selbst und andere Bewohner der Umgegend, da es den Russen verboten sei, die Gränze zu überschreiten, für die Offiziere öfter kleine Besorgungen von Dingen, die drüben (d. h. jenseits der Gränze) nicht aufzutreiben seien, im Preußischen mache, und daß bei dieser Gelegenheit mehrere jener Herren den lebhaften Wunsch ausgesprochen hätten, ihre guten Kameraden, die preußischen Offiziere aus der Festung Thorn kennen zu lernen. Er setzte hinzu, die in dem Lager stationirten Truppen bestänben aus dem —ten Jäger-Regiment und einiger Artillerie, die Offiziere seien zum großen Theile Kurländer, die recht gut deutsch sprächen.

Wir nahmen uns vor, die Sache unseren Kameraden vorzulegen, und kehrten nach der Festung zurück.

Der Vorschlag, sich mit den russischen Offizieren ein Rendezvous auf der Gränze zu geben, fand vielseitigen Anklang; Acht oder Zehn von uns, die beritten waren, vereinigten sich darüber, wir holten, um ganz sicher zu gehen, noch die Erlaubniß des Kommandanten ein, und dieser war sogar so freundlich, uns einige Ordonanzen von den Husaren zuzuweisen. Nun ritten Zwei von uns wieder nach Ottlaczin hinüber und ließen durch erwähnten Unterförster den Russen mittheilen, daß wir sie, ihrem Wunsche zufolge, an einem bestimmten Tage auf dem Gränzzollamte Pieczenia erwarten würden.

An besagtem Tage ritt unsere Kavalkade bald nach Mittag von Thorn ab. Um der ganzen Sache, die ja einen bloßen Privatcharakter hatte, auch nicht den Schein oder die Möglichkeit der Deutung einer offiziellen Zusammenkunft zu lassen, waren wir sämmtlich in Ueberröcken und Mützen und führten keine Waffe bei uns; nur die Ordonnanzen, schwarze Husaren, befanden sich in voller Galla.

Das Zollamt Pieczenia liegt in einer Art flachen Thales, dessen Rand nach preußischer Seite hin die Waldung bildet. Durch dieses Thal fließt ein Flüßchen, eigentlich nur ein Bach zu nennen, und über diesen führt eine ziemlich breite hölzerne Brücke, deren Mitte durch zwei Schlagbäume abgesperrt wird; der eine ist schwarz und weiß angestrichen, der andere schwarz, orange und weiß. Kommt man auf einem abscheulichen Sandwege von Thorn, so liegen rechts an der Straße die beiden Zollämter, das preußische natürlich vor, das russische hinter der Brücke; dem letzteren gegenüber liegt oder lag wenigstens damals ein kleines einstöckiges Gebäude von Fachwerk, — ich weiß nicht, welchen Zweck es eigentlich hatte.

Als wir auf der Höhe des Sandweges erschienen, und eine freie Aussicht in das Thal vor uns hatten, ließ sich jenseits der Brücke Niemand erblicken als ein berittener sogenannter Straßnick, d. i. einer der Gränzaufseher erster Zollinie; die zweite, dahinter liegende, bildeten die Kosacken, die dritte und letzte Militärkommandos. Diese Straßnicks sind, wie Alles in Rußland bis auf die Schulkinder hinab, militärisch uniformirt; sie tragen Jacken und Hosen von dunkelgrünem Tuche, gleichfarbige wollene Epauletten, in Galla eine Art Czako, sind zum Theil beritten und dann mit Lanzen bewaffnet.

Kaum hatte besagter Straßnick uns erblickt, so wandte er sein kleines Pferd und jagte in voller Karriere die jenseitige Thalsenkung bergauf; im Nu war er unseren Augen wieder entschwunden.

Unsere Gränzbeamten kamen aus dem Zollhause

Digitized by Google

und begrüßten uns, nicht wenig verwundert über den seltsamen Aufzug; drüben hingegen blieb es todtenstill und keine Seele ließ sich sehen.

Wir fragten unsere Landsleute nach den Russen, — Niemand wußte etwas von ihnen; wir warteten über eine Viertelstunde lang und begannen uns bereits der Ueberzeugung hinzugeben, das verabredete Rendezvous sei russischerseits auf irgend eine Weise gestört worden. Aber wir hatten uns geirrt.

Plötzlich erschienen 5 bis 6 kleine Landdroitschken, jede mit einem unter dem Bogen ziehenden Pferde bespannt, im längsten Galopp den Berg herabsausend; eine größere Anzahl von Straßnicks und Kosacken umgab die leichten Fuhrwerke zu Pferde, und auf denselben saßen etwa fünfzehn bis zwanzig russische Offiziere in vollem Dienstanzuge, d. h. mit Schärpe, Säbel und Helm.

Wir stiegen von den Pferden und begaben uns auf die Brücke; die Russen sprangen, vor ihrem Zollhause angekommen, von den Wagen und eilten uns entgegen; die Schlagbäume erhoben sich, und die später, hin und wieder sehr mißliebig betrachtete Verbrüderung begann. Weiß Gott, wir hatten keine politischen Zwecke dabei im Auge, die Russen gewiß eben so wenig! — Unsere russischen Kameraden geberdeten sich ein bischen leidenschaftlich, das liegt aber einmal in ihren Sitten. Sie umarmten uns und küßten uns auf Stirn, Mund und Wangen, überall hieß es auf deutsch und russisch: „Brüderchen hier" und „Kam'rad da!" Wer uns beobachtet hätte, würde gedacht haben, wir seien alle die ältesten Freunde, und doch hatte nicht ein Einziger je den Anderen gesehen!

Sie gehörten sämmtlich dem —ten Jägerregimente an, nur ein Artillerie-Kapitän war dabei. Das Regiment sollte ein kurländisches sein, doch sprachen nur wenige von ihnen Deutsch, die Meisten wußten sich aber recht gut mit Französisch zu behelfen, der Artillerie-Kapitän, der überhaupt ein sehr gebildeter Mann schien, redete diese Sprache vortrefflich. Was den Namen „Jäger" anbetrifft, so bedeutete er nichts weiter als leichte Infanterie, es wär bei ihr und der schweren dieselbe Bewaffnung und fast dieselbe Uniform.

(Fortsetzung folgt.)

Statistisches zur polnischen Frage.

Das Königreich Polen, Kongreß-Polen, hat folgende politische Eintheilung: 1) Gouvernement Warschau mit den Kreisen: Warschau, Stanislawow, Rawa, Lenczyc, Gostyn, Wloclawek, Kalisch, Konin, Tieradz, Wielun und Petrikau; 2) Gouvernement Radom mit den Kreisen: Radom, Kielce, Sandomir, Opatow, Opoczyn, Miechow, Olkusz, Slopnice; 3) Gouvernement Lubelsk (Lublin) mit den Kreisen: Lubelsk, Krasnostaw, Hrubieszow, Zamojsk, Siedlec, Lukow, Biala, Radzyn; 4) Gouvernement Plotzk mit den Kreisen: Plotzk, Pultusk, Lipno, Mlawa, Przasny, Ostrolenko; 5) Gouvernement Augustow mit den Kreisen: Lomze, Augustow, Sejnen, Kalwazy, Mariampol. Die klerikale Eintheilung Kongreß-Polens, wie die Statistik der Geistlichkeit, ist bei der jetzigen Stellung des Klerus zu der Erhebung von besonderem Interesse. Es sind in Kongreß-Polen für 2078 Kirchen 2218 Weltgeistliche (geweihte Priester), darunter 1 Erzbischof, 4 Bischöfe, 3 Suffragane, 3 Diözesan-Verwalter, 39 Prälaten, 65 Canonici, 74 Konsistorial-mitglieder, 131 Dekane, 1632 Pröbste und Parochial-Verwalter, 37 Lehrer an geistlichen Schulen, — 1632 Klostergeistliche mit 148 Klöstern und 521 Nonnen mit 38 Klöstern; im Ganzen also 4026 Geistliche und 521 Nonnen, außer den Massen von Klerikern und Laienbrüdern. Wielopolski bot bekanntlich Alles auf, um diese „zweite Armee Polens" für seine Vermittlungspläne zu gewinnen; der Versuch ist als gescheitert zu betrachten. Das Königreich Polen hat —, nach dem Gothaer Gen.-Kalender pro 1863 — auf 2331 Q.-Meilen 4,764,446 Einwohner nach der Zählung von 1859, 25,933 weniger als 1855. Im Gouvernement Warschau sind 1,699,491, Lublin 952,224, Radom, 932,603, Augustow 628,010, Plotzk 552,148 Einwohner. Unter diesen Griechisch-Orthodoxe 4856, Römisch-Katholische 3,657,140, Griechisch-Unirte 215,967, Prot. Augsb. Konf. 274,707, Reformirte 4189, Mennoniten 1581, Mähr. Brüder 1451, Juden 599,875. Im Jahre 1836 waren 282,320 Adelige und im Gouvernement Augustow 312 muhamedanische Tataren. Im Königreiche Polen sind 453 Städte mit 1,164,487 Einwohnern, darunter Warschau mit 162,777, Lodz 29,617, Lublin 18,304; außerdem noch 5 Städte, z. B. Kalisch, mit mehr als 10,000 Einwohnern. Das europäische Rußland hat 90,134 Q.-Meilen, 59,330,752 Einwohner; hierzu Großfürstenthum Finnland 6870 Q.-Meilen, 1,680,000 Einwohner. Es stehen also 61 Mill. Russen den 5 Mill. Polen gegenüber. Von den vorerwähnten 59 Mill. des europäischen Rußlands kommen auf die Gouvernements, die zum alten Königreiche Polen gehört haben: Wilna 876,116, Grodno 881,881, Witebsk 781,741, Wolhynien 1,528,328, Podolien 1,748,466, Mohilew 884,640, Minsk 986,471. Zusammen 7,487,643 Einwohner.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bulland'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 72 Mittwoch, 25. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Und warum sind diese ihr so treu gefolgt? Soll ich es Ihnen sagen?“

Lothar nickte mit dem Kopf.

„Obschon Ektorp in einer von Nachbarn abgeschiedenen Gegend liegt, so hat es gleichwohl keinen Mangel an Leuten und geschwätzigen Zungen. Jemand aus der Nähe hat Sie und Fräulein Smith beisammen gesehen; dieß ist Aberney's zu Ohren gekommen, und sie glauben sich verpflichtet, über das Mädchen zu wachen, damit sie nicht mit Ihnen in Berührung trete. Zumal da . . . . . Doch warum brauche ich Ihnen das wahre Verhältniß zu sagen? Sie würden doch nur glauben, ich wolle den Teufel in Ihrer Brust wecken, und darum schweige ich.“

Mit fürchterlichem Scharfsinn verstand es der Doktor die Neugierde Lothars zu reizen; auch sagte dieser voll Ungeduld:

„Warum solche Rückhaltsamkeit, wenn ich Aufrichtigkeit von Ihnen verlange? Sie stiften mit diesen Halbsagereien weit mehr Böses, als wenn Sie ganz offen sprechen. Geben Sie mir, welche Erklärung Sie wollen, wenn sie nur aus meiner Seele den teuflisch qualvollen Gedanken wegnimmt, daß sie es sei, die mir ausweicht.“

„Erinnern Sie sich, Herr Baron, daß Sie selbst mich aufgefordert haben, zu reden.“

„Welche lange Vorbereitung!“

„Nun wohl, Fräulein Smith ist für den jungen Aberney zur Frau bestimmt und . . .“

„Aber Sie sagten mir vor einiger Zeit, daß . . . daß Professor Aberney sie für sich selbst erzogen habe.“

„Ganz richtig. Dieß war indeß bloß eine Vermuthung von mir, während es dagegen Thatsache ist, daß der junge Aberney seit seiner Kindheit an ihr hing. Vermuthlich findet die Verlobung statt, ehe er nach Stockholm zurückkehrt.“

Lothars Augen funkelten; er drückte krampfhaft seine Hände zusammen und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Sind Sie dessen sicher, was Sie sagen? Können Sie die Wahrheit beweisen?“

„Unendlich gerne.“ Der Doktor zog aus seiner Brusttasche einen Brief, den er mit lächelnder Miene Lothar überreichte, der ihn dem Arzte förmlich aus der Hand riß. Er war vom Pfarrer des Kirchspiels und lautete wie folgt:

„Verehrtester Herr Bruder! So gerne ich heute Abend nach Kronbrück hinüberkäme, um ein Brett mit Ihnen zu spielen, so muß ich mir's dennoch versagen, weil ich meinem alten Freund Aberney versprochen habe, nach Ektorp hinüberzufahren und mit Frau Smith zu sprechen. Aberney wünscht seinen Sohn mit der schönen Schuldfried zu verheirathen. Wenn die Mutter dafür ist, so könnte die Verlobung je eher, je lieber stattfinden. Ich bin der einzige Gast, den Frau Smith empfängt, und darum habe ich, da ich das Mädchen herzlich liebe, mit dem größten Vergnügen den Auftrag übernommen, weil mein Beichtkind schwerlich eine bessere Parthie treffen kann, als mit dem jungen Aberney. Er ist in jeder Beziehung ein wackerer und prächtiger Bursche.

„Wenn Sie einmal in die Pfarrei kommen, Herr Bruder, so vergessen Sie nicht bei Ihrem redlichen Freund vorzusprechen.

Isaak Arbanius.“

Lothar blieb eine lange Weile ganz unbeweglich. Er starrte den Brief an, als hätte er seinen Inhalt nicht verstehen wollen. Endlich sagte er gänzlich zu sich selbst:

„Die Mutter, nur die Mutter ist es, von der Alles abhängt. Man ist also ihrer Einwilligung bereits sicher. Ha, das ist eine Narrheit von mir sie wieder sehen zu wollen.“ Er zerknitterte den Brief und warf ihn auf den Boden. „Am Besten, ich begebe mich sogleich nach Petersburg.“

„Meine Gesandtschaft nach Ektorp wird also überflüssig?“ fiel der Doktor mit einem Ausdruck ein, als ob er sich sehr darüber freute. Lothar sah ihn an und murmelte, so leise, daß der Doktor seine Worte nicht hörte:

„Glaube nur dasjenige, von dessen Wahrheit Du Dich selbst überzeugt hast, lautet eine der Lehren, die ich zu befolgen schwur. Nun wohl, ich will mit ihr reden.“

„Sagten Sie Etwas, Herr Baron?“ fragte der Doktor.

Digitized by Google

„Ja, ich wollte Sie bitten, mir das Zusammentreffen morgen zu verschaffen.“ Ohne die Antwort des Doktors abzuwarten, verließ er hastig das Zimmer.

„Dießmal ist er richtig in die Falle gekrochen,“ dachte der Doktor, als er in seine Wohnung hinabging.

* * *

Als Schuldfried am folgenden Morgen ganz früh aus ihrem Zimmer herabkam und sich in den Garten begeben wollte, um ihre Herbstblumen und ihre kleinen Mistbeetpflanzen zu besorgen, ging Annika ihr entgegen und brachte ihr einen beschriebenen Papierstreif mit den Worten:

„Doktor Wagner fuhr so eben hier vorbei; er muß zur Frau des Waldschützen, die krank ist, und da hat er mich, Dir dieß Billetchen zu übergeben.“

Schuldfried fühlte, wie sie erröthete, als sie das Papier aus der Hand der alten Dienerin empfing. Sie öffnete es; es stand da auf französisch: „Wenn Sie einen Unglücklichen trösten wollen, so machen Sie um acht Uhr in der Frühe einen Spaziergang auf dem Waldweg.“ Diese Zeilen waren mit dem Namen Wagner unterzeichnet.

Schuldfrieds Herz schlug vor Unruhe und Freude. Es waren noch zwei Stunden bis zur festgesetzten Zeit. Sie wollte eben in den Garten hinabgehen, um sich die Langeweile des Wartens mit den gewöhnlichen Geschäften daselbst zu vertreiben, als Annika von der Küche aus ihr rief.

„Was willst Du?“ fragte Schuldfried.

„Du sollst zur Frau hineinkommen,“ antwortete Annika.

„Ist Mama aufgestanden?“

„Ja wohl; sie hat gesagt, daß sie Dir vor dem Frühstück etwas zu sagen habe.“

Schuldfried ging zur Mutter hinein. Es war höchst selten, daß sie die Schwelle ihres abgeschiedenen Zimmers betrat. Frau Smith hatte zwar ihrer Tochter nicht verboten hinzugehen, aber dieß fiel Schuldfried niemals ein. Das Stübchen bildete für die Phantasie des Mädchens einen Platz wo finstere und düstere Geister weilten, und es kam ihr vor, als ob jeder Gegenstand darin mit Thränen getränkt wäre. Wenn es je einmal geschah, daß Schuldfried hineingerufen wurde, so überkam sie immer ein Schauer. Dieß war etwas, wovon sie sich noch nicht hatte befreien können. Als daher Annika sagte, daß sie hineinkommen solle, machte Schuldfried ein ganz unglückliches Gesicht.

Frau Smiths Zimmer lag rechts von dem kleinen Saal, welcher das erste Gemach bildete, in das man kam. Links lag das sogenannte Arbeitszimmer. Dieses war groß, hell und hatte vier Fenster. D'rin stand ein Klavier, ein schöner Bücherschrank, eine Laute, ein Zeichnungsständer und einige kleine Sophas mit ihren Arbeitstischen. Die Fenster waren mit Blumentöpfen angefüllt und das Ganze hatte etwas höchst Anheimelndes, zumal da man eine ausgezeichnet schöne Aussicht darin genoß. Der Saal war kleiner und düsterer, weil das dichte Laubwerk der Bäume das Tageslicht nicht ungehindert hereindringen ließ. Sein Ameublement war schwerfällig; es bestand aus einem braun angestrichenen Sopha und ditto Stühlen mit schwarzen Lederüberzügen, einem Anrichttisch, einem Speisetisch und einer Wanduhr.

(Fortsetzung folgt.)

Der russische Gendarmerie-Kapitän.

Aus dem Leben erzählt von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

Unsere neue Bekannten zogen uns bald mit Bitten, bald mit Gewalt über die Gränze, wir machten auch nicht viel Einwendungen dagegen, denn wir waren ja sicher, wegen Ueberschreiten der Gränze nicht nach Sibirien geschickt zu werden, was sie im umgekehrten Falle leicht riskirt hätten, wie sich später erweisen wird. Sie führten uns nun — wir gingen paarweise Arm in Arm — in das kleine, links an der Straße liegende Haus, das von seinen Bewohnern bis auf einen langen Tisch, Bänke und Stühle ganz ausgeräumt war, und hier erblickten wir auf erwähntem Tisch zu unserer Ueberraschung eine mächtige Batterie von Weinflaschen, unter denen selbst die Weißköpfchen ansehnlich vertreten waren.

Dieser ganze Empfang setzte uns eigentlich in Verlegenheit. Wir hatten nur an ein Zusammentreffen gedacht, das den Charakter des reinen Zufalls haben sollte, die Russen indessen hatten unsere Verabredung anders aufgefaßt; darum waren sie im vollen Dienstanzuge gekommen und spielten förmlich die Gastgeber, — wir waren allerdings auf dem Gebiete ihres großmächtigen Czaaren.

Indessen kam man uns mit so herzlicher Kameradschaft, ja persönlicher Freundschaft entgegen, daß alle kleinlichen Bedenken bald bei uns schwiegen. Unsere neuen Bekannten gehörten nur einem Linienregimente an, — mochte es aber nun an dem in ihrem Offizierkorps ziemlich stark vertretenen deutschen (Kurländischen) Elemente liegen, sie zeigten sich als die gebildetsten Leute von der Welt; es war kein Einziger unter ihnen, dem der Engländer gezögert haben würde, das Prädikat Gentleman beizulegen.

Wir gruppirten uns in bunter Reihe, mit Rücksicht auf Nationalität und Uniform, um den langen Tisch, und die aufgefahrene Batterie mußte eine harte Attacke bestehen.

Digitized by Google

Kein Mensch ist ganz frei von Egoismus, und unsere guten russischen Kameraden waren es, aller Vermuthung nach, auch nicht. Man kann sich denken, wie streng in damaliger bewegter Zeit die russische Gränze abgesperrt war; die neuen Ideen des erwachenden Volksbewußtseins durften ja unter Kaiser Nikolaus um keinen Preis eingeschmuggelt werden. Hatte man früher alles nur Anstößige oder was wenigstens dafür gehalten wurde, in den Zeitungen mit unverlässlicher, schwarzer Farbe bepinselt, — eine auch neuerdings als am einfachsten höchst empfehlenswerthe Prozedur, um die mißliebige Presse unschädlich zu machen, denn man kann ja Alles drucken lassen und das schwarze Bepinseln ist im Preßgesetze nicht vorgesehen — so ließ man seit dem März 1848 lieber gar keine Drucksachen mehr über die Gränze. Wer wollte das der Regierung des Czaaren Nicolaus verdenken? — handelt eine Regierung nicht am edelsten gegen ihre Unterthanen, wenn sie aufrichtig handelt? — das hat die russische Regierung bis auf Nicolaus wenigstens immer gethan, — man muß es ihr lassen!

Also unsere Russen, die sich in vollständig ägyptischer Finsterniß darüber befanden, ob Frankreich noch Königthum oder Republik sei, Preußen am Rande des einen oder der anderen stehe, waren auch neugierig, einen Begriff von Dem, was sich im Westen zutrug, zu bekommen.

So kam es denn erklärlicher Weise, obgleich Soldaten lieber von Pferden, Hunden und hübschen Mädchen als von Politik sprechen, doch bald zu einer Unterhaltung, deren belebender Geist die letztere war.

Aber unter Kaiser Nicolaus waren seine Russen auch vorsichtig. Niemand stellte eine Frage an die Allgemeinheit, Niemand hielt eine Rede, wie sie gerade um jene Zeit so sehr an der Mode waren. Jeder hatte seinen Kameraden-Nachbar, und der Nachbar Preuße machte seinen Nachbar Russen über bewußten Punkt so klar und klug als möglich. — Was würde da wohl Kaiser Nicolaus gesagt haben, hätte er die einzelnen Pärchen belauschen können? —

Plötzlich und im höchsten Grade für uns überraschend aber stockte das mit äußerster Lebhaftigkeit geführte Gespräch. — Wir blickten auf. Die Thür schloß sich so eben wieder, und mit vielen höflich gemessenen Verbeugungen und lächelndem Gesichte stand ein neuer russischer Offizier vor uns.

Er trug einen hellblauen Ueberrock mit weißem Kragen und weißen Aufschlägen, so viel ich mich entsinne, nicht einmal einen Säbel an der Seite.

Er war lang und dürr, hatte eine ungesunde gelbliche Farbe und ein sogenanntes verkniffenes Gesicht mit kleinen grauen Augen, eine spitze Nase und fest auf einander gekniffene schmale Lippen. Er erinnert mich immer an einen preußischen Polizeirath, den ich später in Berlin kennen lernte, oder vielmehr der Polizeirath an ihm. Vielleicht standen sie in irgend einem verwandtschaftlichen Verhältnisse oder waren, wie man sagt, „verwandte Brüder."

Ich saß neben einem Lieutenant Freiherrn v. R. Mein lieber, alter Kamerad! kommen Ihnen diese Zeilen einmal durch Zufall zu Gesicht, was ich bezweifle, da Sie dieselben in ihrem Rußland aller Wahrscheinlichkeit nach nur schwarz überpinselt erhalten werden, dann erinnern Sie sich meiner noch einmal freundlichst; ich schicke Ihnen hiermit einen wahrhaft kameradschaftlichen Gruß!

„Nun?" fragte ich gespannt. „Wer ist denn das?"

„Still!" flüsterte er mir nicht ohne Aengstlichkeit zu. „Er ist Gendarmerie-Kapitän aus —"

Er stockte mit eigenthümlichem Blicke.

„Eine Kanaille?" fragte ich, der doch auch schon einen Begriff vom russischen Wesen hatte.

„Ja," lispelte er. „Wo der Kerl nur herkömmt?"

So ging es überall am Tische; man begrüßte den hellblauen Gendarmen sehr höflich, aber man hätte den alten Spion lieber hinausgeworfen.

Es war auf einmal unbehaglich im Zimmer geworden, Alle blickten verstohlen auf den Gendarmerie-Kapitän, und der Gendarmerie-Kapitän, der sich mit den freundlichsten Manieren am Tische niedergelassen hatte, blickte verstohlen auf Alle.

O Czaar Nicolaus! von diesem Augenblicke an, warst Du sicher, daß die preußischen Offiziere Dir keine Contrebande in Dein heiliges Reich einschmuggelten.

Irgend Einer kam auf den guten Gedanken, die Kosacken und Husaren einander gegenüber sehn zu wollen; das war so ein kleiner unschuldiger Nachtrag zu dem weltberühmten Manoeuvre von Kalisch, blos war er weniger kostspielig.

Die Kosacken sahen „un peu comme les cochons" aus gegen unsere Husaren. Es waren Leibhusaren vom „Ersten," von diesem herrlichen, stolzen Regimente, und, wie man bei uns sagt, ein Paar gesunde Jungen. Sie sahen mit einem gewissen Mitleiden auf die schmutzigen Kosacken herab, die sich doch auch in ihrer Paradeuniform befanden.

Ich will mich nicht auf die eigenthümliche Reiterei der Kosacken einlassen; sie mögen im Felde vortrefflich sein, zum Vorpostendienste, auch zur Verfolgung des fliehenden Feindes, wenn sie die Knie bis zum Sattelknopf hinaufziehen, mit den Füßen bis an die Hacken durch die Bügel fahren, sich auf den Hals ihres mageren Gaules legen! — aber ein Wettkampf mit einem ordentlichen preußischen Husaren, mit einem Todtenköpfer vom Ersten, dem der Pelz und die rothe Binde vom Kolpak (damals!) nachwehen, das ist wahrhaftig — kindisch! Ich sage das nicht als fanatisirter Preuße — weiß Gott, das bin ich nicht! — ich sage es nur als geprüfter Soldat.

Kurz, unsere Husaren blieben entschieden Sieger in dem Turniere; die Russen bewunderten sie, wir, der Höflichkeit wegen, die schmutzigen Kosaken.

Digitized by Google

Es wurde spät, und die Abenddämmerung kam. Wir hatten uns gut amüsirt, und die Russen hatten sich gut amüsirt, es waren Freundschaften geschlossen worden. Niemand achtete mehr auf den langweiligen Gendarmerie-Kapitän; er stand da wie ein aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener und machte ein langes Gesicht.

Die Offiziere umarmten uns beim Abschiede, wie beim Empfange.

(Schluß folgt.)

König Gambrinus.*)

König Gambrinus, o Herrscher und Vater,
Der Du erfunden den Metz und das Bier,
Daß es gedeihe, Du Hort und Berather,
Und mir nie fehle, o sorge dafür.

Pflege die Gerste, vermehre den Hopfen,
Stärk' auch der Brüner robustes Geschlecht,
Segne die Pfanne, daß jeglicher Tropfen
Stark ihr entrinne für Herr wie für Knecht.

Siehe, der Völker unendliche Züge
Haben um Deinen Thron sich gestellt,
Schwingen begeistert die Humpen, die Krüge,
Feiernd den Pfleger der zechenden Welt.

Bachus selber, der üppige Knabe,
Wenn er mit Trauben die Locken bekränzt,
Neigt sich verlangend nach Deiner Gabe,
Eh' er mit Weine den Becher kredenzt.

Aber zumeist in dem Lande der Bayern,
Da wo der Durst bei der Stärke wohnt,
Wissen wir Dich als den Herrscher zu feiern,
Der auf den Burgen der Tonnen thront.

Spend' uns die mächtigen, send' uns die vollen,
Voll von dem Besten, was je Du gewährt,
Und Dir zu Ehren, so wie sie entrollen,
Sei'n sie entspundet und Alle geleert.

Friedrich Thiersch.

*) Vorstehende Hymne auf das Bier wurde von dem verstorbenen Geh.-Rath v. Thiersch auf die Bitte des rühmlichst bekannten Komponisten Konrad Max Kunz im Jahre 1847 gedichtet und ist in diesen Tagen zuerst durch die »Bair. Ztg.« zur Veröffentlichung gekommen. Bei der am 12. ds. stattgehabten Jahresweihe des Münchener akademischen Gesangvereines fand es als vierstimmiger Chorgesang mit Begleitung von Blechinstrumenten, (Melodie von K. M. Kunz) zum Erstenmale auf dem Programme.

Mannigfaltigkeiten.

[Sir H. Bulwer vergiftet.] Der englische Gesandte in Konstantinopel, Sir H. Bulwer, wäre um ein Haar um's Leben gekommen. Er hat die Gewohnheit, Abends, wenn er nach dem Theegenuß nicht einschlafen kann, Opium zu nehmen. Nun aber war er auch anderweitig unpäßlich und gebrauchte Medizin. Mit einem Rezepte für die letztere beauftragte er seinen schwarzen Diener, ihm in der Apotheke eine Dosis Laudanum verabfolgen zu lassen. Dieß geschah; als aber der Baronet einzunehmen verlangte, reichte ihm der unwissende Neger, die Medikamente verwechselnd, das Opium, und der Patient schluckte es ganz arglos hinunter. Zum Glück bemerkte er wenige Sekunden später den furchtbaren Irrthum; schleunigst herbeigerufene ärztliche Hülfe verhinderte die ersten Wirkungen des Giftes, und der Gesandte kam mit dem bloßen Schrecken davon.

Jean Paul erhält jetzt ein neues Grabmonument. Ein gewaltiger Granit aus der Nähe von Gefrees, der bei dem schwierigen Transport (auf einem mit 14 Ochsen und 2 Pferden bespannten Wagen) bereits an 500 fl. kostet, wurde auf den Kirchhof zu Bayreuth gebracht und wird eben an seine zukünftige Stelle gewälzt. Jedenfalls ist es ein origineller Grabstein, an dem Menschenhände nicht gekünstelt. Auch in Hof (so wie in Koburg), wo Jean Paul in seiner Jugend mehrere Jahre lebte, wurde dessen 100jähriger Geburtstag (21. März) durch einen Fackelzug, ein Konzert der dortigen Gesangvereine ꝛc. festlich begangen.

[Eine Millionen-Erbschaft.] Ein Branntverschleißer in der Liquenfabrik des Sz. in Preßburg hat dieser Tage eine gerichtliche Zustellung erhalten, der Zufolge er zum Erben eines Vermögens von mehreren Millionen berufen ist. Diese kolossale Erbschaft, der noch drei schuldenfreie landtäfliche Güter beigegeben sind, war durch mehrere Jahre unter einigen Verwandten Gegenstand eines Rechtsstreites gewesen, der jetzt zu Gunsten des Vaters des Erbnehmers entschieden sein soll, wodurch nun dessen ausgeforschter einziger Sohn in die angenehme Lage kommt, die Freuden einer Millionärs-Existenz kennen zu lernen.

[Selten!] In Linz hat Jemand dieser Tage den recht anständigen Betrag von 18,000 fl. redlich gefunden und noch hat sich kein Verlustträger mit „angemessener" Belohnung gemeldet.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 73 Donnerstag, 26. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Frau Smiths Zimmer war klein und von höchst besonderem Aussehen. Ein eisernes Bett, umgeben von grünen Vorhängen, die in Folge der Jahre bedeutend abgeschossen waren; über demselben eine ursprünglich grüne Decke, aber jetzt voll von dunkeln Flecken von einer unheimlich bräunlichen Farbe und Blutspuren ähnlich. Innerhalb des Vorhangs hing ein Pistol mit beschmutztem Kolben und rostigem Rohr. An der Wand, gerade vor dem Bett, befand sich das Porträt eines Mannes in der Blüthe seiner Jugend. Die Züge waren äußerst edel und seelenvoll; sie besaßen eine auffallende Aehnlichkeit mit denen Schuldfrieds. Unter dem Porträt, an einem Nagel, hingen ein Mannsrock und eine Weste, beide mit dunkeln Flecken bedeckt. Zwei Stühle, deren Ueberzug so abgenützt war, daß er da und dort große Neigung zum Zerreißen zeigte, ein eichenes Tischchen mit Uhrgestell und einer Uhr, ein Pfeifenständer mit mehreren schönen Pfeifen, ein Rasirzeug mit allerlei Schächtelchen, ein Bücherständer voll älterer Bücher und ein wackeliger Schreibtisch vollendeten das Ameublement. Das Fenster war weder mit Gardinen noch mit Blumen geschmückt; der düstere Schein, der dadurch hereinfiel, gab dem Ganzen ein melancholisches Gepräge. Es war als flüsterte jeder Gegenstand in diesem Zimmer von Ereignissen so düsterer Art, daß selbst das Tageslicht vor den Erinnerungen daran zurückbebte.

Als Schuldfried die Thüre öffnete und zur Mutter hineintrat, war es ihr gerade, als ob sie in ein Grab stiege.

Frau Smith saß vor der herausgezogenen Schublade des Arbeitstischchens. Sie stützte ihren Arm auf dieselbe und den Kopf in die Hand. Sie glich, während sie so dasaß, der Reue, welche verzweiflungsvoll Gegenstände anstarrt, die Zeugen von Bösem gewesen, worüber das Gewissen ohne Hoffnung auf Versöhnung weint. Vor ihr lag ein fertiger Brief, den sie zusammengelegt und versiegelt, aber noch nicht überschrieben hatte. Frau Smith hatte ihren Rücken der Thüre zugekehrt, und da diese leise aufging, bemerkte sie den Eintritt der Tochter erst, als sie an ihrer Seite stand und mit einer gelinde zitternden Stimme sagte:

„Guten Morgen, Mama, Du hast mich rufen lassen."

„Ah, bist Du's mein Kind?" Frau Smith erhob sich und ließ ihre Lippen ganz leicht die Stirne der Tochter berühren.

„Ich wollte Dir sagen, meine geliebte Schuldfried, daß ich heute früh nicht mit Dir arbeiten kann, sondern wünsche, daß Du die arme Frau des Waldschützen besuchest, die da drüben in ihrer Hütte krank und allein liegt. Erkundige Dich, was sie für sich und die Kinder bedarf und nimm einen Korb voll Speisen mit. Annika wollte hingehen; aber ich weiß, Du nimmst Dich so gerne der Armen an, daß ich Dich dieser Freude nicht berauben wollte."

„Ach Du gute Mama, daß Du immer daran denkst, mir Freude zu machen und den Hülfsbedürftigen beizustehen."

Frau Smith strich das Haar aus der reinen, freien Stirne der Tochter und betrachtete sie mit einem Blick voll Liebe und Schmerz.

„O wenn ich von Deinem Leben jeden Kummer wegnehmen, wenn ich mit endlosen Qualen für mich selbst eitel Freude für Dich erkaufen könnte, dann .... dann würde ich den Muth besitzen, unter dem Schmerz zu lächeln. Jetzt . . ." sie wandte sich ab und fügte hinzu: „Jetzt ahnst Du nicht, welches traurige Erbe Du bekommen hast."

„Geliebte Mama, welches Erbe ich auch bekommen haben mag, so bin ich stolz darauf, Dich Mutter nennen zu dürfen," sagte Schuldfried, indem sie die Mutter umschlang; diese aber stieß sie heftig von sich und sagte:

„Geh!"

„Mama, bist Du böse auf mich?" rief Schuldfried erschrocken.

„Ich bin auf Dich? Nein, niemals, aber verlaß mich jetzt! Die arme Frau wartet auf Dich."

Schuldfried küßte der Mutter Hand und verließ das Zimmer.

Aus der Gartenarbeit wurde nichts, sondern Schuldfried mußte jetzt alle die Sachen besorgen, die sie der armen Frau und ihren Kindern mitbringen

Digitized by Google

wollte. Nachdem sie in einen Korb gelegt waren, mußte sie nothwendig Kaffee trinken, denn, meinte Annika, das ginge doch nicht an, daß das Kind mit hungrigem Magen einen so langen Weg machte. Die Alte hätte ein solches Unglück für ihren Liebling nicht überleben können. Aber nicht genug mit dem Kaffee; Schuldfried wurde auch noch mit prächtigen weißen Brödchen bewirthet, damit sie ja keine Magenschwäche bekommen sollte. Trotz aller Versicherungen des jungen Mädchens, daß sie nicht mehr könne, ließ die Alte nicht nach, bis die Brödchen verzehrt waren. Alles das verdrödelte die Zeit, so daß es beinahe acht Uhr war, als Schuldfried heiter die Allee entlang wandelte. Sie war ungemein erfreut über den Gedanken, daß sie den Fremden sehen oder Etwas über ihn erfahren solle. Bei der Einbiegung in den Waldweg traf sie auch wirklich Lothar, der mit aufgeregter Miene ihr entgegen kam. Ehe er ein einziges von all den bittern Worten vorbringen konnte, welche die Eifersucht ihm eingab, rief Schuldfried.

„Welche Ewigkeit seit wir uns nicht mehr getroffen haben! Jetzt werde ich wieder vergnügt, da ich Sie wieder sehe."

Sie reichte ihm die Hand und lächelte so freundlich, daß der Schimmer davon sich auf Lothars Zügen wiederspiegelte. Aller Unmuth und alle Erbitterung verschwand bei ihrem Anblick und ein unbeschreiblich wilder Eindruck kam unter die stürmischen Elemente. Er ergriff die dargebotene Hand ohne alle Heftigkeit, ganz wie ein Freund die Hand eines andern ergreift und drückt. Seine Stimme verrieth durchaus keine Aufregung, als er ganz wehmüthig versetzte:

„Wie kann ich's wagen, an Ihre Worte zu glauben, da Sie so hartnäckig, so grausam mich verurtheilt haben, sich nicht eine Minute lang von mir sehen oder sprechen zu lassen? Sie konnten Ihren alten Freunden nicht eine einzige Viertelstunde zu Gunsten des neuen abstehlen. Wie schmerzlich mußte ich das empfinden, da ich in Ihrem Benehmen einen deutlich ausgesprochenen Wunsch zu finden glaubte, mich nicht wieder zu sehen und . . ."

„Still! Sie verständigen sich, wenn Sie so sprechen. Sie wußten wohl, daß es gegen meinen Willen geschah und daß ich Sie gerne getroffen hätte. Im Uebrigen," fügte sie mit ihrem hellen Lachen hinzu, „habe ich Ihnen dieß ja erst vor Kurzem gesagt. Lassen Sie uns also die Gegenwart nicht durch Gespräche über die Vergangenheit verbittern. Ich bin in diesem Augenblicke so selig und vergnügt, daß ich aus lauter Wonne singen möchte."

Schuldfrieds Gesicht war so freudestrahlend, daß auch der mißtrauische Lothar daran glaubte und alle Eifersuchtsgedanken verschwanden. Sie war so schön, ihre Augen lächelten so freundlich und schalkhaft, ihre Worte waren so ungekünstelt, daß der größte Zweifler ohne Bedenken sich hätte hinreißen lassen.

„Sie sind ein wunderliches Wesen; mit einem Blick, einem Wort können Sie die Nacht in Tag verwandeln. Als ich durch den Doktor den Wunsch äußern ließ, Sie zu sehen, war es eitel Nacht in meiner Seele, und jetzt . . ."

„Ist es eitel Sonnenschein? Nicht wahr?"

„Vollkommen! Wissen Sie wem Sie gleichen?"

„Einer Landmädchen, das einen Korb trägt," sagte Schuldfried lachend.

„Ah, verzeihen Sie, ich sah den Korb nicht, ich sah bloß Sie; aber für wen ist er bestimmt?"

„Für die arme kranke Frau des Waldschützen."

„In diesem Fall gehen Sie ihn mir zum Tragen."

Lothar, der Besitzer von Millionen und Gebieter einer zahlreichen Dienerschaft, machte sich jetzt zum Träger eines Mädchens, dessen Mutter einen seiner unbedeutendsten Pachthöfe bewohnte. Schuldfried hinwiederum, die ein ganz natürliches Raisonnement hatte, ließ den jungen Mann den Korb nehmen, weil er nach ihrer Ansicht mehr Kräfte besaß, als sie. Als sie ihm denselben überreichte, sagte sie scherzend:

„Ich bin weit gegangen und habe darauf gewartet, Ihnen den Korb geben zu können."

Lothars Züge veränderten sich augenblicklich.

„Mein Gott!" fügte Schuldfried hinzu, als sie diese Veränderung sah, „haben Sie sich in der Zeit, wo wir getrennt waren, Ihre Empfindlichkeit nicht abgewöhnen können? Wir sprechen ja nur von einem Speisekorb. Von einem andern kann ja nicht die Rede sein. Aber apropos, warum schrieb der Doktor, daß ich mich hier einfinden solle? Warum haben Sie es nicht selbst gethan?"

„Haben Sie das Versprechen vergessen, das Sie mir abnahmen?"

„Ach es ist wahr. Das habe ich ganz vergessen." Sie sah ihn an. „Diesen Zug von Ihnen, ein Wort nicht zu brechen, achte ich hoch. Dieß war mehr finnisch als russisch."

„Und doch bin ich ein Russe und kein Finne."

(Fortsetzung folgt.)

Der russische Gendarmerie-Kapitän.

Aus dem Leben erzählt von Stanislaus Graf Grabowski.

(Schluß.)

„Wäre nur der Kerl, dieser Gendarm nicht gekommen!" seufzte mein Freund, Herr v. R—. „Es wäre Alles noch so hübsch geworden!"

Wir drückten ihnen Allen die Hände und küßten sie, nur den Gendarmerie-Kapitän nicht.

Wir ritten wieder nach Thorn zurück, die russischen Kameraden begaben sich nach ihrem Lager, aber es war

Digitized by Google

verabredet worden, daß eine ſolche Réunion doch alle acht Tage — ich glaube, es waren die Freitage dazu beſtimmt, — ſtattfinden ſolle.

Auf dem Rückwege kam in der Unterhaltung noch mancher geheime Wunſch unſerer Ruſſen zu Tage; der Eine von ihnen hatte Dieß, der Andere Jenes aus Thorn haben wollen und einen der Unſrigen gebeten, es ihm bei der nächſten Zuſammenkunft mitzubringen; vorzüglich erſehnt waren Zeitungen und goldene Uhren, auf welche letzteren ein ſehr hoher Importzoll in Rußland ſteht.

Acht Tage ſpäter wiederholte ſich unſere Zuſammenkunft wirklich, nur mit dem Unterſchiede, daß wir dieſes Mal die Wirthe ſpielten, obgleich wir mit den Ruſſen uns wieder auf dem Gebiete ihres Kaiſers vereinigen mußten, da ſie unter keinen Umſtänden den Fuß auf das unſeres Königs zu ſetzen wagten.

Alles ging wie das erſte Mal her; die Ruſſen ſteckten die Zeitungen, die wir ihnen mitgebracht hatten, unter ihre Uniformen, ebenſo die Uhren. Auch der lange Gendarmerie-Kapitän erſchien wieder und blickte dieſes Mal noch finſterer, da er recht gut fühlen und ſehen mußte, daß wir Preußen ihn mit einer gewiſſen Verachtung behandelten.

„Auf Wiederſehn am nächſten Freitage!“ hieß es endlich von beiden Seiten, und es erfolgten wieder herzliche Händedrücke, Umarmungen und die beliebten Küſſe.

Als wir aber am nächſten Freitag wiederkamen, erſchienen unſere ruſſiſchen Kameraden nicht. Der ruſſiſche Schlagbaum wurde nicht vor uns aufgezogen, und die Gränzbeamten machten ganz unheimlich ängſtliche Mienen, als ſie verſicherten, ſie wüßten nicht, warum die Herren Offiziere weggeblieben. Wir warteten ein, zwei Stunden und ritten dann mit der Ueberzeugung, daß drüben etwas Beſonderes vorgefallen ſein müſſe, zurück.

Wir ſollten unſere ruſſiſchen Kameraden nie wiederſehen! —

Man höre, was im Lager jenſeits der Gränze geſchehen war. Wie uns ſpäter nur zu ſicher bekannt wurde.

Der Artillerie-Kapitän, deſſen ich ſchon früher erwähnte, war ein hübſcher, überaus liebenswürdiger Mann von zwei- bis dreiunddreißig Jahren; er hatte ſich erſt vor einem Jahre mit einer Polin verheirathet, die während ſeines Umherziehens an der Gränze in Warſchau wohnte. Er hatte einem Kapitän von den Unſrigen mit Enthuſiasmus von ihr erzählt und ihn beauftragt, in Thorn eine goldene Damenuhr für ſie zu kaufen. Er wollte ſie mit dem in Rußland ſo theuren Geſchenke überraſchen. Außerdem hatte er als intelligenter Mann natürlich auch große Sehnſucht nach Zeitungen verſpürt und letztere richtig erhalten.

An dem Tage, an dem wir uns zum letzten Male geſehen haben ſollten, war er vergnügt in das elende Baracken-lager zurückgekehrt und hatte ſich einen ihm zur Bedienung oder als Ordonnanz zugewieſenen irregulären Koſacken rufen laſſen; dieſer Menſch war ihm als zuverläſſig, wie es alle Koſacken für ihre Offiziere ſind, bekannt.

„Dmitrj,“ ſagte er zu ihm, — „Du wirſt noch heute Abend nach Warſchau reiten.“

„Wie Du befiehlſt, Väterchen.“

„Es ſind mehr als zweihundert Werſt dahin.“

Der bärtige Koſac lächelte geringſchätzig, während er, ſteif wie eine Mauer, vor ſeinem Vorgeſetzten ſtand.

„Wie viel Zeit wirſt Du dazu gebrauchen?“

„Hm, fünfzehn Stunden.“

„Du weißt, in welchem Hauſe der Krakauer Vorſtadt meine Frau wohnt?“

„Ich weiß es, Väterchen,“ erwiderte der Koſac ſchmunzelnd.

„Gieb ihr dieſes kleine Packet ab und ſage ihr, ich laſſe ſie grüßen. In dem Packete ſind wichtige Papiere und eine goldene Uhr, auch ein Brief liegt dabei, Dmitrj, das Alles darf unter keinen Umſtänden in fremde Hände kommen! Haſt Du verſtanden?“

„Vollkommen, Väterchen, — Dmitrj Landrowicz wird eher ſterben, ehe er Dir ungehorſam iſt, aber ſeine Stute iſt ſchneller als der Steppenbrand am Don — er wird morgen Abend um dieſe Zeit wieder hier ſein.“

Der Kapitän ſchrieb ihm einen Ausweiſungsſchein, händigte ihm das kleine Packet ein und entließ ihn mit den freundlichen Worten: „Ich werde es Dir nicht vergeſſen, Dmitrj.“

Der Koſac ſattelte und zäumte ſeine Stute, hing die Lanze am Riemen über den Arm und galoppirte in gemeſſenem Takte ab. Bei der Wache zeigte er ſeinen Ausweiſungsſchein, und man ließ ihn paſſiren.

Eine Stunde ſpäter hatte der Gendarmerie-Kapitän, der in einem elenden Gaſthauſe zu Slugewo wohnte, zwei andere Koſacken in gelblich grauen Mänteln vor ſich.

„Wer das Packet, das der Kerl bei ſich hat, wiederbringt,“ ſagte er mit ſeinem ſtechenden Blicke zu ihnen, — „bekommt von mir drei Quart Wutki*) und zwei blanke Silberrubel. An dem Kerl ſelbſt liegt Nichts. Vorwärts, Kinder! — Der Kaiſer wird es Euch gedenken!“

Eine Minute ſpäter ſaßen auch dieſe beiden Koſacken im Sattel und ſprengten auf dem Wege nach Warſchau fort.

In der Nähe von Goſtynin, ungefähr auf dem halben Wege nach der ehemaligen polniſchen Hauptſtadt, hatten ſie Dmitrj eingeholt und waren ihm zu beiden Seiten.

„Brüderchen,“ redete ihn der Eine, ſchlau lächend, an, — „Du reiteſt nach Warſchau?“

„So iſt es,“ erwiderte er lakoniſch. „Und Ihr?“

*) Schnaps.

Digitized by Google

„Der Gendarmerie-Kapitän schickt uns, Dir das Packet abzunehmen, das Du auf Deiner Brust trägst.“

„Der heilige Michael verfluche Euch! — ich werde es Euch nicht geben!“

Die Kosacken hieben sich auf offener Landstraße herum; Dmitrij bekam einen Lanzenstich durch die Lunge und stürzte, tödtlich getroffen, von seiner Stute herab. Das treue Thier ging nicht von der Stelle, sondern beschnüffelte ihn von allen Seiten und stieß ihn mit der Schnauze, als wolle es ihn aus seinem Todesschlafe erwecken.

„Wir haben drei Quart Wutki und zwei blanke Silberrubel verdient,“ sagte der eine Kosack, der seinem getödteten Kameraden das unselige Packet abgenommen hatte, lächelnd zu dem anderen, als sie langsam nach Slugewo zurückritten.

„Aha, ich hatte es mir gedacht!“ sagte der lange Gendarmerie-Kapitän, als er das erbeutete Packet in Slugewo öffnete und sowohl den Brief, als die goldene Uhr und die verbotenen Zeitungen darin fand. Dieß geschah am nächsten Tage um die Mittagszeit.

Gegen Abend wurde der Artillerie-Kapitän auf Befehl seines Obersten verhaftet und nach Slugewo abgeführt. Die Stabsoffiziere hatten im Lager eine ziemlich lange Unterredung; der Gendarmerie-Kapitän war dabei.

Am anderen Morgen fuhr eine ganz von Kosacken umschwärmte Britschke auf dem Wege nach Warschau hin; auf ihr saß, bleichen und verzweifelnden Angesichts, der Artillerie-Kapitän und neben ihm einer seiner Kameraden, der ihn bis zu seiner Ablieferung in die Warschauer Zitadelle bewachen mußte.

Im ganzen Lager war es düster und unheimlich geworden; man wagte kaum, ein Wort mit einander zu wechseln. Der Gendarmerie-Kapitän ging durch die Lagergassen zum Obersten und schoß nach allen Seiten giftige Basiliskenblicke; die Offiziere grüßten ihn sehr artig, und die Soldaten standen wie die Kerzen vor ihm still.

Man wußte, daß ein Courier, von ihm abgesandt, direkt nach Petersburg gegangen sei.

Als der nächste Freitag kam, dachten unsere russischen Kameraden nicht daran, sich nach Pieczenia zu begeben; ihr Oberst hatte es streng verboten.

Nach vierzehn Tagen kam der Courier zurück; man sah im Lager viele bleiche Gesichter. Der Gendarmerie-Kapitän, der eine Depesche mit dem großen kaiserlichen Siegel empfangen hatte, ging wieder durch das Lager; dieses Mal trug er das Haupt noch höher als sonst, — er hatte ja auch den Stanislausorden im Knopfloche.

An demselben Tage noch wurden alle die Offiziere arretirt, die mit uns in Pieczenia zusammengekommen waren, am folgenden gingen sie unter starker Bedeckung nach der Warschauer Zitadelle ab. Der Gendarmerie-Kapitän begleitete sie und den letzteren wieder der Oberst des Regiments, der ein sehr trübseliges Gesicht machte.

Der älteste Stabsoffizier hatte das Regiment übernommen, und wenige Tage darauf wurde es von einem anderen abgelöst und kam an eine ganz andere Stelle der Gränze.

Das Alles hörten wir in Thorn, und darauf ritten wir nicht mehr an die Gränze, um mit den neuen russischen Kameraden Bekanntschaft zu machen.

Was aus unseren alten Freunden geworden ist, kann ich nicht sagen, denn ich habe es nie gewiß erfahren; als ich später russische Offiziere sprach, zuckten sie die Achseln und meinten, der Czaar sei sehr streng.

Wenn ich eine Vermuthung aussprechen darf, so hat der arme Artillerie-Kapitän wohl nie sein junges Weib wiedergesehen, — mit den Uebrigen mag man wohl milder umgegangen sein.

Und was hatten sie Alle denn verbrochen? —

Wer weiß, ob es nicht das letzte Mal war, daß ein preußisches und ein russisches Offizier-Korps so kameradschaftlich mit einander verkehrt haben? —

Mannigfaltigkeiten.

Man weiß, daß der Kaiser und die Kaiserin von Frankreich Pathenstelle bei all den legitimen Kindern übernommen, die an gleichem Tage, 16. März 1856, mit dem kaiserlichen Prinzen in Frankreich geboren wurden. 3759 Familien haben diese Ehre in Anspruch genommen und da sich dabei 26 Zwillingsgeburten befinden, so beläuft sich die Zahl der so bedachten Kinder auf 3785. Von denselben bleiben jetzt noch 3165 übrig, die andern sind gestorben. 200 Kinder haben seitdem Vater oder Mutter verloren, 10 sind ganz Waisen geworden; diese werden auf Kosten der Zivilliste erzogen. Von den 3759 Familien sind 2857 in beschränkten Verhältnissen und die zu ihrer Unterstützung in diesen sieben Jahren ausgegebene Summe übersteigt schon 500,000 Fr.

[Vielseitig.] In Wien erscheint eine neue Wochenschrift unter dem Titel „Saison“. Wie die Probenummer besagt, bringt dieselbe Artikel über Luxus, Eleganz, Komfort, Kunst, Literatur, Theater, Musik, Heraldik, militärische Interessen, Jagd, Sport, Gastronomie, Pferdezucht und Pferdehandel; ferner ein belletristisches Feuilleton, eine Wochenchronik, Bonmots u. s. w.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der K. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 74 Freitag, 27. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Unter solchen Gesprächen wurde der Weg bis an die Hütte des Waldschützen zurückgelegt. Schuldfried schwatzte wie ein verwöhntes Kind voll Lebenslust. Sie vergaß alles Andere und gab sich dem reinen angenehmen Eindruck hin, der ihre Brust erfüllte. Lothar fühlte sich von ihrem unschuldsvollen Wesen so beherrscht, daß sie gleichsam einen Theil ihrer eigenen sorglosen Stimmung auf ihn übertrug. Ungewiß ist, ob, trotz allem was Lothar zu sagen beschlossen hatte, ein Wort von tieferer und ernsterer Art zwischen ihnen gewechselt worden wäre, wenn nicht ein kleines, an sich unbedeutendes Ereigniß die für den Augenblick eingesungenen Leidenschaften in der Brust des jungen Mannes geweckt hätte.

Als sie vor dem Häuschen des Waldschützen standen, sagte Lothar:

„Ich gebe Ihnen den Korb jetzt zurück und hoffe, daß Sie mich nicht gar zu lange warten lassen."

Er trat auf die Seite und Schuldfried verschwand. Etwas mehr als eine halbe Stunde verfloß, bis sie wieder sichtbar wurde.

Während Lothar wartete, überließ er sich Betrachtungen höchst wechselnder Art. Einige Augenblicke ehe Schuldfried heraustrat, kam ein großer schöner Jagdhund an ihm vorbeigestürzt, wie er ausgestreckt im Grase lag. Bald darauf ließ sich ein scharfer Pfiff vernehmen. Lothar drehte sich um und sah nach der Richtung, woher das Getöne kam. In einiger Entfernung im Walde zeigte sich ein junger Mann in jägermäßiger Ausrüstung, der schnellen Schrittes denselben Weg einschlug, wie der Hund. Die ganze Erscheinung war augenblicklich gewesen, denn im nächsten Moment waren Hund und Jäger im Gebüsche verschwunden; aber trotz ihrer vorübergehenden Natur war Lothar gleichwohl auf einmal in den wilden Wirbel seiner Leidenschaften zurückgeschleudert worden. Er sprang auf, als wollte er dem Entschwundenen nachsetzen, aber in diesem Augenblick stand Schuldfried vor ihm. Auch ihre Züge trugen nicht mehr den strahlenden lächelnden Ausdruck, wie beim Eintritt in die arme Hütte. Das Elend, das sie da gesehen, hatte die Freude weggeblasen.

Ihre Gedanken waren so fest darauf gerichtet, daß sie den düsteren Ausdruck in Lothars Gesicht nicht beachtete. Sie sagte bloß:

„Lassen Sie uns gehen."

Lothar gehorchte und nun gingen sie lange schweigend neben einander.

Endlich wandte sich Schuldfried gegen ihn und sagte mit bittender Stimme:

„Sie sind ein Freund des Eigenthümers von Kronbrück; sagen Sie ihm doch, daß ein kleines Scherflein von seinem Ueberflusse ihm den Segen einer Familie verschaffen könnte. Bitten Sie ihn der bedürftigen Waldschützenfamilie zu helfen. Ein so reicher Herr sollte auf seinen Gütern keine so arme Geschöpfe haben, wie diese sind."

„Noch heute soll ihrer Armuth abgeholfen werden," antwortete Lothar.

„Dank für das Versprechen."

„So bedürftig diese Leute sein mögen," fuhr Lothar fort, „so bezweifle ich doch, ob sie so arm sind, wie Derjenige, dessen Unterstützung Sie für dieselben in Anspruch nehmen."

Schuldfried bemerkte jetzt erst sein düsteres Aussehen.

„Wie finster Sie dreinschauen!" rief sie; „haben auch Sie ein Bild des Kummers vor Augen gehabt, so lange ich drinnen war?"

„Ich habe immer Bilder des Kummers, so lange ich Sie nicht sehe. In Ihrer Nähe vergesse ich mein unglückliches Schicksal und gebe mich dem Entzücken des Augenblickes hin. Sie zaubern alle düstere Gedanken gleichsam hinweg, und ich vergesse die Wirklichkeit über den Träumen, die mich bethören. So z. B. haben wir auf dem ganzen Heimweg geschertzt, und gleichwohl hatte ich einen ganz anderen Grund, warum ich eine dritte Person ansprach, um diese Unterredung zu erlangen.

„Sie haben Recht; daran dachte ich nicht." Schuldfried blieb stehen und fügte ruhig hinzu: „Sie kommen doch nicht, um mir Lebewohl zu sagen?"

„Und wenn es so wäre?" Lothars Blick ruhte auf Schuldfried, als wollte er in ihrem Herzen lesen.

„Das würde mich tief betrüben." Ihre Augen standen voll Thränen. Schuldfried setzte sich auf einen

Digitized by Google

Felsen, der sich neben dem schmalen und beinahe ungebahnten Fußpfad erhob, worauf sie gingen.

„Sie würden mich also vermissen?“ stammelte Lothar.

„Ich würde Sie sehr vermissen. Vielleicht allzu sehr, mehr als ich sollte,“ flüsterte Schuldfried.

„Wenn es so ist, wie konnten Sie mich dann neulich so lange ohne alle Gelegenheit Sie zu treffen lassen?“

„Es hing ja nicht von mir ab. Mein Freund und Tage sagten immer, ich dürfe nicht allein gehen, und deßhalb holten sie mich ab. Gestern war ich wirklich so tief betrübt darüber, mit Ihnen nicht sprechen zu dürfen, daß es mir sogar auf Junta ganz und gar nicht wohl zu Muthe war.“

„Erinnern Sie mich nicht an gestern, denn sonst tritt mir Ihr Bild vor die Augen, wie Sie mit diesem jungen Manne da auf der Weidenbank saßen. O in diesem Augenblick fand sich nicht ein einziger freundlicher Gedanke, nicht eine einzige Erinnerung an mich, in Ihrer Seele vor. Auch hätte dieses Bild von Ihnen und von ihm mich bejahe so weit getrieben, daß ...“ Lothar that sich Einhalt, als erschrecke er über seine eigene Heftigkeit; dann fügte er, als er Schuldfrieds unruhigem Blick begegnete, hinzu: „Verzeihen Sie mir, ich will und werde ruhiger werden.“

„Ich begreife nicht, warum Sie aufgeregt sind, warum meine Besprechung mit Tage Ihren Zorn hervorrufen kann. Sie sagen, ich hätte Sie vergessen, und dennoch sprachen wir gerade von Ihnen.“

„Sie sprachen mit ihm von mir?“

„Ja gewiß, oder vielmehr Tage sprach von Ihnen und ich erzählte ihm von unserer Bekanntschaft.“

„Ich beneide den jungen Mann um sein Glück.“

„Sie beneiden ihn? Und um was?“

„Um Deine Liebe,“ hätte Lothar sagen mögen, aber in Schuldfrieds Haltung lag etwas, was ihn zwang mit erkämpfter Ruhe zu sagen:

„Um die Freundschaft und das Vertrauen, womit Sie ihm zugethan sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Hotel Part in New-York.

Wenn in Deutschland ein Handwerksbursche reist, so weiß er, wo er einzukehren und zu übernachten hat, nämlich in der Herberge; wenn ein ehrlicher Bürgersmann sich über Feld macht und fremder Herren Länder besucht, so geht er, falls er sich müde gelaufen und sich nach einem guten Bette sehnt, in ein Gasthaus, sei es nun das Gasthaus zum schwarzen Mohren oder zum rothen Ochsen; ist's ein Student oder ein Weinreisender oder Einer, der in Leder macht, oder sonst Einer, der auf „dieser“ Stufe der Bildung steht, so wird ein Gasthof aufgesucht, denn wenn auch die „Herberge“ vielleicht dem Inhalt des Geldbeutels mehr entspräche, so erlaubt es doch der Rang, den man in der Gesellschaft einnimmt, nicht, ein anderes Wirthshaus zu erwählen; thut aber vollends ein Staatsdiener, oder ein Offizier, oder ein Adeliger, oder überhaupt ein Mann aus den höheren Klassen eine Reise, so genügt ihm ein „Gasthof“ nicht mehr, sondern er sucht ein Hotel auf, also das Hotel de Russie, oder das d'Angleterre, oder das de Bavière, oder ein anderes mit noch großartigerem Titel.

So ist im lieben Deutschland Alles recht hübsch eingetheilt und es weiß ein Jeder, wohin er gehört, beinahe schon gleich nach seiner Geburt. Wie gar sonderbar muß es also Einem von uns vorkommen, wenn er in ein Land geräth, wo man von dieser wohllöblichen Ordnung gar keinen Begriff hat; ja wo man dieselbe vollständig umkehrt und auf den Kopf stellt! Da weiß man ja wahrhaftig gar nicht, wo man nur seinen Schoppen trinken, seinen Braten essen und sein müdes Haupt zur Ruhe niederlegen solle, denn wenn z. B. „jedes“ Einkehrhaus „Hotel“ gekauft ist, so kann einen ja das Schicksal bei Nacht und Nebel in eine Lokalität führen, wo man zwei Thaler für sein bischen Bequemlichkeit zahlen muß, während das ganze Vermögen vielleicht blos in dreißig Kreuzern besteht! Es ist schrecklich nur daran zu denken, daß es Städte von solcher Polizeiwidrigkeit geben soll, und doch gibt es dergleichen, wie z. B. die große Stadt New-York in Nordamerika. Dort heißt nämlich jedes Wirthshaus, in welchem man Nachtherberge finden kann, ohne Unterschied entweder „Hotel“ oder „House,“ und es kommt am Ende auf Eins heraus, ob es diesen oder jenen Titel führt, dieweil man hieraus, aus dem Titel nämlich, durchaus nicht auf die Qualität und Beschaffenheit desselben, oder auch nur auf seine mehr oder minder großen Preise schließen kann.

Also jede Herberge oder Logir-Gelegenheit, ob sie nun vornehm sei oder gering, groß oder klein, theuer oder wohlfeil, heißt in Nordamerika „House oder Hotel.“ Aber, du grundgütiger Vater im Himmel, welch' furchtbarer Unterschied zwischen Hotel und Hotel! Welch' ungeheurer Gegensatz zwischen House und House! Da stehst Du vielleicht vor einem. Es führt den stolzen Titel „European Hotel,“ zu deutsch: „Europäischer Hof.“ Du siehst es Dir etwas näher an und es kommt Dir akkurat vor, wie eine erbärmliche Holzbaracke, welche über Nacht von selbst einfallen wird. Du gehst hinein, indem Du denkst, in einem Hause, das einen so grandiosen Namen führt, könne es doch nicht so gar schlecht sein. Aber, welche Täuschung! Eine Wirthsstube voll Schmutz und Unrath; eine Wirthin mit zwei Schnupftabacksprise-Tropfen unter der Nase, so wie

Digitized by Google

mit wirrem, ungekämmtem Haar; ein Gastgeber mit schnapsgerötheten Augen und schwerbetrunkenen Knieen empfangen Dich. Du verlangst ein Zimmer. „Ein Zimmer?“ Es gibt im ganzen Hause nur zwei Fremdenzimmer und diese müssen für die Gesammtheit der Gäste genügen! Man führt Dich die schmale wankende Treppe hinauf, und richtig da sind die zwei Zimmer, wenn man nämlich derartigen, den Ratten zum Spielplatz dienenden Lokalitäten den Namen „Zimmer“ geben darf. In jedem derselben stehen drei, vielleicht vier Betten, und zwar lauter große breite Betten: aber jedes ist für zwei, zur Noth für drei Personen bestimmt. Du kannst wählen; mußt Dir es jedoch gefallen lassen, einen Schlafkameraden zu bekommen, und zwar was für einen? Einen Burschen, der polternd tief in der Nacht ankömmt und es vielleicht vergißt, auch nur seine kothigen Stiefel auszuziehen, oder gar Einen, der möglicherweise noch schlimmere Gewohnheiten hat! In Gottes Namen, denkst Du, und besiehst Dir das Bett etwas näher. Es besteht aus nichts, als aus einer mächtigen Seegrasmatratze, einem Seegraskopfkissen, einem wollenen Teppich und einem Leintuche, das nicht aus Linnen, sondern aus Shirting gefertigt ist. Besonders weich und warm wird also das Bett nicht sein, überlegst Du bei Dir selbst; allein was thut's, wenn's nur reinlich ist. Du deckst also den Teppich auf, unter dem Du die Nacht zubringen sollst, um einen Blick in's Innere zu werfen, aber hilf Himmel, mit welchem Schauder fährst Du zurück! Das Leintuch ist vielleicht seit sechs Wochen nicht gewechselt worden, und die Millionen Wanzen, welche das Bett bevölkern, haben es wie mit Blut besprenkelt. Wem sollte es bei solchem Anblick nicht übel werden? Voll Ekel also wendest Du Dich ab und bist mit drei Sätzen zum Hause hinaus, der Besitzer des European-Hotels aber flucht hinter Dir drein und nennt Dich einen verdammten eigensinnigen deutschen Lumpen, der schon noch lernen werde, sich in die Welt zu fügen.

So sieht es in dem „Europäischen Hofe“ aus, schlimmer, als in der schlimmsten deutschen Herberge, in der man auf Stroh schlafen muß. Aber siehe da, nach wenigen Schritten stehst Du vor einem anderen Hotel. Dieses führt keinen so stolzen Titel, wie das so eben beschriebene, sondern heißt einfach „St. Nicolas Hotel.“ Hier wird besser wohnen sein, denkst Du bei Dir selbst, und betrachtest Dir das Haus von außen. Es hat eine Höhe von fünf Stockwerken, eine Front von zweihundertfünfzig Fuß, ist ganz aus Marmor erbaut und steht in Broadway. Mit dem letzteren Wort ist eigentlich schon genug gesagt, denn der Broadway in New-York übertrifft bekanntlich selbst das schönste Boulevard von Paris an Splendidität, Reichthum und Großartigkeit. Um Dich jedoch über das wahre Wesen dieses Hotels sogleich in's Klare zu setzen, halten vor dessen großer breiter Freitreppe mehr denn zwanzig eleganter Fuhrwerke, und die Damen oder Herren, welche denselben entsteigen, gehören sämmtlich wenn nicht der vornehmsten, doch wenigstens der vornehmst gelideten Menschenklasse an. Du betrittst die Treppe. Sie ist von Marmor, aber doch mit Teppichen belegt. Ein breiter Gang führt Dich in den Barroom oder die Herrentrinkstube. Welchen Luxus entfaltet nicht der mächtige Schenktisch! Wie hell blinken nicht die krystallenen Karaffen! Wie einladend schimmert nicht ihr goldener Inhalt! Welch' außerordentliche Gewandtheit entwickeln nicht die Kellner hinter der Bar! Wie schnell bist Du nicht bedient, Du magst auch verlangen, was Du willst! Nachdem Du Dich erquickt, schreitest Du weiter und betrittst den Billardsalon. Beim Himmel, die gleiche luxuriöse Ausstattung! Die Spieler sämmtlich gekleidet, als wären sie Fürsten! Die Billards sämmtlich aus der Hand der ersten Meister und keines im Werth von weniger als fünfhundert Dollars! Nach dem Billardsalon kommt der Leſesalon. Welche Unmasse von Zeitungen, deren Benützung Dir vollkommen frei steht! Welche Bequemlichkeit der Lehnstühle, um sich darin auszuruhen und mit Muße zu studiren! Unmittelbar an den Leſesalon gränzt der Schreib- oder Gesellschaftssalon, und wahrhaftig dieser steht noch eleganter aus als die früheren. Lauter kleine Marmortischchen und auf jedem ein zierliches Schreibzeug mit dem feinsten Postpapier und den niedlichsten Briefcouverts daneben! Kein Wunder, daß fast jedes dieser Tischchen in Anspruch genommen ist, denn es muß eine wahre Freunde sein, hier seine Korrespondenz zu führen! Hast Du nun aber all diese Bequemlichkeiten und all diesen Luxus zur Genüge betrachtet, so wendest Du Dich seitwärts, um auf einem andern Wege in das Schenkzimmer zurückzukehren, aber wohin geräthst Du nun auf einmal? Bisher sahst Du lauter Zimmer oder vielmehr Säle, deren jeder wenigstens alle Deine „Erwartungen“ befriedigte, aber nun trittst Du in einen Salon, dessen Reichthum, Pracht und Herrlichkeit Dich förmlich „schwindeln“ macht.

(Fortsetzung folgt.)

Des Mohrenkönigs Günstling.

Der Mohrenkönig saß und zechte,
Um ihn stand seiner Mohren Schaar;
Er schwang den Becher in die Rechte,
Und reicht' ihn seinem Kämmrer dar:

„Trink aus auf deines Königs Leben,
Und rufe laut dem König Heil!
Hat das der Himmel ihm gegeben,
So wird's dem Sklaven auch zu Theil.“

Digitized by Google

Der hebt ihn hoch: „Der König lebe!“
Und neigt beim Trinken sich so tief,
Daß der bewegte Saft der Rebe
Vom Rand des Bechers zitternd lief.

Der König schaut mit halben Blicken,
Und spricht dann in trunk'nem Muth:
„Du mußt dich nicht so gar sehr bücken;
Vergeßner Wein bedeutet Blut.“

Dann kehrt er sich von ihm, der zitternd
Vor seines Herren Gnade steht,
Und ruft zur Seite, daß es schütternd
Durch alle Vorgemächer geht:

„Führt mir die Sängerin her zum Saale
Aus ihres Schlosses festem Wall!
Sie wecke Lust bei unserm Mahle
Mit ihrer Silberstimme Schall.

Dort hinter'm seid'nen Teppichhange
Steh' sie, und grüß' uns sanft und laut,
Daß Jeder sich erfreu' am Klange
Der Nachtigall, die Keiner schaut.“

Schon ziehen durch den Saal die Lieder
Wie Abendlüft' aus Wolkenflor,
Sie steigen schwellend auf und nieder,
Und heben jede Brust empor.

Zum seid'nen Vorhang schau'n die Zecher,
Als wollten sie die Töne seh'n,
Und leiser klingen alle Becher
Mit sanft antwortendem Getön.

Der König schlürft des Wohllauts Fluten,
Und leert die Becher fort und fort;
Der Kämmerer trinkt und hört sich Gluten,
Und doppelt zitternd steht er dort.

Gezogen wie von Zauberhänden,
Geht er und steht, und steht und geht,
Zum Teppich muß er hin sich wenden,
Der winkend ihm entgegen weht.

Den Teppich hat er aufgehoben,
Und schaut mit einem trunk'nen Blick;
Da springt der König auf mit Toben,
Der Kämmerer starrend sinkt zurück.

„Und kannst du nicht die Lust bezwingen,
Zu schau'n, was ich allein darf schau'n?
Man soll sie dir vor's Auge bringen,
Gib acht, und seh sie ohne Graun!“

Da winket er dem Henker draußen,
Der stets im Vorgemache steht;

Der Henker hört mit stillem Grausen
Den heimlichen Befehl, und geht.

Und schon ist er zurück im Saale,
Ehe man ihn weggegangen glaubt,
Und bringt auf einer gold'nen Schaale
Der Sängerin goldgelocktes Haupt.

Da steht es zu des Königs Füßen,
Vor denen stumm der Kämmerer liegt:
„Nun sollst du diesen Mund mir küssen,
Weil sein Gesang dir nicht genügt.

Nimm hin, und küß mir recht mit Weile,
Und keine Lippe zitt're dir!
Sonst steht mit dem schon blut'gen Beile
Mein ungeduld'ger Diener hier.“

Er hält das Haupt mit krampfen Händen,
Und küßt das blasse Angesicht,
Fest küßt er's, um im Kuß zu enden,
Und braucht des Königs Henker nicht.

Der Mohrenkönig steht mit Schweigen
Im weiten Saal sich forschend um;
Die edlen Mohren steh'n und neigen
Sich dem Gebieter ernst und stumm.

Er spricht: „Die Leichen tragt von dannen,
Und scharrt sie bei einander ein;
Wir fahren fort, wie wir begannen,
Wer will mein neuer Kämmerer sein?“

Friedrich Rückert.

Mannigfaltigkeiten.

Als ein zuverlässiges Gegengift bei Schlangenbiß ist durch wissenschaftliche Versuche das Brom erkannt worden. In der Armee der Vereinigten Staaten wird für alle Posten, welche in Gegenden stationirt sind, wo giftige Schlangen vorkommen, und jetzt für alle Theile der in den südlichen Staaten operirenden Heereskörper Brom geliefert, welches, in der von Bibron empfohlenen Weise angewandt, sich stets als erfolgreich zeigte. Statt des Broms selbst aber wird seit einiger Zeit das daraus gefertigte Bibron'sche Präparat geliefert, weil mit dessen Transport weniger Gefahr als mit der des reinen Brom verknüpft ist. Die Bestandtheile des Präparats sind: Brom, Jodkalium und Sublimat in Weingeist gelöst. Die Dosis ist ein Theelöffel voll, verdünnt mit einem Eßlöffel voll Wein oder Franzbranntwein.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 75 Samstag, 28. März 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Aber mein Gott, ich kann Sie nicht auf dieselbe Art lieben, wie Tage," fiel Schuldfried lächelnd ein. „Er und ich waren ja als Kinder die einzigen Freunde für einander. Er ist mein Bruder und ich bleibe immer seine Schwester."

„Wenn er Ihr Bruder ist, was bin dann ich?"

„Daß weiß ich nicht; ich weiß bloß, daß es mir Freude macht, Sie zu sehen, daß ich gerne Ihre Freundin sein möchte. Aber wenn man sagte, ich müsse auf Ihre oder Tages Freundschaft verzichten, so wäre es die Ihrige, weil . . ."

„Weil sie Ihnen gleichgültig ist," fiel Lothar heftig ein. „O ich weiß ja, daß ich nichts für Sie bin."

„Sie wissen das Gegentheil," sagte Schuldfried, dießmal beinahe verdrießlich; „aber es ist recht böse von Ihnen immer zu glauben, daß ich etwas Anderes sage, als was ich denke." Jetzt erhob sie sich, um zu gehen, aber Lothar hielt sie auf, mit den Worten:

„Bleiben Sie, ich bitte, und verzeihen Sie mir meine Ausbrüche von Heftigkeit. Ich will ruhig sein, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, was Sie auch sagen mögen; nur hören Sie mich geduldig an und antworten Sie mir aufrichtig."

„Das verspreche ich." Schuldfried setzte sich wieder.

„Ist es Ihnen nie eingefallen," begann Lothar, „darüber nachzudenken, was mich unaufhörlich in Ihren Weg zurückführte?"

„Sie haben mir ja gesagt, daß meine Gesellschaft Ihnen Vergnügen mache, und da es mir eben so geht, so habe ich mich in keine Grübeleien über eine so einfache Sache eingelassen."

„Aber Sie besitzen neben Ihrer Unerfahrenheit einen von Natur überlegenen Verstand, und dieser muß Ihnen unwillkürlich sagen, daß der Reiz, den Ihre Gegenwart auf mich ausübt, von einem stärkeren Gefühl ausgeht, als von einem augenblicklichen Vergnügen."

„Ja, ich glaube, daß Sie mich lieb haben." Schuldfried erröthete gelind.

„Sie haben Recht. Ich habe Sie wirklich sehr lieb. Sie sind das einzige lebende Wesen, an das ich mich mit Seele und Herz gefesselt habe. Schon bei Ihrem ersten Anblick waren Sie mir theuer und lieb, so lieb, daß ich fürchtete, meine Worte oder irgend etwas von mir möchten Sie schmerzen oder beunruhigen. Obschon Ihre Freundschaft das kostbarste Geschenk war, das Sie geben konnten, so scheute ich mich beinahe es anzunehmen, weil ich fürchtete, mein Gefühl für Sie möchte einen anspruchsvolleren Charakter bekommen. Ich wollte Sie nicht meinen heftigen Leidenschaften aussetzen. Um Sie, wenn auch nur einige Minuten, täglich zu sehen, hätte ich gern alle weltlichen Vortheile von mir geworfen. Sie sind Alles, was die Erde Liebes und Theures für mich besitzt, und gleichwohl würde ich vielleicht nie gesagt haben: Schuldfried, ich liebe Sie, wenn nicht meine Verzweiflung darüber, daß ich Sie jetzt verliere, mich dazu getrieben hätte. Ich weiß, daß Sie mich nicht lieben, ich lese das in diesem Augenblick auf Ihren bleichen Wangen, und ich habe nie darauf gehofft. Aber ich hatte gehofft, daß Ihr Herz auch keinem Andern gehören würde. Auch diese Hoffnung haben die Umstände mir entrissen."

Schuldfried verbarg ihr Gesicht in den Händen; sie weinte. Lothar rief:

„Aus Gnade, aus Barmherzigkeit, weinen Sie nicht! Haben meine Worte Sie so erschreckt, daß sie Thränen hervorrufen? Flößt meine Liebe solchen Abscheu ein? O sprechen Sie, sagen Sie ein einziges Wort der Verzeihung, des Mitleids. Ehe ich Ihnen einen bittern Augenblick bereite, will ich lieber diese Gegend verlassen und nie hierher zurückkehren. Ich werde, wenn Sie es wünschen, so weit wegfliegen, daß nicht einmal der Klang Ihres Namens mein Ohr treffen soll. Ihnen Kummer zu bereiten, ist für mich der Tod. Möge ich daher lieber zu der bittern Qual verurtheilt werden, Sie als die Braut eines Andern glücklich zu sehen!"

„Nie!" flüsterte Schuldfried.

„Nie!" rief Lothar und ergriff ihre Hand. „Schuldfried, spielen Sie nicht mit mir? Sagen Sie, was enthält dieses Nie? Werden Sie nie die Braut eines Andern werden?"

Schuldfried zog rasch ihre Hand weg, erhob sich und sagte:

„Nein, eine innere Stimme sagt mir das. O mein Gott," fügte sie traurig hinzu, indem sie sich zu

Digitized by Google

Lothar wandte, „warum haben Sie so zu mir gesprochen? Warum haben Sie mit Ihren Worten die Freude zerstört, die ich in Ihrer Nähe empfand? Jetzt ist es, als ob eine ganze Welt zwischen uns läge, so verändert erscheint mir Alles. Wenn Sie Barmherzigkeit haben, so sprechen Sie nicht mehr so."

„Geben Sie mir Ihre Hand," bat Lothar, „und sagen Sie, daß Sie nicht böse sind, sagen Sie . . ."

„Hier ist meine Hand. Ich bin nicht böse, aber ich bin betrübt. Ich fühle mich mir selbst fremd und gleichsam geschieden von denjenigen, die ich früher am innigsten liebte."

Lothar führte ihre Hand an seine Lippen und stammelte:

„Warum mir auf einmal so viel und so wenig Hoffnung geben? Morgen, vielleicht schon heute wird Tage Ihre Hand begehren. Sie werden dann . . ."

„Seine Schwester bleiben. Tage wird mir nie ein solches Leid anthun, wie dasjenige ist, das Sie jetzt andeuten. Zwischen ihm und mir stehen Sie."

Schuldfried that einige Schritte, um sich zu entfernen. Lothar folgte ihr. Sie wandte sich nun mit den Worten:

„Wenn Schuldfried Ihnen lieb ist, so verlassen Sie sie jetzt. Sie bedarf der Einsamkeit."

„Und wann, wann sehe ich Sie wieder?"

„Ich weiß nicht. Machen Sie jetzt keine Fragen." Sie sah ihn mit so bittendem Blicke an, daß Lothar mit einer stummen Verbeugung auf die Seite trat und sie vorbei ließ. Er blieb unbeweglich auf dem Platze. Als sie ein Stück weit gegangen war, wandte sie sich um und blieb stehen. Im Augenblick war Lothar an ihrer Seite.

„Wünschen Sie etwas?"

„War es Ihre Absicht mir heute Lebewohl zu sagen?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Ja."

„Wann werden Sie reisen?"

„Das hängt von Ihnen ab."

Schuldfried setzte ihren Weg fort und Lothar ging an ihrer Seite. So verfloß eine gute Weile. Plötzlich sagte sie mit einem halben Lächeln:

„Ich glaube, wir vergessen ganz, was wir so eben sagten."

„Vergessen?"

„Ja, wenigstens jetzt. Eigentlich weiß ich nicht, warum ich so sehr erschrack. Sie sind ja ganz sich selbst gleich, ganz so, wie ich Sie mir gerne dachte. Sie sehen gar nicht so düster aus wie dort." Sie nickte mit dem Kopfe nach dem Platz, wo sie früher gesprochen hatten.

Der Weg war hier sehr steinig und abschüssig. Lothar reichte Schuldfried die Hand, um ihr zu helfen, und Schuldfried nahm dieselbe, während sie fortfuhr:

„Sie kommen mir manchmal vor, wie zwei Menschen. So eben noch erschrack ich beinahe vor Ihnen und mir selbst, und ich hatte große Lust uns beiden zu entlaufen. Jetzt ist es mir wieder, als ob wir alte gute Freunde wären."

„Freunde," wiederholte Lothar mit einem beinahe traurigen Blick.

„Nicht diese Miene; sonst könnte ich wieder erschrecken, daß ich Sie betrübt habe." Schuldfried sah Lothar mit einem so freundlichen und herzlichen Ausdruck an, daß man keines Zauberglases bedurfte, um eine reine und wahre Ergebenheit darin zu lesen. Gleichwohl hatte dieser plötzliche Wechsel in Schuldfrieds Benehmen etwas so Eigenthümliches und Ungewöhnliches, daß Lothar sich dadurch einige Augenblicke verblüfft fühlte. Erst war sie traurig gewesen und hatte geweint, hernach scheu, und jetzt war sie wieder das ungekünstelte Kind, das mit der unbefangensten Aufrichtigkeit von sich selbst sprach. Lothar betrachtete sie mit verwundertem Blick, während sie den Abhang hinabgingen, und Schuldfried stützte sich auf seine Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Hotel Park in New-York.

(Fortsetzung.)

Rechts und links nichts als Sammt und Seide! Unten und oben nur Gold und Goldeswerth! Schwellende Teppiche zieren den Boden, der Spiegel reicht von der Decke bis an die Erde, die Meubels sind von Palisanderholz, an den Vorhängen wurde die Stickerei verschwendet und auf solchen Ottomanen mit solchen Springfedern hast Du in Deinem Leben noch nicht geruht! Das ist der Damensalon des Hotels, und da die Damen nach amerikanischen Begriffen weniger Menschen als Engel sind, so mußte natürlich auch himmlische Pracht an ihm verschwendet werden. Doch nun regt sich der Hunger in Dir und Du läßt Dir den Speisesalon zeigen. Auch seine Einrichtung ist splendid genug, aber Du nimmst Dir keine Zeit zu langen Beobachtungen, sondern setzest Dich gleich an die Tafel. Das Frühstück allda besteht aus Thee, Kaffee oder Chocolade, und dazu hast Du Eier, Beefsteaks, Cotelets, Schinken, Fische, Geflügel, nach Belieben. Ganz im selben Verhältnisse fällt das Mittag- und Abendessen aus und wolltest Du von Allem nur „versuchen," so müßtest Du einen herkulischen Appetit haben. Ich unterlasse daher die Beschreibung, denn sie würde uns für jetzt zu weit führen, dagegen — hast Du vielleicht Lust, ein Bad zu nehmen? Eine ganze Reihe von Zimmern steht zu diesem Zweck parat und Du brauchst keine Minute zu warten, bis das nasse

Digitized by Google

Element Dich aufnimmt. Oder willst Du Dich rasiren und frisiren lassen? Du darfst Dich nur die Treppe hinabbemühen und sogleich nimmt Dich der Barbier mit seinen Gehülfen in Behandlung. Ihm ist ja ein besonderes Lokal im Souterrain angewiesen und eine solche Barbierstube findest Du in ganz Deutschland nicht. Wahrhaftig wer in dem St. Nicolas Hotel seine Befriedigung nicht findet, den möchte ich sehen! Die ganze Nacht schimmert daßelbe in einem Gasmeere, denn das Gas wird im Hause selbst bereitet, und man geht damit um, als ob seine Fabrikation keinen Heller kostete. Tausend Personen können alle Tage logirt werden und vierhundert Dienstboten sind in den verschiedenen Zimmern und Salons, so wie in Küche und Keller aufgestellt, um die Gäste zu bedienen. Ja fünfhundert Fremde „müssen“ jeden Tag hier verkehren, wenn das Hotel nicht fallit geben soll; so groß ist der tägliche Aufwand! Dafür zahlt aber auch eine Person täglich von dreieinhalb bis sieben Dollars für Kost und Logis, je nachdem die letztere feiner oder einfacher verlangt wird. Hast Du nun einen Begriff vom St. Nicolas Hotel in New-York?

Sicherlich kein Hotel in der Welt wird es an Größe und Luxus übertreffen; aber doch fallen Dir einige Dinge darin widerwärtig auf. Abgesehen nämlich von den Speisen und Getränken, die zwar äußerlich prächtig aussehen und im reichlichsten Maßstabe vorhanden sind, die aber dennoch möglicher oder vielmehr wahrscheinlicher Weise Deinem Gaumen nicht entsprechen, findest Du auch keine Gesellschaft, die Dich anzieht. In allen Salons, besonders im Barroom, trifft Du nur Raucher und Trinker, deren jeder für sich lebt, ohne daß Einer den Andern anspricht. Dazu spuken sie ekelerregend aus, und wenn sie sitzen, müßt Du froh sein, wenn sie ihre Füße nicht auf Deine Achsel legen. Eben so einsam und verlassen fühlst Du Dich im Damensalon, es müßte denn sein, Du fändest darin eine Beschützerin. Ist aber letzteres nicht der Fall, so sieht man Dich mit sonderbaren Augen an, wenn Du den Saal nicht sogleich wieder verläßt, und am Ende fragt Dich sogar eine der Schönheiten, ob Du ein Recht habest, hier zu erscheinen. Noch weniger befriedigt bist Du von Deinem Schlafzimmer. Einige wenige der hiezu bestimmten Gemächer sind allerdings geräumig und schön, wenn nicht gar prächtig eingerichtet, nämlich die, welche man den verheiratheten Paaren anweist, und insbesondere die sogenannten „Brautzimmer,“ denn es gibt in jedem großen Hotel eigene Weddingrooms, in welchen blos „Hochzeitsreisende“ einlogirt werden. Hierunter verstehen wir junge Paare, welche den Honigmonat auf Reisen feiern, und deren Name regelmäßig immer den andern Tag als „Inhaber eines Weddingroom“ zu Deinem großen Entsetzen mit breiter Schrift in den Zeitungen prangt. „Zu Deinem großen Entsetzen,“ sage ich, „denn Du bist noch nicht über Dein dummes deutsches Schamgefühl hinaus, und meinst, über eine solche gemeine Profanation des Gottes Hymen müsse sich Dein Innerstes umkehren, während eine amerikanische Lady, wenn sie den Zeitungsbericht über ihr eigenes Logement im Hochzeitsnachtbett liest, noch nicht einmal erröthet! Allein so prächtig auch derartige Appartements ausgerüstet sein mögen, so hat doch das „Dir“ angewiesene Zimmer nicht die geringste Aehnlichkeit mit einem Weddingroom, sondern ist vielmehr „sehr“ klein und „sehr“ einfach. Ja sogar „äußerst“ klein und einfach kommt es Dir vor, denn es enthält außer einem Bett, einem Stuhl und einem Waschtisch höchstens ein paar Nägel, an welchem Du Rock und Hosen aufhängen kannst. Da sieht es doch in den Gastzimmern der deutschen Hotels ganz anders aus, allein wozu die vielen Umstände? Wozu einen Sopha, einen Schreibtisch, eine Komode und was dergleichen mehr ist? Du hältst Dich ja den ganzen Tag nicht in Deinem Privatzimmer, sondern vielmehr in den verschiedenen Salons, deren Benützung Dir vollkommen frei steht, auf, was brauchst Du also mehr als ein Eckchen im Hause, in welchem Du Platz hast, „zum übernachten“? So ist es Sitte in Amerika und nach jedes Landes Sitte muß man sich richten!

Mitten inne zwischen dem European Hotel und dem St. Nicolas Hotel liegen die übrigen Gasthöfe New-Yorks, und nicht wenige derselben nähern sich in Größe und Luxus dem Nicolas Hotel, so z. B. das Metropolitan Hotel, das Astor House, das Lafarge Hotel, das Girard House, das Delmonico Hotel, das Howard Hotel und wie sie alle heißen; viele aber, sogar sehr viele, gehen eine Stufe um die andere weiter herunter und kommen am Ende auf dem Standpunkte an, welchen die Winkelherberge, genannt Europeant Hotel einnimmt. Doch „Ein“ Hotel haben wir vergessen, ein Hotel, wie es kein zweites gibt auf Gottes weiter Erde, das berühmte Hotel Park! Wie gesagt, saubere und unsaubere, theure und wohlfeile, großartige und winzige Gasthäuser findet man in Leipzig, wie in Paris, in Stuttgart, wie in Katzenellenbogen, aber ein „Hotel Park“ gibt es nur in New-York. Nicht einmal Amerika hat ein zweites der Art aufzuweisen, sondern nur die einzige Stadt New-York besitzt es. Ja, es ist das größte und besuchteste, so wie das wohlfeilste und zugänglichste in der ganzen Welt, und so weit man reisen mag in Asien, Europa oder Afrika, so findet man nicht seinesgleichen!

Vor dem großen Marmor-Rathhause in New-York, der sogenannten Cityhall, dehnt sich ein ziemlich weitläuftiger Park aus, mit grünen Rasen und schattigen Bäumen. Er mag wohl zehn Acres groß sein, dieser Park, und im Sommer, wenn die Sonnenstrahlen glühend herabfallen, ergehen sich täglich Zehntausende in demselben, denn er erscheint wie eine liebliche Oase mitten in dem ungeheuern Häusermeere. Hier säuseln Dir die hohen Bäume eine herrliche frische Luft entgegen und die Wasserwerke inmitten der grünen Umgebung

Digitized by Google

erfrischen Deinen lechzenden Mund. Breite Marmorstufen führen zu der Cityhall hinauf und dorische Säulen schmücken den Eingang. Zierliche Fußwege, von frischem Rasen eingefaßt, führen im Zickzack um das weißglänzende Rathhaus herum, und man fühlt sich im Freien, in Gottes Natur, mitten in der geschäftsdurchwühlten, von Luxus und Elend gepeitschten Stadt. Ist es also ein Wunder, wenn den Tag über Zehntausende hieherkommen, um einen gesunden Athemzug zu thun? Ist es ein Wunder, wenn die schöne Welt sich hier sammelt und ihren Luxus entfaltet? Ist es ein Wunder, wenn die ganze liebliche Kinderwelt sich hier Rendezvous gibt und wenn sogar alte Matronen von neuem aufleben, sobald sie die kleine Oase betreten? Umgekehrt aber, wenn die Sonne längst hinuntergegangen ist im fernen Westen; wenn das Regiment des Mondes und der Sterne beginnt; wenn das Gewühl in den Straßen sich gelegt und die Spaziergänger alle in ihren Wohnungen der Ruhe genießen; wenn man nichts mehr hört, als die fernen Karossen, welche die Reichen aus den Theatern und Konzerten heimführen, oder den Tritt der leichtfüßigen Nymphe, die sich am Arme des Galans verspätet und nun mit geflügelter Eile ihr kleines Zimmerchen aufsucht; wenn man nichts mehr sieht als den lauernden Dieb, der an einer Straßenecke sich niederdrückt, oder den fanlen Polizeischutzmann, welcher das Auge kaum offen zu halten vermag; dann — dann sammelt sich's wieder an im berühmten Parke von Cityhall! Von allen Seiten kommen sie herbei, leisen und unsicheren Trittes, kraftlos, wie von Elend niedergebeugt. Vom Broadway und der Cathamstreet, von der Centrestreet und von der Williamsstreet, vom Nordriver wie vom Eastriver, von überall her nahen sie sich und lassen sich im Parke nieder. Lautlos, ohne ein Wort zu sprechen, schleichen sie sich heran, und Keiner wagt es, dem Nachbar auch nur einen Gruß zuzuflüstern. Der Eine setzt sich auf die breiten Marmorstufen, die zum Rathhause hinaufführen: der Andere lehnt sich an eine der dorischen Säulen: der Dritte macht sich's in einer Ecke bequem und der Vierte streckt sich unter einem der hohen Bäume. Wohl denen, die einen dieser bevorzugten Plätze bekommen haben!

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Das königliche Stadtgericht zu Berlin hat unterm 11. März beschlossen, auch wegen des 5. und 6. Bandes der Varnhagenschen Tagebücher Untersuchung gegen die bekannte Herausgeberin „Ludmilla Assing" zu erheben.

Das neueste (fünfte) Verzeichniß der Beiträge zum Uhland-Denkmal weist eine Gesammtsumme von 16,142 fl. 42 kr. auf. Fortwährend ist die Theilnahme durch ganz Deutschland eine sehr erfreuliche.

Mannigfaltigkeiten.

[Unfälle auf deutschen Eisenbahnen im Jahre 1861.] Von den 60½ Millionen Reisenden, welche 1861 auf den Linien des deutschen Eisenbahnvereins zusammen 336 Millionen Meilen Weges zurückgelegt haben, sind nach der amtlichen Statistik im Ganzen nur 13 beschädigt und 5 getödtet worden, und zwar befinden sich unter diesen 18 Unfällen nur 7 unverschuldete, nämlich 6 Beschädigungen und 1 Tödtung in Folge der den Zügen selbst zugestoßenen Unfälle; die anderen Verletzungen u. s. w. waren durch die eigene Unvorsichtigkeit der Passagiere beim Aus- und Einsteigen u. s. w. veranlaßt. Hiernach kam also überhaupt eine Beschädigung an Leib oder Leben auf 3,361,142 Personen und 18,6 Mill. Personenmeilen, je eine Tödtung aber erst auf 12,1 Mill. Reisende oder auf 67,2 Mia. Mill. Personenmeilen; eine unverschuldete Tödtung erst auf 60½ Mill. Reisende. Bedienstete und Arbeiter der Eisenbahnen wurden 225 beschädigt (darunter nur 26 unverschuldet), 115 getödtet, darunter 7 ohne ihre Schuld. Von anderen Personen fanden durch die Eisenbahn 90 ihren Tod und 34 wurden beschädigt; 36 darunter hatten die Bahnen in selbstmörderischer Absicht betreten. Alle diese zuletzt genannten 124 Personen aber haben, mit Ausnahme von nur 2, ihre Unfälle sich selbst zuzuschreiben, und zwar hauptsächlich wegen unbefugten Betretens der Bahnhöfe oder der Geleise.

Ueber den Hamburger Festzug am 18. März berichten die „Hamburger Nachrichten": In der Mitte der Stadt gebrauchte der Zug drei volle Stunden zum Vorüberziehen. In demselben befanden sich 65 Musikkorps, 56 meist acht-, sechs- oder vierspännige Wagen und ein Schlitten, außer mehreren Handwagen und vielen Tragbahren, 25 Trupps Reiter, zum Theil von 50—80 Pferden, 6 Schiffe oder Schuten mit voller Takelage, 9 Werkstätten auf Wagen, in denen gearbeitet wurde, und im Ganzen über 20,000 Personen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bolland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung.

Nro. 76 Sonntag, 29. März 1863.

Eine Familiengeſchichte.

(Fortſetzung.)

„Sie bereuten es alſo, daß Sie mich ſo plötzlich verlaſſen wollten?“ ſagte er.

„Ja, und darum blieb ich ſtehen.“ Sie lachte: „Ich war gezwungen, ſo zu handeln, ſonſt hätte ich keine Ruhe bekommen, ſondern den ganzen Tag Ihr trauriges Geſicht vor mir gehabt. Sie haben mir wirklich viele unruhige Augenblicke bereitet.“ Schuldfried hielt den Kopf ſchief und warf ihm einen zärtlichen und dennoch ſchalkhaften Blick zu.

Lothar blieb ſtehen und betrachtete ſie mit einem Ausdruck von Zufriedenheit und Glück wie Schuldfried noch nie geſehen hatte.

„Habe ich Ihnen unruhige Stunden bereitet?“ fragte er und lächelte.

„Haben Sie die Güte weiter zu gehen,“ ſagte Schuldfried, die ebenfalls hatte ſtehen bleiben müſſen.

„O nein, ich habe keine Luſt zu gehorchen, bevor Sie mir geantwortet haben. Ueberdieß will ich Sie recht betrachten, um den Ausdruck, den Ihr Geſicht jetzt trägt, meinem Gedächtniß einzuprägen. — Wann ſoll ich reiſen?“ fügte er mit einer Stimme hinzu, welche die kleine Hand die in der ſeinigen ruhte, zum Zittern brachte.

„Das werde ich Ihnen ein andermal ſagen, aber jetzt will ich nicht länger hier ſtehen.“

„Sie haben meine erſte Frage noch nicht beantwortet.“

„Ich laſſe mich nicht zwingen; noch mehr, ich will ſie nicht beantworten.“

Sie gingen wieder weiter und Lothar ſagte ſcherzend: „Das ſinniſche Mädchen hat jetzt einen Ruſſen zur Stütze.“ Schuldfried wollte ſein Hand loslaſſen, aber er behielt ſie feſt, indem er in ernſtem Tone hinzufügte: „Es gibt eine Macht, die alle Volksſtämme vereinigt, die nichts von beſonderen Vaterländern weiß, ſondern die Bevölkerung der ganzen Erde zu einer einzigen macht; und dieſe Macht iſt die Liebe. In der Liebe knieen wir alle vor demſelben Gott, und ſeine Vaterarme ſtehen uns Allen offen. Alles was von ihm ausgeht, iſt beſtimmt, das zu vereinigen und zu verſöhnen, was Haß und Vorurtheil abgeſondert haben. Die Liebe gleicht Alles aus und verdeckt Alles.“

Sie waren jetzt am Fuße des Hügels, und Lothar ließ ihre Hand los mit den Worten: „Sie ſind wieder frei. Fühlen Sie ſich jetzt glücklicher?“

„Ich habe mich nicht unglücklich gefühlt.“

„Sie ſind ein wunderliches Mädchen und rufen auf eine unklärliche Art bald Glauben, bald Zweifel hervor. Sie ziehen mich zu Ihnen hin und doch zwingen Sie mich in der Entfernung ſtehen zu bleiben; Sie halten die Worte auf meine Lippen gefeſſelt und doch nöthigen Sie mich, zu ſprechen. So auch jetzt. Ich möchte in dieſem Augenblick eine Frage an Sie ſtellen, aber ich wage es nicht, und gleichwohl enthält dieſe Antwort auf die Frage mein ganzes Leben.“

„So fragen Sie nicht. Sie würden ganz ſicher wieder Unruhe und Furcht hervorrufen. In dieſem Augenblick fühle ich mich ſo glücklich, daß ich gerne dieſen Eindruck wahrer Freude behalten möchte.“

Bei der Allee trennten ſie ſich. Lothar ſagte da: „Ueberziehen Sie ſich morgen um dieſe Zeit, daß die Familie des Waldſchützen die Unterſtützung erhalten hat, welche Sie heute begehrten. Sie gehen doch hin?“

„Ganz ſicher,“ antwortete Schuldfried.

Der morgende Tag — was er im Schilde führt, wiſſen wir nie, wir haben immer Urſache ihn zu fürchten.

* * *

Während die oben beſchriebene Scene zwiſchen den beiden jungen Leutchen ſtattfand, wollen wir einen kleinen Beſuch auf Junta machen und hernach ſehen, was ſich auf Ektorp zuträgt. Zur ſelben Zeit wo Schuldfried die Zellen vom Doktor erhalten hat, ging Tage mit ſeinem Hunde auf die Jagd. Er empfand ein unwiderſtehliches Bedürfniß, durch irgend eine heftige Bewegung ſeine Unruhe zu verſcheuchen. Er traf Aberney nicht, ehe er ausging, ſondern ſagte zu Tante Sara, er würde erſt zum Mittageſſen heimkehren. Als daher Aberney zum Frühſtück kam, fand er blos Sara. Der Profeſſor ſah gedankenvoll aus und antwortete einſilbig auf ihr Gerede. Nach dem Kaffee wollte Aberney, wieder auf ſein Zimmer gehen, aber die Alte

Digitized by Google

legte ihre eine Hand auf seinen Arm, während sie mit der andern ihre Schürze glättete.

„Lieber Neffe, ich habe etwas zu sagen, was ich schon lange aufgeschoben habe.“

„Kannst Du nicht noch länger damit warten?“ fragte Aberney mit einem Lächeln, das zu erkennen gab, daß er ungemein dankbar sein würde, wenn sie dieß thäte.

„Nein, das kann ich nicht, weil es sich um Schuldfried handelt.“

„Beste Tante, es ist wohl nicht die Rede davon, sie zu verheirathen?“

„O nein, Du brauchst Dich nicht darüber zu beunruhigen, daß ich mich in diese Sache mischen könnte, obschon ich weder taub noch blind bin und daher nur zu gut weiß, daß Tage ganz unglückselig in das Mädchen verliebt ist; aber sieh, ich habe auch noch etwas Anders bemerkt, was Dir entgangen zu sein scheint, nämlich daß das Mädchen ganz und gar nicht in ihn verliebt ist.“

„Ei liebe Tante, das ist kein Grund mich aufzuhalten, um von diesen Beobachtungen zu sprechen, zumal da Du sehr leicht die Wahrnehmung machen kannst, daß ich etwas Anderes zu denken habe.“

„Jetzt würde ich ganz Recht daran thun, wenn ich schwiege, um Dich für Dein Benehmen gegen Deine alte Tante zu strafen; aber ich bin eine Christin, und darum halte ich's für meine Pflicht, gewissenhaft zu handeln, zumal da es das Wohl eines Kindes betrifft.“

„Zur Sache denn! Um was handelt es sich?“

„Um Schuldfried, habe ich schon gesagt, obschon Du nicht darauf hören willst, sondern mich wie immer mit Deinen kurzen Antworten abzuspeisen suchst.“

Aberney kannte Tante Saras Gemüthsart und wußte, daß er sich, wenn sie vor den Kopf gestoßen wurde, ihrem Wortschwall unterwerfen mußte, oder daß sie ihm mehrere Wochen lang ein saures Gesicht schnitt. Er faßte daher sogleich seinen Entschluß, als er merkte, woher der Wind blies; er setzte sich seufzend auf den Salonsopha, um Sara Alles aussprechen zu lassen, was sie auf dem Herzen hatte. Als sie sich mit geläufiger Zunge darüber ergossen, wie sie behandelt werde, wie wenig Rücksicht man auf sie nehme u. s. w., war der Aerger vorüber und Sara wieder gut wie Gold. Jetzt erst hatte der Professor Hoffnung zu erfahren, was sie eigentlich mitzutheilen hatte, aber er hütete sich wohl, ein Wort zu sagen, was einer Erinnerung glich, weil er sonst leicht in eine neue Sündfluth hätte gerathen können. Als Tante Saras Rede vorüber war, holte sie tief Athem, glättete ihre Schürze und sagte in einem gänzlich veränderten Ton:

„Hat Schuldfried Dir gesagt, daß sie während des Sommers eine Bekanntschaft gemacht hat?“

„Nein, das hat sie nicht,“ antwortete der Professor mit einer Miene gänzlicher Gleichgiltigkeit, die es Jedermann unmöglich machte, seine Gedanken zu erforschen.

„Nun, was ist das für eine Bekanntschaft?“ fragte er.

„Ein junger Mann. Entweder ist es der junge Canitz oder einer von seinen Gästen.“

„Du weißt es nicht bestimmt, wer es ist?“

„Nein, das weiß ich nicht; wohl aber weiß ich bestimmt, daß er sie während Deines ganzen Aufenthaltes in Abo täglich traf; daß er auf allen Spaziergängen bei ihr war und oft ganze Nachmittage mit ihr zubrachte.“

(Fortsetzung folgt.)

Hotel Park in New-York.

(Fortsetzung.)

Die meisten müssen sich damit begnügen, auf die harten Platten oder den eben so harten Grasboden zu liegen, weil die besseren Lokalitäten schon alle besetzt sind. Ein Stein ist dann das Kopfkissen, auf welches das müde Haupt niedersinkt, die nackte Erde ist die Matratze, auf welcher sich der Leib dehnt, der abgeschabte Rock ist die Bettdecke, die vor Kälte, Sturm und Regen schützen soll!

Und nicht „Einzelne“ sind's, die allda ihr Nachtquartier aufschlagen. Auch nicht Dutzende sind es, sondern man kann sie vielmehr nach Hunderten zählen! Freilich im Winter geht diese Zahl etwas zusammen, denn die Meisten suchen dann eine Unterkunft in den Stationshäusern. Die Polizei in New-York hat nämlich in jedem ihrer acht Distrikte vier oder fünf Quartiere, sogenannte Stationshäuser, und in keinem dieser Häuser fehlt ein geheiztes Zimmer für die „Mühseligen und Beladenen,“ welche kein Nachtquartier fanden. Aber wie oft sind deren so viele, daß sie die Stationshäuser nicht alle zu fassen vermögen! Wie oft fängt die Polizei eine solche Menge von Vagabunden, Betrunkenen und Dieben ein, daß die „freiwillig Gekommenen,“ also die „Mühseligen und Beladenen“ keinen Raum mehr finden! Wohin sollen sich nun „diese“ wenden? Wohin anders, als in ihr altes Quartier, den Park vor Cityhall? Haben sie eine Stunde da geschlafen, so weckt sie der Hunger; dann richten sie sich auf, recken die starren Glieder, rennen durch ein paar Straßen, bis das Blut wieder warm fließt, und treffen sofort abermals auf den harten Marmorstufen von Cityhall zusammen. Der Hunger ist es also allein, welcher sie vor dem Erfrieren rettet, und doch gibt es unter ihnen nicht wenige, die man allmorgentlich im Winter ganz steif und kalt findet und die dann das Spital von ihren Leiden erlöst, denn aus dem Spitale

Digitized by Google

kehrt nur selten einer gesund und frisch in's Leben zurück!

Das ist das berühmte „Hotel Park," der besuchteste Gasthof in ganz New-York!

Und wer sind nun diese Unglücklichen, die allda ihr Nachtquartier aufschlagen? Sind's Bettler und Vagabunden, oder sind's gar Diebe und Räuber? O nein, es sind weder Bettler noch Vagabunden, weder Diebe noch Räuber! Der Bettler in New-York ist nicht schlecht daran. Gibt man ihm nicht „gern," so gibt man ihm doch „ungern," nur um den Zudringlichen los zu werden. Er hat seine Heimath, seine Familie, sein Nachtquartier, und mancher Abend vergeht ihm in Saus und Braus, wenn das Tagewerk ein glückliches gewesen! Noch besser steht's mit dem Diebe und Räuber. Ihm darf es nicht bange sein, etwas „Stehlbares" zu finden, und an Absatzwegen des Gestohlenen fehlt es noch weniger. Der Schlechte, der Nichtsnutzige, der, den alle Mittel recht sind, kommt sicherlich durch in New-York. Ja, er hat sogar ein gutes Leben und braucht sich nicht davor zu fürchten, einmal die Marmorstufen von Cithyall als Schlafkabinet benützen zu müssen! Diejenigen dagegen, welche sich hiezu genöthigt sehen, sind ehrliche Leute, aber Leute, die keine Arbeit finden. Es sind Menschen, die zu viel Schamgefühl haben, um eine milde Gabe zu erflehen und zu viel Gewissen, um nach fremdem Gute zu greifen. Es sind Menschen, die den ganzen Tag von einem Platz zum andern rennen, um sich ein Geschäft zu verschaffen, Menschen, die keine Mühe scheuen, um nur ein Stückchen Brod auf rechtliche Weise zu erwerben, Menschen, welche, nachdem sie den letzten Heller ausgegeben, nicht wissen, wie sie eine Schlafstätte bezahlen sollen.

„Wie," fragt der Leser verwundert, „in New-York gibt's Leute, die so schrecklich herabgekommen sind? In New-York, wo doch jeder Beschäftigung und Lohn findet, der nur den Willen hat, die Hände zu rühren?" O ja, freilich, die Gevalter Schneider und Schuhmacher finden Arbeit. Auch die Schreiner und Polsterer oder die Schlosser und Schmiede finden solche, und sogar für die Tagelöhner und Bauernknechte von Haus aus gibt's immer was zu thun, wenigstens so viel, daß sie selbst in den schlechtesten Zeiten ihr „Warmes" verdienen, so wie ein Plätzchen unter dem Dache zum Schlafen. Aber wie steht es mit den Gebildeten und Halbgebildeten? Den Gelehrten und Halbgelehrten? Den Professoren und Schulmeistern, den Theologen und Juristen, den Philologen und Philosophen, den Künstlern und Kaufleuten? Das schwindelt und windbeutelt in den deutschen Zeitungen, wenn das Frühjahr herankömmt! Das lobpreist und lobhudelt in den Anlockungsannoncen zur Auswanderung! Das lügt und betrügt in Reisehandbüchern und anderen im Solde der amerikanischen Ländereienbesitzer geschriebenen Broschüren, und wenn dann Einer, dem die Luft zu schwül wurde im alten Vaterlande, wenn Einer, der sein Glück nicht fand auf dem heimischen Boden, wenn solch Einer sich verlocken läßt, hinüberzugehen in's Eldorado nicht der Auswanderer, sondern der Auswanderungs-Agenten und Agenturen, was bleibt ihm gewöhnlich? Das Loos, ein Handarbeiter zu werden, d. h. ein Bauernknecht oder ein Schneider, wenn er nicht etwa das Schreinerhandwerk vorzieht! Und Monate braucht er, um sich an ein neues Geschäft zu gewöhnen, Monate, es zu erlernen! Wenn ihm aber inzwischen das Geld ausgeht, so ist sein Loos: — ein Nachtquartier im Hotel Park!

Eingeborne Amerikaner sieht man unter den Gästen dieses berühmten Hotels keine oder jedenfalls nur sehr wenige. Wenn sich aber einer unter ihnen befindet, so ist es sicherlich ein solcher, der vor Jahren vielleicht Hunderttausende besaß, aber durch einen spekulativen Wurf um Alles kam, auch um den besten Freund! Oder ein solcher, der früher als Stadtbeamter oder Kaufmann hochgeachtet die Stufen zur Cithyall hinanstieg, nunmehr aber durch Spiel und Freudenhäuser ruinirt, durch Betrug und Schlechtigkeit blamirt, keinen Weg mehr findet, in die alte Gesellschaft zurückzukehren! Jedenfalls ist's ein Auswürfsling, ein von Freund und Feind Verlassener, und so tief sinkt nur selten ein Eingeborner hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Washington's Testament.] Amerikanische Blätter berichten, daß das Testament des unsterblichen Washington, welches vor einiger Zeit bei dem Vorrücken der Armee in Virginien gestohlen wurde, an das britische Museum verkauft worden sei. Dieses Testament wurde ursprünglich in Fairfax Courthouse deponirt, wo es bis vor einigen Monaten in den Archiven des County gelegen hat. Es rührte in Ausdruck und Handschrift ausschließlich von Washington her; es war das letzte Erzeugniß seiner Feder und gab Kunde von jenen Charakterzügen, die seinem Urheber ewigen Nachruhm erworben haben. Er beglaubigte jede Seite mit seiner Unterschrift und gab ausdrücklich an, daß diese letzte Verfügung von ihm ersonnen und abgefaßt worden sei. Als Fairfax Courthouse von den föderalistischen Truppen eingenommen wurde, ward das Gerichtshaus eines Theils seines werthvollsten Inhalts beraubt. Selbst das Testament Washington's blieb nicht von diesem Schicksal verschont. Ein Soldat zog es mit räuberischer Hand aus dem Schreine hervor und es galt nun als die rechtmäßige Beute des Plünderers. In der allgemeinen Plünderung wurde der große und freche Diebstahl übersehen, und was als das Eigenthum der

Digitized by Google

Nation hätte geachtet werden sollen, wurde von einem Elenden geraubt, der die Uniform, die er trug, entehrte. Herr Moore hat dem New-Yorker Verein für Geschichtsforschung mitgetheilt, daß er aus zuverlässiger Quelle die Nachricht erhalten habe, daß das Testament an das britische Museum verkauft worden sei. So positiv wie diese Thatsachen lauten, so scheint es doch fast unglaublich, daß ein solcher eine ganze Nation angehende Raub der Kontrole der föderalistischen Behörden entgangen, ja daß die Beute gar zu stetem Besitz ins Ausland entführt sein solle. Wie bekannt, ist das Testament des großen Vaters des Vaterlandes durch die Bestimmung der Freilassung seiner Sklaven sowie durch allgemeine den gerade für die gegenwärtige Zeit so wichtigen Gegenstand betreffende Rathschläge charakteristisch.

[Gruß an Hamburg zur Jubelfeier am 18. März 1863 von Friedrich Rückert.] An Friedrich Rückert in Neuses war bekanntlich von Hamburg aus die Einladung ergangen, der dortigen Erinnerungsfeier der Befreiung i. J. 1813 beizuwohnen. Der Dichter hatte statt der Zusage seiner Gegenwart folgendes Gedicht an die Hamburger geschickt:

Den fünfzigjährigen Erinnerungen
An unsres Volksthums Auferstehungstage,
Als Deutschland sich aus tiefster Niederlage
Zu höchstem Sieg glorreich emporgerungen,

Ist heut an mir auch dieser Sieg gelungen,
Daß ich an mich mich zu erinnern wage,
Den alten Ton zum neuen Fest anschlage,
Nachsingend leise, was ich laut gesungen.

In Preußen feiert man das Fest mit Trauern,
Im Süden wird es festlich nicht gerathen;
Mit vollem Herzen feiert Du's, o Hamburg!

D'rum send' ich meinen Gruß an Deine Mauern:
Stets blüh' und wachse, Stolz der Hanseaten,
Und daure, deutscher Freiheit eine Stammburg!

Vom Taunus, im März. Seitdem die Idee, dem Altkönighaus den Namen „Uhlandsruhe" zu verleihen, von dem Publikum so günstig aufgenommen worden ist, gehen dem Komite zu Oberursel die Beiträge an Geld und Gegenstände für die Verloosung, welche eine sehr großartige werden soll, immer reichlicher zu. Es handelt sich um Herbeischaffung der Summe von 3—4000 Gulden, um den Bau, welcher ein Denkmal des großen und edlen Dichters werden soll, beginnen zu können. Uhland hat unsere Heimath sehr geliebt; er hat häufig in jungen und alten Tagen den Feldberg und Altkönig erstiegen, und gewiß haben ihn die prächtigen Wälder, die ehrwürdigen Städte, die lieblichen Thäler, die stolzen Burgen und reizenden Fernsichten unserer Heimath an die Achalm und den Hohenstaufen und sein schönes Schwabenland erinnert. Indem ein Volk seine großen Männer ehrt, ehrt es sich selbst und beweist sich ihrer würdig. Die Griechen verliehen den ewigen unwandelbaren Gestirnen die Namen ihrer Unsterblichen. Wir stiegen nicht so hoch und gehen nicht so weit, aber wir wollen den Namen Uhland so dauernd machen als es unsere Berge sind, wir wollen bewirken, daß das Volk in allen Schichten den Namen und die Thaten dieses Dichters kenne, und daß es stolz werde, ihn den seinigen zu nennen. Wir bitten alle Schützen-, Sing- und Turnvereine Deutschlands, das Komite zu Oberursel unterstützen zu wollen.

Unter den vielen dramatischen Spielen, die vom Schweizer Volk die dießjährige Fastnachtszeit hindurch im Freien aufgeführt wurden, nimmt die Darstellung des schweizerischen Bauernkriegs in Stäfa bei Zürich eine hervorragende Stelle ein. Das Spiel begann beim schönsten Wetter. Die Zahl der von allen Seiten herbeiströmenden Zuschauer betrug über 10,000. Am Morgen früh kriegerische Reveille. Gegen sieben Uhr sammelte sich in Stäfa ein kleines Heer, bestehend aus Fußvolk, Artillerie und Kavallerie. Zugleich rotteten sich in Oetikon die Bauern, etwa 350 an der Zahl, zusammen. Der Handlung ging ein Prolog voraus. Es folgten die Volksversammlungen. Das Gefecht bei Mellingen fand im Köhlhof statt. Nach dem zweiten Kampf ging das improvisirte Dorf Wohlenschwyl in Feuer auf und der Streit ruhte für anderthalb Stunden. Nachmittags fand nach kurzem Kriegsrath das letzte Gefecht bei Herzogenbuchsee statt. Ergreifend soll der Schluß, das Kriegsgericht über die Bauernführer, gewesen sein.

[Ausfuhr von Sperlingen.] Nächster Tage wird ein eigenthümlicher Transport von Wien nach Australien seinen Weg antreten. Der Akklimatisationsverein zu Melbourne hat nämlich Sperlinge in großer Menge bestellt, welche die Bestimmung haben, die Raupen, welche sich in der Kolonie Viktoria in furchtbarer Weise vermehrten, zu vertilgen.

Amerikanischen Angaben zufolge sind seit dem Beginne des Kriegs auf unionistischer Seite 43,874 gefallen, 97,029 verwundet, 65,218 gefangen genommen worden und 250,000 an Wunden oder Krankheiten gestorben; auf konföderativer Seite stellten sich die entsprechenden Zahlen auf 20,893; 59,615; 22,169 und 120,000.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung.

Nro. 77 Dienſtag, 31. März 1863.

Eine Familiengeſchichte.

(Fortſetzung.)

„Wer hat das Alles erzählt?“

„Mutter Monika in U.; ich glaubte es jedoch nicht, denn die Alte ſchwatzt zu viel, wenn der Tag lang iſt. Aber als ich das Letztemal im Pfarrhaus war, ſagte mir die Pfarrerin, ſie habe es auch gehört, ihre Knechten haben ſie verſchiedene Mal geſehen, und die Dienerſchaft auf Kronbrück habe geſagt, daß der Baron jeden Tag auf den Hof der Wittwe reite. Auch der Waldſchütz ſah Schuldfried mit einem jungen Herrn im Wald ſpazieren gehen, der gewöhnlich an der Ecke auf ſie warte. Jetzt meine ich, daß Du, da Du einen großen Einfluß haſt, mit ihr über die Sache ſprechen ſollteſt, da die Mutter es nicht verſteht, beſſer auf das Mädchen Acht zu geben. Wir wiſſen beide recht gut, daß Schuldfried alles das im puren Unverſtand gethan hat, und obſchon es wahrlich in meiner Jugend nicht anging, daß ein ehrbares Mädchen mit einem jungen Mann auf den Straßen herumſtrich, ſo ſehe ich doch wohl ein, daß es aus lauter Unwiſſenheit geſchehen iſt. Nun kann es inzwiſchen ſo gekommen ſein, daß dieſe Unwiſſenheit zwei böſe Folgen mit ſich geführt hat: Erſtens, daß die Leute zu ſchwatzen angefangen haben, und Zweitens, daß Schuldfried ihr Herz verloren hat.“

„Was veranlaßt Dich zu einer ſolchen Vermuthung, Tante?“ fragte Aberney.

„Was mich dazu veranlaßt? Wie kannſt Du ſo kurios fragen? Glaubſt Du denn, daß ein Mädchen wie Schuldfried, das gewöhnt iſt, nur zu thun, was ihr Vergnügen macht, jeden Tag hingehen und einen jungen Mann treffen würde, wenn ſeine Geſellſchaft ihr nicht angenehm wäre? Die geſunde Vernunft, mein lieber Viktor, ſagt ja, daß ſie eine Neigung zu ihm haben muß. Ueberdieß liegt in dem einen Umſtand, daß ſie mir, Dir und Tage die ganze Bekanntſchaft verſchwiegen hat, ein ſchweres und ſchlimmes Zeichen. Ein Mädchen iſt immer rückhaltſam, wenn ihr Herz ins Spiel kommt; iſt ſie aber ſonſt offen und ſchweigt auf einmal, ſo kann man als ausgemacht annehmen, daß ſie . . .“

„Daß ſie in ihrer Einſamkeit mit kindlicher Freude Alles umfaßt, was von dem gewöhnlichen einförmigen Leben abweicht,“ fiel Aberney ein und erhob ſich, indem er hinzufügte: „Was Du mir da erzählt haſt, Tante, das habe ich ſchon vor vierzehn Tagen gewußt.“

„Vor vierzehn Tagen?“ rief Sara, indem ſie mit beiden Händen ihre Schürze glättete, „und Du haſt nichts geſagt? haſt ihr nicht vorgeſtellt, wie übel ſie handle, wie ſie ihre weibliche Würde gänzlich vergeſſe? wie ſie . . .“

„. . . Nichts von alle dem begreift, was Dich in Angſt ſetzt, Tante. Nein wahrlich, ich habe nichts geſagt und werde auch nichts ſagen, obſchon ich etwas weiß, was Du nicht weißt, nämlich wer der junge Mann iſt; aber,“ fügte Aberney mit einem eigenthümlich ſchlauen Blinzeln hinzu, „warum haſt Du nicht ſelbſt mit Schuldfried geſprochen?“

„Ich? O dafür glaube ich mich zu gut. Sie wäre im Stande, mir mit ihrem vornehmen Geſichtchen zu antworten, daß ich mit ihrem Thun und Laſſen nichts zu ſchaffen habe. Ich bin nicht ihr Lehrer und habe auch durchaus nicht ihre Erziehung übernommen.“

„Ganz richtig, und überdieß haſt Du gegen das ſchöne Kind eine Schwäche, die Dir allen Muth raubt, ihr etwas Unangenehmes zu ſagen.“ Aberney lachte. „Du meinſt, die Mentorrolle paſſe für mich.“

„Aber Du ſcheinſt es nicht zu meinen,“ ſagte Sara etwas ſpitzig.

„Ich habe das Hofmeiſtern nie ausſtehen können, und ich halte Vorleſungen über Paſſend und Unpaſſend, Recht und Unrecht für überflüſſig. Ich halte mich nie an die Theorie, ſondern nur an die Praxis. Deßhalb habe ich ganz einfach, ohne daß Schuldfried es ahnte, ſie verhindert den jungen Mann zu ſehen. Worte ſind immer unmächtig. Das Einzige was wirkt, ſind Handlungen. Jetzt, beſte Tante, wollen wir nicht mehr von der Sache reden. Ich hoffe übrigens Schuldfried noch vor Schluß der Woche einen geſetzlichen Beſchützer verſchafft zu haben, welchem das Recht zuſteht, zwiſchen ſie und jede Perſon zu treten, die ihrer Ruhe gefährlich iſt.“

Aberney verließ das Zimmer ſo ſchnell, daß Tante Sara nichts fragen konnte. Sie trippelte in die Küche hinaus und beſann ſich gewaltig über zwei Dinge: Erſtens, ob wohl Tage unter dem Beſchützer verſtanden ſei, oder ob ihre häufig wiederkehrenden Beſorgniſſe,

Digitized by Google

daß Aberney selbst Absichten auf das Mädchen habe, begründet sein könnten; Zweitens, wie sie ermitteln sollte, ob Schuldfrieds Bekannter wirklich der junge Canitz sei. Im letzten Fall mußte das Mädchen gerettet werden, mochte es kosten, was es wollte. Sie kam indeß nicht besonders weit in ihren Betrachtungen, denn ein Mann trat in die Küche und fragte nach dem Professor.

„Von wem kommt Ihr und was wollt Ihr?“ fragte Sara, indem sie ihre Brille aufsetzte, um den Fremden recht im Augenschein zu nehmen.

„Ich bin Knecht auf Ektorp und sollte das da dem Herrn Professor übergeben,“ antwortete der Gefragte mit einem Kratzfuß, der eine Verbeugung vorstellen sollte.

„So! Vermuthlich von Fräulein Schuldfried?“ Sara streckte die Hand aus, um den Brief zu nehmen.

„Ich kann das nicht so genau sagen; aber Jungfer Annika sagte, ich dürfe den Brief Niemand geben, als dem Herrn Professor selbst.“

Sara warf ihren Hals ein wenig auf, strich ihre Schürze glatt und fuhr in die Küche hinaus, indem sie dem Knecht sagte, er solle in den Saal hineingehen und dort warten. Sie selbst pochte an die Thüre ihres Neffen und rief:

„Ein Bote aus Ektorp will mit Dir reden.“

Augenblicklich öffnete sich die Thüre und Aberney ging hastig an Sara vorbei und in den Saal. Die Alte brummelte:

„Man wird es noch erleben, daß der alte Narr selbst das Mädchen haben will, aber daraus wird nie und nimmer was. Nein, der Junge soll sie haben, so wahr ich Sara heiße.“

Inzwischen hatte Aberney den Brief empfangen und mit ungewöhnlicher Hast geöffnet. Er enthielt bloß folgende Zeilen:

„Schuldfrieds Mutter wünscht, daß ihr durch die Post gemachte Anerbieten, wünscht beantworten zu dürfen. Sie erwartet Bitter Aberney bei sich, sobald er diese Zeilen erhalten hat.“

Als der Professor den Brief wieder zusammenlegte, sagte der Knecht:

„Ich solle dem Herrn Professor sagen, daß ich den Wagen bei mir habe.“

„Gut, ich gehe mit.“

Alle Fragen Saras blieben unbeantwortet, und nach fünf Minuten rollte Frau Smiths grüne Chaise mit dem Professor nach Ektorp, ohne daß Tante Sara erfahren konnte, was dieß Alles zu bedeuten hatte.

Als Aberney in der Hausflur stand, trat Annika ihm entgegen. Die Augen der Alten waren rothgeweint und sie war so aufgeregt, daß sie nur mit Mühe den Professor bitten konnte, sie zur Frau zu begleiten.

Aberney hatte schon bei seinem ersten Besuch auf Ektorp in diesem runzeligen alten Gesicht Züge zu erkennen geglaubt, die ihm bekannt vorkamen. Er hatte Annika einige Male gefragt, ob sie einander nicht schon früher gesehen hätten, und da hatte sie geantwortet:

„Das ist wohl möglich, obschon ich mich nicht erinnere.“ Nach dieser Antwort hatte er sich nicht weiter mit der Alten beschäftigt, aber jetzt kam es ihm lebhaft ins Gedächtniß, daß er in einer längst verflossenen Zeit diesem Blick von Unruhe und Kummer begegnet sei, daß derselbe in seinen jüngern Jahren einmal ganz mit demselben Ausdruck auf ihm gehaftet habe. Aberney bekam indeß nicht viel Zeit um Betrachtungen anzustellen, und da er selten fragen mochte, so folgte er Annika schweigend durch den kleinen Saal. Einen Augenblick blieb die alte Dienerin vor Frau Smiths Thüre mit der Hand am Schlosse stehen. Sie zögerte gleichsam, sie zu öffnen. Noch einen Blick voll Angst heftete sie auf Aberney, dann drehte sie den Schlüssel um, die Thüre ging auf, und als Aberney eben über die Schwelle treten wollte, flüsterte Annika:

„Haben Sie Mitleid mit ihr!“

Damit schloß sie die Thüre hinter Aberney und er befand sich im Zimmer der Wittwe.

(Fortsetzung folgt.)

Hotel Park in New-York.

(Fortsetzung.)

Weit öfter sieht man allda Irländer, aber diese wissen sich auch hier zu trösten, und ihr Trost ist der Branntwein, der Whisky. Wir kennen den Sohn Grün-Erins aus mancher Beschreibung, und wissen also, daß er als Lastträger, als Kohlenführer, als Holzspälter u. s. w. immer etwas verdient. Kommt nun auch eine Zeit, wo dieser Verdienst nicht groß genug ist, um sich ehrlich und redlich „in einem Kosthause“ durchzuschlagen, so nimmt er doch immer so viel ein, um Brod und Whisky kaufen zu können. Hat er aber Branntwein, was will er mehr! Zwei Gläser „Niggerbrändy“ — ein Mischmasch aus Scheidewasser und Alcohol, das in New-York als „starker Franzbranntwein“ verkauft wird — zwei Gläser Niggerbrändy um einen Sixpence, also um zwei gute Groschen oder neun Kreuzer, machen ihn schon taumeln, gießt er dann das dritte Glas hinab, so wird er toll, verrückt, wahnwitzig, und nun steht er die steinernen Stufen von City-hall für ein Flammenbett an, das die Houris des Paradieses gemacht haben. Der andere Morgen findet ihn allerdings wie zerschlagen, gerädert, zermalmt; seine Augen triefen, seine Zunge klebt ihm am Gaumen, seine Glieder zittern von Frost und Hitze; aber — ein neues Glas Niggerbrändy und

Digitized by Google

Alles ist wieder im Biel. Fort eilt er so schnell als möglich, wieder ein paar Groschen zu verdienen, und die nächste Nacht schläft er wieder so selig im Hotel Park; als läge er im besten Bette von St. Nicolas.

Doch auch nicht Irländer sind die Hauptbesucher von Hotel Park, und ebensowenig Franzosen oder Italiener, wenn auch vielleicht einzelne darunter sein mögen. Nein, die Hauptbesucher sind Deutsche, und zwar zu mehr als Dreiviertheilen Deutsche! Sie, unsere Landsleute, darf man die „Stammgäste" nennen; und wie könnte dieß auch anders sein? Sie kommen hinüber in's ferne Land, ohne der dort herrschenden Sprache mächtig zu sein; und gehören also zu den letzten, auf welchen ein Amerikaner beim Beschäftigungsgeben Rücksicht nimmt! Sie kommen hinüber zum Theil wenigstens ohne ein Handwerk zu verstehen, wie sollen sie sich also fortbringen unter Menschen, welche durch und durch praktisch sind, in einem Lande, wo Wissenschaft und Kunst erst anfangen, Wurzeln zu schlagen? In Deutschland hat man vielleicht keine Ahnung davon, wie viele Professoren und Doktoren, freilich nicht Medicinae, aber Philosophiae und Juris utriusque, an den Kanälen und Eisenbahnen New-Yorks und Pennsylvaniens arbeiteten, weil es für sie unmöglich war, mit geistiger Beschäftigung sich ein Fortkommen zu erwerben; aber beträgt nicht ihre Zahl viele Hunderte, und war es beinahe nicht immer das Ende ihres traurigen Geschickes, daß sie Stammgäste im Hotel Park wurden? Freilich ihre Verwandten und Angehörigen in der alten Heimath erfuhren nichts von diesem ihrem herben Loose, denn sie schämten sich, die Wahrheit hinauszuberichten, und starben lieber unbekannt und unbeweint, aber wie mancher liegt nicht auf dem Armenkirchhof in Potters-field eingescharrt, der „draußen" seiner Zeit die Universitäten besucht oder sonstigen gelehrten Studien obgelegen hatte?

Noch immer sehe ich ihn vor mir, den dicken Professor aus dem Hessenlande. Er verstand lateinisch, griechisch und hebräisch. Er verstand Mathematik, Numismatik und noch vieles Andere. Weil er sich aber drüben im alten Vaterlande mit seiner Behörde überworfen, ergriff er den Wanderstab und ging in die neue Welt. Er wollte den Amerikanern Unterricht ertheilen und — wie sollte es einem Manne mit so vielen Kenntnissen fehlen? Natürlich war er klug genug, sich vorher, ehe er ging, auf's Englische zu werfen und studirte diese Sprache sogar noch während der Reise, zu welchem Zwecke er immer ein Lexikon und eine Grammatik in der Tasche hatte; aber wie er nun nach New-York kam, sah er ein, daß er eigentlich gar nicht englisch verstehe, denn er vermochte es nicht, auch nur den einfachsten Satz richtig zu sprechen. Das Verständniß eines englischen Buches hatte er wohl, allein wenn er den Mund aufthat und ein paar Worte herwälschte, so schüttelten die Amerikaner den Kopf und kein Mensch wollte ihn verstehen. Nun gab er sich Mühe, unsäglich viele Mühe, und nach einem Vierteljahr konnte er sich in der That erträglicher ausdrücken. Freilich, dieses Vierteljahr kostete ihn fast all sein baar Geld, doch hoffte er nun, das ausgelegte Kapital mit Zinsen wieder hereinzubringen. Allein wie sehr täuschte er sich nicht! Kein Mensch wollte griechisch, lateinisch oder gar hebräisch lernen; kein Mensch dachte daran, Mathematik oder Numismatik zu studiren! Er wandte sich an Dutzende von Instituts- und Kollegienvorstehern. Alle Stellen waren besetzt, und wenn je eine solche vakant werden sollte, so hatten sich schon so viele Kandidaten vor ihm gemeldet, daß „seine" Kandidatur erst weit hintendreinkam. Vor Jahr und Tag war also gar nicht daran zu denken, placirt zu werden, und wenn er im Unmuth in eine andere Stadt gegangen wäre, um dort sein Glück zu versuchen, so hätte er mit dem Supplziren natürlich wieder vorne anfangen müssen. Somit blieb er und suchte sich da oder dort bei Landsleuten so gut es ging mit Briefschreiben, Rechnungenstellen u. s. w. nützlich zu machen; aber von Tag zu Tag wurde er magerer, von Tag zu Tag blässer. Er logirte so wohlfeil als nur immer möglich, er speiste in dem gewöhnlichsten oder vielmehr in einem der ärmlichsten Eßhäuser. Ja am Ende schränkte er sich so ein, daß er nur noch eine einzige Mahlzeit den Tag zu sich nahm, und vom Trinken, d. h. vom Bier- oder Weintrinken war bei ihm ohnehin schon lange keine Rede mehr. „Diesen" Luxus hatte er gleich in den ersten vier Wochen nach seiner Ankunft in Amerika aufgegeben! Aber dennoch schrumpfte sein Geldbeutel immer mehr zusammen, und er konnte den Tag vorausthen, an welchem förmliche Ebbe eintreten mußte. Auf einmal war er verschwunden und kein Mensch wußte, wohin er gerathen sein konnte; allein wer kümmerte sich auch viel darum? In einem so selbstsüchtigen Lande, wie Amerika ist, hat Jeder für sich selbst zu sorgen, und wenn man auch hie und da nach einem andern fragt, so geschieht's mit solcher Gleichgültigkeit, daß man wohl sieht, es kommt nicht von Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Des polnischen Diktators Adjutantin.

Fräulein Henriette Pustowostow, traf am Sonntag den 22. Morgen mit Langiewicz in Krakau ein und wurde im Polizeiamte in einem vergitterten Zimmer zu ebener Erde „internirt"; eine schmale Gasse trennt das Polizeiamt vom Castell, in dessen erstem Stock der Diktator hinter Schloß und Riegel sitzt. Die kaum zwanzig Jahre zählende junge Dame darf Besuche annehmen, wenn der wachhabende Unteroffizier und der speziell mit der Obhut ihrer Person betraute Polizeibeamte es ge-

Digitized by Google

statten. Ein Pole, der am Montag die Adjutantin besuchte — die damals noch ihr Lager-Kostüm trug, während sie jetzt wieder im weiblichen Anzuge erscheint — gibt in der Schlesischen Zeitung eine Schilderung seines Besuches, worin er erzählt:

„Der Polizei-Beamte begab sich in das anstoßende Zimmer, um uns anzumelden. Nach ein paar Augenblicken kehrte er zurück. Seine Handbewegung nach der Thür bewies uns, daß wir angenommen waren. Bei unserem Eintritt erhob sich eine untersetzte, schmächtige Gestalt mit freundlichem Begrüßen. Sie trug noch das polnische National-Kostüm, in welchem sie an der Seite des Diktators gefochten und das ihrer an und für sich schon interessanten Persönlichkeit einen erhöhten Reiz gab. Ihr schwarzes Haar, das kurz abgeschnitten, umfloß das hübsche Gesicht zu beiden Seiten in üppigen Wellen. Ein polnischer kurzer Rock, eine sogenannte Czamarka, mit Schnüren besetzt, und mit Pelzwerk reich verbrämt, bildete den Hauptheil ihres Kostüms, welches außerdem noch Stulpenstiefeln, die bis an die Knie reichten, graue Beinkleider und ein rothes Hemd ausmachten, das am Halse in zwei fein geschnittenen Krägchen endliet. Wenn es noch möglich gewesen wäre, unsicher zu sein, ob diese Männertracht in der That eine Mädchengestalt verberge, so mußte die Eleganz und Liebenswürdigkeit, mit der sie uns aufforderte, Platz zu nehmen, und die weibliche Stimme uns jene Ueberzeugung vollständig aufdrängen. Das Zimmer, in dem sie sich befand, war nur mit einer Komode, einem Tisch mit allerlei Erfrischungen, zwei Stühlen und dem übrigen nöthigen Hausrath versehen und entbehrt also nicht der Bequemlichkeit, aber es war so niedrig, daß Fräulein Henriette, die den ganzen Tag über ihre Papier-Cigarrette raucht, das nach der Straße hinausgehende Fenster fortwährend oder mindestens in längeren Zwischenräumen offen lassen mußte, was einerseits zwar das milde heitere Wetter erlaubte, andererseits aber auch der Neugierde und wohl auch der Theilnahme alle Zügel schießen ließ. Sowohl am Sonntag als am Montag wogten vor dem Fenster Hunderte von Damen und Herren vorüber, deren dreiste Blicke wenigstens einiger Maßen von einer Anzahl blühender Gewächse, die vermuthlich befreundete Hände gespendet und in ihrem üppigen Blüthenschmucke einen traurigen Kontrast gegen die verrosteten, vom Winter wie vom Lenz unberührten Eisenstäbe bildeten, abgehalten wurden. Die Adjutantin erwiderte die Versicherung unserer Theilnahme für ihr Geschick, das sicher von vielen Seiten getheilt würde, mit dem artigen Kompliment, daß sie die Preußen achte und gern habe und ihnen Vertrauen schenke.

„Die Unterhaltung drehte sich zum Theil um die Politik und wurde dann von ihr französisch geführt, weil der Gefangenwärter anwesend war, wogegen sie gleichgültigere Sachen ziemlich geläufig, aber mit pointirtem Accent deutsch sprach. Im Laufe der Visite, die jedoch nicht über zehn Minuten hinaus währte, hatten wir Gelegenheit, ihr jugendliches Gesicht näher zu betrachten. In diesen blassen Zügen lag unverkennbar der Stempel großer durchlebter Strapazen ausgedrückt; die Wangen waren abgemagert, nur das schwarze feurige Auge hatte seinen alten Glanz behalten und sobald die Rede auf Langiewicz kam, schien es sich doppelt zu beleben. Eine hohe Stirn, ein Spitznäschen und ein fein oval geschnittenes Kinn trugen nur dazu bei, den Zauber ihrer Erscheinung gerade in dieser originellen Tracht zu erhöhen. Wir zeigten ihr ein photographisches Bild von ihr, das wir so eben in einer Buchhandlung nach langem Suchen noch gefunden hatten und welches das einzige in ganz Krakau gewesen sein mochte. Sie sah es wehmüthig an, denn es stellte sie in der Fülle ihres Wohlseins vielleicht vor Jahresfrist dar, und sagte mit einem Anfluge von Melancholie, die ihr indeß sehr gut stand: ce n'est plus moi! worauf sie es uns verbindlich zurückgab und, das zufällig in ein- und derselben Enveloppe liegende Porträt Langiewicz's bemerkend, mit Enthusiasmus ausrief: ah, o'est mon général! Sie kam nun auf ihn zu sprechen, der Enthusiasmus lieh ihr jetzt schnellere Worte und sie beklagte sich über die Ungewißheit seines und ihres Schicksals. Als wir uns verabschiedeten, bat sie um unsere Karte, wo hingegen sie als Zeichen der Erinnerung abermals ohne Aufforderung auf ein Blatt Papier mit Bleistift ihren vollen Namen schrieb, da, wie sie lächelnd, halb zu dem Polizeimann gewandt, sagte, in solchem Salon keine Visitenkarten Mode seien. Mit einem herzlichen Händedruck entließ sie uns dann. Ein eigenes Spiel des Zufalls wollte es, daß der General gerade am geöffneten Fenster seines Zimmers im Castell stand, um die frische Abendluft zu genießen, als wir hinausetraten. Er war sofort von einigen Personen erkannt worden, da er noch seine blaue Uniform trug, und erhielt von ihnen lebhafte Zeichen der Theilnahme durch wiederholte Verbeugungen. Als er sie wahrnahm, lehnte er sich zum Fenster hinaus und machte mit den Händen wie mit dem Kopfe erwidernde Komplimente. So viel man aus der Entfernung sehen konnte, schien auch er sehr blaß, dagegen sichtlich erfreut von diesen Beweisen des Interesses. Noch eine Weile stand er da im Angesicht der untergehenden Sonne, deren goldene Strahlen das ganze mächtige Castell mit dem herrlichen anstoßenden Dome in ein wahres Feuermeer kleideten, und schloß dann die Flügel wieder, als sie hinter dem Kościusko-Fort hinabgetaucht war. Der bittere Vergleich, lag zu nahe. Auch seine Sonne, sein funkelnder Stern, der ein so wohlthätiges Licht versprochen, war nur allzuschnell und nicht minder rasch wie das sinkende Tagesgestirn untergegangen."

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 78 Mittwoch, 1. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Gerade vor ihm stand Frau Smith, auf eine Stuhllehne sich stützend. Sie glich einem verkleinerten Menschenbild. Die großen schwarzen Augen stierten seelenlos und gläsern gegen Aberney. Dieser stand unbeweglich vor der Thüre; ein zugleich düsteres und drückendes Gefühl legte sich auf seine starke Seele, als sein Blick auf die lebendige Leiche in Menschengestalt fiel, die er vor sich hatte. Es war an diesem Weib etwas schauerlich Fesselndes, was den Blick an diese Züge festkettete, aus denen alle Beweglichkeit entflohen schien. Nach einigen Sekunden wandte Aberney sein Haupt, als suche er sich von der entsetzlichen Wirkung zu befreien, welche der Anblick von Frau Smith hervorgerufen. Dabei fiel sein Blick auf das Porträt. Kaum hatten seine Augen das Bild erschaut, als er vorstürzte, Frau Smith bei beiden Armen ergriff und mit wilder Heftigkeit rief:

„Unglückliche, wer bist Du?" Er riß sie mit sich zu dem Porträt vor. „Dieses Bild!" Er stieß sie mit Entsetzen von sich und murmelte: „Du bist also . . ."

„Seine Wittwe," flüsterte sie mit lautloser Stimme und war niedergesunken, indem sie Aberneys Knie umfaßte und verzweiflungsvoll stammelte:

„Fluche mir, der Verbrecherin, aber schone das schuldlose Kind!"

„Es gibt keine Flüche, die für Dich gräßlich genug sind," murmelte er und wandte sich gegen die Thüre, als wollte er hinausstürzen, aber Frau Smith vertrat ihm schnell den Weg. Die Hand gegen das Gemälde ausgestreckt, sagte sie:

„In seinem Namen fordere ich, daß Du bleibst." Der Arm sank und sie faltete die Hände wie zum Gebet: „In Schuldfrieds Namen flehe ich."

„O mein Gott! Dieß ist also Ihre Mutter!" Aberney fuhr mit der Hand über seine Stirne und fügte mit einem Ausdruck bittern Schmerzes hinzu: „Das allein fehlte noch." Seine Augen hefteten sich wieder auf das Porträt und nun sagte er gerührt: „Mögen Deine Züge mich recht lebhaft erinnern, daß sie auch Dein Kind ist!"

Es entstand eine lange Pause. Aberneys Auge ruhte mit tiefem, trauervollem Ernst auf dem Porträt. Endlich weckte ihn ein qualvoller Seufzer aus den Gedanken und Erinnerungen welche der Anblick dieses Gesichtes hervorrief. Er wandte sich langsam gegen die Wittwe und sagte mit vollkommen wieder gewonnener Ruhe:

„Ich bin jetzt bereit, zu hören."

Zwei Stunden später erdröhnten schwere Schritte im Saal, und Annika, die auf ihrem Zimmer im obern Stock war, sah Aberney ganz langsam sich entfernen. Die Alte hatte während der ganzen Besprechung zwischen Frau Smith und ihm abwechselnd geweint, in der Bibel gelesen und kniefällig gebetet. Als sie ihn jetzt gehen sah, faltete sie die Hände und flüsterte:

„Barmherziger Vater, was Du auch beschlossen hast, daß nach dieser Besprechung geschehen soll, ist sicherlich gut und nützlich für uns. Amen!"

Sie ging die Treppe hinab in den Saal. Auf den Zehen schlich sie sich an die Thüre der Wittwe und hielt lauschend das Ohr hin. Es herrschte lautlose Stille, wie wenn kein lebendiges Geschöpf dagewesen wäre. Als die Alte lange, aber vergebens nach einem Ton gelauscht hatte, schien sie zu erschrecken, richtete sich auf, legte die Hand an's Schloß und drehte den Schlüssel um. Die Thüre ging auf. Frau Smith lag bewußtlos auf dem Boden. Im selben Augenblick wo Annika mit einem Angstschrei zu der Ohnmächtigen voreilte, trat Schuldfried in den Saal. Durch die offene Thüre sah sie ihre Mutter wie todt daliegen und auf den Knieen neben ihr die laut klagende Annika.

Etwas später ritt der Oberknecht spornstreichs nach Kronbrück zu dem Arzte. Frau Smith war schwer erkrankt.

* * *

Kaum war Lothar auf Kronbrück in den Salon gekommen, als der Doctor eintrat.

„Entschuldigen Sie, daß ich unberufen komme; aber man hat mir eine Expressen aus Ektorp geschickt."

„Aus Ektorp!" rief Lothar und eilte auf ihn zu. „Frau Smith muß heftig erkrankt sein." Der Doktor überreichte Lothar ein Billetchen. Darin stand:

Digitized by Google

„Um Gotteswillen, Doktor, eilen Sie sehr; meine Mutter liegt im Sterben.

Schuldfried."

„Wagner, nehmen Sie meine schnellsten Pferde und fahren Sie tüchtig zu," bat Lothar und schob den Doktor zur Thüre hinaus.

Zehn Minuten später jagten des Barons wildeste Füllen mit dem Arzte fort, der in weniger als drei Viertelstunden die Meile zurücklegte, welche das Gut von dem Pachthof trennte.

Annika, die alte stets bedachtsame Dienerin, hatte das Bett ihrer bewußtlosen Herrin in das große Arbeitszimmer bringen lassen, damit nicht der Blick des Arztes oder eines Fremden in das düstere Heiligthum dringen könnte. Unbeweglich, ohne ein anderes Lebenszeichen, als das unruhige Keuchen der Brust, lag Frau Smith auf ihrem Bette.

Annika hatte durch Herablassung der Fenstervorhänge das helle freundliche Gemach in ein düsteres Krankenzimmer verwandelt.

An Frau Smiths Bette kniete Schuldfried, die Hand der Mutter fest in der ihrigen haltend und unruhig auf das jetzt scharlachrothe Gesicht und die glasartig stillestehenden Augen blickend. Es war das Erstemal, daß Schuldfried die Mutter von einer Krankheit ergriffen sah. Zwar war sie in Schuldfrieds Kindheit einige Male unpäßlich gewesen, wie Annika sich ausdrückte, aber damals bekam die Tochter sie nie zu sehen. Jetzt war es Schuldfried, als ob das Blut um ihr Herz stockte; einen so drückenden Schmerz hatte der Zustand ihrer bewußtlosen Mutter bei ihr hervorgerufen. In lauten Klagen hätte sie der namenlosen Qual in ihrer Brust Luft schaffen mögen aber es war, als sei jeder Ton auf ihren Lippen erstorben, als hätten Unruhe und Angst mit eiserner Faust ihre Brust erfaßt und zusammengepreßt.

Dem armen Kinde kam es wie eine Ewigkeit vor, bis der Doktor kam. Bei jeder Bewegung, beim geringsten Geräusche fuhr sie zusammen und schaute nach der Thüre. Endlich, nach qualvollem Warten erschollen die ersehnten Worte:

„Der Doktor ist hier!" In diesem Augenblick trat Wagner ein, Schuldfried war aufgesprungen und auf ihn zugeeilt. Sie ergriff seine Hand und sagte mit bebender Stimme:

„Retten Sie sie!" Des Doktors Blick haftete einige Momente auf Schuldfried, und die glatte Geschmeidigkeit auf seinen Zügen verschwand vor einem Gepräge wirklicher Theilnahme.

„Ich werde Alles thun, was ich kann," antwortete er, ging zu der Kranken vor, schob die Vorhänge weg, fuhr aber zurück, als seine Augen auf die Patientin fielen. Er starrte sie einen Augenblick an, als wollte er nicht an die Wirklichkeit der Erscheinung glauben, die er vor sich hatte. Er bedurfte mehrere Sekunden, um sich zu erholen. Wagner gehörte nicht zu denjenigen, die sich lange von Ueberraschung beherrschen ließen. Als er daher den ersten Eindruck überwältigt hatte, drehte er sich um und sagte zu Annika, die sich sogleich an seiner Seite befand: „Ziehen Sie die Vorhänge auf; ich bedarf der Helle." Dann beugte er sich über die Patientin und ergriff ihre Hand, um den Puls zu fühlen. Sein Blick hing fest an ihren Zügen und er dachte:

„Ich muß dieses Gesicht beim vollen Tageslicht sehen, um mich zu überzeugen, daß sie es ist. Wenn diese verzerrten und entstellten Züge wirklich dieselben sind, die ich so schön sah, die . . ."

Jetzt wurden die Vorhängen hinaufgezogen und das volle Tageslicht strömte über die Kranke herein.

„Sie ist's," murmelte der Doktor, beinahe eben so bleich, wie Frau Smith. „Welches höllische Schicksal wirft dieses Weib wieder in seinen und meinen Weg?" Er richtete sich auf, zog einen Stuhl an's Bett und setzte sich. Er verlangte eine Schüssel und eine Binde; dann öffnete er eine Ader. Als dieß vorbei war, holte Frau Smith tief Athem, richtete sich im Bette auf und stieß einen wilden Schrei aus. Der Doktor schien dieß berechnet zu haben, denn er faßte sie behutsam und fest um den Leib und zwang sie, sich wieder zu legen. Darauf wandte er sich an Schuldfried mit den Worten:

„Ich wünsche mit der Alten und der Kranken allein zu sein."

„Nur ein Wort über . . . über . . . meiner Mutter Zustand," stammelte Schuldfried.

„Wir hoffen, daß es besser mit ihr wird," antwortete der Doktor freundlich, „aber hier ist viel Ruhe und viel Geduld bei ihrer Umgebung erforderlich."

(Fortsetzung folgt.)

Hotel Park in New-York.

(Fortsetzung.)

Der Professor war also verschwunden, ohne daß sich Jemand daran gekehrt hätte, doch siehe da, eines Tags war er wieder da! Aber — Gott im Himmel wie sah er aus! Hatte er nämlich schon lange keine Farbe im Gesicht und kein Fleisch auf dem Leibe gehabt, so schien er jetzt förmlich zum Skelett geworden zu sein; und ich wunderte mich auch nicht darüber, als ich später die näheren Umstände erfuhr. Wie der arme Mann nämlich sah, daß sein Geld total verschwunden und keine Hoffnung da sei, etwas zu erwerben, beschloß er unter fremdem Namen an dem großen Kanale, der damals gegraben wurde, zu arbeiten. Gesagt, gethan; aber der gute Professor dachte nicht daran, daß er in seinem Leben nie eine Schaufel od

Digitized by Google

Hacke in der Hand gehabt habe. Somit hielt er es kaum drei Wochen aus; dann warf ihn die harte Arbeit so wie die ungesunde sumpfige Luft in ein Fieber und mit dem Fieber in's Spital, so daß er nicht mehr hoffen konnte, lebendig davon zu kommen. Und doch kam er davon, zu seinem eigenen Leidwesen! Als man ihn nun aber „als gesund“ entließ, während er doch noch zu schwach war, auf seinen Beinen zu stehen, schleppte er sich nach New-York zurück.

Nach unsäglichen Mühseligkeiten kam er dort an, allein ohne Geld, ohne Hoffnung, mit gebrochenem Herzen, mit siechem Leibe! Jetzt ward das Hotel Park sein Kost- und Logishaus zu gleicher Zeit, denn er wußte weder wo zu übernachten, noch was zu speisen. So ging es noch vierzehn Tage. Da fand man ihn eines Morgens halb erstarrt, halb verhungert, halb erfroren. Man brachte ihn abermals in's Spital, und einige Landsleute, die von seinem Unglück hörten, sammelten einige wenige Gaben. Noch einmal konnte er sich gütlich thun an deutschem Wein, aber nur noch einmal. Am zweiten Tage starb er; denn das herbe Unglück hatte seinen Lebensnerv total zerstört. Man schleppte seine Leiche nach Potterfield, wo die Lumpen und Selbstmörder liegen, und scharrte ihn dort ein ohne Sang und Klang. Was kann ein deutscher Professor in Amerika mehr verlangen?

Einem Andern ging's besser; ja das Hotel Park wurde der Gründer seines Glückes! Er war zwar kein Professor und auch kein Doktor, wohl aber ein Kaufmann und noch dazuhin ein sehr geschickter, der verschiedene lebende Sprachen verstand und zwar ziemlich viel vom Englischen. Seine Eltern gehörten in Deutschland zu den wohlhabendsten Familien, und somit wurde er nicht nur im Reichthum erzogen, sondern er lernte auch Ansprüche machen, wie sie die Reichen zu machen gewohnt sind. Da starb sein Vater, und nun zeigte es sich, daß die Wohlhabenheit desselben auf einem hohlen Grunde gestanden hatte. Man sprach den Bankerott über seinem Grabe aus und aus Scham und Gram legte sich auch die Mutter auf's Todtenbett. So stand der reich erzogene Sohn plötzlich verlassen da und hatte keine andere Aussicht, als eine Kommisstelle anzunehmen. Dazu jedoch konnte er sich nicht entschließen, denn er glaubte, man deute mit Fingern auf ihn. Demgemäß ergriff er den Wanderstab und ging nach Amerika. Ohne Zweifel dachte er, es könne ihm dort bei seinen kaufmännischen Kenntnissen nicht fehlen, allein der Mensch denkt und Gott lenkt. Im Anfang war er nämlich etwas skrupulös und wollte sich nicht zu jedem Dienst hergeben; allein es fand sich keine Stelle, wie er eine ansprechen zu dürfen glaubte. Er wartete also und hoffte auf bessere Zeiten; doch diese wollten sich nicht einstellen. Einmal hätte er einen geringen Platz auf einem Comtoir erhalten können, — einen Mann [illegible] ihn doch wenigstens ernährt hätte, allein er [illegible] ihn aus als zu gering. Der deutsche Hochmuth war ihm immer noch nicht vergangen! Gleich darauf aber verging er ihm. Das mitgebrachte Geld verschwand; ein Kleidungsstück nach dem andern wanderte in's Pfandhaus, und urplötzlich stand er da so hülflos, als Einer. Wie es nun nichts mehr zum Versetzen gab, wurde das Hotel Park sein Nachtquartier; allein welches Aufsehen hieburch Rock und Beinkleider, die einzigen, die er noch hatte, bekommen mußten, kann man sich denken. Eines Abends, als er sich eben zu früherer Stunde als gewöhnlich — er konnte vor Hunger kaum mehr gehen — in sein Hotel zurückziehen wollte, begegnete ihm ein Mädchen. Es war die Tochter seiner Amme, und sie hatten also ihre erste Jugendzeit in Deutschland zusammen gelebt.

„Sind Sie's, Herr Wilhelm?“ rief das Mädchen erschrocken, denn der Jüngling, welchen es sich nur als den Sohn des reichen Fabrikanten, bei dem ihre Mutter in Diensten gewesen, denken konnte, sah gar zu herabgekommen aus. Zwar war es nicht das erste Mal, daß sie sich in New-York sahen — das Mädchen, welches Verwandte allda besaß, war schon vor einigen Jahren nach Amerika gegangen —, allein „damals“ besaß der junge Kaufmann noch Geld und lebte standesgemäß im Gasthof; jetzt aber —!

„Gewiß Marie, ich bin's,“ erwiderte der junge Mann. „Doch warum erschrickst Du so gar sehr an mir?“

Marie stotterte. Sie mochte ihm nicht sagen, wie sehr er sich zu seinem Nachtheile verändert habe.

„O, ich sehe schon,“ versetzte der Jüngling mit bitterem Hohne; „Du scheust Dich mit der Sprache herauszurücken. Allein, was ist da zu verhehlen? Du siehst ja, ich logire im Hotel Park!“

Wenn nun aber Jemand in New-York zu einem andern sagt, er logire im Hotel Park, so weiß dieser schon, was solches bedeuten soll, und man braucht ihm nicht weiter mit dem Holzschlegel zu winken. Marie wurde daher tief innerlich bewegt. Er, ihr Milchbruder, der reiche schöne Jüngling, der nur das Theuerste und Ausgesuchteste gewöhnt war, Er im Hotel Park! Thränen traten ihr in die Augen, aber sie unterdrückte sie schnell, damit er's nicht merke und dadurch beleidigt werde.

(Schluß folgt.)

*Professor Dr. Anselm Georg Joseph Deb*s.

(Biographische Skize.)

Am 17. März 1863 Abends bewegte sich unter dem Geläute der Glocken der Todtenkapelle und den Trauerklängen der Artilleriemusik ein imposanter Leichenkonduct auf dem Würzburger Friedhofe vom Leichenhause aus nach einer Familiengruft in der zweiten

Digitized by Google

Abtheilung. Es wurde unter zahlreicher Theilnahme die Leiche eines Biedermannes zu Grabe geleitet, nämlich des königlichen Universitätsprofessors Dr. Debes. Seit 15 Monaten war dieß das sechste Todesopfer, welches das Lehrerkollegium der Julius-Maximilians-Universität zu erleiden hatte Anselm Georg Joseph Debes, beider Rechte und der Staatswirthschaft Doktor, öffentlicher ordentlicher Professor der Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft, Dekan der staatswirthschaftlichen Fakultät, Mitglied des akademischen Senats und des Verwaltungsausschusses an der Julius-Maximilians-Universität und Landrath, wurde als das älteste von sechs Geschwistern am 29. Juni 1809 zu Stadtprozelten geboren. Sein Vater war der am 2. September 1850 verlebte vormalige kurmainzische Amtsvogt, spätere königlich bayerische Landrichter Georg Anton Debes, eines gebornen Aschaffenburgers. Im Herbst 1827 absolvirte er die Gymnasialstudien am Gymnasium zu Aschaffenburg, bezog dann die Universität zu Würzburg, widmete sich nach absolvirten philosophischen Studien der Jurisprudenz, welche er zu Heidelberg und München fortsetzte und vollendete. An der letzten Universität erwarb er sich im Sommer 1832 die juristische Doktorwürde. Wegen einer Krankheit konnte er erst am 1. April 1833 in die Praxis treten, die er am Landgerichte Würzburg links des Mains begann. Er zeigte nun große Neigung zum Lehrfache und wurde am 3. November 1837, als Professor Dr. Steinlein Kreiskassier geworden, zum außerordentlichen Professor an der staatswirthschaftlichen Fakultät der Universität Würzburg ernannt. Am 14. Oktober 1842 wurde er zum ordentlichen Professor der Staatswissenschaft und Finanzwissenschaft befördert, in welcher Eigenschaft er über 20 Jahre ununterbrochen wirkte. Debes veröffentlichte eine Reihe von Abhandlungen über Staatswirthschaft und Finanzwesen, theils in einzelnen Broschüren, theils in der vom polytechnischen Vereine herausgegebenen „Gemeinnützigen Wochenschrift". Eine größere Schrift über die bayerische Hypotheken- und Wechselbank, an der er längere Jahre bis zu seinem Tode arbeitete, und ihrer Vollendung nahe brachte, harrt noch der Veröffentlichung. Sein Lehrvortrag war sehr deutlich und verständlich. Debes war ein Mann von seltener entschiedener Pflichttreue, ernster Gewissenhaftigkeit und staunenswerther Gutmüthigkeit. Er hat nie Jemandem mit Wissen und Wollen gekränkt. Er hatte ein warmes und offenes Herz. Er war ein theilnehmender Freund und eifriger Fürsprecher, namentlich für die Studirenden. Er bewährte eine langjährige opferwillige Thätigkeit im Senate und Verwaltungsausschusse der Julius-Maximilians-Universität, deren komplizirtes Rechnungswesen er mit unermüdeter Ausdauer ordnete und erledigte. Er hat als Vertreter der Universität beim Landrathe nicht nur diesen Staatskörper, sondern auch die ganze Bevölkerung des Kreises Unterfranken und Aschaffenburg in ihren Interessen lange Jahre auf das Wärmste vertreten und befürwortet. In Anerkennung dieser Verdienste wählte ihn der Landrath zu seinem Sekretär und in den zwei letzten Jahren zu seinem Präsidenten. Debes war ein wahrhaft edler und charakterfester Mann. Er war ein treuer Bruder, ein liebevoller Gatte und zärtlicher Vater. In seiner Jugend hatte Debes harte Lebensprüfungen zu bestehen, die wir hier nicht näher erörtern können, und hatte sich einen gestählten Charakter errungen. Am 24. Februar 1852 raubte ihm der Tod seine ihm seit 12 Jahren angetraute erste Gattin Regine, eine geborne Seitz aus Mainz. In seiner neuen Gattin hatte er eine treue Pflegerin und Lebensgefährtin, die jetzt mit 2 Kindern den Tod des edlen Gatten und Vaters betrauert. Debes erlag am 15. März 1863 nach kurzem Krankenlager den Folgen einer heftigen Lungenentzündung. Sei ihm die Erde leicht! — Was Debes hinieden gewirkt, bringt als in die Erde gelegtes Samenkorn seine Früchte, und erhält ihn im Andenken bei seinen zahlreichen Schülern und Freunden. Wir aber schließen diese biographische Skizze mit den Worten des Dichters:

Friede sei um diesen Grabstein her;
Sanfter Friede Gottes! — ach, sie haben
Einen edlen Mann begraben;
Und uns war er mehr!

J. R.

Mannigfaltigkeiten.

Dem klassischen Schweizer Flecken Altorf in Uri droht der Untergang durch Verschüttung, wenn nicht sehr bald dem Abhauen des sogenannten Bannwaldes Einhald gethan wird. Dieser Wald dient dem Orte seit Jahrhunderten zum Schutze gegen Erdrutsche, ohne welchen derselbe schon oftmals zerstört worden wäre. Ehemals wurde im Kleinen nur von armen Leuten an diesem natürliche Schutzwall gefrevelt, aber in neuerer Zeit hat die Dorfverwaltung sogar sich erlaubt, den Bannwald zur Verbesserung ihres Budgets auszuholzen.

Ein Münchener Blatt brachte dieser Tage folgende komische Dienstesnachricht: Dem Grafen J. G. Berchem-Haimhausen wurde die Bewilligung zur Annahme der ihm vom Kaiser von Oesterreich verliehenen Kämmererswittwe ertheilt. Es sollte heißen Kämmererswürde.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 79 Donnerstag, 2. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Frau Smith machte jetzt eine heftige Anstrengung, um sich emporzuraffen, aber der Doktor erhielt sie ruhig. Sie murmelte einige verworrene Worte die einen qualvollen Eindruck auf den Arzt zu machen schienen, denn er sagte mit kurzer Stimme:

„Fräulein Smith, haben Sie die Güte, uns allein zu lassen." Schuldfried ging hinaus. Wagner sagte zu Annika: „Verriegeln Sie die Thüre, damit Niemand hereinkommt." Die alte Dienerin gehorchte. Kaum war dieß geschehen, als Frau Smith einen neuen Angstschrei ausstieß und sich aus dem Bette zu stürzen suchte, während sie im wildesten Irrsinn Worte sprach, welche Geheimnisse von schauerlicher Art bloslegten. Der Doktor hörte einige Minuten auf das verworrene Gerede, als wäre es ihm Bedürfniß, einen Blick in die noch kränkere Seele der Kranken zu werfen. Dann wandte er sich an Annika:

„Sie begreifen wohl, daß das, was sie jetzt spricht, von Niemand gehört werden darf, als von Ihnen, von Gott und mir. Es würde Tod und Verzweiflung über die Tochter bringen."

„Ja, ich begreife es," stammelte Annika; „aber wie soll ich sie abhalten, ihre Mutter zu verpflegen?"

„So lange die Mutter delirirt, darf Schuldfried das Krankenzimmer nicht betreten. Inzwischen will ich hier bleiben, bis wir einen beruhigenden Trank aus der Apotheke erhalten haben."

Den ganzen Tag durfte Schuldfried die Mutter nicht sehen, obschon sie aufs Innigste darum bat. In dem etwas düstern Saale sitzend, zitternd vor Unruhe und die Hände fest zusammengepreßt, horchte sie auf die wilden Schreie aus dem Krankenzimmer. Als die Dämmerung einbrach, wurde es drinnen still, und Schuldfried vernahm nur noch ein dunkles Gemurmel. Ein Gefühl der Angst erfaßte das Herz des jungen Mädchens, und den Blick auf die Thüre gerichtet, die zu Frau Smiths gewöhnlichem Zimmer führte, durchdrang sie in Gedanken das trauervolle Geheimniß, das die Mutter umgab. Mit einem neuen Schauer dachte sie an all die Gegenstände, die in der jetzt verlassenen Wohnung ein höchst betrübendes Ereigniß andeuteten. Sie meinte, die Thüre aufgehen, das Bild aus dem Rahmen treten und langsam durch das Zimmer schreiten zu sehen. Sie meinte, das Gesicht auf dem Bilde, das sie immer mit scheuen Blicken betrachtet hatte, sehe düster und drohend aus. Während diese Phantasiebilder durch die zunehmende Dunkelheit immer mehr Leben gewannen, öffnete sich die Thüre zu dem mystischen Zimmer mit einem knarrenden Ton. Schuldfried stieß einen schwachen Angstruf aus und verbarg ihr Gesicht in den Händen, aber im nächsten Augenblick schaute sie wieder ganz unerschrocken auf. Gleichwohl erstarrte das Blut in ihren Adern vor Entsetzen, denn vor ihr stand ein stattlicher Mann, dessen Züge in dem Dunkel, das sie umgab, denen des Porträts glichen. Die Augen ruhten mit einem betrübten und wie es schien strengen Ausdruck auf Schuldfried. Das junge Mädchen starrte ganz unbeweglich vor Furchte die Gestalt an.

„Was ist geschehen, mein Kind?" fragte eine Stimme, welche Schuldfried zu theuer war, als daß sie nicht sogleich die Kraft besessen hätte, die von ihrer Phantasie hervorgerufenen Schreckbilder zu verscheuchen. Sie warf sich in die Arme des Mannes, der sie anredete. Eine Thränenfluth stürzte über ihre Wangen und sie rief:

„Gott sei Dank, daß Sie kommen, mein Freund. Ach, ich bin so namenlos unglücklich! Meine Mutter . . . ." Mehr konnte sie vor Schluchzen nicht sagen.

„. . . Ist krank," antwortete Aberney; „ich weiß es und darum bin ich hier." Er setzte sich und zog Schuldfried an sein Herz, indem er hinzufügte: „Armes Kind, wie aufgeregt Du bist!" Ein tiefer qualvoller Seufzer hob seine Brust. „Warum fürchtest Du hier?" fragte er nach einer Pause, während welcher er Schuldfried ungehindert, den Kopf an seine Schultern gedrückt, hatte weinen lassen.

„Der Doktor hat mir verboten, im Krankenzimmer zu sein. Er und Annika sind allein dort. Ich habe nicht hineingehen dürfen. Es ist immer, immer so. Ich darf nie bei ihr sein. Es ist, als ob man mir gar kein Recht zuerkennen wollte, wenn es sich um meine Mutter handelt. Ich bin gewiß ein sehr böses Kind, da man so mit mir umgeht."

Digitized by Google

Aberney strich kosend den Kopf des Mädchens und sagte zärtlich:

„Keine solche Gedanken! Doktor Wagner ist ein ausgezeichneter Arzt und handelt immer so, daß er in erster Linie an die Kranke denkt."

„Aber mein Gott, sie war ja den ganzen Tag besinnungslos und im Delirium; es konnte keine bösen Folgen haben, wenn ich sie verpflegte. Jetzt bin ich beinahe verrückt geworden. Hier zu sitzen, nur ihr wildes Schreien zu hören . . ." Schuldfried weinte auf's Neue heftig. Aberney wurde still. Er begriff, daß der Arzt Schuldfried von der Kranken fern hielt, damit sie nicht hören sollte, was die Mutter im Delirium sprach.

„Jetzt mein Kind," sagte Aberney nach einer kurzen Pause, „mußt Du Dich zu beruhigen suchen. Das ist die erste wirkliche Prüfung, die Gott Dir schickt, und ganz sicherlich ist es nicht die letzte. Merk Dir daher meine Worte: Der ist ein schlechter Christ, der nicht mit hochgehaltenem Haupt, aber demüthigem Gemüthe die Last trägt, welche der Herr auf unsere Schultern legt. Des Menschen Größe liegt in seiner Seelenstärke und Ergebung in den Willen des Höchsten. Es würde mich schmerzen, wenn meine liebe Schuldfried nicht die Kraft besäße, das Mißgeschick würdig zu ertragen. Weinen und klagen vermindert den Kummer nicht, aber es verhindert uns an der Erfüllung unserer Pflichten. Versuche stark zu sein. Glaube mir, mancher wilde Sturm wird verheerend über Dein Leben hinfahren, und wenn Du beim ersten Windstoß Dich niederschlagen lässest, so wirst Du im Kampf untergehen. Das Leben ist ein Streit mit dem Schmerz, und nur derjenige siegt, der seine Zuversicht auf den Vater droben setzt."

Während Aberney sprach, hatte Schuldfrieds Geschluchze seine Heftigkeit verloren, und als er fertig war, hörte es ganz auf. Sie flüsterte:

„Dank! Ich werde diese Worte in meinem Gedächtniß bewahren und sie nie, nie vergessen."

Jetzt öffnete sich die Thüre des Schlafzimmers und der Doktor trat heraus. Aberney und Schuldfried erhoben sich; letztere eilte auf ihn zu.

„Wie steht's?" fragte sie.

„Ihre Mutter hat jetzt Ruhe bekommen und ich hoffe, daß die Nacht einigermaßen ruhig wird. Ich glaube daher, meinen Platz an ihrem Bett auf einige Stunden verlassen zu können und ersuche Sie, denselben in meiner Abwesenheit einzunehmen."

Annika hatte ein paar Lichter angezündet, so daß Wagner den Professor bemerkte. Schuldfried war bereits drinnen an der Mutter Bett.

„Ah, gehorsamer Diener, Herr Professor," sagte Wagner verbindlich. Aberney erwiderte den Gruß.

„Ist Frau Smiths Zustand bedenklich?" fragte er.

„Für einen andern Menschen würde er sehr bedenklich sein, aber für sie ist er nicht so gefährlich. Sie besitzt einen starken Körper und ditto Seele, so daß sie sicherlich die heftige Hirnentzündung überstehe, die vermuthlich durch eine gewaltsame Gemüthserschütterung hervorgerufen worden ist."

„Sie glauben also, daß man die Tochter heute Nacht bei ihr lassen kann?"

„Ja, wenn man ihr fortwährend von der Arznei gibt, die ich verschrieben habe." Der Doktor nahm Abschied und erbot sich Aberney nach Junta zu fahren. Aber der Professor antwortete, er gedenke auf Ektorp zu bleiben, um wachen zu helfen, im Falle ein Beistand nöthig sein sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Hotel Park in New-York.

(Schluß.)

„Ich habe mir etwas erspart," sagte Marie endlich schüchtern. „Es ist zwar nicht viel, aber vielleicht würde es doch ausreichen, um . . . ."

Sie konnte nicht fortfahren, denn Wilhelm hielt ihr den Mund mit der Hand zu. „Sprich nicht weiter," rief er, „denn jedes Deiner Worte dringt mir wie ein Dolchstich in's Herz. Gewiß, gewiß, es ist eine Todschande, daß ein kräftiger Mann, wie ich, es so weit kommen ließ, aber noch tiefer will ich nicht sinken. Beim Himmel, ich würde lieber verhungern, ehe ich eine Unterstützung annehme!"

„Doch," warf sie mit ihrer schüchternen Stimme ein, „ich bewohne ein Stübchen für mich allein und die Meubles darinnen sind mein Eigenthum. Wenn ich nun auf die nächsten paar Tage zu meinen Verwandten zöge, und gewiß und wahrhaftig ich bin dort ganz willkommen, so könnten Sie auch so lang mein Zimmer benützen. Es ist zwar nicht so, wie Sie's sonst gewohnt waren, allein . . . ."

Abermals lag seine Hand auf ihrem Munde. „Du bist das beste, treueste Herz auf der Welt," sagte er, seine Rührung nur mit Mühe unterdrückend. Auf ihren Antrag jedoch gab er ihr keine Antwort, denn er dachte wohl, es verstehe sich von selbst, daß er diesen Vorschlag nicht annehmen könne. „Du bist das beste treueste Herz von der Welt," wiederholte er nach einer kurzen Pause, ihr tief in die Augen sehend, „allein sprechen wir jetzt statt von mir, auch von Dir. Wie geht es Dir, Marie? Wo arbeitest Du gegenwärtig?"

„O mir geht es ganz gut," erwiderte sie. „Ich bin nämlich jetzt in einer Tintenfabrik in Duaneſtreet beschäftigt, wo ich mehr verdiene, als ich brauche. Da habe ich die kleinen Gläser (in New-York verkauft

Digitized by Google

man die Tinte nicht dem Maaße nach, sondern immer in kleinen Fläschchen) zu füllen und petschiren, wofür man mir per Dutzend vier Cents bezahlt. Es ist dieß zwar kein sehr hoher Lohn, allein man kann ganz gut seine sechzehn bis achtzehn Dutzend den Tag über fertig bringen, und somit stelle ich mich in der Woche immerhin auf vier bis viereinhalb Dollars. Nur leider sind wir gegenwärtig etwas aufgehalten, weil unser Chemiker, der die Tinte macht, krank geworden ist, und so viele Mühe sich auch schon der Bos — in der New-Yorker Sprache nennt man den Meister, so wie überhaupt den Arbeitgeber immer Bos — gab, einen andern zu finden, so wollte es sich doch bis jetzt nicht schicken. Er selbst aber versteht sich nicht recht auf die Sache und . . . ."

„Was sagst Du?" unterbrach sie der Jüngling hastig, „Dein Bos sucht einen Chemiker, wie viel Nummer ist Dein Shop, Marie?"

Marie merkte nun sogleich, wo er hinaus wolle, als er nach der Nummer ihres Arbeitslokales — dieß ist nämlich die Bedeutung des Wortes Shop — fragte, denn es konnte in dieser Frage doch nichts anderes liegen, als daß er sich um die Stelle des Chemikers bewerben wolle. Somit nannte sie ihm nicht blos die Nummer, sondern gab ihm auch noch überdieß in der Freude ihres Herzens ungefragt jedwede weitere Auskunft, die er nur immer wünschen konnte. Freilich, hätte man dem jungen Manne ein halbes Jahr vorher gesagt, er werde noch froh daran sein, die Stelle eines „Tintenmischers" zu bekommen, so hätte Er einen die Treppe hinabgeworfen, jetzt aber war sein Stolz gebrochen und zwar durch das Hotel Park. Doch trug vielleicht auch die Begegnung der Marie und sein Gespräch mit ihr Manches dazu bei, seinem Hochmuth ein Ende zu machen. Was sollen wir aber nun noch weiter hinzusetzen? Es war dieß die letzte Nacht, welche der junge Mann im Hotel Park zubrachte. Den andern Tag nämlich stellte er sich in aller Frühe bei dem „Tintenbos" ein und erhielt auch wirklich, nachdem er sich über seine Befähigung zur Tintenfabrikation praktisch ausgewiesen, die Stelle des Chemikers. Abends begleitete er die Marie nach ihrer Wohnung und genirte sich nun gar nicht, von ihr etliche Thaler zu borgen, damit er sich in einem anständigen Logirhause einmiethen könne. Ueberdieß blieb es nicht einmal beim Geldentlehnen, sondern er verlangte von ihr noch etwas mehr, nämlich ihr Herz und ihre Hand. Das ging allerdings etwas schnell, allein er hatte längst schon bemerkt, wie unfläglich ihn das Mädchen liebe; doch bei ihm ließ es der anerzogene Hochmuth jetzt erst zu, sich selbst zu gestehen, daß auch er dem lieben Kinde gut sei, ob es gleich nur seiner Amme Töchterlein war!

Mit der Hochzeit — und obgleich eine stille, war's doch eine recht fröhliche — stand's auch gar nicht lange an, denn der Tintenbos merkte bald, daß sein Chemiker außer dem Tintenmischen noch verschiedene andere Dinge verstehe, mit denen man Geld machen könne. So kamen sie zuerst über das Produkt einer neuen Stiefelwichse, so wie später über die Fabrikation einer unübertrefflichen Waschblaue mit einander in's Reine und am Ende wurde gar eine Schwefelhölzchenfabrik errichtet, in welche der junge Kaufmann als Associé eintrat. Die Fabrik gedieh über Erwarten und die Schwefelhölzchen, ganz nach Wiener Art und Färbung, fanden überall Anklang; die junge Frau des Herrn Wilhelm ließ es sich aber nicht nehmen, die Aufsicht über die Sortirmädchen zu übernehmen, damit sie doch wenigstens so viel verdiene, als die einfache Haushaltung kostete.

Ob Herr Wilhelm jetzt noch Schwefelhölzchen fabrizirt oder ob er abermals eine Stufe weiter nach Aufwärts erklommen hat, kann ich dem Leser leider nicht mittheilen, allein so viel erhellt schon aus dem Bisherigen, daß das Hotel Park doch hie und da auch seinen Nutzen hat, alldieweil es dem Stolz und Hochmuth das Genick bricht.

Szene in einem Berliner Theaterzensur-Bureau.

Für die Festlichkeiten vom 17. März war bekanntlich in Berlin die Weisung gegeben worden, jede Provokation gegen Frankreich sorgfältig zu vermeiden — woran man auch unter den obwaltenden Umständen sehr weise gethan hatte, wenn es gleich einen wenig imposanten Eindruck macht, eine Regierung, welche den Wahlspruch „Eisen und Blut" auf ihr Wappenschild geschrieben hat, so schüchtern vor dem Ausland auftreten zu sehen. Auch soll die Aengstlichkeit, insbesondere in der Säuberung der Texte der Festspiele, bis zu einem auffallenden Grade getrieben worden sein. Kladderadatsch kritisirt diese — soll man sagen, mehr erheiternde oder demüthigende — Seite der neuesten Zeitgeschichte in seiner Weise durch folgende Szene „in einem Theaterzensurbureau":

Zensor (zensirt ein Festspiel für ein Vorstadt-Theater.)

„Und sollt' es noch einmal einen Napoleon geben,
Wird wieder wie ein Mann ganz Deutschland sich
etheben!"

Das geht nicht! Wir haben strenge Weisung, das Wort „Napoleon" nicht passiren zu lassen.

Theaterdiener. O Je, o Je, o Je, o Je! Heut aber soll das Stück sein — die Zettel kleben schon, und Alles ausverkauft! Was ist da zu machen?

Zensor. Setzen Sie für „Napoleon" ein entsprechendes Wort, das Dasselbe sagt, oder umschreiben Sie den Begriff; nur „Napoleon" darf nicht gesagt werden!

Digitized by Google

Theaterdiener. Is nit! Das werd' ich selber besorjen! Jetzt is 2 Uhr! Wenn ich nu erst noch wieder zum Direktor zurück soll, und dann zum Dichter wejen der Aenderung, und dann wieder zum Direktor, und dann zum Regisseur, und dann zu dem Schauspieler und dann zum Souffleur, dann wird es morjen früh! (Macht die Umänderung.) Fünf Thaler zehn Silbergroschen ist ja wohl eben so viel wie 'n „Napoleon." Das weiß ja jedes Kind! Was kann da sein?

Abends 8½ Uhr.

Festspiel auf dem Vorstadttheater.

Herr Schulze als Theodor Körner.

Und sollt' es noch einmal fünf Thaler zehn Silbergroschen geben,
Wird wieder wie ein Mann ganz Deutschland sich erheben!

Mannigfaltigkeiten.

Der „N. Pr. Ztg." wird aus Paris geschrieben: Ein Arbeiter Desrousseaux in Roubaux will ein hübsches Mädchen heirathen; er ist ein Findelkind und schreibt, um seinen Geburtsschein zu erhalten, an die Findelhaus-Verwaltung in Brüssel. Darauf erhält er von Brüssel nebst dem nöthigen Reisegelde die dringendste Aufforderung, sofort nach Brüssel zu kommen. Der Arbeiter geht dahin ab und erfährt, daß er der Sohn eines russischen Fürsten und einer Dame aus der hohen belgischen Aristokratie ist, der von seinen Eltern seit Jahren vergeblich gesucht wird und daß er Anrechte auf ein Vermögen von mehreren Millionen Franks hat. Abgesehen von der Wahrheit dieser Geschichte (sie wird in der That vom „Memorial de Lille" verbürgt) würde man in Deutschland sicherlich gegen den Zusatz protestiren, den fast alle Blätter zu dieser Geschichte machen. „Welcher Stoff für einen dramatischen Dichter!" In Deutschland würde schwerlich auch nur ein Dichter darauf kommen, eine solche Geschichte dramatisch zu behandeln (?) auch Romandichter von einiger Bedeutung würden Bedenken tragen, das doch ziemlich arg verbrauchte Motiv des Findelkindes noch einmal zu benutzen; den Franzosen aber dient das Drama sowohl wie der Roman als Träger politischer und sozialer Meinung, und in ihren Augen ist jeder Stoff dramatisch, den sie als Waffe zuspitzen können. In diesem Falle haben sie nun sofort den Konflikt vor Augen; entweder heirathet nun der „edle junge Arbeiter", trotzdem daß er Fürstensohn und Millionär geworden, das „schöne tugendhafte Mädchen aus dem Volke" und sagt dem sittenlosen „alten Reaktionär", seinem russischen Vater, und der „gewissenlosen Aristokratin," seiner Mutter, in edelster Weise die furchtbarsten Grobheiten, weil sie ihm nicht sofort den herkömmlichen „Theatersegen" zu seiner Vermählung geben wollen; oder das „verdorbene Aristokratenblut" in dem Arbeiter macht sich geltend, er geborcht seinem Vater und seiner Mutter, verläßt das Mädchen aus dem Volke und will diese Edle mit 100,000 Franks entschädigen, welche diese aber mit Augen, in denen das Weiße oben steht, und mit ganz unsäglicher Verachtung zurückweist. Der „Elende" wird bei all seinem Reichthum unglücklich, die „Edle" wird glücklich und Vorsteherin einer Kleinkinderbewahr-Anstalt.

Aus dem kleinen mecklenburgischen Städtchen Plau begab sich vor einigen Jahren ein Weißgerbergeselle Zippe auf die zunftmäßige Wanderschaft. Er gerieth nach Konstantinopel, Teheran, trank sogar aus dem heiligen Brunnen in Mekka und drang bis in die Kaaba. Er wurde aber als verdächtig abgefaßt, war vorsichtig genug, sich vor dem Pascha nicht durch sein Wanderbuch des Magistrats zu Plau zu legitimiren, sondern gab sich für einen Engländer aus. Diese Nation kämpfte damals für den Halbmond gegen Rußland, und der Weißgerbergeselle war gerettet. Er erhielt den grünen Turban der Mekka-Pilger und einen Paß für Abdul Zippe aus England, Provinz Mecklenburg. Er durchstreift mit diesem Geleitsbrief Afrika, trifft mit dem preußischen Reisenden Professor Böhmer zusammen, dringt bis Timbuktu vor und läßt sich von seiner Sehnsucht zum Vaterlande wieder gen Plau ziehen. Hier will er sich als Weißgerber niederlassen, hat aber noch manche Schwierigkeiten zu überwinden: sein Wanderbuch ist nicht in Ordnung, und wo er gewandert, gibt's keine Zunft der Weißgerber. Professor Böhmer gibt jetzt die Reisedenkwürdigkeiten dieses Weißgerbers heraus.

In Berlin zirkulirt nachstehende verbürgte Anekdote: Ein hiesiger Professor, berühmter Physiologe und Abgeordneter, hält seinen Hörern eine Vorlesung über Gehirnerweichung. Die Merkwürdigkeit dieser Erscheinung zeigend, sagte er, daß ihm allerdings noch etwas Merkwürdigeres begegnet sei, er habe nämlich zwei Brüder gekannt, deren Einer inzwischen schon verstorben sei; dieser Eine habe nun an der Gehirnerweichung gelitten, der Andere aber leide an — Gehirnverhärtung.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 80 Freitag, 3. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

In seinen Wagen zurückgelehnt, fuhr Wagner mit verhängten Zügeln auf dem Wege nach Kronbrück.

„Wunderliche Fügung des Schicksals," dachte er. „Dieses Weib hat mehrere Jahre in meiner Nähe gelebt; ich hätte sie mit einem einzigen Wort stürzen und Strafe und Schande über ihr Haupt bringen können, und ich hatte keine Ahnung, daß diejenige, die ich mit so grastloser Beharrlichkeit suchte, mir so nahe war. Und jetzt — jetzt bin ich es, der sie verpflegt, der sie aus Tod und Wahnsinn retten wird, der verhindert hat, daß ihre Tochter entdeckt, wer sie ist. Unbegreifliches Räthsel, das sich Schicksal nennt! — Und die Tochter — dieses Kind, das zugleich ihre Strafe, ihr bitterstes Leiden und ihre einzige Freude ausmacht, sie ist Gegenstand der Liebe eines Cantz. — Sollten wirklich die Missethaten der Väter an den Kindern heimgesucht werden? Oder sind es die Mächte des Abgrundes, die sich an diesem höllischen Spiel des Zufalls belustigen? Da ich die Fäden der Ereignisse in meiner Hand gesammelt habe, so kann ich sie auch nach meinen Plänen ausspinnen." Ein unglückverkündendes höhnisches Lächeln spielte um des Doktors Lippen, und er fügte hinzu: „Schuldbeladenes Weib, in meinen Händen ruht jetzt Deiner Tochter Schicksal; wollen sehen, was ich daraus zu machen Lust habe."

„Halt!" erscholl eine befehlende Stimme, und der Kutscher, ein echter Russe hielt sogleich die feurigen Springer an. Wagner schaute auf und sah im Halbdunkel Lothar, der neben dem Wagen sein Pferd anhielt. Mit einem Sprung war er unten und saß neben dem Doktor in der Droschke.

„Fahr zu," befahl er dem Kutscher.

„Das Pferd!" wagte dieser einzuwenden.

„Es soll sich den Heimweg selbst suchen oder laufen, wohin es Lust hat. Fahre jetzt nur." Ein Knall mit der Peitsche und der Wagen flog voran.

„Nun Doktor?" sagte Lothar.

„Die Wittwe ist sehr schwer erkrankt; ich konnte den ganzen Tag ihr Bett nicht verlassen."

„Und die Tochter?"

„Ist trostlos. Die Mutter scheint ihr so lieb zu sein, daß die bloße Furcht, sie zu verlieren, dem jungen Mädchen alle Fassung raubt. Sie kann die Ungewißheit des Ausgangs kaum ertragen. Ich erinnere mich nicht, daß ich je eine größere Angst gesehen hätte, als die ihrige."

„Sie müssen die Mutter retten. Ich werde Sie fürstlich dafür belohnen. Dieser Engel darf von keinem Kummer betroffen werden."

„Herr Baron, meine Pflicht als Arzt erfülle ich gegen Freund oder Feind, Arm oder Reich; und Ihr Geld vermag in dieser Beziehung nichts über mich."

„Ich weiß das und vergaß . . ."

„Daß nicht alle Menschen feil sind!"

„Still Wagner, Sie sehen ja, daß ich aufgeregt bin. Wenn dieses Weib meine eigene Mutter gewesen wäre, so hätte ihre Krankheit mich nicht schwerer ängstigen können, als jetzt der Fall ist. Aber warum verließen Sie ihre Patientin?"

„Weil meine Anwesenheit in der Nacht überflüssig ist."

„Wer hilft der Tochter wachen? Sollten Sie nicht eines von den vielen Frauenzimmern auf Kronbrück hinschicken, um ihr beizustehen?"

„Ueberflüssig; Professor Aberney ist da, und da er doch mit der Zeit die Rechte eines Verwandten bekommt, so nimmt er schon jetzt den zärtlichsten und sorgsamsten Antheil an Allem, was die Bewohner von Ektorp betrifft. Man muß es gesehen haben, mit welcher Güte er das junge Mädchen behandelt, um zu begreifen, daß sie in ihm einen wahren Freund und eine feste Stütze besitzt."

Lothar saß still da; die Dunkelheit verbarg in ihrem Schooße die Schatten, welche der Doktor durch seine Worte hervorgerufen. Lautlos wurde der Rest des Weges zurückgelegt. Lothar quälte sich damit, daß er die Aeußerungen des Doktors über Aberneys Zärtlichkeit gegen Schuldfried in sein Gedächtniß zurückrief. Mit Bitterkeit klagte er das Schicksal an, dessen ungünstige Fügung ihm nicht gestatte, an ihrer Seite zu weilen.

Als der Doktor am folgenden Morgen in aller Frühe in der Wohnung der Wittwe erschien, fand er zu seiner Ueberraschung Schuldfried gänzlich verändert. Der maßlose Schmerz, den sie Tags zuvor gezeigt,

Digitized by Google

hatte einer tiefen Ergebung Platz gemacht. Man ahnte, daß das Herz noch von derselben Angst zitterte, aber daß sie jetzt mit religiöser Standhaftigkeit und Unterwürfigkeit sie zu ertragen suchte. In ihrem ganzen Wesen lag keine schlaffe Nachgiebigkeit gegen die Schläge des Kummers; es zeugte von Muth in der Stunde der Prüfung; es hatte etwas Achtunggebietendes. Die Stunden der Nacht hatten aus dem Schooße der Schwachheit all die Seelenstärke und all den moralischen Muth entwickelt, worin in Zukunft ihr Schmuck bestehen sollte. Der erste Kummer kam so heftig, so unvorbereitet und in einem Augenblick, wo sie sich so glücklich fühlte, daß er geradezu wie ein Donnerschlag wirkte. Aberneys ernste Worte in der vergangenen Nacht, in welcher er mit ihr über die Welt gesprochen, von der sie so wenig wußte und die so manchen Schmerz beherbergte, hatten die schlummernden Kräfte in ihrer Seele geweckt. Als Aberney verstummte und Schuldfried am Bette der Mutter saß und ihre theuern Züge betrachtete, da hatte das Nachdenken sich eingestellt und ihr so Manches zugeflüstert, auf was ihr Gefühl nicht hatte hören wollen. Das Feuer härtet den Stahl, das Leiden die Seele. Der erste starke Schmerz, welchen Schuldfried erfuhr, erweckte ihre Thatkraft und ihr Gottvertrauen zu vollem Leben. Es stand ihr jetzt klar vor der Seele, daß mit Thränen und Klagen nichts gewonnen wurde und deßhalb betete sie aus der Tiefe ihres Herzens:

„Vater, gib mir Kraft, mich geduldig unter Deinen Willen zu beugen."

Das Kind war Weib geworden. So dachte auch Wagner, als er sie betrachtete.

Später am Vormittag stellte sich das heftige Delirium wieder ein und da mußte Schuldfried das Zimmer verlassen. Der Doktor hatte gegen Aberney geäußert:

„Während dieser Anfälle halte ich's für das Beste, daß nur ich und die alte Dienerin bei der Kranken sind."

Ohne Einwendung, ohne ein Wort des Mißvergnügens darüber, daß sie nicht bleiben durfte, gehorchte Schuldfried; aber statt wie am vorhergehenden Tag unthätig dazusitzen und auf die Schmerzensschreie zu lauschen, begann sie das Nöthige anzuordnen und Annikas Platz in der Haushaltung zu ersetzen. Annika bat sie, einige Ruhe zu suchen, aber sie schüttelte den Kopf und antwortete:

„Das ist unnöthig."

Schweigend, mit vollkommener Geistesgegenwart und rastloser Sorgsamkeit um die Kranke, verlebte Schuldfried sieben lange Tage, in deren Verlauf keine Veränderung im Zustand der Mutter eintrat. Aberney und Tage hatten mit unermüdlichem Eifer und ausdauernder Freundschaft ihr und Annika zur Seite gestanden. Schuldfried war dankbar und freundlich gegen Alle, sprach aber wenig und schien vollkommen ruhig zu sein, besonders wenn sie drinnen im Krankenzimmer sitzen durfte. Am siebenten Tag schien auf einmal der wilde Wahnsinn sich legen zu wollen; die Kranke verfiel in einen ruhigen Schlaf, und als sie nach einigen Stunden daraus erwachte, war sie vollkommen klar. Der Doktor hatte gesagt, daß Niemand anders als Schuldfried oder Annika bei ihr sein dürfe, damit nicht Ueberraschung oder Schrecken nachtheilig auf ihre schwachen Kräfte einwirke.

Es war um die Dämmerung von einem schönen Augusttage. Annika hatte sich erschöpft durch Anstrengung in eine Sophaecke gelehnt und war in einen unruhigen Schlummer verfallen. Schuldfried saß auf einem Schemel an der Mutter Bett, ihre Augen auf die Schlafende geheftet. Die untergehende Sonne warf durch die herabgelassenen Rollvorhänge einige matte Strahlen in das Zimmer. Sowohl drinnen als draußen herrschte eine lautlose Stille.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Skandalgeschichte.

Kurze Zeit nach dem großen Leyer des Prinzen von Wales machte eine Notiz in den Zeitungen großes Aufsehen, daß die bei demselben geschehene Vorstellung eines Herrn Samuel Tilett als ungiltig gestrichen worden sei. Das loyale Publikum der englischen Hauptstadt zerbrach sich den Kopf darüber, was der Grund einer so außergewöhnlichen Maßregel sein möge. Folgendes ist das Ergebniß der Untersuchung, welche der hohe Gerichtshof der öffentlichen Meinung angestellt hat. Vor ungefähr 10 Jahren wurde ein Gentleman von gesälligem Aeußeren und feinem Auftreten zu Zwangsarbeit verurtheilt, weil er eine Anweisung von 6 Pfd. St., wahrscheinlich aus Vorliebe zum Dezimalsystem, auf 600 Pfd. St. erhöht hatte. Da der Herr sich im Zuchthause sehr ordentlich und ehrbar aufführte, so ward ihm die Wohlthat eines Ticket-of-Leave (Entlaßscheins) zu Theil. Nicht lange nachher erschien der Herr, eingeführt von einem wegen seiner Philanthropie auch weiter bekannten Lord, in einem der aristokratischen Klubs im Westend; aber das Unglück wollte, daß der Richter, der früher am grünen Tisch seine Bekanntschaft gemacht hatte, Baron Pollock, ihn wiedererkannte; und so war denn seines Bleibens dort auch nicht länger. Der edle Lord hatte ihn für einen Geistlichen gehalten und war über die Enthüllung, die Baron Pollock machte, nicht wenig erstaunt. Darauf erschien der Name des Herrn in Verbindung mit einer der vornehmsten Firmen der City; aber da er wieder identifizirt wurde, brach das Haus jede Verbindung mit ihm ab. In ähnlicher Weise trat der Herr bei einem großen Meeting als Begleiter des Vorsitzenden, Lord Brougham, auf; und

Digitized by Google

als die große Ausstellung eröffnet wurde, wer saß da selbstverständlich auf den erhöhten Tischen mitten unter den Häuptern der hohen Aristokratie? der Ticket-of-Leave-Herr. Er strebte aber höher und beehrte den Herzog von Wellington, den Oberstallmeister und seine Gemahlin, die erste Hofdame der Königin, mit seiner Bekanntschaft. Doch war der Oberstallmeister Ihrer Majestät dem vielgewandten Odysseus nur eine Sprosse an seiner Ruhmesleiter; er wurde nur benutzt, den Erzuchthäusler dem Prinzen von Wales, als dem Stellvertreter Ihrer Majestät, vorzustellen. Hier aber auf dem Gipfel des Ruhmes erreichte ihn die Hand der Nemesis, welche zum dritten Male die Gestalt des Barons Pollock annahm. In dem erschrecklichen Gedränge beim ersten Levee, in den Gefechte von Herzogen, Grafen, Bischöfen, die sich zum Throne durcharbeiten wollten, erschien unser Odysseus und suchte sich ebenfalls seinen Weg zu erkämpfen, und an wen muß er sich gerade andrängen? An Baron Pollock, der ihn sofort, trotzdem Jahre zwischen ihrer letzten Begegnung lagen, als den Ticket-of-Leave-Mann wieder erkannte. Folgenden Tages theilte er dem Oberkammerherrn Ihrer Majestät seine Entdeckung mit, Nachforschungen wurden gehalten und — unser Herr Samuel Tilett von der Liste der Hofberechtigten ausgestrichen. Der edle Herzog, der ihn eingeführt hatte, gerieth leichterklärlich in nicht geringe Verlegenheit. Die loyale englische Presse spricht mit tiefster sittlicher Entrüstung von der Ihrer Majestät angethanen Beleidigung und versichert, daß seit Jahren kein Ereigniß stattgefunden habe, welches größere Sensation hervorgerufen oder allgemeineren Unwillen erregt habe.

* Lenz und Liebe.

Vorbei der Schmerz, das Leid, die Nacht,
Die um dieß Leben mich betrogen —
Der Liebe Herrlichkeit und Pracht
Ist glanzerfüllt heraufgezogen.

Wie hat der lichte Gottesstrahl
So wunderbar mich ganz getroffen!
Und allem Glück mit Einemmal
Steht diese Brust voll Dankes offen.

Schon naht der Lenz; auf Feld und Au'n,
Im Thal, im Wald, auf allen Wegen
Will er der Liebe Tempel bau'n,
Will schmücken ihn mit reichstem Segen.

Du aber bist sein schönstes Kind,
Die schönste Priesterin des Lenzes:
Dein Haupt, mit Blüthen schmückt es sind
Und dieses schlichte Lied bekränz' es.

Hell sing' ich Lieb und Lenzeszeit
Und dich vor Allen will ich preisen:
Wer mocht' auf dieser Erde weit
Mir gleiche Gnad' und Huld erweisen?

Nichts will ich von der Welt mehr fleh'n
Und wenn ich arm und elend bliebe —
Nur du vergönn' mir, dich zu seh'n,
Stern meines Glück's und meiner Liebe.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Wenn Professor v. Karajan Uhland's vielgesungenes Lied über die Wurmlinger Kapelle aus einem Wettkampf der drei Dichter Mayer, Uhland und Lenau an Ort und Stelle entstehen läßt, so liegt die Unrichtigkeit der Angabe auf der Hand. Uhland's Lied ist nach dem auf der Originalhandschrift stehenden Datum im September 1805 geschrieben, Nimptsch Lenau ist 1802 geboren und mit Uhland erst in den dreißiger Jahren bekannt geworden, Mayer's Lied aber stammt aus den vierziger Jahren. Das Lied Lenau's über die Kapelle verdankt allerdings seinen Ursprung einem gemeinschaftlichen Spaziergange Lenau's mit Uhland und Schwab nach jener schönen Berghöhe, auf welcher Lenau, die Freunde allein zurückgehen lassend, noch in den späten Abend hinein weilt, um seinen poetischen Stimmungen nachzuhängen. Solche Mißverständnisse werden wohl bald durch Veröffentlichung der Zeitangaben über die Entstehung der Uhland'schen Gedichte gehoben werden. Glücklicherweise ist von den meisten die Entstehungszeit ganz genau und urkundlich festzustellen, oft bis auf den Tag, ja die Stunde ihrer Aufzeichnung. Daraus ergibt sich auch, wie unrichtig die Ansicht Wackernagels ist, welcher nach 1819 nichts Bedeutendes mehr von Uhland's Muse hervorgebracht wähnt. Ein kräftiger Sommer in Uhland's poetischem Leben war namentlich das Jahr 1829 auf 1830. Könnten aber, wozu freilich zunächst noch keine Aussicht ist, die nachgelassenen poetischen Papiere, wenn auch nur auszüglich, an die Oeffentlichkeit treten, so würde sich ergeben, daß seine dichterische Kraft noch Jahrzehende lang nach jener Sommerreise vorgehalten und erfreuliche Früchte getrieben hat.

Weimar im März. In dem hier befindlichen gemeinschaftlichen Archiv der Fürsten der Ernestinischen Linie des Hauses Sachsen ist ein werthvoller Fund gemacht worden. Derselbe besteht in einer großen An-

Digitized by Google

zahl von noch nicht bekannten Briefen Luthers und an Luther. Der Archivar Burckhardt ist mit der Herausgabe dieser Briefe, welche hauptsächlich kirchliche Gegenstände betreffen, beschäftigt.

In Pompeji ist unter Leitung des Ausgrabungs-Direktors Fiorelli eine größere goldene Lampe, 33½ Unze schwer, gefunden worden, die als etwas ganz Außerordentliches gerühmt wird.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Entzündlichkeit des Bergöls und anderer Brennstoffe bemerkt Herr Prof. Wittstein in einem Aufsatz in der „Bayer. Ztg.“: Hinsichtlich des Grades der Entzündlichkeit bei Annäherung einer Flamme steht das Schieferöl obenan; aber kaum von ihm unterschieden ist das gereinigte Petroleum; dann folgt, nur durch ganz geringe Abweichung unterschieden, das rohe Petroleum; hierauf, nach längerem Intervall, das Phothogen; unmittelbar danach das Terpentinöl und endlich, von diesem durch eine noch größere Anzahl von Temperaturgraden geschieden, das Solaröl. Bezeichnet man die Entzündlichkeit des Schieferöls, also desjenigen Oeles, welches sich bei Annäherung einer Flamme am Leichtesten, d. h. bei der niedrigsten Temperatur entzündet, mit 1000, so kommt dem gereinigten Petroleum die Zahl 875, dem rohen Petroleum die Zahl 700, dem Photogen die Zahl 184, dem Terpentinöl die Zahl 175 und dem Solaröl die Zahl 61 zu. Bei Aufstellung dieser Zahlen wurde von der Entzündungs-Temperatur des Dampfes ausgegangen. Aus den Versuchen erhellt weiter, daß das Schieferöl, das gereinigte und das rohe Petroleum Stoffe von sehr großer und nahezu gleicher Geährlichkeit sind, denn sie entzünden sich bei Annäherung einer Flamme schon in einer so niedrigen Temperatur, wie sie selbst zur Winterszeit in oberirdischen geschlossenen Räumen großentheils herrscht und in Kellern oft noch übertroffen wird, daher die Lagerung dieser Oele im Winter in Kellern bedenklicher erscheint, als in oberirdischen Räumen. Schon die Einführung einer brennenden Laterne in Magazine, worin diese Oele lagern, ist bedenklich, das Betreten solcher Räume mit einem offenen Lichte aber unter keiner Bedingung statthaft. Diese Oele kommen in ihrer Fähigkeit, bei Annäherung einer Flamme sich zu entzünden, mit dem Weingeist überein, nur mit dem Unterschiede, daß der letztere bei jeder noch so niedrigen Temperatur jene Eigenschaft besitzt. Von Phothogen und Terpentinöl ist bei der gewöhnlichen Lufttemperatur, selbst im Sommer, nicht zu fürchten, daß sie bei Annäherung einer Flamme sich entzünden.

Der „Spectator“ erzählt umständlich eine sehr romantische Geschichte vom jetzigen Kaiser Napoleon aus dem Jahr 1831, deren Inhalt kurz folgender ist: Im August 1831 befand sich der Prinz Louis Napoleon, nachdem er mit den Carbonari die damalige italienische Bewegung durchgemacht, auf Schloß Arenenberg; da erschienen vor ihm, als Abgesandte der polnischen Nationalregierung, der General Kniaziewicz und Graf Plater, um ihm die polnische Krone anzutragen. Er selbst bezeigte alle Lust zu deren Annahme, aber seine Mutter, den Aussichten der polnischen Revolution mißtrauend und in frischer Trauer über den Tod ihres in Italien verlorenen älteren Sohns, setzte alles daran, den Prinzen am Eingehen auf dieses Projekt zu verhindern. Indessen die beiden Polen hatten den größten Einfluß auf denselben gewonnen, und er entfloh in der Nacht vom 3. September heimlich von Arenenberg. Dort befand sich ein bei der Familie in großem Vertrauen stehender Arzt, Namens Dr. Conneau. (Noch bis in die letzte Zeit Leibarzt des Kaisers.) Dieser wurde von der Mutter Hortense beschworen, den Flüchtling zu verfolgen, entdeckte dessen Spur, und fand ihn endlich, nach mancherlei Hindernissen und Abenteuern, zu Augsburg im Gasthof zu den Drei Mohren, wo derselbe eben in der Zeitung gelesen hatte, daß „die Ordnung in Warschau wiederhergestellt sei.“ Damit war das polnische Kronprätendentenprojekt natürlich zu Wasser geworden, und nach drei Tagen befand sich der verlorene Sohn wieder in Arenenberg, um sofort in die Militärschule zu Thun einzutreten.

[Unglücksfall.] In Castelnovo di Sotto, Provinz Reggio, ist, wie aus Modena gemeldet wird, ein großes Unglück geschehen. Bei einer öffentlichen Debatte im Kriminalgerichtshofe waren über 200 Personen anwesend, als plötzlich der Estrich einstürzte. Ueber 80 Personen trugen Verwundungen davon; es mußten Aerzte aus Reggio zur ersten Hülfeleistung herbei geholt werden.

Im Auctionslokale zu Paris ist dieser Tage ein sogenanntes Nürnberger Ei mit der Jahrzahl 1500 und dem Namen Helle, Erfinder der Taschenuhren, für 8100 Franken verkauft worden.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Weissandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 81 Samstag, 4. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Schuldfried hatte die Hände gefaltet und stammelte ein demüthiges Gebet. Als sie eben ein andächtiges Amen flüsterte, schlug die Mutter ihre Augen auf und heftete sie auf die Tochter. Der Blick war klar. Schuldfrieds Herz pochte, da sie in den großen schwarzen Augen einen zärtlichen Ausdruck sah, so heftig vor Freude, daß ihre Stimme zitterte, als sie halb flüsternd fragte:

„Geliebte Mama, wie ist Dir's?" Sie drückte ihre Lippen an die Hand der Mutter.

„Bin ich krank gewesen?" sagte Frau Smith mit matter Stimme.

„Ja, Du warst sehr, sehr krank." Jetzt standen Schuldfrieds Augen voll von Thränen. „Wie fühlst Du Dich in diesem Augenblick?"

„Gut, nur etwas schwer und matt im Kopfe."

Annika erwachte, und nachdem Schuldfried ganz ruhig und behutsam die Mutter darauf vorbereitet, daß ein Arzt gerufen worden sei und jetzt im Saale warte, um sich von ihrem Zustand nach dem Schlafe zu überzeugen, ging sie, ohne die Erlaubniß der Mutter abzuwarten, nach dem Doktor. Frau Smiths Augen glitten mit ihrem gewöhnlichen seelenlosen Ausdruck an seinen Zügen vorüber. Wenn er sie vorher erkannt hatte, so war doch deutlich zu sehen, daß sie ihn nicht wieder erkannte. Sie antwortete kurz und einsilbig auf seine Fragen; sodann verordnete er Einiges und verließ das Zimmer.

Zu Schuldfried sagte er:

„Ihre Mutter, Fräulein Schuldfried, ist jetzt außer aller Gefahr. Suchen Sie nur dafür zu sorgen, daß sie ruhig bleibt, dann hoffe ich, daß sie recht bald vollkommen hergestellt sein wird."

Er forderte Schuldfried auf, auszuruhen und versichete, daß Frau Smith, wenn sie von den verordneten Pulvern eingenommen hätte, die ganze Nacht ruhig schlafen würde. Aberney drang ebenfalls darauf, daß Schuldfried in ihr Zimmer gehen solle, um sich durch Schlaf zu stärken. Er sagte dieß in einem so zärtlichen und dennoch so bestimmten Ton, daß sie gehorchen mußte. Auch Annika sprach dem Kinde zu: es müsse thun, was die alten Leute sagen; sie selbst, Annika, wolle in dieser Nacht noch wachen. Genug, Schuldfried begab sich auf ihr Zimmer, nachdem sie die Mutter eingeschlafen gesehen hatte.

Tage, der den ganzen Tag auf Ektorp gewesen, fuhr am Abend heim, aber Aberney blieb zurück. Nachdem Schuldfried ein warmes Dankgebet zu Gott emporgesandt, schlummerte sie ein und schlief ruhig wie ein Kind. Es war acht Nächte, daß sie nicht geruht hatte.

Aberney schlich sich zu der Kranken, die eingeschlafen war. Später in der Nacht erwachte sie jedoch und rief Annika:

„Ich möchte ihn gerne treffen," flüsterte sie der Dienerin zu.

„Den Professor?" fragte Annika.

„Ja."

Aberney stand augenblicklich neben dem Bette und reichte ihr die Hand mit den Worten:

„Ich habe über Schuldfrieds Mutter gewacht. Das Leiden versöhnt so Vieles."

„Dank," stammelte die Kranke, dann winkte sie Annika, daß sie mit Aberney allein sein wolle. Die Dienerin ging in den Saal hinaus, wo sie sich auf den Sopha legte und einschlief. Erst als die Strahlen der Sonne heranbrachen, erwachte Annika, und als sie ins Krankenzimmer trat, fand sie Aberney neben der Patientin sitzend, ihre Hand in die seinige geschlossen. Frau Smith war in tiefen Schlaf versunken. Des Professors ruhige und ernste Züge trugen Spuren einer schmerzlichen Aufregung; aber wir verlassen sie, um zu sehen, wie Schuldfried sich in ihrem Jungfernstübchen befindet.

* * *

Die Lebensgewohnheiten des jungen Mädchens waren einfach und natürlich wie ihr ganzes Wesen. Zu ihnen gehörte, daß sie Morgens Früh aufstand. Sie glich dem Vogel, der mit seinem fröhlichen Gezwitscher die aufgehender Sonne begrüßt. Am genannten Morgen war sie ebenfalls bei Sonnenaufgang erwacht, und obschon sie sich durch die Ruhe gestärkt fühlte und Gott für die Besserung der Mutter dankte, so war doch der Blick, womit sie der Königin des Tages entgegenkam

Digitized by Google

wehmuthsvoll. Sie ſtand lange am offenen Fenſter und ſah mit Thränen in den Augen auf die blaue Waſſerfläche hinaus. Ein qualvolles Gefühl bedrückte ſie. Sie kam ſich ſo einſam vor, in der ganzen weiten Welt und dennoch ganz beſonders. Die duftfrischen und innig liebten nicht Tage und Abenuey ſie! Sie hatte dieß während der Krankheit der Mutter deutlicher als je erfahren. Wie war es alſo möglich, dieſe qualvolle Leere im Herzen, dieſe unbeſtimmte Sehnſucht zu empfinden, die ihr ganzes Inneres erfüllte! Schuldfried, die heitere, die freundliche und ſorgloſe Schuldfried, die in den Tagen der Prüfung ſo viel Seelenſtärke gezeigt hatte, fühlte ein unwiderſtehliches Bedürfniß zu weinen, ſie wußte ſelbſt nicht recht über was. Jetzt zu weinen, nachdem Gott ſo gnädig geweſen war, und ihr das Leben der Mutter wieder geſchenkt hatte; jetzt da ihre ganze Seele von eitel Dank und Freude hätte erfüllt ſein müſſen! Wunderliches Menſchenherz das niemals zufrieden iſt!

Ein und dasſelbe Bild kehrte unaufhörlich vor ihre Seele zurück, und ſie meinte, während ſie ſo daſtand, daß Alles ſich freundlich und heiter geſtalten würde, wenn ſie nur einen einzigen Augenblick dieſe theuren Züge wieder zu ſehen oder von dieſer koſenden Stimme einige freundliche Worte zu hören bekäme. Sie hatte dieſelbe ſchon ſo lange nicht mehr vernommen. Juſt als dieſer Wunſch, zuerſt dunkel, dann beſtimmt, vor ſie trat, raſchelte es leiſe in der Hecke unter ihrem Fenſter. Schuldfried fuhr zuſammen und ſchaute hin. Hatte Gott ihr ſcheues Gebet erhört oder war es ihr böſes Schickſal, das ihrem Wunſche entgegenkam? daß iſt eine Frage, die wir nicht beantworten können. Sicher iſt, daß Lothar ſo bleich daſtand und einen Blick der innigſten Theilnahme auf ſie heftete. Schuldfrieds Züge wurden von dem Roſenſchimmer übergoſſen, den ein angenehmes Gefühl immer hervorbringt. Sie beugte ſich etwas hinab und lächelte Lothar ganz freundlich zu, als er den Hut abnahm und ſie begrüßte.

„Das war eine ſehr traurige Zeit, die da vergangen iſt," ſagte er.

„Sehr," ſtammelte Schuldfried.

„Jetzt iſt doch alle Gefahr vorüber?"

„Ja, Gott ſei Dank!"

„Auch habe ich mich hier eingefunden, um Sie um etwas zu bitten."

„Und das wäre?"

„Daß Sie, während Pflicht und Gefühl Sie am Krankenbett zurückhalten, mir, der ich Ihre Unruhe nur aus der Ferne theilen darf, geſtatten mögen, Ihnen zu ſchreiben, um wenigſtens einige Worte des Troſtes zu erhalten." Sein Wunſch war von einem ſo zärtlich bittenden Blicke begleitet, daß Schuldfried ſogleich Ja antwortete. Nach einigen Minuten hatte Lothar ſich entfernt, und Schuldfried ſchlich ſich die Treppe hinab und zur Mutter hinein, die noch ſchlummerte, während ihre Hand in der des Profeſſors ruhte.

Ein paar Stunden ſpäter fand ſich der Doktor bei der Kranken ein, an deren Lager er Abernety traf. Wagners Augen weilten mit einem forſchenden Ausdruck auf Frau Smiths Zügen, als wollte er darin leſen, was vorgegangen war. Endlich, als er einige Fragen an ſie ſtellte, verdüſterte er den Ton ſeiner Stimme, ſo daß die Ausſprache eine ganz andere wurde. Da fuhr die Kranke zuſammen und betrachtete ihn bebend; aber es lächelte ihr ein fremdes Geſicht entgegen, das unmöglich mit der Stimme, an die er ſie erinnerte, in Verbindung ſtehen konnte. Als der Doktor ſich entfernte, begleitete ihn Schuldfried. Als ſie ſich im Saale allein befanden, reichte er ihr einen Brief mit den Worten:

„Wenn Sie für den Schreiber dieſes einiges Intereſſe haben, ſo beſtimmen Sie ihn, daß er nicht die Nächte draußen vor Ihrer Wohnung zubringen ſoll." Wagner verbeugte ſich und ging.

Der ganze Tag ging zu Ende, ohne daß ſie einen freien Augenblick fand, um das theure Schreiben zu leſen; erſt am Abend, als die Mutter einſchlief und Abernety und Tage nach Junta heimgefahren waren, überſchaute ſie dieſe Zeilen, die an ihrem klopfenden Herzen verborgen gelegen hatten. Was enthielten ſie? Ach! ganz dasſelbe wie tauſend andere ähnliche Briefe, nur mit dem Unterſchied, daß, während andere junge Männer von Liebe ſchwatzen und Liebe verlangen, ewige Treue geloben und hinwiederum begehren, Lothar nur von ſeiner innigen Ergebenheit ſprach, wie theuer ihm jeder Augenblick ſei, wo er Schuldfried ſehen dürfe, wie er ſie verehre und bewundere u. ſ. w. Das Wort Liebe wurde nicht genannt, eben ſo wenig ein Buchſtabe von Gegenliebe. — Im Geiſte des Briefes athmete Wärme, in den Ausdrücken lag eine erſtaunliche Beſtimmtheit; im Ganzen verriethen ſich des Herzens edelſte Gefühle und eine Zartheit, die nur derjenige zeigt, welcher wirklich liebt.

Schuldfried ſchrieb einige Zeilen zur Antwort. Sie waren wenig und handelten gar nicht von ihr. Das Schwerſte für ſie war, dieſen Brief in die Hände des Doktors zu ſpielen. Sie konnte wahrlich nicht den Muth gewinnen, ihn nur zu übergeben. Der Doktor kam ihr jedoch zuvor, denn beim Abſchied ſagte er:

„Haben Sie die Güte gehabt, das zu ſchreiben, um was ich Sie geſtern bat?"

Als Antwort darauf, reichte ihm Schuldfried den Brief.

(Fortſetzung folgt.)

Gegenwärtiger Stand der Baumwollenmärkte.

England iſt bekanntlich der größte Baumwollenverbraucher in Europa. Daher werden auch auf den

Digitized by Google

englischen Märkten oder vielmehr in Liverpool allein die Preise des Rohstoffes zwischen Kauflustigen und Feilbietenden festgesetzt. Wissen wir, wie es in England aussieht, so wissen wir auch, wie es auf dem Festlande aussieht, denn die diesseitigen merkantilen Erscheinungen sind von den jenseitigen abhängig. Es wurden aber nach Großbritannien eingeführt an roher Baumwolle:

Im Jahr	Mill. Pfd.	Im Jahr	Mill. Pfd.
1843	673	1853	895
1844	646	1854	887
1845	722	1855	892
1846	468	1856	1024
1847	475	1857	969
1848	718	1858	1034
1849	755	1859	1226
1850	664	1860	1321
1851	757	1861	1257
1852	930	1862	524

Inwieweit der amerikanische Bürgerkrieg auf die Ziffer des letzten Jahres eingewirkt hat, läßt folgendes Zahlenbild deutlich wahrnehmen:

Einfuhr Großbritanniens.

	Zentner Baumwolle. 1861.	1862.
Aus den Vereinigten Staaten	7,316,969	120,752
„ Brasilien	154,378	208,384
„ Aegypten	363,108	526,897
„ Ostindien	3,295,004	3,505,844
„ andern Ländern . . .	91,619	316,456
	11,223,078	4,678,333

Diese letzteren Angaben, welche den amtlichen Handels- und Schifffahrtstabellen entlehnt sind, stimmen nicht ganz genau überein mit der obigen 20jährigen Uebersicht, die dem „Economist“ vom 28. Februar entstammt; die Unterschiede rühren wahrscheinlich davon her, daß man die Ballenmenge nach einem verschiedenen Maßstabe in Pfunde und in Zentner ausgedrückt haben wird. Da es sich aber hier weniger um die absoluten Mengen, als um die Verhältnisse handelt, so stört der Unterschied nicht. Die Vereinigten Staaten behaupten in den Zufuhren von 1861 ein Verhältniß von 65 pCt., Ostinden noch nicht ganz von 30 pCt., alle anderen Ursprungsländer von etwas über 5 pCt. Indien hat seine Zufuhren nur wenig gesteigert, doch durfte man eine andere Erscheinung nicht erwarten, denn die Theuerungspreise traten erst im Laufe des Jahres 1862 ein, können also nur auf die Ernte des Jahres 1863 einwirken, die wir erst zu erwarten haben. Wie sich das laufende Jahr verhalten wird, vermögen wir bis jetzt nur zu ahnen, die Anfänge jedoch sind sehr versprechend. Es wurden nämlich nach Liverpool eingeführt vom 1. Januar bis 13. März:

1862 155,665 Ballen, 1863 225,419 Ballen.

Nimmt man diese 10 ersten Wochen zum Maßstab und halten die Einfuhren dasselbe Tempo bis zum Schluß des Jahres, dann würden statt 524 Mill. Pfd. etwa 750 Mill. Pfd. nach England im Laufe des Jahres 1863 gelangen. Merkwürdig bleibt immer das Phlegma der indischen Exporte. Es wurde früher vermuthet, der indische Rohstoff werde massenhaft die Lücke in dem europäischen Bedarfe ausfüllen. Es scheint aber, daß es dazu mehr Zeit bedarf, als man sich dachte. Zwar im Anfang dieses Jahres standen die Verschiffungen aus Bombay um die Hälfte höher als voriges Jahr, jetzt aber sinken sie allmählich auf das Niveau des Jahres 1862 zurück; denn während in der zweiten Märzwoche dieses Jahres 225,000 Ballen aus Indien nach England unterwegs waren, betrugen im vorigen Jahr um die nämliche Zeit die schwimmenden Ladungen 210,000 Ballen, so daß der Unterschied verschwindend klein ist. Man hat sich jetzt in England und in Frankreich zu einer Ansicht bekehrt, die viel früher in Deutschland ausgesprochen wurde, daß nämlich, selbst wenn der amerikanische Bürgerkrieg beendigt wäre, dennoch damit der Baumwollennoth nicht abgeholfen sein würde. Es fallen bis jetzt 3 Ernten aus, nämlich die von 1861, von 1862 und von 1863. Das will für England heißen eine Zufuhr von 2200 Mill. Pfd. Sämmtliche Baumwollenvorräthe der Vereinigten Staaten, die jetzt noch vorhanden sein mögen, werden von den Agenten der britischen Regierung auf 2 Mill. Ballen oder etwa 800 Mill. Pfd. geschätzt. Sagen wir, daß dazu die Ernte von 1863 noch 600 Mill. Pfd. hinzufügen werde, so beträgt doch der Ausfall für England allein gegen 1000 Mill. Pfund. Die Baumwollengewerbe sind in einer sehr mißlichen Lage. Die Gewinne am Rohstoff der Lagervorräthe sind zwar enorm, sie können unter günstigen Verhältnissen 400 pCt. betragen haben, allein es tritt jetzt eine höchst schwierige Zeit für sie ein. Die Garnpreise sind nicht in dem Verhältnisse gestiegen wie die Baumwollenpreise. Wenn sich daher Jemand ruiniren will, so hat er nichts Besseres zu thun, als theuere Baumwolle zu kaufen, um sie in (relativ) wohlfeiles Garn zu verwandeln. Jedes Pfund bringt ihm einen sichern Verlust. Das Mißverhältniß hat sich zwar bedeutend gebessert, ist aber immer noch sehr groß. Dennoch arbeitet etwa der vierte Theil der englischen Spinnereien mit voller Kraft, ein Viertel mit halber Zeit, die Hälfte gar nicht. Sehr viele Garnmühlen in Lancashire haben ihre Arbeit gar nicht gekürzt und ziehen es vor, mit Verlust weiter zu arbeiten. Das geschieht nicht etwa aus philanthropischen Rücksichten gegen ihre Arbeiter, sondern im eigenen Interesse. So groß die Baumwollenindustrie Englands immer sein mag, sie ist doch nur ein Theil der britischen Gewerbsthätigkeit, daher man z. B. den Ausfuhren des Jahres 1863 wenig oder gar nichts von dem amerikanischen Bürgerkriege oder der Baumwollenkrisis anmerkt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die große Blumen-Ausstellung in Mainz.

Mainz, 20. März.

Das Fest-Programm unserer am 12. April beginnenden großen Blumen- und Gewächse-Ausstellung, so wie des damit verbundenen ersten Congresses von Botanikern, Gärtnern und Gartenbau-Freunden ist erschienen und verspricht nicht allein für den Kenner und Liebhaber der Pflanzenwelt, sondern auch im Allgemeinen reiche Genüsse. Die Congreß-Sitzungen werden jedenfalls, da die bedeutendsten Männer auf dem betreffenden Gebiete aus Deutschland, Holland, Schweiz, Belgien und Frankreich sich hier zusammenfinden werden, ein großes Interesse bieten. Daneben wird die durch Zahl der Einsendungen so wie durch Seltenheit, Schönheit, Neuheit, Gruppirung und Mannigfaltigkeit der Arten sich jedenfalls auszeichnende Ausstellung in der überraschend schön dekorirten ungeheuren Fruchthalle dem Kenner die Fortschritte der Blumistik und der Hortikultur überhaupt an lebenden Beispielen zeigen und dem Laien den reizendsten Anblick gewähren. Am schönsten und wahrhaft zauberhaft muß der Eindruck an den Abenden sein, wo die Halle brillant mit Gas erleuchtet wird und, den Augen der im prachtvollsten Blumengarten Lustwandelnden verdeckt, die bewährten Militär-Musikkorps spielen werden. Zwei Festvorstellungen und ein großes Liedertafel-Konzert in dem festlich erleuchteten Theater am 12., 13. und 14. April (den drei Tagen des Congresses), eine Lustfahrt auf einem Dampfschiffe nebst Besichtigung der berühmten herzoglichen Gewächshäuser in Biebrich, ein gemeinschaftliches Mittagsmahl u. s. w. werden die nicht den Geschäften gewidmete Zeit aufs angenehmste ausfüllen. — Welch hohes Interesse man auch im Auslande, namentlich in Frankreich, an unserem Feste nimmt, beweist unter Anderem eine wieder in diesen Tagen (am 25. März) im „Moniteur" erschienene eingehende Besprechung desselben. — Mit größtem Eifer wird an der Vollendung der Fruchthalle als Ausstellungs-Lokal gearbeitet; mit anerkennenswerthester Bereitwilligkeit hat die Verwaltung der Hessischen Ludwigsbahn für Herstellung der Bodenarbeiten 20 ihrer Arbeiter hergegeben, um ihrerseits mitzuwirken zu der würdigen Ausstattung eines Festes, dem ganz Mainz mit größter, freudigster Spannung entgegensieht.

Mannigfaltigkeiten.

[Lieutenants-Uebermuth.] Aus Großenhain wird der „Konst. Ztg." berichtet: „Am Nachmittage des 27. Februar beehrte der erst kürzlich von Dresden hierher versetzte Lieutenant v. F. das hiesige Publikum durch Vorführung mehrerer Reiterkunststücke. Eins derselben war unter Mitwirkung eines hier auf Besuch anwesenden Herrn vom Zivil ausgeführt, und bestand in einem Wettrennen um die Stadt in zwei Minuten, trotzdem daß alles schnelle Reiten auf den benutzten Wegen polizeilich verboten ist. Die beiden andern Stücke wurden vom Herrn Lieutenant v. F. allein ausgeführt. In die hiesige Klosterruine führt ein niedriges und schmales, kaum für zwei Leute zugleich zu begehendes und natürlich nur für den Verkehr zu Fuße bestimmtes Pförtchen mit steilen Brettstufen durch die ungefähr zwei Ellen starke Mauer. Dieses durchritt der Hr. Lieutenant mit Glück bis auf eine geringe Beschädigung des Pferdes und der Treppenstufen. Noch ungleich größeres Aufsehen im Publikum erregte jedoch die letzte Produktion, wobei derselbe über die Freitreppe des Bahnhofs, durch die Vorhalle, wo die Billet- und Güterexpedition sich befinden, hoch zu Pferd in das Restaurationszimmer sich begab, dort herumritt, umkehrte und glücklich auf demselben Wege die Bahnhofsstraße wieder erreichte, ohne weiteren Schaden angerichtet zu haben," als daß er eine am traulichen Kaffeetische eines Nebenzimmers versammelte Damengesellschaft, die einen Besuch zu Pferde gleichfalls fürchtete, in Entsetzen und Schreck versetzte und einige Treppenstufen beschädigte.

Die großen schönen Stücke des durchsichtigen blätterigen Gypsspath, auch Frauen- oder Marienglas genannt, werden bekanntlich zu Fensterscheiben, zu eingelegten Arbeiten, als Schmelzmittel unter Porzellan ꝛc. verwendet. In England und Amerika benützt man neuerdings die größeren Stücke des Marienglases als Feuerthüren bei Oefen. Sie gewähren das Angenehme, daß man das Feuer sieht, daß dessen Licht sich in der Wohnung ausbreitet, und daß man sofort beobachten kann, ob dasselbe ausgegangen ist. Die Unverbrennbarkeit dieses Glases, welches, ohne Schaden zu leiden, glühend werden kann, macht es möglich, daß es auch als Schirm über Gasflammen zu verwenden ist.

[Festkonsumtion.] Für den enormen Zudrang von Fremden, die Hamburg am Jubeltage des 18. März besuchten, zeugt der Umstand, daß, wie der „Hamb. Corr." mittheilt, in einem der renommirtesten Restaurationskeller an einem Tage mehr als 2000 Pfund Rindfleisch für Beefsteaks ꝛc. konsumirt wurden!

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 82 Sonntag, 5. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Wochen war Frau Smith so ziemlich wieder hergestellt und wurde nur noch von der Schwäche belästigt, die eine heftige Krankheit immer hinterläßt. Sie hatte einige Stunden täglich in dem kleinen Erker zugebracht, um frische Luft zu schöpfen und Kräfte zu gewinnen. Obschon der Doktor bei jedem Besuche erklärte, daß sie als hergestellt betrachtet werden könne und daß die Natur keiner Unterstützung durch die ärztliche Kunst mehr bedürfe, setzte er dennoch seine ärztlichen Besuche auf Ektorp fort.

Eines Mittags als er davon zurückkehrte, begab er sich seiner Gewohnheit gemäß zu Lothar hinauf, der stets mit Ungeduld seiner Heimkunft entgegensah. Der junge Gutsherr war im großen Salon nicht zu finden, sondern der Doktor traf ihn im Arbeitskabinet in einen kaum erst erbrochenen Brief vertieft. Bei Wagners Eintritt warf er denselben auf den Tisch und ging dem Doktor mit der Frage entgegen:

„Nun, Doktor, haben Sie einige Worte des Trostes für mich?"

Schweigend reichte der Doktor ihm ein Billet. Lothar ging an's Fenster, um es zu lesen, während er Wagner den Rücken kehrte. Inzwischen richteten sich die Augen des Doktors auf den Brief, den Lothar hingeworfen hatte.

„Wiederum diese enge und elegante Damenhand, die ich instinktmäßig verabscheue. Eine innere Stimme sagt mir, daß die Briefschreiberin diejenige ist, die meinen Einfluß geschwächt hat. Trotz der Reihe von Jahren, die verflossen sind, seit ich ihn zum Erstenmal von dieser Hand da Briefe bekommen sah, ist es mir nicht gelungen, die Verfasserin zu ermitteln."

Mit scheinbarer Gleichgiltigkeit näherte er sich dem Tisch und nahm eine darauf liegende Zeitung, warf aber zugleich seine Augen auf die ersten Zeilen des Briefes. Da stand:

„Mon bien-aimé Lothard!" Mehr konnte der Doktor nicht erhaschen, denn Lothar wandte sich um. Wagner war jetzt gänzlich von der Zeitung in Anspruch genommen.

„Doktor," sagte Lothar, „wissen Sie ob etwas Besonderes in Ektorp vorgefallen ist?"

„Nein, Alles ist sich gleich. Der Professor ist täglich da, so auch der junge Tage. Frau Smith scheint von ersterem beherrscht zu werden und behandelt den letzteren mit einer ungewöhnlichen Freundlichkeit, die bei dem düstern Weibe etwas höchst Seltenes ist. Die Tochter ist wieder das heitere Kind geworden, wie vor der Krankheit der Mutter, und es bedarf keines besondern Scharfblicks, um sogleich zu entdecken, daß die jungen Leutchen einander zu verstehen anfangen, wobei der Professor ihnen Vorschub leistet."

Der Doktor sah gedankenvoll vor sich hin. Lothar betrachtete Wagner mit einem mißtrauischen Blick, den dieser jedoch nicht zu bemerken schien. Eine lange Pause entstand. Endlich sagte der Doktor:

„Ich habe heute beschlossen, nicht mehr nach Ektorp zu gehen. Meine Besuche als Arzt waren längst überflüssig, und den Postillon d'amour will ich nicht länger spielen. Ich that dieß aus Freundschaft gegen Sie, weil ich mir vorspiegelte, daß ich Ihnen damit eine Freude bereiten könnte, aber jetzt . . ."

„Warum unterbrechen Sie sich?" fiel Lothar ein, auf dessen Stirne eine dunkle Purpurfarbe brannte.

„Jetzt fürchte ich sowohl für Sie als für das junge Mädchen etwas Schlimmes zu stiften, wenn ich damit fortfahre."

„Und der Grund?"

„Sie soll die Frau des jungen Aberney werden. Wie man auch die Sache von Seiten der Vernunft oder der Moral betrachten mag, so müssen Sie zugeben, daß es für sie glücklicher ist, einen geachteten und rechtschaffenen Mann zu heirathen, als . . ."

„Verschonen Sie mich mit Ihren Unterbrechungen und sprechen Sie gerade heraus." Lothar war ungeduldig.

„Nun wohl, wie Sie belieben: als Ihre Geliebte zu werden!"

„Meine Geliebte!" rief Lothar; „Sind Sie verrückt, Doktor, oder für wen halten Sie mich?"

„Für einen vornehmen russischen Unterthanen, mit einem warmen lebhaften Herzen und starken Leidenschaften, aber Verstand genug, um einzusehen, daß die Tochter der armen Wittwe nicht die Frau des Barons Canitz werden kann."

Digitized by Google

„Und was soll dieß verhindern?"

„Die Verschiedenheit Ihrer gegenseitigen gesellschaftlichen Stellung. Sie würden sich durch eine solche Mißheirath die Ungnade des Czaren zuziehen."

„Pah! Ein Canitz kann heirathen, wen er will, ohne den Kaiser oder sonst Jemand fürchten zu müssen."

„Glauben Sie das? Sonst will ich Sie nur erinnern, daß . . ."

Lothar schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und betrachtete den Doktor schweigend, mit einem Blick gedämpften Zornes und Stolzes, welcher zur Folge hatte, daß Waguer sich schnell unterbrach und statt sich vollends auszusprechen, sagte:

„Sie haben also wirklich den Gedanken genährt, Fräulein Smith zu heirathen?"

„Nein, ich habe in Bezug auf die Zukunft gar nichts gedacht. Ich habe von der Stunde gelebt, ohne mich um den nächsten Augenblick zu bekümmern, weil ich nichts zu wünschen wagte, um den geringen Antheil, den ich an ihrem Wohlwollen besaß, nicht zu verlieren; aber jetzt fühle ich, daß, wenn sie mir ihr Herz schenkte, nichts in der Welt mich abhalten würde, sie zu meiner Gattin zu machen."

„Und dennoch liegt da ein Brief, der mit den Worten anfängt: **Mon bien-aimé Lothard,**" dachte der Doktor. Laut sagte er:

„Aber wenn Sie auch ihr Herz besitzen, so hilft das nicht viel, denn sie wird sich aus Freundschaft gegen den jungen Aberney bestimmen lassen, ihm ihre Hand zu geben. Sie erfüllt damit den liebsten Wunsch, nicht nur ihrer Mutter, sondern auch ihres liebsten Freundes, Professors Aberney. Ja, ich gestehe aufrichtig, ich selbst finde diese Verbindung so natürlich und sehe darin eine so sichere Gewährschaft für das Glück des Mädchens, daß ich nicht länger den Briefträger machen oder Schuld sein will, wenn ihr Interesse von dem jungen Aberney abgelenkt wird."

„Sie wollen nicht?" Alles Blut war Lothar nach dem Kopf geströmt.

„Nein! Als ich heute bei meiner Ankunft die beiden jungen Leutchen im Garten sitzen sah, sie den Kopf an seine Schulter gelehnt, er die Arme um ihren Leib geschlungen, da schien es mir, sie seien für einander geschaffen, und ich dachte: An seiner Seite wird sie bald das Interesse vergessen, das sie jetzt für den Baron hat. Als der Professor sie dann zärtlich küßte, da kam es mir vor, als seien diese drei Wesen durchaus geschaffen, um ein langes und glückliches Leben zusammen zu führen."

Lothars Eifersucht brannte in hellen Flammen.

„So, Sie finden das? Aber ich finde, daß Schuldfrieb ein viel zu außerordentliches Mädchen ist, um dem Sohne eines politischen Ränkeschmieds wie Aberney in die Arme geworfen zu werden. Vom Vater kann man glauben, daß die russische Regierung jeden Augenblick ihre strafende Hand über ihn erhoben hält."

„Dann muß man die Leute wissen lassen, daß die Aufmerksamkeit bereits auf den Professor gerichtet ist. Er kann ja nach Schweden ziehen und dort in ungestörter Ruhe das Glück seines Sohnes genießen. Es hat in den letzten Tagen Augenblicke gegeben, wo ich mich versucht fühlte, Aberney zu warnen."

„Ha, das fehlte noch, daß Sie mich verriethen! Und doch wissen gerade Sie recht gut, wie unentbehrlich das Mädchen für meinen Seelenfrieden ist. Sie kennen meine Gemüthsart, meinen ganzen Charakter, und Sie haben vom ersten Augenblick eingesehen, daß ich dieses Mädchen von ganzer Seele liebte. Welche höllische Treulosigkeit wäre es mich gewesen, den jungen Aberney zu begünstigen! Ha, ich glaube, wenn Sie das thäten, so würde ich Sie zermalmen."

„Wenn ich so gehandelt hätte, so wäre es Ihre eigene Schuld," antwortete der Doktor ruhig. „Sie haben einmal erklärt, daß Sie mich nicht als Ihren Freund betrachten; folglich können Sie auf meine Freundschaft keinen Anspruch machen."

„Sie waren gleichwohl mein Vertrauter, derjenige der meinen Gefühlen Nahrung gab und Vorschub leistete," antwortete Lothar heftig.

„Das Erste gebe ich zu, aber das Letzte ganz und gar nicht. Ich habe beinahe nie aus eigenem Antrieb von dem jungen Mädchen gesprochen; ich habe Ihnen nie eine Hoffnung in Bezug auf sie zugeflüstert. Im Gegentheil habe ich Sie vor dem Einfluß der beiden Abernehs gewarnt; aber da machte man mir Vorwürfe, ich wolle den Teufel in Ihrem Blut wecken. Nun wohl, Herr Baron, die Folge davon ist, daß ich mich nicht verpflichtet glaube, Ihren Interessen zu dienen, da Sie Alles, was ich dabei vornehme, als Schurkenstreiche betrachten. Aber möge jetzt diejenige Person die Ihnen Mißtrauen gegen mich eingepflanzt hat, Ihnen einen eben so guten Rath geben, wie ich ihn hätte geben können!"

(Fortsetzung folgt.)

Gegenwärtiger Stand der Baumwollenmärkte.

(Schluß.)

Der Verfall der Baumwollengewerbe hat nämlich sogleich einen Aufschwung der Wollen-, Leinen- und Jutegewerbe nach sich gezogen. Die Unterstützungen in Lancashire werden geringer, die Noth der Arbeiter ist, wenn auch nicht überstanden, doch jedenfalls in starker Abnahme begriffen, denn ein großer Theil der Baumwollenarbeiter ist zu anderen Gewerben übergegangen, da in England, wie bei uns allenthalben, die Nachfrage nach Arbeitern sehr stark ist. So wie diese

Arbeiter aber die Garnmühlen verlassen, sind sie schwer oder nur mit großen Opfern wieder zu gewinnen, ja sie werden zum Theil ganz unfähig dazu. Die Feinspinner nämlich, wenn sie zu einer anderen gröberen Arbeit übergehen, verlieren den feinen Tastsinn an den Fingerspitzen, den sie durch langjährige Uebung sich erworben haben. Dieß ist der Grund, weßhalb sehr viele Garnmühlen fortarbeiten, selbst ohne Gewinn, ja mit Aussicht vielleicht auf Verluste. Wer diese Umstände kennt und ihre Wichtigkeit zu schätzen versteht, Der wird es auch nicht mehr übertrieben finden, wenn Cobden kürzlich mit Berufung auf den Ausspruch eines sehr erfahrenen Garnmühlenbesitzers behauptet hat, daß, selbst wenn der Frieden in den Ver.-Staaten im Laufe dieses Sommers noch hergestellt werden sollte, doch mindestens 5 Jahre verstreichen müßten, ehe die britischen Baumwollengewerbe die Höhe wieder erreichen könnten, die sie am Schlusse des Jahres 1861 inne hatten. Dem Obigen, das wir dem „Auslande" entnommen haben, fügen wir noch einige Notizen über die ostindische Baumwolle (Surate) bei, die wir einem Aufsatze der deutschen Jahrbücher über die Baumwolle und ihre Surrogate verdanken. Seit der Stockung der amerikanischen Baumwollezufuhr hat sich bekanntlich die Aufmerksamkeit Europa's dem ostindischen Erzeugniß in erhöhtem Maße zugewendet. Dieses Erzeugniß beträgt jährlich das Doppelte gegenüber dem amerikanischen, und wenn bis jetzt hievon nur ein verhältnißmäßig geringer Theil nach Europa kam, so ist vor Allem der Umstand in's Auge zu fassen, daß Ostindien ein Land von 170 Mill. Einwohnern ist, die fast ausschließlich in Baumwollstoffe sich kleiden, so daß dort das Bedürfniß an Baumwolle per Kopf sich jährlich auf 20 Pfund berechnet (gegenüber von 5 Pfund in Deutschland). Ein sehr großer Theil des ostindischen Erzeugnisses bleibt also des einheimischen Verbrauchs halber im Lande, wo es durch Handweberei verarbeitet wird, eine Fabrikationsarbeit, die, trotzdem das durch den ungeheuren Seeweg vertheuerte europäische Maschinenfabrikat besser und billiger zu stehen kommt, eine vieltausendfache Erwerbsquelle in Ostindien ist. Was nun die europäische Fabrikation dem ostindischen Rohstoff bisher hauptsächlich abgeneigt machte, sind theils natürliche Eigenschaften desselben, theils kaum ausrottbare Mißbräuche in seiner Behandlung. Die ostindische Baumwolle ist kurzfaseriger als die amerikanische, in vielen Sorten nicht so weiß, nicht gleich elastisch und deßhalb nicht so haltbar, dabei häufig schlecht ausgelesen, Reifes und Unreifes vermischt, schlecht verpackt und dennoch hoch im Preis. So lange die Herrschaft der ostindischen Kompagnie währte, war diese an den genannten Uebelständen vielfach schuld. Um in kleinlichem Krämergeiste den Ertrag des Landes nur für den Augenblick möglichst auszunützen, versäumte sie es, größere Summen auf Landeskultur zu verwenden, ließ alte Wasserleitungen verkommen, that nichts für Anlegung von Straßen, geschweige denn von Eisenbahnen. So ward das Erzeugniß durch den Mangel bequemer Transportgelegenheiten schon bis zum nächsten Seehafen sehr vertheuert; der indische Bauer, der jede Strecke Landes von der Kompagnie um 25 bis 60 Prozent des Ertrags miethen mußte, sah nur auf Quantität, nicht auf Qualität des Erzeugnisses, dessen Preis wiederum die Kompagnie als Abnehmerin bestimmte. Die Quantität suchte er unter diesen Umständen mittelst Gewichtsvermehrung durch Kapseln, Zweige ꝛc. zu erhöhen. Ueberdieß wurde die Ernte der einzelnen kleinen Bauern nicht zu gleicher Zeit reif, und Reifes und Unreifes wurde vielfach zusammengeworfen. Seit dem Aufhören der Herrschaft der Kompagnie ist freilich Vieles besser geworden. Eisenbahnen sind angelegt, Kanäle gegraben ꝛc. Der indische Bauer erfreut sich jetzt in weit höherem Grade seines Eigenthums, und sein Interesse wird ihn bald zur Erzielung einer vermehrten und verbesserten Produktion führen. Man glaubt, daß die Summe des ostindischen Erzeugnisses bis auf das Vierfache gesteigert werden könnte. Auch läßt der bessere Preis, der jetzt bezahlt wird, eine sorgfältigere Behandlung des Rohstoffs zu. Die Verarbeitung desselben hat man aber durch die Noth gleichfalls gelernt, es wurden die Maschinen für die Reinigung ꝛc. der ostindischen Baumwolle verbessert, und man gewöhnt sich immer mehr daran, zu gröberen Sorten Suratebaumwolle zu verwenden. Und diese Gewöhnung wird sich zunächst immer mehr befestigen, da selbst nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkriegs voraussichtlich unabsehbar ist, in welcher Weise sich die Baumwollenerzeugung in Amerika künftig gestalten wird.

Die türkische Sprache.

In den Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache von Max Müller findet sich folgende Lobrede auf eine bisher wenig gefeierte Zunge:

Es ist ein wahres Vergnügen, eine türkische Grammatik zu lesen, wenn man auch gar kein Verlangen trägt, die türkische Sprache praktisch zu erlernen. Die sinnreiche Art und Weise, in der die zahlreichen grammatischen Formen zu Stande gebracht sind, die Regelmäßigkeit, welche das System der Deklination und Conjugation durchdringt, die Durchsichtigkeit und Verständlichkeit des ganzen Sprachbaues muß Jedem auffallen, der für die wunderbare Kraft des menschlichen Geistes, wie sie sich in der Sprache enfaltet, einen offenen Sinn hat. Gegeben ist solch eine kleine Zahl von Wurzeln, daß sie kaum zum Ausdruck der gewöhnlichsten Bedürfnisse der Menschen zu genügen scheint, und doch wird ein Werkzeug aus ihnen geschaffen, das

Digitized by Google

die feinsten Nüancen der Gedanken und Gefühle wiederzugeben vermag; gegeben ist ein unbestimmter Infinitiv oder ein schroffer Imperativ, und doch wird von ihm eine solche Fülle von Modis und Zeiten hergeleitet; gegeben sind unzusammenhängende Aeußerungen, und doch werden sie zu einem System gruppirt, in dem alles sich in regelmäßige Formen harmonisch fügt, so wunderbar ist jenes Werk des Menschengeistes, welches in der Sprache vor uns hintritt. Aber in den meisten Sprachen bleibt von diesem frühzeitigen Prozeß nichts mehr sichtbar. Sie stehen vor uns wie feste Korallen-inseln, und nur das Mikroskop des Sprachforschers kann die Ueberreste des organischen Lebens an ihnen entdecken, durch das sie aufgebaut wurden.

In der Grammatik der türkischen Sprachen haben wir im Gegentheil eine Sprache von ganz durchsichtigem Bau vor uns, und eine Grammatik, in deren Werkstätte wir hineinblicken können wie in einen Bienenstock von Glas, in dem die Zellen vor unseren Augen entstehen. Ein ausgezeichneter Orientalist bemerkte einmal, man könnte das Türkische für das Resultat der Berathschlagungen einer Gesellschaft ausgezeichneter Gelehrten halten; aber selbst eine solche Gesellschaft würde das nicht haben erdenken können, was der Menschengeist in den Steppen der Tartarei, sich selbst überlassen und nur geleitet von seinem ihm angeborenen Gesetz oder durch eine Macht des Instinkts, die eben so wunderbar als irgend eine andere in dem Naturreich wirkte, hervorzubringen vermochte."

Mannigfaltigkeiten.

[Jean Paul in Berlin.] Im Jahre 1792 schrieb der Dichter seine „unsichtbare Loge" und schickte das vollendete Manuskript einem literarischen Freunde, K. Ph. Moriz, nach Berlin, der dem noch unbekannten Jean Paul einen Verleger für sein Werk verschaffte. Durch Moriz wurd. er in Berlin bekannt und in kurzer Zeit der Liebling der dasigen Damenwelt. Als daher Jean Paul 1801 nach Berlin kam, erregte er in den gebildeten Kreisen einen Enthusiasmus, ähnlich wie in neuester Zeit der Klaviervirtuose Liszt. Man drängte sich in seine Nähe, man lud ihn überall ein, man beneidete sich gegenseitig um seine Gegenwart. Die Berliner Geheimrathsfrauen und Geheimrathstöchter schwärmten für den gefühlvollen Dich er, und die Letzteren um so mehr, da er noch unverheirathet war. Man trug sein Bild auf und im Herzen, selbst sein Pudel, Spitzins, wurde ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung, und unsere hochgebildeten Damen trugen in goldenen Medaillons die Haare des Hundes, da die sparsamen Locken des Dichters nicht alle Wünsche befriedigen konnten. Nie zuvor und nie nachher wurde in Berlin ein Schriftsteller bei seinem Leben mit ähnlicher Begeisterung aufgenommen, wie Jean Paul in Berlin; selbst die edle Königin Louise ließ ihn sich vorstellen und überhäufte ihn mit Auszeichnungen und Aufmerksamkeiten aller Art. Hier fand auch der Dichter eine Lebensgefährtin, und zwar auf folgende seltsame Weise. Jean Paul befand sich eines Abends in einer großen Gesellschaft seiner zahlreichen Verehrer und Verehrerinnen; er schien, ermüd.t von all den ihm zu Ehren gegebenen Festen, Soiréen und Soupers, auf einem Stuhle eingeschlummert zu sein. Es wurde ein Kriegsrath gehalten, auf welche Weise man den eingeschlafenen Dichter wecken sollte und unter Andern auch der Vorschlag gemacht, daß dieß von einer jungen schönen Dame, und zwar mit einem süßen Kusse geschehen sollte. Die anwesenden Damen zeigten zwar die größte Lust, diese galante Mission zu übernehmen, aber es fehlte ihnen der Muth dazu, bis sich endlich ein Fräulein Caroline Maier, die Tochter des Obertribunalraths Maier, kühn entschloß, den schlafenden Dichter wie Diana ihren Endymion zu wecken. Aber der Schlaf von einem Dichter that nur so, als ob er schliefe, und als das junge, liebenswürdige Mädchen sich zu ihm hernieder beugte, um ihn zu küssen, umschlang er sie mit seinen Armen und hielt sie fest für's ganze Leben.

[Vergiftet.] Im Hamburger Stadttheater trat vor einigen Wochen bei der erstmaligen Aufführung eines neuen Ballets der eigenthümliche Fall ein, daß fast sämmtliche darin beschäftigte Balletänzerinnen, welche in glänzend grüner Kleidung als Undinen zu erscheinen hatten, zum Theil schon während der Vorstellung von starkem Unwohlsein befallen wurden und später erkrankten. Es ergab sich, daß der Stoff durch eine Arsenikbeimischung in der Farbe vergiftet war. Dem Vernehmen nach sind sämmtliche Kleidungsstücke den Flammen übergeben und für die ferneren Vorstellungen andere von unschädlichen Stoffen angefertigt worden.

Die „Kreuzzeitung" erzählt: Als sich die am 17. März in Berlin eingetroffenen Veteranen zum Zuge nach dem Lustgarten sammelten, feierten unter ihnen zwei Brüder ein überraschendes, frohes Wiedersehen, die seit 50 Jahren nichts von einander gehört hatten. Jeder hatte gezlaubt, der Andere wäre schon längst heimgegangen. Ein Ritter des eisernen Kreuzes, Hauptmann a. D. v. Carlowitz aus Breslau, der zum Fest nach Berlin gekommen war, ist dort nach kurzem Krankenlager gestorben.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Guttandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 83 Dienstag, 7. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Lothars Brust hob sich unruhig. Seine ganze Seele war in Aufruhr bei dem Gedanken, daß es bloß einiger Worte von Wagner an Aberney bedurfte, damit dieser nach Schweden hinüberreiste und Schuldfried mitnahm, Lothar aber als ein Raub all dieser Furien, die jetzt in seiner Brust rasten, zurückbleiben mußte. Sie, Schuldfried, hatte ihren Kopf an Tages Schultern gelehnt, während er seinen Arm um ihren Leib geschlungen hielt. Sein Blut kochte bei diesem Gedanken, besonders wenn er überlegte, daß er selbst kaum ihre Hand zu berühren wagte. Zum Doktor sagte er:

„Vergessen Sie, wenn ich Ihnen Unrecht gethan habe, und beweisen Sie, daß Sie einiges Interesse für mich hegen, indem Sie nicht auf die Seite meines Rivals übergehen."

Der Doktor betrachtete ihn einen Augenblick, dann ergriff er die dargebotene Hand und sagte mit Nachdruck:

„Ich werde ihn nicht warnen."

„Gut!" Lothar ging an den Tisch, warf hastig einige Zeilen auf ein Papier, versiegelte dasselbe und überreichte es dem Doktor mit den Worten:

„Schicken Sie dieß mit einem reitenden Expressen ab."

Der Doktor hielt den Brief in der Hand und betrachtete die Aufschrift, dann sah er den jungen Mann an:

„Was hoffen Sie von einer Besprechung mit Tage Aberney? Daß er nach Schweden zurückreise und seiner Braut entsage? Oder glauben Sie, es werde Ihnen wirklich auf dem Wege der Ueberredung gelingen, einen Finnen von seinem Wunsche abzubringen? Dann wäre es besser, Sie schafften ihn und seinen Vater in aller Stille auf die Seite."

„Wagner, wecken Sie diesen abscheulichen Gedanken nicht wieder in meiner Seele! Ich möchte ihm weit lieber eine Kugel durch den Kopf jagen, und . . ."

„Es Schuldfried überlassen, Sie zu verabscheuen und ihn zu beweinen. Versuchen Sie es, bester Baron, Ihre Stellung und Ihre Handlungen einen Augenblick besonnen zu beurtheilen. Sie lieben das junge Mädchen, Schuldfried hegt ein lebhaftes Interesse für Sie, noch nicht stark genug, um dem mächtigen Einfluß aller Freunde die Waage zu halten. Sie wollen Allem Trotz bieten, um ihr Ihren Namen und eine weit glänzendere Gesellschaftsstellung, als ihr jetzt geboten wird, zu schenken. Nun wohl, Sie wollen das Mädchen und sich selbst zugleich glücklich machen; aber dieß wird Ihnen nie gelingen, so lange die Feinde der Familie Canig sie beherrschen. Diese verabscheuen Rußland, das russische Joch, und lieben Schweden. Was ist also einfacher, als daß Sie im Bewußtsein hievon dem Professor und seinem Sohne Pässe verschaffen, um binnen acht und vierzig Stunden Finnland zu verlassen? Haben Sie ihnen dadurch geschadet? Nein, diese Herren werden nach Sibirien geschickt, wie die armen Polen."

Die Ergebnisse dieser Berathung werden sich bald zeigen. Nach einer Stunde verließ der Doktor das Zimmer und begab sich nach seinem eigenen Flügel.

* * *

Die Nacht war weit vorangeschritten, und noch wanderte Lothar unruhig im großen Salon auf und ab. Der Brief in dessen Lesung ihn die Ankunft des Doktors unterbrochen hatte, war gänzlich vergessen. Es ging Lothar wie allen Menschen, deren Gefühle bis auf die höchste Höhe getrieben sind, daß die ganze Thätigkeit der Seele sich um einen einzigen Gegenstand konzentrirt; der diese Steigerung hervorgerufen hat.

Lothar war einige Abende in die Nähe von Ektorp geritten, hatte sich sodann an den Platz im Walde geschlichen, wo man Alles sehen konnte, was auf dem Hofe vorging, und da hatte er Tage und Schuldfried beisammen gesehen. Bemerkt man ferner, daß er sie seit dem Morgen, wo er durchs Fenster einige Worte mit ihr ausgetauscht, keinen Augenblick mehr hatte treffen können, sondern sich lediglich mit den paar Zeilen hatte begnügen müssen, die er als Antwort auf seinen langen Brief erhalten, so begreift man leicht, wie es in ihm gähren mußte, besonders da Schuldfried in ihren Briefen niemals von ihren Gefühlen oder von irgend Etwas, das auf ihre Neigung bezogen werden konnte, sprach. Der letzte Brief, den der Doktor

Digitized by Google

mitgebracht hatte, war indeß von den vorhergehenden abgewichen und hatte in Verbindung mit allem Andern oben mitgetheilte Besprechung hervorgerufen. Er lautete wie folgt:

„Sie sind betrübt. Ihre Worte haben einen Anstrich von Kummer und zuweilen von Bitterkeit. Woher kommt das? Bin ich die Ursache davon? Und gleichwohl möchte ich so gerne einen angenehmen Gegenstand bilden, bei dem Ihre Gedanken verweilten. Ach ich hätte viele Wünsche; aber es ist mir zu Muthe, wie einem Vogel, den man seines höchsten Schatzes, der Freiheit, beraubt hat. Gleichwohl sollte ich glücklich sein, sehr glücklich, denn . . . Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht Alles sagen kann; nur so viel mögen Sie wissen, daß ich jetzt die Ruhe und den Frieden meiner Mutter in meinen Händen habe. Sie hat gesagt, das Mittel sie zu erfreuen, liege in meiner Gewalt, und gleichwohl . . . bebe ich; doch dieß geschieht wohl darum, weil ich ein Kind bin, das mit Allem unbekannt und dem Alles neu ist. Nein, jetzt will ich nicht mehr schreiben und doch hätte ich Ihnen so viel zu sagen. Wer weiß, wie lange ich noch das Recht besitzen werde, Ihre Briefe zu empfangen oder zu beantworten . . . Leben Sie wohl und verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen Kummer gemacht habe oder machen werde."

Ein Tag hat vier und zwanzig Stunden. Diese hinwiederum bilden ein Nichts in dem großen Rechenbuch des Unendlichen, und gleichwohl wie manche Umwälzung in einem Menschenleben kann nicht dieses kleine Picken der Zeitenuhr in sich schließen!

Die Nacht, welche der reiche und schöne Besitzer von Kronbrüd durchwachte, hatte für Schuldfried allen andern Nächten geglichen. Sie entschlummerte mit Gedanken an den Fremden, obschon sie an Tage denken wollte. Im Schlaf wurde sie von geheimen unruhigen Gedanken erfreut oder gequält, und als sie am Morgen erwachte, hatte sie keine Ahnung davon, daß dieser Tag das Signal zu all den verheerenden Stürmen werden sollte, die ihr Leben bedrohten. Mit der gewöhnlichen wehmüthigen Sehnsucht, die sich jetzt in ihrem Herzen wieder vorfand, begrüßte sie den Aufgang der Sonne.

Frau Smith sagte nach dem Frühstück zu ihrer Tochter:

„Mein Kind, Du hast meinetwegen so lange die arme lahme Mutter Veronika und die Frau des Waldschützen vernachlässigt, daß Du mir ein Vergnügen machen würdest, wenn Du sie besuchtest."

Nach einigen Stunden wandelte Schuldfried nach der Hütte des Waldschützen. Eine stille Ahnung sagte ihr, sie könnte möglicher Weise vielleicht mit dem Fremden zusammentreffen. Ihr Vorgefühl täuschte sie nicht, denn sie war noch nicht weit gegangen, als sie zu ihrer großen Verwunderung Lothar in der Allee begegnete. Er pflegte sonst nicht so nahe bei dem Hofe zu gehen. Bei seinem Anblick eilte Schuldfried auf ihn zu und rief vergnügt:

„Wie artig Sie sind, daß Sie just heute hieher kommen!"

„Hätten Sie keinen Spaziergang gemacht, so wäre ich nicht länger vor dem Gitterthor stehen geblieben, sondern in Ihre Wohnung gegangen, um mit Ihnen sprechen zu können," antwortete Lothar. „Ach, Sie ahnen nicht, welche höllische Nächte und Tage ich hingeschleppt habe." Er fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Aber mein Gott, was quält Sie denn?" fragte Schuldfried.

„Meine Liebe zu Ihnen, Schuldfried," antwortete er.

„Sehen Sie, ich bin ja nur eine Quelle des Leidens für Sie und doch möchte ich so gerne das Gegentheil sein."

Lothar ergriff ihre Hand und führte sie an die kleine Bank, die unter einem hohen Wachholderbusch am Wege stand.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf Schloß Ashurst.

Aus der Hauptthür eines Schlosses in Cheshire traten ein junger Mann und eine junge Frau. Sie hatten sich umschlungen und sie schien ihn zurückhalten zu wollen. „Es ist ein Gewitter im Anzuge," sagte sie, „man merkt's an der schwülen Luft. Bitte, Richard, verschiebe deinen Ritt bis morgen." Der junge Mann, der gestiefelt und gespornt dastand, legte die Hand auf den Sattel seines Pferdes und schüttelte mit dem Kopfe. „Es geht nicht," sagte er, „Philipp Orme erwartet mich heute Abend in Chester. Mache die übrigens keine Sorgen, denn sonst sind deine Wangen morgen, wenn ich zurückkehre, nicht so rosig, deine Augen nicht so hell, wie heute. Und was hättest du zu fürchten, liebes Weib? Richard Courthope ist oft schon durch Regen und Sturm geritten. So lebe denn wohl und Gott behüte dich."

Sie blickte ihm nach, wie er durch den schattigen Baumgang dahinritt, bis er hinter dem Parkthor verschwand. Als sie in das Haus zurückgegangen war, sah sie sich dem Kammerdiener Marston gegenüber. Dreißig Jahre hatte er, zuerst als Laufbursche und Spielgenosse Sir Richard Courthope's, dann als Kammerdiener auf Schloß Ashurst gelebt und war jetzt den Fünfzigen nahe. Er stand still, als er Lady Courthope erblickte, zögerte einen Augenblick und sagte dann in einem ehrfurchtsvollen und doch gezwungenen Tone: „Mylady! will Sir Richard wirklich, wenn ein Wetter

im Anzuge iſt, nach Cheſter reiten? Wenn nun der Regen kommt und der Fluß anſchwillt? Damit iſt nicht zu ſpaßen."

„Er muß heute Abend in Cheſter ſein," antwortete die Lady und ging auf ihr Zimmer.

Der Kammerdiener blickte ihr nach und murmelte: „Die Frau liebt ihren Mann nicht, aber er glaubt es. Blos für ſie hat er Augen und Gedanken; alte Zeiten, alte Freunde ſind bei ihm vergeſſen. Früher würde er mir nicht verſchwiegen haben, daß er nach Cheſter ritte, aber jetzt iſt dieſe einfältige Wachspuppe ſeine einzige Vertraute. Doch ich weiß Alles, was ich brauche. Sir Richard muß heute Nacht in Cheſter ſein."

Den Nachmittag über empfand Lady Courthope eine unbeſchreibliche Angſt. Es beruhigte ſie nicht, daß das gefürchtete Wetter nicht kam, und ſo oft ſie ſich auch ſagte, daß ihr Mann ein ſicherer Reiter ſei, konnte ſie doch das Gefühl nicht unterdrücken, daß irgend eine Gefahr drohe. Jetzt brach der Abend an, der Himmel verfinſterte ſich und ſie hörte mit ſteigender Angſt, wie der Regen gegen die Fenſter klatſchte und die Bäume des Parks im Sturm rauſchten. Marſton brachte brennende Lichter und ſtellte ſie auf den Tiſch. „Der Sturm iſt da, Mylady," ſagte er. „Sir Richard wird nicht durch die Furt von Craven kommen."

„Mein Gott, was iſt zu thun?" rief ſie aus.

„Er wird umkehren," ſagte der Kammerdiener langſam und betonte jedes Wort. „Leider fährt der Weg an Abgründen hin und die Nacht iſt finſter. Ein falſcher Schritt des Pferdes — Soll ich ihm nicht mit einer Laterne entgegenreiten?"

„Ja, ja," entgegnete die Lady mit bebender Stimme. „Und doch, iſt es nicht beſſer, daß Stephan reitet?"

Marſton's Geſicht wurde finſter. „Er iſt in der Gegend fremd," ſagte er, „und ich habe hier dreißig Jahre gelebt. Er kennt nicht einmal den Weg, den ich hundertmal bei Tag und bei Nacht gemacht habe. Doch wie Sie wollen, Mylady."

„Reiten Sie ſelbſt," antwortete ſie, „verlieren Sie keinen Augenblick. Der allmächtige Gott gebe, daß Sie nicht zu ſpät kommen."

Marſton entfernte ſich ſchweigend. Als er aus der Thür ging, ſah er ſich um und ſie bemerkte in ſeinem Blicke einen ſo finſtern, lauernden und drohenden Ausdruck, daß ein Schauder ſie überlief. Sie wußte lange, daß ſie ihm unangenehm war, weil er ſie als eine Fremde betrachtete, die ihm die Liebe ſeines Herrn genommen und ihm, wenn er es an Achtung gegen ſie fehlen ließ, manchen harten Verweis und manche Drohung zugezogen hatte. Aber einen ſolchen Haß wie heute hatte ſie in ſeinen Augen noch nicht leuchten ſehen. Führte er Böſes im Schilde? Sollte ſie ihm folgen und ihn am Abreiten verhindern? Dieſe Gedanken beſchäftigten ſie jeden Augenblick, und dann lächelte ſie wieder über ihre thörichte Furcht. Dreißig Jahre hatte Marſton ihrem Manne treu gedient und konnte unmöglich falſch gegen ihn ſein. Jener Weg an Abgründen hin war zu fürchten, nicht der alte und zuverläſſige Diener. Beruhigt hörte ſie, wie ein Pferd aus dem Stalle gezogen wurde und ein Reiter eilig ſich entfernte. Sie hörte aber nicht, daß Marſton, als er im Begreifen zu ihren erleuchteten Fenſtern aufblickte, vor ſich hin ſagte: „Wenn ſie es gewagt hätte, ſo würde ſie mich zurückgehalten haben. Jetzt iſt es zu ſpät. Heute Nacht werden wir wegen des Haſſes, den Sir Richard um ihretwillen auf mich geworfen hat, furchtbar abrechnen."

Als Lady Courthope eine Stunde ſpäter ans Fenſter trat und den Vorhang aufzog, waren die dunklen Wolken verſchwunden und der Mond ſchien hell auf Wald und Thal. Die Luft war kühl, aber ſtill, und die junge Frau konnte ſich zur Ruhe begeben, ohne um ihren Mann ferner in Angſt zu ſein. Ihr Schlafzimmer lag im weſtlichen Flügel des Gebäudes, fern von der Treppe und am Ende eines langen Ganges, neben dem es mehrere leer ſtehende Räume gab. Die junge Frau hatte es gewählt, weil es das Zimmer ihrer Schwiegermutter geweſen war und ihr Mann es beſhalb liebte. Das hohe Kamin mit ſeinen alterthümlichen Verzierungen, die Tapeten mit ihren Figuren von Nymphen und Liebesgöttern, das große Himmelbett und die alten Möbeln gaben dem Gemach ein düſteres Anſehen, aber jetzt knisterte ein munteres Feuer darin, das auf den Vorhängen von gelbem Damaſt ſpielte, und Kerzen erhellten jeden Winkel.

„Iſt Alles zur Ruhe gegangen, Eſther?" fragte Lady Courthope beim Auskleiden ihr Kammermädchen.

„Alle bis auf Stephan."

„Er kann ſich auch Schlafen legen," fuhr die Lady fort. „Auf Sir Richard braucht Niemand zu warten. Er hat noch durch die Furt reiten können, und iſt längſt in Cheſter."

„Wenn auch der Fluß angeſchwollen geweſen wäre," warf Eſther ein, „ſo hätte das nichts ausgemacht. Der Herr brauchte dann nur zu der alten Steinbrücke hinter meines Vaters Hauſe zu reiten."

„Ueber die Brücke?" fragte die Lady verwundert. „Gibt es eine Brücke?"

„Bei der alten Priorei, und der Umweg iſt gar nicht groß; der Herr kennt ſie genau."

„Und Marſton ſagte nichts von ihr? Er ſprach immer blos von der Furt. Iſt er zurück, Eſther?"

„Nein, Mylady; er ſagte, wenn er den Herrn nicht träfe, ſo wolle er im goldenen Horn übernachten."

„Dazu gab ich ihm keine Erlaubniß," ſagte Lady Courthope etwas unwillig und entließ ihre Kammerjungfer. Sie zog nun einen Armſeſſel ans Feuer, lehnte ſich zurück und begann ihre braunen Haarflechten aufzulöſen. Sie dachte dabei an mancherlei, insbeſondere an ihren Mann, der, obgleich er viel älter war als ſie, ihre kleinen Schwächen und Unarten immer freundlich behandelt hatte. Dann malte ſie ſich aus, wie

Digitized by Google

sie, wenn sein Haar gebleicht und seine hohe Gestalt gekrümmt sei, seine Nachsicht vergelten wolle, und jetzt zeigten sich ihr auch fröhliche Kinder, die in dem bisher so stillen Hause sprangen und tanzten. Nun wurde ihr sonderbar zu Muthe, daß sie fern von ihm und in dem stillen Zimmer allein sei. Die unbestimmte Furcht des Nachmittags kam zurück. Das Feuer war niedergebrannt, das Zimmer wurde dunkler und es lief ihr kalt über den Körper. Ihre Haarbürste glitt von ihren Knien und fiel mit einem dumpfen Schall zu Boden. Hastig bückte sie sich, um sie wieder an sich zu nehmen, und als sie sich aufrichtete, da sah sie durch den Schleier ihrer Haare, die über ihr Gesicht gefallen waren, an dem hintersten Fenster eine knochige Hand, welche den Vorhang aus einander bog, und ein bleiches, grimmiges Gesicht erschien. Im nächsten Augenblick fiel der Vorhang wieder leise zusammen und jenes Gesicht war verschwunden. Sie hatte es aber gesehen und erkannt. Vor wenigen Stunden hatte derselbe Blick voll Haß und Rachsucht auf ihr geruht, und jetzt wußte sie, was dieser Blick bedeutet habe.

(Schluß folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Ferdinand Freiligrath, welcher sich für die von Moritz Hartmann ausgegangene Idee so lebhaft interessirt, die Werke des von Leiden so schwer heimgesuchten Dichters Julius Mosen in einer Gesammtausgabe erscheinen zu lassen, hat an letzteren ein Gedicht „aus dem Exil“ gerichtet. Als dasselbe von Befreundeten dem Dulder an sein Schmerzenslager gebracht und vorgelesen wurde, flüsterte dieser tief bewegt und erschüttert seiner trefflichen Gattin, die ihm jedes Wort ablauschen und der Außenwelt verdolmetschen muß, die Worte zu: „Einen Tropfen!“ Die Gläser wurden gefüllt, und „des Vaterlands getreuester Sohn“ brachte selbst in folgenden wenigen, aber deutlich vernehmbaren Worten, den schönsten Toast auf den Dichter im Exil:

„Ferdinand! — Für's Vaterland!“
„Freiligrath! — Hoch die That!“

Frankfurt und — Tübingen! Während das freie deutsche Hochstift Goethe's Geburtshaus nur um die Kaufsumme von 56,000 Gulden in seinen Besitz bringen konnte, ist am 27. März das Professor Walz'sche Haus in der Neckarhalde zu Tübingen, in welchem Ludwig Uhland 1787 geboren wurde (nicht Uhland's Wohnhaus an der Neckarbrücke), durch Kauf um die Summe von 6911 Gulden in den Besitz des Gerichtsbeisitzers Fuchtmann übergegangen.

Liebig hat am 28. März in der Festsitzung der Akademie der Wissenschaft zu München einen Vortrag über Bacon gehalten, der nicht verfehlen wird, großes Aufsehen zu erregen, da er Bacon's Verdienste um die Wissenschaft überhaupt und die Naturwissenschaft insbesondere auf ein höchst geringes Maß zurückführt.

Dr. Ernst Förster in München bietet die Collectaneen Jean Paul's zum Verkaufe aus. Dieselben sollen beinahe 50 starke Bände füllen.

Mannigfaltigkeiten.

[Stoff zu einem Drama.] Vor sechs Jahren entfloh die Tochter eines Kaufmanns in Bayern mit einem Schauspieler in die weite Welt und ging zuletzt mit ihrem Entführer nach Amerika. Der Vater wandte Alles an, um die Verlorene wieder zu erhalten, doch vergebens. Er erhielt dagegen vor zwei Jahren aus Amerika von einem Verwandten die Nachricht, daß seine Tochter todt sei. Um den traurigen Erinnerungen zu entgehen, welche ihm die Heimath verleideten, siedelte er nach Hamburg über. Hier besuchte ihn vorige Woche ein Landsmann zur Märzfeier und durchwanderte mit ihm Hamburg und seine Umgebung. In den letzten Tagen führte der Weg die beiden Freunde nach St. Pauli und sie besuchten ein dortiges Lokal. Während sie sich ein wenig restaurirten, führte eine Gesellschaft Bänkelsängerinnen Gesangsvorträge in demselben Lokale aus. Es waren bayerische Volkslieder, deren Klänge wehmüthige Erinnerungen im Herzen des Vaters in Betreff seiner verlorenen Tochter weckten. Da erschien eine der Sängerinnen mit dem Notenhefte, um zu sammeln. Ein Blick, ein Aufschrei — der unglückliche Vater erkannte in der fremden Sängerin das eigene Kind wieder. Was sollen wir noch weiter erzählen! Es ist die alte Geschichte. Entführt, verführt und verlassen. Die Tochter hatte von einer inzwischen verstorbenen Verwandten etwas Geld geerbt, das ihr der Vater aushändigte; sie wird nun hievon und von dem Zuschuß ihres Vaters auf dem Lande in einem abgelegenen Orte leben.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 84 Mittwoch, 8. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Setzen Sie sich hier und hören Sie mich an," sagte Lothar in einem Ton, der seine tiefe Aufregung verrieth. „Ach Schuldfried, Sie fassen für mich das ganze Leben zusammen; den Himmel von Glück, wohin meine Wünsche sich einmal gewagt haben, und den Abgrund von Qualen, wohin noch nicht einmal die Phantasie sich verirren konnte. Geben Sie mir daher einen einzigen Strahl von Hoffnung, daß..... Ach verzeihen Sie, der Schmerz macht mich kühn..... daß Sie mich einmal lieben werden. Ich will geduldig den Tag abwarten und sollte er erst bei meinem Tode anbrechen. Befreien Sie mich nur von dem qualvollen Gedanken, daß Sie einen Andern lieben, daß Sie die Frau eines Andern werden sollen; denn diese Vorstellung hat mich beinahe in einen wahrhaft elenden Menschen verwandelt." Er schüttelte den Kopf mit einer Bewegung, als wollte er die Martern verjagen, die darin tobten. „Sagen Sie mir," fuhr er fort, „ob es nicht irgend ein Mittel für mich gibt, Ihr Herz zu gewinnen. Nennen Sie mir die Opfer, die Sie fordern, und ich will mich ihnen unterwerfen, wenn ich mir nur Ihre Zärtlichkeit damit erwerben kann." Er ergriff Schuldfrieds Hände. „Ich habe in meinem ganzen Leben nicht gewußt, was es heißt, Jemand zu lieben, Jemand von ganzer Seele lieb zu haben; Sie sind die Erste, die mich den Himmel und die Hölle dieser Empfindungen kennen lehrte. Ich habe weder Mutter, noch Vater, noch Geschwister gehabt; Sie sind die Einzige, an die ich mich anschloß, und ohne Sie könnte ich nicht leben." Er preßte ihre Hände fest in die seinigen.

Auf Schuldfrieds Wangen wechselten Purpurflammen und Lilienwolken. Sie lächelte ihm mild und dennoch betrübt zu und flüsterte:

„Ihre Worte sind wieder nahe daran, mich zu erschrecken, und gleichwohl klingt ein Echo von ihnen in meiner Seele wieder. Still, unterbrechen Sie mich nicht, sondern versuchen Sie, mich mit Geduld und Ruhe anzuhören. Setzen Sie sich an meine Seite," fuhr Schuldfried fort, indem sie ihre Hände aus den seinigen zog. „Sie bitten mich um einen Schimmer von Hoffnung. Was kann ich geben, das Sie nicht bereits besäßen? Sie lieben mich. Ach diese Worte erfüllten einmal mein Inneres mit Leben, dann mit Freude, und so oft ich sie in meiner Erinnerung wiederholte, schlug mein Herz stärker vor Wonne. Ich fühlte damals recht deutlich, daß Sie mir lieb waren. Vielleicht nur allzu lieb," fügte sie mit gesenkter Stimme hinzu, „und gleichwohl sind Sie mir so fremd, daß es Augenblicke gibt, wo ich meine, ich solle Sie nicht so lieben, wie ich thue. Unterbrechen Sie mich nicht. Ich habe in diesen Wochen, wo wir getreunt lebten, ernstlich an Sie und an mich gedacht. Trotz aller Zärtlichkeit, die mich umgab, empfand mein undankbares Herz gleichwohl ein wehmüthiges Verlangen nach Ihnen. Sie sind für mein Leben unentbehrlich geworden. Für Ihr Glück würde ich gerne mein eigenes opfern, aber für den Frieden meiner Mutter, für den Wunsch meines Onkels und für Tages Zukunft würde ich ohne Bedenken sowohl Sie als mich opfern. Ach das Gefühl, womit ich an Ihnen hänge, gibt mir nicht das Recht, einem Andern als mir selbst Schmerz zuzuziehen. Es ist nur das Recht, mich aufzuopfern." Schuldfried legte die Hand an ihr Herz und fügte hinzu: „Es ist, als ob da drinnen Etwas fehlen müßte, wenn ich und Sie getrennt würden, und daß ungeachtet, wird der Tag bald kommen ....."

„Schuldfried, Schuldfried," erscholl eine Stimme vom Hofthor her; die jungen Leutchen drehten sich um und Schuldfried erhob sich sogleich mit den Worten: „Meine Mutter!" Sie reichte Lothar die Hand und fügte mit einem Blick, der seine Brust mit jubelnder Freude erfüllte, hinzu: „Leben Sie wohl, bis auf morgen."

Sie sprang über den Graben und eilte zur Mutter. Als sie weglief, erhob sich Lothar, um wo möglich einen Blick von dem Weibe zu erhaschen, das Schuldfried das Leben gegeben, und über welches so wunderliche Gerüchte gingen.

An das Thor gestützt, stand wirklich Frau Smith da und erwartete das Herannahen ihrer Tochter. Das Gesicht hatte sie der Allee zugekehrt. Lothar, der sich nur einige Schritte hinweg befand, konnte sehr wohl ihre Züge unterscheiden. Der junge Mann bog die Zweige des Busches auseinander, ließ sie aber sogleich wieder fahren, indem er murmelte:

Digitized by Google

„O mein Gott! dieses unheimliche Gesicht, welche Erinnerungen ruft es nicht in meiner Seele zurück! Nein, sie kann es nicht sein . . . irgend ein höllisches Trugbild treibt seinen Spott mit mir.“ Er beugte sich wieder mit einer hastigen Bewegung unter die Zweige. Frau Smith blieb regungslos stehen, bis Schuldfried an das Thor gekommen war.

„Zwei so ähnliche Gesichter kann es nicht geben,“ stammelte Lothar und versank in Gedanken, die ihm, Anfangs sehr qualvoll zu werden schienen, aber zuletzt schüttelte er seinen schönen Kopf, um sich davon zu befreien, und ein Ausdruck strahlender Freude flog über sein Gesicht, indem er flüsterte:

„Was geht es mich an, wer ihr das Leben gegeben hat! Sie ist jetzt mein. Weder die Mächte des Himmels noch der Hölle können sie mir entreißen, seit ich weiß, daß ihr Herz mir gehört. Sollte ich wohl darum aufhören, dieses reine und edle Mädchen zu lieben, weil sie ein Kind des Verbrechens ist? Nein, wäre sie auch am Fuße eines Schaffots geboren, so ist sie doch selbst eine schuldfreie Taube. — Schuldfried! — Ach wie viel schließt nicht dieser Name in sich!“

Lothar ritt nach dem stolzen Kronbrück zurück, indem er sich zum ersten Male in seinem Leben den gaukelnden Jugendtäuschungen über zukünftiges Glück hingab. Sein Herz pochte vor Freude, als er in der Phantasie den Augenblick sah, wo er die Tochter der düstern Wittwe als seine Gattin und Beherrscherin des herrlichen Gutes heimführen würde. Mit welcher Pracht, mit welchem Glück wollte er sie umgeben, und wie wollte er sie nicht mit seiner Liebe schmücken! — Es war das erste Mal, daß der von der Natur so freigebig ausgestattete und so reich mit Glücksgütern gesegnete junge Mann sich wahrhaft glücklich fühlte; das erste Mal, daß eine Ahnung von Wonne seine Seele anflog. Lothar hatte Alles vergessen, was ihn einer unrechten Handlung beschuldigen konnte. Er hatte bloß ein einziges Bewußtsein, daß Schuldfried ihn lieb hatte. Was kümmerte er sich darum, ob es Andere gab, denen sie sich aufzuopfern für ihre Pflicht hielt; diese Andern sollten ihm bald nicht mehr im Wege stehen, und was die Mutter betraf, so dachte Lothar gar nicht an sie. Er besaß Schuldfrieds Zusicherung und in dieser Gewißheit glaubte er Alles zu besitzen.

O Jugend, Zeit der Hoffnungen, wie bitter bereuen wir dich nicht, wenn du mit deinen Schätzen von Glauben und Zuversicht entflohen bist, wenn das Herz nicht gerade dasjenige fürchten gelernt hat, was die Hoffnung am schönsten malt!

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf Schloß Ashurst.

(Schluß.)

Lady Courthope sprang weder auf noch rief sie. Ihre Pulse klopften wild, ihr ganzes Blut war in Aufruhr, aber sie blieb ruhig sitzen. Bei dem bloßen Gedanken, daß ihr Mann in Gefahr sei, hatte sie gezittert, aber nun sie selbst fürchterlich bedroht wurde, war sie muthig und standhaft. Ihre eisigen Hände spielten mit ihrem Haar, ihre Augen ruhten auf den erlöschenden Kohlen, kein äußerliches Zeichen des Tumults in ihrem Innern ließ sich wahrnehmen und doch wußte und verstand sie Alles. Marston war mit ihr im Zimmer. Sein Ritt war nur eine List gewesen, um seinen Anschlag unentdeckt ausführen zu können. Er war in der Dunkelheit zurückgeschlichen und hatte sich hier versteckt, um sie zu ermorden. Sie war jetzt in seiner Gewalt. Allein mit ihm in einem verschlossnen Zimmer, konnte sie ihm nicht entgehen. Wenn es ihr auch gelang, die Thür zu öffnen und den Gang draußen zu erreichen, so half ihr das nichts. Lange, ehe sie vor den leeren Zimmern vorbei war, lange, ehe ihr Hülfegeschrei gehört worden konnte, hatte er sie eingeholt und mit seinen Händen ihre Kehle umschlossen. Wie nun, wenn sie geraden Wegs auf jenes Fenster zuging, den Vorhang zurückschlug und ihn im Namen ihres Gatten, seines Herrn, um Gnade bat? O nein, das durfte sie nicht, jener Name von ihren Lippen mußte seinen Haß und seine Eifersucht noch mehr entflammen. Sie erhob die Augen und sah etwas Glänzendes, etwas, das ihr fast als ein Freund erschien. Ueber dem Kamin, im Bereiche ihrer Hand, hing der Degen ihres Mannes. Sie konnte ihn ergreifen, rasch zum Fenster stürzen und ihren Feind durchbohren, ehe er sich aus den Falten des Vorhanges loszuwickeln vermochte. Aber ihr weibliches Gefühl bebte selbst in dieser äußersten Noth von einer solchen That zurück. Bei jenem Blick nach oben war ihr ein anderer Gedanke gekommen — ihr Ankleidezimmer. Die Thür stand offen und war nicht zehn Schritte von ihr entfernt. Einmal dort eingeschlossen — doch ach, jene Thür hatte keinen Riegel und der Schlüssel steckte auf der Seite ihres Schlafzimmers im Schloß. Das Herz wollte ihr beinahe brechen. Schon glaubte sie verstohlene Fußtritte auf dem Fußboden zu hören und einen heißen Athem an ihrer Wange zu fühlen. Gab es denn keine Rettung für sie? Wieder fielen ihre Blicke auf die offene Thür des Ankleidezimmers.

Es gibt im Leben Augenblicke, wo jede Geisteskraft unnatürlich angespannt ist und Ideen und Pläne, die in andern Zeiten das Werk ganzer Stunden sein würden, in einem kurzen Augenblicke reifen. Solch ein Augenblick kam jetzt für die unglückliche Frau. Als sie auf die offene Thür und den Schlüssel blickte, schoß

Digitized by Google

ein Gedanke in ihr auf, der frische Hoffnung in ihr Herz brachte. Wenn sie ihn in jenes Zimmer locken konnte, locken durch einen Köder, wie man sie gegen Vögel und Wild anwendet. Sie hatte einen Köder. Die Rachsucht hatte ihn hergeführt, aber er hatte noch eine andere starke Leidenschaft, die Habgier. Oft hatte sie gesehen, wie seine Augen leuchteten, wenn seine Finger Gold berührten, oft hatte ihr Mann lachend gesagt, der einzige Fehler seines alten und treuen Dieners sei die Liebe zum Gelde. Wenn sie ihn jetzt durch seine Geldgier verleiten konnte, sich zuerst in ihr Ankleidezimmer zu wenden, so war sie noch zu retten. Sie hatte eine schwere und gefährliche Aufgabe zu erfüllen, aber sie durfte sich selbst vertrauen. Sie wußte, daß sie sich durch keine einzige Bewegung verrathen durfte, wenn ihr Schicksal nicht besiegelt sein sollte, aber ihr muthiges junges Herz machte ihr das leicht. Langsam und sorgfältig ordnete sie ihr Haar, stand von ihrem Sessel auf, warf frisches Holz auf die Kohlen und ging zu einem Tische, auf dem einige Bücher lagen. Sie öffnete mehrere derselben, blätterte darin, schloß sie wieder und sagte wie zu sich selbst: „Zum Lesen bin ich zu müde und kann doch nicht schlafen; ich wollte, die Nacht wäre vorüber.“ Dann gähnte sie, wartete einen Augenblick, als ob sie nachdenke, und murmelte: „Ich will mir meine Smaragden ansehen,“ nahm ein Bund Schlüssel vom Tisch und schritt zu einem kleinen Schrank von Ebenholz, der neben dem Kamin stand. Ihre Stimme hatte nicht gezittert, aus keinem Tone hatte sie schließen lassen, daß sie jenes grimmige Gesicht gesehen, daß ihre Worte für jene lauschenden Ohre bestimmt waren, und jetzt beherrschte sie auch ihre Bewegungen so, daß sie die Täuschung ihres Feindes fortsetzte.

Sie schloß den Schrank auf, zog aus einem Winkel ein kleines Kästchen hervor, setzte es auf den Fußboden neben sich nieder, stellte zwei andere Kästchen wieder zurecht, die sie hatte in Unordnung bringen müssen, schloß den Schrank wieder zu, ging zum Tische und steckte ein Licht an. Mit dem Kästchen in der einen Hand, mit der Kerze und den Schlüsseln in der andern schritt sie der Thür des Ankleidezimmers zu. Eben als sie diese erreichte, krachte hinter ihr ein Brett plötzlich und laut, und ihr Blut gerieth in Stocken. Hatte diese köstliche Beute ihn zu schnell gereizt und folgte er ihr? War ihr letzter Augenblick gekommen? Nein, Alles war wieder still wie das Grab. Sie ging weiter bis zu dem hintersten Ende des langen engen Zimmers, und die Thür hinter ihr stand weit offen. Sie legte das Kästchen auf einen Tisch und nahm eine solche Stellung an, daß in dem finstern Winkel, in dem ihr Feind lauerte, jede ihrer Bewegung sichtbar war. Sie schloß nun das Kästchen auf und breitete alle seine blitzenden Schätze auf dem Tische aus. Jedes einzelne Stück ihres Schmuckes nahm sie in die Hand, hielt es dicht an das Licht, bewegte es hin und her, daß die Edelsteine Feuergarben sprühten, und legte es dann in das Kästchen zurück. Fast eine halbe Stunde stand sie so da, und spielte mit ihrem Schmuck. Jetzt mußte sie in ihr Schlafzimmer zurückgehen, denn ihre Kniee begannen unter ihr zu wanken und ihre erzwungene Ruhe wurde zu schrecklich für sie. In der Thür stand sie einen Augenblick still, als ob sie sich besinne, daß sie ihre Edelsteine wieder in den Schrank schließen müsse. Hätte sie in diesem Augenblick gesehen, daß der Mann hinter dem Vorhang seine Hand krampfhaft um ein Messer schloß und seinen Körper zu einem Sprunge zusammenkrümmte, so würde ihr Muth sie verlassen haben. Aber sie sah es nicht und konnte ihr Spiel zu Ende spielen. Sie murmelte: „heute Nacht kann das Kästchen schon draußen stehen bleiben,“ löschte das Licht aus, zog die Vorhänge des Bettes zurück und legte sich nieder.

Zuerst that es ihr wohl, daß sie nach der langen Anstrengung ruhig daliegen, ihre schmerzenden Glieder ausstrecken und ihren brennenden Kopf auf das Kissen legen konnte. Minuten gingen vorüber, die Glocke auf dem Thurme schlug zwölf Uhr, und noch war außer dem Knistern der Kohlen im Kamin und dem fernen Bellen der Hunde nichts zu hören. Mit geschlossenen Augen und wie eine Schlafende tief Athem holend lag sie horchend da. Je länger es still blieb, um so fürchterlicher wurde ihre Lage. Sie glaubte Stunden im Bett gewesen sein, als sie endlich in jener Ecke ein schwaches Geräusch hörte. Er kam also hervor. Ging er zuerst zu den Juwelen, um zu stehlen, oder zu ihr um zu morden? Sie durfte die Augen nicht öffnen, nicht die kleinste Bewegung machen, und mehrmals war es ihr, als ob die verstohlenen Schritte auf ihr Bette zukämen. Doch wie, jetzt hörte sie deutlich, daß er sich entfernte und dabei einige Male still stand, um zu horchen. Sie wollte nun ihre Augen öffnen, aber die schienen versiegelt zu sein, und es bedurfte einer krampfhaften Anstrengung, ehe sie die Lider aufschlagen konnte. Jetzt sah sie ihn. So dunkel das Zimmer geworden war, verbreiteten die Kohlen doch einen Schimmer, der ihr die Thür ihres Ankleidezimmers und eine Gestalt in dieser Thür stehend zeigte. Der Köder hatte gewirkt, die Juwelen hatten ihn gelockt.

Marston wendete den Kopf und sogleich schloß sie ihre Augen, obgleich er sie hinter ihren Vorhängen nicht sehen konnte. Als sie wieder aufblickte, war in ihrem Ankleidezimmer Licht, und er stand genau da, wo sie vor einer Stunde gestanden hatte. Sie konnte jetzt seine ganze Gestalt unterscheiden, nur sein Gesicht sah sie nicht, da er ihr den Rücken zukehrte. Er beugte sich über den Tisch und steckte ihre Juwelen ein. Jetzt war die Zeit zum Handeln gekommen. In zwei Minuten war er mit dem Diebstahl fertig und dann kam er zu ihr. Geräuschlos ließ sie ihre Füße auf den Boden gleiten und schlich zu der Thür ihres Ankleidezimmers. Schon hatte sie die Hand ausgestreckt, um

Digitized by Google

die Thürklinke zu ergreifen, als sie mit dem Fuß an etwas stieß. So schwach das Geräusch war, hörte er es doch und stürzte auf sie zu. Sie erreichte die Thür zuerst, drückte sie zu und wollte sie verschließen. Jetzt warf sich aber der stärkere Mann gegen die Thür und es entstand ein Kampf auf Leben und Tod. Zoll auf Zoll drängte er die Thür zurück, als sie, alle ihre Kräfte zu einer letzten Anstrengung zusammenraffend, sie zuwarf. Der Schlüssel drehte sich im Schloß und mit einem gellenden Aufschrei stürzte sie zu Boden. Sie hatte ihr Bewußtsein nicht verloren, sie hörte, wie er mit ohnmächtiger Wuth laut fluchend gegen die starken Eichenfelder der Thür schlug, und nun drangen andere Töne zu ihr, eilende Schritte auf dem Gange und viele Stimmen vor ihrer Thür. Ihr lauter Schrei hätte alle Schläfer des Hauses erweckt, und die ganze Dienerschaft drängte sich jetzt vor ihrem Zimmer. Sie erhob sich, schwankte zur Thür, schloß sie auf und fiel mit dem Ruf: „O Richard, rette mich!“ ohnmächtig in Esthers Arme.

Als ihr Mann am nächsten Morgen an ihr Bett trat, kannte sie ihn nicht. Marston war längst zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, als endlich ihr Bewußtsein wiederkehrte. Vor jener schrecklichen Nacht war sie eine junge Frau mit braunem Haar voll Leben und Kraft gewesen, jetzt hatte sie graues Haar und war so schwach, daß sie bei jedem Ton zitterte. Als Jahre vorüber gegangen waren, da hatten sich die Rosen auf ihren Wangen wieder eingestellt, und in ihren Augen glänzt wieder das Feuer der Jugend, aber ihre Locken waren silberweiß, und wenn die fröhlichen Kinder, von denen sie geträumt hatte, sie nach dem Grunde fragten, dann brachte sie dieselben mit zärtlichen Worten und Küssen zum Schweigen, aber nie sprach sie mit ihnen von jener Nacht, nie betrat sie wieder jenen Gang, nie sah sie wieder jenes Zimmer.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

† Würzburg, 2. April. Soeben ist ein neues Doppelheft vom Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, nämlich das 2. und 3. Heft des 16. Bandes erschienen. Dasselbe enthält folgende interessante Aufsätze: 1) Das Schottenkloster zu St. Jakob in Würzburg. Von Michael Wieland, Lokalkaplan des Militär-Lazarethes und der Festung Marienberg. 2) Die ehemaligen Domherrnhöfe in Würzburg. Von Karl Heffner, Vereinssekretär. 3) Inventar des Kirchen- und Bücherschatzes des Stiftes Neumünster zu Würzburg, aus dem Jahre 1233. Mitgetheilt von Professor Dr. Wegele. 4) Weisthum über Brises oder Priesschoß im Freigerichte, und Notizen über die Geschichte dieser verschwundenen Ortschaft. Von Dr. M. B. Kittel. 5) Ungedruckte Regesten zur Geschichte Frankens aus sächsischen Archiven. Mitgetheilt von Wilhelm Rein. 6) Das Schöffenmahl im ehemaligen Ebracher Klosterhofe zu Würzburg. Von Karl Heffner, Vereinssekretär. 7) Ein unbekanntes Kloster in Oltheim vor der Rhön, Würzburger Diözese. Von Wilhelm Rein. 8) Nachtrag zum 1. und 2. Hefte des XV. Bandes. Von Michael Wieland, Lokalkaplan des Militär-Lazarethes und der Festung Marienberg. 9) Nachträge zum 1. Hefte des XV. Bandes. Von N. Reininger, Domvikar. 10) Jahresbericht des Vereines für 1862, erstattet vom Direktor Prof. Dr. Contzen. Aus letzterem ersehen wir, daß der Verein 275 ordentliche, 76 Ehrenmitglieder, im Ganzen 351 Mitglieder zählt.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Gartenlaube“ bringt aus Leipzig folgende Mittheilung über die Pflegerin Theodor Körner's: „Die treue Pflegerin lebt noch jetzt, und zwar in unserer unmittelbaren Nähe, in dem benachbarten Dorfe Großzschocher. Es ist die neunundsiebzigjährige Wittwe Häußer, die Frau jenes barmherzigen Gärtners, der den verwundeten Körner im Walde auffuchte und dort an der Eiche fand, unter deren Zweigen er sein schönes Abschiedslied dichtete. Die jetzt noch immer rüstige und muntere Frau, die dem schwergetroffenen Dichter damals die brennenden Wunden auswusch, seine Uniform vom Blute reinigte und ihn dann noch 10—12 Tage unter banger Sorge pflegte, war es auch, die Körner's Briefe, in dem Strumpfe versteckt, heimlich durch die vom Feinde besetzten Thore Leipzigs an den Kaufmann Kunze trug. Sie gerieth nach dem Tode ihres wackern Mannes oft in große Bedrängnisse, aber keine Noth konnte sie dazu bewegen, den silbernen Becher, den ihr Körner aus Dankbarkeit verehrte und den sie jetzt noch besitzt, zu veräußern. Sie weiß heute noch viel aus jener Zeit zu erzählen und erinnert sich aller Einzelheiten jener Begebenheit mit treuem Gedächtniß. Vielleicht wünschen einige der vielen Verehrer des Dichters der wackern Patriotin nachträglich noch ihre Anerkennung für ihre treue Pflege auszudrücken. Wir sind gern bereit, etwaige Zusendungen weiter zu befördern, und wir freuen uns, der braven Frau, wenn auch erst nach 50 Jahren, öffentlich den wärmsten Dank für ihre ebenso gefahrvolle wie schöne That aussprechen zu können.“

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Vaillandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 85 Donnerstag, 9. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Ein Tag mag noch so freundlich oder traurig beginnen, so nimmt er zuletzt ein Ende, und unsere Freuden oder Schmerzen verbergen sich im stillen Schooße der Nacht. So auch an dem Tage, wo Lothar die ganze Welt von Glück, die ihm entgegen lächelte, nicht in seiner Brust fassen zu können meinte.

Zu Mittag waren einige Gäste geladen und der sonst stolze und verschlossene Wirth von Kronbrück hatte vor Freude gestrahlt. Seine Unterhaltung blitzte von Geist und Witz. Doktor Wagner, der sich unter den Gästen befand, warf von Zeit zu Zeit einen eigenthümlichen Blick auf Lothars schönes, vom Glücke noch schöner gewordenes Gesicht.

„Berausche Dich immerhin mit Deinem Schatten von Seligkeit, um so schrecklicher wird Dein Erwachen sein," dachte der Pole.

Nach Tisch entfernten sich alle Gäste. Der Doktor sagte, er sei zu einem Kranken gerufen, und als die Dämmerung einbrach, befand sich Lothar allein. Er saß im großen Salon in einem Sopha zurückgelehnt, in all die Träumereien versunken, die der Einbildungskraft eines glücklichen Liebhabers so angenehm schmeicheln. Die Dienerschaft hatte wie gewöhnlich die Lichter in den Kandelabern und Kronleuchtern angezündet, ohne daß der Baron darauf achtete; er bemerkte die ganze Lichtfluth, die auf ihn herabströmte nicht, so vollkommen war er von der äußern Welt losgerissen. Gleichwohl wurde er dahin von einem Bedienten zurückgerufen, der eintrat und meldete, daß eine junge Dame ihn zu sprechen wünsche.

„Wer ist sie?" fragte Lothar ärgerlich über die Störung.

„Sie will ihren Namen nicht angeben, behauptet aber, daß sie etwas Wichtiges zu sagen habe."

„Laß sie hereinkommen!" Lothar erhob sich aus seiner liegenden Stellung und fuhr mit der Hand durch die dunklen Locken, indem er dachte: „Jung? Dann kann es nicht . . ."

Die Thüre öffnete sich und der Bediente sagte: „Wollen Sie gefälligst eintreten; der Herr Baron sitzt da und ist ganz allein."

Herein trat ein hochgewachsenes schlankes Frauenzimmer mit gesenktem Blick. Die Thüre wurde hinter ihr zugemacht und sie blieb unmittelbar vor derselben stehen. Sie und Lothar waren allein. Er richtete sich auf und wandte sich zu ihr, blieb aber stehen und blickte seinen Gast befremdet erschrocken an, indem er rief:

„Schuldfried!"

Ehe wir zur Schilderung der Scene übergehen, die jetzt erfolgte, wollen wir einen Blick zurückwerfen und sehen, was auf Ektorp geschah, als Frau Smith ihre Tochter rief.

Schuldfried hatte sogleich Lothar verlassen und war zu ihrer Mutter geeilt. Als sie durch das Gitterthor eintrat, hatte Frau Smith ihr einen Brief gereicht, der mit einem reitenden Boten von Junta gekommen war. Er lautete wie folgt:

„Madame, ein großer Verdruß, der eingetreten ist, veranlaßt mich zu der Bitte, Schuldfried sogleich nach Junta herüberzulassen. Ich wende mich an Sie, damit Sie nach Schuldfried schicken, im Fall sie ausgegangen wäre, wenn dieß ankommt. Die Augenblicke sind kostbar.

Mit aller Achtung

Sara Ehrmann."

Als Schuldfried in aller Hast diese Zeilen gelesen hatte, sagte Frau Smith:

„Ich habe anspannen lassen. Fahre fort und bete zu Gott, daß Ihn nichts betroffen haben möge."

Nach einigen Augenblicken war Schuldfried auf dem Wege nach Junta. Er kam ihr wie eine Ewigkeit vor, und sie suchte sich die Zeit und ihre Angst damit zu vertreiben, daß sie sich die Worte ins Gedächtniß zurückrief, die Aberney während der Krankheit ihrer Mutter zu ihr gesagt.

„Im Augenblick der Prüfung zeigt der Mensch am Besten, ob er Seelenstärke besitzt und ein guter Christ ist," hatte er gesagt, und sie wollte stark sein; sie wollte mit vollkommener Geistesgegenwart Allem entgegentreten, was bei der Ankunft auf Junta sie erwarten mochte.

Dort angelangt, eilte Schuldfried in den Saal, wo sie Tante Sara leise weinend in der Sophaecke traf.

Digitized by Google

Beim Anblick Schuldfrieds stürzte sie auf und warf sich ihr um den Hals, indem sie rief:

„Mein Gott, Kind, welch ein schreckliches Unglück: sie sind fort, fort!“ Sie brach in lautes Schluchzen aus. — —

„Fort! Gute, liebe Tante, sprechen Sie doch und sagen Sie, was geschehen ist,“ bat Schuldfried mit zitternder Stimme.

Was sie wünschte, war jedoch nicht so leicht auszuführen; denn erst nach vielen Ausrufungen und Fluthen von Thränen gelang es, Schuldfried zu erfahren, was alle diese Ausbrüche hervorrief. Die Sache verhielt sich so:

Während man auf Junta frühstückte, waren der Kronvogt und der Bezirksexekutor gekommen und hatten mit Professor Aberney und Tage zu sprechen verlangt. Sie waren ins Zimmer des Ersteren geführt worden. Nach kurzer Besprechung, während welcher der Exekutor alle Papiere Aberneys zu sich nahm, waren sie wieder herausgekommen, und Aberney hatte Tante Sara mitgetheilt, daß er und Tage gezwungen seien, sogleich nach Abo zu reisen. Tante Sara hatte während der Besprechung der Herren in Aberneys Zimmer eifrig am Schlüsselloch gelauscht und deutlich gehört, daß der Exekutor von Gefangenschaft in Sibirien sprach. Ja, sie konnte ihr Leben daran setzen, daß er gesagt hatte, Aberney und Tage würden dahin abgeführt werden.

Zwar hatten Aberney und Tage bei ihrer Abreise Tante Sara gebeten, kein Wort davon zu sagen, daß sie mit dem Kronvogt und dem Exekutor nach Abo gefahren seien, sondern sie solle bis auf Weiteres angeben, sie hätten eine Geschäftsreise gemacht; aber als Tante Saras beide Lieblinge fort waren, konnte sie es in der Einsamkeit nicht aushalten, sondern schickte sogleich nach Schuldfried, um gegen sie ihr Herz auszuschütten und wo möglich irgend eine Art zu ihrer Rettung ausfindig zu machen.

Tante Sara hatte sich in den Kopf gesetzt, daß sie selbst und Schuldfried nach Abo fahren sollten; letztere sollte dann zum Generalgouverneur gehen und für die Abgeführten bitten. Schuldfried war jung und schön, sie liebte Aberney und war ja beinahe Tage's Braut; dieser letztere Umstand, meinte Sara, würde den Gouverneur rühren, und wenn irgend etwas sein Mitleid wecken könnte, so wäre es eine verzweifelnde Braut. Tante Saras ganze Hoffnung beruhte auf dem Erfolg einer rührenden Bitte Schuldfrieds bei dem Gouverneur.

Schuldfried saß bleich da und hörte gedankenvoll diesen Vorschlag an. Ihr Instinkt sagte ihr, daß sie darauf keine Hoffnung gründen könne, Etwas auszurichten. Daß Etwas geschehen müsse, sah sie deutlich ein; aber was, darüber wußte ihre Unerfahrenheit keinen Rath. Inzwischen machte ihr Sara die traurigsten Beschreibungen vom Schicksal aller derjenigen, welche sich das Mißvergnügen der russischen Regierung zugezogen. Sie entwarf dem Mädchen die gräßlichsten Schreckbilder von der Knute und Sibirien, so daß ihre Haare sich sträubten und ihr Herz bebte. Während Tante Sara auf solche Art sich selbst und Schuldfried in die Angst jagte, hörte man einen Wagen in den Hof hereinrollen.

„Vielleicht kommen sie zurück!“ rief Schuldfried, indem sie aufsprang. Sie öffnete die Thüre und eilte in den Erker hinaus, blieb aber dort mit dem Ausdruck getäuschter Hoffnung in ihren Zügen stehen; denn der Ankömmling war Wagner.

Der Doktor ging ihr verbindlich entgegen und sagte, er habe sie in Ektorp besucht, weil er erfahren habe, daß Professor Aberney als politisch verdächtig nach Abo abgeführt worden sei. Da er sie nicht zu Hause getroffen, so habe er sie hier aufgesucht, um ihr als Freund den Rath zu geben, daß sie nach Kronbrück fahren, sich eine Besprechung mit dem Baron erbitten, ihm das Vorgefallene erzählen und ihn um seine Vermittlung für Aberney ersuchen solle.

„Er ist allmächtig und ein Wort von ihm genügt, um den Professor zu befreien,“ hatte der Doktor gesagt. Als Schuldfried ihrer Tante Sara's Vorschlag mittheilte, bewies er ihr, daß eine solche Appellation an den Gouverneur ganz zwecklos sein würde. Der Gouverneur als Beamter müsse seine Pflicht thun; Baron Canitz dagegen als besonderer Günstling des Kaisers könne mit der größten Leichtigkeit Aberney von allen schlimmen Folgen seiner politischen Verfehen befreien.

Als der Doktor sich entfernt hatte, war Schuldfrieds Entschluß gefaßt und sie reiste nach Kronbrück, wohin auch wir jetzt zurückkehren.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den letzten Stunden eines Papagei's.

Nach amerikanischen Blättern.

Der Untergang des unlängst beim Cap Hatteras verunglückten Panzerschiffes „Monitor“ war von einer Epis'ode begleitet, deren Schilderung den Freunden der Thierwelt von Interesse sein wird.

Unter dem Schiffsinventar befand sich nämlich ein grauer Papagei, aus dem Königreiche Dahomey gebürtig, den der Kapitän eines an der westafrikanischen Küste stationirten Unionskreuzers dem Offizierkorps des „Monitor“ kurz zuvor zum Geschenk gemacht hatte. Das Thier war ein Prachtstück seiner Art, von seltener Größe, Kraft und Behendigkeit. Zugleich besaß es eine ächte Seemannsnatur, die sich auf Kreuz- und Querfahrten unter den Wendekreisen in den wildesten Wirbelstürmen erprobt hatte und der Seekrankheit so wenig zugänglich war, wie die wetterfestete Theerjacke. So

Digitized by Google

lange jedoch Wind und Wetter ruhig, war der Papagei träg und einsilbig; er saß dann meistens im unteren Ringe seiner eleganten Miniaturkabine und schien, melancholischen Betrachtungen hingegeben, für die Außenwelt verschlossen. Nur wenn etwa nach beendigtem Diner irgend ein Offizier — sei es durch die Wirkung besonderer Dienststrapazen oder in Folge einer zu viel genossenen Flasche Sherry — Miene machte, die Augen zu schließen, schlich Papchen sich leise heran und kniff den Schläfrigen herzhaft ins Ohr, zum Aerger des Betroffenen und zur großen Heiterkeit der Uebrigen. Abgesehen von dieser schiffspolizeilichen Grille, verhielt sich, so lange die Witterung freundlich, der Vogel als theilnamloser Griesgram.

Seine Stimmung aber schlug vollständig um, wenn schlechtes Wetter eintrat. Sobald Aeolus seine Schläuche öffnete und die Wellen höher gingen, kam auch Bewegung in den Papagei; seine Lebensgeister erwachten; er wurde eben so mobil wie gesprächig und entwickelte allgemach einen Humor, der, je stärker Wind und Wogen brausten, um so mehr an Intensität gewann, ja manchmal sich bis zur tollsten Ungebundenheit verstieg. In Parenthese sei hier bemerkt, daß unser befiederter Freund, obgleich in der Wildniß aufgewachsen, außerordentliche Sprachkenntnisse besaß, denn außer seiner Muttersprache und einem königlich dahomeyschen Negerdiome war ihm auch das Englische nicht fremd und wenngleich er darin noch manchen grammatischen Schnitzer machte, so wußte er sich doch ganz geläufig auszudrücken, wenigstens geläufiger als tausende seines Gleichen. Allerdings hatte seine Stimme etwas Unmelodisches, Rauhes, allein das findet sich bei langgedienten Seeleuten so häufig. Seine bedeutende linguistische Ausbildung verdankte Papchen dem mehrjährigen Aufenthalte zu Freetown in einer englischen Missionärsfamilie, in deren Kreis der Kapitän des Kreuzers seine Bekanntschaft gemacht und den Strebsamen später mit auf See genommen hatte.

Sonderbarer Weise pflegte der Vogel seit seiner Uebersiedelung auf den „Monitor" sich der Sprache seiner Heimath nur noch im Schlafe, das heißt im Traume, zu bedienen, während er im wachen Zustande die Unterhaltung ausschließlich in englischer Mundart führte. Nur wenn sein Landsmann und jetziger Schiffsgenosse, ein ebenfalls aus den Staaten Sr. Majestät des Königs von Dahomey gebürtiger herkulischer Neger, der bei der Dampfmaschine als Heizer angestellt und der einzige Schwarze an Bord war, in Papchens Nähe kam, konnte das Thier sich nicht enthalten, ihm einige nationale Artigkeiten zuzurufen; allein der undankbare „Massa," welcher für Vaterland und Landesvater schon längst nichts mehr übrig hatte, sich vielmehr der despotischen Zustände seiner Heimath schämte und höchst ungern daran erinnert war, erwiderte die Begrüßung seines grauen Landsmannes stets mit feindseligem Grinsen und vermied sichtlich die Begegnung.

Als das Schiff in Hampton-Roads die Anker lichtete, fiel es auf, daß Papchen trotz des schönen, windstillen Wetters mit einem Male kreuzfidel wurde und jedem Vorübergehenden etwas Verbindliches zu sagen wußte, auch bald darauf beim Diner ungewöhnlich munter war, allerhand praktische Späße zum Besten gab, und sich besonders darauf verlegte, den vollen Flaschen und Gläsern die Hälse zu brechen. Dem allgemeinen Liebling nahm man ja dergleichen nicht übel: er durfte Schiffsreglements und Kriegsartikel ungestraft verletzen.

Bekannt ist, daß am andern Tage, 30. Dezember, gegen Mittag die See unruhiger ward und am Abend sich ein heftiger Sturm erhob, der sich allmälig zum Orkan gestaltete, in welchem nach Mitternacht das Schiff zu Grunde ging. Als die Noth schon groß und Jedermann auf seinem Posten war, hatte Papchen sachte den Salon verlassen, und war hinter einem stämmigen Matrosen her unbemerkt die Thurmstiege hinaufgehüpft. Oben angekommen, hatte der Wildfang im Nu auf der Leeseite des Kamins Platz genommen, da nämlich, wo die beiden Hälften des Schlotes mit starken Eisenbandagen, die einen Vorsprung bildeten, verbunden waren, etwa zwölf Fuß über dem Schiffsdecke. Hier war dem geflügelten Deserteur vollauf Gelegenheit gegeben, das von den Elementen aufgeführte Konzert und Schauspiel mit Muße zu genießen. Bald auch hatte das Thier einen in dem Vorsprunge befindlichen Ring entdeckt, und nun kannte sein Vergnügen keine Schranken mehr. Mit unendlichem Behagen und krähend vor Lust schaukelte er sich kopfunter an dem Ringe hin und her, während er zugleich alle Schleusen seiner Redseligkeit öffnete und das ganze Vocabular seines Sprachschatzes ausframte. Das laute Geplauder des Vogels mischte sich seltsam in die schrillen Klänge der Signalpfeife, beides übertönt von der Donnerstimme der entfesselten Elemente: „I don't care a bit for it! — Good by, Sir! good by! — You tipsy old fellow! — Never mind, your honour! Never mind! — Oh, Mary! How are you so kind! — I don't!" In diesen oder ähnlichen Redensarten erging sich der übermüthige Schwätzer ohne Unterlaß, wobei er die Zwischenpausen mit sarkastischem Gelächter ausfüllte. Daß sein leichter Anzug bald bis auf die Haut durchnäßt und seine Toilette völlig derangirt war, störte nicht im mindesten.

Das leck Schiff füllte sich mittlerweile immer mehr mit Wasser; nach und nach erloschen die Kesselfeuer, die Pumpen kamen außer Thätigkeit und immer bedenklicher wurde die Situation der Besatzung. So lange alle Welt an Bord angestrengt arbeitete, hatte man sich um den Vogel nicht gekümmert, und als man endlich seiner wieder ansichtig wurde, war die Gefahr schon so drohend, der nahe Untergang des Schiffes so zweifellos, daß Offiziere und Mannschaft nur auf ihre eigene Erhaltung bedacht sein mußten. Dennoch wurde,

Digitized by Google

ehe man sich in die Rettungsboote warf, der Versuch gemacht, den Possenreißer von seinem erhabenen Standpunkte herabzulocken; ergreifen konnte man ihn dort nicht, denn das Schiffsdeck wurde unablässig von den fürchterlichsten Wellen gekehrt, die Alles, was in ihren Bereich kam, mit sich fortrissen. Man mußte es also auf dem Wege der Ueberredungen versuchen. Allein die zärtlichsten Schmeichelworte, die ausgesuchtesten Liebkosungen blieben fruchtlos, und ebenso Drohungen. Der Vogel that, als sei er stocktaub; ja, er steigerte seine akrobatischen Kunststücke nur noch mehr, wie wenn er die Flüchtigen verhöhnen wollte.

Diese verloren zuletzt die Geduld und überließen dann den Gaukler seinem Schicksale. Papchen aber rief den scheidenden Boote noch ein trauliches „good by!“ nach und schüttelte sich dabei vor Lachen, gleichsam als ob er sich freue, seine Quälgeister endlich los zu sein.

Kurz darauf ward das Schiff von den Wellen verschlungen. In dem Augenblick, wo es sank, vernahm man aus den zerklüfteten Fluthen noch ein heiseres „Never mind!“ (Es thut Nichts!)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Pariser Correspondent erzählt folgende hübsche (vielleicht auch wahre) Verleger-Anekdote: Ein Verleger, dem es um Manuskript zu thun war, machte sich auf, den Autor zu finden, der ihm am meisten begabt zu sein schien. Ich werde ihm tausend Thaler anbieten, sagte er sich, indem er die Adresse suchte. Doch sich besinnend, daß der Sohn Apoll's in der „Cité“ wohne, rief er aus: das ist ein Plebejer, ich werde ihm nicht mehr als zweitausend Francs bieten. Und er verfügte sich in die Behausung des Schriftstellers. Im vierten Stock! bedeutete dem Verleger die Hausmeisterin. Im vierten! reflektirte der Verleger, so hoch verschlagen! ich gebe ihm blos fünfzehnhundert Francs. Er klopfte an eine Tapetenthür — sie ward geöffnet. Das Ameublement sah ziemlich ärmlich aus. Wie unbequem, murmelte der Verleger, mehr als tausend Francs gebe ich nicht. Er traf seinen Schriftsteller ein Stückchen Brod in ein Glas Wasser tunkend, und dabei bescheiden und voll Resignation wie ein Spartaner. Misere! dachte sich der Verleger, ich gebe blos hundert Thaler! Und zu diesem Preise erhielt er ein Meisterstück: „La dernière Fée:“ Der arme Schriftsteller aber hieß: „Honoré de Balzac.“

[Die Pluralität bewohnter Welten.] Der Professor der Astronomie Herr Camille Flammarion in Paris zeigt in seiner kleinen interessanten Schrift: „La Pluralité des Mondes habilités“ zuerst historisch wie denkende Männer aller Nationen und Zeiten jene Vermuthung gehabt und zum Theil als Glauben in sich hineingelebt haben. Der zweite Abschnitt prüft wissenschaftlich astronomisch die Möglichkeit der Bewohnbarkeit der Planeten und gelangt zu dem Resultate, daß unsere Erde keinen Vorzug habe vor den meisten derselben. Der dritte Abschnitt ist physiologisch und prüft die Bedingungen des organischen Lebens der Pflanzen, der Thiere und Menschen. Die Schrift ist demnach keine bloße Phantasie und Betrachtung, sondern auf dem Boden der Wissenschaft durch Anschauung und Erfahrung begründet.

[Selbstmord zum Vergnügen.] Aus Fehring (Steiermark) wird der „G. Z.“ berichtet: Am 16. März d. J. Abends wurde im Hause des Gemeindevorstehers zu Klapping davon gesprochen, daß das Aufhängen ein sehr angenehmes Gefühl erregen und der Erhängte eine „schöne Musik“ hören solle. Der 16jährige Knabe des Vorstehers, welcher diesem Gespräche zuhörte, schlich sich auf den Heuboden und erhängte sich mit einem zusammengewundenen Strohbändchen. Ein Knecht, der bald darauf dazu kam, schnitt ihn noch lebend ab. Ungeachtet der sogleich angewandten ärztlichen Hülfe, und obwohl er noch 15 Stunden lebte, starb er doch am 17. d. M. an Lungenlähmung.

Im Cityartikel der „Times“ wurde vor einigen Tagen einer noch unbekannten Methode erwähnt, um Kreditbriefe vor Fälschung zu bewahren, ein Mittel, welches der Eigenthümer zum Verkaufe anbot. In Bezug hierauf theilt Jemand die von den Mahajums, den eingeborenen Banquiers in Indien, befolgte Methode mit, welche unmittelbar hinter der gezogenen Summe die Hälfte derselben angeben. Lautet demgemäß eine Anweisung auf „achtzehn Lstrl., wovon die Hälfte gleich neun Lstrl. ist,“ so würde es schwierig sein, die Summe von „achtzehn“ in „achtzig“ zu verwandeln, denn es müßte auch „neun“ noch in „vierzig“ verwandelt werden, was kaum möglich wäre, ohne daß die Fälschung sofort entdeckt würde. Ein einfaches, aber völlig zweckentsprechendes Verfahren.

Die haute volée von Madrid ist in größter Aufregung. Die Herzogin von Fernan-Nunez hat mit Bewilligung der Königin zu einem Balle, den sie geben muß, auch die Primadonna der Oper, Madame de Lagrange, eine Frau von durchaus tadellosem Rufe, eingeladen. Fast die Hälfte der sonst inviterten Damen, namentlich einige vom diplomatischen Korps, haben rundweg erklärt, ihre Würde gestatte ihnen nicht, neben einer Schauspielerin bei dem Balle zu erscheinen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 86 Freitag, 10. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Beim Tone von Lothars Stimme sah Schuldfried erschrocken auf, heftete mit einem Ausdruck des Entsetzens ihre Augen auf ihn, trat dann hastig einige Schritte vor, ergriff seinen Arm und rief: „Sie sind also Constantin Canitz?“ Ihr Gesicht war todtenblaß geworden, ihre Lippen bebten und die großen dunkeln Augen starrten verzweiflungsvoll ihn an.

„Ja.“

Mit einer Regung wahren Entsetzens riß Schuldfried die Hand von seinem Arme los, verbarg ihr Gesicht in den Händen und murmelte:

„O Jesus Christus, erbarme Dich über mich!“

„Schuldfried,“ sagte Lothar betrübt, „erschreckt mein Name Sie so sehr? Was bedeutet das, wenn ich Canitz heiße? Für Sie bin und bleibe ich immer der Lothar, der Sie bis zur Abgötterei liebt.“

Schuldfried blieb unbeweglich. Lothar fügte mit innig bittender Stimme hinzu:

„Verzeihen Sie die Schwachheit, die mich veranlaßte, zu verschweigen, wer ich war. Ich wußte ja, daß die Gewißheit darüber mich verhaßt machen würde und ich wollte geliebt werden. Wenden Sie sich nicht ab, sondern sagen Sie, daß Sie mir verzeihen.“

Schuldfrieds Hände waren langsam von ihrem Gesichte herabgesunken. Lothar suchte eine von ihnen zu ergreifen; aber bei dieser Bewegung trat sie zurück, richtete das gesenkte Haupt stolz empor und heftete einen kalten würdevollen Blick auf ihn. Mit einer unnatürlich ruhigen Stimme sagte sie:

„Baron Canitz! Ich kenne Sie nicht. Das ist das Erstemal, daß wir uns treffen. Ich habe mich hier eingefunden, um Ihre Vermittlung für Aberney zu erflehen.“

Im ganzen Wesen des jungen Mädchens lag etwas, was Lothars Blut gerinnen machte. Sein Herz wurde von Angst ergriffen, wenn er ihrem kalten Blick begegnete, und er glaubte unter dem Einfluß eines qualvollen Traumes zu stehen. Er hatte sich kurz vorher noch so selig gefühlt, daß es ihm jetzt schwer wurde, diese Veränderung zu begreifen, die ihr Aeußeres andeutete. Diese Augen, die ihm am Morgen so liebevoll entgegengelächelt, waren sie wirklich dieselben, die jetzt so verächtlich blickten? Er hörte ihre Worte, aber er faßte sie nicht. Er verlangte bloß zu wissen, ob sein Name das Gefühl in ihr getödtet habe, das ihn so glücklich gemacht. Was war Alles, was sich nicht auf Schuldfrieds Liebe bezog für Lothar? Nichts.

„Alles was Sie zu mir sagen, ehe ich von Ihren Lippen einen Ausdruck der Verzeihung erhalten habe, kann ich nicht verstehen. O Schuldfried,“ rief er heftig, „sehen Sie mich nicht so an; was habe ich denn Böses gethan? Ich habe Sie wie ein höheres Wesen geliebt und verehrt. Ein einziges freundliches Wort, ein Wort, das mir sagt, daß Sie dieselbe sind, wie heute früh, und Sie können dann über mein Leben gebieten.“

„Wenn ich mit einem solchen Wort meiner Mutter Leben, meine eigene Ehre retten könnte, so vermöchte ich's doch nicht auszusprechen. Sie sind nicht mehr für mich, der Sie waren — der Mann, den ich liebte. Sie sind Baron Canitz, und zu ihm komme ich, um seine mächtige Hülfe zur Rettung des Professors Aberney und seines Sohnes anzuflehen. Sie sind auf Grund einer politischen Anklage vom Kronvogt nach Abo geführt worden. Ich bin gekommen, um den Günstling des russischen Kaisers anzuflehen, daß er meine unglücklichen Landsleute rette. Sie können es thun und auf meinen Knieen will ich Sie darum bitten.“

„Sie bitten und hoffen auf Gewährung,“ sagte Lothar düster, „und dennoch verweigern Sie ein freundliches Wort dem Manne, dessen ganzer Friede darauf beruht. Sie begehren einen Dienst, der mich Leben und Freiheit kosten kann, und zwar in dem Augenblick, wo Sie mit Verachtung mein Herz von sich stoßen. Bei Baron Canitz bitten Sie und Lothar verstoßen Sie; derselbe Name, an den Sie sich wenden, um Ihre Freunde zu retten, ist der Tod für Ihre Liebe.“

„Ja, dieser Name kann meine Freunde retten, aber ich kann den Träger desselben nicht lieben. Er gehört einer Familie, die gegen Finnlands Freiheit gefrevelt, ihr Vaterland verrathen hat, und Canitz heißt derjenige, der in seiner rohen Wildheit mich einmal schimpflich mißhandelte.“ Schuldfried fügte mit Bitterkeit hinzu: „Ich möchte vor Schmerz sterben, wenn

Digitized by Google

ich bedenke, daß ich mich noch vor einigen Stunden stolz fühlte, die Liebe eines Constantin Canitz zu besitzen. Dem vermessenen russischen Abkömmling einer erniedrigten schwedischen Familie kann Schuldfried ihr Herz nicht schenken." Sie schöpfte tief Athem und fügte mit gefalteten Händen hinzu: „Helfen Sie meinen Freunden, retten Sie diese Leute vom Unglück, geben Sie sie mir und Finnland zurück."

„Hören Sie mich, Schuldfried, ich kann Ihnen Ihre Freunde nicht zurückgeben, selbst wenn ich meine ganze Wohlfahrt dafür opfere. Wer sich gegen die russische Regierung vergangen hat, kann nicht gerettet werden."

„Sie können nicht?" fiel Schuldfried ein; „sagen Sie lieber, daß Sie nicht wollen. O mein Gott, wie konnte ich mich einen Augenblick der trügerischen Hoffnung hingeben, daß Sie, ein Canitz, ein Russe, edelmüthig sein könnten! Ich mußte eine Weigerung erwarten von einem Manne, der . . ."

„Warum verstummen Sie?" fragte er mit bebender Stimme. „Stoßen Sie zu, zermalmen Sie mich, zerfleischen Sie mein Herz, zertreten Sie es unter Ihren Füßen und kehren Sie dann heim, mit dem Bewußtsein den Frieden eines Menschen zerstört zu haben. Mädchen," fügte er heftig hinzu, „Sie verläugnen das grausame Blut nicht, das Sie geerbt haben."

„Baron Canitz," versetzte Schuldfried mit Kälte; „es handelt sich hier nicht um Sie und um mich. Das Vergangene ist vorüber. Sie sind mir ein Fremder, zu welchem ich kam, um Hülfe zu suchen. Sie können, aber wollen dieselbe nicht gewähren. Nun wohl, ich gehe; genießen Sie den Triumph, daß ich Sie vergebens um eine gute Handlung angefleht habe, die eine für Russen unmögliche Hochsinnigkeit voraussetzte. Jetzt habe ich nichts mehr hinzuzufügen." Schuldfried wandte sich gegen die Thüre.

„Verweilen Sie noch einen Augenblick und hören Sie mich an. Indem Sie so verächtlich zu mir reden, vergessen Sie, daß dieser erbärmliche Canitz Sie in seiner Gewalt besitzt, daß er, wenn er ein schlechter Mensch wäre, der Ehre und Tugend verachtete, seine Macht mißbrauchen und nur auf seine Leidenschaften hören könnte."

„Auf was hören Sie denn, wenn Sie meinen Freunden nicht helfen wollen?" sagte Schuldfried mit der unerschütterlichen Festigkeit in ihren Behauptungen, die dem finnischen Volke so eigenthümlich ist.

„Ich kann Ihnen nicht helfen."

„Sie wollen nicht. Baron Canitz, möge Gott Ihnen diese Weigerung verzeihen." Schuldfried näherte sich der Thüre, aber Lothar vertrat ihr den Weg.

„Sie gehen also ohne ein einziges freundliches Wort, ohne einen einzigen freundlichen Blick?"

„Ja." Schuldfried sah ihn stolz an. „Sie lassen mich unerhört weggehen, obschon Sie wissen, daß das Unglück und die Leiden meiner Freunde mir weit unerträglicher sind, als der Schmerz, der mich selbst getroffen hat. Sie können ihnen die Freiheit wieder schenken, aber Sie ziehen es vor, mich in meiner Qual vergehen zu lassen. Und Sie wagen es noch, von Ihrer Ergebenheit gegen mich zu sprechen. Ach das ist ein abscheulicher Hohn!"

„Wenn es ein Hohn wäre, so brauchte ich bloß den Schlüssel in diesem Schlosse umzudrehen, und Sie wären mein Eigenthum." Er legte die Hand auf das Schloß. „Ich habe gesagt, daß ich Ihre Bitte nicht erfüllen kann. Sie zweifeln, Sie verweigern mir ein einziges armseliges Wort des Trostes für all den Schmerz, den ich erleide. Sie höhnen mich, während meine Liebe so heilig und ernst war, daß ich mich nicht einmal mit einer Geberde von einem anderen Gefühl als Ehrfurcht leiten ließ. Nun wohl, wenn Schmerz oder Verdruß mich jetzt veranlassen würden, Sie in meiner Gewalt zu behalten, so wäre dieß eine entschuldbare Handlung." Er schöpfte tief nach Athem und fügte mit einem beinahe wehmüthigen Ausdrucke hinzu: „Aber wenn ich das thäte, so würde ich Sie nicht so innig lieben, wie dieß der Fall ist. Sie sind mir lieber, als mein eigenes Glück, selbst in dem Augenblick, wo Sie mich verachten." Lothar zog sich auf die Seite. „Leben Sie wohl und mögen Sie nie die Härte bereuen, die Sie jetzt gezeigt haben." Er verbeugte sich.

Schuldfried war erschüttert. Thränen flossen ihre Wangen hinab.

„Geben Sie meinen Freunden die Freiheit und ich werde Sie segnen."

„Verlangen Sie, daß ich zu Ihren Füßen sterben soll und ich will es thun. Aber begehren Sie nicht das Unmögliche."

„Ja unmöglich für einen Canitz, aber möglich für einen Mann von edlem Herzen," rief Schuldfried und schloß die Thüre auf. Lothar blieb unbeweglich stehen, bis sie sich hinter ihr wieder schloß, dann eilte er durch eine andere hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nachtigallensprache.

Bald wird uns wieder die Nachtigall, diese holde Sängerin, durch ihre süßen Töne entzücken, daher es vielleicht vielen Lesern angenehm sein wird, zu wissen, daß des Menschen Zunge im Stande ist, die verschiedenen Modulationen ihres entzückenden Gesanges durch artikulirte Sylben auszudrücken, und vermittelst der Feder dem Auge sichtbar zu machen. — Wenigstens sechzehn verschiedene Strophen oder Hauptmelodien hat der Gesang des Nachtigallmännchens während der Brüte-

Digitized by Google

zeit des Weibchens, die kleinen Variationen nicht einmal mitgerechnet. Bei dem ersten Anblicke dieser durch Buchstaben ausgedrückten Töne würde mancher Sprachforscher, wenn er nicht wüßte, daß es Bruchstücke der Nachtigallsprache wären, in Verlegenheit gerathen, zu glauben, es wären heilige Ueberreste des alten Latiums, oder Denkmäler der alten Sorbensprache.

Hier sind sie:

Tinn, tinn, tinn, tinn,
Spe tiu squa, i li quatirrha quoti
Quorror pipi,
Tio, tio, tio, tio, tix, zia zia zia quoti
Gutio gutio gutio gutio.
Zquo, zquo zquo zquo gitiqua irrha hati.
Ze ze ze ze ze ze
Quorror tiu squa pipi pui
Dlo dlo dlo dlo dlo dlo dlo dlo
Qui trrrrrrrrix. Quor quoti, quinti quoti piqui,
Didel idel idelideli di
Lü, lü lü lü ly ly ly li li li
Quio didi li li, quirro quirro quirro queti!
Quiti quorisqua pizipiti,
Gin gia gia gia gia gia gia ti
Gi gi gi io io io, io io io gi
Lü ly li te la la lo lo didil io gia,
Quior zio zio zio pi.

Dieser Gesang der Nachtigall ist offenbar der Ausdruck der Liebe und des Wohlbefindens. Dieselbe schlägt auch immer nur während der Brütezeit des Weibchens, denn sobald die Sorgen für die Jungen, ihre Fütterung ꝛc. anfängt, verstummt die Nachtigall. Am merkwürdigsten ist es übrigens, daß dieselbe lieber am stillen Abend oder des Nachts schlägt und am Tage meistens schweigt; es scheint in der That, als wenn sie als Königin der Singvögel den Vorzug ihres Talents kennte, und ihre schönen Lieder nicht durch das geschäftige Getöse des Tages und das gemischte Geschwirre und Geklirre der andern Vögel verstimmen, sondern vielmehr seinem Weibchen dieselben desto besser empfinden lassen wolle. Das Lied der Nachtigall hört man ebensoweit als eine starke Menschenstimme.

Dieser große Umfang und die Stärke der Stimme hängen vom Bau der innern Theile, die Dauer ihres Gesanges aber von ihren Trieben und Leidenschaften ab, welche die Nachtigall durch natürliche Zeichen zu erkennen geben will, und diese Sprache der Liebe versteht auch das Weibchen recht gut und hört dem Männchen immer mit größter Aufmerksamkeit zu. Wie viele Menschen haben schon versucht, mittelst verschiedener Instrumente den schönen Gesang der Nachtigall nachzuahmen; allein die melodischen liebeschmachtenden Töne dieses sonst so unansehnlichen Vogels getreu nachzuſingen ist wohl noch Niemanden gelungen, obgleich nicht zu leugnen ist, daß man es in neuester Zeit sehr weit gebracht, den Schlag der Nachtigall und vieler andern Vogelstimmen täuschend nachzuahmen.

Schade, daß dieser edle Vogel, der durch seinen Gesang des Menschen Herz so sehr entzückt, so häufig und so leicht gefangen wird. Gewöhnlich wird die Nachtigall ein Opfer ihrer Neugierde, und die meisten Gefangenen sterben dann aus Liebesgram.

Menschenraub durch Affen.

Konsul Spenser St. John erzählt in seinem Werke „Leben in den Wäldern des fernen Ostens“ Manches über den Orang Utan (nicht Utang), d. h. Waldmenschen. Der Reisende hatte eine Expedition auf und am Flusse Limbang in das Innere der Nordwestküste Borneos unternommen und berichtet wie folgt: — Einige meiner Leute, welche weit gegangen waren, hatten große Affen gesehen, wahrscheinlich Orangutans. Mik fielen allerlei Geschichten ein, welche ich über diese Thiere gehört hatte. Vielfach wird berichtet, daß Orangutan-Männchen junge Dayaknädchen geraubt und dieselben in den Wald geschleppt haben, aber von Männerraub durch Affenweibchen hört man nur selten. Doch behaupten die Muruts am Padas, daß folgende Geschichte buchstäblich wahr sei. Vor ein paar Jahren ging ein junger Mann ihres Stammes im Walde; er war mit einem Sampitan (d. h. Blasrohr aus welchem man Pfeile schießt) und einem Säbel bewaffnet. Auf seiner Wanderung gelangte er an einen Bach, der über Kiesel floß, und wollte in demselben ein Bad nehmen. Er entkleidete sich, legte seine Waffen unter einen Baum und ging dann in's Wasser. Als er das Bad verließ, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß zwischen dem Wasser und dem Baum ein großes und starkes Orangutanweibchen stand, das bald auf ihn zuschritt. Er blieb stehen und ein Zittern überfiel ihn. Da trat die Affenfrau zu ihm heran, ergriff ihn am Arme, zog ihn nach einem Baume hin und zwang ihn hinaufzuklettern. Dort oben fand er ein aus Zweigen bereitetes Nest, in welchem er Platz nehmen mußte. Monatelang mußte er an diesem Orte bleiben; die „Frau“ überwachte ihn mit großer Eifersucht, versorgte ihn aber reichlich mit Früchten und Palmenkohl. Nur selten durfte er die Erde betreten. Nach längerer Zeit ließ aber die Frau in der strengen Beaufsichtigung etwas nach, und der junge Murut hatte nun mehr Freiheit. Dann gelang es ihm, bis zu dem Baume zu kommen, unter welchem seine Waffen lagen. Die Frau bemerkte sein Entrinnen zu spät; als sie des jungen Mannes wieder habhaft zu werden suchte, schoß er einen vergifteten Pfeil aus seinem Sampitan und streckte sie zu Boden. — Man sagte mir, wenn ich eine Strecke

Digitized by Google

weit am Padassfluſſe hinaufgehen wolle, ſo könne ich in dem Dorfe, das mir mit Namen bezeichnet wurde, den Mann ſelber ſprechen; er lebe noch und würde mir gewiß erzählen, was ihm begegnet ſei. So weit Spenſer St. John. Daß ein Orangutan-Weibchen einen jungen Mann geraubt habe, iſt nicht unmöglich. Bedenken erregt uns aber, daß die Affenfrau ein bequemes Neſt in einem Baume gehabt haben ſoll. So viel wir wiſſen, machen die Orangutans ein ſolches nicht, und auch die „neſtbauenden Affen“ in der Gabonregion, welche Du Chaillu beſchrieben hat, bereiten ſich nicht eigentlich ein Neſt, ſondern nur ein gegen den Regen ſchützendes Dach.

Mannigfaltigkeiten.

Der New-Yorker Korreſpondent der Weſer-Zeitung erzählt folgendes komiſche Intermezzo aus dem Feldzug im Weſten: Für die hölzernen Kanonen, womit die Rebellen vor einem Jahre zu Manaſſas Junktion den General M'Clellan in Schach hielten, iſt jetzt volle Revanche verlangt worden: — ein altes wurmſtichiges Kohlenſloß hat die Beſatzung von Vicksburg aufs Höchſte alarmirt und die mit Herrichtung der beſchädigten „Indianola“ beſchäftigten Rebellen-Offiziere veranlaßt, dieſes Fahrzeug in die Luft zu ſprengen. „Es war, ſo wird darüber berichtet, in Erfahrung gebracht worden, daß den Rebellen bei der heftigen Beſchießung der „Queen of the Weſt“ und „Indianola“ nicht weniger als 5 Kanonen geplatzt waren. Dieß brachte den Admiral Porter auf die Idee, die Rebellen auf's Neue zu einer Kanonade zu provoziren. Er ließ daher einen im Strom treibenden verlaſſenen Kohlenbrahmen aufgreifen, von alten Brettern einen Bord darum ſchlagen, eine Anzahl leere Fleiſchfäſſer auf dem Deck ſo aneinander befeſtigen, daß ſie wie Rauchfänge ausſahen, und darin von Lehm große Herde anbringen, die zur Hervorbringung von Rauch dienten. Nachdem das Ding ſo die Geſtalt eines „Monitor“ erhalten hatte, ließ man es eines ſchönen Morgens im Dämmerlicht den Strom hinabtreiben. Kaum war es von den Rebellen geſehen, als die Batterien von Vicksburg eine infernaliſche Kanonade darauf eröffneten. Solch hölliſches Getöſe war noch nie zuvor gehört worden; die Uferhöhen von Vicksburg ſchienen feuerſpeiende Berge geworden zu ſein, und von dem fortwährenden Kanonendonner bebte die Erde. Doch der brave alle Prahmen trieb mit dem Strom unverſehrt durch den dichten Kugelregen und gelangte glücklich um die Stromkrümmung herum bis nach dem unteren Ende des Kanals. Dort ward aus den vom Feind auf dem linken Stromufer errichteten Batterien von Neuem eine Kanonade auf den hölzernen Pſeudo-Monitor eröffnet. Die Kugeln fuhren dem alten Kaſten durch und durch, aber da derſelbe ſchon ohnehin voll Waſſer war und auf dem ſeichten Grunde feſtſaß, ſo richteten ſie keinen Schaden an. So weit war die ganze Geſchichte nur ein guter Spaß, über den die Belagerungsarmee ſich halb todt lachte. Aber für die Rebellen hat ſie noch ein ſehr verdrießliches Nachſpiel gehabt. Der „Vicksburg Whig“ vom 5. März meldet, daß die Mannſchaft des gekaperten Kanonenbootes „Indianola“ aus Angſt vor dem fürchterlichen Panzerungethüm, dem „bethürmten Monſtrum“, die „Indianola“ in die Luft geſprengt habe. Der Grimm, womit die Rebellenzeitungen Dieß melden, iſt im höchſten Grade komiſch. Ein Richmonder Blatt ſchlägt vor, daß man alle an dieſer „ſchmachvollen Geſchichte“ betheiligten Rebellen mit den Buchſtaben T. M. (turreted monster) brandmarken ſolle.“

[Kampf mit einem Hirſch.] Vor einigen Tagen ging in der Gegend zwiſchen Niedernhauſen und Niederſeelbach im Naſſauiſchen der dortige Wildhüter mit zwei Hunden durch den Wald. Mit Einemmale wurden die Hunde ſtandlaut, der Hüter ſah einen Hirſch (Achtender) auf ſich zukommen. Erſtaunt über die Scheuloſigkeit deſſelben, griff der Hüter nach ſeinem Stock, der mit einer kleinen Hacke verſehen war, und hieb dem Hirſch über die Augen; dieſer, darüber erboſt, verfolgte den Hüter und ſo ſtürzten Beide in eine kleine Vertiefung. Durch den Sturz war der Hüter beſinnungslos geworden; der Hirſch trampelte nun mit den Vorderbeinen auf dem Hüter ſo lange herum, bis derſelbe wieder zu ſich kam und dem Hirſch mit ſeinem Beil einen feſten Hieb über das Genick beibrachte, worauf er Zeit fand, ſich vom Boden zu erheben und nach einer nächſtliegenden Mühle mit großem Geſchrei zu laufen, immer von dem Hirſch verfolgt. Der Beſitzer der Mühle, der dieß hörte, kam heraus, faßte den Hüter und zog ihn zu ſich; der Hirſch, auf einer etwa 20 Fuß hohen Anhöhe ſtehend, wollte den Hüter weiter verfolgen, ſtürzte aber in die Tiefe und brach das Genick.

[Ein Muskatnuß-Wald.] Die Fleiſchbrühtrinker brauchen die Muskatnuß nicht mehr zu ſchonen. Die Holländer haben auf der Ratjan-Inſel (eine der Molukken in Oſtindien) einen ausgedehnten Wald herrlicher Muskatnuß-Bäume entdeckt.

Redakteur: Hermann Oeſchläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'ſchen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 87 Samstag, 11. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Im Hofe von Kronbrück stand die anspruchslose kleine Droschke, worin Schuldfried gekommen war. Anders hatte es sich ruhig gemacht und schlief ganz gemächlich auf seinem Ohr, indem er die Zügel in seiner müden Hand hielt. Ein Bedienter rief den schlafenden Kutscher an und half Schuldfried in den Wagen. Der Abend war düster, der Himmel trübe, und durch die Luft ging ein dumpfes Seufzen, das ein nahendes Gewitter verkündete. Just als der Bediente ganz eilig den Teppich für das junge Mädchen zurechtlegte, hörte sie eine helle und wohlbekannte Stimme von der Treppe her rufen:

„Führe sogleich mein Reitpferd vor!"

Schuldfried hüllte sich in ihren Shawl. Sie zitterte, ob vor Kälte oder Schmerz wäre schwer zu bestimmen, aber gewiß ist, daß ein heftiger Frost sie schüttelte. Sie wollte Anders auffordern, schnell von diesem Ort wegzufahren, wo ihre ganze Lebensfreude zerstört worden, aber sie vermochte kein Wort über ihre Lippen zu bringen.

Anders war ganz schlaftrunken und bedurfte einer langen Weile, bis er zu sich kam und Peitsche und Zügel in Ordnung waren. Dann ging es im langsamen Hundetrab zum Gitterthor hinaus. Als es geöffnet wurde, hörte Schuldfried die Hufschläge eines Pferdes, das man auf den Hof führte. Sie drückte ihre Hand fest gegen ihr unruhig pochendes Herz. Jetzt kam ein Pferd hinter ihr her galoppirt. Als sie ein Stück weit in der Allee war, befand sich der Reiter an der Seite der Droschke.

„Seien Sie ohne Furcht," sagte eine Stimme so weich und betrübt, daß ihre Töne Schuldfried ins Herz drangen; „ich will Sie mit meiner Gegenwart nicht quälen oder verfolgen; ich will bloß darüber wachen, daß Sie heimkommen, ohne daß Ihnen etwas geschieht."

Heiße Thränen wollten über Schuldfrieds Wangen, aber diese ahnte Lothar nicht; die Dunkelheit verbarg sie und der Sturm küßte sie weg. Hätte es ihr Leben gegolten, so hätte Schuldfried nicht ein einziges Wort zu erwidern vermocht.

Lothar ritt schweigend neben dem Wägelchen her, während der Gott des Sturmes seine Schwingen entfaltete. Kein Wort wurde während der ganzen Fahrt gewechselt, und als die Droschke nach Etorp abbog, sagte Lothar:

„Leben Sie wohl!"

„Dank!" flüsterte Schuldfried mit lautloser Stimme, die vom Geheule des Windes übertäubt wurde, so daß sie die Ohren nicht erreichte, für welche sie bestimmt war. Lothar zog sein Pferd herum und sagte im wilden Karriere davon. Schuldfried hätte ihn gerne zurückgerufen, hätte ihm gern einige freundliche Worte gesagt, aber es war zu spät.

Die Nacht löste den Tag ab und Schuldfried saß allein auf ihrem Stübchen. Das leuchtende Licht warf seinen unruhigen Schein auf ihre bleichen Züge, in denen so viel tiefer und bitterer Schmerz zu lesen stand. Alle die ihr theuer gewesen und deren Anblick sie erfreut hatte, waren jetzt fort. Schuldfried fühlte sich so niedergedrückt, so durchaus unglücklich, daß sie viel dafür gegeben hätte, um eine einzige theilnehmende Brust zu besitzen, an die sie sich hätte anlehnen können oder eine freundliche Stimme, die ihr einige Worte des Trostes zugeflüstert hätte. Es war, als hätte eine Windsbraut alle ihre Freude zerstört oder zertrümmert, um nichts als Angst, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit zu hinterlassen. Ihre liebsten Freunde waren von einem schauerlichen Schicksal bedroht, ohne daß sie Etwas für sie zu thun vermochte. Sie hätte sie mit ihrem Leben so gerne von allem Schmerz freikaufen mögen! Und dann dieser Mann, der ihr so unaussprechlich theuer, so unentbehrlich geworden war — er hatte sie betrogen, er hatte sich in ihre Liebe und ihr Vertrauen eingeschlichen; er war derselbe Canis der, sie und Tage mißhandelt, derselbe Mann, den sie von Kindheit an verabscheut, den sie als den Sohn eines Abtrünnigen verachten gelernt hatte. Alles das war eine bleischwere Last für die ungekräftete Seelenstärke, besonders da sie trotz alle dem zu ihrer tiefen Beschämung ihr Gefühl nicht von ihm loszureißen vermochte. Schuldfried meinte vor Schande zu vergehen, weil sie so schwach war, denjenigen zu lieben, den sie verachten sollte. Auch stieg jetzt der nagende Gedanke in ihr auf, daß sein vielleicht oft ausgesprochener Neid gegen Aberney und Tage es

Digitized by Google

sei, was ihn veranlasse, ihnen nicht helfen zu wollen. Also war sie selbst die Ursache seiner Weigerung, und bei diesen Folgerungen wurde sie von den bittersten Selbstanklagen überfallen.

Schuldfried gehörte im Allgemeinen nicht zu denjenigen, die für alle Widerwärtigkeiten Thränen oder auch nur eine Klage bei der Hand haben, aber die Qualen, die jetzt auf sie einstürmten, schienen ihr wirkliche Höllenschmerzen zu sein, die vielleicht eine Linderung finden würden, wenn sie weinen könnte.

Endlich gegen Morgen erbarmte sich der Gott des Schlafes über das unglückliche Kind und schloß sie in seine Arme, so daß sie in einen kurzen und unruhigen Schlummer verfiel. Als sie daraus erwachte, war der Tag schon sehr weit vorangeschritten. Sie fand auf dem Tisch neben dem Bette einen etwas dicken Brief. Die Aufschrift war von Aberney's Hand. Hastig erbrach sie das Siegel. Der Umschlag enthielt zwei versiegelte und einen unversiegelten Brief. Sie entfaltete sogleich den letztern, wurde aber schneeweiß, als ihr Blick auf die nur allzu bekannte Handschrift fiel, diese schönen und feinen Buchstaben, deren Anblick ihr sonst so viel Freude gemacht hatte, jetzt aber ihre Brust nur mit Bitterkeit erfüllte. Sie las:

„Sie sagten mir gestern, daß Sie zu Baron Canitz in der Hoffnung gekommen seien, Ihre Freunde durch ihn aus einer drohenden Gefahr zu erretten.

„Sie, ein junges und schönes Mädchen, begaben sich zu diesem Manne, dem einzigen Wesen, das Sie auf Erden verabscheuen. Um Sie dazu zu vermögen, war eine mächtige Ergebenheit erforderlich, und eine solche hegen Sie für diese beiden Männer. Sie vergaßen die Furcht vor einem Canitz und traten über seine Schwelle, obschon Sie ihn jeder schlechten Handlung fähig glaubten.

„Was hofften Sie denn bei einem solchen Menschen auswirken zu können? Hofften Sie ihn durch Ihre Bitten zu erweichen? Dann setzten Sie voraus, daß in seiner Brust ein Herz schlage, das für Mitleid offen sei. Wer Mitleid empfinden, wer von einer Bitte gerührt werden kann, ist kein Verdorbener, und gleichwohl denken Sie das von Constantin Canitz.

„Sie kamen in der Ueberzeugung, daß er Ihnen fremd, daß er der Mann sei, mit dem Sie einmal in Ihrer Kindheit und in seinen Jünglingsjahren auf so unglückselige Weise zusammengetroffen; Sie kamen ohne einen Gedanken an die Gefahr, der Sie sich aussetzten, indem Sie alleiu und schutzlos die Wohnung eines Mannes betraten und auf seiner Schwelle die Forderungen der Konvenienz bei Seite setzten, überdieß noch riskirten, verkannt, verachtet zu werden. Sie vergaßen Alles außer der Gefahr die Ihre Theuern betraf.

„Wie sehr müßte ich nicht dieselben wegen der Zärtlichkeit verabscheuen, deren sie genießen, und seien Sie überzeugt, ich thue es auch. Doch davon wollte ich jetzt nicht sprechen, sondern von dem verachteten Russen Canitz, der, wie Sie gestern sagten, weder Mitleid noch Edelmuth besitzt, von diesem Manne, der Sie, gleichviel wie innig, liebt; ich glaube er hat es Ihnen gesagt.

„Sie waren in seiner Gewalt. Sie beschimpften, reizten, verletzten ihn mit Ihren Worten; Sie thaten Alles um seine bessern Gefühle in einen brüllenden Orkan von wilden rachsüchtigen Leidenschaften zu verwandeln. Er besaß die Macht, seinen schlimmeren Eingebungen zu folgen, und obschon Sie sich erlaubten, ganz unbesonnen die heiligsten Gefühle seines Herzens und seine Ehre mit Füßen zu treten, so vergaß doch der Russe die Achtung nicht, die er Ihnen, oder sich selbst schuldete; obschon sein Blut von wilder Eifersucht, gekränktem Stolz und verachteter Liebe kochte, so ließ er Sie doch abziehen, ohne Sie nur mit einem einzigen Wort für die Hölle büßen zu lassen, die Sie in seinem Innern hervorriefen.

„Schuldfried, während der entsetzlichen Augenblicke unserer letzten Besprechung fühlte ich, daß meine Seele edler war, als die Ihrige. Ich verehrte und liebte Sie, und Sie, Sie behandelten mich mit höllischer Grausamkeit. Ich habe mich nie so stolz auf mich selbst gefühlt, als in dem Augenblick, wo ich nach alle dem Sie gehen ließ. Ich hatte mein schlechteres Ich besiegt. Merken Sie, unverständiges Kind, daß ich bloß ein einziges Wort, ein Wort das mehrmals auf meinen Lippen schwebte, zu sagen gehabt hätte, um Sie zu demüthigen und zu zermalmen; und dennoch sprach ich dieses Wort, dieses entsetzliche Geheimniß nicht aus. Beten Sie zu Gott, daß ich immer die Kraft besitzen möge, es zurückzuhalten, und seien Sie auf Ihrer Hut, daß Sie nicht noch einmal die Saiten meiner Seele so hoch spannen, wie Sie gestern thaten. Einmal kann man es verhindern, daß sie springen — zweimal nicht. —

„Nachdem Sie mein Inneres zerstört, den kurzen reinen Glückstraum, worein ich mich gewiegt, zerrissen hatten, entfernten Sie sich ohne ein Wort des Erbarmens, der Theilnahme, obschon ich Sie flehentlich darum bat. Sie verließen mich und fürchteten nicht, daß ich mich an diesen Männern rächen könnte, für welche Sie zu bitten gekommen waren. Sie hofften wirklich, daß ich diese Feinde meines Glückes und Friedens, die Urheber der Höllenqualen, in welche ich gestürzt worden, schonen und keine Rache an ihnen nehmen würde. Sie wagten sehr viel, indem Sie einen Canitz reizten, denn derselbe Mann auf dessen allmächtigen Einfluß Sie für die Befreiung Ihrer Freunde rechneten, mußte Ihnen Angst einjagen, wenn Sie ihn beleidigten. Er konnte ja mit seinem Wort das Unglück derselben noch vergrößern. Gestehen Sie, daß Sie ihm eine Großsinnigkeit zutrauen mußten, die nicht Jedermann gegeben ist.

„In diesem Augenblick habe ich eine Korrespondenz vor mir liegen, die, wenn sie in andere Hände käme, den Professor Abberney sein Leben kosten würde. Ich brauche sie bloß an den Generalgouverneur zu schicken; aber statt dessen schicke ich sie Ihnen und zwar, obschon ich diese Abberneys aus dem Grunde meines Herzens hasse.

„Noch mehr, ich bin die ganze Nacht gereist, um diese Leute selbst zu besuchen und ihnen beifolgende Briefe von Freunden zu verschaffen, die Ihnen so theuer sind. Meinen geringen Einfluß habe ich so angewandt, daß das Unglück, das sie getroffen hat, sich auf den Befehl beschränkt, binnen acht und vierzig Stunden Finnland zu verlassen. Sie reisen nach Schweden.

„Sie baten mich um ihr Leben und ihre Freiheit. Ich antwortete, daß ich diesen Leuten nicht helfen könne . . . ach dieser elende Russe wollte sich lieber von Ihnen mit Vorwürfen überhäufen lassen, als Ihnen eine Hoffnung geben, die er nicht mit Sicherheit verwirklichen konnte.

„Jetzt sind, gleichviel um welchen Preis, Leben, Freiheit und Vermögen Ihrer Freunde unangetastet geblieben. Dieselben leben und sind frei — sind Sie zufrieden?

„Diese meine Handlungsweise dürfte einigermaßen den Bubenstreich versöhnt haben, welcher begangen wurde von dem Knaben

Lothar Constantin Canitz."

(Fortsetzung folgt.)

Was eine Pariserin ihrem Manne kostet.

(Aus das „neue Babel" von Pelletan.)

Wollt ihr wissen, was eine Frau in der höheren Gesellschaft ihrem Manne kostet? Ich will euch einmal in das Innere eines Haushalts führen. Er ist Marquis, Besitzer eines alten, verhypothekirten Schlosses, ehemaliger Husarenrittmeister, Lebemann, angenehmer Gesellschafter, guter Reiter, guter Jäger und stets gerade und offen. Sie ist die Tochter eines Müllers, aber eines Müllers, welcher Schäffel Goldes, vier Millionen heißt es, aufgespeichert hat. Sie ist im Kloster du Sacré-Coeur erzogen worden, mit den kleinen Gräfinnen und Baronessen aus dem Faubourg St. Germain. Da lernte sie Tanzen, Klavier spielen, Knixe machen und die Augen niederschlagen. Ihr Vater schwärmt für eine so musterhafte Tochter; er hat ihre Mitgift nach seinem Enthusiasmus berechnet. Sie erhielt von ihm bei der Hochzeit 50,000 Livres Rente, halb in Gas, halb in Omnibuslinien. In väterlicher Sorgfalt für ihre anständige Bekleidung hatte er übrigens ausbedungen, daß die junge Frau jährlich von dieser Summe 20,000 Francs für die kleinen Bedürfnisse der Eleganz, welche man „Nadeln" nennt, zu ihrer Verfügung haben solle.

Der Marquis erfüllte diese Aufträge buchstäblich. Nach den ersten drei Monaten zahlte er das fällige Nadelquartal pünktlich aus. Die Marquise verausgabte es ebenso gewissenhaft, mit jenem Feuereifer einer emanzipirten Pensionärin, welcher eine Banknote in der Hand brennt, bis sie dieselben für eine Thorheit losgeworden ist.

Morgens beim Frühstück erscheint sie in weißer Kaschmirrobe mit gestickten blauen Blumen, mit Atlas gefüttert, vorn etwas offen, um einen mit Bändern aufgebauschten Valencienne-Rock zu zeigen, — eine Kleinigkeit von 2000 Francs nach dem Tarif Sachverständiger.

„Wie findest Du diesen Morgenrock?" fragte sie ihren Mann.

Der Marquis wirft einen Blick auf sie und sagt „wundervoll." Denn er hat Hunger und ist gerade bei einem Angriffe auf eine Pastetenkruste.

„Ich habe ihn für Dich angezogen," fährt die junge Frau fort, und sie begleitet diese „Dich" mit einem jener langen Blicke, welche die Ewigkeit zu verkünden scheinen.

Meine Frau liebt mich ganz entschieden, denkt er. Um ein Uhr erscheint die Marquise mit einem Dekorationswechsel am Horizont, in Toilette de bois, d. h. für das bois de Boulogne. Robe von grauem Sammet, Mantel deßgleichen, beide mit Zobelschwänzen verbrämt, das Ganze auf mindestens 4000 Francs geschätzt. Sie hält ihrem Gatten die Stirn hin, legt ihre Hände auf seine Schultern, schaut ihn mit Erstaunen an und sagt im Tone zärtlichen Vorwurfs: „Aber Du hast mir noch nicht Dein Kompliment gemacht."

„Kompliment? weßhalb?"

Sie tritt rasch einen Schritt zurück und nimmt mit beiden Händen, wie eine Tänzerin, ihre Robe auf: „Hierzu, Du Undankbarer! es ist für Dich berechnet. Nun, wie findest Du diese Verwandlung?"

„Entzückend!" antwortet der Gatte, und im Geiste setzt er hinzu: „Sie wird jede Minute zärtlicher."

Die Stunde des Mittagessens schlägt, und die gnädige Frau hat zu drittenmale gemausert. Sie trägt jetzt eine Robe, die unten mit Sträußen von Kornblumen, wildem Mohn und Aehren nebst blauen Schleifen eingefaßt ist, und deren Rauschen man im Nebenzimmer hört. Diese letztere Grille hat übrigens nur ein Bankbillet gekostet. Dießmal zeigt der Gatte sich dankbar und ruft, ohne eine Aufforderung zu neuen Komplimenten abzuwarten: „Himmlisch!"

„Was sagst Du?" antwortete sie schmollend. „Das Kleid ist ganz verpfuscht, scheußlich im Schnitt, scheuß-

Digitized by Google

lich in der Farbe. Dieß Blau und Roth erinnert an ein Feuerwerk. Am Schaufenster sah es leidlich aus, aber angezogen macht es mich ein Jahr älter. Ich schäme mich es Dir zu zeigen."

— „Der gute Wille genügt."

„Durchaus nicht, mein Freund; die That muß dem Willen entsprechen. Ich schicke das Scheusal morgen meiner Schneiderin zurück; sie kann damit machen, was sie will."

Sie speist in übler Laune und erhebt sich beim Nachtisch, um für die Soirée des Ministers sich in Ballstaat zu werfen: weiße Tüllrobe mit einem Goldnetze darüber. Aus jeder Masche des Netzes quillt ein Blondenbusch hervor und an jedem Blondenbusch funkelt ein goldener Stern. Ein feenhafter Anzug, 4000 Francs mehr auf der Schneiderrechnung.

Es scheint, ich habe vier Frauen per Tag geheirathet, denkt der Gatte wehmüthig, als er mit der Marquise in den Wagen steigt.

Trotzdem zahlte er pünktlich den zweiten, den dritten, den vierten Termin der geheimen Fonds seiner Gemahlin. Aber siehe da, am Jahresschlusse überreicht die Schneiderin ihm eine Extrarechnung von 60,000 Francs für unvorhergesehene Toilettekosten. Der Marquis weist der Schneiderin die Thür, ruft sie jedoch nach einigem Nachdenken wieder zurück und zahlt ganz zahm, nur mit der Bemerkung, daß dieß die letzte Schuld solcher Art sei, die er berichtigen werde. Namentlich ein Posten macht ihn schaudern: auf der Rechnung figurirt ein Sonnenschirm für 3000 Francs, als ob die Sonne jemals einen Schirm von solchem Preise beschienen könnte.

Nachdem das Opfer einmal gebracht war, ersuchte der Marquis, ohne Schelten und Brummen, in aller Liebe, aber fest und bestimmt seine Gattin, sie möge künftig ihre Eleganz innerhalb der Gränzen ihres Budgets halten. Sie hörte ihn ruhig zu, sie sah ihn erstaunt an, dann, wie von einer inneren Feder plötzlich getrieben, warf sie sich an seine Brust, umarmte ihn mit all ihrer Zärtlichkeit, erdrückte ihn mit all ihrer Leidenschaft, seufzte, schluchzte, weinte und bat um Vergebung. „Nur um Dir zu gefallen, nur im Rausche meiner Liebe hab' ich diese Thorheit begangen. Ich schwör' es Dir, sie soll die letzte sein!" Und sie legte die Hand auf's Herz.

Ein verspäteter Strahl des Honigmondes glänzte hernieder auf das reuige Antlitz dieser Magdalena der Toilette: Alles ward vergeben und der Friedensvertrag auf den beiderseitigen Wangen besiegelt. Aber nach wie vor strahlte die gnädige Frau in dem vollen Zauber ihrer stündlichen Metamorphosen. Das Jahr ging zu Ende, und die Schneiderin, unbeugsam wie das Schicksal, überreichte dem Gatten eine neue Rechnung von 100,000 Frcs., in welche allerdings verschiedene kleine Vorschüsse für den Ankauf eines Schmuckkästchens und für die Beyüge eines Salonmobiliars eingetragen waren. Das letzte Viertel des Honigmondes war verschwunden von dem ehelichen Himmel. Der Marquis weigerte sich rundweg diese illegale, eigenmächtige, verstohlene Lieferung anzuerkennen. Die Schneiderin klirrte den renitenten Ehemann vor das Gericht erster Instanz. Der Richter wies sie, des guten Beispiels wegen, mit ihrer Klage ab.

Seit diesem häuslichen Staatsstreiche schmollt die gnädige Frau. Sie weint nicht, sie macht keine Szenen. Sie hällt sich einfach in trotziges Schweigen; sie trägt eine marmorne Maske. Wenn ihr Mann spricht, so stellt sie sich, als höre sie nicht zu; wenn er sie fragt, antwortete sie gleichgültig Ja oder Nein; sie mißbraucht die schreckliche Beredtsamkeit der einsilbigen Wörter. Will er mit ihr spazieren fahren, so hat sie Kopfschmerzen, will er auf's Land, so ist sie erkältet oder stirbt und bittet, daß man sie ruhig sterben lasse; wenn bei Tische der Marquis von einer Schüssel nimmt, so rührt sie augenfällig das Gericht nicht an. Dann und wann schlägt der Marquis beim Anblick dieser stummen steinernen Frau mit der Faust auf den Tisch und ruft: „So sprich doch! sage mir Injurien, nenne mich Ungeheuer, schieß ein Pistol auf mich ab, thu was Du willst, daß ich nur sehe, Du lebst, und bist kein Gespenst!" — Die Frau richtet müde ihr Haupt empor und lächelt verächtlich. Sie kennt die Macht des Widerstandes zu genau, als daß sie ihre Taktik ändern sollte. Sie fährt ruhig fort zu sterben, bleibt im Bette, empfängt im Bette ihre Besuche, und hat dabei noch den Genuß, ihren intimen Freundinnen ein gesticktes Nachthemd, ein gesticktes Nachtjäckchen, ein gesticktes Oreiller, einen gestickten Pfühl, und schließlich Bettlein mit einem Wappen, alles gestickt, vorzuführen.

Zwischendurch verläßt sie plötzlich ihr Hotel. Der Arzt hat ihr Bewegung vorgeschrieben. Eines Abends kommt sie mit gerötheten Wangen heim; sie wirft einen triumphirenden Blick in den Spiegel; sie raßt ihren Burnus ab, als wolle sie ihrem Busen Luft machen. „Endlich!" sagte sie, „ich bin gerächt!"

Was will sie damit sagen? — Man hat es nie genau erfahren, nur sprach man zu der Zeit von einer Degenwunde, die der Marquis im Gehölze von Meudon erhalten habe. Von dem Tage an hat er sein landwirthschaftliches Leben auf dem hypothekenbelasteten Schlosse wieder angefangen. Ich las neulich in der Zeitung, er habe auf der Thierschau den Durham-Preis gewonnen.

Redakteur: Hermann Ostschläger. — Druck und Verlag der J. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 88 Sonntag, 12. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Schuldfried saß nach vollendeter Lektüre ganz wie versteinert da. Dieser so ruhige, so ernste, so würdevolle Brief war gleichwohl mit einem ihr widerlichen Namen unterzeichnet. All diesen Edelmuth hatte Constantin Canitz bewiesen, er den sie immer als einen Typus von Schlechtigkeit betrachtet hatte, und endlich waren dieser Canitz und Lothar eine und dieselbe Person. Schuldfried gestand, daß er sich großsinnig gezeigt hatte. Bei der Erinnerung an all die gedankenlosen Worte, die sie am Abend vorher ausgesprochen, erkannte sie den ganzen Adel seines Benehmens, indem er ihr jetzt die Abernetz'schen Briefe zuschickte. Obschon Schuldfried mit den einfachsten Verhältnissen des Lebens unbekannt war, sagte ihr doch ihre Vernunft, als sie in einige davon hineinblickte, daß ihr Inhalt für Abernetz höchst unglückschwanger gewesen wäre. Mit einem Gefühl, das sie sich nicht zu erklären vermochte, drückte sie Lothars Schreiben an ihr Herz und flüsterte:

„Bis an den Tod wird er mir theuer sein."

Das Getöne von Schritten auf der Treppe veranlaßte sie, den Brief zu verstecken. Frau Smith trat ein. Sie kam sonst höchst selten auf Schuldfrieds Zimmer, bloß wenn die Tochter unpäßlich war. Frau Smith sah unruhig aus.

„Du hast ja einen Brief von Abernetz erhalten? Was schreibt er?"

Schuldfried erröthete. Sie hatte ihn noch nicht erbrochen.

„Ich habe Onkel Abernetz's Brief noch nicht lesen können," antwortete sie und überreichte ihn der Mutter.

„Nein, lies Du selbst, mein Kind."

Er war nicht sonderlich lang und enthielt bloß einige aufmunternde Worte. Schuldfried möge guten Muthes sein, sie befänden sich beide wohl. Sobald er in Schweden angelangt sei, würde er an ihre Mutter schreiben und ihr den Vorschlag machen, hinüberzuziehen. Der Brief schloß mit einigen warmen Versicherungen väterlicher Ergebenheit. Als er zu Ende gelesen war, sagte Frau Smith düster:

„Ich nach Schweden hinüberziehen? Niemals!"

Sie verließ das Zimmer und Schuldfried konnte den Brief von Tage allein lesen. Er war geschrieben im Tone eines Jünglings, der von seiner Herzliebsten losgerissen ist. Tage war unglücklich und unruhig. Er gab und verlangte zu gleicher Zeit Versprechungen von Liebe und ewiger Treue, während er bezweifelte, ob Schuldfried ihm ergeben sein könnte, und doch zugleich um ihre Zärtlichkeit flehte, als das einzige Mittel, um die Trennungsqualen aushalten zu können. Er pochte und bat, er klagte und tröstete: Alles auf einlichen Zeilen. Der ganze Brief zeugte von einem aufgeregten Gemüthszustand und einer bangen Besorgniß, das Herz zu verlieren, das er zu besitzen glaubte.

Undankbares Weiberherz! Obschon jedes Wort in diesem Brief einen hohen Grad von Liebe athmete, so durchlas ihn Schuldfried doch ganz zerstreut, und als sie ihn zusammenlegte, dachte sie gewiß: „Armer, lieber Tage!" Aber weiter hinaus gingen ihre Gedanken nicht. Was sie an Abernetz Brief wunderte, das war die vollkommene Zufriedenheit, die er mit seiner Uebersiedlung nach Schweden aussprach. Tage schrieb ganz keck: da es ihm jetzt unmöglich sei, seine Braut abzuholen, so müsse die Braut zu ihm reisen. Der Ton sowohl in Abernetz, als in Tages Brief beruhigte Schuldfried über das Schicksal und die Gemüthsstimmung Beider. Nun kehrten ihre Gedanken allmählig zu dem ersten Brief und seinem Verfasser zurück. Der tiefe Abscheu, den sie vor Allem, was Canitz hieß, eingesogen hatte, die Erinnerungen aus der Kindheit, die in der Seele des stolzen und eigensinnigen Naturkindes unverwischbar eingegraben waren, Alles das erweckte einen bittern Kampf gegen das Gefühl der Bewunderung, die seine Handlungsweise jetzt einflößte.

Daß Derjenige, den sie als Feind ihres Landes und Volkes betrachtete, für ihr Herz so viel sein sollte, das wollte das finnische Mädchen sich selbst nicht vergehen.

* * *

Einige Tage verflogen. Der Herbst hatte angefangen, sein verdrießliches Gesicht zu zeigen. Es windete und regnete unaufhörlich.

Auf Ettory war es düster. Schuldfried verbrachte die Tage beinahe beständig auf ihrem Zimmer. Frau

Digitized by Google

Smith lebte in dem ihrigen eingesperrt. Annika war still und niedergeschlagen. Sie hatte einmal gesagt:

„Gott tröste uns, wie Alles das enden wird! Du weißt nicht, Schuldfried, welche Sorgen und Bekümmernisse Mama hat; Du bist glücklich!“

Schuldfried hatte nichts gefragt. Sie wußte aus Erfahrung, daß Annika nichts antwortete; aber das junge Mädchen war jetzt noch betrübter und niedergedrückter als zuvor. Alles war ja fort, was ihr Freude gemacht, alle Diejenigen denen sie in Liebe und Vertrauen hatte nahen können.

Am dritten Tag kam ein Bote von Tante Sara, mit der Bitte, Schuldfried möchte nach Junta hinüberkommen.

Sie traf die Alte niedergeschlagen, aber ruhig. Tante Sara hatte sich jetzt gerüstet, ihrem Neffen nach Schweden nachzuziehen; aber bevor sie Junta verließ, wollte sie sich von Schuldfried verabschieden, die auch den ganzen Tag bei ihr blieb.

Die Alte war außerordentlich mittheilsam. Sie sprach ganz offen und unverholen, was sonst nicht ihr Brauch war.

„Ich hatte allerdings,“ sagte sie, „in Finnland zu sterben gewünscht. Meine ganze Jugend und den größern Theil meiner mittleren Jahre habe ich zwar in Schweden zugebracht, aber ich habe immer die Hoffnung genährt, meine Tage in dem theuern Vaterland beschließen zu können. Doch es war nicht Gottes Wille; denn wo Viktor lebt, da muß auch seine alte Tante leben. Er hat sich hier niemals recht wohlbefunden, seit Finnland russisch geworden, und das ist auch kein Wunder; aber er glaubte seinen Landsleuten nützen zu können und deßhalb blieb er. Der arme Viktor! Sein Leben war voll von Sorgen und Prüfungen.“ Sara seufzte.

Sie empfand ein unwiderstehliches Bedürfniß ihr Herz bei Schuldfried erleichtern zu dürfen. Sie hatte keine Freundin und nie eine solche besessen. Im Allgemeinen war sie wortkarg und scharf gegen Fremde, obschon sie gegen ihren Neffen, gegen Tage und Schuldfried gesprächig und wohlwollend sein konnte. Nicht einmal gegenüber der Letzteren, die ihr Liebling war, hatte sie jemals eine Andeutung auf die Vergangenheit oder die Bekümmernisse Aberneys gemacht. Jetzt, nach diesen Tagen gänzlicher Einsamkeit und Angst, war ihr das Herz so voll. Die Vergangenheit mit all ihren Verlusten zog an ihrer Seele vorbei, und da Schuldfried das einzige ihr theure weibliche Wesen war, so regte sich jetzt ein gewaltiges Bedürfniß recht offen und recht viel mit ihr zu sprechen. Sie kannte Schuldfried und wußte, daß Alles was sie zu ihr sagte, wohl aufgehoben war.

„Du mußt wissen, mein Kind,“ fuhr Sara fort, „daß Viktor Aberney und ich die einzigen Trümmer zweier einst glücklichen, aber vom Schicksal schwer heimgesuchten Familien sind. Viktors Mutter war meine Schwester. Ich besaß auch einen Bruder, der ein angesehener Mann war. Gott segne ihn!“

Jetzt standen der Alten die Thränen in den Augen. Langsam, als fürchtete sie ihre eigenen Erinnerungen, begann sie all die Ereignissen zu erzählen, die der Leser aus der Einleitung kennen gelernt hat: von Harms Verheirathung mit dem ältesten Aberney und dessen Tod; von Harms zweiter Ehe mit Enoch und dessen unglücklichem Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nutzen der Zimmerpflanzen.

Längst haben die Aerzte sicher gestellt, daß sehr trockene Luft, sei es bei sehr strenger Kälte oder in der Sommerhitze, für die Lungen und Luftröhren sehr schädlich ist und daß ebenso nachtheilig auf die Athmungsorgane die Luft wirkt, welche durch die Oefen mit der Heizung von Innen erzeugt wird, indem diese die Zimmer zu wahren Dörrstuben macht. Viele leiden gewiß unter diesem üblen Einflusse, ohne die nahe gelegene Abhülfe, besonders in letzterer Beziehung, auszubeuten.

Wir wissen nämlich, daß das Frische und Erfrischende der Landluft, nach welcher sich die Städter so sehr sehnen, zum größten Theile in der größeren Feuchte der Luft und diese wieder in der Verdunstung des Wassers und der Pflanzen ihren Grund hat. Wenn wir nun auch die Herbeiführung einer vermehrten Verdunstung des Wassers nicht sehr in unserer Macht haben, so steht es doch in unserer Gewalt, die Verdunstung der Pflanzen in weitester Ausdehnung zu unserem Nutzen, als eine Quelle unserer Gesundheit anzuwenden.

Dieß geschieht einfach durch Beschaffung frischer, reichblättriger Zimmerpflanzen. Die Ausdünstung der Pflanzen ist eine ungemein reiche. Große Laubbäume können an einem Tage einen Eimer Wasser verdunsten. Zimmerpflanzen verdunsten im Verhältniß ihrer Größe noch mehr, wie man aus der Wassermenge schließen kann, die man geben muß, wenn die Pflanzen nicht verwelken sollen.

Wählt man nicht sehr stark riechende Blumen, was wohl auch schwer wäre, da im Winter nur wenige Pflanzen blühen, so ist durchaus kein Nachtheil zu besorgen, sondern es wird ein guter Einfluß auf die Gesundheit eintreten, der um so größer ist, als die grünen Pflanzentheile auch noch durch die Ausscheidung des Sauerstoffes unter der Einwirkung des Sonnenlichtes die Luft verbessern und uns das Gefühl des Wohlbehagens geben, das wir besonders in Wäldern finden.

Daß vorstehender Rath kein verfehlter ist, zeigt sich vielfach im Leben. Wer in der Werkstatt, in der

Schule, in der Kanzlei sich zu sehr aus der Gesellschaft der Pflanzen zurückzieht, büßt es meist mit dem frühen Verlust der Gesundheit. Wer dagegen unter frischen Pflanzen den größten Theil seines Lebens zubringt, wie der Landmann, der Jäger, der Gärtner, den segnet die Natur mit Gesundheit, Frohsinn und Lebensmuth. Wer keinen Garten haben kann, der soll sich wenigstens eine Laube — ein Blumentischchen retten.

Technisches.

Eine der neuesten Erscheinungen im Gebiete der Beleuchtungstechnik ist der von Herrn Heß in Nürnberg konstruirte Carburateur, welcher den Zweck hat, die Lichtstärke des gewöhnlichen Leuchtgases zu erhöhen, gleichzeitig aber auch häufig vorkommende technische oder mechanische Verunreinigungen des Gases vor dessen Ausströmung in die Brenner zu entfernen. Der erstere Zweck wird durch Sättigung des Gases mit Kohlenwasserstoff, der letztere durch eine Waschung desselben auf chemisch-physikalischem Wege, beide Resultate zugleich durch die zweckentsprechende Konstruktion des Apparats selbst erreicht. Letzterer besteht aus einem zylindrischen Kasten von Weiß- oder Zinkblech und steht auf 4 Füßen. Auf der Deckenseite befinden sich drei Oeffnungen mit zylindrischen Ansatzstücken, von denen die vorderste als Füllöffnung dient und durch einen Schraubenpfropfen wohl verschlossen wird, während die mittlere für die Ausströmung, die hintere für die Einströmung des Gases dient und mittelst Verschraubungen mit dem Ausströmungs- und bezlehungsweise Einströmungsrohre verbunden werden. Am Boden befindet sich eine mit einem horizontal gebogenen Absatzstücke versehene und mit einem gewöhnlichen Hahne verschlossene Oeffnung, welche zum Ablassen der Füllungsflüssigkeiten und dadurch zur Reinigung des Carburateurs dient. In der Mantelfläche des zylindrischen Kastens ist ein rundes, durch starkes Glas verschlossenes Fenster angebracht, welches den Einblick in einen Theil des innern Raumes gestattet und durch hinter denselben gespannte horizontale Drähte die Niveaus der Füllungsflüssigkeit und deren Abnahme angibt. Die ökonomischen Resultate, welche sich durch den Heß'schen Curburateur erzielen lassen, richten sich in der Hauptsache nach dem Preise des Gases und nach dessen ursprünglicher Leuchtkraft. Sie werden um so vortheilhafter sein, je höher der Preis des Leuchtgases und je schwächer dießfalls dessen Lichtstärke ist, und sind immer nur für eine größere Anzahl Flammen, welche aus einem Carburateur genährt werden (mindestens auf 10), zu verstehen. Bei einem Gaspreise von 2⅓ bis 3 Thlr., wie er noch in vielen Orten besteht, und bei einer Lichtstärke von 8 Kerzen bei einem Brenner von 4½ Kubikfuß per Stunde, welche schon zu den normalen gehört, würde die effektive Gasersparniß nach Abzug der Zinsen, Amortisation, und Unterhaltungskosten für den Apparat nach den jetzt damit gemachten Erfahrungen 35—30 Proz. betragen. Frühere Versuche, das Leuchtgas zu karbonisiren, sind immer an Verdickung oder zu schneller Verdunstung und unzureichender Menge der karbonisirenden Flüssigkeiten, die man tropfenweise oder durch damit getränkte Dochte in die Apparate einbrachte, gescheitert. Der Heß'sche Apparat gestattet dagegen dem Gase, sich vollständig mit Kohlenwasserstoff zu sättigen, und bietet durch die gleichzeitige Bedienung des Gases sowohl in ökonomischer als gesundheitspolizeilicher Hinsicht Vortheile dar, welche dessen Einführung jedenfalls überall da empfehlen, wo eine größere Anzahl Flammen (wie z. B. in Fabriken, öffentlichen Lokalen, Wirthschaften u. s. w.) dessen Anschaffung gestattet. Der Heß'sche Carburateur hat sich nicht allein in Nürnberg, am Wohnorte des Erfinders, sondern auch in anderen mit Gas beleuchteten Orten Deutschlands immer größerer Verbreitung zu erfreuen.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Vor längerer Zeit wurde die beim Trajansforum in Rom gelegene kleine Kirche S. Maria in Campo Carleo niedergerissen, weil sie die Kommunikation der Straße hemmte. Bei der Grundsteinlegung eines Hauses daselbst sind zwei antike Architektur-Fragmente gefunden worden: ein Stück sehr schön gearbeiteten Gesimses, und der mehr als lebensgroße Torso eines gefangenen Barbaren, der im Styl vollkommen an die Statuen dieser Art am Triumphbogen des Constantin erinnert. Diese Entdeckung bestätigt die von vielen modernen Topographen aufgestellte Behauptung: daß der dem Trajan auf seinem Forum errichtete Triumphbogen zwischen dem Forum und der Basilica Ulpia gelegen haben muß. In den Memorien des Flaminius Vacca findet sich eine Stelle, welche diese Behauptung noch bestärkt. „Ich erinnere mich," sagt dieser Bildhauer, „daß man bei den „Spolia Christi," wie zu seiner Zeit die Kirche S. Maria in Campo Carleo hieß, die Reste eines Triumphbogens und mehrere historische Skulptur-Fragmente entdeckte, die bei Prosper Boccapadulle, dem Maestro di Strade, deponirt wurden. Es befand sich unter demselben ein Trajan zu Pferde, der einen Fluß passirt; auch fand die Statuen von Gefangenen, die denen auf dem Constantinsbogen sehr ähnlich waren." Die meisten Skulpturen, oder wenigstens die besten, welche wir heute am

Digitized by Google

Constantinsbogen sehen, sind übrigens vom Trajansbogen genommen.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein zweifelhaftes Kompliment.] Man hört jetzt so viel über das neue Stück von Victorien Sardou: „Les Ganaches," welches in Paris vielen Beifall findet, daß man sich dabei an eine nette Anekdote erinnert, die sich mit dem Worte „ganache," was im Deutschen so viel als abernet Pedant, Philister, wie man zu sagen pflegt, bedeutet, früher zugetragen. Napoleon I. erhielt einst eine Depesche von seinem Schwiegervater Kaiser Franz I. von Oesterreich und war so erzürnt über dieselbe, daß er selbst gegen seine Gemahlin Marie Luise alle Galanterie vergaß und derselben auf ihre Frage nach der Depesche in kasernenmäßig grober Weise Nichts entgegnete, als die Worte: „Votre père est un vieux ganache!" Der Kaiserin fiel dieses nie zuvor gehörte Wort auf, sie erwiderte aber nichts, da sie im Französischen noch manchen neuen Ausdruck, manche unbekannte Wendung zu lernen hatte und fragte dann einen der Kammerherrn: „Was bedeutet das Wort ganache? Der Kaiser nannte eben meinen Vater so." Der Kammerherr gerieth in Verlegenheit, doch wußte er sich als kluger Hofmann aus der Affaire zu ziehen und entgegnete: „Dieser Ausdruck will so viel sagen als ein kluger Mann, ein weiser Rathgeber." Dieß merkte sich Marie Luise wohl und als sie kurz darauf in der Abwesenheit des Kaisers dem Staatsrath präsidirte und nach manchem Hin- und Herdebattiren über irgend einen Gegenstand die Meinung des ihr zunächst sitzenden Cambacères angehört hatte, wandte sie sich mit vieler Freundlichkeit an diesen und schloß ihre artige Anrede mit den Worten: „Monsieur, je vous crois le plus sage ganache de tout l'empire."

Die „B. L.-Z." schreibt: „Am 22. März hat in Mannheim in einem der ersten Gasthöfe einer der seltsamsten Selbstmord-Versuche stattgefunden. Abends zuvor war in sehr durchnäßten Kleidern ein Reisender angekommen und hatte ein Zimmer auf einige Stunden verlangt, mit eisernem Ofen, um sich zu trocknen, entschloß sich aber bald, zu übernachten und trug sich mit dem (falschen) Namen Kaufmann Maier aus Koblenz ein. Des Morgens um 5 Uhr hörte ihn der Wirth im Zimmer auf- und abgehen. Nach anderweitigen Erhebungen hätte er sich mit Tagesanbruch unbemerkt entfernt und in einem Weinhause mehrere Gläser Wein rasch getrunken. Nach 7 Uhr hörte man einen Schuß, und ein nebenan wohnender Engländer machte Lärm. Als man schließlich die Thüre einsprengte, kauerte der Unglückliche in einer Ecke bei offenem Fenster, eine Waschschüssel vor sich, in welche sich das Blut ergoß. Alle seine Kleider, mit Ausnahme eines um den Hals geschlungenen Tuches, hatte er im Ofen verbrannt; auf dem Tisch lag eine von ihm selbst aufgesetzte Wirthshausrechnung einschließlich des Ansatzes für Bedienung und „Bougies" und der Betrag für dieselbe. Sonst weder Papier, noch Geld. Die Kinnlade war ihm durch einen Schuß zerschmettert, der Mund bis an die Ohren ausgerissen. Sonst war er bei vollem Bewußtsein und gab Arzt und Untersuchungsrichter, so weit sein Zustand erlaubte, Antwort. Er wurde ins Spital gebracht, und hier fand man im Gaumen einen Stein, den er in das neben ihm liegende Pistol geladen hatte. Einen zweiten Schuß soll er gegen die Stirne versucht haben. Seinen Namen anzugeben hat er bis jetzt verweigert.

Ein New-Yorker Blatt erzählt: In einem Eisenbahnwagen äußerte ein Passagier, der äußerlich wie ein Gentleman aussah, gegen einen Mitreisenden: „Hoffentlich wird der Krieg noch 6 Monate dauern; dann werde ich genug verdient haben und kann mich zur Ruhe setzen. In den letzten 6 Monaten habe ich 100,000 Dollars verdient; noch 6 Monate, dann habe ich genug." Doch kaum hat er das Wort gesprochen, als er sich leise an der Schulter berührt fühlte und von einer hinter ihm sitzenden Dame folgende Antwort zu hören bekam: „Mein Herr, ich hatte zwei Söhne, der eine fiel bei Fredericksburg, der andere bei Murfreesboro." Die Dame schwieg eine Weile, dann aber verabfolgte sie dem verblüfften Spekulanten zwei schallende Ohrfeigen auf beide Backen, worauf die anderen Passagiere ihn packten und ohne Weiteres ihn schleunigst an die Luft setzten.

Ein besonderes sittliches Zartgefühl legte dieser Tage ein Pferdebesitzer in Rouen an den Tag. Es wird auf dem dortigen Theater das Drama von Alex. Dumas „Richard Arlington" gegeben. In diesem Stücke fährt ein mit einem Pferde bespannter Wagen über die Bühne, und man unterhandelte über die Bedingungen dieser vierstündigen Mitwirkung mit einem Fuhrmanne, der jedoch einen ganz ungewöhnlich hohen Preis dafür begehrte. Als man ihm begreiflich machte, daß seine Forderung in gar keinem Verhältnisse zu der geringen Leistung stehe, erwiderte er ganz entrüstet: „Es handelt sich hier gar nicht um die Arbeit, sondern nur um die Schande."

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 89 Dienstag, 14. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Schuldfried hörte die unheimliche Familiengeschichte voll Theilnahme an, und als Sara verstummte, um ihrer Rührung bei der Erinnerung an all diese Nichten und Neffen denen es unglücklich gegangen, Einhalt zu thun, fragte Schuldfried:

„Nun Tante, was wurde denn aus der armen Wittwe der beiden Brüder? Ich meine Ihre Nichte Harm."

„Ach mein Kind, daß weiß ich nicht. Viktor reiste zwar gleich nach der Nachricht von Enochs Tod nach Schweden hinüber; aber was zwischen ihm und Harm vorging, weiß ich nicht. Als er wieder heimkam und ich nach ihr fragte, antwortete er mir streng und düster:

„Tante Harm ist todt — wenigstens ist sie es für uns. Sie ist eine Verbrecherin, deren Name von keinem rechtschaffenen Menschen genannt werden darf."

„Welche Entdeckungen er machte, suchte ich nicht zu erforschen. Leider muthmaßte ich sie und schwieg. Wenn ich später manchmal ihren Namen nannte, wurde er böse. Einmal träumte ich, daß Harm zu mir komme und mich um Verzeihung bitte. Am Morgen faßte ich Muth und erzählte Viktor meinen Traum. Er antwortete:

„Es gibt Verbrechen, die nicht verziehen werden können, und zu diesen gehören die Verbrechen Harms."

„Aber wenn sie unglücklich und in Noth wäre?" fiel ich ein.

„In Noth kommt sie nie und unglücklich zu sein verdient sie. Sprich nicht mit mir über dieses Geschöpf.

„Erinnere Dich, daß sie den Namen Deiner Brüder trägt, wandte ich ein.

„Das werde ich immer als eine Schande betrachten; aber ich bitte Dich, Tante, sprich nicht von diesem Weib, es bringt bloß mein Blut in Aufruhr.

„Im selben Jahr erfuhr ich zufällig, daß sie und ihr Kind, denn sie hatte ein Kind von ihrem letzten Mann, sich einige Zeit in Rußland aufgehalten haben."

Tante Sara verstummte und begann zu weinen.

„Bei wem?"

„Ach Schuldfried, mein liebes Mädchen, das ist mein eigentlicher Herzenskummer," Tante Sara weinte bitterlich. „Siehst Du, meine zweite Nichte Edith war mein Liebling, meine Freude, und mit ihr ging es auch unglücklich. Sie zog sich den Unwillen der Familie zu; wodurch, das wage ich nicht zu sagen; genug, sie hielt sich in Rußland auf. Ich, die ich sie von ganzem Herzen liebte, ich konnte das arme Kind nicht verstoßen und deßhalb schrieb ich ihr noch immer. Bei ihr in Rußland wohnte Harm, eine Zeitlang, aber eines Tags verschwand sie spurlos aus der Schwester Haus. Seitdem hat man nichts mehr von ihr gehört."

„Und Edith lebt also noch?"

Tante Sara sah sich erschrocken um, ergriff Schuldfried fest beim Arm und flüsterte:

„Sie ist ihrem Manne nach Sibirien gefolgt, es sind jetzt zehn Jahre."

„Ist nichts für die Unglückliche geschehen?" fragte Schuldfried schaudernd.

„O ja, Viktor hat alles Mögliche aufgeboten. Er hat sogar mit dem verstorbenen General Canitz gesprochen, um durch ihn eine Veränderung in ihrem Schicksal zu bewirken; aber der General antwortete:

„„So lange ich lebe, soll sie bleiben, wo sie ist!"" Liebes Kind, fürchte vor allen Dingen den Namen Canitz, das sind schreckliche Menschen. Diese Familie bringt Unglück und Fluch mit sich. Sie heucheln Tugend und schöne Handlungen, um ihre Opfer zu täuschen; sie sind Menschen ohne Treu und Glauben, ohne Herz und Gefühl. Meine arme Edith, mein armes Kind, hat dieß erfahren müssen. Nachdem Viktor mit dem Generzal gesprochen hatte, wollte er Nichts mehr von Edith hören, denn sie hat nach seiner Ueberzeugung ihr Schicksal verdient."

„Und wodurch?"

„Ihr erstes Verbrechen will ich Dir nicht sagen, das weiß nur ich und Viktor. Das zweite bestand darin, daß sie einen Russen heirathete, einen von denen, die Finnland einnehmen halfen. Ich habe viel gebetet und viel geweint, damit ihre Sünden ihr vergeben werden mögen; denn sie, die Feinde und Unterdrücker unseres Landes, zu lieben, das ist eine schwere Sünde, und Gott straft Diejenigen, die es thun."

„Aber," sagte Schuldfried, indem sie ihren Kopf gedankenvoll in die Hand lehnte, „warum antwortete

Digitized by Google

General Canitz, daß sie nicht aus Sibirien kommen würde, so lange er lebe?"

„Darum weil er Ursache war, daß ihr Mann dorthin gebracht wurde, gerade wie ihr Sohn jetzt die Schuld trägt, daß Viktor des Landes verwiesen worden ist."

„Was sagen Sie damit?" rief Schuldfried.

„Meine Ueberzeugnng. Nimm Dich vor dem jungen Canitz in Acht, liebe Schuldfried. Ich vermuthe, daß er Deine Freunde bloß entfernt hat, um ungehindert Dir schaden zu können. Mißtraue jedem Wort, jeder scheinbar noch so guten Handlung; sie verdecken bloß Heimtücke, und Viktor sagte oft: Für einen Canitz gibt es weder Treue noch Ehre, sie machen sich ein Spiel aus Allem, was ihre schlechten Absichten fördern kann. So viel ist gewiß, daß niemals ein Aberney Deinen Namen mehr hören möchte, im Fall Du gegen einen Canitz Wohlwollen oder Ergebenheit zeigst. Laß diese Worte warnend vor Deinem Gedächtniß stehen, im Falle er Deine einsame und verlassene Lage benützen sollte, um Dich zu seinem Opfer zu machen."

In ihrem Ergießungseifer achtete Tante Sara nicht darauf, wie der Ausdruck in Schuldfrieds Zügen unaufhörlich wechselte.

Abends fuhr Schuldfried, nachdem sie von Tante Sara herzlichen Abschied genommen und die dringendsten Ermahnungen empfangen hatte, sich in allen Dingen nach Viktor zu richten, nach Hause zurück.

Der Abend war düster und der Regen schlug schmetternd an die Fensterscheiben, als sie wieder in ihr Stübchen trat. Als sie allein dasaß und auf das Geheul des Sturmes lauschte, traten ihr die traurigen, unglücklichen Ereignisse, welche Tanta Sara erzählt hatte, beständig wieder vor Augen, und in ihren Ohren widerhallten unaufhörlich die Worte des Generals Canitz, daß Edith in Sibirien bleiben solle, so lange er lebe. Alle Warnungen der Tante Sara tauchten nach einander auf, um sie zu quälen und zu martern.

* * *

Eine ganze Woche war vergangen, ohne daß von dem Besitzer Kronbrücks etwas zu sehen oder zu hören war. Am Tag nachdem Schuldfried von Tante Sara Abschied genommen, kam der Pastor nach Ektorp herüber. Ein Brief von Frau Smith hatte ihn dazu bestimmt. Nach einer langen Einzelbesprechung mit der Wittwe, speiste er mit Schuldfried und ihr zu Mittag. Während des Essens sagte der Pastor:

„Nun, jetzt ist Kronbrück wieder verlassen. Der junge Baron ist schon am Anfang der Woche nach Petersburg abgereist."

Jetzt klirrte ein Teller. Schuldfried ließ denjenigen, den sie von Annika empfangen sollte, fallen.

Als der Pastor abgereist war, sagte Frau Smith:

„Morgen unternehme ich eine Reise nach Abo."

„Du Mama!" rief Schuldfried erschrocken. „Ich darf Dich doch begleiten?"

„Nein, Du mußt daheim bleiben. Meine Anwesenheit in Abo ist nothwendig. Es handelt sich um Geschäfte."

„Aber . . ."

„Kein Aber, mein Kind, ich muß reisen."

Frau Smith tätschelte ihre Tochter und betrachtete sie mit dem Ausdruck schmerzlicher Zärtlichkeit, der beinahe immer in ihren Blicken lag. Darauf ging sie in ihr Zimmer, und Schuldfried in ihrer innern Unruhe nahm einen Shawl um auszugehen. Sie wandelte gegen Junta zu. Wie fröhlich und glücklich war sie nicht früher immer und zuletzt noch in diesem Sommer, der wie ein Luftgebilde davongeflogen, diesen Weg gegangen! Wie schön und freundlich hatte ihr nicht das Leben geschienen! Und jetzt — jetzt hatte der glänzende Traum eitel Schatten hinter sich gelassen. Jeder Busch auf dem Weg erinnerte sie an ihn. Sie setzte sich auf ihren gewöhnlichen Ruheplatz, stützte ihren Kopf in die Hände und wiederholte unaufhörlich in Gedanken:

„Er ist ein Canitz; er ist jetzt weit, weit entfernt, und fort ist auch mein guter Freund und fort sind alle diejenigen, die Freude mit sich brachten."

Es begann bereits zu dämmern, als Schuldfried von ihrem Spaziergang zurückkehrte. So oft der Wind im Laub und in den Zweigen rauschte, horchte sie mit Furcht und Beben, setzte aber dann ihren Weg fort, indem sie murmelte:

„Was fürchte oder hoffe ich denn? Er ist ja in Petersburg."

Als sie in den Hof von Ektorp hineinkam, stand eine elegante Chaise da. Ein Bedienter in Canitz'scher Livree hielt die Zügel.

(Fortsetzung folgt.)

Werner Munzingers Expedition in das Innere von Afrika.

Werner Munzinger hat unterm 27. März dem Bundesrath Bericht erstattet über seine Betheiligung an der Expedition zur Entdeckung Dr. Vogels. Der Berner „Bund" theilt das interessante Aktenstück mit. Munzinger sagt darin u. A.: Die Expedition, deren Mitglied ich war, hat den Erfolg nicht gehabt, den man sich davon versprechen konnte. Jeder Kenner Afrika's mußte voraussehen, daß eine über Abyssinien weggelenkte Reise nach Wadai bei den nicht übermäßigen Mitteln nicht weit führen konnte. Die Idee, nach Kaffa zu gehen, zerstörte vollends die Hoffnung einer Entdeckung Vogels. Ein zweites Hinderniß war die

Digitized by Google

Mehrheit der Theilnehmer. Macaulay sagt, ich glaube in Warren Hastings, man müsse auf einer großen Seereise Todfreund oder Todfeind werden. Diese Bemerkung ist ebenso wahr für ferne Landreisen. Dort zwängt uns das Meer eng zusammen, hier die Isolirtheit zwischen fremden Leuten. Dann Zufall zusammengeworfene Personen können nur durch Zufall zusammenpassen. In Europa wären sie vielleicht Freunde, die unangenehmen Seiten der Menschen treten weniger hervor, da sie kaum das Privatleben berühren. In der Fremde zusammengebunden geniren, kränken, verhindern sie sich; man sieht sich zu nah, um den geringsten Fehler des Genossen übersehen zu können. Deßwegen sind, unserer gewöhnlichen Logik zuwider, die meisten zusammengesetzten Expeditionen zu Grunde gegangen, während alleinstehend Mungo Park, Livingstone, Barth reussirt haben. Wir sahen bald ein, daß uns getrennt wohler würde. Wir schieden, um in Chartum wieder zusammenzustoßen. Mein lieber und ehrenwerther Freund Hr. Th. Kinzelbach begleitete mich auf der Reise durch die Bajuda. . . . . Wir durchreisten das Land von Süd nach Norden und stiegen dann in die wenig besuchten, nie erforschten Gaue der Marea hinab. Wenn wir nun auch nicht unser Reiseprojekt ausführen konnten, so glaube ich doch durch meine Nachrichten über Dr. Vogel eine Seite der Aufgabe wenigstens theilweise gelöst zu haben. Es hätte gewiß Jedermann mehr befriedigt, diese Auskünfte von Wadai datirt zu sehen, obgleich ich zweifle, daß Jemand da wird ungenirt die Zeugen abhören können. Denn der Afrikaner, der gesund denkt, fragt seinem ermordeten Bruder nicht nach, um ihn zu bewinseln, oder gar aus Neugierde, sondern um ihn zu rächen. Wenn nun auch die Mörder Vogels todt sind, so wird doch Niemand in Wadai gern Red' und Antwort stehen, da man Nebenabsichten vermuthet. Ein Schlaglicht wirft darauf die Thatsache, daß mich die Leute von Kordofan, denen ich Vogels Ermordung erzählte, oft fragten, was jetzt Europa thun werde? Werden die Mächte Truppen und Kanonen schicken, um ihren Sohn zu rächen? . . . . Die Nachricht von Dr. Vogels Ermordung wurde mir direkt von einem Mogrebiner gegeben, den ich zufällig fragte, wo sich Vogel jetzt befinde. Da dieser Mann seit Jahren von seiner Heimath fort ist, so ließ ich ihn mir sein Leben chronologisch erzählen nach den Jahreszeiten und Festen, so daß er, welche Meinung man auch von seiner Wahrhaftigkeit haben mag, wenige Tage nach Vogels Tod in Wadai eingetroffen sein muß. Seine Daten stimmen so genau mit den uns von Bornu her bekannten überein, daß an Erfindung nicht zu denken ist; denn eine solche hätte in so langem Zeitraume zu chronologischen Wiedersprüchen führen müssen. Seine Angaben wurden uns dann von einem im Sudan hochverehrten Scheich, von der Familie des edlen Scheich El Bakai von Timbuktu und selbst Dr. Barths Freund, bestätigt und in einem Brief an den Letztern besiegelt. Das Resultat dieser Angaben war, daß Dr. Vogel von seinem Gastherrn in Wadai (Frühjahr 1856) mit Erlaubniß des damaligen Sultanns getödtet wurde, und zwar eines Pferdes wegen, um das man ihn beneidete. Daß ein Pferd, ein elendes Pferd uns eine so theure Existenz rauben konnte, will unserer Logik so wenig einleuchten, daß ich einige Erläuterungen darüber zu geben gezwungen bin. In dem monarchischen Afrika, wo der Staat in der Person des Königs aufgeht, soll die Herrschsucht des Herrschsüchtigen befriedigen und vorzüglich den Herrscher bereichern. Dieser Grundsatz gilt nicht nur vom König, sondern von allen Gewalthabern. Der Hochgestellte erwartet von seinem Untergebenen Geschenke, womit dieser sich seine Existenz erkauft. Ein angeborenes Recht, unangetastet zu leben, existirt wenigstens in der Praxis nicht. Um ein ruhiges Dasein zu genießen, genügt es nicht, Gesetze zu beobachten und Steuern zu bezahlen. Die Gesetze sind mild, die Auslegung lax, die Steuern meist unbedeutend. Aber die indirekten Steuern, die kein Buch einschreibt und doch viel regelmäßiger bezahlt werden, die Geschenke nämlich, sind viel lästiger, und Niemand, selbst der Mächtigste nicht, darf sich über diesen Usus hinaussetzen in Ländern, wo Alles doch nur von dem guten Willen des Richters und Beamten abhängt. Denn der Mächtige, an diesen freiwilligen Tribut gewöhnt, kann sich dessen Vernachlässigung mit Mißachtung seiner Macht erklären, und da es bei den ungeordneten Rechtszuständen eines jeden Mannes Interesse ist, gesürchtet zu sein, so ermangelt diese Empfindlichkeit nicht ihrer Berechtigung.

Diese Prätentionen werden viel stärker, wenn es sich um einen Fremden handelt, und gar noch um einen Christen. . . . . Ist der Fremde wirklich ein Christ, ein Feind des Propheten, so erregt schon sein Anblick Abscheu. So weh es unserem Selbstgefühl thut, so wahr ist doch, daß der Fremde nur in soweit angesehen wird, als man aus ihm Vortheile erpressen kann. Befriedigt nun der Fremde die Erwartung nicht, die man von ihm hegt, wagt er es als freier Mann, lästige Begehren zurückzuweisen, so verwandelt sich die Habsucht in verletzten Stolz. Der Fürst verlangt Vogels Pferd; er ließ sich nie träumen, daß nur der geringste Einwand erhoben werden könne; im Gegentheil glaubt er, der Franke werde sich sehr geschmeichelt fühlen, seinen Beschützer befriedigen zu können. Nun wagt es der Ungläubige, das blasse Gesicht, der verächtliche Fremde, der geringer ist als der geringste Sklave, sich dem Begehren zu widersetzen. Die Habsucht wollte sein Pferd, die Empfindlichkeit will sein Leben. . . . Munzinger berichtet im Weiteren über die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise, die er später in einem Buche niederlegen will. Er sagt u. A.: Praktisch glaube ich nicht unnütz zu werden, wenn ich die Handelsverhältnisse des Rothen Meeres und des Nils verdeutliche. Das Rothe Meer hat durch den unternommenen Isthmuskanal eine große Bedeutung erhalten,

Digitized by Google

und wenn nun eine ungehindertere Verbindung Europas mit Indien hergestellt werden wird, ob durch einen Kanal oder durch eine große, der afrikanischen Küste bis außer der Meerenge entlang gehende Eisenbahn, in beiden Fällen werden die Küstenländer gewinnen. Jedenfalls ist das Rothe Meer der Segelschifffahrt ungünstig; es werden sich geordnete Dampfschiffverbindungen bilden. Der natürliche Hafen für den Sudanhandel ist jedenfalls Suakin oder ein Punkt da herum, sein Weg nicht auf dem unschiffbaren Mittelnil, noch durch die Wüste. Bei erleichterter Kommunikation und ruhiger Regierung kann und wird sich die Baumwollenkultur über ganz Ostafrika verbreiten. Auch Abyssinien hat Aussicht, durch eine Autokratie sich an Ordnung zu gewöhnen. Der leichtere Verkehr wird den europäischen Industrieerzeugnissen größern Markt verschaffen. . . .

Bevor ich schließe, ist es mir eine angenehme Pflicht, insbesondere hervorzuheben, daß mein lieber Gefährte Herr Theodor Kinzelbach aus Stuttgart an den gewonnenen Resultaten sein volles Theil hat. Die Geographie der durchreisten Gaue hat er astronomisch festgestellt, und wer weiß, wie schwer es ist, ohne Gehülfen zu gleicher Zeit zu beobachten, die Sekunden zu zählen, abzulesen und zu notiren, wer in Rechnung zieht, daß, nicht durch seine Schuld, unser Sextant zu klein und das Fernrohr zu schwach war, der wird erkennen, welchen Dank er dem Beobachter schuldig ist, der ihm auch nur eine Länge angibt; die aber das Resultat von hundert Beobachtungen, langwierigen Rechnungen und durchwachten Nächten ist. Der Barometer hatte lange Zeit in Kairo gelegen, ohne frisch gereinigt und gebunden zu werden. Schon den 20. Nov. 1861, beim Uebergang über den Mareb, bemerkten wir mit Schrecken, daß das Quecksilber durchsickere. Für den Augenblick war nicht zu helfen, für die Zukunft wenig zu hoffen. Mit schwerem Herzen stiegen wir den Abhang von Ad'Jabo hinan, da wir fürchten mußten, schon jetzt eines zum Gelingen der Reise wichtigen Momentes beraubt zu seyn. Wie stolz waren wir aber und wie freudig, als nach einer schlaflosen, aber nicht langweiligen Arbeitsnacht wir unsern frisch gebundenen Barometer mit gereinigtem Quecksilber wieder auffüllen konnten. So war es uns, freilich mit ewigem Reparіren und Beihülfe des Hypsometers, möglich, die absolute und relative Erhebung des durchzogenen Landes sicher zu bestimmen. Ein meteorologisches Tagebuch wurde sorgfältig geführt. Was Herrn Kinzelbach in hohem Grad auszeichnet, ist ein von tiefem psychologischem Interesse geschärfter Blick in das Leben der Menschen, der sieht und unterscheidet, wo eines Andern müdes Auge achtlos weggleitet. Unschätzbar war mir endlich sein durchaus reeller, goldener Charakter, gepaart mit einem göttlichen Humor.

Mannigfaltigkeiten.

Anatomen und Physiologen haben lange darüber debattirt, weßhalb der Magen des lebenden Thieres sich nicht selbst verdaut? Der Magensaft ist so stark, daß er Stahl und andere harte Stoffe angreift, während er auf die Magenwandungen selbst nicht wirkt, außer nach dem Tode, wo mit beginnender Zersetzung auch der Magen durch seine eigene Absonderung verzehrt wird. John Hunter war einer von Denen, welche sich mit der Frage beschäftigten, und er kam zu dem Resultat, daß der Magen durch die „Lebenskraft" geschützt werde. Das ist aber eine wenig befriedigende Antwort für Solche, die überzeugt sind, daß mit dem Fortschreiten der Physiologie eine bestimmtere Erklärung sich finden werde, und zahlreich sind die ingeniösen Versuche, die man zur Lösung der Frage angestellt hat. Zu den neuesten gehören die von Dr. Pavy in London angestellten, über welche er kürzlich in einer Sitzung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften eine Vorlesung hielt. Er brachte einem Hunde eine Magenfistel bei, und führte in die Oeffnung den Schenkel eines lebenden Frosches und das Ohr eines lebenden Kaninchens ein, und fand in beiden Fällen, daß der Magen die Verdauung dieser lebenden Körpertheile begann. Es ist also eine irrige Annahme, daß der Magensaft auf lebende Substanzen keinen Einfluß übe, und der weitverbreitete Glaube, daß ein lebendiger Frosch, der absichtlich oder zufällig verschluckt sei, Jahre lang im Magen fortleben könne, ist so trügerisch, wie dergleichen populäre Annahmen in der Regel zu sein pflegen. Dr. Pavy ist durch verschiedenartige Versuche zu dem Resultat gekommen, daß, da das Blut im gesunden Körper immer alkalisch ist, seine Zirkulation in den Magenhäuten die Wirkung der Säure des Magensaftes neutralisirt. Da das Einnehmen von Speisen in den Magen ein starkes Zuströmen von Blut nach diesem Organ bewirkt, so ist der Schutz, den es gewährt, am wirksamsten gerade zu der Zeit, wo der Magensaft zum Zwecke der Verdauung am reichlichsten ergossen wird.

[Ein Kellner zu Pferd.] Einen höchst originellen Einfall führte am Ostermontag der Besitzer einer weitgedehnten Schankkolalität zu Wien im Prater aus. Eine improvisirte Reitbahn lief dicht an den Reihen der Gäste entlang und innerhalb derselben kurrirte ein wohldressirter Pony von einem Kellner geritten, welcher die Bestellungen der Gäste im Fluge dem Buffet überbrachte und theilweise auch selbst ausführte.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Baillandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 90 Mittwoch, 15. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Der Doktor!“ dachte Schuldfried. „Bringt er etwa . . . .“

Sie ging in die Vorhalle, blieb aber lauschend stehen. Im Saal sprach ein Mann sehr heftig. Es waren nicht des Doktors einschmeichelnde und weiche Töne, sondern ein rauhes und unangenehmes Organ. Schuldfried hörte ihn sprechen:

„Es ist jetzt das Letztemal, daß ich mahne. Sagen Sie der Frau Smith meine Empfehlung, und wenn sie binnen Wochenfrist den Pacht für den Hof nicht bezahle, so habe ich Auftrag, sie hinauswerfen zu lassen. Der Baron hat lange genug Nachsicht mit ihrem Unordnungen gehabt. Ehe die Woche um ist, muß die ganze Summe bezahlt sein oder es geschieht, wie ich gesagt habe. Dieß ist des Barons ausdrücklicher Befehl.“

Die Thüre ging auf und Schuldfried konnte sich kaum noch auf die Seite ziehen, um durch die Hast, womit sie aufgestoßen wurde, nicht umgeworfen zu werden. Ein Mann von abstoßendem Aeußern trat heraus. Er ging, ohne zu grüßen, an Schuldfried vorbei, betrachtete aber ihr schönes Gesicht mit einer unverschämten Zudringlichkeit, die ihr das Blut in die Wangen jagte. Annika folgte ihm.

„Mein Gott, was habe ich gehört?“ rief Schuldfried, als der Verwalter von Kronbrück in seinen Wagen gestiegen war. „Ist Ektorp nicht meiner Mutter Eigenthum? Steht sie in Schuld bei . . . bei . . . Kronbrück? Annika, antworte um Gotteswillen! O warum, warum alle diese Geheimnisse vor mir!“

„Still um Gotteswillen!“ flüsterte Annika. „Es würde Frau Schmith schrecklich verdrießen, wenn sie erführe, daß das Kind etwas davon weiß.“

„Aber Annika, ich muß Alles wissen oder ich thue, was nicht recht ist,“ sagte Schuldfried mit einem so heftigen und bestimmten Ton, daß Annika sie erschrocken anschaute.

„Du sollst Alles über die Sache erfahren, wenn Du nur schweigst und thust, als ob Du Nichts gehört hättest. Glaube mir, für Frau Smith wäre dieß nur ein neuer Stein auf dem Herzen.“

Schuldfried ging auf ihr Zimmer, Annika hatte versprochen nachzukommen.

Die Wirklichkeit begann dem jungen Mädchen nahe zu kommen. Die glückliche Unerfahrenheit, worin sie bisher gelebt hatte, wurde jetzt in Stücke zerrissen, von den Umständen, welche die prachtvoll blühende Rose der Illusionen Blatt um Blatt zerpflückten und sie in die Winde streuten.

Nach einer kurzen Weile fand sich Annika bei Schuldfried ein. Diese war die ganze Zeit über in ihrem Zimmer auf und abgegangen.

Bis jetzt hatte Schuldfried ihre Mutter im Besitz eines hinreichenden Vermögens geglaubt und Ektorp hatte sie immer als Eigenthum betrachtet. Schulden, Bekümmernisse und Bedürfnisse waren Etwas, an das sie nie gedacht hatte, außer wenn sie Werke der Barmherzigkeit übte. Und jetzt, bei wem stand die Mutter in Schuld? Bei diesem Canitz, bei Lothar. Von wem wurde die Mutter mit Austreibung bedroht? Von demselben Manne, der sie so feierlich versichert hatte, daß es kein Opfer gebe, das er nicht für ihr Glück bringen wolle; von demselben Manne, der ihr diesen von so vieler edlen Würde erfüllten Brief geschrieben hatte. Tante Sara hatte also Recht, alles Gute und Hochsinnige, was von einem Canitz kam, war Verstellung, Lüge; nur das Gemeine und Schlechte war Wahrheit.

Unbeweglich wie eine Bildsäule, hörte Schuldfried die Auseinandersetzung Annika's über die Mittel ihrer Mutter, so wie über die Art und Weise, wie diese, wenn sie sich auf ihrem Zimmer einschloß, arbeitete, um abbezahlen zu können. Sie bekam durch Vermittlung des Pastors manchmal Schreibereien, und die Pfarrerin versah sie oft mit Näharbeiten. Frau Smith wollte nicht, daß ihre Tochter von der Noth niedergedrückt werden sollte.

„Das Einzige,“ sagte Annika, „was sie im Kampf mit den Sorgen aufrecht erhalten hat, war, daß sie im Stillen für ihr Kind arbeiten durfte, während Du, Schuldfried, Dich nur in der Freude des Lebens zu sonnen, Deine Seele und Deine Talente zu kultiviren und Dich um keine Noth und Sorge zu bekümmern brauchtest.“

Schuldfrieds Thränen rannen ihre Wangen hinab, als sie von so innig hingebender Mutterliebe hörte.

Digitized by Google

Annika verlangte von Schuldfried, daß sie sich nichts davon anmerken lassen sollte, daß sie über die wahre ökonomische Lage unterrichtet worden sei.

„Aber," sagte Schuldfried, „was soll Mama nun pachten?"

„Ich weiß es nicht. Er erklärte bestimmt, daß sie binnen Wochenfrist bezahlen müsse. Sie reist vermuthlich deßwegen nach Abo."

„Wäre doch mein guter Freund hier!" sagte Schuldfried.

„Kind, ehe Deine Mutter von einem Aberney einen solchen Dienst annähme, würde sie lieber sterben," fiel Annika lebhaft ein.

„Und warum?" fragte Schuldfried mit einem fragenden Blick.

„Frage nicht, liebes Kind. Glaube mir, Du bist am glücklichsten, wenn Du gar nichts weißt. Das Leben ist mitunter ein recht betrübtes Ding, aber Gott ist gut und sein Wille lenkt Alles zum Besten."

„Amen!" seufzte Schuldfried andächtig.

* * *

Am folgenden Morgen reiste Frau Smith in aller Frühe nach Abo. Schuldfried arbeitete den ganzen Vormittag an einer schönen Stickerei, welche sie angefangen hatte, um sie Aberney an seinem Geburtstag zu schenken; aber jetzt hatte sie beschlossen, das Ding zu verkaufen.

In der Nacht nach der Besprechung mit Annika überlegte sie Vergangenheit und Zukunft. Das Resultat war, daß das junge Mädchen beschloß, ihr Leben der Arbeit zu weihen. Sie wollte gleich in aller Stille für ihr gemeinschaftliches Auskommen beizutragen suchen. Dieser neue Zweck wirkte ganz wohlthätig auf ihre Stimmung. Er gab ihr ein rein materielles Interesse, ein eifriges Bestreben die drückende Last der Bekümmernisse für ihre Mutter zu erleichtern. Schuldfried glaubte vor all der Entsagung, die im Benehmen der letztern lag, ihr Knie beugen zu müssen.

Die vollkommene Umwälzung, welche durch die Entdeckung ihrer wirklichen ökonomischen Stellung hervorgerufen wurde, hatte die schlummernde Entschlossenheit in ihrer Seele zur Thätigkeit erweckt und all die Thatkraft ausgebildet, womit die Natur sie begabt hatte. Sie sah ein, daß die moralischen Bekümmernisse in die Tiefe ihrer Seele zurückgedrängt werden mußten und nicht lähmend auf ihr Gemüth wirken durften.

Nach einer fleißigen Tagesarbeit brach die Dämmerung ein. Schuldfried legte ihr Geschäft weg, um einen Augenblick auszuruhen, als sie auf der Treppe Tritte vernahm und Annika mit einem Fremden reden hörte, welchem sie zu erklären suchte, daß er Schuldfried nicht sprechen könne.

Alle Einwendungen waren indeß vergeblich. Die Stimme sagte:

„Melden Sie, daß mein Herr Grüße von Herrn Professor Aberney habe."

Augenblicklich war Schuldfried auf der Hausflur.

„Ist es Jemand mit Grüßen von Professor Aberney?" rief sie.

Annika stand auf der obersten Treppenstufe, aber ehe sie antworten konnte, sagte die Stimme von unten:

„Ja, es ist ein Herr, der direkt von Abo kommt."

Schuldfried eilte die Treppe hinab. Drunten stand ein hübsch gekleideter Mann, offenbar der Bedientenklasse angehörig, obschon er keine Livree trug.

„Bitten Sie Ihren Herrn, er möchte gefälligst eintreten," sagte Schuldfried und ging selbst in den Saal.

Nach einigen Minuten wurde die Thüre geöffnet und ließ einen schlanken, hoch gewachsenen jungen Mann herein. Es war halb Dämmerung, aber selbst wenn es noch dunkler gewesen wäre, würde Schuldfried diese zugleich nachlässige und dennoch edle Haltung, das eigenthümlich Hochgeborne in Gestalt und Zügen erkannt haben.

In der Freude darüber, daß sie Nachrichten von den theuern Freunden erhalten sollte, war Schuldfried einige Schritte gegen den Fremden vorgegangen, blieb aber bei seinem Anblick unbeweglich und wie vom Donner gerührt stehen.

Als Annika die Thüre hinter ihm zugemacht hatte, ging er schnell auf Schuldfried zu und sagte:

„Lassen Sie sich durch meinen Anblick nicht erschrecken. Der verhaßteste Mensch kann mitunter angenehme Nachrichten bringen und dieß ist der Fall mit mir. Ich bringe Ihnen Briefe mit."

Jetzt kam Annika mit Licht.

Schuldfried hatte sich inzwischen vollkommen erholt, und mit einer kalten, höflichen Bewegung ersuchte sie den Gast Platz zu nehmen. Die alte Annika betrachtete das Kind mit verwunderter Miene und dachte, während sie aus und ein trippelte:

„Herr Jesus, was ist an das Kind gekommen? Sie sah so schrecklich vornehm aus, gerade als wenn sie eine Königin wäre. Hm, hm!"

(Fortsetzung folgt.)

Englische Werber.

England hat, wie bekannt, keine Konskription. Jeder Soldat ist demzufolge Freiwilliger, obgleich diese Freiwilligkeit insofern eine bedingte genannt werden muß, als der „Mann" nur mit äußerstem Widerstreben, und nachdem er in allen andern Versuchen, es im Leben zu Etwas zu bringen, Schiffbruch gelitten, endlich nothgedrungen „den Schilling der Königin" nimmt. Damit

Digitized by Google

verbrennt er die Brücke hinter sich. Die vorurtheilsvolle Gesellschaft, selbst die Kreise der niedern Klassen schließen sich gegen ihn ab, weil er in ihren Augen aufgehört hat, im Vollgenusse des persönlichen „self-government“ zu sein. Das englische Publikum, von dem neun unter zehn Kaufleute, Händler, Fabrikanten und Kleinkrämer sind, glaubt mit dem Gelde, das es zum Armeebudget einsteuert, den Soldaten, der sich für die Ehre oder den Vortheil seines handeltreibenden Vaterlandes todtschießen läßt, mitbezahlt zu haben, hält ihn sich aber sonst „zehn Schritt vom Leibe.“ Ob nun auch nur „Werbesoldaten“ oder „Miethlinge“ — eine Thatsache steht fest: diese in die Uniform Geflüchteten schlagen sich ganz vortrefflich. Die Kriege in Indien und in China haben Das bewiesen. Dieß ist um so mehr hervorzuheben, da eine Aussicht auf Avancement kaum vorhanden; wenigstens geht sie nicht weiter als bis zum Sergeanten. Schon die Fähnrichsstelle muß „bezahlt“ werden; und von da aufwärts hat jeder Rang seine Taxe, die hoch in die Tausende geht. Wer ausscheidet, pflegt die Offiziersstelle an seinen, allerdings geprüften und bestätigten, Nachfolger „auszuverkaufen,“ wie der Ausdruck heißt; ein Geschäft, das durch gerieben Agenten eingeleitet und erledigt wird. Aber der Unbemittelte trägt nicht, wie Napoleon's Grenadier, einen Marschallstab im Tornister. Ein Avancement, wie das Havelock's, der Ostindien den Engländern gerettet, als Gemeiner den Dienst begonnen, jahrelang Subaltern geblieben und dann erst durch die Noth des Augenblicks die Leiter aufwärts gehoben wurde — ist eine Rarität und konnte auch nur in einem Kolonialande, so und so viele tausend Meilen vom börsenstolzen, in Vorurtheilen verknöcherten Mutterlande sich ereignen. Die Werbetrommel ist es, welche die englische Garde und die Linie in Vollzahl erhält, und sie geht um im ganzen Lande, in England, Schottland und Irland, von den fischerbewohnten Kaps der Hebriden bis zu der südlichsten Spitze Cornwall's, wo die zähen, finsterblickenden Abkömmlinge eines frühern Strandräubervolks und die eisenfesten Bergleute der Zinn- und Kalkschachte wohnen. Wo immer ein Wirthshaus auf offener Heide oder auf den Kartoffelfeldern Irlands, wo immer englischer Gin, schottischer Usquebagh und irischer Whisky geschenkt wird, da ist der Werber nicht weit, sei es in Uniform oder der leichtern Täuschung wegen im Zivilanzuge. Denn der „Rausch“ und die „List“ sind die erfolgreichsten Helfer der werbenden Sergeanten, der die Pfunde in der Tasche klingen läßt, immer „freihält“, ein unerschöpflicher Anekdotenjäger ist, den Müttern den Hof macht, der Braut den Schabliebsten als den goldgestickten Kapitän der Zukunft vormalt, zehn Eide schwört, die nie gehalten werden, und so viel hundert angenehme Lügen zu erzählen weiß. Das Leben ist ein Tanz, der Soldatendienst eine Polonaise nach seiner Schilderung. Toast um Toast, Brüderschaft um Brüderschaft. „Hipp! Hipp! Hurrah!“ der Schilling fällt leise in die Hand, und der Vogel ist gefangen. Der Sergeant hat seine Tantième verdient. Und am nächsten Morgen erwacht „Tom“ oder „Jack“ mit großem Kopfweh und schwerem Herzen und starrt erstaunt auf die flatternde Bänderkokarde in Roth, Blau und Weiß, die ihm während des tiefen Trinkens an die Mütze gesteckt worden. Er hat keine Guineen, um sich jetzt noch loszuhandeln. Dann geht es zum Doktor, der die Muskeln und Glieder prüft, dann zum Fahneneide und eine Woche später zu Schiffe, um in West- oder Ostindien die Fieberstationen durchzumachen. In London kaum zweihundert Schritte vom Parlamentsgebäude zu Westminster, liegt eine Charles Street. Dort, wo die Kasernen der Garde nicht weit sind, wimmelt es von Werbesergeanten und Bierhäusern. Erstere sind kenntlich an den rothweißblauen Bändern, die von der Mütze flattern, an dem Rohrstock, dem Zeichen ihrer Würde, da Militärpersonen, wenn nicht in unmittelbarem Dienst, keine Waffe öffentlich tragen dürfen; am Meisten spricht aber ihr behäbiges Wesen, das feiste, rosige Gesicht, das humoristische Auge, die pfiffige Vertraulichkeit, mit welcher sie Jedem, der nicht seine Kleider trägt, oder gerade Beine hat, auf die Achsel klopfen und auf die Werbeplakate weisen, die überall die kleinen schiefen Häuser zieren. Auf dem Lande, auf dem Dorfanger, wo zwar Markt gehalten, aber fast nie getanzt wird — der englische Bauer ist selten fröhlich in solcher Weise — ist das Bild noch farbenreicher. Trommel und Pfeife spielt die nationalen Melodien, vor Allem den Horn Pipe, der am Besten von Berauschten mit den Hacken gestampft wird. Bier fließt mit erhabener Freigebigkeit, der Platz sieht aus wie ein Jahrmarkt. Alte, Junge, Weiber und Kinder, Gruppen „angeheiterter“ Bauersleute, hier und da die gefährlichen bunten Bänder an den Mützen der Werber und der Geworbenen, der Sergeant immer rührig hier und da, spaßend, lachend, prahlend; aber in weiterm Kreise herum blasse, angstvolle Gesichter von Müttern, Schwestern, Bräuten. „Es ist so ewig weit nach Australien, West- und Ostindien oder China!“ Wäre es für das eigene Land, neun unter zehn würden nicht klagen und fürchten! Es ist der Sergeant, der hier einen Burschen erspäht, welcher just mit seinem Treulieb einen Wortwechsel gehabt und schwört, er wolle ihr das Schlimmste „zum Trotz“ thun, und ehe sich die erste Hitze abgekühlt, ist der Schilling in seiner Hand und die Kokarde an seiner Mütze. Und das „Treulieb“ bleibt daheim, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Es ist der Sergeant, der Frau Kathy ihren betrunkenen Ehemann mit „Wort“ und „That“ bearbeiten sieht. Sie hatten sich immer rasch versöhnt, die beiden. Aber heute ist „Tom“ tückisch und fühlt sich geschmeichelt, daß der Sergeant auf seine Gesundheit trinkt, — der liebenswürdige Sergeant, der freigebige Sergeant! Armer Tom! Unter dem Wendekreise wirft Du mit Wehmuth an den „Esel“ als einen verlorenen Liebesnamen und an die Faust

Digitized by Google

der Kathy zurückdenken, die dann vielleicht im Armenhause die langen Jahre abwartet, weil sie versäumt hat, zur rechten Zeit Dich in gesetzlicher Weise als ihren Erhalter zu reklamiren. Und Du hast nie geglaubt, wie bald der Herr Sergeant Dich einen „geleimten Vogel" nennen würde. Es ist der Sergeant, er und kein Anderer, der am Fenster von Mutter Morri's Hütte steht und horcht, wie die alte Mutter drinnen dem geliebten, aber sehr liederlichen Sohn eine thränenvolle Strafpredigt hält. Der aber denkt an seine Kleider und Putz mehr als an Dich. Und er geht aus der Thür, und der Sergeant trifft ihn „zufällig" und fragt ihn spöttisch, ob er zeitlebens am Schürzenbande der Mutter gehen lernen wolle? Und er denkt ganz wie der Sergeant und trinkt sich „unabhängig" und singt und ist Soldat über Nacht. Es hilft ihm nichts, daß er nach 24 Stunden davonläuft und zur Mutter kehrt, die ihn unter das Heu versteckt. Der Sergeant kommt mit 3 Grenadieren am andern Morgen, findet ihn aus, legt ihm Handschellen an, und er wird der Peitsche überliefert. Und dann Lebewohl für viele, viele Jahre! Und kehrt er einst heim, vielleicht wegen Krankheit entlassen, da findet er Alles still im alten Hause, und er geht nach London und wandert, wie viele Kameraden, in zerrissener Uniform bettelnd durch die Straßen. Er hat nie die Beute von fern gesehen, die der Sergeant ihm von den Chinesen und den Radschahs versprochen. Das letzte Glas Branntwein, das er trinkt, bezahlt er dem Wirth mit seiner Medaille oder seinem Orden, den dieser, das Gesetz mißachtend, irgendwo zu verwerthen weiß. Noch vor wenigen Monaten fiel es einem Obersten auf, daß so viele Soldaten seines Regiements ohne ihre Orden auf der Parade erschienen. Das Räthsel wurde bald gelöst, und einige 20 Bierwirthe wurden genöthigt, die „Pfänder" wieder herauszugeben. Dieß ist eine Thatsache, wie gesagt, von neuestem Datum; ebenso wie das hundertfache Deserstiren eine andere Thatsache ist. Indessen Britannien ist eine Insel, und unter hundert werden neunundneunzig bald wieder eingebracht. Dieß sind die Umstände, welche eine so tiefe Kluft zwischen dem Militär- und Zivilstande, die Offiziere ausgenommen, in England hervorgerufen. Der Engländer glaubte zwar Wellington auf's Wort, wenn er sagte: „Gebt mir 10,000 fatte Engländer, 10,000 halbhungerige Schotten und 10,000 halbtrunkene Irländer, und ich will der Welt die Spitze bieten," — aber der Engländer steht auf seinem friedlichen Grund und Boden den Vaterlandsvertheidiger lieber durch seine Abwesenheit glänzen.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Es gibt nur wenige Karten von einem ähnlich weiten Gebiete in solchem großen Maßstabe, als diejenige vom europäischen Rußland, welche unlängst von der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft in 12 großen Blättern und im Maßstabe von $^1/_{1,000,000}$ herausgegeben worden ist. Mindestens $^2/_3$ von ganz Europa umfassend, enthält diese Karte zum Erstenmale die Resultate der großartigen russischen Generalstabs-Aufnahmen bis auf die neueste Zeit, welche in Ausdehnung diejenigen aller anderen Staaten Europa's weit übertreffen. General-Lieutenant von Blaramberg, Direktor des kaiserlich russischen topographischen Kriegs-Depots, der die Herstellung dieser Karten leitete, gibt im 2. Hefte von Petermann's geographischen Mittheilungen (Gotha, bei Perthes) ein Memoire zu denselben. Auch über die russischen Aufnahmen des Kaspischen Meeres unter Kapitän Iwaschinzow wird in einer anderen Abhandlung Bericht erstattet; nach der beigegebenen kolorirten Karte bildet das Becken dieses Binnenmeeres zwei große zertrennte Vertiefungen von beinahe 3000 Fuß. Das Heft enthält ferner Berichte über die schwedische Expedition nach Spitzbergen, die Beobachtungen des Reisenden Dr. A. Schläfli in Kurdistan und Mesopotamien.

Dr. Albrecht Erlenmeyer in Bendorf bei Koblenz, hat eine „Uebersicht der öffentlichen Irren- und Idioten-Anstalten aller europäischen Staaten" (Neuwied, bei Heuser) zusammengetragen. Danach besitzt Deutschland die meisten Irren- (157) und Idioten- (16) Anstalten in Europa, dann kommt Frankreich mit 110 Irren-Anstalten, dann Großbritanien mit 81. Am wenigstens haben Spanien (7), Portugal (4), Griechenland (3) und Türkei (2). Belgien steht mit 51 Irren-Anstalten in der Mitte.

Düsseldorf, 7. April. Es hat sich hier ein Komite gebildet, um Veranstaltungen zu treffen, dem verstorbenen Direktor v. Schadow ein Denkmal zu setzen. Er verdient es als der eigentliche geistige Schöpfer der hiesigen Akademie, welche eine so hervorragende Stellung in der Entwicklung der deutschen Malerei einnimmt und welche so vielfach betheiligt ist bei den künstlerischen Bestrebungen und Schöpfungen der Rheinprovinz insbesondere. An allgemeiner Betheiligung ist daher nicht zu zweifeln. Schon jetzt sind von hochstehenden Freunden des Verewigten sehr bedeutende Beiträge zugesichert worden.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Ballaud'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 91 Donnerstag, 16. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Lothar seinerseits dachte, als er sich ein Stück von ihr setzte:

„Ist dieß wohl dasselbe spielende, freundliche und freudestrahlende Kind, das ich noch vor ganz kurzer Zeit sah? Bedurfte es also bloß einiger wenigen Tage, um sie zu verwandeln? — Und gleichwohl, wie anbetungswürdig war sie nicht, wie furchtbar schön ist sie nicht jetzt."

Als sie wieder allein waren, setzte sich Schuldfried und sagte mit ruhiger Stimme:

„Es befremdet mich, Herr Baron, daß ein Brief von meinen Freunden durch Ihre Hände zu gehen braucht."

Stolz richtete Schuldfried ihr schönes Haupt empor. Beim Anblick Lothars stand es mit schrecklicher Klarheit vor ihrer Seele, daß sie mit dem Gläubiger ihrer Mutter sprach, demselben Manne, der gedroht hatte, die arme Wittwe hinauswerfen zu lassen, im Fall sie ihren Pacht nicht bezahle. Schuldfrieds Inneres war von Unmuth erfüllt. Kam dieser Mann vielleicht, um sich an ihrer Niedergeschlagenheit und Demüthigung zu weiden, bei dem Bewußtsein, daß ihre Mutter von seiner Willkür abhänge, oder hoffte er, der reiche Canitz, die Tochter der armen Wittwe würde sich zu bitten für die Mutter nöthigen lassen? Wie dem auch sein mochte, er sollte in dieser Beziehung seinen Wunsch nicht erfüllt sehen. Sie fühlte sich vollkommen von der tiefsten Verachtung beherrscht, über die gemeine Rache, die er nehmen wollte.

Lothar hatte lange gewartet, bevor er ihre Anrede beantwortete. In dem kalten Ton lag Etwas, das ihn verletzte, weil er wußte, daß er diesen Empfang nicht verdiente. Er bedurfte mehrerer Minuten, um den unangenehmen Eindruck desselben zu verwinden.

„Professor Aberney," begann Lothar, „ist den russischen Behörden verdächtig, und deßhalb hielt er es fürs Rathsamste, einen zuverlässigen Boten zur Ueberbringung dieses Briefes zu benützen, den er bei seiner Abfahrt aus Abo einem seiner Freunde übergab. Dieser Freund dagegen, der zu ängstlich um seine eigene Sicherheit besorgt war, als daß er es gewagt hätte, ihn zu bestellen, übergab ihn dem Generalgouverneur. Dieser seinerseits öffnete ihn. Da der Gouverneur, ein alter Freund meiner Familie, fand, daß der Inhalt ausschließlich Constantin Canitz und nicht den Staat betraf, so schickte er den Brief mir, und ich habe ihn gelesen."

„Mit welchem Recht?" fiel Schuldfried heftig ein, indem sie dabei ganz ihre Rolle kalter Würde vergaß.

„Mit dem Recht, das der Generalgouverneur mir gestattete, indem er ihn mir offen zuschickte. Es ist sehr möglich, daß Sie den Brief nie bekommen hätten, wenn nicht der verhaßte Name Canitz darin stände, und wahrlich bei Gott, kein anderer als Lothar Canitz hätte Ihnen das Schreiben gebracht, nachdem er diese beleidigenden Ausfällen gegen seine Ehre gelesen." Er überreichte Schuldfried den Brief.

„Warten Sie einen Augenblick, ehe Sie lesen," fügte er hinzu. „Ich will Ihnen sagen, was dieses Schreiben enthält. Professor Aberney hat sich auf drei vollen Seiten einzig und allein mit mir beschäftigt. Er zeichnet meine Familie auf eine solche Art, daß Sie verzaubert sein müßten, um nach Durchlesung des Briefes zu glauben, daß an dem Erben aller dieser niederträchtigen Handlungen noch irgend Etwas von einem ehrlichem Manne sein könne. Er warnt, er beschwört Sie, vor mir zu fliehen, als dem Vertreter einer Familie, welche Aberney als einen Fluch für die Erde betrachtet. Und gleichwohl, Schuldfried, es ist dieser Elende, dieser Fiebelkommißerbe der Niederträchtigkeit, wie Ihr Freund sich ausdrückt, der Ihnen einen Brief überreicht, den er hätte vernichten können. Ich bin einzig und allein von Abo hiehergereist, um ihn in Ihre Hände zu übergeben. Für mich war es eine Pflicht, Ihnen sogleich Nachrichten von denjenigen zu verschaffen, die Sie vermissen. Das heißt ja gegen mich selbst arbeiten. Dieser Brief spricht nicht bloß von mir, sondern auch von Ihrer Verbindung mit dem jungen Aberney, von Ihrer Reise nach Schweden u. dgl. Wenn ich also ein schlechter Kerl bin, so habe ich mich wenigstens gegen Sie noch nicht so benommen."

„Wie nennen Sie das, daß Sie meine Freunde angegeben haben?" fragte Schuldfried, die sich an Tante Saras Worte erinnerte und daher Lothars gegenwärtige Handlungen nur als ein Spiel betrachtete, hinter welchem er eine Heimtücke verberge. Auch die

Digitized by Google

Geschichte mit der Eintreibung des Pachtzinses hatte den Erklärungen Saras alle möglichen Wahrscheinlichkeiten gegeben.

„Habe ich sie angegeben?“ fragte Lothar erbleichend.

„Ja, das haben Sie, Sie selbst sind derjenige, der diese Niederträchtigkeit begangen hat.“

„Sie täuschen sich schrecklich,“ sagte Lothar düster. „Einen Augenblick hatte ich wirklich die Absicht, es zu thun; aber auch damals überwand ich die Versuchung, durch eine unrechte Handlung einigen Vortheil zu gewinnen. In der Nacht, bevor man Ihre Freunde von Junta abführte, wurde der Kampf zwischen meinen besseren und schlechteren Gefühlen ausgekämpft; in diesem Augenblick danke ich Gott, daß ich an dem Schicksal, das sie getroffen, keine Schuld trage.“

„Ich kann und darf Ihnen nicht glauben.“

„Und was berechtigt Sie zu zweifeln?“ Was haben Sie gesehen, das Ihnen Veranlassung gibt, mich für einen Mann zu halten, der frech eine Unwahrheit sagt?“ rief Lothar. Der Vorsatz, ruhig zu sein, begann auch bei ihm zu wanken.

„Wenn auch nicht Ihre sichtlichen Handlungen mich zu allen möglichen Zweifeln berechtigen, so führen Sie einen Namen, der den Inbegriff alles dessen, was man treulos nennt, in sich schließt.“

„Schuldfried, seien Sie auf Ihrer Hut; wägen Sie Ihre Worte ab; ich habe mich einmal geduldig von Ihnen mit Füßen treten lassen und als Antwort darauf Ihnen bloß durch mein Benehmen Achtung abnöthigen wollen. Ich bin indeß ein Mensch von heftigen und wilden Leidenschaften. Die Ungerechtigkeit Ihrer Angriffe könnte mich leicht, merken Sie sich das, ich warne Sie, zu einem Extrem treiben, das ich hernach bereuen würde.“

„Vermuthlich, daß Sie meine Mutter von Ihrem Hause jagen ließen,“ fiel Schuldfried bitter ein.

„Schuldfried!“ rief Lothar, indem er aufsuhr. „Was sagen Sie? Welche neue abscheuliche Handlung versuchen Sie mir anzudichten?“

„Baron Canitz, was helfen diese Worte? Sie haben einmal geschrieben, daß Sie mich mit einem einzigen Worte zermalmen könnten; aber Sie täuschen sich. Die Mittel, womit Sie mich zu zermalmen suchen, sind zu ohnmächtig, um die angedeutete Wirkung hervorzubringen.“ Sie erhob sich und fügte stolz hinzu: „Und jetzt haben wir einander sicherlich nichts weiter zu sagen.“

„Nehmen Sie gefälligst Ihren Platz wieder ein,“ versetzte Lothar, dießmal mit bestimmtem und beinahe befehlendem Tone; „noch haben wir einander nicht Alles gesagt, was wir uns zu sagen haben. Sagen Sie mir, Schuldfried,“ fügte er mit weicher Stimme hinzu, „können Sie nicht vergessen, daß Lothar einen Namen trägt, der Ihnen verhaßt ist?“

„Nein, das ist mir unmöglich,“ antwortete Schuldfried und blickte kalt auf den jungen Mann.

„Unmöglich!“ wiederholte Lothar und sein Blick verfinsterte sich.

„Ja, unmöglich! Der Lothar, den ich vor kurzer Zeit lieb hatte, ist verschwunden, und ich werde ihn in Baron Canitz nie wieder finden. Jeder Versuch wäre vergeblich, denn wir lieben nicht, was wir nicht achten — und ich kann den Eigenthümer von Kronbrück unmöglich hochachten; mein Herz kann sich unmöglich dem Sohn des Generals Canitz schenken.“

„Sie können den Sohn des Generals Canitz nicht lieben, sagen Sie,“ versetzte Lothar. Ueber das bleiche Gesicht flog eine Purpurflamme und in den Augen brannte ein düsteres Feuer. „Aber ich kann Sie lieben, obschon Sie die Tochter einer Frau sind, welche als Vergifterin ihres ersten Mannes gebrandmarkt ist und durch dieses Verbrechen auch den Tod ihres zweiten Mannes verschuldet hat.“

„Sie lügen!“ Schuldfried ergriff krampfhaft seinen Arm.

„Lüge ich? Kann Harm Aberneys Tochter dieß zu behaupten wagen?“

Lothar hatte geschrieben: Möge Gott Sie bewahren, daß ich nicht einmal die schrecklichen Worte ausspreche, die auf meinen Lippen schwebten! Aber er ahnte damals die furchtbare Wirkung nicht, die sie hervorbringen sollten.

Einen Augenblick blieb Schuldfried unbeweglich, wie vom Donner gerührt stehen; dann stürzte sie mit einem furchtbaren Angstschrei zu Boden. Sie lag leblos zu Lothars Füßen.

Bei diesem durchdringenden Schrei wurde die Thüre aufgerissen und Annika stürzte herein.

In der nächsten Minute fuhr Lothar in gestrecktem Galopp nach Kronbrück, um Wagner nach Ektorp zu schicken. Er verfluchte die Regung, die ihn vermocht hatte, diese Worte auszusprechen, welche buchstäblich diejenige zermalmen sollte, die er vor jedem Schmerz bewahren zu wollen erklärt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Fräulein Pustowojtoff in Prag.

Die verschleierte Trauerdame, die seit einigen Tagen in Prags Mauern weilt, ist in ihrem gegenwärtigen Aufenthalte nicht der Gefahr ausgesetzt, die Kugeln pfeifen zu hören, höchstens ein Liedchen, und noch dazu von sich selber; denn die polnische Amazone singt auch und spielt Klavier, nachdem ihre Hände Sense oder Stutzen, mit welchen Waffen sie manches Russenhaupt in den Sand gestreckt zu haben behauptet, niedergelegt haben. Mit einer Nummer der französischen Zeitschrift

Digitized by Google

„L'Illustration", in welcher ein Bild und eine kurze Biographie der Adjutantin Langiewicz's enthalten war, betraten wir — erzählt ein Feuilletonist der Prager Morgenpost — die eigentliche Wohnung der Dame, das Haus des Herrn Kapellmeisters Jahn, bei dem sie in der Gesellschaft der Sängerin Fräulein Zawiszanka den ganzen Tag zubringt. Sie trat eben ins Gemach mit freundlichem, französischen Gruße. Fräulein Postowojtoff ist eine schlanke Gestalt; sie trägt eine polnische Robe, am Gürtel das Kreuz, darüber ein Korfuhemd, über das eine bis zum Kinn geschlossene Joppe geknöpft ist. Ihr Antlitz macht einen angenehmen Eindruck; sie ist eine jener Brünetten, deren funkelnde schwarze Augen faszinirend wirken, ein graziöses Lächeln umspielt ihre Lippen, das kurz geschnittene Haar ist in der Mitte getheilt und hinter die Ohren gestrichen. Das Lagerleben hat ihren Teint etwas gebräunt. Sie ließ sich auf das Sopha nieder, ein dienender Geist brachte eine brennende Kerze, an der sich das Fräulein eine Damen-Cigarre anzündete und die blauen Rauchwolken lustig in die Höhe wirbelte. Wohl hatten wir schon gelesen, daß Fraulein Pustowojtoff den Genuß der Cigarre und nach der Sitte ihres Heimathlandes auch den der Spirituosen kultivire; allein wir hielten dieß für die Zuthat eines Biographen, der glaubt, Beides lasse sich von einer Dame, die Adjutantendienste that, nicht trennen. Allein auf unsere Frage, ob sie wirklich diesem zweiten Genusse sich auch hingebe, antwortete sie lächelnd in französischer Sprache (denn in dem Gebrauche der deutschen ist sie nicht besonders gewandt): „Ja, wenn man durch die Wälder streift, friert und nichts zu trinken hat, so greift man gern zur Feldflasche."

„Man hat überhaupt fabelhafte Begriffe von meiner Person," fuhr sie in ihrem muntern Geplauder fort, „sehen Sie, der französische Maler zeichnet mir eine Marque (Warze) auf der Nase, hab' ich denn eine?" Und dabei wandte sie ihr Antlitz mir zu und legte ihre zarte Fingerspitze auf das Stumpfnäschen, nahm nochmals das Bild in die Hand, schnellte lachend von ihrem Sitze auf und klatschte lustig in die Hände.

„Aber ich habe mich hier schon photographiren lassen," erzählte sie weiter, „doch der Photograph mußte mir das Ehrenwort geben, mein Bild nicht früher auszustellen, bis ich Prag verlasse. Ach! ich langweile mich hier zum Sterben." Die Frage, ob denn die hier weilenden Polen ihr keine Besuche abstatten, verneinte sie, und die stammverwandten Czechen trifft auch ein Theil des Vorwurfes, wenn sich die polnische Blasta im königlichen Prag langweilt. „Gestern hatte ich einen angenehmen Besuch, der Adjutant von Langiewicz brachte mir vom geliebten Gebieter Briefe, in denen er mir schreibt, daß ich die klösterliche Zurückgezogenheit aufgeben, mich zerstreuen, befreundete Familien, Promenaden und das Theater besuchen solle, und ich werde ihm folgen, so lange ich in Prag bleiben muß; denn ich hoffe noch immer, daß man mir erlauben wird, nach Paris zu reisen. Ich wollte früher nach Wien."

Fräuleiu Pustowojtoff hegt nur ein sehnsüchtiges Verlangen, nach Polen zurückzukehren, obgleich sie hier dem Gange der Ereignisse in Polen nicht folgt, da sie keine Zeitungen liest. Mit Langiewicz steht sie in Korrespondenz. Sie hat auch dem Langiewicz geschrieben, daß sein Bild in österreichischen illustrirten Blättern und in hiesigen Kunstläden ausgestellt, er aber gar nicht getroffen sei, sondern wie ein Vierziger aussehe, während er erst nach ihrer Angabe 28 Jahre zähle. Der internirte Diktator hat den Entschluß gefaßt, den Bewohnern Prag's sein wohlgetroffenes Konterfei einzusenden, damit sie auch einen richtigen Begriff von seinem Aussehen erhalten. — Die polnische Dame ist nicht, wie Zeitungen berichtet haben, eine Konvertitin, die von der griechischen Religion zur christ-katholischen übertrat, sondern sie ist in letzterem Glauben geboren und erzogen.

Die Cigarre der Dame ist ausgebrannt, wir erheben uns zum Weggehen. Freundlich bietet sie die Hand zum Abschiede und mit einem klingenden „Bon jour!" und einem feurigen Blicke aus ihren Gluthaugen empfiehlt sie sich.

Mieroslawski.

Der „Nadwislanin" hat einen interessanten Brief des Herrn Alphons Bialkowski veröffentlicht, worin es u. A. heißt:

„Geehrter Herr Redakteur! Es ist endlich Zeit, hohe Zeit, daß Europa, namentlich Polen und die provisorische Regierung klar den Charakter Mieroslawski's kennen lernen! Der Charakter des Menschen zeigt sich am besten in unbewachten Augenblicken. So will ich Ihnen von vielen Aeußerungen Mieroslawski's nur einige hier wiedergeben, die mir im Gedächtniß geblieben sind. Es war an einem Sonntage, um die Mitte Februar 1848 in der Zelle 6 des Moabiter Gefängnisses, wo täglich L. Mieroslawski, Wl. Kosinski, Sep. Elsanowski und meine Wenigkeit zusammen aßen. Nach dem Essen besuchten uns Dr. T. Matecki und L. Kaselinski (Letzterer aus der Stadt), bald nach ihnen auch G. Potworowski, der damals zu den Berathungen des Ausschusses vom vereinigten Landtage in Berlin anwesend war. So wie ich als Wirth der Klause dem Herrn Potworowski die anderen Gäste vorgestellt hatte, nahm ihn Mieroslawski sofort derart in Beschlag, daß er uns gar nicht mehr zu Worte kommen ließ, denn er erkannte in ihm das moralische Haupt des Großherzogthums. Wir Anderen schwiegen; denn wir hatten uns einander das Wort gegeben, mit Mieroslawski

Digitized by Google

nicht zu streiten, denn war er durch Gründe geschlagen, so beleidigte er mit Worten, und im Gefängniß konnten wir uns doch nicht schießen. Da Potworowski: Die nicht sprechen konnte, zu denen er eigentlich gekommen war, so entfernte er sich bald, sichtlich verstimmt. So wie er aus der Thür war, begann M. sich über sein schlechtes Polnisch lustig zu machen, während wir Anderen versicherten, er spreche zwar Französisch, wie Polnisch nicht mustergiltig, sei aber ein guter Pole. Worauf M.: „Was heißt das, „guter Pole"? Gehörte er zur Verschwörung?" Dr. Matecki: „Zur Verschwörung gehörte er nicht, weil er sich davon für das Land wenig verspricht; aber auf dem legalen Wege opfert er Vermögen und Leben, ja die Ehre." Mieroslawski: „Was ist der legale Weg?" worauf sich eine lange Diskussion entspann, die mit folgenden Worten Mieroslawski's schloß: du reste — nur auf dem Wege der Verschwörung kann ich in Polen zur Bedeutung kommen, und kann ich in Polen nichts bedeuten, dann will ich lieber zum Russen und hunderttausend Teufeln gehen!" Heute, nachdem M. mit seiner Protestation hervorgetreten, nachdem er zu behaupten gewagt, er habe Polen wegen schwerer Krankheit verlassen, während er ganz gesund durch K. gefahren ist, und dort sich beklagt hat, daß man ihm eine Kraft vorgezogen, über die er zu gebieten gedachte, heute, wo die provisorische Regierung vielleicht wieder bereit ist, einem Menschen dieser Art die Diktatur anzuvertrauen, heute wäre längeres Schweigen über solche Charakter ein Verrath an der Nation. Hr. B. notirt nun noch weitere Aeußerungen: „Gib mir heute 2 Mill., so will ich sie schließlich zur Verschwörung anwenden, parceque la conspiration est mon métier; wäre ich aber als Millionär geboren, sollte mich der Teufel plagen, wenn ich je mich zur Verschwörung hätte bringen lassen." Für diese Aeußerung werden ebenfalls Zeugen angeführt. Ein anderes Mal sagte er: „Nur durch die Zentralisation. Sie hat nicht darum 14 Jahre gearbeitet, um sich die Gewalt aus den Händen winden zu lassen."

Mannigfaltigkeiten.

Die „Times" enthält einen Brief des bekannten Naturforschers James Glaisher über seine neunte Luftfahrt, dem wir folgende Beschreibung entnehmen: „Als wir eine Meile hoch waren, hörten wir noch deutlich das tiefe Brausen Londons, und in größeren Höhen konnten wir noch ein leises Murmeln vernehmen. In der Höhe von 3 und 4 Meilen war die Aussicht wirklich wundervoll, wie ein Plan lag London mit seinen Vorstädten unter uns, wie eine geographische Karte erschien uns das Land im Allgemeinen, und den Windungen der Themse mit dem Auge folgend, erblickten wir die weißen Klippen von Margate und sahen bis nach Dover. Brighton zeigte sich uns und das Meer, und die ganze Küste lag klar vor uns bis Yarmouth. Den Norden verhüllten Wolken. Unter uns und im Süden schienen einige Wolken wie Flocken glänzender Wolle auf der Erde zu ruhen. Nach Windsor hin schauten wir die Themse wie glitzerndes Gold und die Gewässer in der Umgebung wie helles Silber. Deutlich konnten wir sehen, wie in der Nähe von Putney die Wellen ans Ufer anschlugen und kräuselnd zurückprallten. Eisenbahnzüge waren die einzigen sichtbaren Gegenstände, die sich bewegten, und sie erschienen wie irgend ein kriechendes Thier, fast gleich einer Raupe; der Rauch sah aus wie eine schmale Schlangenlinie von Nebel."

[Ein Naturspaß.] Ein geistreicher französischer Rechner hat vorgeschlagen, das Jahr 1863 als „Jahr 9" zu bezeichnen. Addirt man die beiden ersten Ziffern 1 und 8, so erhält man 9 und die beiden anderen 6 + 3 geben dasselbe Resultat. Setzt man die beiden Ziffern 1 und 8 unter die anderen 6 und 3 und addirt beide, so erhält man 81 und 8 + 1 ist wieder gleich 9. Subtrahirt man dagegen 18 von 63, so bleibt 45, und 4 + 5 ist abermals 9. Dividirt man 63 mit 18, so ist der Quotient 3 und der Rest 9; multiplizirt man dagegen die vier Zahlen 1, 8, 6, 3, so erhält man 144, deren drei Ziffern addirt (1 + 4 + 4) wieder 9 ergeben. Addirt man ferner 1 + 8 + 6 + 3, so erhält man 18 und 1 + 8 = 9, und theilt man 1863 mit 9, so ist der Quotient 207, dessen drei Ziffern abermals 9 ergeben, u. s. w. Der Autor dieser Berechnungen schließt aus ihnen, daß dieses Jahr reich sein werde an Revolutionen; denn es sei ohne Widerrede seit Jahrhunderten dasjenige, in dem es le plus de neuf gebe.

[Geschmackssache.] Dr. Vindon, zur französischen Mission in Madagascar gehörig, berichtet der Regierung über die dortige Lebensweise kuriose Dinge. Eine Lieblingsnahrung sind Würmer und Raupen, welche die Reichen in Oel backen und mit geriebenem Käse und Eigelb verzehren; so zubereitet, gelten sie für eine fürstliche Speise.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 92 Freitag, 17. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Drei Wochen schleppte Lothar sein Dasein auf Kronbrück hin, ohne einen Funken von Hoffnung, ohne die mindeste Linderung der Qualen, die ihn verzehrten. Der Doktor hatte diese Zeit über täglich Ektorp besucht. Schuldfried sei schwer erkrankt, hieß es, wenn er zurückkam. Auf die angstvolle Frage: Wie befindet sie sich? erhielt Lothar immer dieselbe Antwort: Es ist noch keine Besserung eingetreten.

Wir wollen den Leser nicht mit einer Darstellung seines Gemüthszustandes ermüden, denn es wäre vergeblich all die Reue, Unruhe und die schmerzlichen Selbstanklagen zu schildern, die ihn quälten.

Eines Sonntag Abends saß der junge Baron bleich, abgezehrt und beinahe unkenntlich in seinem Kabinet. Er schrieb, schrieb an sie. An diesem Brief hatte er schon drei Wochen täglich geschrieben. Es war kein Brief mehr, sondern ein ganzes Buch. Der Doktor hatte sich entschieden geweigert, während ihrer Krankheit auch nur eine einzige Zeile zu übermitteln, weil sie nicht aufgeregt werden dürfe.

Die Lampe warf ihren bleichen Schein auf Lothars düstere Züge. Alles um ihn her war still und öde. Plötzlich fuhr ein Wagen im Hofe auf. Bei seinem Gerassel erhob Lothar das Haupt und lauschte. Sein Blick war mit gespannter und qualvoller Erwartung auf die Thüre gerichtet. Bald hörte man Tritte im Zimmer draußen und unmittelbar darauf trat Doktor Wagner ein.

Das lächelnde Gesicht des Polen hatte an diesem Abend einen triumphirenden höhnischen Ausdruck.

Lothar, den seine eigene Unruhe allzu sehr in Anspruch nahm, achtete nicht darauf, sondern rief dem Doktor zu:

„Wie steht's heute Abend?"

„Gut!" antwortete der Arzt und reichte ihm einen Brief. In Wagners Ton lag eine so unverkennbare Schadenfreude, daß Lothar, der just in diesem Augenblick aufschaute, unwillkürlich vor dem Ausdrucke in seinem Gesicht schauderte. Er blieb unbeweglich, ohne den Brief in Empfang zu nehmen.

„Welche schreckliche Bedeutung hat wohl dieses Wort?" fragte Lothar und drückte seine Hand über die Augen. Dann fuhr er auf. „Haben Sie ihr Leben nicht retten können und kommen Sie jetzt, sich an meiner Verzweiflung zu weiden?" Er streckte die Hand aus und ergriff ein auf dem Tische liegendes Pistol. „Sagen Sie schnell: lebt sie, oder ist sie todt?"

„Sie lebt und ist gesund," antwortete der Doktor. „Dieser Brief muß Sie überzeugen," fügte er mit einem fürchterlichen Lächeln hinzu.

Augenblicklich war der Brief aus des Doktors Hand und Lothar las folgende Zeilen:

„Wenn Sie dieß empfangen, hat Harm Abereys Tochter schon seit einer Woche Finnland verlassen. Suchen Sie nicht, Sie werden niemals wiederfinden Schuldfried."

Lothar stieß ein Gebrüll aus und mit der Schnelligkeit eines Panthers warf er sich auf den Doktor, indem er rief:

„Schurke, Du hast mich betrogen! Wenn Du zehn Leben hättest, so könntest Du mir das nicht büßen."

Mit der ganzen Stärke wahnsinnigen Zornes hatte Lothar den Doktor mit der einen Hand um den Hals gefaßt, in der andern blitzte ein Pistol. Wagner schloß die Augen; aber in demselben Moment, wo der besinnungslose Lothar losdrücken wollte, griff ihm Jemand in den Arm; die Kugel flog an Wagners Kopf vorbei und durch die Wand.

Eine Stimme, melodisch und mild, rief auf französisch:

„Unglücklicher, willst Du Dich im Blute Deines Lehrers besudeln?"

Beim Tone dieser unerklärlichen, wunderbaren Stimme entfiel das Pistol der Hand Lothars; er ließ Wagner los und wandte sich um.

Vor ihm und dem Doktor stand eine hochgewachsene Frau mit einem nicht mehr jungen, nicht mehr schönen Gesicht, aber mit dem Ausdruck einer Heiligen. Ihr Blick ruhte auf Lothar. Darinnen stand eine leidenschaftliche Zärtlichkeit und tiefe Betrübniß zu lesen.

„Hast Du Deinen Schwur vergessen?" fragte sie und streckte die Hand gegen ihn aus. „Hast Du vergessen, daß Du, welche Schlechtigkeit dieser Mann auch gegen Dich begehen möge, niemals die gräßliche Schuld vergrößern wolltest, worin Deine Ahnen gegen sein

Digitized by Google

Geschlecht stehen? Die Missethat des Verbrechers muß an seinen Kindern gesühnt werden. Du, der Schuldfreie, mußt gut machen, was der Schuldige verbrochen hat." — —

„O Mutter," murmelte Lothar mit lautloser Stimme und warf sich zu ihren Füßen.

* * *

Die Richtung unseres Lebens, die Wendung die unsere besseren und schlechteren Anlagen nehmen, hängt gewöhnlich von den Widerwärtigkeiten und Leiden ab, die uns treffen. Bei einem Theil Menschen wirken sie aufreizend, bei einem andern zermalmend, und bei einem dritten erwecken und bewirken sie eine wahre Selbstprüfung. Letzteres war bei Lothar der Fall.

Er äußerte einmal über sich selbst: „Was sich Böses oder Gutes in mir vorfindet, das werde ich erst dann erfahren, wenn einmal ein starkes und heftiges Gefühl sich meiner bemächtigt." Er hatte Recht.

Die Neigung zu Schuldfried war keine Laune, die etwa aus der trüben Quelle wilder Leidenschaften geflossen wäre, sondern sie war aus dem edelsten und besten Boden des Herzens aufgesproßt. Um ihr in sittlicher Beziehung näher zu kommen, hatte Lothar jedem unedlen Gefühl Schweigen aufgenöthigt. Er wollte sich keinen Vortheil auf Kosten dessen erkaufen, was seine besseren Instinkte verwarfen. Auch hatte er, als er nach dem Gespräch mit dem Doktor beschloß, Aberney anzuzeigen und beßhalb einen Brief an den Generalgouverneur schrieb, im Augenblick, wo dieser abgesandt werden sollte, von einer Handlung abgestanden, die er für unwürdig hielt. Von dieser Art Personen auf die Seite zu schaffen, die er seinen Interessen gefährlich glaubte, wollte er keinen Gebrauch machen. Nein, die Gunst, die er von ihr wünschte, durfte er keinen unedlen Handlungen zu verdanken haben. Genug, der Brief wurde vernichtet.

Ehe er nach Ektorp ritt, um wo möglich Schuldfried zu treffen, erhielt er einige Zeilen von dem Doktor, der ihn benachrichtigte, daß jeder Schritt in der Aberney'schen Sache überflüssig sei, weil der Professer sich durch seine eigene Unbedachtsamkeit bereits selbst ins Verderben gestürzt habe.

„Um so besser, flüsterte Lothars Egoismus. „Ich werde also von ihrer Gegenwart befreit werden, ohne ihre Beseitigung verschuldet zu haben."

Darauf begab er sich nach Ektorp, um sich auf die eine oder andere Weise ein Zusammentreffen mit Schuldfried zu ermöglichen. Die Ereignisse, die hernach erfolgten, sind uns bereits bekannt.

Wir verließen Lothar in dem Augenblick, wo er sich der unbekannten Vermittlerin zu Füßen stürzte. Wir wollen jetzt erzählen, was zwischen ihr und ihm vorging.

Nach Lothars ersticktem Ausruf wandte sich die Dame zu dem Doktor und bestimmte ihn, sich zu entfernen. Dann verwandte sie den größern Theil der Nacht zu einem Gespräch mit Lothar. Gegen Morgen wurde nach dem Doktor geschickt. Lothar hatte in Folge der wechselnden Gemüthsbewegungen, denen er ausgesetzt gewesen, eine heftige Blutstockung bekommen, die einen Aderlaß nöthig machte. Nach einigen Stunden fühlte sich der Baron besser; Nachmittags reiste er mit der unbekannten Dame von Kronbrück ab und hinterließ den Doktor in einem Chaos von Vermuthungen. Er, der sämmtliche Fäden der Ereignisse in seiner Hand zu besitzen und die Schicksale der betreffenden Personen nach seinem Gutdünken gestalten zu können geglaubt hatte, er mußte sich just in dem Augenblick, wo er Lothar in einen Abgrund von Qualen gestürzt zu haben hoffte, seinen Raub entrissen sehen und war außer Stand gesetzt, das vor ihm liegende Räthsel zu lösen.

Von der wilden Raserei, die Lothar bei der Nachricht von Schuldfrieds Flucht ergriffen hatte, war jetzt keine Spur mehr zu sehen, als der Doktor kam, um ihm beizustehen, und als Lothar von Kronbrück abreiste, hatte er sich vollkommen ruhig gezeigt und dem Doktor die Hand gereicht, mit den Worten: „Leben Sie wohl, Doktor; vielleicht treffen unsere Wege nie mehr zusammen. Sollte es indeß wider Vermuthen geschehen, so seien Sie überzeugt, daß es Ihnen gestern zum Letztenmal gelungen ist, meine Gefühle dermaßen zu steigern, daß meine Vernunft und mein Wille sie nicht mehr zu zügeln vermochten. Suchen Sie meinen Zornesausbruch zu vergessen, wie ich die Veranlassung zu vergessen suchen will."

Nach wenigen Minuten befand sich Wagner allein auf Kronbrück, allein mit seinen zerrissenen Intriguenfäden, deren neue Verknüpfung Zeit, Nachdenken und Beharrlichkeit erforderte. Der Doktor war indessen nicht derjenige, der wegen einer Niederlage in seinen Bestrebungen unthätig blieb. Nein, mißlang es ihm auch zehnmal, so begann er es das Eilftemal wieder, bis er früher oder später dennoch zu dem ersehnten Ziele gelangte. Wir können ihn jetzt bis auf Weiteres seinem Schicksal überlassen, mit der Gewißheit, ihn später wieder zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Mexiko.

(Nach Bayard Taylor.)

An einem schönen sonnigen Frühlingsmorgen, bald nach meiner Ankunft in Meriko, machte ich mich auf, die Stadt in Augenschein zu nehmen. Der Himmel war völlig unbewölkt, die Luft von einer entzückenden

Digitized by Google

Kühle und Frische; zugleich so dünn und fein, daß man unwillkürlich rascher athmete, und wenn dieß für den ersten Augenblick auch überaus anregend auf die Nerven wirkte, so fühlte ich mich doch schon nach wenigen Minuten einigermaßen erschöpft. Die meisten Kaufläden waren geschlossen, und das Volk der umliegenden Dörfer fand sich bereits zur Frühmesse ein. Die Straßen sind breit, ziemlich sauber gehalten und machen den Eindruck einer größern Solidität und Dauerhaftigkeit als die der andern modernen Städte. Sämmtliche Häuser sind von Stein, mit nur wenigen Fenstern nach der Straße heraus; dafür befindet sich in der Mitte ein hoher gewölbter Thorweg, der zu dem „Patio“ oder Hofraum führt, von wo man erst einen Ueberblick über die ganze Größe und Pracht der Gebäude gewinnt. Ich genoß im Vorübergehen durch diese Thorwege oft einen reizenden Blick in das Innere, bald auf einen reich mit Skulpturen verzierten steinernen Rahmen, der das sonnige Bild einer Fontaine einschloß, bald auf eine Gruppe von Orangenbäumen oder auf die schlanken graziösen Säulenstellungen des Korridors. Die Gebäude sind mit hellen, frischen Farben gemalt, meist weiß mit roth; zuweilen sind sie sogar von oben bis unten mit arabeskenartigen Mustern in Fresco bedeckt. Die Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln, fast mit derselben Regelmäßigkeit wie von deutschen Städten z. B. in Mannheim, das System ihrer Benennung aber ist für den Fremden im höchsten Grade verwirrend. Ein Name erstreckt sich oft nur auf die Länge weniger Häuser, so daß eine und dieselbe Straße an verschiedenen Stellen wohl zwanzig Namen führt. So gibt es in dieser Stadt mehrere tausend Namen von Straßen, während die Zahl der letzteren in Wirklichkeit doch nur gering ist.

Ich wanderte einige Zeit umher und schaute nach der „Plaza mayor“ aus, bis mir endlich einfiel, daß ich nur dem Strom der Volksmenge zu folgen brauche, um diesen Platz sicher zu finden. Er liegt ganz im Mittelpunkte der Stadt, während das eigentliche Geschäftsviertel sich am äußersten westlichen Ende befindet. Gewiß ist er einer der prächtigsten Plätze der Welt, obwohl für seine Schönheit noch immer nicht genug gethan ist. Er nimmt ungefähr 14 Morgen Landes ein, die, mit Ausnahme einer Doppelreihe von Orangenbäumen die Front der Kathedrale entlang, völlig frei und ununterbrochen sind. Die herrliche Reiter-Statue Karls IV. von dem mexicanischen Bildhauer Tolsa, die früher in der Mitte stand, ist seit dem Unabhängigkeitskriege entfernt und durch kein anderes Kunstwerk ersetzt worden. — Der 500 Fuß lange National-Palast dehnt sich fast über die ganze östliche Seite des Platzes aus, während die Kathedrale mit einer anstoßenden Kirche die nördliche einnimmt. Um die beiden andern Seiten läuft ein „Cortal“, der fast bis zur Höhe seiner Bögen durch die hier zum Verkauf gestellten buntfarbigen Waaren angefüllt ist. Eines der Häuser, welche diesen „Cortal“ bilden, ist durch Cortez erbaut worden und befindet sich noch heute im Besitze seiner Nachkommen. Wie auch in unsern Städten hält auf der einen Seite des Platzes eine lange Reihe von Miethsfuhrwerke und Pferden, deren Führer den Vorübergehenden mit unaufhörlichen Einladungen zum Fahren oder Reiten bestürmen.

Die Kathedrale erscheint imposant, in Folge ihrer riesigen Dimensionen, der Anblick der Front aber wirkt eher verletzend wegen des unharmonischen Architektur-Styls. Der Baumeister scheint einen Plan nur entworfen zu haben, um ihn alsbald wieder fallen zu lassen und den Rest in einem andern Styl zu vollenden. Die Front bis zum Dach der Kathedrale sieht ehrwürdig altersgrau und verwittert aus, wogegen die beiden massenhaften, viereckigen und schmucklosen Thürme, die sich darüber erheben, so glänzend weiß und frisch sind, als wären sie erst gestern fertig geworden. Die Front der anstoßenden Kirche ist mit sehr fleißigen Skulptur-Ornamenten bedeckt, die aber an demselben Mangel architektonischer Einheit leiden. Viel vollkommener in seiner Struktur erscheint das Innere der Kathedrale. Das Schiff, dessen luftige Bogen auf Säulen von halbgothischem Charakter ruhen, macht mit dem prächtigen Hochaltar an seinem äußersten Ende, mit der glänzenden Menge des Goldes, Silbers und der kostbaren Steinarten, so wie in dem gedämpften Licht, wovon es durchdrungen ist, einen wahrhaft erhabenen Eindruck. In den Seitenschiffen steht man manches schöne Gemälde, über Alles aber ergießt sich derselbe Schimmer von Gold und verschwenderischer Pracht. Die Kathedrale war bis zur Thür gedrängt voll von Rancheros, Indianern, stattlichen in Seide und Juwelen gekleideten Damen, von Soldaten und Leperos, die alle Einer neben dem Andern auf den Knieen lagen. Die Klänge der Orgel, die auf ihrem vollen Strome die Stimmen des Chors trugen, rauschten mächtig durch das Schiff der Kirche. Ich erkannte unter den Sängern einige sehr schöne Stimmen, aber es fehlte dem Gesang doch jener vollkommene Einklang, durch den der Italienische Chor sich auszeichnet.

(Schluß folgt.)

Aline v. Schlichtkrull.

Die kürzlich in Berlin verstorbene Schriftstellerin Aline v. Schlichtkrull war die Tochter eines wohlhabenden Gutsbesitzers in Pommern und lebte in Berlin lediglich ihren Studien und ihren schriftstellerischen Arbeiten in glücklichen, unabhängigen Verhältnissen. Schon frühzeitig zeigte sie eine seltene poetische und zugleich musikalische Begabung, verbunden mit einem ungewöhnlichen

Digitized by Google

Wissenstrieb und großer Liebenswürdigkeit des Charakters. Als siebzehnjähriges Mädchen schrieb sie ihren ersten Roman und zwar in englischer Sprache, die sie wie ihre eigene Muttersprache kannte und gebrauchte. Ihre nächste Arbeit war die Erzählung: „Eine verlorene Seele", die bei ihrem Erscheinen eine wohlverdiente Aufmerksamkeit erregte und ihr viele Freunde erwarb. Trotz mancher Mängel dieses deutschen Erstlingswerkes übertraschte die junge Dichterin durch die Eleganz ihrer Schreibweise, die reiche Fülle ihrer selbständigen und fast männlichen Gedanken, so wie durch die Kraft der Darstellung und die Schärf ihrer Charaktere, die eine für ihr Alter bewunderungswürdige Beobachtungsgabe bekundeten. Später wandte sie sich dem historischen Romane zu, den sie mit besonderer Liebe pflegte. Wie streng sie selbst ihre Aufgabe erfaßte und wie ernst sie zu Werke ging, bewiesen ihre Studien. Als sie den mehrbändigen Roman „Richelieu" schrieb, konnte man täglich auf der königlichen Bibliothek eine junge, zarte, anmuthige Dame mitten unter Studenten und Professoren erblicken, umgeben von alten Folianten, französischen Geschichtswerken, Kupferstichen und Landkarten. Das bescheidene Mädchen mit den feinen geistreichen Zügen und dem blonden Lockenkopf war Aline v. Schlichtkrull, die sich hier in die Quellen ihres Romanes vertiefte. Aber auch diese Studien genügten ihr noch nicht, und in ihrer Gewissenhaftigkeit reiste sie in Begleitung ihres Vaters nach dem südlichen Frankreich, um den Schauplatz ihres Romans, aus eigener Beobachtung kennen zu lernen und an Ort und Stelle die genauesten Details zu erforschen, wobei sie allerdings durch ihre Verhältnisse begünstigt wurde. Bei einer anderen Gelegenheit drängte sich ihr der Gedanke auf, zur Förderung ihrer Studien sich mit der lateinischen Sprache bekannt zu machen. Mit der ihr eigenen Willensstärke ging sie sogleich an die Ausführung ihres Planes, ohne sich von den mannigfachen Schwierigkeiten abschrecken zu lassen. Mit ehernem Fleiße lernte sie die Regeln der Grammatik, und in kurzer Zeit war sie im Stande, die römischen Schriftsteller in ihrer Muttersprache zu lesen. Trotz diesen gelehrten Neigungen und wissenschaftlichen Bestrebungen war Aline v. Schlichtkrull nichts weniger als ein pedantischer Blaustrumpf. Vielmehr erinnerte ihre ganze Erscheinung und die Anmuth ihres Wesens an jene hochgebildeten und liebenswürdigen Frauen des 16. und 17. Jahrhunderts an den Höfen der Mediciäer und der Fürsten von Este, welche die Arbeit und den Ruhm der damaligen Gelehrten und Dichter theilten, ohne je ihre zarte Weiblichkeit zu verleugnen. Mit demselben Eifer wie ihren Studien widmete sie sich ebenfalls der Musik, sowohl technisch, wie praktisch. Sie kannte den Generalbaß und spielte das Klavier mit meisterhafter Virtuosität. Ein Zehrfieber, woran sie längere Zeit schon gelitten, machte ihrem jungen Leben ein Ende. Ihre letzte Arbeit war die Biographie des Ministers Stein, gleich ausgezeichnet durch Form und Gehalt, zugleich ein Zeugniß ablegend für die freie, von keinem Standesvorurtheil beschränkte Gesinnung der jungen Schriftstellerin, deren früher Tod allgemein betrauert wird.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein königliches Nähmädchen.] Dieser Tage stand in London vor dem Polizeigericht ein altes Mütterchen von 60 Jahren, Maria Stuart, eine Näherin, unter der Beschuldigung, an der Wohnung des Lord Palmerston mit Absicht eine große Scheibe zerbrochen zu haben. Als Hauptzeuge tritt der Kammerdiener des Lord auf, welcher erklärt, die Angeklagte sei zu ihm gekommen, habe gefragt, ob hier Lord Palmerston wohne, und auf die bejahende Antwort einen Stein in das Fenster geschleudert. Aufgefordert, sich zu vertheidigen, hält die Näherin eine lange Rede, in welcher sie behauptet, sie sei eine Enkelin des Prätendenten Karl Stuart, seit 1829 habe sie die Regierung in Bittschriften um Anerkennung ihrer Rechte gebeten, aber immer ohne Erfolg. Als sie sich ebenfalls vergebens an den verstorbenen Sir James Graham gewendet hatte, warf sie diesem, wie jetzt dem Lord Palmerston, ein Fenster ein, um ihn auf diese Weise zur Anerkennung ihrer Rechte zu zwingen. Leider aber hatte der kühne Wurf für sie nur die schlimme Folge, daß man sie sieben Jahre lang einsperrte, unter dem Vorgeben, sie sei verrückt. Endlich wurde sie von einer Kommission untersucht und für vollkommen bei Verstand erklärt, worauf man sie ihrer Haft entließ. Da sie neuerdings an Lord Palmerston geschrieben und von diesem wie früher keine Antwort erhalten hatte, warf sie dem edlen Lord zur Strafe das Fenster ein. Das Gericht hat die Verkündigung des Urtheils noch hinausgeschoben.

Blondin, der bekannte Seiltänzer, der über den Niagarafall spazierte und dann in London seine halsbrechenden Kunststücke machte, ist jetzt auf dem Wege nach Berlin. Seine Agenten suchen bereits eine passende Stelle zu dem Spaziergang aus, doch sind sie noch in Zweifel, ob sie die Promenade zwischen den beiden Thürmen auf dem Spandauerbock, oder vom Reuterschen Kaffeehaus in Treptow über die Spree nach der Spitze des Stralauer Kirchthurms wählen sollen. Ein sonderbarer Engländer, der gewettet, daß Blondin doch einmal mit ihm fallen und den Hals brechen oder ertrinken werde, begleitet den Seiltänzergänger, um sich von ihm bei seinen Künsten auf dem Rücken tragen zu lassen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bagland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 93 Samstag, 18. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Lothar begab sich nach Petersburg. Der Schiffbruch seiner schönsten Hoffnungen und der gewaltige Schmerz, der dadurch hervorgerufen wurde, hatte einen gänzlichen Widerwillen gegen alle Thätigkeit bei ihm erzeugt. In sein Hotel eingeschlossen, verbrachte er seine Tage damit, daß er entweder, wie es schien, in tiefes Grübeln versenkt im Zimmer auf- und abging, oder auf dem Sopha lag und zur Decke hinaufstierte. Während dieser Wochen ging Lothar sein ganzes vergangenes Leben, die Uebereilungen, die Ausschweifungen und den Uebermuth, die seine Jünglingsjahre gekennzeichnet hatten, durch; dann kam der glühende Enthusiasmus, womit er seinen Beruf als Marineoffizier umfaßt hatte, der aber gänzlich erlosch, als er einen Blick in die russischen Verhältnisse warf. Dadurch entstand ein solcher Ueberdruß an Allem, daß er die Geschmeidigkeit, Lebhaftigkeit und Energie, welche den Seemann auszeichnen müssen, gänzlich verlor. In dieser Stimmung besuchte er Kronbrück.

Das Ritterliche, das wahrhaft Edle, das wirklich Schöne hatten in Lothar einen eifrigen Bewunderer. Aber vergebens hatte er in seiner Umgebung ein entsprechendes Bild dafür gesucht.

Als er auf dem Gut seiner Väter angelangt war, wo er sich seinen Träumen und seiner Schwermuth zu überlassen gedachte, warf ihm das Schicksal dieses bezaubernde Naturkind in den Weg, dieses Mädchen, bei welchem Schönheit, Bildung, Originalität und Frische des Gefühls sich vereinigten, um dieses einnehmende Wesen zu schaffen, das seine Seele magisch fesselte. Hätte Lothar früher geliebt, geschwärmt und geglüht, so wäre Schuldfriedes Einfluß auf ihn vielleicht weniger allmächtig gewesen. Jetzt war sie seine erste wirkliche Liebe. Bis zu dem Tag, wo er sie sah, hatte ihn nicht einmal ein vorübergehender Zauber an eine der Damen gefesselt, mit denen er im Gesellschaftsleben zusammengetroffen, und gegen diejenigen, die außer diesem Kreis standen, hegte er eine so gründliche Verachtung, daß er ihnen nicht einmal einen flüchtigen Gedanken widmete. Er war ein ausschweifender Jüngling gewesen, jedoch weniger aus Neigung, als in Folge des berauschenden Lebens in Saus und Braus, das ihn einen Augenblick belustigte. Die wilden Vergnügungen, denen man sich in den Universitätsstädten hingab, zerstreuten ihn nur, so lange sie den Reiz der Neuheit besaßen, verloren aber dann allen Werth. Genug, Lothar hing seine ganze Seele an Schuldfried und that ganz dasselbe, wie tausend junge Männer vor ihm, die ein unverderbenes Herz besitzen; er wurde Sklave der Neigung, die seine Seele beherrschte, aber ein Sklave der es nicht wagte, sich die Freiheit zu wünschen, um nicht zu verlieren, was er schon besaß. Es gab kein Opfer, kein edelmüthige Handlung, wozu er sich nicht fähig fühlte, um Schuldfried zu beweisen, wie innig, wie gränzenlos er sie liebte. Just dieses Bestrebens in allen Dingen und bei allen Gelegenheiten ihrer würdig zu sein, hatte Schuldfried eine so große Macht über ihn verliehen; um so gewaltsamer war aber auch sein Schmerz, als sie seinen Menschenwerth verkannte und mit Verachtung alle seine Beweise von Hingebung zurückstieß. In einem Ausbruch des Verdrusses über diese Verschmähung seiner edelsten Gefühle, hatte er die unglückseligen Worte über die Mutter gesagt. Der Schlag, den er da gegen Schuldfried führte, fiel hernach auf ihn selbst zurück und zersplitterte gänzlich den kurzen, aber schönen Traum, der ihm ein zukünftiges Glück vorgespiegelt hatte. Lothar hatte keinen Versuch gemacht, Schuldfrieds Aufenthalt zu erfahren. Er glaubte, ihn zu wissen und war fest entschlossen, sich zu einer freiwilligen Verzichtleistung auf ein Wiedersehen mit ihr zu verurtheilen. Wohin konnten wohl sie, die Mutter und die alte Dienerin sich begeben haben, als zu Aberney? Und wenn es so war, dann hatte er ja selbst über sein Schicksal verfügt; der Würfel war dann geworfen und Schuldfried war Tages Braut. — Wie gründlich ihr Abscheu gegen Canitz war, bewies ja der Schritt den sie gethan hatte; sie konnte ja nicht einmal in seiner Nähe verweilen. Nun wohl, warum sollte denn er sie aufsuchen — warum sich ihr wieder in den Weg werfen und neue Leiden hervorrufen?

Nach fünf Wochen gänzlicher Einsamkeit mitten in der großen und prachtvollen Hauptstadt des Kaiserreichs, hatte Lothar, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ein bestimmtes und deutliches Bild von seinem Innern

Digitized by Google

bekommen und sich auch den Weg ausgesteckt, den er in Zukunft zu gehen gedachte. Noch war es ihm nicht klar, wie er das Ziel erreichen sollte, das er seinem Streben setzte, aber das stand deullich vor seiner Seele, daß er Rußland verlassen mußte, daß er da weder bleiben konnte, noch wollte; eben so gewiß wie alles das, war aber auch, daß er unter keiner Bedingung dieses Land aufgeben und als ein elender Ueberläufer in den Dienst eines andern treten wollte. Nein, den Fleck der seinem Namen anklebte, mußte er durch einen streng ehrenhaften Wandel verwischen. Er mußte zeigen, daß er an dem Verbrechen seiner Väter unschuldig war, daß er mit dem Namen nicht auch ihre Treulosigkeit und Grausamkeit geerbt hatte. Lothars stolzes Gemüth konnte sich nicht darein finden, die Erinnerung zu ertragen, daß sie, das einzige Weib, das er geliebt und angebetet hatte, ihn mit Abscheu von sich stieß, weil er einer Familie angehörte, deren Namen jeder Rechtdenkende verachten mußte. Er fühlte Kräfte in sich, die ihn über die Menge erhoben, und er mußte sein Leben später so einrichten, daß man ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Kriechende Schmeicheleien wegen seines Ranges, seines Reichthumes oder Einflusses konnten Lothar nicht befriedigen. Nein, Schuldfrieds offenkundiger Widerwille hatte in ihm ein brennendes Verlangen erweckt, durch seine strengen Grundsätze und seine Tüchtigkeit zu beweisen, daß er selbst nur dem wahren Verdienst huldigte.

„Sie hat mein Glück, meinen Glauben an Seligkeit, meine Hoffnung auf Zukunft in Allem, was mein Herz betrifft, zermalmt. Ich habe kein Ziel für persönliches Glück, dem ich nachstreben will. Ich muß in Thätigkeit und in der stolzen Befriedigung, streng nach den Gesetzen der Ehre gehandelt zu haben, einen Ersatz für das Verlorne finden. Einmal suchte ich sie, konnte nicht leben ohne sie zu sehen, beschränkte mein ganzes Dasein auf eine abgöttische Liebe für sie. Ich litt, ich schwärmte, ich hätte für ein Lächeln, für ein freundliches Wort zu ihren Füßen sterben können. Sie zertrat mein Herz, sie zermalmte es und endlich entfloh sie. Nun wohl, nie werde ich unsere Bahnen wieder zusammenführen, ich werde nie mehr um ihre Liebe betteln; aber ich werde nie aufhören, sie zu lieben. Das Schicksal wird uns noch zusammenbringen, eine Ahnung sagt mir das; aber wehe mir, wenn ich ihr dann einen Schritt entgegenthue! Die Liebe, die sie einmal verstoßen hat, werde ich ihr nie mehr bieten. Und jetzt hinaus, hinaus, um so zu handeln, daß ich frei bin und ohne dieses Autokratenjoch auf meinen Schultern das Meer begrüßen kann. Dort will ich fortan leben und sterben."

(Fortsetzung folgt.)

Mexiko.

(Nach Bayard Taylor.)

(Schluß.)

Unter den Straßen Mexico's steht an Schönheit und Eleganz die der heiligen Isabella, — dieß ist der kastilianische Name für Elisabeth, — obenan. Sie läuft von Norden nach Süden und verbindet das Stadtviertel von San Francisco mit demjenigen, in welchem der Marschall Castilla residirte. Sie wird besonders von den reichen Leuten Mexico's bewohnt, die sich mit einer um so größern Vorliebe hier ansiedeln, als sich der beliebteste öffentliche Garten, die „Alameda" in der Nähe befindet. Man bemerkt in der Heiligen Isabellen-Straße alsbald das Nonnenkloster, nach welchem sie ihren Namen führt, und das von Donna Catharina de Paralta 1600 gegründet ward. Es zählte zuerst nur sechs Franziskanernonnen, besitzt aber heute nach einer offiziellen Angabe 311,485 „Pesos" an städtischem Eigenthum.*) Die frommen Schwestern des Klosters der Heiligen Elisabeth von Ungarn widmen sich einzig und allein dem Gebet.

Das Kloster des dritten Ordens, des Heiligen Franziskus in derselben Straße, ward am 7. Mai 1736 eingeweiht, und obwohl es zunächst bestimmt ist, den Mönchen des Ordens Schutz angedeihen zu lassen, so hat es sich während der Epidemien, die in den Jahren 1833, 1850 und 1854 die Stadt heimsuchten, doch allen Klassen der Bevölkerung geöffnet. Sein Haupteingang ist von der St. Andreasstraße.

Am Nachmittage war eine große Festlichkeit und Jahrmarkt in Tacubaya, und die halbe Einwohnerschaft Mexico's strömte hinaus. Die Wagen vor dem Diligencehotel, die auf der Seite die Inschrift trugen: „Zwei Real nach Tacubaya", wimmelten von Passagieren. Ich selbst zog einen ruhigen Spaziergang in der Alameda einer erstickenden Fahrt in Staub und Hitze vor. Die Alameda ist der reizendste und zugleich älteste Spaziergang Mexico's! er ward im Jahre 1592 unter dem Vizekönig Don Luiz de Velasco angelegt und zum St. Hipolyts-Markt benutzt. Man bepflanzte ihn, woher auch der Name stammt, mit zahlreichen Pappeln**) und richtete einige Fontainen her, so gut man es im 16. Jahrhundert verstand. Im Jahre 1730 zählte man deren fünf von einer mehr oder weniger eleganten Architektur, deren Wasser viertausend grünen Bäumen, worunter ebensoviel Weiden als Pappeln, Labung spendete. Diese großartige Anpflanzung hat

*) Der Werth eines mexicanischen „Peso" beträgt ungefähr 1 Rthlr. 10 Sgr. nach unserm Gelde.

**) alamo, die Pappel.

Digitized by Google

sich zwar seit jener Zeit sehr vermindert, doch gewährt die Alameda noch immer mit dem dichten Laubwerk ihrer hohen Bäume und durchrauscht von dem musikalischen Geplätscher ihrer Fontainen, einen lieblichen Aufenthalt. In ihren langen Alleen sieht man die leichten offnen Equipagen der Aristokratie lustig hin- und herrollen. Als die Schatten des Nachmittags länger wurden und die scheidende Sonne endlich die Gipfel der Nevada von Toluca berührte, schloß ich mich der Volksmenge an und folgte dem Zuge der Wagen an einem Wachthause vorüber, wo eine Gesellschaft von Trompetern die Luft durch den unaufhörlichen Schall ihrer Instrumente weithin erschütterte. Ein schöner Fahrweg, mit Bäumen bepflanzt und auf beiden Seiten mit bequemen steinernen Bänken versehen, erstreckte sich wohl eine Viertelmeile weit und endigte in einem Halbkreis, dessen Bogen die Kutschen passiren mußten, um in die Reihe der zur Stadt zurückkehrenden Fuhrwerke zu gelangen. Ich ließ mich auf einer der Bänke nieder mit der Aussicht auf den Ring und genoß der Ruhe des Sonnenuntergangs und der lebendigen Scenen vor meinen Augen. Die Thürme Merico's stiegen hinter mir empor, jenseits die Gärten, welche die Stadt einschließen; vor mir war der Felsen von Chapultapac sichtbar, und im fernsten Südwesten verrieth in Mitten hoch aufgethürmter Wolken ein schneeiger Schimmer den Kegel des Popocatapetl. Unter den Equipagen waren einige überaus prächtige, und unter diesen war wohl die allerprächtigste die des Don Gaetano Rubio. Man wählt zu diesen Schaufahrten sehr gern die großen amerikanischen Pferde und bezahlt sie nicht selten mit tausend Dollars das Paar. Sehr interessant war mir der Kontrast der importirten — englischen, französischen und amerikanischen — Fuhrwerke mit den bombensesten, beweglichen, basteiartigen Kasten des Landes, ein Kontrast, den aber Niemand außer mir zu bemerken schien. Der größte Ehrgeiz einer mexicanischen Familie ist, bei allen öffentlichen Veranlassungen in einem Wagen zu erscheinen, und es gibt Hunderte, die ihr Leben nur mit kleinen Törtchen fristen und sich jeden Comfort, ausgenommen den „Cigarito" versagen, nur um die Miethe für eine Kutsche aufzubringen. Die vornehme Welt Italiens leidet ebenfalls an dieser „fahrenden Sucht."

Eines Abends besuchte ich auch das Theater Santa Anna, das zu den schönsten der Welt gehört. Bei dieser Gelegenheit hätte die Aufführung wohl selbst die Feuerprobe der Pariser Kritik bestanden. Wir sahen ein Ballet von der Montplaisir-Truppe, hörten die Primadonna der einheimischen Oper und Violinsolos von Franz Coenen. Das Theater ist sehr groß; es hat, wenn ich nicht irre, fünf Reihen von Logen übereinander, aber es war bis auf den letzten Platz besetzt. Die Damen trugen außerordentlich kostbare Toiletten und Juwelen zur Schau; eigentliche Schönheiten aber bemerkte ich nicht unter ihnen. Die Neigung der mexikanischen Damen zur Korpulenz zerstört bald den Reiz und die Anmuth der Jugend; in der That ist die Zeit der Blüthe hier noch kürzer, als in den Vereinigten Staaten. In den Zwischenakten beschäftigt sich das Publikum ohne Ausnahme mit Rauchen. Die Herren zünden ihre „Puros" an, die Damen holen ihre zierlichen Cigarito-Büchsen und Zündhölzchen hervor, und einige Minuten lang nach dem Fallen des Vorhangs hört man durch das ganze Haus nichts als das Prasseln und Zischen des Schwefels. Als der Vorhang sich wieder hob, war die Luft schon merklich verfinstert, und die Lichter schimmerten wie durch einen bläulichen Nebel.

Zu Hause erscheint die Gewohnheit des Rauchens bei den Damen ganz hübsch und graziös; die feine Papiercigarre wird mit einer Eleganz gehandhabt, die alle die kleinen Künste und Coquetterien des spanischen Charakters, mit demselben Effekt wie ein Fächer oder ein Bouquet entfalten; aber eine ganze Versammlung rauchender Frauen raubte mir doch einen großen Theil der Ehrerbietung, mit der ich sonst das schöne Geschlecht zu betrachten pflege. In solchen übelriechenden Wolken verlöre selbst eine Juno ihren Zauber.

Den Einwohnern von Merico, deren Zahl sich bereits auf 200,000 erstrecken soll, fehlt es keineswegs an Annehmlichkeiten und Vergnügungen, welche unsere europäischen Hauptstädte darbieten. Merico hat beinahe so viele Theater wie Berlin, nämlich neun und mit unserer Hauptstadt obendrein den verwandten Zug, daß es ganz besonders für die italienische Oper schwärmt.

Vor wenig Jahren hatte die Stadt Montezuma's auch ungählige „Cafés chantants", ein Panorama, ein Diorama, mehrere Säle für Hahnenkämpfe, einige „Maromas" oder Seiltänzerbuden, und endlich für Stiergefechte die berühmten „Plazas de toros" aufzuweisen, die in keiner Stadt spanischen Ursprungs fehlen und die in Merico bis zu Cortez Zeiten hinaufreichen. *)

Zu jeder Stunde des Tages bieten die Straßen Merito's Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. Selbst wer die übrigen großen Städten der Republik bereits gesehen, lernt hier neue Typen der mexikanischen Bevölkerung kennen. Auf den Straßen und Marktplätzen erblickt man noch immer Physiognomien von reinem Aztekenblut, und der Kanal, der die beiden Seen Chalco und Tezcuco verbindet, wimmelt von ihren flachen, mit Früchten, Gemüsen und Blumen beladenen Canoes. Sie haben sich in ihren Sitten gänzlich verändert, nur ihr Haß gegen die spanische Race ist noch derselbe wie in den Tagen Montezuma's. Eine andere, noch abschreckendere Klasse ist die der

*) Der erste Stierkampf in Merico fand am 24. Juni 1526 zur Feier des Johannisfestes und der Ankunft Cortez statt, der von seiner kühnen Expedition nach Hibueras zurückkehrte.

Digitized by Google

Leperos, von denen kein Theil der Stadt frei ist. Mit gebeugten Knieen und gefalteten Händen flehen sie den Vorübergehenden an allen Straßenecken um Almosen an; im hellen lichten Tage gehen sie auf Taschendieberei aus, oder stehlen Kleidungsstücke, wo immer sich eine Gelegenheit bietet; ist aber Jemand, dem es besonders am Herzen liegt, Euch aus dieser Sphäre des Daseins fortgeschafft zu sehen, so seid vor ihnen auf der Hut — sie ermorden auch für die geringste Belohnung. Eine andere interessante Klasse sind die „Aguadores" oder Wasserträger, die in der Stadt umhergehen mit schweren irdenen Krügen, welche ihnen, vermöge eines um die Stirn geschlungenen Bandes, auf den Rücken herabhängen, während ein über dem Scheitel geführtes Band einen zur Erhaltung des Gleichgewichtes nach vorn herabhängenden bleiernen Krug trägt.

Auch die Priester mit ihren schwarzen Röcken und Schaufelhüten, deren Rand fast eine Elle lang ist, sind merkwürdige Figuren.

In allen Zügen des öffentlichen Verkehrs erscheint Merico nicht weniger mannigfaltig und pittoresk, als die alten Städte des spanischen Mutterlandes. Die Republik hat nichts in der alten Ordnung verändert, ausgenommen, daß sie alle Sinnbilder der königlichen Macht herabgerissen und den Adler und Cactus an ihre Stelle gesetzt hat.

Die große Seltenheit aller Alterthümer aus der Zeit der Azteken muß jedem Fremden auffallen, der die Stadt besucht. Man hat nicht einen Stein der alten Kapitale auf dem andern gelassen, während das jetzige Merico, obgleich es genau an der Stelle des alten aufgeführt ist, doch in Folge der steten Abnahme des Wassers der See, auf trocknem Grund und Boden steht. Es kommen allerdings häufige Ueberschwemmungen vor, wenn in Folge lang anhaltender Regengüsse die Gebirgsgewässer des Nordostens und Südwestens anschwellen, aber die Erbauung der „Desagua", eines Riesenkanals, der den See Tezcuco mit dem Flusse Sternteczuma verbindet, hat die Gefahr doch sehr verringert. Alles was von den Tempeln, Palästen und öffentlichen Gebäuden der Azteken noch übrig geblieben, ist der in einem Winkel der Kathedrale mit eingemauerte „Kalender", der Opferstein und eine Sammlung granitner Götter in dem Nationalmuseum. Der Kalender ist ein ungeheuer großer runder Stein, wohl zehn Fuß im Durchmesser, der die Eintheilung des Aztekischen Jahres und die bei jenem merkwürdigen Volk üblichen astronomischen Zeichen enthält. Die übrigen Alterthümer liegen im Hof des Museums nachlässig aufgeschichtet, und die dummen Eingeborenen kommen und starren voll Verwunderung die plumpen, gräulichen Gesichter an. Vollkommen wohlerhalten ist der Opferstein. Er gleicht einem großen Mühlstein, zehn oder zwölf Fuß im Durchmesser mit einer Höhlung in der Mitte, von welcher nach dem Rande zu eine Rinne zum Ablaufen des Blutes des Schlachtopfers führt. Auf dem Boden umher zerstreut liegen Götzen von der wunderlichsten Gestaltung, gefiederte Schlangen und scheußliche Zusammenstellungen menschlicher und thierischer Formen. Der größte und auffallendste unter allen ist der Aztekische Kriegsgott Quehalcoat. Er ist ungefähr vierzehn Fuß hoch, hat vier Gesichter und eben so viel Paar Arme und Beine, die sich nach allen vier Himmelsgegenden richten; der Mund ist offen mit vorgestreckter Zunge, und in die so gebildete Höhlung ward das noch warme und klopfende Herz der Schlachtopfer gesteckt. Die grimmen Gesichter erfüllten mich mit Schrecken und Entsetzen, wenn ich daran dachte, wie viel tausend Menschenherzen seine unersättlichen Zungen einst befleckten. Die Azteken hatten eine richtigere Auffassung des Genius des Krieges als wir. Wir halten noch immer den Mars der poetischen Griechen fest; eine Gestalt voll Feuer und edler Thatkraft, nicht das große Ungeheuer, das alle barbarischen Völker, für welche der Krieg ein natürlicher Instinkt ist, zu seiner Verehrung errichteten.

Das Museum enthält einige Reliquien der spanischen Race. In einem staubigen Winkel, hinter einem hölzernen Gitter stehen die Rüstungen des Cortez und Alvarado. Der große Cortez, nach seinem Helm, Brustharnisch und Beinschienen zu urtheilen, muß ein kurzer, untersetzter, kräftiger Mann gewesen sein, das echte Bild der Kühnheit und Ausdauer. Alvarado war größer und schlanker, wodurch sich sein berühmter Sprung erklärt, dessen Höhenmaß man noch an einer Mauer unfern der Stadt zeigt, obwohl der Graben jetzt ausgefüllt ist.

In der Mitte des Hofes hat auch diejenige Reiterstatue Karls IV. eine Zufluchtstätte gefunden, die der Republikanismus von der Plaza major verbannte. Sie ist von Bronze und von kolossaler Größe. In der Aktion und dem allgemeinen Ausdruck der Figuren ist es eine der besten Reiterstatuen der Welt. Man hat das Pferd, das nach einem Andalusischen Vollblutheugste modellirt ward, zu bekitteln gesucht. Es weicht allerdings gar sehr von dem vollkommenen griechischen Modell ab, besonders in der schwerfälligen Brust und den kurzen runden Flanken, wer aber Andalusische Pferde gesehen hat, dem gilt es als ein vollkommener Typus dieser Race. Es ist ein Werk, auf das Merico stolz sein könnte, und dessen jedes andere Land sich rühmen würde.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 94 Sonntag, 19. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Mit diesem Entschluß trat Lothar ganz plötzlich in die Welt hinaus und wurde von seinen Bekannten in Petersburg begrüßt. Die seit ihrem letzten Zusammentreffen verflossenen Monate hatten sein Aussehen bedeutend verändert. Die hohe Stirn, die früher so klar geschienen, als ob keine Wolke sie verdüstern könnte, hatte jenes eigenthümliche Gepräge nachdenklichen Ernstes erhalten, das tiefe und wirkliche Leidenschaften hinterlassen. Man sah, daß ein bitterer Kummer diese Schläfe gefurcht und der Kuß des Schmerzes eine kalte Blässe auf dem Tempelgewölbe des Gedankens hinterlassen hatte. Die früher so lebhaften und blitzenden Augen, woraus so viel Uebermuth und Stolz geleuchtet, waren jetzt kalt und klar wie Sterne, die am Firmament funkeln und glitzern, ohne zu erwärmen oder zu erleuchten, indem sie uns nur einförmig entgegenblinken. Diese Lippen, die früher ein schalkhaftes spöttisches Lächeln gehabt, waren jetzt ernsthaft, verschlossen, und ein strenger Zug war auf ihnen zurückgeblieben, als hätte das Leiden sein Siegel darauf gedrückt. Jeder von Lothars Freunden, Vorgesetzten und Bekannten bemerkte diese Veränderung im Stillen, aber nicht ein einziger äußerte ein Wort darüber. In seinem ganzen Benehmen lag eine solche Kälte, daß man sich dadurch gleichsam in der Ferne gehalten fühlte, und man begriff sogleich, daß der junge Baron jede Bemerkung oder Frage mit Stolz zurückweisen würde.

Lothar hatte fest beschlossen, ehe der Frühling mit seinem Geflüster von Hoffnungen zurückkehre, müsse er frei sein, um dem Volk und Land dienen zu können, das er sein nennen wollte und von wo der Stammbaum seiner Väter ausgegangen war.

Wie dieß zugehen sollte, war etwas, was der Zufall zu bestimmen hatte, und dann hing Alles davon ab, ob dieser Beherrscher des menschlichen Schicksals Lothars Wünsche begünstigen würde oder nicht.

„Mein Leben will ich ohne alles Bedenken gegen den möglichen Gewinn meiner Freiheit auf's Spiel setzen," dachte Lothar.

* * *

Wiederum vergingen einige Wochen. Noch hatte Lothar kein Mittel gefunden, die Kette zu lösen, die ihn an Rußland fesselte. Er hatte beschlossen, sich direkt an den Kaiser zu wenden und ihm zu sagen, daß er sich niemals als Russen betrachtet habe, sondern daß er von Seele und Herz wie auch von Blut Schwede sei, deßhalb auch in sein eigentliches Vaterland zurückzukehren wünsche.

Lothar war eben beschäftigt, seine Toilette zu machen, um sich zum Kaiser zu begeben und um eine Audienz zu bitten. Reich, einer Familie angehörig, die Rußland große Dienste geleistet hatte, und von der Natur sehr freigebig ausgestattet, war er ein junger Mann, auf welchen der Kaiser große Hoffnungen für die Zukunft setzte und den er mit ausgezeichnetem Wohlwollen umfaßte. Auf dieses Wohlwollen baute jetzt Lothar eine, wie wohl nur schwache Hoffnung; als er eben mit seinem Anzug fertig war, kam sein Kammerdiener mit zwei Briefen herein. Der eine war von Schweden, der andere von Finnland.

Schweden? Lothar hatte dort keinen andern Bekannten als Schuldfried. Er betrachtete den Brief mit einem wahren Beben, und derselbe Mann der, ohne auch nur eine Muskel zu verziehen, dem Tode ins Auge hätte sehen können, zitterte bei dem bloßen Gedanken, daß dieser Brief von ihr sein möchte. Einen Augenblick ergriff ihn ein Schwindel von Hoffnungen und der Umschlag lag zerrissen zu Boden. Es war nicht ihre Hand, sondern die kühnen und nachlässigen Schriftzüge eines Mannes. Lothar fuhr über seine Stirne und murmelte: Ich Thor! Sodann warf er einen Blick auf die Unterschrift; da stand: Viktor Aberney. Beim Anblick dieses Namens schoß ihm das Blut gegen den Kopf und er zerknitterte den Brief mit einer zornigen Bewegung. Nach einigen Sekunden hatte er sich jedoch so weit erholt, daß er lesen konnte, wie folgt:

„Herr Baron!

„Durch eine grausame Nothwendigkeit außer Standes gesetzt, mich persönlich bei Ihnen einzufinden, um eine Genugthuung und Erklärung wegen Ihres Benehmens zu fordern, sehe ich mich gezwungen, dieses Mittel anzuwenden, obschon ich nur wenig Hoffnung hege, daß der Mann von Ihrem Charakter mir die Satisfaktion geben werde, die ich verlange.

Digitized by Google

Ich frage Sie daher: was ist aus Schuldfried geworden? — Sie ist von dem Hofe, den sie mit ihrer Mutter bewohnte, verschwunden, und Sie sind es, der sie entführte. Sie haben sich wie ein heimtückischer Verführer in das Herz des jungen Mädchens eingeschlichen, und nachdem es Ihnen gelungen, mich aus Ihrer Nähe zu entfernen, haben Sie das arme Kind sammt der Mutter verlockt, Ihnen zu folgen. Es ist nicht das Erstemal, daß solche Handlungen in Ihrer Familie vorkamen. Erinnern Sie sich unsers Zusammentreffens in Abo am Abend vor meiner Abreise, als Sie mich beinahe zwangen, Ihnen einen Brief an Schuldfried zu übergeben? Ich sagte Ihnen damals, daß ich von Ihrer Treulosigkeit nichts Geringeres erwarte, als daß Sie den Brief entweder gar nicht an seine Adressen gelangen lassen, oder ihn zu irgend einer Niederträchtigkeit anwenden würden. Sie antworteten mir: Wenn Sie einen solchen Zug von mir sehen, so sprechen Sie Ihre Verachtung aus, aber bis zum heutigen Tag besitzen Sie kein Recht, mir zu mißtrauen oder mich zu beschimpfen, denn Sie selbst könnten Schuldfried nie so sicher vor allem Bösen schützen, wie meine tiefe Verehrung vor ihr sie schützt. Einen Schurken können Sie mich an dem Tage nennen, wo sich etwas Heimtückisches oder Treuloses in mein Benehmen gegen sie oder irgend eine andere Person einschleicht.

„So lauteten Ihre Worte. Ich glaubte nicht daran, weil ich nie an einen Canitz glaube. Ihr Benehmen hat mir Recht gegeben. Sie sind ein Schurke, denn Sie haben heimtückisch das unschuldige Mädchen ins Verderben gelockt, sie veranlaßt ihre Freunden zu vergessen und ihre Ehre mit Füßen zu treten.

„Sie werden vielleicht fragen, mit welchem Recht ich mich in ihr Thun und Handeln einmische. Mit dem Recht, das ich als naher Verwandter und Bruder ihres Vaters besitze. Sie dürften mich daher unverzüglich über das Schicksal meiner Nichte und das Loos, das Sie ihr zudenken, unterrichten; im andern Fall werde ich durch den russischen Gesandten dahier die Sache höheren Ortes anbringen lassen, und Sie können leicht einsehen, welche Folgen aus meinen fortgesetzten Bemühungen gegen Sie entstehen könnten.

Viktor Aberneÿ."

Hätte man Lothar einen Schlag ins Gesicht versetzt, wäre die Decke über seinem Haupte zusammengebrochen, so hätte dieß nicht die Bestürzung hervorgerufen, die ihn jetzt beherrschte.

Schuldfried hatte sich also nicht nach Schweden begeben. Sie war nicht zu diesen ihren Freunden und Verwandten entflohen. Wohin hatte sie also ihren Weg genommen? Wo hielt sie sich auf? Das war ein Chaos von Fragen und Vermuthungen, aus welchem Lothar vergebens einen Leitfaden suchte. Nachdem er sich umsonst den Kopf zerbrochen, um eine Erklärung zu finden, die wenigstens einigermaßen den durch Abernehs Brief heraufbeschworenen Sturm in seinem Innern beruhigen könnte, griff er nach dem Briefe aus Finnland. Vielleicht, daß dieser ihm einen Lichtstrahl in dem ringsum herrschenden Dunkel gab. In den Gefühlen, die Lothars Brust erfüllten, war ein Gemisch von jubelnder Freude und Verzweiflung: Freude bei dem Gedanken, daß Schuldfried auch diesen seinen verhaßten Nebenbuhlern entflohen, daß sie nicht die Braut dieses Tage war, und Verzweiflung über ihr spurloses Verschwinden. Der Brief aus Finnland kam von einer sehr wohlbekannten Hand; er war von Wagner, auf französisch geschrieben, und lautete in der Uebersetzung, wie folgt:

„Herr Baron Canitz!

„Sie haben mir verschiedene Male gesagt, daß ich mich einer Lästerung schuldig mache, wenn ich mich Ihren Freund nenne. — Sie haben mich Jahre lang mit mißtrauischen Blicken betrachtet und in jedem meiner Worte eine Bosheit erblicken wollen, wozu ich Sie zu verleiten gesucht habe. Ich habe Alles das wie ein Mann ertragen, in der festen Ueberzeugung, daß Sie einst gendthigt sein würden, mir Recht widerfahren zu lassen. Wann dieser Tag anbrechen wird, lasse ich dahin gestellt; genug, daß er einmal kommen muß, und bis dahin mögen Sie mir mißtrauen. Nicht um Ihre Ueberzeugung von mir im Mindesten zu erschüttern, schreibe ich jetzt an Sie; nein Herr Baron, es geschieht, um eine Pflicht zu erfüllen.

„Sie wissen, Herr Baron, daß am Todtenbette Ihres Vaters, des Generals, Niemand zugegen war, als ich und sein jetzt verstorbener Kammerdiener. Was da gesagt wurde, weiß also kein Anderer, als ich, da das Grab bereits den andern Zeugen verbirgt. Eine Stunde vor seinem letzten Seufzer vertraute er mir inliegendes Briefchen an, mit den Worten: „„Im Fall mein Sohn in irgend einer wichtigen Periode seines Lebens wünschen sollte, aus dem Dienst der russischen Krone loszukommen, oder wenn seine Eigenschaft als russischer Unterthan seinem Glück und Erfolg irgendwie hinderlich im Wege stände, so übergeben Sie ihm das, und er ist frei. Sie dürfen es ihm erst dann übergeben, wenn Sie ihn für gesetzt genug halten, um seine eigene Handlungen klug und reif zu beurtheilen.““

„Ich übersende Ihnen das anvertraute Papier, mit der vollen Gewißheit, daß Sie jetzt Charakterstärke genug besitzen, um Ihre Handlungen selbst beurtheilen zu können, und da Sie zugleich an einem Wendepunkt Ihres Lebens stehen, wo dieses Papier Ihnen vielleicht von unberechenbarem Werth sein könnte. Ich müßte des Menschen Herz schlecht kennen, wenn Sie nicht gerade jetzt Ihre volle Freiheit

wünschen sollten. Ich hoffe, Sie werden klar einsehen, daß ich bei dieser Gelegenheit als ein Freund und nicht als ein Feind gehandelt habe.

„Jetzt noch ein Schlußwort: Sie glauben, daß ich in Bezug auf Fräulein Smith treulos gehandelt habe; in diesem Fall muß ich mich Ihrem ungerechten Urtheil unterwerfen. Ich will Sie inzwischen über eine Sache aufklären, nämlich daß ich sie als Sie mich nach Ektorp schickten, um der Kranken beizustehen, mehr geistig als körperlich angegriffen fand. Was zwischen Ihnen und ihr vorgefallen ist, weiß ich nicht. Es muß etwas recht Schreckliches gewesen sein, denn sie wiederholte unaufhörlich: Dieß war also das große Geheimniß: Jesus erbarme dich über mich! Einige Tage war sie gänzlich von Sinnen, aber am dritten kam sie mir, als ich eintrat, ruhig vor. Da nöthigte sie mir das Versprechen ab, daß ich Ihnen von ihrem Entschluß, den sie mir mittheilte, Finnland zu verlassen, nichts sagen wolle. Ich gab ihr mein Wort darauf, ihren Brief erst acht Tage nach ihrer Abreise Ihnen zu übergeben.

„Sie werden vielleicht sagen, dieß sei eine unedle Handlung gegen Sie. Möglich; aber als Mensch und als Mann von Herz, konnte ich mich nicht anders gegen das junge Mädchen benehmen, denn sie hatte beschlossen, eher zu sterben, als Sie wieder zu sehen. Wohin sie gegangen ist, weiß ich nicht.

„Jetzt, Herr Baron, habe ich nur noch beizufügen, daß ich meine Stelle als Arzt von Kronbrück niederlege, sobald mir mein Abschied von der Bezirksarztstelle bewilligt ist. Wir sind also geschiedene Leute. Mögen Sie nie die Ungerechtigkeiten bereuen, welche Sie begangen haben, gegen Ihren früheren Lehrer

J. Wagner."

(Fortsetzung folgt.)

„Posten" oder das Duell auf die neue Mode.

(Skizze aus Amerika.)

Die Art und Weise, wie man sich in Europa duellirt, ist bekannt. Man schießt sich oder man schlägt sich, d. h. man geht entweder auf Pistolen oder auf Säbel los, und dann ist die Geschichte abgemacht. Einen tödlichen Ausgang hat ein solches Duell nur selten, besonders wenn man den Säbel oder auch den Stoßdegen zur Waffe gewählt hat, sondern es kommen vielmehr für gewöhnlich nur Verwundungen vor, die nach einer Kur von vier Wochen höchstens die Spur von einer kleinen Narbe zurücklassen.

Ganz anders dagegen ist es in Amerika. Hier nämlich kennt man weder ein Duell auf Pistolen, noch ein solches auf krumme Säbel, und sowohl ein Yankee als ein Südländer würde im höchsten Grade verblüfft sein, wenn man ihn auf die in Europa übliche Weise zum Zweikampfe forderte. Deßwegen ist das Duell aber doch eingebürgert, und wenn auch in den nördlichen Staaten derlei „Selbstrechtverschaffungen" etwas weniger oft vorkommen, so sind dagegen die Südländer um so mehr bereit, statt mit Gründen der Vernunft — oder mit Beweisen vor dem Tribunal — mit den Waffen in der Hand ihre Behauptungen aufrecht zu erhalten. Ja dieselben besitzen sogar ein so feines Ehrgefühl, daß sie über die geringste Kleinigkeit in Wuth gerathen und ihren vermeintlichen Beleidiger in die andere Welt zu schicken bereit sind. Der gewöhnliche Mensch allerdings, d. h. derjenige, welcher nicht zur „feinen Gesellschaft" gehört, läßt es nur selten zu einem wirklichen Duell kommen, sondern nimmt sich vielmehr seine Genugthuung gleich auf der Stelle, d. h. er zieht im selben Momente, in welchem der Konflikt entsteht, seinen Revolver — ein Revolver ist eine 5, 6 oder 8 Schüsse enthaltende Drehpistole, — und schießt seinen Gegner ohne Weiteres nieder. Der gebildete und höher stehende Mann dagegen, also der „Gentleman und Baumwollenbaron" hat (obwohl er sich durch seine Heftigkeit nur zu leicht ebenfalls zum Revolvergebrauch hinreißen läßt) eben so gut seinen Comment, als nur irgend ein Studenten- oder Offizier-Korps in Europa. Dieser Comment heißt „the South Carolina-Code of honor", zu deutsch „die in Süd-Carolina übliche Zweikampfsregel", und ist zwar vielleicht noch nie abgedruckt worden, lebt aber doch in allen Herzen der Ritter der südlichen Staaten, denn man muß wissen, daß Süd-Carolina oder der Palmetto-Staat, wie man ihn gewöhnlich nennt, in der ganzen Sclavenregion für das Urbild der Ritterlichkeit gilt. Was schreibt nun aber dieser Comment vor? Nichts anderes, als das Duell „auf Rifles", oder das auf „Bowie-Messer", oder endlich „das Posten"; lauter Kampfarten, von denen man bei uns zu Lande ganz und gar nichts weiß.

Am meisten Aehnlichkeit mit unserem Pistolen-Duell hat noch der Zweikampf „auf Rifles", denn der Endzweck ist ebenfalls kein anderer, als der, daß man seinem Gegner womöglich vorher eine Kugel in den Leib jagt, ehe man von ihm todtgeschossen wird. Die Waffe dagegen ist keine Pistole, sondern vielmehr eine gut gezogene Büchse, mit der man ganz wohl auf dreihundert vierhundert Gänge sein Ziel zu treffen im Stande ist, obwohl natürlich bei einem Duell von einer „solchen" Entfernung der Gegner keine Rede ist. „Pistolen und zehn Schritte Distanee" klingen allerdings recht mörderisch; allein das Fehlschießen kommt dabei weit öfter vor, als das Treffen. Büchsen dagegen finden bei einer Distance von dreißig oder vierzig Schritten ihr Ziel beinahe regelmäßig. Eben deßwegen schreibt auch der Comment vor, daß nicht etwa, wie bei uns, der Beleidigte den ersten Schuß hat, sondern man drückt

Digitized by Google

vielmehr auf das Kommando des Unparteiischen „à tempo“ los, ohne daß jedoch das förmliche Zielen verboten wäre, und somit ist das Resultat gewöhnlich keineswegs zweifelhaft, sondern es fällt entweder der Eine oder Andere, wenn nicht gar beide Gegner zum Tode getroffen werden.

Als einen Spaß darf man daher ein „Rifles-Duell“ ganz und gar nicht betrachten; allein deßwegen ist doch der Zweikampf auf „Bowie-Messer“ noch weit ernsthafter. Dieses letztere Instrument wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem edlen Südländer mit Namen James Bowie erfunden, und besteht aus einem kurzen starken Heft nebst einer Klinge, welche genau zwölf und einen halben Zoll lang ist und hinten am Schaft eine Breite von dreiviertel Zoll, auf dem Rücken aber eine Dicke von zwei Linien hat. An der Spitze wird sie zweischneidig und erhält dort zugleich eine leichte Krümmung, damit sie, wenn aus der Wunde herausgezogen, um so tödtlicher wirke. James Bowie lebte am Red-River, d. i. am rothen Flusse im damaligen Louisiana-Gebiete, wo es bekanntlich vor siebzig Jahren noch ziemlich wild herging, und stand zu einem mexikanischen Creolen, der so zu sagen den Teufel im Leibe hatte, in tödtlicher Feindschaft. Er befürchtete also, von letzterem gemeuchelmordet zu werden, und legte sich nie schlafen, ohne bis an die Zähne bewaffnet zu sein. Allein in die Länge hielt er ein solches qualvolles Dasein nicht aus, sondern beschloß vielmehr, demselben auf diese oder jene Weise ein Ende zu machen. Demgemäß forderte er seinen Gegner auf Tod und Leben heraus, ließ ihm aber nach ächter Ritterart die Wahl der Waffen. Was that nun der wilde Mexikaner? Er erklärte, nur allein auf das von Bowie erfundene Messer losgehen zu wollen, und zwar sollte Jeder von ihnen in vollkommen nacktem Zustande und mit keiner andern Waffe in der Hand, als dem besagten Bowie-Messer, mittelst eines langen Riemens an einen festen Pfahl gefesselt werden, jedoch so, daß man den Gebrauch seiner Hände und Füße frei hätte und sich in einem Umkreis von zehn Schritten bewegen könnte, um dem Gegner zu Leibe gehen zu können. Ohne Zweifel glaubte er, James Bowie werde auf einen solchen tollen Zweikampf nicht eingehen; allein hierin irrte er sich vollkommen, denn ritterliche der Amerikaner war sogleich bereit, auf die besagte Weise zu fechten. Es wurde also Tag und Stunde ausgemacht und jeder der beiden Duellanten brachte fünfundzwanzig Freunde mit, die dafür zu sorgen hatten, daß alles mit rechten Dingen zugehe. Man schlug nun in einer Entfernung von zehn Schritten auf offenem Felde zwei feste Pfähle, welche ein einzelner Mann unmöglich ausreißen konnte, in den Boden, zog sodann jedem der beiden Gegner seine sämmtlichen Kleider aus, und fesselte schließlich mit je dreißig Schuh langen ledernen Riemen den Einen an diesen, den Anderen an jenen Pfahl. Darauf gab man ihnen die Bowie-Messer in die Hand und der Unparteiische kommandirte: „Los!“ Wie die Katzen schlichen sie sofort um einander herum, und jeder suchte seinem Feinde das Messer in den Leib zu stoßen. Allein so leicht ging die Sache nicht, denn sie waren Beide in der Führung der Waffen äußerst gewandt, und deckten sich überdieß mit dem linken Arme, wie mit einem Schilde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Soldatesca.] Am 28. März ritt ein Lieutenant der in Salzburg stationirenden Husaren — Regiment Leiningen — über die Salzbach-Eisenbahnbrücke, und würde seinen Ritt bis in den Stationsplatz des dortigen Bahnhofes fortgesetzt haben, wenn sich ihm nicht der Bahnwächter entgegengestellt hätte. Derselbe machte den beherzten Reiter sofort auf das Gefährliche, so wie auf das Verbotene seines Rittes aufmerksam, und ersuchte ihn, den Bahnkörper gefälligst zu verlassen, wofür er jedoch von dem wackeren Reiter mit Peitschenhieben und Fußstößen vom Pferde herab der Art traktirt wurde, daß er nun in ärztlicher Behandlung sich befindet. Man ist nun — nachdem der Name des Offiziers bereits ermittelt — sehr gespannt, in wie weit die königlich bayerische Eisenbahnverwaltung um die Aufrechthaltung der Ordnung und um die Sicherheit ihrer Organe sich annehmen wird.

[Denkmal für Theodor Körner.] Der Wiener Turnverein hat den Beschluß gefaßt, dem Andenken Theodor Körner's in Wien ein Monument zu errichten, welches der Bildhauer Herr Vinzenz Pilz anfertigen wird. Als der Ort, wo dasselbe aufgestellt werden soll, wird von mehreren Seiten Döbling bezeichnet, wo der jugendliche Held und Dichter längere Zeit lebte. Es wäre jedoch wünschenswerth, sowohl dieses Monument als auch das Schubert-Denkmal für den Stadtpark zu gewinnen.

Die großartige Ludwigshafener Aktien-Brauerei unter Pschorr's Leitung ist, wie der „Schw. M.“ berichtet, jetzt in vollem Betrieb. Obgleich die Witterung nicht günstig war, so wird doch das Bier nach allen Windrosen hin verlangt, und es scheint der Absatz noch bedeutend zunehmen zu wollen, wenn nur die beabsichtigten Erweiterungen des Etablissements es zuläßt. Das Eis, welches die Brauerei anfänglich vom Bodensee, später vom Mummelsee [auf dem Schwarzwald] kommen ließ, soll 14,000 fl. gekostet haben.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 95 Dienstag, 21. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Unverzüglich öffnete Lothar die Einlage. Es war ein vom russischen Kaiser unterzeichnetes Dokument, wodurch es den Erben des Generals Canitz im Fall sie es wünschten, freigestellt wurde, aus dem russischen Dienste zu treten und nach Schweden zurückzukehren. Daran war jedoch die Bedingung geknüpft, daß sie alle liegenden Güter und Kapitalien, die sie in Rußland selbst besaßen, verloren. Zwar Kronbrück durften sie als Erbgut behalten, aber Alles was sie von der russischen Krone als Zeichen ihrer Gewogenheit wegen ihres bewiesenen Diensteifers bekommen hatten, verloren sie in demselben Augenblick, wo sie Rußland verließen.

Wenn irgend Etwas noch Lothar freuen konnte, so war es dieses Dokument. Hätte darin gestanden, daß er sein ganzes Vermögen verlieren und als Bettler ein Land verlassen müsse, wo er jetzt fürstliche Reichthümer besaß, so hätte er gewählt ein freier Bettler zu sein. Jetzt konnte eine Wahl nicht in Frage kommen. Kronbrück warf allein bedeutende Einkünfte ab. Also entsagte er mit Vergnügen dem Vermögen, das sein Vater und Großvater auf eine nicht sehr ehrenvolle Weise erworben hatten. Er wollte nicht eine einzige Kopeke davon behalten.

Mit seinem Freiheitsbrief in der Tasche, begab er sich zum Kaiser, um seinen Entschluß anzuzeigen und sodann weit, weit von diesem Reiche hinwegzureisen, das er nie geliebt hatte.

* * *

Wir wollen jetzt sehen, wie sich das Leben für Professor Aberney gestaltet, nachdem er beinahe köpflings Finnland hatte verlassen und seine Penaten nach Schweden versetzen müssen.

Aberney hatte theils durch Erbschaft, theils durch Ersparnisse ein nicht unbedeutendes Vermögen besessen. Kurz vor dem Ereigniß, das seine Entfernung aus Finnland zu Folge hatte, verlor er durch Bankrott mehr, als die Hälfte davon. Der Rest schützte ihn indeß vor Noth und würde im Verein mit seiner Professorsbesoldung zur Befriedigung seiner kleinen Bedürfnisse genügt haben, wenn er nicht durch die Verbannung seine Stelle an der Universität verloren hätte. Jetzt blieb nur noch der Ertrag von Junta übrig.

Aberneys erstes Geschäft bei seiner Ankunft in Schweden mußte somit darin bestehen, daß er sich eine Anstellung suchte, bei welcher er seine ungewöhnlichen Kenntnisse verwerthen und sich seine ökonomische Unabhängigkeit erwerben konnte.

Es gibt Männer, die, selbst wenn man sie in Lapplands entlegenste Gebirge versetzte, gleichwohl durch die Mannigfaltigkeit ihrer Kenntnisse, ihre Tüchtigkeit und Ueberlegenheit sich so bekannt zu machen wüßten, daß das Echo ihres Namens weit umher erschallen würde. Zu dieser Zahl gehörte Aberney; man sprach sowohl in Stockholm, als in Abo von seiner wissenschaftlichen Bildung, seiner Genialität, und da er den schwedischen Boden als Verbannter betrat, so wurde er mit offenen Armen von Schweden empfangen, das stets mit Freude und Stolz jede Gelegenheit ergriff, seine innige und unverminderte Anhänglichkeit an Finnland und seine Söhne zu bezeugen. Genug, der berühmte Finne erhielt eine Professur (wo oder welche, kann gleichgültig sein). Bald hatte er sich so darin eingelebt, daß er sich bei der neuen Wendung seines Lebens ganz glücklich hätte fühlen können, wenn nicht aus Finnland die für sein Herz schmerzliche Nachricht gekommen wäre, daß Schuldfried und ihre Mutter ihre bisherige Wohnstätte verlassen hatten, ohne daß der Pastor wußte, wohin sie gegangen waren. Einige Tage nach ihrer Abreise hatte dieser einen Brief von Schuldfried erhalten, worin sie ihm für alle ihr und der Mutter bewiesene Güte dankte, mit dem Beifügen, daß besondere Umstände sie genöthigt hätten, das Vaterland zu verlassen. Die Veranlassungen zu diesem Schritte seien von der Art, daß Schuldfried den Aufenthaltsort verschweigen müsse, den sie später wählen würde. In diesem Brief lag überdieß ein Schreiben an Aberney, um dessen gütige Besorgung der Pastor ersucht wurde.

Der Brief an Aberney war offenbar in einer höchst aufgeregten Stimmung geschrieben und bewies, daß das junge Mädchen von bittern und schmerzlichen Gefühlen beherrscht wurde. Sie bat ihn so rührend, daß er auch in einer Zukunft, wo die Wahrheit ihm vor Augen stände, versuchen möchte, ohne Groll und Zorn an sie

Digitized by Google

zu denken. Sie sagte, sie möchte lieber an's Ende der Welt fliehen, als ihn verändert und verbittert wiedersehen. Sie schloß mit den Worten:

„Theurer als Alles, was ich bisher liebte, waren Sie mir, Onkel, und deßhalb wäre es mir unmöglich, eine Veränderung in Ihrer Neigung zu erfahren. Jeden anderen Verlust könnte ich verschmerzen, nicht aber die Entdeckung, daß ich nicht mehr Ihre liebe Schuldfried sei, und daß zwischen Ihnen und mir Etwas sich vorfinde, was mich von meinem Freund, meinem Vater trenne. Ach Onkel, ich fliehe, fliehe, mit dem Gebet zu Gott, daß ich die Erinnerung an Ihre Güte und Liebe behalten dürfe, als einen Trost für Alles, was mir entrissen worden ist. Grüßen Sie Tage und er möge mich vergessen. Mein widerstrebendes und schwaches Herz war nicht für ihn geschaffen, aber bis an meinen Tod werde ich seiner und Ihrer Liebe gedenken, als der schönsten Schätze, welche das Leben für mich besessen hat.

„Denken Sie ohne Groll und Unwillen an Ihre sehr unglückliche
Schuldfried."

Dieser Brief erfüllte Aberney mit wahrem Kummer. Was sollte er glauben? Auf was anderes deutete sie als auf die Schwachheit, in Folge deren sie Vaterland und Freunde verlassen hatte? Und worin konnte dieselbe bestehen, als in der Liebe zu diesem Canitz? Des Pastors Brief enthielt eine ähnliche Andeutung. Was war natürlicher, als daß Aberney an den Mann schrieb, von welchem er glaubte, daß er die erbärmliche Rolle des Verführers gespielt habe? Wir kennen den Wortlaut seines Briefes.

Tage nahm die Nachricht von Schuldfrieds Verschwinden so heftig auf, daß Aberney seiner ganzen Macht über den jungen Mann bedurfte, um ihn wieder zur Vernunft zu bringen.

Diese Neigung, die ihn seit seinen frühesten Jünglingsjahren an Schuldfried gefesselt, war mit seinem Herzen fest verwachsen, und er konnte sich ohne sie keine Freude, kein Glück denken. Er hatte sich nie eine zukünftige Seligkeit geträumt, außer an ihrer Seite, und er hatte Schuldfrieds Gefühle so gänzlich nach seinen eigenen beurtheilt, daß er die Möglichkeit, sie zu verlieren, keinen Augenblick in seiner Seele aufkommen ließ. Und jetzt, da er so zuversichtlich gehofft hatte, einige warme und liebreiche Worte auf seinen Brief zu erhalten, jetzt kam die Nachricht, daß Schuldfried verschwunden sei. Sie war vielleicht mit ihm entflohen, mit diesem Manne, der sich wie ein Dieb in ihr Herz eingestohlen hatte.

Aberney äußerte gegen Tage Nichts von seinen Befürchtungen, aber als er Schuldfrieds Brief las, entstanden sie von selbst. Einige Wochen verflossen, während deren Tage sich seinem Kummer, seiner Eifersucht und seinem Aerger überließ, als er glücklicher Weise Befehl erhielt, sich nach Karlskrona in Dienst zu begeben.

Neue Gegenstände anhaltender Beschäftigung verminderten seinen Kummer etwas oder drängten ihn wenigstens in den Hintergrund. Tages angeborene Heiterkeit gewann ihr Recht wieder, und nachdem er sich einige Wochen in Karlskrona unter fröhlichen und muntern Kameraden aufgehalten, wurde er so ziemlich wieder der Alte. Man hätte auf seinem Gesichte vergebens Spuren von Kummer gesucht. Gleichwohl fand sich dieser bei der Erinnerung an Schuldfried vor. Diese war wie ein Feuermal in seiner Seele, das weder Zeit noch Umstände zu verwischen vermochten, obschon es dem oberflächlichen Betrachter vielleicht so scheinen konnte.

Tage besaß einige von den Eigenschaften, die den Seemann auszeichnen müssen, obschon ihm auch mehrere davon fehlten. Er besaß jene Elastizität, vermöge welcher die Söhne des Meeres nicht gerne mit einem wirklichen Kummer verkehren, sondern ihn abschütteln oder wegschieben, so daß er sich nicht zwischen sie und das tägliche Leben eindringen kann, das ihr eigentliches Fach ist. Offen und lebhaft war Tage mit Leib und Seele Seemann, obschon ihm der praktische Verstand abging, der unbedingt nöthig ist. Bedenkt man dabei, daß er bis zur Starrköpfigkeit eigensinnig war und nur mit Anstrengung den Zügel der Disziplin ertrug, so sieht man, daß er auf der andern Seite sich nicht für die militärische Laufbahn eignete.

(Fortsetzung folgt.)

„Posten" oder das Duell auf die neue Mode.

(Skize aus Amerika.)

(Fortsetzung.)

Längere Zeit schien es, als wollte gar nichts Ernsthaftes herauskommen, und obwohl sie beide aus leichten Wunden bluteten, so saß doch kein Stoß tiefer oder gar tödtlich. Endlich aber wurde der Merikaner wild und jagte dem James Bowie sein Messer tief in den vorgestreckten linken Arm, so daß er ihm Muskeln und Adern zugleich zerschnitt, und nun hielten die meisten Umstehenden den Amerikaner für verloren. Doch fiel die Sache gerade umgekehrt aus und eben die tödtlich erscheinende Wunde war es, die denselben rettete. Er hatte nämlich eine so furchtbare Gewalt über sich selbst, daß er es durch das feste Anziehen der Muskeln, in welche sich das Messer eingebohrt hatte, dem Merikaner unmöglich machte, seine Waffe zurückzuziehen, und nun stieß er demselben, der hiedurch wehrlos geworden war, das eigene Messer so tief in die Brust, daß er alsbald

Digitized by Google

todt zusammensank. Auf diese Art endete das erste Bowie-Messer-Duell und man kann sich nun wohl denken, daß die ritterlichen Südländer diese neue Art zu fechten, mit Begeisterung ergriffen, weßhalb auch noch jetzt Zweikämpfe der besagten Art nur zu häufig vorkommen.

Ist nun aber ein Duell auf Rifles „fast“ regelmäßig und ein Duell auf Bowie-Messer „ganz“ regelmäßig für den einen oder den andern der beiden Theile todtbringend, so muß die dritte Art von Zweikampf, welche man in Amerika im Brauche hat, geradezu „ein Morden“ genannt werden. Diese dritte Art ist das sogenannte „Posten“, ein Wort, für welches es weder einen deutschen, noch einen französischen, noch einen italienischen Ausdruck gibt. Ja nicht einmal die Engländer wissen, was „Posten“ heißt, obwohl das Wort englischen Ursprunges ist! „Post“ als Substantiv bedeutet nämlich einen Pfosten oder Pfahl, und als Zeitwort gebraucht, heißt es anbinden oder anheften. So sagt man also: „to post a bill“, wenn man irgendwo an eine Mauer oder an ein Haus einen Zettel anklebt, und dieses Zettelankleben kommt (wie auch bei uns) bei allen möglichen Gelegenheiten, z. B. wenn Jemand ein Konzert gibt oder wenn sich eine Kunstreitergesellschaft produzirt u. s. w. u. s. w., vor. Ganz neu jedoch ist der Gebrauch, welchen man im südlichen Nordamerika (in den nördlichen Staaten weiß man nichts von der Sache) von dem besagten Zettelankleben oder „Posten“ macht. Sobald nämlich ein ritterlicher Südländer einen Feind bekommt, den er nicht blos haßt, sondern auch verachtet, und den er daher auf die allerschimpflichste Weise aus der Welt bringen möchte, so thut er ihm die Ehre einer Herausforderung nicht mehr an, sondern er schreibt vielmehr alle die Schandthaten und Laster seines Gegners mit großen Lettern auf einen immensen Bogen Papier und klebt diese Schmähschrift irgendwo auf einem öffentlichen Platze an eine Mauer oder ein Haus, an welchem den Tag über recht viele Menschen vorüber kommen. Natürlich bleibt nun Jeder, der vorüberkommt, unwillkürlich stehen, wenn er den Zettel sieht und studirt ihn von oben bis unten, so daß die ganze Geschichte alsbald in der ganzen Stadt ruchbar wird. Hieraus folgt mit Nothwendigkeit, daß derjenige, dessen Schande an die Mauer geklebt ist, hierüber unmöglich lange im Ungewissen bleiben kann. Im Gegentheil wird er von seinen Freunden im Augenblicke davon benachrichtigt, daß er ein „Geposteter“ sei und nunmehr weiß er, was er zu thun hat. Alsbald macht er sich — so schreibt es der Code of honor vor — mit Revolver und Bowie-Messer, vielleicht sogar mit einer Büchse bewaffnet, auf und geht auf den Platz, an welchem der Zettel angeklebt ist, um denselben herabzureißen. Allein das Ding geht nicht so leicht, als man glaubt, denn — so schreibt es der Code of honor abermalen vor — hart neben dem Zettelanschlag steht der „Poster“ mit der gespannten Pistole in der einen und mit dem gezückten Messer in der andern Hand, bereit, den Gegner, sobald derselbe die Hand zum Abreißen des Zettels ausstreckt, zu erdolchen oder niederzuschießen. Kaum jedoch sieht dieß der „Gepostete“, so macht er ebenfalls von seinen Waffen Gebrauch, und nun geht's an ein Schießen und Stechen, daß es eine wahre Freude ist. Man rückt einander auf den Leib und sucht sich gegenseitig so bald als möglich kalt zu machen; die vielen Umstehenden aber (denn natürlich zieht ein solch' prächtiges Schauspiel immer eine Menge von Neugierigen herbei) bilden einen weiten Kreis, aus welchem die beiden Kämpfer unmöglich ausbrechen können, und das Ende vom Liede ist fast regelmäßig, daß „Poster“ wie „Geposteter“ entweder ganz oder doch halb todt weggetragen werden. Also verlangt es der berühmte „South Carolina code of honor“, und wehe dem, welcher feig genug wäre, sich nicht darnach zu richten! Er wäre verachtet sein Leben lang; ja er könnte sogar unmöglich mehr existiren, denn alle Gentlemen würden vor ihm ausspucken. Dennoch kommt es hie und da vor, daß ein „Geposteter“ sein Leben mehr liebt, als seine Ehre, und der Leser erlaube uns, ihm einen derartigen Fall zu erzählen, damit er über die ganze Sitte oder vielmehr Unsitte in's Klare komme.

Der besagte Vorfall ereignete sich in Fayette-Ville im Staate Nordcarolina, unweit der Gränze von Südcarolina. Dort lebten zwei junge Männer, die sich persönlich sehr nahe standen, indem der Eine die Cousine des Andern geheirathet hatte; allein deßwegen gab es doch nie einen größeren Gegensatz, als den zwischen Colonel Armstrong und Major Aubry. Letzterer nämlich, dessen Vorältern (wie schon der Name besagt) Frankreich ihr Vaterland nannten, war von feuriger, nobler Gemüthsart, hatte aber dieses sein Temperament vollkommen in seiner Gewalt, und wurde von Jedermann als ein solider und tüchtiger Bürger hochgeschätzt. Den Titel Major besaß er nicht, weil er ihn etwa auf dem Felde der Ehre verdient hätte, sondern vielmehr, weil er, wie alle Gentlemen des Südens, einen höheren Posten in einem Milizregimente begleitete, und es hinderte ihn dieser Titel also nicht, ein friedfertiges kaufmännisches Geschäft (wenn wir nicht irren, eignete er eine große Holzschneidemühle und verband damit einen Engros-Bretterhandel) zu betreiben. Der Colonel dagegen, ein Mann von kaum dreißig Jahren, verachtete als der Sohn eines reichen Pflanzers, dessen Besitzung nur wenige Meilen von Fayette-Ville entfernt lag, jede kaufmännische Handthierung auf's tiefste, und widmete sein Leben „dem edlen Nichtsthun“. Seinen Aufenthalt hatte er nur „zeitweise“ in der Stadt, indem er für gewöhnlich auf der Plantage seines Vaters wohnte; wenn er sich übrigens in Fayette-Ville aufhielt, so trieb er sich ganz allein mit Gentlemen seines Gleichen herum und schlug den Tag mit Jagen, Reiten, Spielen, Damenbesuchen und was dergleichen mehr ist, todt. Das

Digitized by Google

Wort „Solidität“ kannte er so zu sagen nur dem Namen nach, um so mehr aber die Renommisterei und Bramarbasie, und ob er gleich ebenso wenig Pulver gerochen hatte, als sein Vetter Aubry, so pochte er doch auf seine Obristen-Würde, als wäre das Heldenthum seine Haupteigenschaft. Kurz, er war, was man sagt, ein Roué oder vornehmer Taugenichts, und wurde deßhalb von dem achtbaren Theil der Einwohnerschaft mit ziemlicher Geringschätzung angesehen, während er umgekehrt unter seinen Kumpanen, so wie unter einem gewissen Theile der Frauenwelt eine um so hervorragendere Rolle spielte. Warum auch nicht? Er hatte ja Geld im Ueberfluß und fiel noch überdieß durch seine kräftigen Körperformen in die Augen!

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

In Karlsruhe starb am 3. April der großherzogliche Oberbau-Direktor Heinrich Hübsch nach langen, schweren Leiden im 68. Lebensjahre. Hübsch ist zu Weinheim im Jahre 1795 geboren, war ein Schüler des vormaligen Oberbau-Direktors Weinbrenner, bildete sich in Italien, namentlich zu Rom und in Griechenland, und trat nach seiner Rückkehr in die Heimat als Schriftsteller auf. Er schrieb über griechische Architektur, über Ornamente, und gab in Verbindung mit Heger die malerischen Ansichten von Athen heraus. Diese Werke und sein nach einer zweiten Reise nach Italien entworfener Plan für die evangelische Kirche in Barmen veranlaßten seine Berufung als Lehrer der Architektur an's Städel'sche Institut zu Frankfurt a. M., wo er gegen Hirt die Vertheidigung der griechischen Architektur schrieb und den Entwurf zum Frankfurter Waisenhause machte. Im Jahre 1827 wurde er nach Karlsruhe berufen, 1829 zum Baurath, 1831 zum Ober-Baurath, 1843 zum Baudirektor und später zum Oberbau-Direktor ernannt. Im Jahre 1828 erschien seine bekannte Schrift: „Wie sollen wir bauen?“ Im Jahre 1838 machte er eine dritte Reise nach Italien. Hübsch neigte sich vorzüglich dem Rundbogen-Styl zu und gründete eine neue Bau-Epoche in Baden. In unserem Lande hat er sich eine Menge Denkmale errichtet, die sein Andenken unvergänglich machen. In hiesiger Stadt heben wir insbesondere hervor: das Finanzministerial-Gebäude, das Polytechnicum, die Kunsthalle, das Hoftheater, die Gebäude im botanischen Garten; von auswärtigen Gebäuden erwähnen wir der Zollhäuser und des Freihafens in Mannheim, die katholischen Kirchen zu Durlach, Staßringen, Rothweil, Waizen u. s. w., die evangelischen Kirchen zu Freiburg, Mühlhausen, Epfenbach, Bauschlott ꝛc.; in Baden-Baden: die neue Trinkhalle, das neue Theater. Se. Majestät der König Ludwig von Bayern ehrte Herrn Hübsch ganz besonders; es lebt noch eine Anekdote im Andenken, die wir mittheilen wollen. Als nämlich der hohe Herr in Begleitung unseres Großherzogs die neue Kunsthalle besichtigte, wandte er sich plötzlich an den Erbauer Hübsch mit den Worten: „Das Gebäude ist nicht „hübsch“ und fügte nach einer kurzen Pause, in welcher er Hübsch's Unruhe freudig bemerkte, hinzu: „aber schön, sehr schön ist es.“

Im Mai wird der Bildhauer Afinger aus Berlin nach Bonn kommen, um sich über die Stelle des Arndt-Denkmals, dessen Ausführung durch einstimmigen Beschluß des Komite's nach der vom ihm eingesandten Skizze ihm übertragen worden ist, definitiv zu entscheiden. Auf die Vorderseite des aus schlesischem Granit zu fertigenden Fußgestelles, das übrigens ohne Reliefs bleiben soll, werden Name, Geburts- und Sterbe-Ort und Tag, auf die beiden Seitenflächen Arndt's Kernsprüche: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Gränze“ und „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“, auf die Rückseite aber die Widmung: „Errichtet vom deutschen Volke“ und die Jahreszahl gesetzt werden.

Julius Rodenberg, der sich mit einer jungen, reichen Dame aus Triest verlobt hat, ist von der Redaktion des Deutschen Magazins zurückgetreten. Statt seiner hat Ludwig Habicht, bisheriger Mitarbeiter und in letzter Zeit Mitredakteur des Blattes, die Leitung desselben übernommen.

Moritz Schwind, der berühmte Illustrator des Mährchens von den sieben Raben, hat in ähnlicher Manier humoristische Skizzen aus dem Leben des Komponisten Franz Lachner gezeichnet.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Krakau, 7. April, schreibt der Times-Correspondent über Fräulein Pustowoydova — so ist seiner Behauptung nach der Name zu schreiben —: „Die Ansichten über ihre Schönheit sind hier getheilt. Die Männer finden sie reizend; die Frauen hingegen vermögen nichts besonders Anziehendes „an ihr zu entdecken, woraus wir schließen müssen, daß sie keinen Blick für ihr Auge, ihr Haar oder den Ausdruck ihres Gesichtes haben. Die Männer schätzen ihr Alter auf 18, die Frauen auf 28 Jahre. Ich meinestheils glaube, daß sie 18½ Jahr alt ist.“

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 96 Mittwoch, 22. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Tage hatte seine Laufbahn aus freier Wahl ergriffen, weil er meinte, die wahre Freiheit müsse auf dem Meere wohnen. Es hätte Jahre und viele Anstrengung erfordert, um Tage mit dem Gedanken auszusöhnen, daß jede unbegränzte Freiheit ein Unding ist, wonach vernünftige Leute nicht streben dürfen. Aberney hatte mit Freuden Tage nach Carlskrona abreisen lassen, weil er voraussah, daß er dort in einen Wirkungskreis geworfen werden mußte, der ihm keine Zeit zu Grübeleien ließ.

Nachdem er abgereist war, schrieb Aberney an Lothar den oben erwähnten Brief und wartete nicht ohne Ungeduld auf eine Antwort. So verstossen einige Wochen bis er folgenden Brief erhielt:

„Herr Professor!

Ich habe Ihren Brief erhalten und weiß in Wahrheit nicht, auf was Sie hindeuten. Folglich kann ich nicht darauf antworten, aber in zwei oder höchstens drei Wochen werde ich mich persönlich in Stockholm einfinden, um Ihnen eine Erklärung zu geben und abzuverlangen.

Lothar Canitz."

Drei oder vier Wochen vergingen, ohne daß Aberney etwas Weiteres von Lothar hörte. Schon wollte der Professor den ganzen Brief als eine Finte, um Zeit zu gewinnen, ansehen, und schon hatte er den festen Entschluß gefaßt, den russischen Gesandten um Aufschlüsse über Schuldfrieds Schicksal anzugehen, als Tante Sara eines Tages ganz todtenblaß zu ihrem Neffen in sein Arbeitszimmer gesprungen kam, und mit unsicherer Stimme stammelte:

„Viktor, Baron Canitz ist draußen im Salon und wünscht Dich zu sprechen."

Der Professor richtete sich auf und sagte:

„Wirklich, das freut mich, daß er wenigstens den Muth hat, sich hier einzufinden."

„Und Du willst unter Deinem eigenen Dache einen Canitz empfangen?" rief Sara, indem sie die Hände zusammenschlug; „Du, ein Aberney, lässest ihn auch nur eine Minute auf Deiner Schwelle verweilen?"

„Tante," sagte Aberney ernst, „der junge Canitz und ich müssen uns treffen. Wer unter mein Dach tritt, sei er Freund oder Feind, den begrüße ich immer als Gast. Dieß ist eine alte übliche Sitte im Norden." Der Professor bat Sara den Baron einführen zu lassen.

Nach einigen Augenblicken standen diese Männer auf's Neue einander gegenüber, beide mit hochgetragenen Köpfen und einander stolz anblickend, worauf sie beiderseits einen kalten Gruß abgaben.

Das einzige Mal, wo sie sich vorher getroffen hatten, war in Abo, als Lothar nach einer Besprechung mit dem Generalgouverneur es so einrichtete, daß Aberney nur den Befehl erhielt, Finnland zu verlassen, um jeder Untersuchung zu entgehen. Als Lothar bei dieser Gelegenheit Aberney besuchte und den Brief abholte, den er an Schuldfried übergab, hatte der Professor einige bittere Worte gesprochen, und beide waren damals so aufgeregt, daß sie von ihrer gegenseitigen äußeren Erscheinung kaum einen Eindruck behielten. Jetzt dagegen waren sie kalt und ruhig. Sie betrachteten einander einige Sekunden lang, als wollten sie erforschen, wie viel Ehrlichkeit und Wahrheit sich nach den Gesichtszügen erwarten lasse. Lothar, der jünger und weniger gewöhnt war, im Blicke eines Menschen zu lesen, was er Niederträchtiges oder Edles verbarg, schwieg am längsten, und so mußte Aberney zuerst das Wort ergreifen.

„Sie haben mich lange warten lassen, Herr Baron," begann Aberney, und wer den Professor kannte, mußte aus dem Tone seiner klaren und klangvollen Stimme leicht ersehen, daß Lothar einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er glaubte in dem schönen Gesicht des jungen Mannes einen ganz anderen Charakter zu lesen, als er erwartet hatte.

„Ich weiß es, Herr Professor, aber die Verzögerung hing nicht von mir ab, sondern von gewissen Formalitäten, denen ich mich unterwerfen mußte, bevor ich das russische Joch abschütteln und als freier Mann den schwedischen Boden betreten konnte. Jetzt bin ich hier, um Ihnen jede Erklärung zu geben, die Sie verlangen können und ich zu geben vermag, wie auch um von Ihnen eine solche in Betreff Ihrer Anschuldigungen gegen mich zu verlangen."

„Baron Canitz, ich wünsche zu wissen, welches

Digitized by Google

Schicksal Schuldfried getroffen hat." Dießmal klang Aberneys Stimme sehr scharf.

„Aber wie können Sie sich mit dieser Frage an mich wenden? Haben Sie wirklich einen Augenblick den Gedanken hegen können, daß sie, dieses reine unverdorbene Mädchen, gleich einer verbrecherischen Abenteurerin, mit mir aus ihrer Heimath weglaufen und ihre Freunde in Unkenntniß über ihr Schicksal lassen könnte?"

„Wezu diese hübschen Worte? Sie ist auf eine geheimnißvolle Weise entflohen, und nur eine unglückliche Neigung zu Ihnen hat sie dazu veranlassen können," sagte Aberney ruhig, aber bestimmt.

Ein schmerzliches bitteres Lächeln spielte um Lothars Lippen als er antwortete:

„Sie sagten eine unglückliche Liebe zu mir; hätten Sie gesagt, ein tiefer Abscheu, so wären Sie der Wahrheit näher gekommen. Und um Ihnen dieß zu beweisen, sehen Sie hier den Brief, den sie mir nach ihrer Abreise zuschickte."

Lothar zog Schuldfrieds Billet hervor. Als Aberney es durchgelesen hatte, erblaßte er.

„Sie kennen also Schuldfrieds Mutter?" fragte er mit dumpfer Stimme.

„Am Tag vor Ihrer Abreise aus Abo entdeckte ich zum Erstenmale, daß Frau Smith und Harm Aberney eine und dieselbe Person waren."

„Woher kennen Sie ihre traurige Geschichte?"

„Herr Professor, das kann ich Ihnen nicht sagen. Genug, sie ist mir bekannt, aber das wußte ich nicht, daß Sie ein Bruder von Schuldfrieds Vater sind. Hätte ich das gewußt, glauben Sie mir, dann wäre Vieles anders geworden."

Lothar erzählte jetzt ganz einfach Alles, was zwischen ihm und Schuldfried nach Aberneys Entfernung vorgefallen war, seine im Zorn ausgesprochenen Worte über Schuldfrieds Mutter und was daraus erfolgte.

Aberney saß gedankenvoll da und hörte zu, wie wenn er aus dieser Erzählung einen Schluß zu ziehen suchte, der Schuldfrieds Flucht erklären könnte. Als Lothar verstummte, sagte er, mehr vor sich hin, als in Form einer Frage:

„Aber warum diese geheimnißvolle Entfernung, dieses Verschwinden?"

„Das Verbrechen der Mutter ist der einzige Erklärungsgrund," sagte Lothar düster. „Das Bewußtsein, daß ein Fremder darum wußte, jagte das stolze Mädchen weit weg von denjenigen, die davon Kunde hatten. Wie tief muß sie nicht diejenigen verabscheuen, die Etwas auszusprechen wagten, was nach ihrer Meinung für alle Welt ein Geheimniß war?

„Und was für sie selbst ein Geheimniß war," fügte Aberney wehmüthig hinzu.

„Was sagten Sie?" rief Lothar. „Kannte Schuldfried die traurigen Verhältnisse ihrer Mutter nicht?"

„Nein, sie befand sich in gänzlicher Unkenntniß sowohl über den rechten Namen der Mutter, als über ihre Verwandtschaft mit mir.

„O mein Gott, welche Schandthat habe ich da nicht begangen!" murmelte Lothar. Er erhob sich und reichte Aberney die Hand, indem er hinzufügte:

„Wenn Sie können, Herr Professor, so verzeihen Sie mir das Herzeleid, das ich Ihnen durch sie bereitet habe. Verzeihen Sie mir auch den Haß, den Unwillen den ich gegen Sie hegte. Welche entsetzliche Leiden habe ich nicht verursacht!"

Aberney ergriff die dargebotene Hand, ohne Etwas zu antworten; aber er drückte sie auf eine Art, die mehr sagte, als Worte. Darauf entfernte sich Lothar, ohne daß eine weitere Sylbe zwischen ihnen gewechselt wurde, aber sie schieden von einander mit Gefühlen gegenseitiger Theilnahme.

(Fortsetzung folgt.)

„Posten" oder das Duell auf die neue Mode.

Skizze aus Amerika.

(Fortsetzung.)

Unter solchen Umständen kann man sich wohl denken, daß Armstrong und Aubry, obwohl sie in naher Verwandtschaft zu einander standen, nur wenig zusammenkamen, indem der erstere am liebsten Kneipen liederlicher Art, sowie Tanz- und Spielhäuser aufsuchte, während der letztere, wenn er sein Geschäft abgemacht hatte, im eigenen Hause bei Weib und Kindern die für ihn angenehmste Erholung fand. Wollte es übrigens je der Zufall, daß sie sich in Gesellschaft oder auf der Straße trafen, so grüßten sie sich nur kalt und wechselten höchstens die allernothwendigsten Worte. Eines Tages nun begab es sich, daß Aubry in einem öffentlichen Kaffehause auf einen Geschäftsfreund zu warten hatte und gerade daselbst eintrat, als Armstrong mit mehreren seines Gelichters ebenfalls hereinstürmte. Die letzteren stellten sich am Schenktische auf, und Armstrong, welcher wie gewöhnlich den Splendiden spielte, forderte nicht nur seine Kumpane, sondern alle im Zimmer Anwesenden zu einem „Trink" d. h. zu einem gemeinschaftlichen Trunk, auf. Die sämmtlichen Herren folgten der Aufforderung; denn es gilt als Beleidigung, dieselbe auszuschlagen; nur allein Aubry, welcher sich mit einer Zeitung in der Hand an's Fenster gesetzt hatte, stand nicht auf, sondern fuhr ruhig fort zu lesen.

„Wollen Sie keinen Trink mit mir nehmen, Master Aubry?" fragte nun Colonel Armstrong mit lauter Stimme.

„Ich danke," erwiderte Aubry, „und ich hoffe,

Digitized by Google

Sie werden mich entschuldigen, da mir meine Gesundheit nicht erlaubt, Morgens schon Brändy zu nehmen."

„Dann nehmen Sie Sodawasser oder was Ihnen sonst beliebt," entgegnete der Andere mit noch lauterer Stimme, der man den verhaltenen Zorn wohl anhörte.

„Ich danke nochmals," versetzte darauf der Major kaltblütig, „bitte aber, es als keine Beleidigung von meiner Seite anzusehen."

„You damned dirty french Puppy, Du gottverfluchter schmutziger französischer Lümmel," schrie nun der Colonel wüthend, und warf das Glas, welches er in der Hand hielt, nach seinem Vetter, jedoch ohne ihn zu treffen.

Jedermann erwartete jetzt, der Major werde, wie es der Code of honor vorschreibt, einen Revolver aus der Tasche ziehen und auf den Beleidiger schießen, weßhalb auch die Freunde des Letzteren alsbald vorsprangen, um sich zwischen die beiden Kämpfer zu werfen; allein zum größten Erstaunen aller Anwesenden stand Aubry ganz ruhig auf und verließ den Salon, ohne ein Wort zu sagen.

„Der Feigling, der elende, niederträchtige Feigling," brüllte sofort Colonel Armstrong, und seine Kameraden pflichteten ihm, wie natürlich, bei.

„Du mußt den Kerl tüchtig durchprügeln," rief Einer von ihnen; „vielleicht bekommt er dadurch den Muth, sich wie ein Mann zu benehmen."

Hierauf ging der Obrist augenblicklich ein, denn er glaubte sich nicht blos seinem Vetter an Körperstärke durchaus überlegen, sondern hoffte auch, daß dieser als ein Mann des Friedens sogleich nach dem ersten Schlag Fersengeld geben werde. Somit wurde alsbald das Nöthige verabredet, d. h. man beschloß, daß Armstrong dem Aubry, wenn dieser Abends von seinem Komptoir nach Hause gehe, auflauren, und ihm, während die Andern zusähen, eine tüchtige Tracht Schläge zukommen lassen solle, damit derselbe auf ewig von der Grobheit, einen Trunk auszuschlagen, geheilt werde.

Gesagt, gethan! Am selbigen Abend noch stellte sich Armstrong an einer Straßenecke, welche Aubry nothwendigerweise passiren mußte, auf, und seine Freunde warteten der Dinge, die da kommen sollten, hinter einem Thorgange verborgen.

Ruhigen Schrittes und ohne etwas Arges zu denken, kam Aubry herbei, allein wie er um die Ecke bog, fiel sein Gegner über ihn her und schlug ihn mehrmals heftig ins Gesicht. So überrascht nun aber auch der Ueberfallene war, so faßte er sich doch gleich wieder und stellte sich seinem Feinde muthvoll entgegen. Ja, es gelang ihm sogar, obwohl er keineswegs den kräftigen Körper besaß, dessen sich Armstrong rühmen konnte, diesem letzteren, dessen ganzer Muth, wenn man die Sache beim rechten Licht betrachtete, in Großmauligkeit bestand, die Schläge heimzugeben und ihn schließlich zur Flucht zu nöthigen. Der schändliche Ueberfall hatte also für Colonel Armstrong ein ganz anderes Resultat, als er gehofft hatte, und das Schlimmste bei der Sache war, daß nicht blos das große Publikum, als die Schlägerei ruchbar wurde, dem Aubry in jeglicher Beziehung Recht gab, sondern daß auch die Besseren unter den bisherigen Spießgesellen und Kumpanen des Colonel, denen dieser bisher durch seine anscheinende Ritterlichkeit so wie durch den Reichthum seines Vaters zu imponiren gewußt hatte, an ihm zu zweifeln anfingen. Doch brachte er es bei Vielen durch Freigebigkeit so ziemlich wieder in's alte Geleis, und er spielte also nach wie vor den Roué und Taugenichts; die wahrhaft Gebildeten des Städtchens aber verachteten ihn von nun an nicht mehr blos wegen seines liederlichen Lebenswandels, sondern auch wegen der offenbaren Feigheit, die er in dem Handel mit Aubry bewiesen hatte.

Einige Wochen später hatte Aubry eines Prozesses wegen vor Gericht zu erscheinen. Um was es sich bei diesem Prozeß handelte, wissen wir nicht mehr, und es ist dieß auch von gar keinem Belang für unsere Erzählung. Um so mehr Gewicht aber müssen wir darauf legen, daß unter den Zeugen, welche sein Gegner stellte, sich auch der Name des Colonel Armstrong befand, denn dadurch wurde, wie wir gleich sehen werden, der Haß zwischen ihm und dem letzteren auf die höchste Höhe getrieben. Sobald nämlich Armstrong von dem vorsitzenden Richter aufgefordert wurde, sich auf den Zeugenstand zu begeben und den üblichen Eid zu leisten, protestirte Aubry laut und offen dagegen, indem er zugleich ohne Scheu erklärte, er schenke der Aussage seines Vetters, auch wenn sie derselbe zehnmal beschwöre, lediglich keinen Glauben.

„Und warum thun Sie das?" fragte der Richter. „Sie wissen, daß man Niemanden ohne Grund als Zeugen verwerfen darf."

„Ich verwerfe ihn, weil er sein ganzes Leben hindurch, wie ich mit Dutzenden von Beispielen belegen kann, gewohnt war, nur seiner Leidenschaft, nie aber den Gesetzen des Rechts und der Religion zu folgen," erwiderte Aubry äußerst gelassen, „und überdieß ist er so sehr mein persönlicher Feind, daß es ihm, wenn er mir dadurch schaden kann, nach seiner eigenen Aussage auf einen Meineid nicht ankommt."

Eine tiefere Beleidigung, als diese, konnte es nicht geben, und Armstrong wußte, wenn er nicht vor der Welt auf ewig entehrt und gebrandmarkt dastehen wollte, nothwendig blutige Genugthuung nehmen. Er fühlte dieß auch und machte deßhalb Miene, als ob er seinen Revolver ziehen und auf seinen Vetter schießen wolle; allein die Gerichts-Personen, so wie verschiedene andere Anwesende sprangen dazwischen und verhinderten jeden persönlichen Angriff. Armstrong verließ also augenblicklich den Gerichtssaal, schwur jedoch laut, daß Aubry seiner Rache nicht entgehen werde, und natürlich glaubte nun Jedermann nichts anders, als daß er seinem Vetter augenblicklich eine Herausforderung zuschicken würde. Allein hievor hütete er sich gar wohl, und der ganze

Digitized by Google

Tag ging vorüber, ohne daß Aubry irgend ein Zeichen erhielt, auf welche Art sich sein Gegner zu rächen gesonnen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In dem englischen Publikum, welches sich für jede Begebenheit am Hofe wenigstens eben so stark interessirt, wie für eine Hauptschlacht im amerikanischen Kriege, wurde die Frage, weßhalb der kleine Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen bei der Trauung in der St. George-Kapelle zu Windsor in Hochlandstracht an der Hand seiner Mutter erschien, vielfach ventilirt, bis es denn endlich gelungen ist, der Sache auf den Grund zu kommen. Es war ursprünglich bestimmt gewesen, daß der kleine Prinz mit der Uniform eines preußischen Offiziers geschmückt auftreten sollte, und so hatte er sich auch schon dem Kreise seiner englischen Verwandten gezeigt. Aber in seinen beiden Oheimen, den Prinzen Leopold und Arthur, regte sich der Neid, daß sie nur als einfache Zivilisten bei der Vermählungsfeier sich zeigen sollten, während ihr Neffe, ein jüngerer Prinz, als ausländischer Held im preußischen Waffenrock und den Helm mit Spitze auf dem Haupte erscheinen würde. Was geschah? Ein Attentat. Die prinzlichen Attentäter wußten wenige Stunden vor der Trauung die kleine preußische Uniform unbrauchbar zu machen. Es verschwanden nämlich vom Waffenrock die — Schöße —, sie waren nicht nur abgeschnitten, sondern verschwunden. Wohin? das wird vielleicht in künftigen Memoiren enthüllt werden. Genug, sie waren nicht da, und eine Jacke hätte kaum zum Helm gepaßt. Es blieb daher nichts übrig, als den kleinen Prinzen mit den hochschottischen Gewändern, die seine kleinen Oheime früher in Balmoral getragen hatten, auszustaffiren. Obgleich dieß in Eile geschehen mußte, gelang die Improvisirung doch dermaßen, daß die Zeitungs-Berichterstatter zur Genugthuung der Nation melden konnten, daß der kleine Prinz in Hochlandstracht einen ausgezeichneten Effekt hervorgebracht habe.

Eine andere Anekdote, deren passiver Held Prinz Alfred ist, lautet folgendermaßen: Als Prinz Alfred vor seinem Avancement zum Lieutenant auf dem Royal Georg diente, verbreitete sich unter seinen Dienst-Kameraden, den Mitshipmen, die Nachricht von seiner Erwählung zum Könige von Griechenland. Wie wenig die jungen Leute dieß europäische Ereigniß zu würdigen wußten und daß sie ihre Politik weniger aus der Times als aus Punch schöpfen, zeigt der Glückwunsch, den sie ihm brachten. Er saß, nichts Böses ahnend, des Abends bei einem Buch in der Kajüte, als sie ihn von hinten überfielen und ihm etwas auf den Kopf drückten. Geschrei, Lachen und Lärm. Als die Offiziere herbeieilten, fanden sie den Prinzen mit einer Krone auf dem Haupte — einer leuchtenden Krone. Die Zinken trugen nämlich in Fett getränkte brennende Dochte. Der malerische Effekt war gelungen, und das unangenehme niedertriefende Fett rechtfertigte die Inschrift: King of Greece (grease, Fett oder Schmiere).

Auf der Feste Königstein in Sachsen wurde am Abend des 29. März während eines Gewitters, das dort die Zeit zwischen $8^3/_4$ und $9^1/_2$ Uhr ziemlich ausfüllte, eine interessante, mit Wintergewittern gewöhnlich in Verbindung stehende Naturerscheinung beobachtet. Ein weißlich-gelbes Strahlenbüschel in der Form eines umgekehrten, abgestutzten Kegels von etwa 1 Zoll Höhe wurde auf der Spitze des auf dem „Horn" stehenden Glockenthurmes wahrgenommen, der Knopf des Glockenthurmes war ringsum von einem weißlichen Lichte umflossen; ein gleiches Lichtbüschel zeigte sich an dem auf der Brustwehr bei dem Glockenthurme angebrachten Gestelle zur Aufnahme eines Fernrohres. Auch von der Schildwache, welche um 9 Uhr am Glockenthurme anzuschlagen hatte, war beobachtet worden, daß im Augenblicke des Ergreifens der eisernen Zugstange aus den Fingerspitzen der wollenen Handschuhe kleine Lichtbüschel herausgetreten seien und daß auch das um den Hals geschlungene wollene Tuch ein weißliches Licht gezeigt habe; diese Lichterscheinung am Tuche und an den Spitzen der Handschuhe sei so lange geblieben, als die Schildwache auf dem Wallgange bis nach dem Schilderhause gelangt und im letzteren erst verschwunden; ob an den Wetterableitungen oder an noch höher gelegenen Punkten ebenfalls kleine Lichterscheinungen eingetreten sind, hat man bei dem herrschenden Sturme und dem heftigen Schnee- und Eisnadelfalle (der binnen einer halben Stunde den Boden 2 Zoll hoch bedeckte) nicht wahrnehmen können. Die Temperatur, die um 7 Uhr 30 Min. noch 5 Grad R. war, ging bis um 10 Uhr auf 0 Grad herab und zeigte am anderen Morgen (den 30. März) früh 7 Uhr — 1,6 Grad R. Die Ozonentwicklung war am 27., 28. und 29. März am Tage wie zur Nachtzeit in den höchsten Stärkegraden zu beobachten.

[Orthographie.] In einer polnischen Restauration in Posen findet man auf der Speisekarte folgende Speisen, deutsch benannt, aber nach den Regeln der polnischen Orthographie geschrieben: Zupe u. Braten. — Zupe u. Rindfleisz. — Sznyte mit Braten. — Sznyte mit Käze.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 97 Donnerstag, 23. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Nach der oben beschriebenen Besprechung zwischen Lothar und Aberney verflossen drei Jahre. Der Frühling hatte die Erde wieder grün gekleidet und über Meer und Land wölbte sich der hellblaue Himmel.

Die im Winter ausgebesserten Schiffe wurden segelfertig gemacht; dem Seemanne schwoll die Brust vor Hoffnung und Befriedigung. Er sollte wieder die liebe Woge durchfahren, wieder mit dem Sturme kämpfen, wieder nach neuen Küsten eilen dürfen. Die Ruhe auf dem Lande war ihm lang, die Luft zu schwül geworden, und ein unbeschreibliches Sehnen hatte sein Herz erfaßt.

Dorthin, dorthin nach der See stand sein Verlangen.

Wie heißt des Seemanns rechtes Vaterland? Das Meer. — Wie wir Andern mit schwermüthigem Heimweh in den Raum hinausblicken und die Arme nach der Vatererde ausstrecken, wenn wir von ihr getrennt leben, so macht es auch der Seemann, wenn er längere Zeit auf dem Lande gewesen ist. Seine Brust wird beklommen, sein Gemüth sehnsuchtskrank, und er seufzt nach dem freien Meer.

Im Mai 183— ging eine Fregatte, die wir Karolina nennen wollen, von Karlskrona nach einer Mittelmeererpedition ab. Jedermann am Bord des stattlichen Kriegsschiffes befand sich in heiterer Stimmung. Man sagte dem Lande ein fröhliches Lebewohl und begrüßte jubelnd die rastlose Woge.

Das Meer! Dieses unermeßliche Reich mit der Zerstörung in seinem Schooße und der poetischen Schönheit auf seiner Oberfläche; fürchterlich in seinem Zorn, wunderbar in seiner Stille. Man wird von ehrfurchtsvollem Beben ergriffen, wenn es brüllt; man fühlt sich zur Wehmuth bewegt, wenn es schlummernd liegt und träumt. Die ruhige Stille lähmt; die Raserei des Sturmes bringt das Blut in Fieberbrand.

„Das Leben auf der See ist doch sehr einförmig," hört man so Manchen sagen. Nur der oberflächliche Beobachter kann sich so ausdrücken, nicht aber der denkende Betrachter der Dinge. Für ihn bietet das Meer eine reiche Quelle von Ueberlegungen. Er mag seine weißschäumenden oder wild dahin eilenden Wellen sehen, so liefert es ihm beständig neue Gemälde zu bewundern und immer neuen Stoff für das Nachdenken, für die Phantasie und für die Forschung.

Die Fregatte Karolina hatte einen Tag nach demjenigen, wo wir ihr einen Besuch abstatten wollen, den Hafen von Cadix verlassen, um nach Gibraltar zu segeln.

Dieser kleine schwimmende Staat, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, der sich in einem Kriegsschiff beisammen findet, ist eine höchst eigenthümliche Offenbarung und aller Aufmerksamkeit werth. Es bieten sich da unendlich viele Gelegenheiten den Menschengeist zu bewundern, wegen seines Talentes zu ordnen und Alles, vom Größten bis zum Kleinsten, mit Macht zusammenzuhalten.

Für denjenigen, der nicht weiß, wie Alles am Bord eines Schiffes auf seine gewisse Zeit vertheilt und auf seinen gewissen Platz bestimmt und angeordnet ist, muß es ein Räthsel sein, wie man so viel ausrichten, erreichen und anordnen kann. Für denjenigen, der die Thätigkeit und Ordnung auf einem Kriegsschiffe nicht kennt, muß unwillkürlich die Frage entstehen: Mit was können die Offiziere und dreihundert bis vierhundert Mann während eines längeren Aufenthaltes zur See sich beschäftigen? Wie verfließt wohl diese lange Zeit? Laßt uns vor allen Dingen einen Blick auf das Verdeck werfen, so lange das Grauen des Tages die Nebel zu verdrängen anfängt, die über dem dunkeln Blau schweben. Das Schiff schaukelt sich leicht und sorglos auf der Woge; vielleicht, daß wir am Bord desselben einige Bekannte wiederfinden.

Es ist während der Tagewache. Alles ist so still, so geheimnißvoll in diesem Halbdunkel, das durch die eingezogenen Segel noch dunkler wird. Auf dem Hintertheil stehen zwei bis drei Männer in der Drillrolle, still wie Mumien, mit dem einen Auge auf dem Kompaß, mit dem andern auf der Wetterfahne des Steuermanns, welcher „recht so", „nicht tiefer" u. s. w. wiederholt. Auf dem Kommandoschemel hat der wachhabende Offizier seinen Platz und späht bald in den Raum hinaus, bald wirft er prüfende Blicke auf den Wind. Er ist der Gedanke, der diese ganze bewegliche Maschine leitet, der während seiner Wacht den Befehl

Digitized by Google

und das Leben und Wohl Aller in seiner Hand hat, auf dessen Wachsamkeit und Urtheil alle Anwesenden vertrauen müssen, wenn der Gott des Schlafes seinen Besuch in den Kajüten macht.

Ehe wir unsere Schilderung fortsetzen, wollen wir in diesem Halbdunkel den Mann auf dem Kommandoschemel betrachten. Seine Züge kommen uns bekannt vor. Sicherlich haben wir die hohe schlanke Gestalt des jungen Premierlieutenants schon einmal gesehen. In diesem Gesichte mit seinem strengen, ernsten, aber doch poetisch schwärmerischen Gepräge erkennen wir ohne Mühe Lothar Constantin Canitz. Sein Blick der gerade vorwärts schaut, hat etwas Schwärmerisches, was nicht einmal durch die gespannte Aufmerksamkeit verwischt werden kann. Daß die durch Stille hervorgerufenen Gedanken ihn nicht von seinen Pflichten abziehen, ersieht man aus dem prüfenden Blick, den er von Zeit zu Zeit um sich wirft, und worin zu lesen steht, daß er die Wichtigkeit seines Postens vollkommen aufgefaßt hat.

Für Lothar war in der gegenwärtigen Periode das Leben auf der See Alles. Es gab keine zärtlichen Bande, die ihn an's Land fesselten, keine liebliche Hoffnung, keine brennende Sehnsucht, die seinen Gedanken oder sein Gefühl auf irgend einen Punkt der Erde fixirte. Nein, er stand allein da, wurde von Niemand vermißt und von keinem unruhig klopfenden Herzen zurückerwartet. Ob er vorwärts oder rückwärts blickte, so stand er allein, allein mit einem glühenden Gefühl und einer eingebrannten Erinnerung in Folge deren ihm alles Andere außer dem Leben zur See gleichgültig wurde. Hier, mit dem unendlichen Himmelsgewölbe über und dem Abgrund des Ozeans unter sich, war er heimisch, und beim Gedanken an die schmerzliche Vergangenheit überlief es ihn kalt. — Aber wir verlassen ihn und setzen den Spaziergang auf dem Verdeck weiter fort.

Auf dem Gangbord stehen ganz still, theils an die Brustwehr gelehnt, theils auf den Kanonensitzen, einige Mann von der um vier Uhr herausgetrommelten und noch nicht ganz munter gewordenen Wache, während ein anderer Theil langsam auf dem Back auf- und zugeht.

Voran steht bei einer Kanone der Backoffizier mit dem Tubus in der Hand. Es war ein Sekondlieutenant, ein junger Mann von geschmeidigem, kräftigem Körperbau und schönem nordischem Gesichte. Die klaren blauen Augen haben wir auch schon gesehen, denn sie gehören Tage Aberney. Seine Züge verkünden im Allgemeinen ein sorgloses Gemüth, sind aber für den Augenblick durch einen bittern Ausdruck entstellt. Er scheint den Posten, den er bekleidet, die Verantwortung, die auf ihm ruht, kurz Alles über den unangenehmen Gedanken zu vergessen, die sein Inneres beschäftigen. Er steht unbeweglich und dermaßen in Betrachtungen versunken da, daß man sich versucht fühlen könnte, zu glauben, er wisse nicht mehr, wo er sich befinde. Weder das brausende Meer, noch die Schiffsglocke auf der Batterie, die mit ihrer metallnen Zunge den Gang der Zeit erzählt, noch weniger das in allen Tonarten bis zum Vormars sich wiederholende: Alles recht! der Mastkorbwache scheint sich seinen Ohren zu nahen. Er bleibt gänzlich gleichgültig gegen Alles und schenkt der im Osten aufgehenden Helle keine Aufmerksamkeit.

Lothar warf jetzt einen spähenden Blick vorwärts, setzte dann das Sprachrohr an den Mund und rief mit seiner klaren Stimme:

„Auf den Back!“

Dieser Zuruf vom Hintertheil galt demjenigen, der auf dem Back kommandirt.

Tage fuhr zusammen und wandte sich hastig um. „Holla!“ rief er als Antwort auf den unerwarteten Zuruf.

Der arme Tage! Er hatte sich dermaßen seinen traurigen Träumen überlassen, daß er die äußere Welt gänzlich vergaß. Die Einsamkeit, diese Mutter aller hohen und gemeinen, guten und schrecklichen Gedanken, hatte entschwundene Erinnerungen und frühere Illusionen hervorgerufen, die schon längst im kalten Grabe der Wirklichkeit lagen. Alles, was er zu besitzen geglaubt und nun verloren hatte, zog jetzt an seiner Seele vorüber; und was oder wer war es, wodurch er von dieser Erforschung der Vergangenheit in die Gegenwart zurückgeführt wurde? Die Stimme des Mannes von welchem er glaubte, daß er seine schönsten Hoffnungen zerstört habe. Er beugte sich über die Bastion, indem er voll Zorn krampfhaft seine Faust ballte und murmelte:

„Schon die bloße Gegenwart dieses Menschen bringt jeden Tropfen meines Blutes zum Sieden.“

Wiederum erscholl Lothars Stimme.

„Ich glaube der Klüver schlägt? Er muß nicht recht liegen.“

Tage sprang von der Kanone, auf welcher er während der Wache gestanden, herab, ging leewärts hinüber und sah, daß es sich wirklich so verhielt, wie Lothar zu verstehen gegeben hatte. Er kommandirte:

„Strecket den Klüver!“

Der Befehl wurde sogleich von der Backmannschaft ausgeführt, worauf Tage seinen Platz wieder einnahm.

(Fortsetzung folgt.)

„Posten“ oder das Duell auf die neue Mode.

(Skizze aus Amerika.)

(Fortsetzung.)

Kaum aber war Aubry Abends nach Hause gekommen, so erhielt er einen Brief, angeblich aus dem

ersten Hotel des Städtchens, worin ihn ein New-Yorker Kaufherr eines abzuschließenden größeren Handels wegen zu einer kurzen Besprechung auf sein Zimmer einlud, indem es ihm Unwohlsein unmöglich mache, zu Aubry zu kommen. Letzterer kannte den Schreiber des Briefes nicht persönlich und ebenso wenig seine Handschrift, allein die Firma, in deren Namen der Brief abgefaßt war, hatte einen guten Klang und somit dachte er nicht im geringsten daran, daß ihn Jemand mystifiziren wolle, sondern nahm seinen Hut, um den Fremden sofort aufzusuchen. Seine Gattin allerdings fand es auffallend, daß ihn der Fremde noch so spät Abends zu sich in's Hotel bescheide, und wollte also das Weggehen ihres Gemahles nicht dulden; allein dieser verwarf ihre Bedenken und gab ihr nur in soferne nach, daß er, was er sonst nicht im Brauche hatte, seine Waffen zu sich steckte. Er ging also, doch kaum hatte er sich ein paar hundert Schritte von seinem Hause entfernt, so fielen plötzlich vier Kerle über ihn her, welche unter einem hier befindlichen Schuppen verborgen auf ihn gelauert hatten. Die Burschen waren zwar nicht mit Schießgewehren, wohl aber mit Brügeln und Messern bewaffnet, und ihre Absicht schien, ihn zuerst niederzuschlagen, um ihm dann, wenn er bewußt am Boden liege, die Messer in die Brust zu stoßen. Das erstere gelang ihnen jedoch nicht; denn sobald sie Aubry aus ihrem Versteck hervorrennen sah — so weit man nämlich in der Dunkelheit sehen konnte —, machte er einen Satz nach rückwärts und feuerte dann alle fünf Schüsse seines schnell gezogenen Revolvers hinter einander auf sie ab. Alsobald fiel Einer der Angreifer, die Andern aber gaben deßwegen doch nicht Fersengeld, sondern drangen, wie er jetzt beim Sternenlicht deutlich genug erkennen konnte, mit blinkenden Messern auf ihn ein. Schon glaubte er sich verloren, allein in diesem Augenblicke rannte sein Diener, welchen ihm die ängstliche Gattin heimlich nachgeschickt hatte, unter großem Geschrei herbei, und nun wußten die Meuchelmörder nichts besseres zu thun, als, so schnell sie ihre Füße trugen, davon zu eilen. Ja ihre Eile war so groß, daß sie sogar ihres gefallenen Kameraden vergaßen und denselben liegen ließen, wo er lag! Jetzt öffneten sich auch die Fensterläden der nächsten Häuser und einige Stimmen fragten, was es gebe. Man muß nämlich wissen, daß im ganzen Süden, in den größeren wie in den kleineren Städten, nächtliche Ruhestörungen und Pistolenschüsse etwas ganz Gewöhnliches sind und daß sich deßhalb nicht leicht Jemand verlocken läßt, um solcher Kleinigkeiten willen seine Wohnung zu verlassen. Auch in dem gegebenen Falle würde also kein Mensch dem Aubry beigestanden sein oder auch nur nach der Ursache des Tumults gefragt haben, wenn nicht der Diener desselben ein so mächtiges Hülfegeschrei erhoben hätte. Nun aber kamen, als Aubry die Frage: „was es gebe," mit der Bitte, ihm Licht zu bringen, beantwortete und zugleich seinen in der ganzen Stadt bekannten Namen nannte, einige Männer mit Fackeln herbei und man leuchtete sofort dem Kerl, welchen der Schuß Aubry's niedergestreckt hatte, in's Gesicht. Was zeigte sich nun aber? Nichts anderes als das verzerrte Antlitz eines im Todeskampfe ringenden Niggers! Dem Elenden war eine Kugel mitten durch die Brust gedrungen und obwohl er noch Zeichen des Lebens von sich gab, so konnte er doch keine der an ihn gestellten Fragen mehr beantworten. Dessen ungeachtet blieb man nicht lange im Zweifel, von wem der Mordanfall ausgegangen sei; denn sowohl Aubry selbst, als auch mehrere der herzugekommenen Männer erkannten in dem Burschen einen der Sklaven aus der Pflanzung des alten Generals Armstrong, des Vaters des Colonel, und man durfte also mit Bestimmtheit annehmen, daß, weil der alte Armstrong zu einer solchen Niederträchtigkeit unfähig war, das Mordattentat von dem Colonel ausgegangen sei. Man benachrichtigte also den Coroner, das ist die obrigkeitliche Person, welcher die Untersuchung aller schnell eingetretenen Todesfälle obliegt von der Sache, und dieser ließ sofort den tödtlich Verwundeten in das Courthouse bringen, um ihn womöglich wieder zum Leben zurückzurufen und dann über den Vorfall zu inquiriren; allein der Mensch starb schon auf dem Transporte und konnte also keine Rede mehr stehen.

Man kann sich nun wohl denken, wie es dem Aubry zu Muthe war, als er, in seine Wohnung zurückgekehrt, über den Vorfall näher nachdachte. Da er jedoch gleich darauf von seinem in das Hotel, aus welchem der bewußte Brief datirt war, abgesandten Diener erfuhr, daß gar kein Fremder aus New-York daselbst logire, so schwand ihm auch vollends der letzte Zweifel über den wahren Attentäter, und nun verhehlte er sich nicht mehr, daß er, wenn er nicht sein Leben der Willkür seines Vetters preisgeben wollte, nothgedrungen zu einem energischen Mittel greifen müsse. Worin sollte aber dieses Mittel bestehen? Sollte er sich selbst Recht verschaffen oder aber den Schutz des Gesetzes in Anspruch nehmen? Der letztere mußte ihm werden, wenn er sofort Klage erhob; allein man weiß ja, wie leicht es in Amerika ist, auch dem strikte sten Gesetze eine Nase zu drehen, besonders wenn man Familienverbindungen hat und überdieß das Geld nicht zu sparen braucht. Somit konnte Aubry so zu sagen gewiß sein, daß sein Gegner, auch wenn er ihn noch in der Nacht verhaften ließ, sich schon am andern Morgen gegen Bürgschaft wieder auf freiem Fuß befinden werde und dann abermals Gelegenheit habe, ihm auf diese oder jene Weise nachzustellen. Ueberdieß, auch den günstigsten Fall, nämlich den, daß Armstrong vor die Geschworenen gestellt werde, angenommen, — war er denn dann sicher, daß die Jury ein Verdikt gegen denselben ausspreche, besonders da wenigstens kein direkter Beweis vorlag? Der Colonel brauchte ja blos zu leugnen, daß er mit dem Attentate irgend etwas zu thun gehabt habe; er brauchte blos Zeugen herbeizubringen, daß er sich die

Digitized by Google

ganze Zeit von der Scene in der Gerichtssitzung an bis an den späten Abend auf einem ganz entfernten Schauplatze befunden habe, ohne mit irgend einem der Sklaven seines Vaters in Verbindung getreten zu sein — und solche Zeugen herbeizubringen, konnte ihm, wie Aubry recht wohl wußte, bei der großen Menge von käuflichen Subjekten, die sich in den Städten des Südens herumzutreiben pflegen, keineswegs schwer fallen, — — wie dann? Dieses Alles überlegte der schwer Beleidigte mit klarem Sinne, und somit kam er endlich zu der Ueberzeugung, daß ihm, wenn er für immer Ruhe haben wolle, nichts übrig bleibe, als das Gesetz selbst in die Hand zu nehmen. Er faßte also einen festen Entschluß und legte sich dann auf einige Stunden zur Ruhe, allein schon vor Tagesanbruch war er wieder auf den Beinen, und wir werden nun sogleich sehen, warum er sich so frühe erhob, oder vielmehr auf welche Weise er den die Nacht zuvor gefaßten Entschluß in Ausführung brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Pariser Gaunerkünste.] In die Restauration Heinrich in Paris trat dieser Tage ein ziemlich anständig gekleidetes Individuum und ließ sich in einem ziemlich obskuren Winkel an einem kleinen Tische, der eben nur für eine Person Platz bot, nieder, so daß er von den anwesenden Gästen kaum bemerkt wurde. Er hatte bereits sein Mahl beendet und die Zeche bezahlt, als der Garçon bemerkte, daß sich das silberne Eßbesteck nicht mehr auf dem Tische befände und den Fremden darüber zur Rede stellte. Dieser stellte sich entrüstet, daß man einen solchen Verdacht gegen ihn hegen könne, und behauptete, der Kellner habe das Eßzeug weggenommen, noch ehe er die Rechnung gebracht. Der Gastwirth selbst trat dazwischen. Er fand die Aussage des Gastes so plausibel, daß er sich dachte, der Kellner könne sich inmitten des unvermeidlichen Gedränges bei dem größern Zusammenströmen von Menschen geirrt haben und das Besteck werde sich schon am Abend bei dem Abzählen wieder finden. Deßhalb befahl er, den Herrn seinen Weg gehen zu lassen, was dieser aber durchaus ablehnte. „Ich sehe," sagte er, „daß Sie noch Zweifel hegen; doch ich will von jedem Verdacht rein sein. Visitiren Sie mich." Der Restaurant weigerte sich zuerst, es zu thun; aber der Andere beharrte so steif darauf, daß er seinem Andringen schließlich entsprechen mußte. Man durchsuchte ihn, fand aber nichts Verdächtiges. Zahlreiche Entschuldigungen folgten und der Fremde verließ unter allgemeinem Grüßen der Gäste das Lokal. Einige Momente später wollte der Kellner den Tisch, an dem der Fremde gesessen, neu decken und war nicht wenig erstaunt, als er einen silbernen Löffel fallen hörte. Er schaute unter den Tisch und erblickte die Gabel mittels weichen Wachses an die Wand gepickt. Mit einem ihm ehrenden Scharfblicke rief er aus: „Da der Kerl das Besteck unter dem Tisch aufgehoben hat, so wird wohl ein Anderer kommen, um es zu holen. Verrathen wir daher nichts und legen wir wieder den Löffel dahin, wo er war." Dieß geschah, ohne daß es Jemand bemerkte. Hierauf ging der Kellner, um seinen Prinzipal davon zu benachrichtigen. In demselben Momente öffnete sich die Thür und es erschien ein Mann, dessen Augen sich direkt auf den kleinen Tisch richteten. Als er ihn frei sah, trat er ein und ließ sich eine Speise bringen. Die spähenden Blicke, welche er um sich warf, ließen ihn sogleich als den Gehülfen des Ersteren erkennen. Der Wirth ließ nun den Polizeikommissär davon in Kenntniß setzen und dieser schickte einen Agenten dahin, der sich nun so setzte, daß er den Gast gut sehen, von diesem aber nicht wahrgenommen werden konnte. Es dauerte nicht lange, so bemerkte dieser, wie sich der Fremde bückte, wie um seine Serviette aufzuheben, bei dieser Gelegenheit aber sich mit Geschick des unter dem Tische versteckten Bestecks bemächtigte, sodann zahlte und das andere Eßzeug ruhig liegen lassend, davonging. Der Agent folgte ihm aber in einiger Entfernung. In einer Seitengasse traf er mit einem andern Individuum zusammen, und dieß hatte der Agent erwartet; er gab den Stadtwächtern, die er bestellt hatte, ein Zeichen, worauf die beiden Herren arretirt wurden. Man fand bei ihnen außer dem in Rede stehenden Eßbesteck noch zwei andere, so wie mehrere Silbergeräthe mit dem Merkzeichen verschiedener Cafés. Beide wurden nach der Präfektur gebracht.

[Ein noch nie dagewesenes Meteor.] „Ind. Belge" bringt in einem langen ernsthaften Artikel eine Neuigkeit, welche unbestritten die wunderbarste ist, die noch je ein Blatt mitzutheilen gehabt hat, vorausgesetzt natürlich nur, daß sie auch wahr ist. In Jamaica nämlich ist ein Meteorstein niedergefallen, auf dem nicht mehr und nicht weniger als einige Landschafts- und Genrebilder von irgend einem andern bewohnten Planeten eingegraben zu sehen sind. Herr Dr. Hopkins, Mitglied der gelehrten Gesellschaft von Kingstown, ist der Finder dieses interessanten Steines, und er hat seine Entdeckung in einem ausführlichen Memoire niedergelegt, welches die „Ind. Belge" übersetzt wiedergibt.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 98 Freitag, 24. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Diese Versäumniß Tages, daß er das nicht beachtet hatte, was Lothar bemerkte, veranlaßte letztern seinen Kommandoschemel zu verlassen und vorwärts zu gehen. Ohne ein Wort zu Tage zu sagen, schritt er an ihm vorüber, schaute einen Augenblick am Vorsegel hinauf, wandte sich dann zu Tage und fragte:

„Warum sind die Boleinen nicht richtig gehalten?"

„Ich wage es nicht, sie fester zu ziehen," antwortete Tage, indem er an seine Mütze griff. „Sie sind so weit gezogen, als sie es ertragen können."

Lothar fixirte ihn mit Augen, die nichts Gutes verkündeten. Er hatte es jetzt, vermöge des Rechtes, das dem wachhabenden Offizier zusteht, aber selten von ihm benützt wird, in seiner Macht, sich so zu sagen, in das zu legen, was dem Backoffizier zukommt, ein Benehmen, das für den Untergebenen im höchsten Grade demüthigend ist. Lothar ergriff, wir müssen es leider gestehen, mit Begierde diese Gelegenheit um Tage zu demüthigen, während er selbst, als allein verantwortlich für seine Wache, unzugänglich war.

„Da ist nicht gebraßt," sagte er und rief ohne eine Antwort abzuwarten:

„Hintertheil leewärts brassen!"

Die Mannschaft flog an die Enden; die Pfeife ließ das langgedehnte Haltungssignal erschallen; des Riesenvogels einziger Flügel wandte, die Barbunen bogen sich.

Lothar war inzwischen vorwärts stehen geblieben. Als er dachte, daß es genug gebraßt sei, kommandirt er:

„Die Brassen fest!" Dann wandte er sich mit einem spöttischen Lächeln zu Tage und sagte: „Haben Sie jetzt die Güte und lassen Sie die Boleinen etwas mehr aushalten als vorher." Damit ging er nach dem Hintertheil.

Es gibt nichts, was einen Offizier, mag er auch der jüngste Sekondelieutenant auf der Flotte sein und seine erste Reise machen, mehr verletzt, als wenn der wachhabende Offizier vorwärts kommt und in den Angelegenheiten des Backoffiziers anordnen und Befehle ertheilen will. Der Grund dazu ist vielleicht ein falscher Ehrgeiz, eine kindische Ueberzeugung der meisten Subalternen, daß sie über alle Zurechtweisungen erhaben seien, eine Idee, daß mit den Epauletten die Geschicklichkeit in allen Dingen von selbst gegeben sei.

Tage glaubte seine Würde schwer verletzt, und dieß, verbunden mit seiner bereits vorhandenen Erbitterung, steigerte seinen Unwillen gegen Lothar bis auf den höchsten Grad. Er unterdrückte jedoch den Groll, der in seiner Brust kochte; aber er schwur, daß Lothar eines Tages all die Demüthigungen, die er ihm zufügte, schwer büßen sollte. Die Wuth, die in seinem Innern tobte, wurde jetzt von der Macht der Disziplin und der Gewohnheit des Gehorsams, so lange man am Bord ist, zurückgehalten; aber von ihren Zügeln befreit, wollte Tage sich furchtbar zeigen. Er verstand es nicht, was Vergessen und Verzeihen hieß. Er begriff bloß, daß er, mochte es kosten, was es wollte, sich rächen mußte.

Er blickte düster auf die langen düstern Wogen, die gegen den Bug der Fregatte hinrollten. Ueber dieser ganzen Wasserwüste, die das Schiff umgab, lag jetzt ein Halbdunkel, das in vollkommener Harmonie mit den düstern, unruhigen und ärgerlichen Gefühlen stand, die sich in seiner Brust wälzten.

Das Meer sang sein einförmiges und gewaltiges Lied vor den beiden jungen Männern, welche die unfreundlichsten Gefühlen gegen einander hegten. Sie hörten nicht auf seinen einfachen majestätischen Gesang, sondern nur auf das Lied, das die Nachtgeister in ihrem Innern ihnen vorsangen. Sie hatten jetzt keinen Sinn für dieses Meer, das Byron das älteste Kind der Schöpfung nennt, sondern waren bloß von Betrachtungen über all das Herzleid, das sie einander zugefügt hatten, in Anspruch genommen. Unter dem Einfluß derselben standen sie still und unbeweglich wie Bildsäulen da; mit dem Unterschied jedoch, daß Lothar keine Sekunde die ihm obliegenden Pflichten vergaß, während Tage hinwiderum Alles über seine Erbitterung hintansetzte. So verging eine Stunde, Tage hatte sich jeden Augenblick umgewandt und bange, flammende Blicke auf den Mann geworfen, der ihn jetzt durch die Macht des Dienstes und Grades beherrschte.

Der Nachtnebel weilte noch über die Woge. Er wartete auf den Augenblick, wo die Königin des Tages sich aus den Armen der Nacht losreißen würde. Einige

Digitized by Google

matte träge Strahlen, welche die Sonne dem Tag zum Gruß schickte, ehe sie ihr glühendes Gesicht über die Woge erhob und über die glänzende Meeresfläche ihr Gold ausstreute, während sie dieselbe mit ihren brennenden Küssen liebkoste, vertrieben den dichten Nebelschleier. Es lag etwas magisch Fesselndes, etwas großartig Schönes in dem Augenblick, wo die Sonne ihre Wanderung an dem blauen Himmelsgewölbe antrat.

Lothar griff, als er das strahlende Gestirn des Tages erblickte, mit einem schwermüthigen Lächeln an seine Mütze, als wollte er ihm seinen Gruß darbringen. Sein Kamerad vorn dagegen, hatte nicht einmal einen Blick für die prächtige Beherrscherin des Firmamentes.

Der Sonnenaufgang ist auf dem Meer wie auf dem Lande das Signal zu Leben und Rührigkeit. So auch am Bord der Karolina.

Der Zaubermacht der Nacht wurde durch die Ankunft des Lichtes gebrochen.

Bei Sonnenaufgang ließ der Wind ein wenig nach. Lothar, der auf Alles achtete, bemerkte auch dieß sogleich. Er kommandirte:

„Streckt die Hinterbrassen auf der Windseite! Die Boleinen los! Halet die Brassen!"

Etwas Erfreulicheres gibt es wohl nicht für den Seemann der lange mit widrigem Winde kreuzt, als wenn er die gesegneten Worte hört: Die Boleinen los, halet die Brassen! Da entsteht Leben und Rührigkeit im ganzen Schiff. Auch jetzt ging es wie bei einem Tanze in allgemeinem Wetteifer. Die Hintersegel wurden nach dem Winde gebraßt. Jetzt kommt die Reihe an die Vordersegel.

„Halet die Vorderbrassen nach der Windseite!" kommandirte Lothar.

Auf einmal sprang Lothar von seinem Platz herab auf Tage zu und fragte ihn heftig:

„Was ist's, Herr Lieutenant, sind die Vorderbrassen nicht gehalt?"

Tage, den die vorhergehende Zurechtweisung noch schmerzlich auf der Seele brannte, antwortete:

„Ich habe keinen Befehl erhalten."

Lothar sah ihn mit kaltem, beinahe verächtlichem Blicke an, trat einen Schritt näher und sagte mit gesenkter Stimme:

„Herr Lieutenant, der versteht seinen Dienst schlecht, der bloß das thut, was ihm befohlen wird."

Damit wandte er sich nach dem Hintertheil zurück und nun wurde kein Wort weiter gewechselt.

Tage hatte dem Kameraden einen drohenden Blick nachgeschleudert und murmelte:

„Welche höllische Fügung hat uns auf dieselbe Planke geworfen und mich verurtheilt, mit diesem Elenden da zu leben? Diese Wachen, die wir zusammen halten müssen, diese satanischen Nadelstiche, die er bei der geringsten Gelegenheit versetzt, alles das treibt meinen Abscheu auf die Spitze. Gewiß ist, daß ich, ehe wir uns trennen, ein eben so schlechter Mensch bin, wie er, so sehr demoralisirt mich mein Haß gegen ihn."

Während Tage diesen Monolog hielt, wartete der Steuermann mit der Signalpfeife am Mund an der großen Lucke, die Augen auf Lothar geheftet, der als wachhabender Offizier, als der letzte Glockenschlag Fünf ertönte, ausrief:

„Alles jetzt an die Arbeit!"

Alle Privatinteressen mußten vor der Thätigkeit, die nun erfolgte, verstummen. Jeder Offizier bekam vollauf zu thun.

Vom Verdeck bis zur Batterie, von der Batterie bis zum Zwischenboden und bis zum entferntesten Winkel beginnt jetzt ein Geschrei, das für einen auf seinem Ohr schlummernden Seemann höchst störend ist. Die Tagesarbeit am Bord kann damit als begonnen betrachtet werden.

Vergebens suchen wir uns ein Bild von der zierlichen Sauberkeit und Ordnung zu machen, die am Bord eines Kriegsschiffes herrschen. Sie sind nicht bloß in Folge des engen Raumes durch das Bedürfniß geboten, sondern tragen auch hauptsächlich zum Wohlbefinden daselbst bei. Das Erste, was geschieht, wenn die Mannschaft mit dem Fegen fertig geworden, ist eine allgemeine Reinwaschung des Schiffes.

O ihr meine liebenswürdigen und unvergleichlichen Hausfrauen, was sagt ihr von einer Putzerei, die in einer Stunde vorüber sein soll! Sie muß nothwendig höchst unvollständig sein oder vielmehr sie kann einen solchen Namen gar nicht verdienen. Es ist ja gerade die nöthige Zeit um ein Paar Böden abzuwischen. Ihr zucket die Achseln und haltet es für ein Mährchen. Es ist jedoch die reine Wahrheit in dieser Stunde wird eine so gründliche Säuberung vorgenommen, daß kein Splint vergessen bleibt.

Tage und Lothar bekamen auch an andere Dinge als an ihre gegenseitige Feindschaft zu denken, weil der eine darauf sehen mußte, daß die Mannschaft auf dem Hintertheil am großen Mast ordentlich ihre Geschäfte besorgte, und der andere vorn dasselbe zu thun hatte.

Das Verdeck bietet bei solchen Gelegenheiten ein eigenthümliches Bild dar. Die Mannschaft, die ihre Hosen und Hemdärmel zurückgeschlagen hat, kommt mit vollen Wassereimern herbei und gießt sie strömend über Verdeck und Batterie aus. Ein Theil streut Sand auf das nasse Verdeck, ein anderer Theil liegt auf den Knien und scheuert die Planken mit weichem Maltastein. Hierauf wird Alles zusammen mit reinem Wasser in die See hinabgeschwemmt und zuletzt kommt die Reihe an die hölzernen Schaufeln und den Schwapper.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

„Posten" oder das Duell auf die neue Mode.

Skizze aus Amerika.

(Fortsetzung.)

Das Städchen Fayette-Ville hat, so klein es ist, doch auch seine eigene City-Hall, das heißt sein Rathhaus, vor welchem sich ein ziemlich freier Platz ausdehnt, und hier auf diesem freien Platze, so wie auf dem mit hölzernen Säulen verzierten Porticus desselben pflegen sich gewöhnlich neugierige Tagdiebe vom frühen Morgen bis zum späten Abend herumzutreiben. Kaum jedoch war an dem auf das Mordattentat folgenden Tage die Sonne aufgegangen, so sah man vor der City-Hall eine ganz ungewöhnlich große Menge Menschen versammelt, welche sich alle auf's eifrigste besprachen und unverwandt nach einer der Säulen des Porticus hinblickten. Was konnte man denn nun aber da Besonderes erschauen? Nichts Anderes, als ein ungeheures, mit großen Lettern beschriebenes Plakat, das fast den dritten Theil der Säule bedeckte! Und wer stand neben der Säule? Niemand anders, als der Major Aubry, der dort einer Statue gleich Posto gefaßt hatte! Er sah bleich aus, wie wenn er die halbe Nacht durchgewacht hätte; aber deßwegen lag doch ein merkwürdiger Zug von Entschlossenheit in seinem Gesichte, und sein scharfes Auge blickte so ernst umher, daß man keinen Augenblick an seinem Muthe zweifeln konnte. In der rechten Hand, die er unter dem zugeknöpften Rocke halb verborgen hielt, blitzte es wie der Lauf eines Pistoles oder Revolvers, und ein anderes ähnliches Mordinstrument sah gleich dem Hals einer Flasche aus einer seiner Brusttaschen hervor. So stand er unbeweglich und ohne ein Wort zu sprechen, sein düsteres Auge aber wandte sich rastlos nach allen Seiten, wie wenn er einen Feind erwartete, von welchem er sich nicht überraschen lassen wollte.

„Posting, posting, der Major hat den Colonel gepostet," flüsterten sich alle Umstehenden mehr oder minder laut zu und deuteten mit den Fingern nach dem Anschlagzettel.

Mit jeder Viertelstunde mehrte sich die Menschenmenge, und Weiße wie Schwarze drängten sich bunt durcheinander. Auf allen Gesichtern lag die höchste Aufregung, und kein Mensch dachte daran, den Platz zu verlassen, ehe die Tragödie ihren regelrechten Verlauf genommen habe.

„Hier kommt er," rief von Zeit zu Zeit Einer aus der Menge, indem er nach einer gewissen Richtung hindeutete, und dann richteten sich natürlich alle Augen dorthin. Aber immer zeigte es sich, daß man sich getäuscht habe, denn der, den man von dort her sich nähern sah, war nicht der erwartete Colonel, sondern irgend ein Anderer, welcher in der Körperstatur vielleicht einige Aehnlichkeit mit ihm hatte.

So vergingen mehrere Stunden und am Ende, als es gegen Mittag ging, hatte sich fast die ganze männliche Einwohnerschaft vor dem Rathhause eingefunden. Unbeweglich stand immer noch Aubry an seiner Säule, aber der Colonel war auch jetzt noch nicht gekommen! Sollte derselbe vielleicht gar nicht darüber unterrichtet sein, daß er gepostet war? Oder hatte er sich gar aus der Stadt entfernt und befand sich also in der Unmöglichkeit sich seinem Gegner zu stellen?

Keines von beidem! Der Obrist war nicht bloß genau von Allem unterrichtet, sondern befand sich auch in der Stadt, und zwar im Barroom, das ist in der Kneip- und Rauchstube des Hotels, in welchem er mit seiner Gesellschaft alle Tage zusammen zu kommen pflegte. Hier hatte er sich schon in aller Frühe eingefunden und bei ihm waren seine gewöhnlichen Kumpane und Genossen, von welchen er natürlich über das Vorgehen Aubry's längst benachrichtigt worden war. Offenbar befanden sich Alle in großer Aufregung, denn sie gestikulirten und sprachen fast die ganze Zeit über wild durcheinander und mehr als zehnmal schon hatten sie am Schenktisch einen gemeinschaftlichen Trunk zu sich genommen, welchen regelmäßig der Colonel bezahlte. Merkwürdigerweise jedoch machte der Letztere gar keine Miene, den Salon zu verlassen, um sich mit seinem Gegner zu messen, sondern er begnügte sich vielmehr damit, mit verschiedenen ruhmrednerischen Worten, so wie mit Flüchen aller Art um sich zu werfen und hie und da einige Worte vom Mittag als der Zeit, wo er seine Rache nehmen werde, zu murmeln. In seinem Blicke lag jedoch etwas Scheues und Aengstliches, wie wenn es ihm nicht wohl bei der Sache wäre, und wenn auch sein Gesicht bis an die Schläfe hinauf gerötthet war, so konnte man doch nicht leicht unterscheiden, ob dieß die Wirkung des Brändy oder aber ein Zeichen des Muthes sei. Genug, er ließ den Mittag vorübergehen, ohne daß er irgend etwas Entscheidendes unternommen hätte, und setzte dadurch die Geduld der Männer von Fayetteville auf eine harte Probe.

Inzwischen stieg die Aufregung in der ganzen Stadt mit jeder Minute höher und man schloß nicht blos alle Läden, sondern stellte auch in den sämmtlichen Werkstätten die Arbeit ein; in den Wirthshäusern dagegen herrschte die regste Thätigkeit, denn alle Welt wollte etwas Neues über den Stand der Dinge erfahren. Woher aber sollte man die Neuigkeit bekommen, wenn nicht aus den Trinkstuben? Bald spaltete sich die ganze Einwohnerschaft in zwei Parthien, deren eine sich für Aubry erklärte, während die andere zur Fahne des Colonel schwur, und die Debatten wurden oft so hitzig, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, der Wortstreit werde in Thätlichkeiten übergehen. „Er wird sich stellen," schrien die Partheigänger des Obristen, die sogenannten „Gentlemen-Loafer", zu welchen der sämmtliche Troß und Anhang der vornehmeren Sklavenzüchter zu rechnen war. „Nein, er wird sich nicht stellen,

Digitized by Google

denn er ist nichts als ein feiger Bramarbas," schrien die Anderen, welche meist der ehrsameren Bürgerklasse angehörten. Weil um aber ein solcher Widerstreit herrschte, so wußten beide Theile am Ende, um die Wahrheit ihrer Behauptung zu beweisen, nichts besseres zu thun, als sich mit Bowiemessern und Revolvern zu bewaffnen, damit sie doch wenigstens nicht wehrlos da stünden, wenn's über dem Wortstreit zum Handgemenge komme.

Ehe es jedoch so weit kam, verbreitete sich gegen 3 Uhr Mittags das Gerücht, der Vater des Colonel, ein so ritterlich denkender Südländer, wie nur Einer, sei im Hotel, in welchem sein Sohn verweilte, angekommen, und nun eilte Alles vor dieses Hotel, weil man nun hoffen durfte, daß, wenn sich dieses Gerücht bestätige, endlich einmal zur That geschritten werden würde. In der That konnte man sich auch bald überzeugen, daß die Nachricht keine erfundene sei, denn der alte Pflanzer war wirklich in aller Eile von seiner Plantage hereingefahren, als man ihn durch einen Erpressen von der Sache unterrichtet hatte. „Jetzt muß es doch endlich losgehen," riefen nun alle Zuschauer wirr durch einander, „denn der alte Herr, welcher seiner Zeit gegen die Indianer gefochten, läßt den Schimpf des Postenß nicht auf sich sitzen." Dessen ungeachtet ging wieder Stunde um Stunde vorbei, ohne daß der Colonel erschienen wäre, um den Zettel mit Gefahr seines Lebens abzureißen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die New-Yorker Abend-Zeitung bringt folgende telegraphische Depeschen: Detroit. Der berühmte Thierbändiger Kreuzberg wird hier erwartet, um einige hiesige Rowdies zu bändigen; man verspricht sich jedoch keinen Erfolg von dem Versuche. — Washington. Herr Seward gab so eben dem Gesandten von Hayti ein Diner. Einige südliche Senatoren wurden darüber so schwarz vor Aerger, daß der Gesandte sie für seine Landsleute hielt. — Tennessee. Van Dorn ist schon wieder davon gelaufen, er hat jedoch aus Versehen 4000 Mann Unions-Soldaten, mehrere Kanonen und Wagen mitgenommen. — Liverpool. Es werden jetzt hier fünfzig Schiffe für den „Kaiser von China" gebaut. Derselbe soll ein sehr naher Verwandter eines gewissen Jeff. Davis sein und diesem die Schiffe schenken wollen, falls er die Südländer in Chinesen verwandelt. Man glaubt, dieß werde mit Leichtigkeit geschehen können. — Polen. Die Hauptbande der Insurgenten wurde gänzlich aufgerieben und dann zersprengt. — Bückeburg. Unsere Regierung hat aus Angst vor der polnischen Insurrektion die Reserven einberufen. Unsere so vervollständigte Armee wurde gestern in einer Droschke nach der östlichen Gränze des Reiches gefahren.

Die neuere Statistik hat nachgewiesen, daß die Altersverhältnisse der beiden Eltern von entschiedenem Einflusse sind auf das Geschlecht der aus diesen Verbindungen hervorgehenden Kinder. Der treffliche Statistiker Dr. Boudin hat über diese Frage kürzlich in der Pariser Akademie der Wissenschaften einen zwar sehr gedrängten aber klaren und trefflichen Vortrag gehalten. Die Hauptergebnisse seiner Untersuchungen sind, die bisherigen, mehr unvollständigen Angaben einiger deutschen Statistiker vollkommen bestätigend und ergänzend, folgende: 1) Das relative Alter der beiden Eltern übt einen entschiedenen Einfluß auf das Geschlecht der Kinder. 2) Ist der Vater älter als die Mutter, so besteht die Mehrzahl der Kinder aus Knaben. 3) Ist die Mutter älter als der Vater, so sind die Mehrzahl der Kinder Mädchen. 4) Stehen beide Eltern in gleichem Alter, so entstehen mehr Mädchen, doch in geringerer Ueberzahl als im vorigen Falle. 5) Das absolute Alter der Eltern übt keinen bemerkbaren Einfluß auf das Geschlecht der Kinder (d. h. es ergibt sich mit dem beiderseitigen Fortschreiten des Lebensalters keine Aenderung der obigen Regeln.)

Die Polensympathie in Bern äußert sich sehr energisch. Während ein Polenkomite kleine Wochensammlungen für die Polen veranstaltet, schlägt eine Frau im dortigen Intelligenzblatt den Männern vor, daß Jeder von ihnen wöchentlich eine Cigarre weniger rauchen und den Betrag dem Polenkomite abliefern solle. Dagegen macht ein Mann der schöneren Hälfte der Berner Bevölkerung den Vorschlag, daß jede Dame einen Reif aus der Krinoline nehme und ihn in die Hammerschmiede liefere, damit er dort zu einer Sense für die polnischen Sensenmänner umgestaltet werde. — Ein Polenenthusiast, Franz v. Erlach aus Bern, der bei der Nachricht von der Niederlage des Langiewicz mit einem neuen Feldzugsplane nach Polen verreiste und die Absicht ausgesprochen hatte, das Kommando der polnischen Bewegung zu übernehmen, ist in Wien irrsinnig geworden und wurde in die Bernerische Irrenanstalt Wittau zurückgeliefert — statt nach Sibirien.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 99 Samstag, 25. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

So geht eine Putzerei rasch und luftig von statten. Ich fordere jedoch jede Hausfrau heraus, ob sie einen so feinen und weißen Salonboden aufweisen kann, wie der Sekondelieutenant ihn seinem Chef vorweist. Jeder hat dabei, wie bei allen Verrichtungen an Bord, sein bestimmtes Geschäft, und daraus erklärt sich die Raschheit, womit in weniger als einer Stunde das ganze Schiff, Boote, Laffetten, Verdeckgitter, mit einem Worte, alles Lose und Feste aufs Feinste geputzt ist. Schlag acht ist die Toilette des Schiffes gemacht und alles auf dem Verdeck in Ordnung, Batterien und Zwischenböden; es bleibt dann nur noch übrig, die da und dort vorkommenden messingenen Zierrathen blank zu scheuern.

Lothars und Tages Wachdienst war jetzt vorüber. Als sie an einander vorbeikamen, sagte Lothar zu Tage:

„Auf die Art, wie Sie Ihren Dienst versehen, Herr Lieutenant, muß ich die ganze Wache thun, und dazu habe ich in Zukunft keine Lust."

„Melden Sie dem Chef, was Sie zu bemerken haben," antwortete Tage trotzig und ging vorbei.

Lothar schaute ihm nach. Tage ging in seine Kajüte.

Einer von Lothars älteren Kameraden, der Premierlieutenant Steen, der einzige am Bord, mit welchem er auf Du stand und etwas näher bekannt war, trat auf ihn zu und sagte, indem er ihm freundlich auf die Schulter klopfte:

„Sage mir aufrichtig, Canitz, warum bist Du so übel auf Aberney zu sprechen? Du hast beständig Etwas an ihm auszusetzen."

„Nur im Dienst," antwortete Lothar kalt.

„Das ist wahr. Aber Du nimmst es mit den anderen Kameraden nicht eben so genau; gegen sie bist Du nachsichtig. Ich fürchte sehr, Du und Aberney seid mit einer inneren Ladung gegenseitigen Widerwillens auf die See gegangen, die ihr am Besten thätet über Bord zu werfen."

„Willst Du damit sagen, daß ich gegen Aberneys Saumseligkeit auf der Wache und dergleichen blind sein solle?" fragte Lothar.

„Ich will sagen, daß am Bord eines Schiffes keine Feinde beisammen sind, sondern nur Kameraden. Die Meerwinde blasen alle Verdrießlichkeiten weg."

Steen verließ Lothar, der auf die Batterie ging, während er mit einer eigenthümlichen Bitterkeit dachte:

„Blasen alle Verdrießlichkeiten weg; ja Verdrießlichkeiten, das ist wahr; aber weder Meer noch Land vermag die Wunden der Seele zu heilen oder die Bitterkeit zu lindern, welche das Herz beim Anblick des verhaßten Nebenbuhlers empfindet. Schon der Gedanke an den Nina, den er trägt, regt meinen Grimm gegen ihn auf. Er ist ein Andenken an sie. Auf der Goldplatte steht: Schuldfried. Ach wenn ich die ganze Welt umsegle, wenn ich mein ganzes Leben getrennt von allen Erinnerungen an sie zubringe, so kann ich doch nicht vergessen, daß dieser Tage ihr so unaussprechlich theuer war. Und ich — ich sollte ein guter Kamerad gegen ihn sein? Thörichte Voraussetzung! Ich wäre kein Mensch, wenn ich das könnte."

Um zehn Uhr beginnt das Exerzitium, das bis drei Viertel auf Zwölf währt. Dabei werden sowohl die physischen, als die geistigen Kräfte so in Anspruch genommen, daß jeder Theilnehmer alles weibliche Tränen, alle Sorgen und Qualen weit von sich werfen muß. —

Man kann das Seemannsleben einen unaufhörlichen Kampf nennen, eine Kette von unermüdlicher Thätigkeit, von rastlosem Ringen mit unvorhergesehenen Schwierigkeiten und Mühen. Ein dünnes Brett, das von einer unter dem Wasser verborgenen Klippe gespalten werden kann, trennt den Seemann vom Tode. Sobald er ein Schiff betritt, schauen ihm also jeden Augenblick neue Gefahren entgegen, denn auf dem Meere offenbaren sich solche mit jeder Minute. Es sind Männer erforderlich, um ihr Leben einem so gefahrreichen Beruf zu widmen, Männer, die zu sterben verstehen.

Wenn wir auf unserer Rhede ein stolzes schönes Kriegsschiff erblicken, wenn wir vom Land aus mit Lust seine Bemannung angeschaut haben, fällt es uns gleichwohl nicht ein, nähere Betrachtungen über diese Abtheilung der Landesvertheidigung anzustellen. Wir erblicken in der Besatzung eine Art von Seesoldaten und in den Offizieren Männer, welche die Uniform der Flotte tragen. Im Uebrigen denken wir an sie nicht weiter, als an jeden andern Militär; aber laßt

Digitized by Google

uns jetzt die Menschen, die in allen Ländern, wo es eine Flotte gibt, den Stolz der Nation bilden, näher ins Auge faſſen.

Was iſt wohl ein Matroſe? Ein Weſen, das in die Welt geworfen iſt, um zu arbeiten und zu entſagen; das nie erfährt, was eine ungeſtörte Ruhe, eine regelmäßige Lebensart heißen will. Der Matroſe hat eine eigenthümliche Sprache, eigenthümliche Gewohnheiten und ſogar eine eigenthümliche Art ſich zu bewegen: Alles in Folge ſeines Berufes. Laßt uns ſeine Exiſtenz näher beſchauen.

Müde von der Arbeit, wirft er ſich in ſein hängendes Ruhebett; aber kaum hat er ſeine Augen geſchloſſen, als eine Stimme, donnernd wie die Poſaune des Weltgerichtes, ihn aufs Verdeck ruft, um mit einem wüthenden Meer, einem aufgeregten Element zu kämpfen, das ihm jede Sekunde einen beinahe ſichern Tod zeigt. Er darf nicht an ſich ſelbſt, an die Gefahr, an das ſchreckliche Gebrüll und den Sturm denken, ſondern darf nur einen einzigen Gedanken haben, und dieſer muß in dem Ohr liegen, womit er das Kommandowort auffaßt, um ſodann augenblicklich zu gehorchen. Das Schiff iſt ſeine Welt, deſſen Rettung ſeine Pflicht, und er darf ſich nichts darum bekümmern, ob er bei dieſen Anſtrengungen ſeinen letzten Augenblick kommen ſieht. Noch nicht trocken vom Unwetter, das, wenn es einen Sturm im Schlepptau hat, ihn aufs Neue ins Tafel- und Tauwerk treibt, wird er wiederum von den Sturzwellen des Meeres und des Himmels übergoſſen. Kaum hat er, abgemattet und wie gerädert, ſein einſames Lager erreicht, ſo verkündet ihm die Uhr, daß die Ruheſtunde vorüber, daß ſein Platz oben iſt, in dem kalten pfeifenden Wind.

Wohlan, zu dieſem Beruf ſind ganz andere phyſiſche und geiſtige Kräfte erforderlich, als zu jeder ſonſtigen Laufbahn, und zwiſchen dem Matroſen und dem Landſoldaten kann gar keine Vergleichung entſtehen: der erſtere ſteht hoch über dem letzteren. Er muß ſchwerere Anſtrengungen durchmachen, iſt ſeinem Lande nützlicher und braucht mehr Muth, als der Landſoldat. Wenn dieß im Allgemeinen gilt, um wie viel mehr vollends in Kriegszeiten! Während der Schlacht, wenn die Kugeln um ihn pfeifen, muß er nicht bloß an die Zerſtörung denken, die ſie möglicherweiſe anrichten, ſondern er muß ſeine Aufmerkſamkeit auch auf die Woge, auf die geliebte und doch ſo tremlose Woge richten. Während der Landſoldat wenigſtens dem Raſen trauen kann, worauf er ſteht und kämpft, muß der Seemann jeden Augenblick erwarten, daß der Rumpf, auf welchem er ſtreitet, zerſplittert werde. Wohin er ſich wendet, lauert der Tod auf ihn, nicht bloß aus der feindlichen Batterie, ſondern auch aus der Meerestiefe und aus dem unerbittlichen Zorn des Sturmes.

Bei alledem findet man nirgends eine ſolche Munterkeit, Lebendigkeit und Fröhlichkeit, wie bei dem Seemann. Er liebt dieſe Abwechſelungen, er hat ſeine Luſt an der Gefahr, er hat Sinn und Auge für das Wunderbare und ſein Charakter gleicht dem Element, dem er ſein Leben widmet; ſtille träumend, wenn Ruhe ihn umgibt; munter, wenn friſche Winde die Segel füllen; wachſam und thatkräftig, wenn der Sturm raſt; leichtſinnig und übermüthig, wenn er das feſte Land betritt. Er beſitzt nichts, was ihm nicht gehört, weder Freude noch Schmerz, Alles entlehnt ſein Gepräge von der launiſchen Woge. Ach! Ich ſehe einen alten Seemann nie, ohne auf ihn zugehen und ihm die Hand reichen zu wollen; denn lebhaft ſteht vor meiner Seele Alles, was er gelitten hat, und wie viel Muth erforderlich war, um ſo für Andere zu arbeiten.

Aber dieſe Betrachtungen haben uns vielleicht gar zu lange vom Schauplatz der Erzählung fernegehalten.

Das Vormittagsexerzitium iſt vorüber. Nach der Arbeit bekommt die Mannſchaft ihr Mittageſſen. Die Offiziere, mit Ausnahme des wachhabenden, verſammeln ſich im Geſellſchaftszimmer, wo man die Tagesereigniſſe zu beſprechen anfängt, das heißt, das gemachte Manöver kritiſirt. Der eine hätte es ſo machen ſollen, der andere ſo.

Lothar, der im Allgemeinen wortkarg war, ließ ſich ſelten auf ein Geſpräch ein, außer wenn es ſich um das Seeweſen, das Manöver des Schiffes und dergleichen drehte. Bei allen Gelegenheiten, wo er ſich in ſolchen Dingen ausſprach, verrieth er ſo gründliche Kenntniſſe, eine ſo ſichere Auffaſſung, ein ſo klares Urtheil und ſo lebendiges Intereſſe, daß Jedermann ihm aufmerkſam zuhörte. Bei ſolchen Gelegenheiten verrieth er eine erſtaunliche Ueberlegenheit, und gleichwohl ſprach er faſt dann mit einer Anſpruchsloſigkeit, die ſonſt nicht in ſeinem ſtolzen Weſen lag.

Am obengenannten Tag hatte man ein ſehr ſchönes Manöver gemacht. In's Geſellſchaftszimmer herabgekommen, verſammelten ſich Alle, mit Ausnahme Tages, um ſein Urtheil zu hören. Das ſtrenge, kalte Geſicht wurde ungewöhnlich lebhaft, die ſtrahlenden Augen wurden noch ſtrahlender, und er äußerte ſich mit ſolcher Wärme und Theilnahme, daß ihm Jedermann mit Vergnügen zuhörte.

Tage hatte ſich am andern Ende des Zimmers niedergelaſſen. Die Erörterung war außerordentlich lebhaft. Bleich und mit umwölkter Stirne blickte Tage zu ſeinem verhaßten Nebenbuhler vor, welchen er, trotz aller Beweiſe für das Gegentheil, als die Veranlaſſung zu Schuldfrieds Verſchwinden betrachtete. Das Intereſſe, das die Kameraden an Lothar bezeugten, verdroß Tage ebenſo ſehr, wie die Beredſamkeit und Sachkenntniß, womit dieſer ſeine Anſichten ausſprach. Mit Erbitterung gedachte er, daß dieſer Canitz ihm an Rang, an Kenntniſſen, an pünktlicher Pflichterfüllung, kurz in allen Stücken voraus ſei, ſo daß ſowohl der Kapitän als der Sekondelieutenant ihn als ein Vorbild betrachteten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

„Posten" oder das Duell auf die neue Mode.

Skizze aus Amerika.

(Fortsetzung.)

Was war nun aber die wirkliche Ursache? Hielt vielleicht der Vater den Sohn, um dessen Leben zu sparen, davon ab, das Wagniß zu bestehen, oder war Letzterer in der That zu feige, um seinem Gegner auf den Leib zu rücken? Wir werden die Wahrheit sogleich erfahren, wenn wir uns in das Innere des Barrooms selbst begeben. Hier stand der alte Pflanzer, dessen Haare schon weiß zu werden begannen, mit zornge-rötheten Wangen und mit Augen, die wie Blitze leuchteten. Mitten in der Stube stand er und hielt mit der ausgestreckten Rechten den Sohn fest; dieser Letztere aber sah unverrückt zu Boden und alle Röthe war aus seinem Gesichte verschwunden. „Du glaubtest vielleicht," rief der Alte mit tief rollender Stimme, „Du glaubtest vielleicht, ich werde nichts Besseres zu thun wissen, als Deine Sache zu der meinigen zu machen und den Handel mit dem Aubry auf friedliche Weise beizulegen? Bei Gott, einen andern Grund konntest Du nicht haben, als Du nach mir auf die Pflanzung hinaus schicktest; aber ich sage Dir zum letzten Male, durch friedliche Worte wird ein solcher Handel nicht abgemacht. Die Schmach, die Dir Dein Vetter angethan hat, kann nur durch Blut abgewaschen werden! Und nun frage ich Dich vor allen diesen Zeugen, willst Du handeln wie ein Mann, oder ziehst Du es vor, gebrandmarkt zu sein für Dein Leben?"

Der Sohn schwieg und seine Augen suchten immer noch unverrückt den Boden. Ja, seine Kniee zitterten, als wollten sie ihm den Dienst versagen. Nun aber überkam den alten Vater eine fast unnennbare Wuth und mit geballter Faust stieß er dem Jungen in's Ge-sicht, daß dieser wie ein Betrunkener zurücktaumelte und fast zu Boden gestürzt wäre.

„Elender Lotterbube," schrie er ganz außer sich, „ich erkenne Dich nicht mehr als meinen Sohn an, denn Du bist ein Feiger und Ehrloser. Fort mit Dir aus meinen Augen und wage es nie mehr, die Schwelle meines Hauses zu übertreten! Ja verflucht sei ich und ehrlos mein Name, wenn ich Dich nicht mit der Hunde-peitsche von der Plantage jage, falls Du Dich noch einmal daselbst blicken läßt. So thue ich, so wahr mir Gott helfe!"

Vernichtet sank der Sohn zusammen, der Vater aber wandte ihm verächtlich den Rücken und schritt mit hoch aufgerichtetem Kopfe der Thüre zu. „Kommt mit mir, meine Freunde," rief er den sämmtlichen im Zimmer Anwesenden mit dröhnender Stimme zu: „Kommt mit mir, denn wer noch eine Minute in der Gesellschaft dieses Nichtswürdigen verweilt, der macht sich zum Theilhaber seiner Niederträchtigkeit."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und hinter ihm drein gingen alle die bisherigen Genossen des Colonel, so daß auch nicht Einer zurückblieb. Sahen sie doch ein, daß derselbe zu feig sei, um sich zu ermannen, und daß er also von nun an von ihnen als ein Ausgestoßener behandelt werden müsse! Merk-würdiger Weise machte jedoch der alte Pflanzer, als er zum Hotel heraustrat, keine Miene, seine dort harrende Kalesche zu besteigen, sondern herrschte dem Kutscher nur kurz zu, zu warten, bis er zurückkomme und schlug dann den Weg nach der City-Hall zu ein. Dort aber stand der Major Aubry noch immer unbeweglich auf seinem Posten, denn der Code of honor schreibt vor, daß Einer, der einen Andern gepostet hat, seinen Platz neben dem angeschlagenen Sündenregister nicht etwa bloß ein paar Stunden lang, sondern vielmehr von Morgens in aller Frühe bis Abends nach Sonnen-untergang behaupten muß, und zwar geschieht dieß, um dem Gegner Zeit zu lassen, seine letzten häuslichen Anordnungen zu treffen, ehe er sich auf den Kampf-platz begibt. Demgemäß durfte sich auch Aubry nicht eher von seinem Standpunkte entfernen, als bis die Nacht angebrochen war, und die Ehre des Colonel wäre gerettet gewesen, wenn er nur eine Minute vorher das Gefecht begonnen hätte.

Mit festem Schritte ging der alte Pflanzer dem Porticus der City-Hall zu und hinter ihm drein mar-schirten wohl mehr als zwei- oder dreihundert Männer, welche alle im höchsten Grade begierig waren, zu sehen, was derselbe beginnen werde; die große Masse der Um-stehenden aber, besonders derjenigen, welche sich auf dem freien Platze vor dem Rathhause aufgestellt hatten, bildeten eiligst Spalier, um den alten General durch-zulassen. Dann jedoch drängten sie eben so gut hinten drein, als die früheren Begleiter desselben.

Aubry erstaunte im höchsten Grade, als er den merkwürdigen Zug herankommen sah. „Will vielleicht," dachte er, „der alte Herr im Namen seines feigen Sohnes Rache an mir nehmen?" Jedenfalls beschloß er, sich vorzusehen, obwohl er auf der andern Seite aus Hochachtung für die Stellung und die grauen Haare des Generals nur im äußersten Falle zum Ge-brauch der Waffen schreiten wollte.

So stellte er sich denn hart vor die Säule, an welcher der Zettel klebte, hin, und umfaßte seinen ge-spannten Revolver mit fester Hand, ohne ihn jedoch vollständig aus der Brusttasche zu ziehen. Näher und immer näher kam der alte Herr, aber siehe da, jetzt zeigte es sich, daß derselbe weder Pistole, noch Bowie-messer, noch überhaupt eine sichtbare Waffe bei sich trug. Somit ließ ihn Aubry bis in die nächste Nähe herankommen, ohne irgend zu einer Feindseligkeit zu schreiten. Endlich jedoch, als die Entfernung kaum noch vier oder fünf Schritte betrug, rief ihm Aubry ein kräftiges Halt zu und frug ihn zugleich, in welcher Absicht er sich ihm gegenüberstelle! „Ich habe alle

Digitized by Google

Achtung und den tiefsten Respekt vor Ihnen, General Armstrong," setzte er dann mit einer tiefen Verbeugung hinzu; „aber wenn Sie als Stellvertreter Ihres Sohnes kommen, so muß ich Sie nothgedrungen gerade ebenso behandeln, wie ich diesen behandelt haben würde."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Hunderennen in Verona.] Dem „Kamerad" berichtet man über ein ganz originelles Schauspiel, welches am zweiten Osterfeiertage in Verona aufgeführt wurde. Es war dieß ein Hunderennen. Die Zahl der Theilnehmer war ungefähr fünfzig, und es bot ein komisches Bild, diese Pudel, Jagdhunde, Pinscher, Spitze, Möpse, ja sogar Dachseln, im bunten Durcheinander, von den Dienern an der Leine gehalten, des Augenblicks mit Ungeduld, Gebell und Gekläff harren zu sehen, wo sie losgehen dürften. Die Herren der Hunde stellten sich ungefähr zehn Schritte vor den Hunden auf, und begannen, ihre Hunde fortwährend rufend und animirend, dem Ziele entgegenzugehen. Dort angekommen, wurde das Glockenzeichen zum Ablauf gegeben; die Hunde wurden losgelassen, und nun tobte die Meute wild durcheinander: ein Moment, in welchem die größte Treue und Anhänglichkeit zum eigenen Herrn den Sieg entschied. Diese Treue ließ sich bei den meisten weder durch die an den Hindernissen angebrachten Delikatessen, noch durch die unter den Hunden befindlichen Hundedamen auf Abwege verlocken; fast alle rannten mit Bravour, die Hindernisse übersetzend, in voller Pace dem Ziele: ihren Herren, entgegen! Aber bei manchen von den Hunden war die Lüsternheit doch stärker als Treue und Anhänglichkeit; diese zogen es vor, die günstige Gelegenheit zu benützen und, das Rennen aufgebend, eine gemüthliche Jause von Würsten und Speck einzunehmen; andere, ihre eigene physische Unzulänglichkeit ihren überlegenen Kameraden gegenüber einsehend, trippelten gemächlichen Schrittes — des Sprichwortes „Eile mit Weile" eingedenk — dem Ziele entgegen. Beim ersten Rennen gewann der Pudel „Bello" des Hauptmann Jananschek. Die Perle der Renner aber, welcher unstreitig die Palme des Tages gebührte, war der kleine Pinsch „Pfeffer", Eigenthum des FML. Graf Stadion. Mit einer gränzenlosen Ungeduld, immerfort bellend und heulend, konnte er den Augenblick nicht erwarten, der ihn in die Nähe seines Herrn bringt; losgelassen, durchlief er, blind für Alles, was um ihn her geschah, in gerader Richtung der Schnüre, an denen die einladenden Würste hingen, durchschlüpfend, als Sieger im zweiten Rennen, begleitet vom Beifallssturme der Zuseher, die Bahn und parirte mit hängender Zunge, leuchtenden Augen, zu den Füßen seines Gebieters. Der Armee-Kommandant FZM. Ritter v. Benedek, dessen Gemahlin, alle in Verona anwesenden Generale und Stabsoffiziere der Garnison wohnten dem komischen Feste bei, umgeben von einem Kranze mehr und weniger schöner, junger und alter Damen und von Tausenden von Zuschauern, die sich auf den Bastionen malerisch gruppirt hatten und dem Spektakel mit fast ernster Theilnahme und Beifallsbezeigungen folgten.

[Etwas von Friedrich Wilhelm III.] Nach Beendigung der Freiheitskriege von 1813 bis 1815, schreibt der „Neue Elbinger Anzeiger", saßen zwei Steiter in diesem Heldenkampfe, Landwehroffiziere, in einem Kaffeehause zu Berlin, als zwei Gardeoffiziere in dasselbe Zimmer eintraten. „Komm," sprach einer dieser Herren zu seinem Kameraden, „laß uns hier fortgehen, hier stinkt's nach Landwehr!" Ob dieser frivolen Aeußerung bittet einer der Landwehroffiziere um den Namen des Beleidigers, der aber verweigert wird. Als Ersterer den Namen durch eine dritte Person erfuhr, forderte er den Gardeoffizier; die Forderung wurde abgelehnt. Darauf wendete sich der beleidigte Landwehroffizier an das Kriegskommando, wird aber auch da mit seiner Forderung abgewiesen. Was thut nun der Landwehroffizier? Er geht direkt zu seinem König Friedrich Wilhelm III. und trägt demselben die Aeußerung des Gardeoffiziers vor. „Genugthuung haben!" sprach der leutselige Monarch. Bei der nächsten Sonntagsparade erschien der König in Landwehruniform und ließ durch einen Adjutanten den Gardeoffizier vor sich befehlen, worauf der König seinen Landwehrrock aufknöpft, einen Zipfel desselben dem übermüthigen Gardeoffizier mit durchdringendem Blick und der Frage „Stinkts?" unter die Nase hält und hinzufügt: „Fort und entlassen!" Dieß war die königliche Genugthuung.

[Ein flotter Tänzer.] Ein Wiener Herr, der wahrscheinlich ein sehr flotter Tänzer sein muß, rühmte sich, daß er im vergangenen Winterhalbjahr nicht mehr und nicht weniger als 45 öffentliche und Privatbälle mitgemacht — und darüber ein vollständiges Tagebuch geführt, wovon hier ein flüchtiger Auszug gegeben werden kann. Auf diesen 45 Bällen hat der Flotte mit 837 unverheiratheten und nur 2 verheiratheten Damen 103 Walzer, 45 Cotillons, 211 Galopps, 3 Mazurka's, 186 Polka's und 44 Polonaisen riskirt. Dabei hat er zwei interessante Bekanntschaften gemacht, die er aber wieder glücklich los ist, hat 74 Paar Handschuhe — aber nur 3 Paar Ballstiefel gebraucht und dabei 7 Taschentücher verloren.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 100 Sonntag, 26. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Während Tage Alles that, um seine feindselige Stimmung gegen den älteren Kameraden noch zu steigern, fuhr das Gespräch fort. Man war vom Manöver zu Betrachtungen über den Seemannsberuf übergegangen.

„Ehe wir uns ausführlicher darüber äußern," sagte der Premierlieutenant Steen, „wollen wir uns erst klar machen, was ein Seemann ist."

„Ein Mann dessen Beruf darin besteht, auf dem Meer zu leben," versetzte einer der Offiziere; „wofern er nicht, wie wir, seine meiste Zeit auf dem Lande zubringen darf," fügte er lachend hinzu.

„Ihre Antwort ist ganz richtig, Herr Lieutenant," bemerkte Lothar mit einem feinen Lächeln, „bedarf aber doch einer näheren Betrachtung, und da wir die verschiedenen Benennungen: Offizier, Matrose, Seemann haben, so muß man unwillkührlich unter ihnen gewisse Unterschiede suchen, die aufs Schärfste begränzt sind. Lassen Sie uns in erster Linie von einem guten Matrosen sprechen, um mit dieser hervorstehenden Klasse unter uns Söhnen des Meeres zu beginnen; denn der Matrose ist der praktischste unter allen Männern, die ihr Leben dem Dienst und der Ehre eines Landes widmen. Geschickt in Allem, was von ihm gefordert wird, lebhaft, thätig, wachsam, kühn und abgehärtet, ist er gleichsam geschaffen, um jeder Gefahr Trotz zu bieten, bekämpft die Beschwerlichkeiten aller Klimate, übersteht alle Mühseligkeiten des Wachens und der Arbeit und unterwirft sich allen möglichen Entbehrungen; er ist ein vollkommen disziplinirter Soldat, nicht bloß in Folge der Gewohnheit der Subordination, sondern aus innigster Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines augenblicklichen Gehorsams, so wie die Gefahren des Meeres ihn fordern; und gleichwohl, wenn er ohne das mindeste Bedenken den empfangenen Befehl vollzieht, bemerkt er doch sogleich das Rechte oder Unrechte, was daran ist, seine Stärke oder Schwäche. Er erkennt sogleich den Unterschied zwischen einem Offizier, der fähig ist, ihn zu leiten und einem andern, der nur den Titel führt; zwischen dem wahren Seeoffizier und demjenigen, der nur theorethische Bildung, nicht aber das praktische Urtheil besitzt, das er selbst hat. Deßhalb ist es bei der Flotte nothwendiger, als überall sonst, daß der Offizier in allen Stücken den Forderungen entspricht, die man an ihn machen kann, weil er sonst von der Mannschaft, die er beherrschen soll, und deren Leben gänzlich von dem Kommandirenden abhängt, mißachtet wird." —

„Alles das ist vollkommen wahr," fiel Lieutenant Steen ein, „aber der Matrose ist gleichwohl nur als eine Maschine, ein Werkzeug oder ein Mittel zur Ausführung der Gedanken zu betrachten, die vom Chef ausgehen. Man kann ihm unmöglich eine höhere Stelle zutheilen."

„Mag sein; aber so unmöglich es für die Seele ist, eine ihrer Ideen ohne Hülfe des Körpers auszuführen, eben so unmöglich ist es, für einen Seeoffizier ohne eine gute Mannschaft etwas Tüchtiges zu werden."

„Die Seele ist gleichwohl von höherem Werth als der Körper."

„Wahr, aber sie leistet ohne den Beistand des Körpers nichts Nützliches."

„Bedenke wie viel zu einem geschickten Schiffskapitän erforderlich ist!"

„Ja, ein geschickter Seeoffizier muß außer einer gründlichen nautischen Bildung auch große Erfahrung besitzen; er muß sich praktisch an alle Arbeiten gewöhnen, die vorkommen, er muß den geübtesten Blick und die vollkommenste Kenntniß der zusammengesetzten Kräfte, die ein Schiff in innere und äußere Bewegung bringen, wie auch die Fähigkeit, sie anzuwenden, besitzen. Er muß durch diese Erfahrung, die Fähigkeit erwerben, den unvorhergesehensten Gefahren ruhig entgegenzutreten und augenblicklich zuvorzukommen. Er sieht sogleich, was zu thun ist; und werden seine Befehle von solchen Matrosen, wie ich sie eben schilderte, ausgeführt, so sind dieselben unerschöpfliche Mittel, um alle nur erdenklichen Schwierigkeiten zu überwinden."

„Aber ein geschickter Chef hat selten eine so ausgewählte Mannschaft, und er muß dennoch alle Hindernisse, die ihm entgegentreten, siegreich beseitigen oder sich als unfähig zur Bekleidung seines Postens betrachten lassen," wandte einer der Offiziere ein.

„Nur der Unkundige kann so Etwas verlangen; aber diese hohen Ansprüche kommen daher, weil es zum

Digitized by Google

großen Theil von dem Chef abhängt, seine Besatzung zu dem zu machen, was sie sein muß, um den Ansprüchen zu genügen, die man an sie stellen kann. Einem Chef sagt sein seemännischer Blick gleich am ersten Tage, wo er an Bord ist, woran es fehlt. Sobald ihm dieß deutlich geworden, muß er unermüdlich sein, um den Mängeln abzuhelfen und durch tägliche Erfahrung, so wie durch die größte Pünktlichkeit und Strenge bei allen Exerzitien, Manövern und der geringsten Kleinigkeit die Mannschaft zur Vollendung zu führen. Werden diese Bemühungen von seinen Offizieren unterstützt, so wird es ihm unbedingt gelingen, seine Besatzung zu einer vollkommen guten und tüchtigen zu machen. Besitzt ein Sterblicher das Recht, sich stolz zu fühlen, in der eigentlichen Bedeutung des Wortes stolz auf seine Willenskraft und das dadurch Errungene, so ist es ein Schiffskapitän mit seinen Offizieren und seiner Mannschaft, die er eingeübt hat. Sein Eifer und sein Interesse hat sie zu demjenigen gemacht, was sie sind, und wenn Jemand Liebe verdient, so ist er es. Wenn er ein wahrhaft überlegener Mann ist, so weiß er auch, daß er das, was er ist, nur durch seine Mannschaft ist, und letztere ist das, was sie durch ihn geworden. Sie sind unzertrennliche, obschon in ihrer Bedeutung verschiedene Faktoren in dem großen Ganzen, das man ein ausgezeichnetes Kriegsschiff nennt. Jeder Offizier auf demselben muß es als heilige Pflicht ansehen, seinem Chef aus allen Kräften beizustehen, indem er pünktlich und voll Interesse seine Pflichten erfüllt. Das geringste Versehen eines Offiziers halte ich für zehnmal tadelnswerther, als das größte eines Matrosen, weil ein solches Beispiel des Offiziers einen schädlichen Einfluß auf die Mannschaft ausüben muß."

Bei diesen letzten Worten hatte sich Lothars Blick unwillkührlich Tage zugewandt. Ihre Blicke begegneten sich, und Tage, in dessen Innerem es kochte, bedurfte nur noch dieser Veranlassung, um seinem Verdrusse Luft zu schaffen. Er stand also bei Lothars Schlußworten sogleich auf und sagte:

„Vermuthlich halten Sie, Herr Lieutenant, sich für einen solchen Typus von Seeoffizier, der die Bemühungen des Chefs, eine ausgezeichnete Mannschaft heranzubilden, unterstützt." So sprechend, war Tage bis zu der Gruppe um Lothar vorgetreten. Dieser blickte ihn kalt an und antwortete mit unveränderter Stimme:

„Wenigstens bemühe ich mich, nach besten Kräften meinen Platz auszufüllen, und nach meinem Dafürhalten darf keiner ein Kriegsschiff betreten, wenn er nicht die Absicht hat, seinen Beruf mit vollstem Herzen zu umfassen. Wer seine Pflicht nicht liebt, wird immer ein schlechter Seemann bleiben. Ich begreife nicht, wie man es wagen kann, sich eine Versäumniß oder Etwas was von einem mangelnden Interesse zeugt, zu erlauben. Ganz sicher würde ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn mein Chef Veranlassung erhielte, mir eine Bemerkung zu machen. Ich will, daß er, wenn ich am Abend die Wache übernehme, in seine Kajüte gehen kann, mit der vollen Gewißheit, daß er auf dem Verdeck ein scharfes, aufmerksames Auge und ein treues Herz zurücklasse, das über alles Andere auf Erde und Meer seine Pflicht setzt. Dieß, Lieutenant Aberney, ist meine Auffassung meiner Obliegenheit; aber das setzt durchaus nicht voraus, daß es auch die Ihrige sein muß."

Lothar ging von der Gruppe weg und wollte sich auf die Batterie begeben. Tage hielt ihn auf mit den Worten:

„Ist es Ihre Absicht, Herr Lieutenant, mich zu beleidigen und die Behauptung aufzustellen, daß ich meine Pflicht nicht verstehe?"

„Herr Lieutenant, ich habe nicht von Ihnen gesprochen, sondern blos meine Absicht geäußert, was ein Offizier sein solle."

Lothar sah ihn stolz an und ging die Treppe hinauf.

„Du bist doch verdammt kitzlich, mein lieber Aberney," sagte Steen, als Lothar sie nicht hören konnte. „Du klagst über Canitz; er hat indeß den Vortheil vor Dir, daß er Dich nie anders als im Dienste quält, im Fall Du irgendwie eine Bemerkung verdienst."

„Möglich," antwortete Tage; „aber er kann ja nie den Mund aufthun, ohne daß in seinen Worten und in seinem Ton Uebermuth liegt."

„Aberney hat Recht," stimmten einige jüngere Offiziere ein, die ebenfalls einen Zahn auf Lothar hatten, wegen seiner Ueberlegenheit. „Canitz ist stolz und übermüthig."

„Er ist ein kenntnißreicher und ausgezeichneter Seeoffizier," bemerkte der Sekondelieutenant.

Nach einigen Augenblicken hatten Aberney und die übrigen Offiziere von anderen Dingen zu plaudern begonnen. Man sprach von den Vergnügungen der Hauptstadt, von Frauenzimmern, von Theater, von Musik, von allen möglichen Dingen, welche die Fregatte nichts angingen.

„Sahst Du während Deines letzten Aufenthaltes in der Hauptstadt Fräulein Högquist in Duäcker und Tänzerin?" fragte ein ehemaliger Karlskroner Zögling den Lieutenant Tage.

„Allerdings," lautete die Antwort und nun folgte eine lange Erörterung über die Schönheit, Grazie und Anmuth der liebenswürdigen Schauspielerin.

Während Canitz und die Offiziere sich unterhielten, hatten der Observationsoffizier und der Steuermann auf dem Verdeck etwas Anderes zu thun gehabt, als das gemachte Manöver zu erörtern. Sie waren damit beschäftigt, eine passende Stellung einzunehmen und mit ihrem Sextanten die Mittagshöhe zu beobachten, das heißt, den Durchgang der Sonne an dem Orte, wo das Schiff sich befindet. Wenn dieser Augenblick durch Beobachtung festgestellt ist, so ist es zwölf Uhr. Die Zeit darf jedoch nicht durch die acht Gläser kund ge-

Digitized by Google

geben werden, bevor der Chef gefragt worden ist, ob er erlaube, daß es Mittag sei.

(Fortsetzung folgt.)

„Posten" oder das Duell auf die neue Mode.

(Skizze aus Amerika.)

(Schluß.)

„Ich komme," erwiderte der alte Herr stehen bleibend und sich sogleich hoch aufrichtend, „ich komme, um Ihnen zu sagen, Aubry, daß ich Alles weiß. Verstehen Sie mich recht wohl: Alles, also auch den meuchlerischen Angriff von gestern Abend. Da ich nun aber Alles weiß, so kann es mir nicht in den Sinn kommen, die Stelle dessen, der sich ebenso niederträchtig als feig benommen, zu vertreten. Er ist mein Sohn nicht mehr, sondern ich habe ihn verstoßen für ewig; Sie aber, Aubry, handelten als Mann und dieß Ihnen zu sagen kam ich hierher. Sind Sie nun zufrieden, Vetter?"

Dieß alles sprach er in ernstem, festem Tone, ohne daß eine Muskel in seinem Gesichte gezuckt hätte; Aubry aber wurde durch diese ihm ganz unerwartet kommende Ehrenerklärung so ergriffen, daß er dem General statt aller Antwort beide Hände entgegenstreckte. Nun jedoch war es auch mit dem Gleichmuth des Letzteren zu Ende.

„Mein Gott," sagte er tief aufseufzend, indem sich eine helle Thräne unter seinen grauen Augenlidern hervorstahl, „mein Gott, warum hatte Er, dessen Namen ich nicht mehr nennen will, nicht auch nur einen Theil des Muthes und der Ehrenhaftigkeit, die Du besitzest, Vetter? Wie konnte der Mensch so sehr aus der Art schlagen, daß er allen Gentlemen des Landes nunmehr ein Abscheu sein muß? Und auch mein Name, mein alter seit Jahrhunderten geachteter Name ist für immer und ewig beschimpft, da er an einem Posten angeschlagen war, ohne daß Jemand den Muth gehabt hätte, ihn abzureißen!"

„Das ist er nicht, mein General," rief nun Aubry, dem der Schmerz des alten Herrn tief in's Herz schnitt, „das ist er nicht, denn ich, der ich den Namen angeschlagen, ich selbst werde ihn auch wieder abreißen."

Mit diesen Worten drehte er sich rasch um und riß das ganze Sündenregister mit einem einzigen Griffe herab, indem er zugleich dem alten Herrn nochmals die Hand hinstreckte.

„Ich danke Dir, Vetter," sprach jetzt der General tief gerührt; „ich danke Dir aus vollem Herzen, denn es darf nun doch Niemand sagen, daß der Name meines Hauses bis zu der Nacht hineingepostet blieb!"

Diese Worte richtete er an die ganze Versammlung, wie um zu hören, ob irgend Jemand eine Einwendung zu machen hätte; dann aber wandte er sich rasch ab und ging ohne ein Wort weiter zu sprechen nach dem Hotel zurück, wo seine Kalesche noch immer wartete. Eine Minute darauf hatten ihn seine raschen Pferde der neugierigen Menge entführt, aber von dieser Zeit an ließ er sich auch nicht ein einziges Mal mehr in Fayette-Ville sehen. Ja die Scham über das schmachvolle Schauspiel, das wir so eben geschildert haben, so wie der Gram über den erlittenen Feigling, den er einst seinen Sohn genannt hatte, lasteten so schwer auf ihm, daß er die wenigen Jahre, welche ihm noch vergönnt waren, in vollkommenster Abgeschlossenheit zubrachte. Auch hörte man ihn den Namen des Colonel nie mehr aussprechen, ein ganz einziges Mal ausgenommen, als er dem Notar sein Testament, in welchem der feige Erstgeborne von aller und jeder Erbschaft ausgeschlossen wurde, diktirte. Um so öfter dagegen sprach man in Fayette-Ville, so wie in der ganzen Umgegend von demselben, denn er hatte sich gleich den andern Tag nach der oben beschriebenen Scene vollkommen unsichtbar gemacht und blieb auch für ewige Zeiten verschwunden. Ja nicht einmal eine Spur ließ sich später von ihm entdecken, selbst nicht, als man ihn nach dem Tode seines Vaters öffentlich in den Zeitungen wegen der Anerkennung des Testamentes aufforderte, vor Gericht zu erscheinen. Ohne Zweifel war er also im Gefühl der tiefen Verachtung, die auf ihm lastete, in eine ganz entfernte Gegend, wo man seine Person nicht kannte, entflohen und vegetirte dort unter irgend einem angenommenen Namen.

So außerordentlich nun aber auch der Eckel war, mit welchem die südlichen Gentlemen schon bei der Nennung der zwei Worte „Colonel Armstrong" ausspuckten, so hoch stieg dagegen der Major Aubry wegen seiner bewiesenen Mannhaftigkeit in ihren Augen, und man übertrug ihm daher augenblicklich die Obristenstelle, die durch die Flucht Armstrongs erledigt worden war. Ja sogar mit noch weit höheren Würden bedachte man ihn später, und namentlich fiel es Niemanden mehr ein, wegen des Geschäfts, das ihm gehörte (obwohl bekanntlich die südlichen Gentlemen vor allem kaufmännischen Getriebe eine Art von Horror haben), auch nur insgeheim die Achseln zu zucken.

Das war das Ende des berühmten „Postingvorfalls", der sich vor einigen Jahren in Fayette-Ville zutrug, und wir sind nur deßhalb so weitläufig in seiner Beschreibung gewesen, damit der Leser einen Begriff davon bekomme, wie es bei solchen Gelegenheiten zugeht. Wiederholen aber müssen wir, daß unter zwanzig Geposteten kaum ein Einziger sich so feige benimmt, wie der Colonel Armstrong. Im Gegentheil sind die südlichen Edelherren, wenn sie ihre Ehre angegriffen sehen, gewöhnlich nur zu schnell mit der tödtlichen Waffe bei der Hand und es kommt deßhalb beinahe kein Posting-Duell vor, in welchem nicht wenigstens

Digitized by Google

Einer der beiden Kämpfer auf dem Platze bliebe. „Besser ruhmvoll sterben, als entehrt leben," sagt der South Carolina Code of honor!

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Dem ältesten deutschen Dramatiker Andreas Gryphius (geboren 1616, gestorben 1664), wird jetzt in seiner Vaterstadt Glogau ein Denkmal, bestehend in einer Büste, welche der Bildhauer Michaelis zu Breslau ausführt, errichtet. Derselbe soll im Glogauer Theater den 2. Oktober d. J., am Geburtstage des Dichters, aufgestellt werden. Die Büste ist nach einem im Rathhause zu Glogau befindlichen alten Kupferstich modellirt worden.

Mannigfaltigkeiten.

In Calais sollte sich dieser Tage Herr Faimali zum ersten Male als Thierbändiger produziren, und zwar den Käfig eines Tigers betreten. Eine ungeheuere Menschenmenge hatte sich zu diesem Schauspiele eingefunden und ein Schauer durchlief sie, als der Thierbändiger sich in den Käfig begab. Herr Faimali reussirte vollständig und zwang das wilde Thier zu dem unbedingtesten Gehorsam. Damit zufriedengestellt, rief das Publikum: „Genug, genug, ziehen Sie sich zurück!" Der Thierbändiger, durch den Erfolg ermuthigt, wollte seine Versuche noch weiter fortsetzen. Sei es nun, daß der Tiger ungeduldig geworden oder bereits ermüdet war, oder sich durch die Anwesenheit so vieler Menschen gereizt fühlte, er versagte plötzlich den Gehorsam, legte sich vor dem Eingange nieder und schaute Herrn Faimali, der vor ihm stand, mit drohendem Blicke an. Dieser begriff das Gefährliche seiner Lage und suchte das Thier gegen das Gitter zu drängen. Allein es gelang ihm nicht, weßhalb er ihm 4 tüchtige Peitschenhiebe gab. Nun sprang der Tiger auf und riß den Menschen nieder. Ein fürchterlicher Moment! Die Zuschauer erhoben ein Angstgeschrei und der größere Theil suchte sich zu flüchten, während die Menagerie-Diener durch das Gitter auf den Tiger losschlugen, um aus dessen Klauen den Thierbändiger zu befreien. Herr Faimali hatte indessen seine Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit nicht verloren; einen günstigen Augenblick benützend, versetzte er dem Tiger einen so kräftigen Fußtritt auf die Brust, daß dieser sich zurückzog. Herr Faimali erhob sich; man öffnete ihm die Thüre des Käfigs, aber er wollte denselben nicht verlassen. Ganz mit Blut bedeckt, den Kopf, das Angesicht und die Arme von den Tatzen des Tigers aufgerissen, hieb er auf den Kopf der Bestie ein, ohne daß diese mehr einen Versuch zur Gegenwehr machte. Endlich durch großen Blutverlust ermattet, zog er sich zurück und die Zuschauer athmeten auf. — Herr Faimali, obschon schwer getroffen, ist doch bereits außer aller Gefahr.

[Eine Emanzipirte.] Vor dem Zuchtpolizeigericht in Paris stand dieser Tage eine junge Dame von etwa 24 Jahren, eines ganz eigenthümlichen Vergehens angeklagt. Sie war nämlich schon zu verschiedenen Malen eingezogen worden, weil sie sich des Frevlers schuldig machte, welcher der Jeanne d'Arc von ihren Ketzerrichtern so hoch angerechnet wurde. Nachdem ihr der Präsident eindringlich vorgehalten, daß es in dem Gesetze den Töchtern Evas verboten sei, im Kostüme der Söhne Adams zu paradiren, fragte er die Angeschuldigte, woher denn eigentlich ihre Leidenschaft für Hose und Rock komme. Nach einigem Zaudern erwiderte die Dame: „Ich will es gestehen. Ich rauche gerne auf dem Spaziergange meine Cigarre, und das kann man in Frauenkleidern nicht wohl, ohne von Müßiggängern belästigt zu werden. Aus diesem Grunde trage ich, wenn ich ausgehe, das Kostüme, das Sie mir verbieten wollen." Das Gericht findet diese Erklärung nicht genügend und schickt die Usurpatorin der Männerkleider auf einige Zeit in das Gefängniß, wo sie über ihre unbesiegbare Leidenschaft für die Cigarre nachdenken kann.

[Versprechen.] In einem Wiener Theater hat in einem Stück ein Schauspieler ganz ernst zu sagen: „Du willst ein Bauer werden? Willst Kartoffeln pflanzen und Schweine mästen?" Der Darsteller der betreffenden Partie irrte sich dieser Tage und sagte ganz ernst: „Du willst ein Bauer werden? Willst Kartoffeln mästen und Schweine pflanzen?" Das Publikum dankte mit ungeheurer Heiterkeit für die Verwechslung.

Ein ungarisches Blatt erzählt einen Fall von Vergiftung durch Banknoten, die eine blatterkranke Frau einige Stunden lang im Busen aufbewahrt hatte. Der betreffende Empfänger des Geldes befeuchtete beim Zählen einige Mal die Finger im Munde und zog sich dadurch eine tödliche Halskrankheit zu.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der L. Wallandtschen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 101 Dienstag, 28. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Nachdem Offiziere und Chef um zwei Uhr ihr Mittagsmahl eingenommen, finden wir einen Theil von ihnen auf der Batterie auf und ab spazierend, wo sie sich an der durch die offenen Schießscharten spielenden frischen Brise abkühlten. Bei einer dieser Schießscharten saß Lothar und betrachtete das unendlich dahinrollende Meer, mit seinen blauen und grünen Wogen und ihrem weißen glänzenden Schaum, der wie eine Spitzenstickerei über den in ewiger Unruhe sich hebenden und senkenden Ozean hingeworfen war. Was er fühlte, das wissen wir nicht; aber was er dachte, können wir möglicher Weise ermitteln. Du glaubst vielleicht, meine junge Leserin, seine Gedanken haben bei der Herzliebsten geweilt; nein, seine Gedanken waren auf die Woge gerichtet, in diesem Augenblick waren die letztern Alles für ihn. Er stellte stille Betrachtungen über die poetische Seite des Seemannslebens an, über den Kampf zwischen der Natur und dem Menschengeiste, welchen es darbietet. Er durchging seine Abwechselungen, er bedachte, wie es ihm in einsamen Nachtwachen, wenn er so in der Stille umhergeschweift, geschienen, als ob er diesem ewigen und unendlichen Wesen, das wir Gott nennen, näher gekommen sei; welche unerschöpfliche Veranlassungen die Größe der Schöpfung zu bewundern, in den Festen liegen, zu welchen das Meer, sowohl in seiner Freude, als in seinem Zorn einlade. Jahraus jahrein hätte Lothar die Woge durchfurchen und nur im Falle des Bedarfs in einem Hafen ankern mögen; dann aber schnell wieder hinaus zu dem Gebrülle des Sturmes oder der schwermüthigen Träumerei der Stille. Er hätte sich mit dem Meere vermählen und schwören mögen, auf ihm zu leben und zu sterben, ohne Sehnsucht nach dem Lande zu empfinden. — Armer Lothar, eines Tages sollte vielleicht die jetzt so innig geliebte Woge eine Feindin deiner liebsten Wünsche werden und dir den Gegenstand entführen, welchen sie jetzt umschwebten.

Um vier Uhr begann das Exerzitium wieder und versetzte Lothar, wie alle Andern, in volle Thätigkeit bis sechs Uhr, wo nach der Aufstellung bei den Kanonen alles Exerziren für den Tag aufhört.

Um acht Uhr begann die Nachtwache. Lothar und Tage erhielten jetzt die erste Wache. Der wachthabende Offizier, welcher Lothar war, ließ das Signal blasen und die Nacht begann.

Aber wann endet der Tag und wann beginnt die Nacht auf einem Kriegsschiff? Das ist schwer zu sagen. Es heißt allerdings die erste Wache sei die Nachtwache. Wer kann um acht Uhr schlafen? Jetzt wo alle Tagesarbeit vollendet ist und die Mannschaft ruhen und ihre Seemannsklause auf ihre eigene Weise zeigen darf, jetzt fehlt es an aller Lust in die Kajüten zu gehen. Man macht sich nun Zerstreuungen nach seinem eigenen Gutdünken.

Diese Leute, die vielleicht von vier Uhr Morgens keinen eigentlich freien Augenblick mit Ausnahme der Mittagsstunde gehabt haben, und von denen die Hälfte um Mitternacht die Wache übernehmen muß, können gleichwohl nicht dazu vermocht werden, ins Bett zu gehen. Sie sammeln sich da und dort in Gruppen. Die älteren Matrosen, sonnengebrannte Gesellen mit echter Seemannshaltung, lavieren auf dem Gangbord hin und her leewärts; sie sprechen von der Heimath, von alten Abenteuern und fernen Ländern, von wunderbaren Errettungen vom Tode und überbieten einander in jenen Witzen, die ihnen so eigenthümlich sind und die, bei der trockenen, derben Manier, womit sie gesagt werden, dem zufälligen Hörer gar oft ein herzliches Lachen abnöthigen.

Die Unteroffiziere spazieren auf dem Gangbord von der Windseite und sprechen in einem gebildeteren Tone miteinander.

Auf dem Backbord, um einem mit Sagen und Erzählungen beladenen Confrater, sammelt sich ein Theil der Besatzung, gewöhnlich die Bootsleute, und lauscht mit gespanntem Interesse auf jene monströsen Spuckgeschichten, bei denen Alles verzaubert ist; andere die mehr musikalisch sind, summen eine bekannte Melodie, deren Rhythmus und Text allmählig immer deutlicher werden, wenn der Backsbootsoffizier keine Notiz davon nimmt.

Hier hat der Backsbootskorporal einige von der Natur weniger glücklich ausgestattete, unter Schwedens seefahrenden Bauern festgenommen und macht mit ihnen

Digitized by Google

eine Runde, um ihnen praktisch zu beweisen, wozu jedes Ende taugt. Dort ist ein einfältiger Kerl auf das sehr zweifältige Gebiet der halbeingefahrenen Matrosen und der Schiffsjungen gerathen, und nach seiner Miene zu schließen, wünscht er, daß Gott in seiner großen Weisheit niemals das Land vom Wasser getrennt haben möchte.

Die Offiziere gehen auf dem Halbverdeck leewärts auf und ab, während der Chef und Sekondelieutenant sich auf dem Ehrenplatz des Schiffes, dem Halbverdeck nach der Windseite, Bewegung machen, wo Lothar jetzt als wachhabender Offizier mit dem Sprachrohr in der Hand über Alle wacht.

Jetzt schlägt es neun Uhr und nun wird es still auf dem Schiff. Lothar erhielt seine Nachtbefehle von dem Chef, der nach Mittheilung derselben, den anderen Offizieren gute Nacht wünschte und sich zu Bette begab.

* * *

Wir wollen nicht Tag für Tag die kleinen oder größeren Veranlassungen erzählen, welche Lothar nahm, um Tage in allen Stücken zu demüthigen, der hinwiederum überall auf dessen stolzes und übermüthiges Benehmen, wie er es nannte, hinwies. Die Folge war, daß Tage immer feindseliger gestimmt wurde, was auch auf seine jüngern Kameraden zurückwirkte, die sich bei jeder Beleidigung gegen Tage mitbeleidigt glaubten und einen gründlichen Haß auf Lothar warfen.

Unter einer beständig zunehmenden Spannung zwischen Lothar und Tage näherte sich die Fregatte Gibraltar. Es war ein schöner Morgen. Lothar hatte die Wache. Eine frische Brise blies in die Segel, der Himmel wölbte sich so klar und tiefblau über dem wahrhaft schönen Gemälde, das vor seinen Augen ausgebreitet war. Gerade vor ihm der Sund, auf der einen Seite der Affenberg, ein afrikanischer Riese, schwarz wie die Geschöpfe, die sich um seinen Fuß tummeln, und auf der andern Seite Gibraltars unfurchtbarer Fels, dessen offene Theile hundert Kanonen bergen, bereit den Tod nach jedem Punkte des Horizontes zu schleudern. Es war als hätten des Mittelmeers zornige Wogen diese beiden Pfeiler von Granit und Lava von einander geschieden.

Die Brise wurde stärker, die Fregatte ging mit vollen Segeln vorwärts, und ankerte am Fuße des berühmten Berges.

Tage sehnte sich an's Land zu kommen, um all dem Verdruß, den er so lang hatte verschlucken müssen, Luft schaffen zu können. Die zahllosen kleinen Nadelstiche und tausenderlei Verdrießlichkeiten, womit Lothar ihn während der Reise gequält, hatten seine Erbitterung dermaßen gesteigert, daß es ihm zum vollen Bewußtsein kam, daß Einer von Beiden zu viel hienieden sei. Nur die Achtung vor der Disziplin hatte einen Ausbruch verhindern können, und Tage hatte seine ganze Willenskraft aufbieten müssen, um bei den Widerwärtigkeiten, die Lothar ihm bereitete, den Gegenstand seines Zornes nicht zu zermalmen. Er fühlte, daß er seine aufgeregten Gefühle für den Rest der Reise schwerlich würde zähmen können, und er hatte beschlossen, ihnen während des Aufenthaltes in Gibraltar auf irgend eine Weise Luft zu schaffen. Wie? wußte er selbst noch nicht. Er sah bloß ein, daß es für Lothar und ihn unmöglich sei, zusammen weiter zu segeln: einer von ihnen mußte in Gibraltar bleiben, um in seiner Erde begraben zu werden.

Die meisten Offiziere erbaten und erhielten Erlaubniß an's Land zu fahren. Am Bord der Fregatte blieben nur noch die wachhabenden und überdieß Lothar. Ueber die Brustlehne hingebeugt, betrachtete er die Abfahrt der Kameraden. Sein Blick war vollkommen gleichgültig.

„War Lieutenant Aberney mit in der Schaluppe?" fragte eine Stimme hinter Lothar auf französisch.

Er fuhr zusammen und wandte sich um. Es war Doktor Wagner, der die Fahrt von Cadix her, als Schiffsarzt mitgemacht hatte, weil der von Karlskrona mitgenommene Doktor in letzterer Stadt erkrankt war und nicht weiter reisen konnte.

„Ja," antwortete Lothar kalt.

„Wollen Sie auch an's Land?"

„Nein. Es ist schon das Drittemal, daß ich Gibraltar besuche, und ich weiß wahrlich nicht, warum ich an's Land gehen sollte, wenn es nicht aus einer dienstlichen Veranlassung geschieht."

„Es dürfte auch das Klügste sein, hier am Bord zu bleiben," versetzte Wagner mit einer eigenthümlichen geheimnißvollen Miene. „Lieutenant Aberney kann unmöglich gut auf Sie zu sprechen sein. Sie haben ihm das Leben nicht gerade versüßt."

„Wenn es so ist, so dürfte indeß die Schuld an ihm selbst liegen. Warum versieht er seinen Dienst so schlecht, daß er zu Bemerkungen Anlaß gibt?"

„Mag sein, aber dieß hat zur Folge gehabt, daß nicht bloß er allein, sondern auch seine Kameraden über Sie erbittert sind. Sie thaten klug daran, daß Sie an Bord blieben."

„Welche Gefahr hätte ich wohl laufen können, wenn ich an's Land gegangen wäre?"

„Ganz sicher ahnen Sie dieselbe."

„Wagner, Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß ich die Gefahr fürchte?" sagte Lothar mit einem verächtlichen Lächeln.

„Ich nicht, aber Aberney und seine Kameraden werden Ihr Benehmen so deuten; doch das kann Ihnen ganz gleichgiltig sein. Ich meines Theils glaube, daß Sie Recht haben, jedem Zusammentreffen mit Aberney und seinen Kameraden auf dem Lande auszuweichen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Liebschaften des Kaisers von Frankreich.

In der jüngst erschienenen pikanten Schrift „Napoleon der III. und sein Hof“ (Leipzig, Grunow) ist namentlich den verschiedenen zarten Liaisons des Kaisers große Beachtung geschenkt. Seine erste Flamme war Eleonore Gordon, die Tochter eines französischen Rittmeisters, der in Spanien gefallen war. Eleonore Gordon war die Vertraute Napoleon's beim Attentat von Straßburg. Sie war Sängerin und machte dem Prätendenten im Sommer 1836 in Baden-Baden Avancen. Man sagt, daß sie geträumt habe, Kaiserin der Franzosen zu werden. Jedenfalls hat sie sich sehr muthvoll benommen. Während Louis Napoleon in der Finkmattkaserne ohne Glück die Truppen haranguirte, pochten die Gendarmen bereits an die Thüre der Gordon, welcher Persigny eben hinterbracht hatte, daß das Unternehmen des Prinzen zu scheitern drohe. Die Gordon verbrannte alle auf den Aufstand bezüglichen Papiere, die Listen der Verschworenen, die Korrespondenz mit denselben, und als die Gendarmen die Thür einzuschlagen drohten, stellte sie einen Schrank vor dieselbe, um ihr Autodafé mit Muße zu Ende bringen zu können. Ihrer Geistesgegenwart war es also zu verdanken, daß in dem Prozeß so wenig an den Tag kam. Louis Napoleon bewahrte der Gordon auch noch lange ein wohlwollendes Andenken. Er sprach noch, als ihn Louis Blanc 1845 in Hamm besuchte, liebevoll von ihr.

Fast gleichzeitig hatte Louis Napoleon die damals fünfzehn Jahre alte Königin von Portugal in's Auge gefaßt. Das Porträt Maria da Gloria's hatte Eindruck auf ihn gemacht und er wäre nicht abgeneigt gewesen, König von Portugal zu werden. Aber die Sache ging nicht recht zusammen, so große Mühe sich auch seine Verwandten gaben. Louis Napoleon verzichtete am 14. Dezember 1835 in einem offiziösen Briefe auf die portugiesische Kandidatur, indem er schrieb: „Ueberzeugt, daß der große Name, den ich führe, für meine Mitbürger nicht immer eine Ursache zur Ausschließung sein wird, weil er sie an fünfzehn ruhmreiche Jahre erinnert, warte ich mit Ruhe in einem freien gastlichen Lande die Zeit ab, wo das Volk Diejenigen in seinen Schooß zurückrufen wird, welche im Jahre 1815 von den Fremden verbannt wurden. Die Hoffnung, einst Frankreich als Soldat und Bürger dienen zu können, stärkt meine Seele und gilt in meinen Augen mehr als alle Throne der Welt.“

Mit der Sängerin und der Königin rivalisirte aber damals noch eine dritte Frau. Es war Mathilde, König Jerome's siebzehnjährige Tochter. Sie schien Louis Napoleon aufrichtig geliebt zu haben. Als er auf der „Andromeda“ nach Amerika transportirt wurde, dachte er mit Wehmuth an seine Cousine und schrieb Folgendes in sein Tagebuch: „Als ich vor einigen Monaten Mathilde nach Hause brachte, betraten wir gemeinschaftlich den Park und sahen dort einen soeben vom Sturme zerschmetterten Baum, worauf ich zu mir selbst sagte, daß unsere Heirathspläne in gleicher Weise durch das Geschick zertrümmert werden würden. Was damals mein Geist dunkel ahnte, ist seitdem zur Wahrheit geworden. Habe ich denn während dieses Jahres den ganzen Reichthum von Glückseligkeit geleert, der mir in dieser Welt beschieden ist?“

Mathilde (in Triest am 27. Mai 1820 geboren) war eine große Schönheit, klein von Gestalt, aber wohlgebildet, mit einem Kopfe von klassischer Form, großen funkelnden Augen und ausdrucksvollen, regelmäßigen Zügen. Ihrer blühenden Gesichtsfarbe diente ein lichtblondes, üppiges Haar zum Relief. Bald nach ihrer Verheirathung mit dem Fürsten Anatole Demidoff welkten ihre Reize und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck der Zerstreutheit an. Als Louis Napoleon Präsident wurde, machte Mathilde die Honneurs in seinem Hause.

Im Jahre 1840 schwärmte Louis Napoleon für die schöne Lady Seymour. Ihre Farben trug er bei dem Turnier, welches Lord Eglington in Ayrshire veranstaltete und an dem sich der Prinz betheiligte. Vom Turnier weg ging der Letztere nach Boulogne.

In Ham, wohin er nach dem verunglückten Putsche von Boulogne gebracht wurde, verliebte er sich in ein Mädchen, Namens Badinguet, die Tochter eines Großbäckers in Ham. Mit der Badinguet hatte er zwei Kinder, welche später Miß Howard in Pflege nahm, gegen ein glänzendes Jahrgehalt natürlich.

Miß Howard war eine robuste, englische Schönheit, die Louis viel kostete. Er machte sie zur Gräfin von Beauregard und kaufte ihr eine glänzende Villa bei Paris. Die Howard war es bekanntlich, welche im Winter 1861 durch ihr unverschämtes, herausforderndes Benehmen — sie nahm eine Loge im Theater gerade der Loge Eugenie's gegenüber und lorgnettirte diese in auffallender Weise — die Kaiserin nach Schottland trieb.

Im Jahre 1848 war Louis Napoleon eine Zeitlang der Verehrer der Frau Kalergis, einer reizenden Blondine, der aber auch Cavaignac den Hof machte. Louis soll dem General auch bei Madame Kalergis, die von ihrem Manne geschieden lebte, eine Schlappe beigebracht haben.

Die letzte Geliebte, Gräfin Eugenie Montijo, war die glücklichste von allen, sie wurde Kaiserin. Ueber die hohe Frau lesen wir das Nachstehende: Die beiden Schwestern Montijo hatten ihr Auge auf den Herzog von Alba geworfen. Eine jede bewahrte ihr Herzensgeheimniß mit solcher Sorgfalt, daß die andere keine Ahnung davon hatte. Eugenie machte auf einem Maskenballe, der ihr Gelegenheit bot, den Herzog unbemerkt zu beobachten, die Entdeckung, daß dieser sein Herz der älteren Schwester zugewendet habe. Fortan bezwang sie ihre Liebe und legte sich eine heroische Ent-

Digitized by Google

sagung auf, um dem Glücke ihrer Schwester nicht hinderlich zu sein.

Eugenie hat eine frappante Aehnlichkeit mit Maria Stuart. Dieselbe Nase, dieselben charakteristischen Augenbraunen, dasselbe goldene Haar, derselbe Teint. Sie war schon als Mädchen sehr reich und hatte eine Rente von 500,000 Francs. Mit ihrem koloßalen Perlenschmucke soll sie Louis Napoleon schon während der Präsidentschaft ausgeholfen haben.

Mannigfaltigkeiten.

Eine interessante Urkunde: eine Berufung des gefangenen Mürideu-Häuptlings Schamyl an die europäischen Großmächte, um dieselben zu einer Intervention zu seinen Gunsten beim Czaren zu veranlassen, d. h. Letzteren wenigstens zu vermögen, den tapferen Tscherkessene-Feldherrn in der Weise, wie die Franzosen mit Abd-el-Kader verfuhren, irgendwo unter Glaubensgenossen zu internizen, wird der österr. Gen.-Korr. in authentischer Uebersetzung mitgetheilt. Die Petition wurde in Pera sowohl dem englischen als dem preußischen Gesandten von einem gebrochen türkisch sprechenden Mürden, Namens Chairullah, einem Gefährten Schamyl's, persönlich überreicht. Dieselbe lautet in getreuer Uebersetzung, wie folgt: „Unterthänigstes Bittgesuch, an die ... Gesandtschaft bei der hohen Pforte gerichtet. Wie allgemein bekannt, hat der ältere Bruder des Scheich Schamyl 6 Jahre und nach dessen Tode dessen jüngerer Bruder 3 Jahre und später der Scheich Schamyl selbst 25 volle Jahre mit den Russen in Krieg gelebt. Als vor nunmehr 2 Jahren der Scheich Schamyl in einem Orte belagert wurde, kamen die Feldherren des russischen Reiches und fragten: „Was ist Eure Absicht? Warum ergebt Ihr Euch nicht?“ Auf diese Fragen wurde ihnen geantwortet: „An unsere Uebergabe denken wir gar nicht; was immer Eure Absicht sei, führt sie doch gleich aus!“ Auf diese Antworten erwiderten sie: „Wir haben nichts Böses gegen Euch vor.“ „Dann“, wurde ihnen entgegnet, „gebt uns freien Abzug, wir wollen unsere Wallfahrt machen!“ Hierauf entgegneten sie: „Ihr habt ja kein Reisegeld, zieht aus diesem belagerten Orte heraus in irgend ein Dorf, welches Euch beliebt, und ruht einige Tage aus, wir wollen dem Kaiser schreiben, laßt erst Euer Reisegeld kommen und brecht dann auf (zur Wallfahrt nach Mekka)!“ Nachdem so gesagt und man dem auf diese Weise geschlossenen Uebereinkommen gemäß aus der Feste herausgezogen und nach dem gewünschten Dorfe aufgebrochen war, wurde nach Sonnenuntergang der Scheich Schamyl nebst den bei ihm befindlichen Mürden zu dem Kaiser geführt und wird nun bereits 2 Jahre festgehalten. [So ist es nicht ganz hergegangen, Herr von Schamyl!] Neuerdings ist die Erlaubniß (zur Pilgerfahrt) abermals nachgesucht, aber nicht ertheilt worden, während doch die französische Regierung den Abd-el-Kader, der sich ihr einiger Maßen (so!) widersetzt, und den sie gefangen genommen hatte, später wieder freigelassen hat, und Dieß als Präzedenzfall gelten kann. Obschon auch wegen dieser Angelegenheit mehrere Bittschriften Sr. Kaiserlichen Majestät überreicht worden sind, so haben diese doch, nachdem sie dem hohen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zudekretirt worden sind, bis jetzt noch keinerlei Erfolg gehabt. Deßhalb wird nun von Seiten des Scheich Schamyl das Gesuch und die Bitte gestellt: daß auch ihm die Erlaubniß ausgewirkt werde, nach Art des Präzedenzfalles seine Wallfahrt antreten zu dürfen. Den 9. Tilhade 1278 (8. Mai 1862). Der Hadschi Chairullah von den Mürden des Scheich Schamyl.“

Im „Bayr. Tagblatte“ theilt, wie es scheint, ein Arzt mit: Zum Troste aller derjenigen, die das Malheur haben sollten, von dem abspringenden brennenden Köpfchen eines Phosphorzündhölzchens an einer entblößten Hautstelle getroffen zu werden, wollen wir versichern, daß kleine Phosphor-Brandwunden auch nicht gefährlicher sind als solche, die mit andern brennenden Substanzen zugefügt werden, und daß alle jene Schauergeschichten, die über die Gefährlichkeit der Phosphorwunden von Zeit zu Zeit in den Zeitungen wie Seeschlangen auftauchen, in der Regel weiter nichts sind als Reclamen, veranlaßt von Fabrikanten von Zündhölzchen, die nicht mittelst Phosphor bereitet sind.

[Diebstahl in Tarnow.] Vor einigen Tagen fanden zwei flüchtige Insurgenten bei der Familie R. in Tarnow gastliche Aufnahme. Sie trakteirten den Hausangehörigen einen mitgebrachten Wein, der, mit einem Opiat gemischt, bald alle in Betäubung versetzte, und benützten diesen Zustand, um Preziosen und Effekten im Werthe von 3000 fl. zu stehlen. Die beiden flüchtigen Insurgenten so wie der größte Theil der von ihnen entwendeten Sachen wurden zu Stande gebracht. Einer derselben nahm jedoch bei der Anhaltung unbemerkt Gift und starb trotz der sogleich angewendeten Hilfe mehrerer Aerzte eines qualvollen Todes. Sein Genosse wurde dem Strafgerichte übergeben.

[Ueber Rozsa Sandor,] der bekanntlich in der Festung Kufstein inhaftirt ist, vernimmt man, daß derselbe allerhöchsten Orts Bittgesuche überreichen ließ, in welchen er um die Umwandlung seiner lebenslänglichen Kerkerhaft in eine zeitliche Strafe bat. In seinem Kerker sitzt er meist ganz ruhig, den Blick unverwandt auf einen Punkt gerichtet.

Redakteur: Hermann Helfchläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 102 Mittwoch, 29. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Eine Pause entstand, worauf Doktor Wagner mit dem gleichgiltigsten Ton auf der Welt bemerkte:

„Die Rhede hier bietet einen seltenen Anblick dar, und man kann wohl sagen, daß sie ein Stelldichein für alle möglichen Nationen ist. Sie ist das Rendezvous der Seefahrer. Sonderbar genug, daß der Handel so lebhaft sein kann, während doch im Ganzen genommen, die Bevölkerung so gering ist. Ich bin begierig, ob Sir G. D. noch Gouverneur hier ist. Er soll ein wahrer Gentleman gewesen sein."

So sprach der Doktor noch lange fort, ohne daß Lothar auf seine Worte achtete. Sie glitten an seinen Ohren vorbei. Ganz plötzlich unterbrach er den Redner mit den Worten:

„Glauben Sie, daß, im Fall ich an's Land ginge, der Narr Aberney und seine Kameraden die Absicht hätten, sich an meiner Person zu vergreifen?"

„Ja, so klang es als sie gestern Abend mit einander sprachen."

„So; aber die Furcht vor den unangenehmen Folgen wird sie wohl abhalten."

„Das ist wahr, und um ähnlichem Skandal vorzubeugen, haben Sie Recht, daß Sie hierbleiben. Ich hatte die Absicht, Sie darum zu bitten. Sie können lachen über das, was Aberney und seine Freunde von Ihrem Hierbleiben denken. Sie bewahren dadurch den jungen unbesonnenen Mann davor, daß er sich unglücklich macht. Das heißt edel gegen einen Feind gehandelt."

„Edel!" Lothar lächelte bitter. „Es ist schon lange her, daß ich edelmüthig war. Dießmal will ich es jedoch sein." Er ließ den Doktor stehen und ging zum Chef.

Nach einer halben Stunde fragte er Wagner:

„Haben Sie Lust mit an's Land zu gehen? Da Sie noch nie in Gibraltar waren, so mag es für Sie interessant sein, diesen vielbesprochenen Platz zu sehen. Wer weiß, vielleicht finden Sie auch Gelegenheit zu neuen psychologischen Erfahrungen."

Nach einigen Augenblicken ruderte wieder eine Schaluppe von der Fregatte ab. Darin saßen Lothar und Wagner. Bei ihrer Ankunft auf dem Land reichte der Erstere dem Doktor die Hand und sagte:

„Wir treffen uns um acht Uhr wieder, wenn ich zur Fregatte zurückkehre. Sie müssen jetzt einen der Matrosen als Wegweiser mitnehmen." Lothar entfernte sich mit raschen Schritten.

Auf den hochgewachsenen, schlanken und schönen Seeoffizier war manches strahlende Augenpaar gerichtet, während er, ganz gleichgiltig gegen die Aufmerksamkeit, die man ihm schenkte, seines Weges ging. Nicht ein einziges von den Augenpaaren, die ihm folgten, konnte sich rühmen, den seinigen begegnet zu sein. Was waren Weiber für ihn? Nichts. Er verabscheute sie sammt und sonders, weil sie ihn daran erinnerten, daß es in der Welt nur eine einzige gab, die er liebte, und diese einzige hatte ihn zu einem Geächteten gemacht, dem nichts Anderes mehr theuer war, als das Meer, und der sein Leben nur noch hinschleppte, weil er die Schuld seiner Väter verwischen wollte.

Lothar ging direkt auf das Hotel N. zu. Die großen Säle wimmelten von Leuten und um die kleinen Tische hatten sich verschiedene Gruppen niedergelassen, um Zeitungen zu lesen oder sich zu besprechen.

Lothar warf einen prüfenden Blick auf die Gesellschaft, aber es war nicht ein Einziger da, der die Uniform der schwedischen Flotte trug. Er ging durch den großen Saal und in eines der Seitenzimmer, das leer war; dort ließ er sich mit einigen Zeitungen an einem Tisch nieder. So verfloß eine ganze Stunde, als er plötzlich einige Stimmen hörte, die schwedisch sprachen. Lothar blieb unbeweglich sitzen, indem er dachte:

„Ich will hier bleiben, bis sie sich einen Platz gewählt haben."

In diesem Augenblick traten drei Offiziere der Fregatte in das Zimmer, wo Canitz saß. Er hatte seinen Rücken der Thüre zugekehrt und machte nicht die mindeste Bewegung, als sie eintraten.

„Ah sieh, da haben wir ja einen Kameraden," rief einer der Ankömmlinge.

„Nein, Du täuschest Dich, das ist kein Kamerad — es ist Baron Canitz," antwortete ein Anderer, welchen Lothar als Aberney erkannte. Beim Klange von Tages Stimme wandte er sich um. Als er Aberney

Digitized by Google

und seine Kameraden erblickte, grüßte er sie mit einer kalten Verbeugung und nahm seinen Platz wieder ein, ohne dem Gruß ein Wort beizufügen. Er rief den Kellner und verlangte eine halbe Flasche Wein und Cigarren, worauf er ganz ruhig in der Zeitung weiter las.

Tage wurde dunkelroth vor Aerger über Lothars kalten und stolzen Gruß. Er und seine Kameraden ließen sich an einem Tisch zunächst bei demjenigen, wo Lothar saß, nieder. Sie begannen ganz übermüthig zu scherzen. Als der Kellner mit dem von Lothar verlangten Wein und den Cigarren kam, rief Tage:

„Bringen Sie das hieher."

Der Kellner blieb stehen und betrachtete Tage, worauf er sagte:

„Das ist der Herr, der es bestellt hat."

„Thut nichts, er kann warten!" Und damit ergriff Tage den Teller.

Ohne von der Zeitung aufzuschauen, sagte Lothar:

„Holen Sie mir andern Wein und andere Cigarren."

Der Kellner eilte hinaus.

Inzwischen hatten die drei Offiziere die kleine Weinflasche geleert, und als der Garçon zurückkam, wurde Lothars Wein auf's Neue von Tage in Beschlag genommen; auch dießmal sagte Lothar ganz ruhig:

„Holen Sie mir andern Wein."

Als der Kellner zum Drittenmal hereinkam, erst ob sich Tage von seinem Platze, setzte sich an Lothars Tisch, ihm gerade gegenüber, und sagte spottend:

„Ich vermuthe, Herr Baron, daß Sie die Absicht haben, diese Flasche Wein mit mir und meinen Kameraden zu leeren."

„Noch eine Flasche Wein und drei Gläser," war die einzige Antwort, die Lothar gab, ohne von der Zeitung aufzuschauen.

„Meine Kameraden und ich," fuhr Tage fort, indem er seinen Ellenbogen auf den Tisch stemmte und Canitz mit einem höhnischen Ausdruck ansah, „finden es unhöflich von Ihnen, Herr Baron, daß Sie fortwährend lesen, während wir Ihnen unsere Absicht zu erkennen gaben, mit Ihnen zu trinken. Also fort mit der Zeitung!" rief Tage und im nächsten Augenblick lag das Journal zu Lothars Füßen.

Eine Lachsalve von Seite der Kameraden erfolgte auf dieses Heldenstück. Ueber Lothars bleiche Stirn flog eine flammende Röthe, aber er blieb unbeweglich. Mit scheinbarer Ruhe streckte er die Hand aus, nahm eine Cigarre, zündete sie an und begann ganz phlegmatisch zu rauchen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Naturgeschichte englischer Diebe.

Die nächtlichen Ueberfälle, die sich im vergangenen Winter so häufig in London ereigneten, haben die englische Presse zu Studien über die Naturgeschichte der Verbrechen gegen das Eigenthum angeregt. Das folgende, dem „Cornhill Magazin" Entlehnte, ist eine Probe dieser interessanten und belehrenden Untersuchung. Die jungen Kolporteurs, Knaben und Mädchen, werden oft gewerbsmäßige Diebe. Sie gerathen anfangs in Versuchung, die Metallstücke oder andere Dinge zu stehlen, welche sie in die Häuser tragen sehen, wo sie ihre Waare verkaufen wollen, und haben sie einmal angefangen, so fahren sie fort. Ein Dieb z. B. schreibt Folgendes: „Ich habe meine Abende oft in Kneipen und Weinschänken in Gesellschaft anderer Diebe zugebracht. Wenn wir guter Laune waren, schwatzten wir über die Art und Weise, wie wir zu unserem ersten Diebstahl verleitet wurden, und ich hörte darüber mehr als eine schmerzliche Geschichte. Viele sagten: „Ich habe niemals ein anderes Handwerk getrieben; ich habe mein ganzes Leben lang gestohlen, und so habe ich gelebt, und so werde ich sterben." Ein Anderer sagte: „Ich habe nach meiner ersten Verurtheilung niemals Arbeit gefunden; Niemand beachtete mich, und um nicht Hungers zu sterben, bin ich genöthigt gewesen, mich auf's Stehlen zu verlegen." — „Ich," sagte ein Dritter, „habe, als ich Gamin war, damit angefangen, Orangen oder Früchte zu verkaufen, wie die Jahreszeit sie eben brachte, und als ich sie nicht mehr verkaufen konnte, gewöhnte ich mir an, sie zu essen. Da ich aber das elterliche Haus ohne Geld nicht wieder zu betreten wagte, so stahl ich Alles, was ich fand, und trug es zu einem Lieferanten der Marine. Dieser Mann munterte mich auf und lagte mir, ich solle ihm Alles bringen, was ich wollte, er werde es kaufen. Da mir der Diebstahl also meine Lebsucht verschaffte, so verließ ich das väterliche Haus und erwarb mir bald große Erfahrung in dem Handwerk."

Die Kinder gewöhnen sich gemeiniglich an den Diebstahl, wenn die gewerbsmäßigen Diebe es übernehmen, sie zu kleiden. Ein Kind kann mehrere Diebstähle nicht begehen, ohne daß seine Thaten zur Kenntniß eines alten erfahrenen Diebes gelangen. An der Queue eines Theaters, in der Bude, hauptsächlich aber in der Menge sieht dieser letztere das Kind an seinem Werk und beobachtet es sorgfältig. Wenn der Bursche kühn, unternehmend ist und ein gutes Aussehen hat, macht sich der alte Dieb an ihn. Bald schließen sie ein Uebereinkommen miteinander, und der Knabe wohnt sodann bei seinem neuen Freund. Das Erste, worin sein Herr ihn unterrichtet, ist, sich passend zu kleiden, höflich zu sein und seiner Manieren sich zu befleißigen. Wir thun Alles, was wir können, um ihm das Aussehen eines Schülers von guter Familie zu geben, und dieß

Digitized by Google

gelingt uns in der That am besten. Wir würden zu nichts gelangen, wenn wir ihm eine rauhe Schale ließen; nähme sein Aeußeres nicht zu seinen Gunsten ein, so würden die Leute sogleich auf ihrer Hut sein. Wir erzielen in dieser Beziehung manchmal herrliche Resultate, und nichts ist gewinnbringender für uns als diese frischen und reizenden Gesichter, denen die Welt nicht mißtraut.

Das Leeren einer Tasche ist die erste Lektion, welche man einem jungen Diebe gibt; er übt sich an seinem Herrn und an der Frau, welche gewöhnlich bei dem letzteren wohnt. Versteht er, mit flinker und leichter Hand eine Börse oder ein Sacktuch aus der Tasche seiner neuen Freundin wegzuspitzen, so nimmt ihn die Frau mit sich und führt ihn zunächst in die besuchtesten Magazine. Da ihm seine Versuchsstreiche gewöhnlich glücken, so freut er sich über seine Erfolge und gewinnt Geschmack an dem Geschäfte. Hat er sein Talent eine Zeit lang in den Magazinen und unter der Menge geübt, so macht er sich, stets in Gesellschaft der Frau, an die Arbeit in den Straßen, wo er Alles stiehlt, was er in der Tasche seiner Nachbarn findet. Die größte Rolle in der Erziehung des Knaben spielt meistens die Frau. Hat sie aber ihre Aufgabe vollendet, so übernimmt der Mann den Neuling und sie gehen zusammen aus. Der Gamin verrichtet sein Geschäft nie auf offener Straße, ohne daß er zwei Diebspriester bei sich hat, von denen der eine vorn, der andere hinter ihm geht, um ihm die Börsen aus den Händen zu nehmen, welche er gestohlen hat, und um ihn der Verlegenheit zu entziehen, wenn er Argwohn erregt. Sie behandeln ihn stets gut, denn sonst würde er sie verlassen. Sie nähren und kleiden ihn, und es mangelt ihm an nichts bei ihnen. Sie geben ihm ein wenig Geld, aber nicht zu viel, aus Furcht, er möchte irgend eine Thorheit begehen und die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich lenken. Er wird oft einen Gang ins Gefängniß machen, und wenn er herauskommt, nimmt ihn der Dieb, welcher ihn erzogen hat, wieder zu sich. In dem Maße als der Knabe größer wird, macht er sich von seinen Herren unabhängig, und verläßt sie, um auf eigene Rechnung zu arbeiten.

Sucht er sie, zu bald zu verlassen, so drohen sie mit der Verfolgung der Polizei, und machen sich hin und wieder sogar kein Gewissen daraus, ihre Drohung in Vollzug zu setzen. Die Erziehung der Mädchen geschieht ungefähr auf dieselbe Weise wie die der Knaben. Man kann sich einen Begriff von dem Kontingent machen, welches die Jugend den Jahrbüchern des Verbrechens liefert, wenn man bedenkt, daß die Statistik von 1860 eine Gesammtsumme von 4208 Knaben und 1467 Mädchen unter 16 Jahren anführt.

Es gibt in allen großen Städten einen hauptsächlich von den Dieben bewohnten und der Polizei genau bekannten Stadttheil. Man sieht dort nur Buden von Kleidertrödlern, Cafés, Bierbrauereien, Schnapskneipen, Hotel Garnis für nichtverheirathete Leute, und wenn man bei Tag durch diesen Stadttheil kommt, fällt einem die sonderbare Physiognomie der daselbst lebenden Bevölkerung auf. Dort spielen die Kinder nicht wie sie es überall anderswo thun; sie streunen in den Straßen herum; ihre Miene ist viel gekünstelter als sie es gewöhnlich in diesem Alter ist, und sie haben schon einigermaßen etwas Verdächtiges in ihren Bewegungen. Die Erwachsenen haben ein abgemattetes und schläfriges Aussehen, als wenn sie die ganze Nacht außerhalb des Bettes zugebracht hätten, und sie vertreiben sich die Zeit damit, daß sie, die Hände in den Taschen, an den Buden vorbeispazieren. Allein nicht in diesem Stadttheil werden die meisten Diebstähle verübt; dieß geschieht nur, wenn sich ein Fremder dahin wagt, und wenn die Versuchung, ihn zu berauben, allzu stark ist. Man sieht dort zuweilen Streitigkeiten und Händel; sie sind aber nicht so häufig als man vermuthen könnte.

Die Polizeidiener sind beständig auf der Lauer, allein bald sind sie eifrig wie Jäger, die einen Auerhahn auftreiben wollen, bald scheinen sie müd und gelangweilt ein Wildpret zu erwarten, das sich nicht zeigen will. Nachmittags erhält dieser Stadttheil den Besuch der Diebe, die aus allen Theilen Englands ankommen; oft sind es frisch von Gibraltar, Australien oder den Bermuden ausgeschiffte Sträflinge, sogenannte Konvikts. Fast alle Häuser sind, trotz ihres ruhigen und traurigen Aussehens, Diebshöhlen.

(Schluß folgt.)

Der König von Yvetot.

Von Beranger. *)

Es war einmal in Yvetot
Ein unberühmter König,
Schlief ziemlich lang, erwachte froh,
Der Ehrgeiz stach ihn wenig.
Und statt der Kron', berichtet man,
Die Zipfelmütz' zog Mariann'
Ihm an.
Ho, ho! ho, ho! ha, ha! ha, ha!
Ein allerliebstes Fürstchen ja!
Ja, ja.

Viermal des Tages war's sein Brauch,
Im Strohpalast zu speisen,

*) Aus den eben im Cotta'schen Verlag zu Stuttgart erschienenen: „Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Reformation bis auf unsere Tage, in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Kurz.“ Bekanntlich sind die Gedichte „Le Roi d'Yvetot“ (1813) und „Le Sénateur“ diejenigen, welcher Beranger seinen ersten Erfolg als Volkssänger (chansonnier) verdankt. Zum Lobe obiger Uebersetzung etwas hinzuzufügen, halten wir für überflüssig. Sie spricht für sich selbst.

Digitized by Google

Mitunter auf dem Esel auch
Sein Ländchen zu bereisen;
Zum Regwohn fehlt ihm jeder Grund,
So daß als Wacht nur bei ihm stund
Sein Hund.
Ho, ho! ho, ho! ha, ha! ha, ha!
Ein allerliebstes Fürstchen ja!
Ja, ja.

Hätt' Etwas saß sein Land bedrückt,
So war's des Königs Dürsten;
Jedoch ein Volk, das so beglückt,
Läßt leben auch den Fürsten.
Bei Tische zog er ganz allein
Sein Maß an Zoll vom Eimer Wein
Sich ein.
Ho, ho! ho ho! ha, ha! ha, ha!
Ein allerliebstes Fürsten ja!
Ja, ja.

Die schönen Weiber liebt' er sehr,
Sie liebten ihn nicht minder,
Und Vater nannten ihn daher
Kurzweg die Landeskinder.
Ihr Leben kam nur in Gefahr,
Weil niemal Scheibenschießen war
Im Jahr.
Ho, ho! ho, ho! ha, ha! ha, ha!
Ein allerliebstes Fürstchen ja!
Ja, ja.

Er drohte nie mit Kriegsgewalt,
Noch mit Erob'rungszügen,
Und unter seinem Scepter galt
Als Landrecht das Vergnügen;
So daß den ersten Schmerz im Land
Das Volk als es sein Grab umstand
Empfand.
Ho, ho! ho, ho! ha, ha! ha, ha!
Ein allerliebstes Fürstchen ja!
Ja, ja.

Und stets verehrt man noch das Bild
Des musterhaften Prinzen.
Vor mancher Schenke prangt's als Schild
Umher in den Provinzen.
Am Sonntag lagert sich am Thor
Das Volk und zecht und jauchzt davor
Im Chor:
Ho, ho! ho, ho! ha, ha! ha ha!
Ein allerliebstes Fürstchen ja!
Ja, ja.

Mannigfaltigkeiten.

[Pariser Tableau's.] In dem Hotel der Baronin v. Mayendorff werden jetzt unter der Leitung der Gräfin Taschcr de la Pagerie von den liebenswürdigsten und liebreizendsten Herren und Damen der höheren Kreise theatralische und sonstige Vorstellungen zum Vortheil der von einem Nonnenorden dirigirten Wohlthätigkeitsanstalt für arme Deutsche gegeben. Namentlich haben die lebenden Bilder, welche vor einem zahlenden und deßhalb auch etwas anspruchsvollen Publikum dargestellt wurden, große Sensation gemacht. Bis jetzt wurden nur biblische Gegenstände vorgeführt: Judith (nach Horace Vernet), die Toilette der Esther und Rebekka am Brunnen, doch wird, wie Edm. Tenier in seiner Wochenchronik die schüchterne Hoffnung ausspricht, allmählig die Bibel zur Mythologie und Esther zur Venus führen. Am gespanntesten war man auf das Auftreten der wegen ihrer Schönheit berühmten Gräfin Castiglione. Man hatte sich große Mühe gegeben, sich ihrer Mitwirkung an dem wohlthätigen Werke zu versichern, und gerade die Hoffnung, sie in irgend einem interessanten Kostüme sich produziren zu sehen, hatte eine sehr große Anzahl von Schaulustigen zu der letzten der drei Vorstellungen herbeigezogen. Man ward aber bitter enttäuscht. Die maltiöse Gräfin stellte eine Einsiedlerin dar, die so tief in einer weiten, faltigen Kutte steckte, daß man kaum ihr pikantes Näschen daraus hervorschimmern sah. Es entstand offenbare Unzufriedenheit, die sich sogar in einigem ungalanten Murren kundgegeben haben soll. Allgemein lachte man jedoch über den guten Witz und gibt der Frau Gräfin, ihren erzürnten Bewunderern und Neidern gegenüber, vollständig Recht.

Die Times widmet einem schon 1862 bei Murray erschienenen Buch von Charles A. Goß über „Deutschland und Dänemark seit 1815“ eine außerordentlich lobpreisende Besprechung. Der Kritiker bürgt für die Unparteilichkeit und Gründlichkeit von Mr. Goß, ist aber selbst so gründlich, „Zweibrücken“ als Beispiel anzuführen für die Unritterlichkeit der Deutschen. „Diese 40 Mill. Deutsche — meint er, — die solch Geschrei erheben, wenn ein schleswig'scher Dorfname dänisirt wird, weil die Dänen ein schwaches Völkchen sind, lassen ihre Nationalität im Elsaß im Stich, weil Frankreich stark ist. Der Franzose im Elsaß nennt Zweibrücken (im Elsaß!) Deux Ponts.“ Da dieß Buch bei Murray erschienen und von der Times approbirt ist, wird es wohl Autorität unter den Engländern werden, wie das rothe Handbuch über den Rhein.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 103 Donnerstag, 30. April 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Hat man in dem Lande, woher Sie kommen, so wenig Lebensart, daß man nicht zu antworten pflegt, wenn man angeredet wird?“ fragte Tage.

Lothar schwieg beharrlich. Einer der anderen Offiziere sagte lachend:

„Zum Teufel, mein lieber Aberney, Du sprichst da von Lebensart mit einem — Russen. Du solltest doch wissen, daß dieß Barbaren sind.“

„Du hast Recht, und da man mit solchen Nachsicht haben muß, so will auch ich mit unserm schweigsamen Baron Nachsicht haben. Ich kann, während wir unsere Flasche leeren, ein Geschichtchen erzählen, das den Baron Canitz ganz sicher interessiren wird.“

Lothar schwieg und rauchte. Als der Kellner mit Wein und Gläsern kam, sagte er:

„Heben Sie die Zeitung auf!“ Dabei deutete er auf das Journal, das Tage ihm aus der Hand gerissen hatte. Der Kellner überreichte es ihm, aber Lothar sagte, er solle es auf den andern Tisch legen.

„Nun, Baron, werden Sie nicht mit uns anstoßen?“ fragte Tage.

„Füllen Sie die Gläser der Herren,“ war Lothars Antwort.

„Sie müssen uns zutrinken,“ meinte Tage.

Lothar ließ sein Glas unberührt stehen.

„Ah, ich verstehe, Sie wollen zuerst meine Geschichte hören; nichts ist billiger,“ sagte Tage.

Die übrigen Offiziere ließen sich um den Tisch nieder, sämmtlich mit dem nicht sehr schönen, aber leider allzu gewöhnlichen Gefühl der Schadenfreude, wenn sie bedachten, daß jetzt etwas sehr Unangenehmes für die Person, welche sie scheel ansahen, zum Vorschein kommen würde.

Lothar behielt seine kalte Haltung, keine Muskel in seinem Gesicht verrieth die mindeste Aufregung. Er rauchte mit gleichgiltiger Miene seine Cigarre.

„Es gab,“ begann Tage, dessen ganzes Aussehen große Aufregung zeigte, „einen schwedischen Edelmann, der sein Vaterland verrieth und in russische Dienste trat. Der Verrath dieses Mannes wurde von der russischen Regierung aufs Freigebigste belohnt. Er wurde ein gewaltig reicher Mann, und seine Söhne, die das treulose Benehmen ihres Vaters treu nachahmten, standen in hoher Gunst bei dem Czar. Einer von diesen Söhnen hatte auch einen Sohn, der in Rußland geboren und erzogen wurde. Man konnte also erwarten, daß dieser ein guter Unterthan würde; aber nein; er wurde seinerseits abfällig, und statt als ein Mann von Ehre im Dienste des Landes zu bleiben, wo er geboren war, verließ er ihn in dem Augenblick, wo Rußland seiner Offiziere am meisten bedurfte. Er diente zuerst in der englischen und dann in der schwedischen Flotte. — Wir genießen die Ehre, diesen Ueberläufer als Kameraden zu haben; eine Ehre, die jeder schwedische Offizier als Schmach betrachten sollte. Doch dieß gehört zu dem öffentlichen Leben des Mannes. Er besitzt auch eine Privatgeschichte, und diese hat noch trübere Flecken; denn der russische Apostat beging während seines Aufenthalts in Finnland . . .“

Bei dem Worte Finnland fiel Lothars geballte Faust mit einem heftigen Schlag auf den Tisch, und er heftete auf Tage einen Blick, der ihn erblassen machte; aber nach einer kurzen Pause fuhr Tage fort:

„Er raubte ein unschuldiges junges Mädchen, das verlobt war.“

„Der Schurke!“ riefen Alle.

„Ihre Gesundheit, Baron Canitz!“ Tage ergriff sein Glas und erhob es. Lothar blieb unbeweglich, aber die geballte Faust ruhte noch auf dem Tisch und das dunkle Auge war fest auf Tage gerichtet.“

„Nun,“ rief dieser, bis zur Wuth gereizt über solche Kälte, „hören Sie nicht, daß ich Ihnen zutrinke?“

„Ich trinke nicht mit Narren,“ antwortete Lothar und richtete sich auf.

„Sie müssen trinken, oder“ — Tage schlug Lothar die Cigarre aus dem Mund — „oder ich sage, daß Sie ein ehrloser Schurke sind, mit dem kein ehrlicher Schwede als Kamerad dienen kann.“

Lothar nahm langsam eine neue Cigarre, zündete sie an und sagte mit Nachdruck:

„Wir wollen doch sehen, ob Sie dieß morgen zu wiederholen wagen.“ Er ging einige Schritte auf die Thüre zu. Tage wollte ihm nachstürzen, aber die Kameraden hielten ihn auf.

Digitized by Google

„Beruhige Dich und vergiß nicht, daß Du die Uniform trägst," sagte einer von ihnen.

Inzwischen hatte Lothar das Zimmer verlassen.

„Ha, der Elende," murmelte Tage, beinahe erstickt vor Zorn, „mit welcher höllischen Kälte hat er sich nicht beschimpfen lassen, und diesem Menschen, der sich so behandeln läßt, diesem Menschen soll ich untergeben sein! Der Kerl hat ja keinen Tropfen ehrliches Blut in seinen Adern!"

Alle waren dahin einverstanden, daß Lothars Benehmen keine Spur von Ehrgefühl verrathe; aber eben deßhalb meinten die Muthigeren, Aberney sei viel zu gut, um sich seinetwegen zu kompromitiren.

Das Resultat war der Beschluß, daß Lothar blos Prügel verdiene, aber seinen Schuß Pulver oder Degenstich werth sei. Nach diesem Urtheilsspruch wurde Tage etwas ruhiger, und man begab sich in den Billardsaal hinauf, wo Tage und einige seiner Kameraden eine Parthie begannen. Alle Umstehenden folgten dem Spiel mit Aufmerksamkeit, weil Tage sich durch große Geschicklichkeit auszeichnete. Er wollte eben einen Stoß thun, als Jemand ihn bei der Schulter berührte. Er wandte sich ärgerlich gegen den unwillkommenen Störer um und war nicht wenig überrascht, als er sich Lothar gegenüber befand.

„Sie wünschen sich mit mir zu schlagen?" sagte Lothar.

„Ja," antwortete Tage.

Lothar zog seine Uhr heraus und sah darauf.

„Es ist jetzt fünf, also in einer Stunde auf Neutral Ground, da wo der Kortwald beginnt, auf dem Weg nach St. Rogue. Die Waffe haben Sie zu bestimmen."

„Pistolen."

„Haben Sie solche bei sich auf dem Land?"

„Ja."

„Bringen Sie sie mit; aber Sie dürften zugeben, daß ich eine Bedingung an unser Duell knüpfe."

„Welche?"

„Daß es in Gegenwart unserer drei Kameraden stattfinde. Sie haben die Beschimpfung mit angesehen, sie müssen auch die Genugthuung bezeugen."

„Ich bin's zufrieden."

„Gut, in einer Stunde also."

Mit dem Billardspiel war es aus. Tage und seine Kameraden entfernten sich.

* * *

Wie heftig auch das Blut in unsern Adern sieden, welche Art die Gemüthsbewegungen sein mögen, die einen Menschen veranlassen, einen andern zum Zweikampf herauszufordern, so findet sich immer ein Augenblick, wo die Ueberlegung sich einschleicht, um ihre Stimme mitten in dem Orkan zu erheben, der die Vernunft fortreißt. Dieser Augenblick tritt ein, wenn die Duellanten sich auf den Kampfplatz begeben.

Als Lothar seine Herausforderung ergehen ließ, klopfte Tages Herz hoch vor Freude. Er sollte also ein für allemal von diesem verhaßten Canitz befreit werden, denn entweder mußte er fallen oder Lothar auf dem Platz bleiben. Der Augenblick der Rache war gekommen. Er sollte das Blut seines verabscheuten Nebenbuhlers sehen. Tage konnte in seiner Ungeduld kaum erwarten, bis die Stunde um war, aber als er sich mit seinen Kameraden auf den Kampfplatz begab, da war Etwas in ihm, was ihm warnend zurief:

„Entweder kehrst Du gar nicht oder mit der Last eines Menschenlebens auf Deinem Gewissen zurück." Dieses Gewissen war bis auf den heutigen Tag schuldfrei gewesen.

Auf dem Platz angelangt, fand er Lothar vor sich. Dieser war ganz allein.

„Haben Sie keinen Sekundanten?" fragte Tage unangenehm dadurch überrascht.

„Er hat versprochen, um sechs Uhr hier zu sein."

Nach einigen Augenblicken kam Dr. Wagner. Lothar wandte sich nun an Tages Freunde, indem er mit seiner ausnehmend klaren Stimme sagte:

„Ehe Lieutenant Aberney und ich unsern Streit mit den Waffen ausmachen, wünsche ich an die Herren eine Frage zu stellen: Wer von uns Beiden hat nach Ihrem Dafürhalten den nicht sehr ehrenvollen Auftritt herbeigeführt, der vor einer Stunde stattfand?"

Diese Frage rief eine augenscheinliche Verlegenheit hervor. Tages Freunde wollten ihm nicht gerne Schuld geben, und doch konnten sie nicht leugnen, daß er der fehlende Theil gewesen. Als die Antwort auf Lothars Frage ausblieb, wiederholte er mit energischer Schärfe im Ton:

„Da meine Frage an Offiziere der schwedischen Flotte gerichtet ist, so brauche ich gewiß nicht zu fürchten, daß die Antwort nicht unvollkommen unparteiisch sein werde. Ich verlange von Ihnen bloß eine Anerkennung der Wahrheit."

„Nun wohl," sagte der älteste der drei jungen Männer, „wir müssen offen bekennen, daß Aberney allein an dem Vorfalle Schuld ist, aber auf der andern Seite müssen wir Ihnen ehrlich sagen, Lieutenant Canitz, daß wir Aberneys Benehmen nur als eine Folge all der Widerwärtigkeiten betrachten, welche er am Bord der Fregatte von Ihnen zu erleiden hatte. An seiner Stelle würden wir eben so gehandelt und Streit mit Ihnen gesucht haben, um uns schlagen zu können."

Lothar machte eine kalte Verbeugung, wie wenn man ihm etwas Verbindliches gesagt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zur Naturgeschichte englischer Diebe.

(Schluß.)

Wenn ein Fremder in ein Wirthshaus tritt, und ein Glas Ale verlangt, so bedient man ihn zwar mit saurer Miene, und geht er nicht fort, sobald er sein Bier getrunken hat, so erhebt sich ein Dieb, höhnt ihn und zwingt ihn, hinauszugehen, oder wendet sich an den Wirth und fragt ihn: „Wer ist dieser Mensch? Ist es einer der Unsrigen?“ — „Nein.“ — „Wohlan, so schicken Sie ihn fort, wir brauchen ihn nicht, und wollen nichts von ihm. Wenn Sie diesen Leuten den Zutritt gewähren, werden Sie unsere Kundschaft verlieren.“ Zuweilen hingegen fordert man den Fremden zum Spielen auf; natürlich unterläßt man nicht, ihn zu betrügen, und hat man ihm all sein Geld abgenommen, so setzt man ihn vor die Thüre. Die Inhaber dieser Kneipen sind insgesammt, fast ohne Ausnahme, Personen, welche ehedem der Körperschaft der Diebe in irgend einer ihrer zahlreichen Verzweigungen angehört haben. Der Gerichtsstatistik von 1860 zufolge zählt man 4938 Bierbrauereien und Wirthshäuser, die von Dieben und liederlichen Weibsbildern besucht werden. Die Diebe suchen in diesen Häusern Gesellschaft, Sicherheit und Vergnügen. Nachmittags sind sie meistens betrunken, und bringen ihre Zeit mit Domino-, Würfel- und Kartenspiel zu. Von Zeit zu Zeit sieht man zwei geheime Polizisten eintreten; sie lassen ihre Augen durch den Saal laufen und gehen fort, ohne ein Wort zu sagen. Wenn sie den Menschen bemerken, welchen sie suchen, so klopfen sie ihm auf die Schulter und sagen ihm: „Sie suchen wir; folgen Sie uns.“ Der Dieb ergibt sich gewöhnlich auf diese Aufforderung, ohne zu murren, und erst unterwegs fragt er den Polizeiagenten um die Ursache seiner Verhaftung. Befindet sich in dem Saale ein Mann, welchen die geheimen Polizisten nicht kennen, so befehlen sie ihm, sich zu erheben und seinen Hut abzunehmen, damit sie ihn andern Tags wieder erkennen können, und der Dieb gehorcht, wie es ein Soldat bei der Inspektion oder auf der Parade thun würde.

Wenn die Diebe nicht arbeiten, sind sie die meiste Zeit ärmlich und schmutzig gekleidet; gehen sie aber aus, um ihre Geschäfte zu besorgen, so kleiden sie sich angemessen, selbst ausgesucht, und nehmen so distinguirte Manieren an als möglich. Es ist sehr selten, daß sie ihre Beute in dem Stadtheile und in dem Hause bergen, in welchem sie wohnen; auch verstecken sie sehr selten bei sich selber die Werkzeuge, deren sie sich bei Diebstählen mit Einbruch bedienen: Alles dieß wird in einem anderen minder verdächtigen Stadttheile hinterlegt. Wenn sich ein Dieb mit einem gestohlenen Gegenstande in der Tasche in ein von seines Gleichen besuchtes Wirthshaus begäbe, würden ihn seine Kameraden augenblicklich fortjagen, um nicht durch ihn bloßgestellt zu werden. Allein die Diebe wissen das und beeilen sich, sobald sie einen Streich ausgeführt haben, die Uhr oder die Kette, die entwendet, an einen Hehler zu verkaufen. Im Spiele zu betrügen gilt ihnen für ruhmvoll, und sie verlieren zuweilen auf einen Sitz drei- oder vierhundert Francs. Sie haben niemals viel Geld bei sich, sobald sie einen Wirth zu ihrem Bankier, und dieser zeigt sich gemeiniglich gewissenhaft treu. Welches auch die Gewinnste des Handwerkes sein mögen, die Diebe verzichten nie darauf; sie setzen es stets fort, bis sie in die Hände der Polizei gerathen und in's Gefängniß gesteckt werden.

Die Mehrheit der Diebe trägt ihren Glauben an die Bibel und ihre Achtung vor der Religion zur Schau. Sie sind nicht alle der Trunkenheit ergeben, und man trifft gemäßigte, gesetzte und nüchterne; man sieht Leute unter ihnen, die ihren Eltern ihr unehrliches Handwerk verbergen, dieselben besuchen und ihnen Geld geben. Sie zeigen im Allgemeinen in ihren wechselseitigen Beziehungen eine ziemlich große Loyalität; allein zuweilen verrathen sie einander, obwohl sie stets mit rebhaftem Unwillen von dem Verrath sprechen, und ihn oft auf schreckliche Weise strafen. In Beziehung auf Gewaltthätigkeit und Grausamkeit hat sich ihr Charakter in den fünfzehn oder zwanzig letzten Jahren sehr gebessert. Sie nehmen zur Gewaltsamkeit nicht mehr gern ihre Zuflucht, wenn sie's vermeiden können. Haben sie gestohlene Gegenstände bei sich und fassen sie sich in einen Kampf ein, so geschieht es, um sich durch die Flucht zu decken; allein man sieht in unseren Tagen nicht mehr, daß sie Greise und Frauen auf ein brennendes Kohlenbecken legen, und sie darauf liegen lassen, bis ihnen diese Unglücklichen den Ort gezeigt, wo sich ihr Geld befindet. Der neuere Dieb vertraut auf seine Geschicklichkeit in Betreff der Entdeckung der Geldtiste, und oft weiß er schon, wo der Schatz liegt, ehe er in das Haus eindringt. Er trägt selten Pistolen bei sich; die Waffe, deren er sich gewöhnlich bedient, ist ein „Kopfzerbrecher“. Die gewerbsmäßigen Diebe erkennen an, daß sie unrecht thun, allein sie behaupten, ihr Unrecht sei kein größeres als das vieler anderer Leute, z. B. der betrügerischen Bankrottirer. Ein fleißiges Lesen der öffentlichen Blätter, besonders der Rechenschaftsberichte über die Kriminalprozesse, überzeugt sie, daß es in allen Schichten der Gesellschaft Schurken gibt, und daß, was sie betrifft, sie nicht schuldiger sind als ihre Nachbarn.

Da sie eines logischen Denkens unfähig sind, so verwechselt ihr Verstand die Regeln und die Ausnahmen. In der Blindheit ihrer Leidenschaften sehen sie den Unterschied nicht, der zwischen einem ehrlichen Leben und den exzeptionellen Fällen besteht, wie sie vor den Gerichtshöfen vorkommen. Um einigermaßen in die Geheimnisse ihrer sittlichen Natur einzudringen, habe ich eine große Anzahl ihrer Lieblingslieder gekauft. Es ist schwer den allgemeinen Charakter dieser Lieder zu

Digitized by Google

bestimmen. Sie preisen das Verbrechen, umgeben es mit einem falschen Ruhmesglanz, verschwenden an dasselbe ein trügerisches Glück und rühmen unablässig den stets gesicherten Erfolg ihrer Unternehmungen. Es ist ein Trost, zu sehen, daß die schmutzigsten Lieder sich hauptsächlich im Munde der alten Diebe finden und allmälich aus der Mode kommen. Die jungen Diebe ziehen die sentimentalen Lieder vor, wie z. B. folgendes: „Artige Annie. Warum hat sie ihn verlassen, weil er arm war?“ „Die kleine Nell“ war unter ihnen lange Zeit ungemein beliebt. Wer weiß, ob der Fortschritt dieser sentimentalen Geistesrichtung in Musik nicht einigen Einfluß auf die Thatsache ausübte, daß unter 836 Diebstahlsfällen mit Einbruch und Schloßerbrechung, die im Jahre 1860 abgeurtheilt wurden, nur acht von Handlungen der Gewaltsamkeit begleitet waren?

Die Diebinnen pflegen des Diebstahls hauptsächlich mit Ziehwerkzeugen, und keine der üblichen Methoden, um mitten im Tag in den Buden und Büreaus zu entwenden, ist ihnen fremd. Sie leben stets ehrlich mit einem Mann, der dasselbe Handwerk treibt wie sie. Eine Diebin ist stolz darauf, wenn ihr Gefährte sich mit Juwelen schmücken kann und viel Geld in der Tasche hat, und läßt ihn im Ueberfluß leben, während sie selbst nur in Lumpen einhergeht. Sie trinkt viel, besonders wenn sie kein Kind hat, allein sie trinkt nur mit ihrem Gefährten — ein Ehrenpunkt für diese Weiber. Wenn er im Gefängniß sitzt, sorgt sie allein für ihre eigenen Bedürfnisse, und kommt er nach erstandener Strafe heraus, so macht es ihr Freude, ihm das Geld geben zu können, das sie bei Seite gelegt hat. Sie liegen oft miteinder in Streit und versöhnen sich dann wieder; wenn aber der eine oder der andere Theil dieses Paares von einer langdauernden Verurtheilung betroffen ist, geht der andere sogleich eine neue Verbindung ein. Die Weiber sind den Männern sehr nützlich, um die Beute zu den Hehlern zu tragen. Sie leisten ihnen zuweilen hilfreiche Hand bei Diebstählen mittelst Einbruches und tragen die zur Vollführung des Verbrechens nothwendigen Werkzeuge, treten aber nicht selbst in die Häuser ein; sie bleiben außerhalb und machen die Wache; man nennt sie deßhalb „Raben“. Sie sind vortrefflich, um bei Nacht auf Entdeckungen auszugehen, weil sie die Aufmerksamkeit der Polizei weniger auf sich ziehen als die Männer, von denen sie jetzt viel häufiger als ehedem zum Stehlen und Verbergen der Gegenstände gebraucht werden.

Die gewerbsmäßigen Diebe sind große Reisende, besonders die Beutelschneider, die unablässig, bei Tag wie bei Nacht, auf den Beinen sind. Man sieht sie überall: sie gehen und kommen auf den Paketbooten von Dover und von New-York; sie besuchen als Touristen die Seen von Killarney, sie zeigen sich an der Börse in den großen Handelsstädten; sie kennen die Wege und Stege der Docks von Liverpool und benehmen sich wie ächte Pariser in den Straßen von Paris. Im Frühjahr gehen sie auf den Kontinent, und beuten ihn aus, bis die Jahreszeit der Wettrennen und Märkte sie nach England zurückführt! — dieß ist ihre fruchtreichste Jahreszeit; am meisten aber gefallen ihnen die königlichen Ausflüge; sie folgen der Königin auf allen ihren Reisen. Sind die Wettrennen und Märkte vorüber, so zerstreuen sie sich in die vornehmsten Städte des Königreichs und organisiren sich in Banden für den Winter. Wenn sie sich zu den Wettrennen und auf die Märkte begeben, so weisen sie zum Voraus einem jeden von ihnen die Rolle zu und bestimmen den Zusammenkunftsort. Sie arbeiten nicht mit Fremden; diese müssen ihnen von einem ihrer Mitglieder vorgestellt werden. Sie vermeiden so viel als möglich, Leute zu Genossen zu nehmen, die sich dem Diebstahl nur gelegentlich widmen, oder ihnen wohl gar den schwierigsten Theil des Geschäftes aufhalsen. Die Auflösung dieser Banden findet auf vielerlei Arten statt. Zuweilen zeigen die Diebe einander selbst bei der Polizei an; zuweilen geraden sie in Streit wegen der Theilung der Beute. Es gibt gewisse Banden, die man Schwarzgesichter nennt. Man heißt sie so, weil die Diebe zweiten Ranges, aus denen sie bestehen, sich auf ihren Ausflügen das Gesicht schwärzen. Die Diebe ersten Ranges greifen nur in den schwersten Fällen zu diesem Mittel, wenn es sich um eine beträchtliche Geldsumme oder um einen Juwelen- und Tafelgeschirr-Diebstahl handelt. Sie bedienen sich alsdann schwarzer Kreppe, nehmen Waffen mit sich und wenden gelegentlich Gewalt an, tödten aber nur, wenn ihnen kein anderer Ausweg übrig bleibt. Jede Bande hat ihren Corpsgeist. Es besteht unter ihnen eine heftige Rivalität darüber, wer die kühnsten Streiche ausführen, am meisten Geschicklichkeit zeigen, am meisten Geld zusammenraffen wird. Ein Dieb sagte mir eines Tages: „Wenn sie (die Banden) es wagten, mein Herr, sie würden sich durch Annoncen in den öffentlichen Blättern herausfordern. Sie machen sich eine ebenso erbitterte Konkurrenz wie die Handelsleute, und spielen ebenso geschickt mit der Marktschreierei.“

Mannigfaltigkeiten.

[Schon wieder eine holländische Erbschaft!] Im Straubinger Tagblatt werden „Schlederer“ und „Gezenfurtner“ aufgefordert, sich am 4. Mai in Deggendorf einzufinden, um wegen der von einem gewissen Joh. Gg. Schlederer, Kaufmann zu Amsterdam, hinterlassenen 8 Millionen Gulden zu verhandeln.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 104 Freitag, 1. Mai. 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Hier handelt es sich nur um den Auftritt, der dieses Duell hervorgerufen hat," versetzte Lothar, „und ich hoffe, die Herren werden mir alle bezeugen, daß ich dabei eine Ruhe und Kaltblütigkeit behauptete, welche dem Lieutenant Aberney beweisen mußte, daß ich durchaus keinen Streit mit ihm wünschte."

„Das geben wir zu."

„Die Herren müssen auch gestehen, daß mir dessenungeachtet nichts Anderes, als eine Herausforderung übrig blieb, wenn ich nicht als ein Mensch ohne Ehrgefühl vor Ihnen stehen wollte."

„Das ist vollkommen wahr."

„Nun wohl, wenn Sie jetzt das zugeben, so hoffe ich, daß Sie noch mehr thun werden, wenn ich der von Lieutenant Aberney erzählten Geschichte Etwas beigefügt habe, was er dabei vergessen hat. — Er hat vollkommen wahr gesprochen, wenn er sagte, daß mein Großvater ein schwedischer Edelmann war, und daß Vaterland verließ, um in russische Dienste zu treten. Wahr ist ferner, daß mein Vater Rußland gedient hat, und daß ich selbst russischer Unterthan war; aber ganzlich falsch ist, daß ich als Ueberläufer Rußland verlassen habe. Ich bin mit Erlaubniß des Kaisers aus dem Dienste dieses Landes getreten und als freier Mann nach Schweden zurückgekehrt, das ich von Jugend auf als mein Vaterland betrachtete. Liegt in dieser Handlung etwas Ehrenrühriges, so bin ich bereit, sogleich aus dem Dienst der schwedischen Flotte zu treten. Ich überlasse es Ihnen selbst, zu beurtheilen, ob ich mich durch dieses Benehmen Ihrer Kameradschaft unwürdig gemacht habe."

„Wir sind weit entfernt, dieß zu behaupten," antwortete der älteste Offizier.

„Dieß war mein öffentliches Leben, wie Lieutenant Aberney sich ausdrückte. Jetzt zu der lächerlichen Anschuldigung, als ob ich einem Andern seine Braut geraubt hätte. Niemand weiß besser, als gerade Lieutenant Aberney, daß dieß falsch ist. Das junge Mädchen, um das es sich handelt, war von so untadelhaftem Ruf, so edel und so hochsinnig, daß derjenige, der eine so erbärmliche Anklage gegen sie schleudert, wie wenn sie mit einem andern Mann, als mit ihrem Bräutigam davon gelaufen wäre, eine verächtliche Handlung begeht und das Recht verwirkt hat, für einen Ehrenmann zu gelten; besonders wenn er, wie Lieutenant Aberney, weiß, daß er eine falsche Beschuldigung ausspricht. Wenn daher der Lieutenant nicht die schwedische Uniform trüge, so würde ich mich nicht mit einem Manne schlagen wollen, der seine Ehre so besteckt hat, daß er sich einer Unwahrheit bezichtete, um auf einen Feind und ein unschuldiges Mädchen einen Schatten zu werfen. Ich duellire mich also mit Ihrem Kameraden, meine Herren, nicht mit Tage Aberney. Jetzt bin ich bereit."

In Lothars ganzem Wesen lag etwas so Edles, daß es Allen imponirte. Als er aufhörte, warfen die Kameraden mißbilligende Blicke auf Tage, welcher todtenblaß, mit einem von Zorn ganz entstellten Gesichte, auf Lothar zustürzte und rief:

„Bezweifeln Sie, daß ich die Unwahrheit gesprochen habe, wenn Sie können."

„Wollen Sie das wirklich?" Lothar griff an seine Brusttasche. „Ich brauche Ihnen ja bloß den Brief Ihres eigenen Vaters zu zeigen. Es ist leicht zu beweisen, daß Sie mich verläumdet haben; aber es wäre schwerer zu beweisen, daß Sie die Wahrheit gesprochen haben. Und nun genug der Worte. Mögen die Kugeln, Ihrem eigenen Wunsche gemäß, diesem für Sie nicht sehr ehrenvollen Auftritt ein Ende machen!"

Lothar zog sich ein wenig auf die Seite. Der Doktor und der älteste der Offiziere, welcher Sekundant war, maßen jetzt die Distanz und so weiter.

Darauf nahmen die Duellanten ihre Plätze ein. Tage hatte den ersten Schuß.

„Zielen Sie sicher," sagte Lothar mit entsetzlicher Kälte, „ich bitte Sie, wenn die Reihe an mich kommt."

„Ja, wenn die Reihe an Sie kommt," war Alles, was Tage antwortete. Er erhob das Pistol und zielte. Aller Augen waren auf Lothar gerichtet, der mit aufrechter Haltung, hochgehaltenem Haupte und einer grausigen Ruhe in seinen Augen sein Schicksal erwartete. Das Signal wurde gegeben, der Schuß ging los. Eine Wolke von Pulverrauch umgab Lothar, der mit unveränderter Haltung dastand.

„Sie zielen schlecht," war Alles, was er sagte. Er

Digitized by Google

hob die Hand mit dem Pistol und fügte hinzu: „Ich habe eine festere Hand.“

Tages flammendes Gesicht wurde jetzt weiß, wie der Kragen um seinen Hals.

Lothar erhob das Pistol. Die Sekundanten gaben das Signal und Lothar rief in demselben Augenblick: „Die Mütze herab, Lieutenant Aberney!“ Die Kugel riß die Mütze von Tages Kopf.

„Was bedeutet das?“ rief dieser.

„Das bedeutet, daß ich Ihnen das Leben geschenkt habe,“ antwortete Lothar und warf das Pistol weg. „Ich will mein Gewissen nicht mit Ihrem Blut beflecken.“

„Aber ich nehme ein solches Geschenk nicht an,“ schrie Tage ganz wüthend.

„So lassen Sie uns laden und von Neuem anfangen,“ antwortete Lothar kalt. Ich gebe Ihnen hiemit das Recht, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen; aber davon kann nicht die Rede sein, daß ich nochmals auf Sie feure.“

„Ich würde Sie dazu zwingen. Begreifen Sie denn nicht, daß Einer von uns auf dem Platze bleiben muß, und sollten wir uns zuletzt mit dem Kolben schlagen?“ brüllte Tage.

„Immerhin, dann werde ich bleiben; denn Nichts in der Welt kann mich bestimmen, ein Haar auf Ihrem Haupte zu krümmen. Sie haben mich einen Ueberläufer, einen Verräther, einen Mädchenräuber genannt. Meine Ehre verlangte, daß ich mich mit Ihnen schlug. Ich habe jetzt unseren Kameraden (Lothar machte eine leichte Verbeugung gegen diese) bewiesen, daß ich kein elender Feigling bin. Dieß war Alles, was ich thun mußte; aber es gibt keine Ehre, welche verlangt, daß ich mich mit Ihrem Blute befudle und in Ihren Henker verwandle.“

„Sie wollen mich also in den Ihrigen verwandeln?“

„Leere Worte, Lieutenant Aberney, ziemen sich für Männer nicht. Wollen Sie mein Leben haben, so nehmen Sie es. Haben Sie die Güte, meine Herren, und laden Sie die Pistolen,“ fügte Lothar verbindlich hinzu. Niemand rührte sich vom Fleck. Der älteste der Offiziere bemerkte:

„Aberney, es ist am besten, Du lässest das Spiel hier bewenden, denn was Du dabei ernteſt, wenn Du fortfährst, ist keine Ehre. Komm laß uns gehen.“

„Gehen ohne Genugthuung! Gehen, ohne daß ich . . . .“

„. . . . Ohne daß Sie mein Blut fließen sahen, wollen Sie sagen. Ich entferne mich ja auch, ohne das Ihrige gesehen zu haben, obschon Sie mich beschimpften und beleidigten. Nun wohl, Sie besitzen immerhin den Triumph, daß Sie dieß ungestraft thun durften. Ich nehme nur das Bewußtsein mit, beleidigt worden zu sein und Ihnen dafür das Leben geschenkt zu haben.

Lothar griff an die Mütze, während er an den andern Offizieren vorüberging, und entfernte sich dann mit dem Doktor, der von dieser Scene in höchstem Grade überrascht war. Wagner hätte sein Leben darauf gewettet, daß Lothar seinen Gegner niederschießen würde, weil er wußte, daß Lothar ihn verabscheute. Daß er, nach solchen Beleidigungen don Tage, seinem verhaßten Nebenbuhler das Leben schenken würde, warf alle psychologischen Anschauungen des Doktors über den Haufen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines österreichischen Gesandtschafts-Sekretärs am Hofe Peter's des Großen.

Vor Kurzem ist in England ein Buch erschienen, welches höchst interessante Mittheilungen über Peter den Großen von Rußland bringt. Es ist Dieß das so eben vom Grafen Macdonnell in englischer Sprache herausgegebene „Tagebuch eines österreichischen Legationssekretärs am Hofe des Czaren Peter des Großen“. Das in lateinischer Sprache geschriebene, höchst seltene Originalwerk wurde seiner Zeit als sehr werthvoll gepriesen und von den Darstellern jener Epoche vielfach benützt, und gar Manches, was wir in den Geschichtswerken über den Charakter Peter's wissen, hat seine Quelle in dem Diarium itinerar. des österreichischen Gesandtschaftssekretärs J. E. Korb, welcher in einem der bedeutsamsten Momente der russischen Geschichte, um die Zeit der Rückkehr Peter's von seiner ersten Reise und der Unterdrückung und Bestrafung des Strelitzenaufstandes am moskowitischen Hofe gelebt. Das Buch hatte, wie der Deutsche Adelung und der Russe Galitzin erzählen, den Umwillen Peter's erregt und denselben zu nachdrücklichen Vorstellungen beim Wiener Hofe veranlaßt, zufolge welcher die Unterdrückung der Schrift so sorgfältig betrieben wurde, daß heutigen Tages nur kaum 8 bis 10 Exemplare in den größten öffentlichen Bibliotheken gefunden werden dürften. Wir theilen Einiges aus dem Buche mit. Korb berichtet, wie der Czar nach erhaltener Nachricht von dem Aufstande der Strelitzen eiligst aus Wien und Rußland zurückgekehrt sei. „Nachdem der Czar die Truppen besichtigt und selbst ihnen vorgezeigt, wie sie ihren plumpen, schwerfälligen Körper bewegen müssen, begab er sich zum Mahl, welches er im Hause seines Lieblings Lefort angeordnet hatte. Er beklagte sich beim polnischen Gesandten, daß die armselige Kost, welche er in Polen genießen mußte, ihn ganz abgemagert habe, und auf die Bemerkung des „in der That recht dickleibigen“ Gesandten, „daß er in seiner Heimath ganz wohl gelebt“, erwiderte der Czar: „Nicht dort, sondern hier in Moskau haben Sie sich gemästet“. Ehe dieses Mahl

Digitized by Google

zu Ende war, erging er sich in wüthenden Schmähungen gegen den General-en-chef Schobin, welchen er der Korruption bei seinen militärischen Anordnungen beschuldigte. Ja er zog sogar in Gegenwart aller Gäste das Schwert gegen den Angeschuldigten, und als mehrere der Anwesenden seinen Zorn zu beschwichtigen versuchten, schlug Peter mit dem Schwerte nach rechts und links um sich herum, wobei es nicht ohne Verwundungen der Umstehenden abging. Endlich faßte Lefort den Wüthenden bei den Armen, und wiewohl er für dieses Dazwischentreten einen schweren Streich davontrug, gelang es ihm doch, den Czar so weit zu beschwichtigen, „daß er's beim Drohen bewenden ließ und keinen Mord verübte". Nach einer Weile schon stellte er sich indeß lächelnden Gesichtes zum Tanze und befahl, daß zwei von den zum Diner geladenen Damen, die sich heimlich davon gemacht hatten, durch Soldaten zurückgebracht werden. „Fünfundzwanzig Kanonen feuerten bei den Trinksprüchen, und die Heiterkeit des Festes währte nun bis über die fünfte Morgenstunde."

Das waren Lichtpunkte in des Czaren extravagantem Verhalten bei den gastfreundlichen Festen zu Ehren seiner Rückkunft. Am 25. September begann er sich mit ernsteren Dingen zu befassen; denn die aufrührerischen Streltzen, welche bis dahin in mehreren festen Orten rings um Moskau gefangen gehalten waren, wurden nun zum Verhöre vor ihn gebracht. Am 1. Oktober schon wurden 15 von ihnen auf das Rad geflochten, und am 3. ließ der Czar, nach einer Unterredung mit seiner im Kloster als Gefangene lebenden Schwester Sophia, die Folter gegen mehrere Popen anwenden, welche der Theilnahme an der Verschwörung angeklagt waren; gegen die Streltzen selbst wurde die Tortur in den nachfolgenden Tagen fortgesetzt. „Nachdem man sie auf's Grausamste mit der Knute gepeitscht, ließ man sie am Feuer versengen; hierauf peitschte und brannte man sie von Neuem", und so wechselten immer Knutenhiebe und Feuerhitze ab. Der Czar wollte durchaus keinen Anderen mit der Leitung der Verhöre betrauen, er selbst führte die Untersuchung, „zu welchen Zwecke mehr als 30 Feuer täglich im Bebraschentsko, dem Schauplatz dieser Inquisition, hell emporflackerten." „Die Gerüchte von diesen täglich wiederholten grausamen Folterqualen gelangten auch zum Patriarchen, der es für seine Pflicht hielt, den ergrimmten Czar zur Milde zu ermahnen." Aber als er sich, das Bild der heiligen Jungfrau in der Hand, zu diesem begab, erhielt er den Befehl, sich schleunigst sammt dem Bilde zurückzuziehen, indem er, der Patriarch, selbst mehr Freiheit genieße, als erwünscht sei. Am 10. Oktober, „umringt von seinen Truppen, welche keinem Fremden den Zutritt innerhalb des Kreises gestatteten, vollzog der Czar im Bebraschentsko mit eigenen Händen die Todesstrafe durch das Beil für den gegen ihn begangenen Hochverrath an fünf der Verbrecher", 230 von ihnen wurden hierauf gehenkt. Das hieß man die erste Streltzenexekution.

(Schluß folgt.)

Das dritte deutsche allgemeine Turnfest.

Leipzig, 21. April. Das Budget des Zentralausschusses für das dritte Allgemeine deutsche Turnfest liegt jetzt seinem Wortlaut nach vor. Der Zentralausschuß hat die Festkosten auf 75,000 Thaler angeschlagen, und diese Summe wurde auf Grund einer bei den Stadtverordneten eingelaufenen Zuschrift des Stadtraths einstimmig verwilligt. Diese Bedürfnißsumme fordert unter Anderm für den Bauausschuß 10,000 Thlr. für zwei Zuschauertribünen, 35,620 Thlr. für die Festhalle. Unter den Bedürfnissen des Festordnungsausschusses befinden sich 1830 Thlr. für die Dekoration des Schützenhauses, wo der Turntag abgehalten wird, für die der Turnhalle, für Errichtung von Portalen auf dem Augustusplatz und am Petersthor. Die Deckungsmittel veranschlagt der Zentralausschuß auf 46,000 Thlr., so daß das muthmaßliche, von der Stadt zu deckende Defizit sich auf 29,000 Thlr. belaufen würde. Folgendes ist die allgemeine Uebersicht über den Festverlauf, wie er zur Zeit in Aussicht genommen ist: Dem Beginne des Festes wird eine Vorfeier vorausgehen, welche am Vorabend, am 1. August (Sonnabend), stattfinden soll. Zweck derselben ist eine Begrüßung der Festgäste Seitens der Stadt und des Festausschusses und die Uebertragung des formellen Festpräsidiums an den Ausschuß der deutschen Turnvereine, als Repräsentanten der gesammten Turnerschaft. Der Rechtsanwalt Georgii von Eßlingen, dermalen Vorsitzender dieses Ausschusses, wird unter Uebernahme des Präsidiums die Begrüßung erwidern. Das Lokal für Abhaltung dieser Feierlichkeit ist seiner Nähe an den Bahnhöfen halber das Schützenhaus. Die Feier des ersten Festtags, Sonntag den 2. August, wird durch eine Reveille eingeleitet. Um 11 Uhr Vormittags beginnen die Verhandlungen des Turntages, d. i. einer Versammlung von etwa 300 gewählten Vertretern der deutschen Turnvereine. Sie sind der Besprechung allgemeiner Angelegenheiten der Turnvereine gewidmet und werden ebenfalls im Schützenhause gehalten werden. Auf dem Festplatze selbst findet während Dessen Vormittags 10 Uhr ein Eröffnungskonzert, Mittags 1 Uhr Essen in der Festhalle, Nachmittags Unterhaltungsmusik und von Abends 7 Uhr an Instrumentalkonzert mit Männergesangsaufführungen in der Festhalle statt. Auf Vormittags 11 Uhr des zweiten Festtags ist die Aufstellung, für Mittags 12 Uhr der Abmarsch des Festzugs angesetzt, welcher, lediglich aus Festtheil-

Digitized by Google

nehmern und Mitgliedern deutscher Turnvereine gebildet, in einer Stärke von 12—16,000 Mann sich durch die Straßen der Stadt nach dem Festplatze bewegen wird. Daselbst wird von 3—6 Uhr das allgemeine Schauturnen (die Freiübungen, gleichzeitig von etwa 12,000 Mann unter Leitung des Direktors Dr. Lion) abgehalten werden. Nach Schluß desselben findet Unterhaltungsmusik in der Festhalle statt; für 9—10 Uhr ist ein Nachtmanöver der Feuerwehr projektirt. Der Vormittag des dritten Festtags (Dienstag, 4. Aug.) ist dem auf besondern Wunsch des Ausschusses der deutschen Turnvereine zu veranstaltenden Spezial-Schauturnen (sogenanntes Schulturnen) des Leipziger Vereins in Verbindung mit den Vereinen der nächsten Landgemeinden vorbehalten. Ihm schließt sich ein Mahl in der Festhalle und diesem für die Dauer des Nachmittags ein Kür- und Wettturnen an; das letztere nur für die allgemein bekannten Uebungen des Laufens, Springens, Werfens und mit Vertheilung von Ehrenkränzen für die besten Leistungen. Der vierte Tag endlich (Mittwoch, 5. Aug.) wird in Uebereinstimmung mit den Wünschen der deutschen Turnerschaft einer Feier gewidmet sein, durch welche die Gefühle patriotischer Erhebung in der Erinnerung an die glorreichen Tage, deren fünfzigste Wiederkehr dieses Jahr bringt, Ausdruck finden sollen. Die Theilnehmer werden sich in den Morgenstunden des Tages in geordnetem Zuge nach dem Festplatze bewegen, die dort zu veranstaltende Feierlichkeit aber wird im Wesentlichen in einer Männergesangsaufführung und einer Rede bestehen. Nach gemeinschaftlichem Mittagessen in der Festhalle werden Diejenigen, welche ein Interesse haben, das Schlachtfeld näher kennen zu lernen, in einzelnen kleineren Abtheilungen nach den wichtigsten Punkten des Schlachtfeldes aufbrechen; der Abend wird die gesammte Festgenossenschaft wieder in der Festhalle vereinigen, wo von 6 Uhr an Konzertmusik veranstaltet wird. Den Schluß des Tages und des Festes überhaupt bezeichnet die Abbrennung eines großartigen Feuerwerks mit Schlußtableau auf dem Festplatze.

Mannigfaltigkeiten.

[Dreihundert Pfund für eine Cigarre!] Von Oberst Hiram Pierson, dem exzentrischen Millionär aus Kalifornien, welcher unter andern extravaganten Streichen auf seinen Reisen sich bei einem Besuche des Vatikans auf den Thron des Papstes setzte und diesen Spaß ihenen bezahlen mußte, wird folgendes Stückchen erzählt: Eines Tages zündete er während der Fahrt auf einem englischen Flußdampfer nach genossenem Mittagsmahle eine Cigarre auf dem Verdecke an, als ihm der Kapitän in höflichen Worten bemerkte, daß das Rauchen gegen die auf dem Boote geltenden Anordnungen verstoße. Der Oberst fand kein Behagen daran, sich in dem Genusse seiner Rauchwolken gestört zu sehen, begab sich nach einer anderen Stelle und dampfte herzlich darauf los. Dießmal gab ihm der Kapitän in entschiedenen Tone die Weisung, sich des Rauchens zu enthalten. „Ich muß rauchen," sagte der Oberst. „Geht nicht an," versetzte der Kapitän. „Seht her," entgegnete der Oberst, „ich will Euch das Boot abkaufen. Was kostet's?" „Habe keine Vollmacht, es zu verkaufen," erwiderte der Kapitän. „So kann ich es doch für die Reise miethen," meinte der Oberst, „sagt, was wollt Ihr dafür haben?" „Dreihundert Pfund," antwortete der Kapitän. „Topp, es sei," sagte der Oberst und wandte sich seiner geliebten Havannah zu. Der Handel wurde abgeschlossen, das Geld bezahlt, die Urkunde ausgefertigt. „Ew. Exzellenz können jetzt das Passagegeld, das Ihnen gehört, einsammeln lassen," sagte der Kapitän, welcher glaubte, er habe es mit einem incognitoreisenden gekrönten Haupte zu thun. „Lenken Sie Ihr Schiff," sagte der Oberst, „und ich will die Sache mit dem Passagegeld in Ordnung bringen." — „Meine Herren und Damen," sagte er dann zu der Menge, die sich staunend um ihn versammelt hatte, „Ihre Fahrt ist bezahlt, und da jetzt meine Anordnungen auf diesem Boote Geltung haben, so — können Sie so viel rauchen, als ihnen gefällt."

[Prozeß Calzado.] Unlängst fanden in Paris vor dem Appelhof die Verhandlungen des Prozesses Calzado statt. Er wurde vom Gensdarmen in den Saal geführt und saß mit zwei oder drei anderen Delinquenten, die vor ihm abgeurtheilt wurden, auf einer Bank. Das Publikum war weder so zahlreich, noch so spezifisch interessant, wie bei der ersten zuchtpolizeigerichtlichen Verhandlung. Der Staatsprokurator schloß seinen Vortrag mit folgenden Worten, die in ihrer vollen Wucht nicht auf Garcia und Calzado, sondern auf gewisse andere Leute niederfallen: „Verweigern wir die Ehre der guten Gesellschaft Denen, welche die schlechte besuchen, und üben wir zunächst ein nothwendiges Strafgericht an den jungen Leuten aus, die der Pflichten ihrer hohen Geburt vergessend, ihr Erbgut toll verschleudern und in schamlosen Genüssen ein müßiges Dasein hinschleppen, als böten ihnen die Tausende von Bahnen der modernen Thätigkeit nicht Mittel genug dar, sich nützlich zu machen, und als gäbe es keine Schlachtfelder mehr, um ihren erlöschenden Wappenschild wieder aufzufrischen." Das Obergericht hat das gegen Calzado erlassene Urtheil erster Instanz (13 Monate Gefängniß, Geldbuße, Schadenersatz ꝛc. ꝛc.) bestätigt.

Redaktion: Herzmann Oettinger. Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 105 Samstag, 2. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Schweigend wandelten Lothar und Wagner bis zur Zugbrücke. Als sie diese passiren wollten, wandte sich Lothar zu dem Doktor und sagte ganz kurz:

„Sie wundern sich, daß ich den Narren nicht über den Haufen geschossen habe. Geben Sie zu, daß Sie darauf gerechnet haben, ich würde als sein Mörder vom Platze zurückkehren."

„Ich gestehe, daß Ihr Benehmen mich in Verwunderung gesetzt hat."

„Um so besser. Sie werden im Verlauf der Reise noch mehr Gründe zur Verwunderung erhalten. Sie haben Viel zu lernen, mein lieber Doktor, bis Sie mich ausgelernt haben."

Wiederum entstand eine lange Pause. Auch dießmal unterbrach Lothar dieselbe.

„Können Sie mir sagen, ob Professor Aberney einen Bruder hat? Sie kennen ja die Familie?"

Obschon die Frage in scheinbar sorglosem Tone gestellt wurde, betrachtete der Doktor den Baron mit einem langen und prüfenden Blick, bevor er antwortete. Das Gesicht des jungen Premierlieutenants blieb unbeweglich.

„Nun, Doktor, warum antworten Sie nicht?"

„Ich besann mich, ob ich nicht von einem lebenden Bruder gehört habe, aber ich kann mich nicht darauf entsinnen. Ich möchte beinahe zu behaupten wagen, daß der Professor allein von seinen Geschwistern noch übrig sei."

„Aber er hat doch Verwandte dieses Namens?"

„Das ist möglich, ich weiß es nicht."

„Sie waren ja vorigen Winter in Paris?"

„Ja."

„Kamen Sie nicht mit einigen Schweden zusammen?"

„Nein."

Wiederum entstand eine lange Pause, die erst unterbrochen wurde, als sie an den Hafen kamen.

„Gehen Sie mit an Bord?" fragte Lothar.

„Ich bleibe hier bis die Andern zurückkehren; aber warum begeben Sie sich so bald zurück?"

„Weil ich auf dem Lande Nichts mehr zu thun habe."

Er sprang in das Boot, winkte dem Doktor und war bald an der hängenden Treppe der Fregatte.

Der Doktor schaute ihm nach, indem er in Gedanken folgenden Monolog hielt:

„Es sieht wirklich aus, als ob ich alle Macht über ihn verloren hätte. Wenn er einen Augenblick in die Schlinge zu fallen scheint, die ich lege, so thut er es nur, um mir und Andern zu beweisen, daß er sie gänzlich zerrissen hat. — Aus dem schwachen, muthlosen Jüngling, der sich von seinen Leidenschaften beherrschen ließ und wie Wachs in meiner Hand war, ist ein Mann von Granit geworden, und zwar nachdem der harte Schlag sie zu verlieren, ihn getroffen hat. Seit dem Abend, wo ich ihre Flucht beinahe mit dem Leben büßen mußte, hat er nicht die mindeste Andeutung auf sie gemacht. Auf die Erklärung, die ich über mein Benehmen gab, hat er nicht geantwortet. Es war, als ob die Erinnerung an das junge Mädchen aus seiner Seele verschwunden wäre. Heute, nach vier Jahren, ist es das Erstemal, daß er einige Fragen macht, die sich auf die Familie Aberney beziehen."

* * *

So lange die Fregatte bei Gibraltar blieb, verließ Lothar sie nicht. Schweigsam und noch verschlossener als zuvor, verrichtete er den Dienst für sich und Andere.

Auch Tage hatte sich sehr verändert. Die gewöhnlich so sorglosen Züge waren beinahe immer düster und wurden von keinem freundlichen Lächeln erheitert. Er entzog sich der Gesellschaft seiner Kameraden so viel wie möglich und überließ sich gänzlich seiner Erbitterung gegen Lothar, die sich nach den Vorfällen bei dem Duell aufs Höchste gesteigert hatte. Er besaß keine Hoffnung mehr, mit Worten Rache an seinem verhaßten Feinde nehmen zu können. Bedenkt man ferner, daß Lothar alle dienstlichen Verrichtungen Tages fortwährend mit derselben Genauigkeit beobachtete, so ist leicht zu begreifen, daß seine Erbitterung mit jedem Tage noch zunahm, zumal die Kameraden nach dem Duell Lothar mit höherer Achtung begegneten.

Es gibt Nichts, was unserem Charakter so gründ-

Digitized by Google

lich Abbruch thut, als wenn wir uns von unserer verletzten Eigenliebe beherrschen lassen. Hätte Tage ein einziges Mal auf die Stimme der Vernunft gehört, so würde diese ihm gezeigt haben, daß Lothar bei dem Duell eine edle Selbstbeherrschung an den Tag legte, die ihm Achtung einflößen mußte. Er würde dann auch sein eigenes Benehmen unparteiisch beurtheilt und nicht wie jetzt gegen das Schicksal getobt haben. Ein großer Denker hat gesagt: Wenn Du von einem Leiden getroffen wirst, so suche die Ursache dazu nur in Dir selbst! Und der große Denker hat Recht. Wenn wir, statt den Fehler auf Andere zu schieben, ihn bei uns selbst suchten, so würden wir manchem Bösen zuvorkommen, was jetzt dadurch erzeugt wird, daß wir uns gegen diejenigen verbittern, denen wir unsere Unannehmlichkeiten Schuld geben. Tage hatte sich in den Strom wilder Leidenschaften geworfen, ohne daß er auch nur einen Versuch machte, auf die Stimme der Vernunft oder des Herzens zu hören.

Nach einigen Tagen lichtete die Fregatte ihre Anker und ging unter Segel. Der nächste Hafen sollte Neapel sein. Ohne daß etwas Bemerkenswerthes eintrat, ankerte sie auf der Rhede von Neapel, und das Land, wo das Feuer im Schooße der Erde und in den verborgenen Verstecken des Herzens wohnt, lag offen vor ihren Blicken.

Tage, der während der ganzen Fahrt von Gibraltar in einer düstern Stimmung gewesen, freute sich wirklich, als er Italiens schöne Küsten begrüßte. Gleich den übrigen Offizieren sehnte er sich an's Land und war auch einer der ersten, welche die erbetene Erlaubniß erhielten, die Fregatte zu verlassen, „um Neapel zu sehen und dann zu sterben."

Mit dem gewöhnlichen Uebermuth lebenslustiger junger Seeoffiziere warf er sich nebst seinen Kameraden in den Wirbel der Zerstreuungen, die sich ihnen darboten. Die Tage verflossen wie Sekunden, und vergebens hätte man in Tages jetzt freudestrahlender Miene Etwas von seiner Düsterkeit am Bord verspürt. Kummer und Erbitterung schienen ihm jetzt fremd zu sein.

Tage war noch nie in Neapel gewesen. Alles war ihm also neu, und er dachte an nichts Anderes, als sich seinen Eindrücken hinzugeben, die Vergnügungen zu genießen, die ihm zu Gebot standen, und quälende Gefühle in der Fluth der Lust zu ertränken. Sein Aufenthalt auf diesem so viel besungenen Fleck der Erde glich einem trunkenen Traume. Zwei Wochen eilten dahin, als wären es zwei Tage gewesen. Tage hätte die Zeit zurückhalten, die von der Fregatte erwarteten Befehle unterschlagen und dadurch die Abfahrt von Neapel ins Unendliche hinaus ziehen mögen. Alle Freude hat jedoch ihren Schatten, so auch die seinige. Für den Augenblick bestand er aus dem Wachdienste. Um das Maß seines Aergers darüber, daß er an Bord bleiben mußte, voll zu machen, war Lothar seine einzige Gesellschaft. Tage mußte also die doppelte Qual ausstehen, an die Fregatte gebunden zu sein und seinem verabscheuten Feinde Gesellschaft zu leisten.

Etwas über zwei Wochen waren seit der Ankunft in Neapel verstrichen, als Lothar eines Morgens im Salon saß und Zeitungen las. Er und Tage sollten um acht Uhr die Wache übernehmen. Die Thüre zu Tages Kajüte stand offen. Einer der jüngeren Kameraden war bei ihm und Lothar hörte ganz unwillkührlich folgendes Gespräch mit an:

„Wie Schade, lieber Aberney, daß Du gestern nicht mit in San Carlo warst!" sagte der junge Lieutenant.

„Wie so?" fragte Tage verdrießlich. Der Gedanke an die bevorstehende Wache verstimmte ihn.

„Du hättest da, außer dem Vergnügen Rubini zu hören, das schönste Weib gesehen, das mir je unter die Augen gekommen. Ach, ein solches Gesicht werde ich nie wieder zu sehen bekommen," seufzte der Lieutenant.

„Du kannst sie vielleicht noch mehr als einmal sehen," meinte Tage.

„Wie soll das zugehen? Wir können ja jeden Augenblick Befehl zur Abfahrt erhalten."

„Nun, dann hat es auch nicht so viel zu sagen, Du bist so leicht entzückt."

„Mag sein; aber diesmal ist der Gegenstand so außerordentlich schön, daß ich meine Epauletten daran wage, daß Jeder der sie sieht, in Feuer und Flammen geräth."

„So! Es war wohl eine von den Sängerinnen?"

„Allerdings war es eine Sängerin, aber sie gehörte nicht zum San-Carlo-Theater. Es war Madame Dorbino."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines österreichischen Gesandtschafts-Sekretärs am Hofe Peter's des Großen.

(Schluß.)

Am 13. Oktober wurden 500 Strelitzen wegen ihres jugendlichen Alters zwar von der Todesstrafe befreit, aber mit abgeschnittenen Nasen und Ohren nach Sibirien, wie vermuthet wird, transportirt; aber schon am 17. wieder „erzählten viele Personen, daß der Czar heute wieder eigenhändig einige Hochverräther hingerichtet habe." Unter diesen Letzteren scheint der Oberstlieutenant Karpakow sich befunden zu haben, welcher bald den Folterqualen erlegen wäre, aber durch des Kaisers Leibarzt wiederhergestellt wurde, hierauf einen Selbstmord versucht hatte und wieder zu neuer Tortur oder Hinrichtung genesen war. Am 21. wurden ferner 230 oder, wie anderseitig behauptet wird, 250 Strelitzen

Digitized by Google

auf dem weißen Wall, der Moskau umgab, gehenkt; aber zwei Tage später fand der fünfte Strafakt statt, welcher sich von allen vorhergegangenen wesentlich unterschied. „330 wurden gleichzeitig und mit einander hergeführt, um den verhängnißvollen Streich zu empfangen.“ Alle Bojaren, Reichssenatoren, Dumnoi's, Diaken u. s. w., welche an dem gegen die rebellischen Strelitzen niedergesetzten Tribunal Theil genommen hatten, mußten auf des Kaisers Befehl in Bedrascheutskoi erscheinen und bei der Vollziehung der Todesurtheile mitwirken. Jeder von ihnen sollte einen Strelitzen hinrichten. „Viele gingen mit zitternden Händen an dieß neue und ungewohnte Geschäft und führten unsicher den Streich.“ Ein Bojar traf statt des Hauptes den Rücken des Strelitzen und spaltete ihn fast entzwei; da stürzte des Czaren Favoritin, Alexaska, auf den Armen los und machte seinem Leben ein Ende. Fürst Rodmadonowski war beauftragt, je einen Mann von den 4 Regimentern zu enthaupten. „Der Czar selbst saß zu Pferde im Sattel, sah dieser schrecklichen Schlächterei so vieler Menschen ruhigen Auges zu und ward nur dann erzürnt, wenn mehrere Bojaren das ungewohnte Amt mit zitternden Händen verrichteten, da doch kein fetteres Opfer Gott gebracht werden könne als ein böser Mensch.“ Noch am selben oder am folgenden Tage zeigte sich der Czar besonders heiter bei einem Bankette, wo er seine Späße mit den Hofleuten trieb, ohne auf deren persönliche Stimmung und Neigung die mindeste Rücksicht zu nehmen. So stopfte er dem Bojar Golowin, während ihn Oberst Chambers festhielt, Salat und Essig, vor welchen beiden Golowin seit frühester Jugend einen Abscheu hatte, so lange in Mund und Nase, bis ihm nach heftigem Husten das Blut aus der Nase strömte. Tags darauf wurden zwei Kammerfrauen der Prinzessin Marfa wegen behaupteter Mitschuld am Strelitzenkomplott lebendig begraben und die angeklagten Popen gehängt oder enthauptet. Drei Leiter der Verschwörung, welche mit der Prinzessin Sophie in Verkehr gestanden, von ihr im Brod verborgene Briefe empfangen und sie selbst mittelst einer Petition aufgefordert hatten, das Staatsruder zu ergreifen, wurden gerade gegenüber dem Kloster, in welchem sie lebte, nahe am Fenster ihres Zimmers aufgehängt. Korb fügt noch die Bemerkung bei: „Dem, der in der Mitte hängt, wurde ein gleich einer Petition zusammengefaltetes Papier in die Hand gesteckt, vielleicht in der Absicht, damit Sophie an ihre eigene vergangene Schuld gemahnt und von ihren Gewissensbissen gequält werde.“ Kurz darauf „erlitten zwei andere Rädelsführer den Tod durchs Rad, auf welches man sie lebend gesetzt, nachdem man ihnen zuerst die Extremitäten gebrochen, damit „durch langsamen Tod die Strafe ihren verbrecherischen Entwürfen entsprechender werde.“ Der Gesandte Polens hatte sich einige vage Vorstellungen darüber gegen den Czar erlaubt, welche dieser mit den Worten zurückgewiesen: „Wärest Du mein Unterthan, so wollte ich Dich Jenen am Galgen als Gefährten zugesellen“, und wieder hörte man bald von Torturen und Hinrichtungen. Einem, der gerade auf dem heißen Roste lag, stieß der Czar den Stock in den Mund und rief: „Gesteh, Bestie, gesteh!“ und ein andermal wurden wieder 200 Rebellen durch das Schwert hingerichtet, von welchen, wie man erzählte, wieder 84 den Tod von des Kaisers eigener Hand erlitten, „wobei Bojar Pleskof jeden Verbrecher am Haare so fassen mußte, daß der Streich desto sicherer treffen konnte.“ Sicherlich waren um jene Zeit in Rußland die Strafen auch für Civilverbrecher sehr barbarisch. So z. B. wurde dem Falschmünzer das geschmolzene Metall in die Kehle gegossen. Eine Mütter und Tochter hatten sich zum Tode des Gatten der einen verbündet und ihr Verbrechen auch mit Hülfe zweier gedungener Mörder verübt. Beide Weiber gestanden ihre That und erlitten die gleiche Strafe: sie wurden bis an den Hals in die Erde gegraben. Drei Tage lebte die Mutter, die Tochter bis zum sechsten Tage, worauf die beiden Leichname, mit den Köpfen abwärts zu den Füßen jener gemeldeten Mörder, welche durch den Strick geendet hatten, aufgehängt wurden. Noch in ihren letzten Augenblicken besuchte der Czar den Schauplatz der Strafe und befragte eine der Frauen; es wird beigefügt, daß er aus Mitleid mit der Unglücklichen einen Soldaten befehlen wollte, sie niederzuschießen, aber auf des Generals Lefort Aeußerung, daß Dieß ein entehrendes Amt für einen Soldaten wäre, davon abstand und befahl, „daß die elende Kreatur gelassen werde, bis ihr der Tod käme.“ Um dieselbe Zeit wurden mehrere Rebellen aus Azow gebracht, unter diesen ein Pope, „dem der Czar selber mit dem Beile das Haupt fällte; gleicherweise erlitten 6 Münzfälscher die Strafe, es wurden ihnen die geschmolzenen falschen Münzen in den Mund gegossen.“ Wir enden die Mittheilungen aus Korb's Tagebuche mit folgender Erzählung. „Was man von der unbeugsamen Hartnäckigkeit dieses Stammes im Ertragen der ausgesuchtesten Torturen erzählt, scheint an's Unglaubliche zu gränzen. Vor des Czaren Reise ins Ausland hatte ein der Theilnahme an einer Verschwörung Angeklagter schon viermal die höchsten Qualen der ausgesuchtesten Folter überstanden, ohne auch nur die mindeste Schuld zu gestehen, als der Czar, wohl einsehend, daß alle Martern unnütz seien, es nun mit Freundlichkeit und Schmeicheleien versuchte. Er küßte den Angeklagten und sagte zu ihm: „„Ich weiß mit Bestimmtheit, daß Du Kenntniß vom dem gegen mich versuchten Hochverrath hast. Du bist dafür schon genug bestraft worden. Gesteh nun freiwillig vermöge der Liebe, die Du Deinem Fürsten schuldest, und bei dem Gotte, durch dessen besondere Gnade ich Fürst und Czar bin; schwöre ich Dir, nicht blos Deine Schuld zu verzeihen, sondern zum besonderen Beweise meiner Gnade Dich noch zum Oberst zu ernennen.““ Diese seltene Freundlichkeit von einem so mächtigen Fürsten bewältigte die harte

Digitized by Google

Natur des eisernen Mannes, und nachdem er sich erlaubt, des Czaren Umarmung zu erwidern, begann er: „„Wahrlich, Das ist für mich die stärkste aller Torturen, und auf keine andere Weise sonst wäre es Dir gelungen, meine Standhaftigkeit zu erschüttern““, und erzählte hierauf in aller Ausführlichkeit den ganzen Verlauf der Verschörung. Als der Czar, ganz verwundert darüber, daß ein Mann, der unter den schrecklichsten und grausamsten Folterqualen sein Schweigen nicht gebrochen, durch ein wenig Milde so weich geworden, ihn nun fragte, wie er denn so viele Knutenhiebe und die gräßlichsten Feuerqualen am Rücken habe ertragen können, da begann er Anderes und noch Staunenswertheres zu erzählen. Er bekannte, daß er und seine Genossen eine Art Bund gegründet haben, in welchem Niemand zugelassen werde, der nicht vorher die Folter überstanden hätte; daß nur Derjenige, welcher fähig befunden, den höchsten Foltergrad zu ertragen, auf höhere Ehren im Bunde Anspruch habe, während die einfache Tortur zur nur einfachen Mitgliedschaft im Bunde berechtige; daß er selbst schon sechsmal gefoltert worden und darum die Präsidentschaft des Bundes begleite; die Knute heiße so viel als nichts, ebenso wenig die Feuersgluthen nach den Knutenhieben, und er habe unter seinen Bundesgenossen viel gräßlichere ertragen; „denn“ — so fuhr er fort — „das Furchtbarste ist wohl, wenn Einem die brennende Kohle ins Ohr gelegt wird, und gleich schrecklich wird es empfunden, wenn auf den glattgeschorenen Scheitel eiskaltes Wasser langsam und tropfenweise aus einer Höhe von 2 Ellen fallen gelassen wird“; — in allen diesen Dingen habe er sich und seine Gefährten übertroffen; dagegen aber würden Jene, welche auch nicht den ersten Grad zu ertragen vermochten, aus Furcht vor ihrem Verrath durch Gift oder auf andere Weise bei Seite geschafft. So viel er sich erinnere, seien mindestens 400 solcher untauglicher Bundeskandidaten durch ihn selbst und durch seine Kameraden getödtet worden. — So hatte denn dieser Bursche zehnmal die unerhörtesten Torturen überstanden, sechsmal durch seine Genossen und viermal während der Untersuchung vor dem Czaren! Derselbe ist noch am Leben und durch des Czaren Gnade Oberst in Sibirien.“

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Das Londoner Athenäum bringt eine warme Besprechung der Werke von Julius Mosen und lobt den Eifer und die Erfolge, womit die Subskription auf die zu veranstaltende Gesammt-Ausgabe seiner Dichtungen von Statten geht. Es glaubt eine vaterländische Demonstration darin zu erkennen.

Mannigfaltigkeiten.

In dem Zeitraum von 1848—1861 sind in England 39,927 Personen durch den Verbrennungs- oder Verbrühungstod umgekommen. Davon waren 1344 Kinder unter einem Jahre, 4500 zwischen 1 und 2, 9777 zwischen 2 und 4 Jahren, im Alter zwischen 5 und 15 Jahren verunglückten 6255 Mädchen, dagegen nur 3750 Knaben. Von da ab bis zu 50 Jahren kommen weit mehr Männer als Frauen um, in Folge der vielfachen Explosionen in Bergwerken; 2122 Frauen über 65 Jahre verbrannten während jener 14 Jahre. Die Durchschnittszahl der täglich auf solche Art Verunglückenden ist 8. Der Bericht des General-Registrators fügt seiner statistischen Aufstellung die Bemerkung hinzu, daß derartige dem Zufall zugeschriebene Unglücksfälle nicht weniger schrecklich seien, als die Druidenopfer, die Feuer des Moloch, die Flammen der Inquisition, die Scheiterhaufen von Smithfield und die Hexenverbrennungen im Mittelalter, welche doch wenigstens durch religiösen Aberglauben oder zur Erreichung eines vermeintlich guten Zweckes veranlaßt worden seien.

Aus der Statistik der im Laufe des Jahrs 1861 in London abgeschlossenen Ehen ergibt sich, daß 35 Mädchen im Alter von 15, 10 Knaben im Alter von 16 Jahren heiratheten. Ueber 70 Jahre alt heiratheten 49 Frauen, über 80 Jahre alt 2, so daß der Zeitraum der Heirathsfähigkeit sich auf mehr als 65 Jahre erstreckt. 157 Männer waren bei ihrer Trauung über 70 Jahre alt. Zwei Männer, die 81, resp. 84 Jahre erreicht hatten, heiratheten Frauen von 20 resp. 21 Jahren.

[Wie in Dresden eine Verlobung angezeigt wird.] Man schreibt der „Breslauer Zeitung“ aus Dresden: Als Kuriosum theile ich Ihnen mit, daß die Brautpaare in den hiesigen Kirchen nicht aufgeboten werden, sondern daß der Geistliche am Schluß seiner Rede blos sagt: „Diejenigen, welche in den Stand der Ehe treten wollen, hängen unten an der Thüre“, oder in ähnlicher Redeweise mit Variationen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bassandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 106 Sonntag, 3. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ah, die vielgepriesene französische Sängerin! Sie ist also hier!“ fragte Tage.

„Ja, da ich sie gesehen habe.“

„Du hörtest sie singen? Ich muß . . .“

„. . . Auf Deinem Platz bleiben,“ fiel der Kamerad lachend ein.

„Bis auf Weiteres, ja. Hat sie wirklich eine so schöne Stimme, wie man glaubt?“

„Hör' einmal, lieber Freund, Du mußt schlaftrunken sein, da Du meine Worte nicht verstehst, obschon ich in ganz gutem Schwedisch mit Dir spreche. Ich habe mich jetzt schon lange damit geplagt, Dir klar zu machen, daß sie nicht aufgetreten ist, sondern sich nur als Reisende in Neapel aufhielt, und daß ich sie im Theater sah. Sie saß in derselben Loge wie ich.“

„Aber, da sie nicht sang, so weiß ich nicht woher Dein Entzücken kommt.“

„Habe ich Dir nicht gleich am Anfang gesagt, daß sie ungewöhnlich schön ist, daß sie ein Paar Augen hat, die einen Menschen verrückt machen können?“

„Wirklich? Ich weiß sonst nicht wie die Augen aussehen sollten, die auf mich eine solche Wirkung ausüben könnten. Es wäre inzwischen angenehm die weltberühmte und schöne Sängerin zu Gesicht zu bekommen.“

„Die ist ein Glückstreffer, der nicht Jedem in den Schooß fällt, und gewiß wirst auch Du von der Fortuna nicht so sehr begünstigt wie ich, selbst wenn Du sie zu sehen bekommst.“

„Du Narr, Du wirst mir doch nicht weiß machen wollen, daß Du . . .“

„Daß ich mit ihr gesprochen habe? Allerdings will ich das.“

„Dann hast Du wohl einen Handschuh aufgehoben, den sie fallen ließ, und da sie dafür dankte, so glaubst Du jetzt hergehen und damit renommiren zu können, daß Madame Dorbino sich einen ganzen Abend mit Dir unterhalten habe. Du bist in dieser Beziehung zu bekannt, als daß ich Dir glauben könnte.“

„Das gilt mir ganz gleich. Die Wahrheit ist, daß ich, als ich in die Loge trat, zwei Damen und einen Herrn vor mir traf. Die eine Dame drehte bei dem Geräusch, das ich machte, den Kopf um. Nie habe ich ein so schönes Gesicht oder solche Augen gesehen. Sie betrachtete mich aufmerksam; aber um mich streng an die Wahrheit zu halten, muß ich gestehen, daß ihre Musterung meiner Person eigentlich meiner Uniform zu gelten schien. Nachdem sie dieselbe gehörig in Augenschein genommen, flüsterte sie der andern Dame einige Worte zu, worauf diese einen flüchtigen Blick auf mich warf und auf französisch antwortete:

„Er gehört zur schwedischen Flotte.“

„Die Musik begann. Gott allein weiß, was sie sangen. Ob sie sangen oder wie sie sangen, ich weiß es nicht. Rubini, Monzocchi, Alles war vergessen; denn ich grübelte bloß über eine Möglichkeit, meine schöne Nachbarin anzureden und zu erfahren, wer sie sei. Nach dem ersten Akt wandte sich die Dame, die sie bei sich hatte, gegen mich und sagte in untadelhaftem Schwedisch:

„Aus Ihrer Uniform ersehe ich, daß wir Landsleute sind, und dieß veranlaßte mich zu der Frage, ob Sie das liebe Schweden schon lang verlassen haben.“

„Wer war glücklicher als ich! Natürlich erzählte ich, wann wir von Karlskrona abgesegelt, welche Häfen wir besucht und wie lange wir uns dort aufgehalten. Zu meiner großen Verwunderung schien die schöne Dame meine Worte aufmerksam anzuhören, und dieß veranlaßte mich zu der Vermuthung, daß sie ebenfalls schwedisch verstehe. In der ganzen übrigen Zeit unterhielt ich ein lebhaftes Gespräch mit meiner Landsmännin. Sie fragte Einiges über meine Kameraden an Bord. Als ich unter diesen auch Canitz nannte, machte die schöne Zuhörerin eine heftige Bewegung und rief den Namen Canitz. Dann fragte sie mich auf französisch, woher dieser Canitz sei.

„Er ist ein ehemaliger Russe,“ antwortete ich, „und ist vor zwei Jahren in schwedische Dienste getreten.“

„Und heißt Lothar Constantin?“ fragte sie mit einer Stimme, welche zitterte.

„Sie wandte sich von mir weg und schenkte dem Gespräch keine Aufmerksamkeit mehr. Nach der Vorstellung fragte ich meine Landsmännin ganz kühn, mit wem ich die Ehre gehabt hätte zu sprechen. Sie antwortete lächelnd:

Digitized by Google

„Meine Freundin hier iſt Madame Dorbino, deren Namen Sie ſicherlich aus den Journalen kennen gelernt haben. Wer ich bin, ſollen Sie erfahren, wenn wir uns in Stockholm treffen."

„Ich verbeugte mich; Madame Dorbino nahm den Arm des Kavaliers, und ich ſtellte mich, um ſie vorbeigehen zu ſehen; aber ſie wandte nur ganz kurz ihr bezauberndes Geſicht gegen mich und fragte:

„Wie lange bleibt die Fregatte Carolina in Neapel?".

„Das iſt unbeſtimmt, Madame, ſie wartet auf weitere Ordre.

„Sie nickte mit dem Kopf und im nächſten Augenblick war die ſchöne Erſcheinung verſchwunden. Ich fuhr in einer ganz unglücklichen Verwirrung zurück und war feſt überzeugt, daß Madame Dorbino früher einmal ein Verhältniß mit Canitz gehabt habe, dieſem beneidenswerthen Sterblichen, deſſen Name allein ſchon eine ſo heftige Gemüthsbewegung bei ihr hervorrief."

„Was weiter? eine Sängerin hat immer eine Menge Abenteuer, und da Canitz wohl kein Heiliger geweſen ſein wird, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er ſich zu den Zwölftauſend rechnen kann, die in ihre Gunſt eingezeichnet ſind."

„Bandal! man hört wohl, daß Du dieſes ſchöne und reine Geſicht nicht geſehen haſt; ſonſt könnteſt Du nicht ſo ſprechen."

„Ach ich glaube Du ſprichſt von der Unſchuld einer Sängerin, eines Weibes, das ihr Leben auf dem Theater und zwiſchen den Kouliſſen zugebracht hat."

Lothar verließ den Salon und ging auf das Verdeck. Unwillkürlich dachte er an Madame Dorbino und beſann ſich, wo er ſie möglicher Weiſe geſehen habe, ehe ſie ſich bei einem Pariſer oder Londoner Theater verheirathet.

* * *

Um acht Uhr übernahm Tage die Wache. Zu ſeiner großen Verwunderung verrichtete Lieutenant Steen den Dienſt an Lothars Stelle.

Etwas ſpäter am Morgen ſetzte eine Schaluppe von der Fregatte aus. Darin ſaß Lothar. Er fährt fort, um mit ſeiner früheren Neigung, Madame Dorbino, zuſammenzutreffen, dachte Tage und ſchaute der Schaluppe mit neidiſchen Blicken nach. Der elende Pedant hat alſo doch Verbindungen mit Theaterdamen gehabt.

Es verdroß ihn, daß Lothar juſt an dieſem Tage an's Land ging. Seit ſein Kamerad ihm von Madame Dorbino erzählt hatte, war er von einem heftigen Wunſch ergriffen worden, ſie zu ſehen, und der Gedanke, daß Lothar, dieſer verhaßte Lothar, unter ſeinen übrigen Vorzügen auch den beſitzen ſollte, ein Gegenſtand des Intereſſes der gefeierten Sängerin zu ſein, erbitterte ihn förmlich.

So verliebt ein junger Mann ſein, für ſo unglücklich er ſich halten mag, ſo gibt es gleichwohl Etwas, was er nicht mit Gleichgültigkeit anhören kann, nämlich die Beſchreibung der Schönheit einer Frau. Er kann ein noch ſo großer Philoſoph ſein, ſo entſteht doch der Wunſch in ihm, dieſelbige zu ſehen, deren Reize von Andern geprieſen werden. So auch bei Tage. Madame Dorbino war ein Gegenſtand, der ſeine Neugierde reizte, und zur Steuer der Wahrheit müſſen wir bekennen, daß er keinen höhern Wunſch hegte, als die Hartnäckigkeit los zu werden, womit ſein Herz an Schuldfried feſthielt. Er wollte ſie vergeſſen, aber er vermochte es nicht. Er hatte zu dieſem Zweck Alles aufgeboten. Wenn die Fregatte ſich in einem Hafen aufhielt, eilte Tage, ſich in die Arme der Vergnügungen zu werfen, die ſich darboten, in der Hoffnung, dadurch die Erinnerung an ſie zu ſchwächen, die er nach dieſen Zerſtreuungen nur noch inniger liebte. Der Name Madame Dorbino weckte in ihm den Wunſch, ſie kennen zu lernen. Genug, unſer lieber Tage war erbittert, daß Lothar die Kühnheit hatte, an's Land zu gehen, während er ſelbſt an ſeiner Stelle hätte ſein mögen. Im Uebrigen war ihm der Verdruß erſpart, mit Lothar auf der Wache ſein zu müſſen.

Tage ſpazierte mit großer Ungeduld auf dem Verdeck hin und her und quälte ſich mit allen möglichen unangenehmen Betrachtungen. Endlich blieb er beim Anblick eines Bootes, das ſich der Fregatte näherte, ſtehen. Ob es wohl anlegen wollte?

Nachdem der Ruderer ſeine Frage nach dem wachhabenden Offizier mehrere Male wiederholt hatte, verſtand Tage ihn endlich und erklärte in ſchlechtem Italieniſch, daß er es ſei. Ein Brief wurde überreicht. Tage empfing ihn und betrachtete aufmerkſam die Adreſſe. Sie lautete an Lothar. Aber nicht der Name des eleganten Billets war es, was Tages Blicke feſſelte; nein, es war die zierliche Handſchrift. Sie kam ihm zu bekannt vor, als daß ſein Herz bei dieſem Anblick nicht ſtärker gepocht hätte. Er wandte das Billet um und betrachtete das Siegel. Ein heftiges Zittern überkam ihn. Er ſtarrte das Siegel an, wie wenn es den Tod enthalten hätte, und gleichwohl ſtand nur ein Name darin.

„Und wenn es Leben und Ehre gälte, ſo muß ich wiſſen, was dieſer Brief enthält," dachte Tage. „Ich muß Gewißheit haben. O wenn der Elende mich betrogen hätte, dann . . . . dann . . . ."

Das Siegel wurde erbrochen. Mit Fiebergluth im Blute durchlas Tage die wenigen Zeilen. Ihren Inhalt werden wir ſpäter erfahren.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Verbrechernaturen unter den Vögeln.

Pfarrer Snell in Hohenſtein (bei Schwalbach in Naſſau) macht im „Zoologiſchen Garten“ ſehr unterhaltende Mittheilungen über die Art, wie Thiere, und unter den Thieren ſelbſt die friedlichſten Vögel, entarten und ſich zu Mördern und Räubern entwickeln können. Wir geben hier einen Theil ſeiner Erzählungen wieder.

Es gibt einzelne Thiere, welche andere Nahrungsmittel ſuchen und lieben, als dieß bei ihrer Art ſonſt gewöhnlich iſt, wie ſie eben die Noth, die Gelegenheit oder ſonſt ein Zufall darauf geführt hat. Am meiſten wird man natürlich ſolche individuelle Liebhabereien und Gewohnheiten bei denjenigen Thieren finden, welche, ihrer Freiheit beraubt, im Verkehr mit den Menſchen leben. So hatte ich einmal in meiner Jugend in einer mit Tannenbäumchen beſetzten Kammer eine Geſellſchaft frei umherfliegender Vögel der verſchiedenſten Art, darunter auch eine Kohlmeiſe. Während einer 14tägigen Abweſenheit, die ich auf einer Reiſe zubrachte, bekam dieſelbe nicht mehr die Mehlwürmer, Raupennester, Fleiſchſtückchen, Nußkerne und ſonſtigen Leckerbiſſen, welche ich ihr öfters zu reichen pflegte, ſondern wurde auf Hafer reduzirt. Dieß vermerkte ſie aber ſo übel, daß ſie eines ſchönen Morgens über ein Rothkehlchen herfiel, es tödtete und, mit dem Gehirn anfangend, nach und nach verſpeiſte. Von nun an war auch bei dem beſten Futter kein kleiner Vogel mehr vor ihr ſicher; ſie mordete noch ein zweites Rothkehlchen und zwei Sumpfmeiſen, und ich zweifle nicht daran, daß ſie, wenn man ihr die Freiheit wieder gegeben hätte, auch im Freien ihre böſe Gewohnheit fortgeſetzt haben würde.

Einen ganz ähnlichen Fall, aber von einem anderen Vogel, nämlich einem Kakadu, habe ich von Herrn Dr. Haßkarl zu Königswinter (früher in Java) erfahren. Derſelbe ſchreibt mir:

„Der botaniſche Garten zu Buitenzorg auf Java erhielt (im Jahr 1842) nebſt mehreren anderen Vögeln aus den Molukken auch einen ſchönen ſchwarzen Kakadu mit prächtig rothem Schopfe. Wir hatten im botaniſchen Garten eine kleine Sammlung ausländiſcher Thiere und deßhalb auch einen großen Vogelkäfig von etwa 10 Schritten Länge und 3 bis 4 Schritten Breite, in welchem eine Menge verſchiedener Reisdiebe, Affen und unter anderen auch auf dem Boden in Erdlöchern eine Heerde Meerſchweinchen ſich befanden — die, im Vorbeigehen geſagt, in Java wie Spanferkel gebraten werden und mir oft recht gut geſchmeckt haben. Wir glaubten zu bemerken, daß deren Zahl, beſonders die der Jungen, mehr und mehr abnehme, konnten aber den Dieb nicht ausfindig machen. Endlich eines Morgens fanden wir ein ſolches mit aufgeriſſenem Bauch unter dem Baumſtamme liegen, auf welchem der Kakadu ſeinen Sitz genommen hatte. Wir glaubten noch immer nicht daran, daß der Früchtebeißer ein Fleiſchfreſſer ſein ſollte, bis wir uns aufmerkſam darauf verlegten, ihn näher zu beobachten, und er, ſich unbemerkt glaubend, hervorſprang und das Meerſchweinchen aufzufreſſen begann. Er mußte natürlich weg und zur Strafe in ein Zellengefängniß wandern und einſame Haft ausſtehen, in welcher er dann bald ſtarb.“

Wir bemerken zu dieſer Mittheilung, daß dabei nicht ſowohl das Fleiſchfreſſen merkwürdig iſt, da ſich gefangene Papageien oft daran gewöhnen, als vielmehr die Tödtung lebender Thiere durch den Kakadu, welcher alſo eine förmliche Raubthiernatur angenommen hatte. Die erſte Veranlaſſung mag aber auch hier wohl der Hunger gegeben haben.

Auf dieſe Weiſe kann man eine Ratte zur Vertilgung von ihresgleichen benützen. Man darf nur zwei lebendige Ratten ohne Futter zuſammen einſperren. Der Hunger wirkt bald ſo, daß die ſtärkere die ſchwächere tödtet und auffrißt. Läßt man hierauf den Mörder laufen, ſo behält er die erlangte Raubthiernatur bei und vertilgt die anderen Ratten. Dazu kommt noch, daß ſich bei ſolchen Thieren, welche von Natur keine, oder keine ausſchließlichen Fleiſchfreſſer ſind, durch Fleiſchnahrung das Temperament ändert, wilder wird. „Ein Bär,“ berichtet Liebig, „welcher auf der hieſigen Anatomie gehalten wurde, zeigte, ſo lange er ausſchließlich Brod zur Nahrung erhielt, eine ganz ſanfte Gemüthsart; ein paar Tage mit Fleiſch gefüttert, machten ihn bösartig und ſelbſt für ſeinen Wärter gefährlich. Es iſt bekannt, daß die wis irascibilis der Schweine durch Fleiſchnahrung ſo geſteigert werden kann, daß ſie Menſchen anfallen.“

Von der Kohlmeiſe, um auf dieſe noch einmal zurückzukommen, ſagt Bechſtein, dem die erwähnte Untugend derſelben ſchon ſehr wohl bekannt war, „eine ſolche Kohlmeiſe habe einmal eine Wachtel angefallen und getödtet,“ und fährt dann weiter fort: „Daß es eben bloße Grillen ſind, wenn die Vogelſteller ſagen, daß nur die mit geſpaltenen Schwänzen Mörder ſeien, braucht kaum erinnert zu werden, aber daß immer eine vor der anderen grauſam und boshaft iſt, lehrt die Erfahrung.“ Wir ſtimmen damit vollkommen überein und ſagen demnach: wo angeborenes Temperament und zufällige Veranlaſſung zuſammentreffen, da bilden ſich ſolche ungewöhnliche Mördergewohnheiten bei einzelnen Thieren aus.

Wir wollen einige weitere Beiſpiele anführen. Der Sperber greift nach meinen Erfahrungen die Haustauben nicht an, ſondern nur kleinere Vögel bis zu der Größe der Turteltaube. Ich habe ſogar öfters beobachtet, daß ſich dieſer Raubvogel einen Sperling mitten zwiſchen den Tauben herausholte, ohne ſich um die letzteren zu kümmern, wie denn auch dieſe, wenn er ihnen im Felde begegnet, ſich nicht um ihn kümmern. Es iſt dieſes Verhalten ſo allgemein, daß der treffliche Beobachter Herr Oekonom Unzicker zu Hof Betberg der Anſicht

Digitized by Google

ist: alle entgegenstehenden Angaben der Naturforscher beruhten auf Verwechselung des Taubenhabichts-Männchens mit dem Sperber. Ich erkläre mir diesen Widerspruch ganz einfach nach meiner Theorie von den individuellen Sitten und Gewohnheiten der Thiere, wobei mir eine Angabe Naumann's zu Hülfe kommt. Dieser sagt nämlich von dem Sperber: „Auf zahme Tauben stößt er nur dann, wenn unter einem Schwarm eine junge oder kranke ist, die noch nicht recht flüchtig ist; doch auch hiervon sah ich nur wenige Beispiele.“ Es wird also auch dieß nur ein Sperber von besonders mordsüchtigem Temperament und bei ungewöhnlichem Hunger wagen. Wenn er's aber einmal und mit Erfolg gewagt hat, so wird dieses Sperberindividuum mehrere Versuche dieser Art machen und sich auch an alte vollkommen flugfähige Tauben wagen, woraus sich denn solche von Herrn Unzicker bestrittene Angaben erklären.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein schlimmes Rendezvous.] In dem Magazin einer Materialienhandlung empfing kürzlich eine Dienerin des Hauses ihren Geliebten und beide waren gerade im zärtlichen tête-à-tête, als plötzlich die Stimme ihrer Herrin ertönte. Das Mädchen, nicht wenig erschrocken, da sie den Geliebten nicht mehr hinauslassen kann, sieht sich nach einem Versteck für ihn um und verbirgt ihn endlich unter leeren Säcken, mit denen sie ihn vollständig bedeckt. Kaum ist der Liebhaber unter den Säcken verschwunden, als die gefürchtete „Madame“ eintritt und dem Mädchen mehrere Aufträge ertheilt, die alle eine genaue Ausführung und deßhalb eine detaillirte lang andauernde Angabe erfordern. Als sich endlich „Madame“ entfernt hatte, ruft das Mädchen, das in nicht geringer Angst gewesen war, dem Versteckten zu, er solle nun schleunigst das Haus verlassen. Aber sie erhielt keine Antwort, und da sie die Säcke wegräumt, findet sie den Geliebten leblos. Auf ihr Geschrei eilen die Hausbewohner herbei und auch ein Arzt wird geholt. Letzterer erklärt, der Tod sei bereits eingetreten, und zwar der Erstickungstod. Die Säcke hatten früher schwefelhaltige Stoffe enthalten. Durch den zurückgebliebenen feinen Schwefelstaub zum Husten gedrängt, hatte der Unglückliche der Reizung mit aller Macht widerstanden, um seine Geliebte nicht zu verrathen, und so einen Stickfluß herbeigeführt. Der Arme hatte also sein Leben hingegeben, um die Ehre seiner Geliebten zu wahren.

[Langlewicz in Tschnowitz.] Die „Presse“ schreibt: Langiewicz ist in neuester Zeit sehr melancholisch und verkehrt nur mit seinen Landsleuten. Er geht gar nicht aus dem Hause, und selbst der Bezirksvorsteher kommt selten zu ihm. Man glaubt, daß Langiewicz die Veränderung seines Aufenthaltes aus Gesundheitsrücksichten angesucht habe. Die Ueberwachung ist insoferne eine strenge, als Langiewicz ohne eine Meldung beim Bezirksvorsteher das Weichbild des kleinen Ortes nicht überschreiten darf. Die hiesige Polizei scheint genau alle Ankommenden und Abreisenden, die mit Langiewicz konferiren, zu kennen. Selbst für Fräulein Pustowoitoff hat man die zärtliche Aufmerksamkeit, sie nicht allein reisen zu lassen, indem ihr stets ein paar Herren in einer separaten Kutsche nach Tschnowitz nachreisen. Die Wallfahrten nach Tschnowitz haben ganz aufgehört, da Langiewicz Niemand vorläßt, den er nicht persönlich kennt, oder der ihm von Freunden oder Bekannten empfohlen wird. Am unverschämtesten und zudringlichsten sind aber die Photographen. Zwei Wiener Photographen haben in dem langweiligen Tschnowitz durch drei Tage ausgeharrt, und glaubten, sie müßten es durchsetzen, das kostbare Antlitz des Diktators vor ihre dunkle Kammer zu bringen, allein es war trotz aller brieflichen Vorstellungen nicht möglich. Vor ihrer Abreise hatten sie die Frechheit, dem Diktator ihre Visitkarten zuzusenden, worauf sie ihm in ironischer Weise für seine Liebenswürdigkeit dankten. (Wie schon berichtet, wurde Langiewicz vor wenigen Tagen nach der Festung Josephstadt in Böhmen abgeführt.)

Die französischen Blätter erzählen gelegentlich der Bewerbung Jules Janin's um einen Sitz in der Akademie folgende Anekdote aus der früheren Zeit des berühmten Feuilletonisten: Der verstorbene Fürst Metternich war bekanntlich ein Autographensammler, und da er beinahe von allen französischen Schriftstellern, außer von J. Janin, eigenhändige Schriften besaß, so ersuchte er auch diesen um gefällige Zusendung einer solchen. J. Janin sandte ihm unverweilt nachstehendes Autograph zu: Reçu de S. A. le prince de Metternich cent bouteilles de vin de Johannisberg. J. Janin. Die hundert Flaschen ließen natürlich nicht lange auf sich warten.

[Anti-Krinoline.] In Hamm veranstaltete kürzlich ein Damenkomite eine Versammlung, in welcher einstimmig beschlossen wurde, die Krinolinen abzuschaffen und nur den Frauen so wie den Jungfrauen über 30 Jahren das Tragen derselben zu gestatten.

Redakteur: Hermann Hellriegel. — Druck und Verlag der A. Bollandschen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 107 Dienstag, 5. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Inzwischen wandelte Lothar die lange Strada Tribuna hinan bis an's Ende der Toledostraße, ging am Schlosse vorbei, nach Santa Lucia hinaus in die Restauration der Reisenden und trank dort eine Flasche Vino Greco, während er die Aussicht auf Soma und den Vesuv betrachtete. Aus seinen Gedanken über dieses Gemälde wurde er durch eine Stimme geweckt, die ihm auf französisch zurief:

„Welche freudige Ueberraschung Sie zu treffen, bester Canitz!"

Lothar wandte sich um und erkannte seinen ehemaligen Kameraden auf der russischen Flotte, Grafen Gurzkow. Nachdem man einige verbindliche Worte gewechselt und Neues und Altes besprochen hatte, ruderten die beiden jungen Männer auf den herrlichen Golf hinaus.

Abends beschlossen sie in das San-Carlo-Theater zu gehen. Als Gurzkow und Lothar in ihre Loge traten, war der Saal beinahe gedrängt voll. Ersterer musterte mit größter Genauigkeit jedes Gesicht, bezeichnete Lothar verschiedene Damen, die er besonders schön fand und scherzte über die Aufmerksamkeit, die einige bezaubernde Neapolitanerinnen dem schwedischen Seeoffizier widmeten.

Die Ouverture wurde gespielte; der Vorhang ging in die Höhe und der erste Akt war zum größern Theil vorüber, als die Loge neben derjenigen, wo Lothar und sein russischer Freund saßen, geöffnet wurde. Lothar achtete nicht darauf, so sehr war er in Rossinis Musik versunken. Gurzkow dagegen, der mehr das Schöne in den Formen, als in den Tönen bewunderte, faßte Lothar am Arm und flüsterte:

„Haben Sie gesehen, welche schöne Dame in die Loge daneben eingetreten ist?"

Lothar zuckte, ungeduldig über die Störung, die Achsel; aber in demselben Augenblick sagte eine frische melodische Stimme ganz nahe bei ihm auf französisch:

„Ach, ich sagte es doch voraus, daß wir zu spät kommen würden."

Obschon dieß ganz leise geflüstert wurde, so machte doch der Ton der Stimme, daß Lothar zusammenfuhr. Er beugte sich schnell vor, um seine Nachbarin in Augenschein zu nehmen. Zwei Damen in eleganter Toilette befanden sich nebst einem Herrn in der Nebenloge. Diejenige, deren Stimme einen so lebhaften Eindruck auf Lothar gemacht, hatte ihm den Rücken zugekehrt.

„Wie Schade, daß ich die Arie im ersten Akt nicht zu hören bekam!" bemerkte sie.

„Ist es meine Schuld?" fragte der Kavalier. Auch er sprach französisch.

„Das behaupte ich nicht; aber . . ."

„Sie möchten mir doch gerne die Schuld aufladen."

„Still, hören wir dieses Trio an." Die Dame lehnte sich in ihren Stuhl zurück. Lothar drückte sich tiefer in die Ecke seiner Loge, aber seine Blicke hingen an dem schönen Nacken der Nachbarin fest, wie wenn er durch dieses hartnäckige Fixiren sie zwingen wollte, sich umzuwenden, inzwischen gehörte sie offenbar nicht zu den Sensitiven und blieb daher unbeweglich.

Während des ersten Zwischenaktes fragte der Kavalier der Dame:

„Nun, Madame, wie gefällt Ihnen die Signora S.? Ihre Stimme hat einen ungewöhnlichen Umfang."

„Sie gefällt mir recht gut," lautete die Antwort.

„Sie sind so gedankenvoll. Sie scheinen sich nicht zu amüsiren?"

„O doch, aber man kann nicht immer heiter sein."

„Sie waren seit der Absendung dieses Briefes bei schlechter Laune."

„Das ist ein Irrthum. Wenn ich gedankenvoll bin, so kommt es daher, daß mein Herz von einer lebhaften Sehnsucht nach dem Vaterland ergriffen ist," sagte die Dame mit einer eigenthümlich schwermüthigen Betonung.

Lothars Herz stand still. Er wagte kaum zu athmen, um nicht einen einzigen Ton von dieser Stimme zu verlieren, die eine ganze Welt von Gefühlen in seinem Innern hervorrief.

„Sie wollen doch nicht nach dem kalten Norden zurückkehren?" sagte der Kavalier und beugte sich näher zu ihrem Stuhl, als wollte er seine Frage mit einem zärtlichen Blick begleiten.

Digitized by Google

„Später vielleicht; was weiß ich? Doch lassen wir das!“

Das Gespräch ging jetzt zur Musik über.

Lothar hatte sich in den dunkelsten Winkel seiner Loge zurückgezogen.

„Ich muß dieses Weib sehen,“ dachte Lothar, „ich muß mich überzeugen . . . und wenn es so wäre, was dann . . . ich habe ein heiliges Gelübde gethan, daß ich mich ihr niemals nähern, daß ich nie einen Versuch machen wolle, unsere Lebensbahnen zusammenzuführen. Im Uebrigen ist sie denn frei? Besitzt nicht ein Anderer Rechte über sie, von denen ich nicht einmal zu träumen gewagt habe? — Sie ist vielleicht verheirathet! — Ha dann wäre es besser wir hätten uns nie wieder gesehen! Was wünsche ich eigentlich! — Sie zu sehen und dann — zu sterben.“ Lothar fuhr mit der Hand über seine Stirne.

Das Schauspiel war vorüber. Gurtzkow und Lothar verließen sogleich ihre Plätze, der erstere voll Verlangens einen Schimmer von der schönen Nachbarin zu erblicken, die ihm die ganze Zeit über so hartnäckig den Rücken zugewendet hatte.

An die Wand in der Galerie gelehnt, war Lothars Blick gänzlich verdeckt von Gurtzkow, der sich vor ihn gestellt hatte. Jetzt wurde die Loge geöffnet. Der Kavalier trat zuerst heraus, wandte sich um und bot den Damen die Hand, um ihnen zu helfen. Erstere war eine junge Dame, von mehr originellem als schönem Aussehen; die zweite dagegen besaß so regelmäßige Züge, daß man sie ohne Uebertreibung eine Schönheit nennen konnte. Gurtzkows stiller Bewunderungsruf sauste an Lothar vorbei, ohne daß er auch nur einen Laut davon hörte. Obschon Lothar sich auf den ihm bevorstehenden Anblick vorzubereiten suchte, so wurde er doch so gewaltsam davon erschüttert, daß er ganz bewußtlos, mit wildstierenden Blicken auf die bildschönen Züge, gegen die Dame zutrat. Seine Lippen öffneten sich, um einen Namen auszusprechen; aber einen Augenblick darauf zog er sich wieder zurück, drückte seine Mütze tief in die Stirne und stützte sich bebend an einen Pfeiler.

Gurtzkow war zu sehr von der Betrachtung des Gegenstandes seiner Bewunderung in Anspruch genommen, als daß er das sonderbare Benehmen seines Begleiters beobachtet hätte. An ihnen vorbei strömte eine Masse von Menschen und mit ihnen die Damen und ihr Kavalier, ohne daß Jemand nur einen Blick auf Gurtzkow oder Lothar geworfen hätte. Ersterer ging mit dem Strom, aber der letztere blieb wie vom Blitze getroffen stehen.

* * * *

Am folgenden Morgen, als Lothar in den Salon auf der Fregatte hinaustrat, fand er Tage allein dort sitzen. Bei Lothars Anblick erhob er sich und ging überrascht von dem bleichen und verstörten Aussehen des Kameraden auf ihn zu. In jedem Zuge Lothars stand deutlich zu lesen, daß er einen sehr schweren und schmerzlichen Kampf gekämpft hatte. Als Lothars Augen auf Tage fielen, funkelte es darin. Sie betrachteten einander einige Sekunden lang mit düstern Blicken; endlich brach Tage das Stillschweigen.

„Ich habe Ihnen einen Wunsch vorzutragen, Herr Lieutenant,“ sagte er mit einem vergeblichen Bemühen, seine Stimme ruhig zu machen.

„Und der lautet?“

„Ich möchte eine Besprechung unter vier Augen mit Ihnen haben.“

Lothar sah sich im Salon um und antwortete kalt: „Wir sind ja allein.“

„Nicht hier, wo wir von all diesen spähenden Augen und lauschenden Ohren umgeben sind, kann die Besprechung stattfinden, die ich wünsche. Nein, was darin verhandelt werden soll, das darf außer Gott und uns Beiden Niemand hören.“

„Es scheint mir, als ob Sie und ich einander Nichts mitzutheilen hätten,“ versetzte Lothar hochfahrend. „Wir haben in Gibraltar abgeschlossen.“

„Sie täuschen sich; denn ich habe Ihnen wirklich Etwas anzuvertrauen, was Sie hören müssen; deßhalb verlange ich von Ihnen ein Rendezvous um fünf Uhr bei Pozzuoli.“

„Und wenn ich mich weigere?“

„Dann“ — Tage trat ihm einer Schritt näher, ballte die Fäuste und sprach mit gedämpfter Stimme — „dann werden Sie mich zu einem Extrem treiben.“

„Aber Sie wissen, Lieutenant Abernet, daß ich mich mit Ihnen nicht schlagen will und nicht schlagen werde. Es gibt Nichts, was mich veranlassen kann, auch nur ein Haar auf Ihrem Haupte zu krümmen.“

„Es handelt sich hier um kein Duell, sondern nur um eine Besprechung. Was Sie nach derselben unternehmen wollen, ist eine andere Frage. Sie fürchten wohl ein tête-à-tête mit mir nicht?“

„Daß Furcht mir fremd ist, dürften Sie bezeugen können; da es für mich Ehrensache ist, den Wunsch eines Feindes zu erfüllen, so werde ich mich bei dem Rendezvous einfinden.“ Lothar verließ den Salon.

Tage sah ihm nach und murmelte:

„Ha, Vermessener, jetzt — jetzt kommt die Reihe an mich, Dir all das Böse zu vergelten, das Du mir zugefügt hast.“ Tage fuhr mit einer Bewegung verzweifelten Schmerzes über seine Stirne, während er seinen stillen Monolog also fortsetzte: „Um mich rächen zu können, habe ich den Muth gehabt, die brennende Sehnsucht zu opfern, die mich seit mehreren Jahren verzehrt. Ich brauche bloß nach Castellamare zu gehen, um sie zu stillen, und dennoch thue ich es nicht. Warum? Darum, weil ich den Elenden zermalmt sehen muß. Ha! wenn er in ohnmächtiger Verzweiflung und Wuth seine Hände ringt, dann habe ich Etwas von

Digitized by Google

der Strafe vollzogen, die ich ihm für Alles schulde, was er mir geraubt hat. Jetzt will ich ihm sein Glück entreißen und mich dann an seinem Schmerze weiden."

(Fortsetzung folgt.)

Verbrechernaturen unter den Vögeln.

(Schluß.)

Ein anderer Fall betrifft den Waldkauz und wurde mir mitgetheilt von Herrn Gutsbesitzer Wurmbach zu Winterbach bei Siegen — einem Manne, der nicht nur die Lebensweise der Vögel auf das genaueste kennt, sondern auch eine solche Liebe zu denselben hat, daß er alle mögliche Arten derselben in seiner Parkanlage auf die sinnreichste Weise angesiedelt hat und da hegt und schützt. Unter diesen seinen Schützlingen befand sich auch ein Pärchen des Waldkauz, welches in einer alten hohlen Eiche dicht unter einem Bienenstock, der ebenfalls in der weiten Höhlung derselben auf einem befestigten Brett aufgestellt war, viele Jahre lang sicher nistete, wodurch die ganze Gegend mit diesen nützlichen Vögeln bevölkert worden ist. Den übrigen Vögeln und ihrer Brut thaten diese Eulen niemals was zu leide, sondern nährten sich und ihre Jungen von Mäusen, Ratten, Fröschen und Insekten. Durch die trockenen Sommer von 1857 bis 1859 nahmen die Frösche jedoch sehr ab, obgleich Herr Wurmbach, weil sie vielen nützlichen Thieren (z. B. auch dem Mäusebussard, dem Iltiß u. s. w.) zur Nahrung dienen, allen Fleiß darauf verwendet, sie künstlich zu vermehren (nämlich durch Uebertragung des Laichs aus leicht vertrocknenden Pfützen in seinen Teich.) Auch die Mäuse waren alle aufgezehrt, und so mußte die Waldkauz-Familie Hunger leiden. Um aber seine Jungen vor Hunger zu schützen, greift ein Vogel zu den ungewöhnlichsten Mitteln. So machten sich denn in dieser Noth unsere Waldkauze, durch das nächtliche Zwitschern der jungen Schwalben gereizt, an die an Herrn Wurmbach's Hause zahlreich vorhandenen Schwalbennester, rissen mit dem Schnabel Löcher hinein und holten die Jungen heraus. Herr Wurmbach, der sogleich aufmerksam geworden war, entdeckte bald die nächtlichen Thäter des Frevels und verurtheilte sie sofort zum Tode durch Pulver und Blei, da er aus Erfahrung wußte, daß ein Vogel, der einmal eine Untugend angenommen hat, sie sich so leicht nicht wieder abgewöhnt.

Einen anderen Fall erzählte mir der nämliche Gewährsmann. Derselbe betrifft den Raben, wobei ich vorausschicke, daß ich von diesen Vögeln niemals, weder an jungen Entchen oder Hühnchen, noch an Vogelnestern einen Diebstahl beobachtet habe. Doch lassen wir Herrn Wurmbach selbst reden.

„Mitten in meinem 5 Morgen großen Park nistete seit 5 Jahren, wiewohl nicht herbeigerufen, ein Rabenpaar auf einer hohen Fichte. Dasselbe zeichnete sich zuletzt durch Größe und Zutraulichkeit vor allen andern Raben aus, dem Ackersmann ging es beim Pflügen kaum aus dem Wege. In den ersten 4 Jahren habe ich an ihm keine Unart bemerkt; aber in dem letzten kalten, trockenen Frühjahr (1859), wo für gewürmfressende Vögel gewöhnlich Nahrungsmangel entsteht, bemerkte ich zuerst die Beraubung des Nestes meiner Singdrosseln, die ich mit besonderer Mühe in den Park angekirrt hatte. Später wurden die Nester einer Schwarzamsel, eines Grünfinken, Hänflings und mehrerer Buchfinken beraubt, und zwar, wie der Augenschein lehrte, von einem ungeschickten, großen Thiere; denn nicht nur die Eier wurden theilweise zerbrochen, sondern auch die Nester zerrissen. Einmal hörte ich zwar einen Grünfinken klagen, da ich aber auf der Tanne, auf welcher sein Nest stand, den einen der Raben sitzen sah, so glaubte ich, die bloße Nähe des großen Vogels sei die Ursache der Angst des kleinen, und achtete nicht weiter darauf. Als ich jedoch des anderen Tages an den Baum kam, sah ich das Nest zerrissen in den Zweigen hängen. Dennoch hatte ich noch keinen Verdacht auf den Raben, bis endlich meine Schwarzamseln mich auf die Entdeckung des Räubers führten. Diesen wurde nämlich auch dreimal hinter einander das Nest zerstört, sobald sie Eier hatten, und nach jeder Zerstörung bauten sie das neue Nest immer näher an meine Wohnung, gleichsam um bei mir Schutz zu suchen — das dritte Mal sogar auf eine junge Tanne dicht an meiner Bienenhütte. Als nun hier das Amselweibchen zu brüten anfing, hörte ich eines Morgens früh ihr Klagegeschrei. Ich eilte in das Fenster und sah den Raben auf dem schmalen Nestrande mehr hängend, als sitzend: das Nest fand ich bei der näheren Untersuchung umgewendet und noch einige Eier auf dem Boden liegend. Jetzt kam der Uebelthäter unter strengere Kontrolle, und ich bemerkte nun bald, daß er ganz die Gewohnheiten der Elstern angenommen hatte und gleich diesen schädlichen Vögeln die Bäume in der nächsten Umgebung meiner Wohnung nach Vogelnestern förmlich und gestissentlich durchsuchte, und sobald er sich zeigte, gab es Angst und Schrecken, als ob eine Elster oder ein Raubvogel in der Nähe sei. — Beweis, daß auch die Vögel ihn bereits als Räuber hatten kennen lernen. Eines Morgens früh wagte er sich sogar an die auf einer vor meinem Hause stehenden 400jährigen Eiche von mir angebrachten Staarenkästchen. Das Angstgeschrei meiner Staaren und anderer Vögel weckte mich aus dem Schlafe: ich trat ans Fenster und sah dem Raben eine Zeitlang zu, wie er, wahrscheinlich zum ersten Male, es versuchte, auch die schwer zugänglichen Staarennester zu plündern. Weiter mochte ich ihn auf seiner Sündenbahn nicht

Digitized by Google

voranschreiten lassen und schoß ihn von meinem Fenster aus von dem Baum herunter."

Merkwürdig ist bei diesem Falle noch, daß nur der eine der beiden Raben sich auf das Plündern der Vogelnester verlegte, während der andere sich nicht dazu verführen ließ. Es war also eine ganz individuelle Untugend.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber eine entsetzliche Begebenheit, welche in Petersburg, namentlich in dortigen Künstlerkreisen großes Aufsehen erregt, erhält ein Hamburger Blatt direkt vom Orte des Ereignisses nachstehenden authentischen Bericht: Der junge talentvolle russische Hofschauspieler Herr Niemann, welcher in seiner Vaterstadt Altona vor Kurzem gastirte, mußte sogleich nach seiner Rückkehr in seine Stellung bei dem St. Petersburger deutschen Hoftheater Zeuge einer fürchterlichen Thatsache werden, deren Ausgang ihn selbst auf das Allerschmerzlichste berührte. Er hatte seit fast drei Jahren ein zärtliches Verhältniß mit der Hofschauspielerin Madame Kruse angeknüpft, und eine dauernde Verbindung der Liebenden wurde nur durch den Umstand verzögert, daß Herr Niemann eine Erhöhung seines Gehaltes erwartete, um mit seiner Gattin ein anständiges Haus führen zu können. Als er von seiner Urlaubsreise wieder in St. Petersburg eintraf, überraschte ihn die Nachricht, daß alle Hindernisse zur Trauung mit seiner Braut gehoben seien, denn die Direktion der kais. Hoftheater hatte ihm eine bedeutende Gagenzulage bewilligt. Ein russischer Edelmann Namens Schpielewsky, welcher Madame Kruse seit längerer Zeit mit Liebesbewerbungen verfolgte, war während Herrn Niemann's Abwesenheit bei der genannten Hofschauspielerin mit einem Heirathsantrage hervorgetreten, aber von ihr freundlicher Weise abgewiesen worden. Dieß entstammte die Eifersucht des russischen Edelmannes und seinen Haß gegen Niemann, so daß er gegen Letzteren im Beisein anderer Theatermitglieder die schrecklichsten Drohungen ausstieß. Am 16. März kam Niemann an. Tags darauf hatte er eine Zusammenkunft mit seiner Braut beim dem Hofschauspieler Hause. Der Abend wurde in Fröhlichkeit und Hoffnung verlebt — am anderen Morgen sollte mit dem Prediger wegen des Aufgebotes Rücksprache genommen werden. Welche Schicksalsschläge liegen oft zwischen heute und morgen? Die Probe von „Judith" war eben zu Ende, vor dem Schauspielhause wartete Niemann auf seine Braut, die ihn abzuholen versprochen. Da stürzten zwei seiner Kollegen, die Herren Landvogt und Fichtmann, verstört auf ihn zu und fragten: „Ob ihm denn das Gerücht, Madame Kruse wäre von Schpielewsky erschossen worden, nicht zu Ohren gekommen sei?" Niemann war vor Schrecken keiner Antwort mächtig — er wurde halb besinnungslos von den oben erwähnten Kollegen in eine Droschke gehoben, und man jagte der Wohnung von Madame Kruse zu. Die vor der Thür befindliche Polizeiwache gab schon deutlich zu erkennen, daß in diesem Hause etwas Außerordentliches vorgefallen sei. Niemann hatte so viel Fassung wieder erlangt, daß er mit seinen beiden Begleitern die Treppe hinaufeilen konnte, — sie öffneten die Thür — da bot sich den Eintretenden das blutigste und haarsträubendste Schauspiel dar: in ihrem Blute lag Niemann's Braut todt, ermordet auf dem Boden und unweit von ihr der Mörder und Selbstmörder Schpielewsky. Letzterer war um 10 Uhr in die Wohnung gedrungen, hatte das Dienstmädchen, welches ihn abhalten wollte, mit dem Revolver bedroht, und sich mit hastigem und festem Schritt in den Salon begeben, wo Madame Kruse beim Frühstücke saß. Sein halbwahnsinniges Aussehen scheuchte die Bestürzte vom Sopha auf — sie will sich entfernen. Schpielewsky affektirt mehr Ruhe und fragt sie, ob sie Niemann zu heirathen gesonnen wäre? Sie bejaht natürlich die Frage und geht der Thüre ins Nebenzimmer zu. In diesem Augenblicke hebt er den Revolver, zielt und schießt; die Kugel dringt über dem linken Ohr ins Gehirn und die Getroffene sinkt leblos zusammen. Darauf setzt der Mörder die Waffe an den eigenen Mund und brennt los. Die Kugel nimmt den Weg durch die rechte Augenhöhle aus dem Kopf hinaus — sie tödtet nicht, der Selbstmörder jagt sich eine zweite durch die Stirn und diese tödtet ihn. — Niemann war dergestalt überwältigt von Grauen und Schmerz, daß er an diesem schrecklichen Tage aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Seine Freunde riethen ihm, St. Petersburg zu verlassen, um entfernt von dem Schauplatze des Vergangenen seine Ruhe wieder zu finden. Er folgte dem Rathe und kam um seine Entlassung ein, die ihm freilich ungern aber in billiger Berücksichtigung der Situation gewährt wurde.

In Berlin hat sich jetzt (in Folge des unnatürlich milden Winters) eine Aktiengesellschaft zur Versorgung Berlins mit Eis gebildet, die den Abonnenten täglich den Eimer (20 Pfd.) für 5 Sgr. liefern will. Besonders dazu eingerichtete Wagen fahren das Eis durch die Stadt.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Ballandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 108 Mittwoch, 6. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Die Glocke des Apostelthurmes verkündete den Einwohnern Neapels, daß es fünf Uhr war, als Lothar sich in Pozzuoli einfand.

Auf der Schwelle eines kleinen Hauses stand Tage. Er beantwortete Lothars stumme Begrüßung mit einem Griff an seine Mütze, dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, eine schmale Treppe hinan, die in den obern Stock führte. Lothar folgte ihm schweigend. Sie traten in ein Zimmer, das mit einem einzigen Fenster versehen war. Tage schloß die Thüre sorgfältig und steckte den Schlüssel in seine Tasche, ein Manöver, das Lothar nicht beachtete. Er war an das Fenster getreten, warf einen Blick auf die Gegend hinaus und blieb eine Weile so stehen. So verflossen einige Augenblicke, worauf er sich umwandte. In einen kleinen Sopha zurückgelehnt, saß Tage, die Stirne mit seiner Hand bedeckend.

„Ich habe schon lange gewartet, daß Sie mit der Mittheilung beginnen würden, um derentwillen Sie mit mir zusammenzutreffen wünschten," sagte Lothar. „Aufrichtig gesprochen, ich wünsche, daß Sie einem Rendezvous, das für uns Beide unmöglich sehr angenehm sein kann, sobald als möglich, ein Ende machen. Ueberdieß muß ich vor acht Uhr an Bord sein, um die Wache zu übernehmen. Es ist also keine Zeit zu verlieren."

Bei Lothars Anrede fuhr Tage zusammen und sprang auf.

„Sie haben um acht Uhr die Wache zu übernehmen," wiederholte Tage. „Wie viel können wir nicht inzwischen erleben!" Tage ging auf Lothar zu und fuhr mit einer eigenthümlich spöttischen Stimme fort: „Sie haben beschlossen, sich nie mit mir zu schlagen, es möge geschehen, was da wolle, ja nicht einmal ein Haar auf meinem Haupte zu krümmen. War es nicht so?"

„Allerdings."

„Sie sind sehr edelmüthig." Ein bitteres Lächeln spielte auf Tages Lippen. „Aber ich könnte meine Ehre daran setzen, daß dieser Edelmuth Sie nicht abhalten wird, Ihren Vorsatz zu brechen, noch ehe es acht Uhr schlägt."

„Wagen Sie Ihre Ehre nicht daran, Sie könnten ihrer sonst verlustig werden," versetzte Lothar mit Kälte. „Ich werde, wenn die Versuchung, Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen, zu stark würde, eher mich selbst tödten, als von meinem Vorsatz abgehen. Lieutenant Aberney, ich weiß nicht, was es heißen will, mein Wort zu brechen oder mit Versprechungen zu spielen."

„Die Zukunft wird beweisen, welchen Werth Ihre stolzen Worte besitzen." Tage kreuzte die Arme über seine Brust. „Sie sehen wohl ein, daß ich seit meinen Knabenjahren — wo Sie mir dieß da versetzten" — er deutete auf die Narbe an seiner Stirne — „Sie hassen muß; daß dieser Haß durch unsere gemeinschaftliche Fahrt und die Ereignisse in Gibraltar verzehnfacht worden ist, sehen Sie wohl auch ein." Mit einem Ton gesteigerter Erbitterung fuhr er fort: „Sie wagten es mir das Leben zu schenken, und Sie thaten es mit der höllischen Ueberzeugung, daß dieses Geschenk mir verhaßter sei, als zehn Tode. Ihrer Nachsicht ein Leben verdanken zu müssen, dem Sie allen Werth geraubt haben, ist ein Fluch, wie ihn nur die raffinirteste Grausamkeit zu ersinnen vermocht hat; und wenn ich heute wie ein treuloser Schurke handle, so sind Sie allein Schuld daran."

„Haben Sie mich hieher gebeten, um mir das zu sagen?" fragte Lothar. „In diesem Fall können wir sogleich auseinander gehen. Ich habe Ihnen keine Erklärung über mein Benehmen zu geben, und hätte ich auch eine solche zu geben, so würde ichs nicht thun. Sie wären nie im Stande meine Motive zu begreifen." Lothar ging einige Schritte auf die Thüre zu.

„Bleiben Sie, Lieutenant Canitz!" rief Tage. „Sie kommen nicht von der Stelle, bevor ich es will."

Lothar blieb stehen und betrachtete Tage mit einem ruhigen Blick; dann fielen seine Augen auf ein Paar Pistolen, die auf dem Tische lagen. Bei ihrem Anblick trat er wieder im Zimmer vor. Ein beinahe mitleidiges Lächeln spielte auf Lothars Lippen und mit der größten Gleichgiltigkeit sagte er:

„Sie gedenken mich gefangen zu halten?" Damit setzte er sich auf das Sopha, welches Tage verlassen hatte.

„Ja, Sie sind mein Gefangener," erwiderte Tage. „Sie betrachten die Pistolen dort auf dem Tisch. Sie

Digitized by Google

sind geladen. Sie sind für Sie und für mich bestimmt. Wenn ich Ihnen mitgetheilt habe, was mich zu diesem Zusammentreffen mit Ihnen veranlaßt, so werden Sie der Erste sein, der darnach greift, um unsern Streit durch sie entscheiden zu lassen."

„Niemals!" antwortete Lothar bestimmt.

Tage trat an das offene Fenster und blieb lange davor stehen. Nach einer Pause, die geraume Zeit währte, wandte er sich ins Zimmer hinein und sagte in heiterm scherzendem Tone:

„Ueber uns wölbt sich Neapels schöner klarer Himmel; um uns lächelt die bezaubernde Natur; wir athmen diese mit Wohlgerüchen und Wollust erfüllte Luft, welche die Kraft besitzt, selbst das kälteste Gemüth in Flammen zu versetzen und im trivialsten Herzen poetische Träume hervorzurufen. Nun wohl, das Alles scheint zu Liebe, zu Genuß und Freude einzuladen!"

Lothar gab keine Antwort. Er schien die Fortsetzung dieser Einleitung zu erwarten. Tage hinwiederum wartete lang, ob sein Kamerad Etwas zu sagen hätte; aber als dieser still blieb, fuhr Tage fort:

„Und gleichwohl sind wir hier mit Gefühlen zusammen, die mit den angedeuteten himmelweit verschieden sind. Sie sind hier, weil Ihr Zartgefühl Ihnen verbot, einem Feinde seinen Wunsch abzuschlagen. Sie sind wahrhaft artig." Tage verbeugte sich mit einem ironischen Blick auf Lothar. „Ich," fuhr er mit einem Achselzucken fort, „der ich nicht an einem kaiserlichen Hof erzogen worden bin und folglich keinen Anspruch auf Ihren feinen Takt machen kann, ich bin ganz einfach darum gekommen, weil ich Ihnen eine vertraute Mittheilung zu machen habe, welche Sie, wie ich hoffe, gütigst mit einem Pistolenschuß beantworten werden."

Tage hielt inne. Man bemerkte leicht, daß er das Gespräch möglichst zu verlängern wünschte.

„Lassen Sie uns eine Voraussetzung machen, nämlich, daß Sie eine Herzliebste besessen hätten, die Ihnen durch ein plötzliches und unerklärliches Ereigniß von der Seite gerissen worden wäre. Jahre sind vergangen, ohne daß Sie etwas von ihrem Schicksal erfahren konnten. Sie haben sie überall gesucht, ohne sie zu finden. Sie kommen nach Neapel, und an einem milden lieblichen Abend wie dieser hier, wo jeder Windhauch von Liebe und Poesie geschwängert ist, erfahren Sie, daß die Geliebte in Ihrer Nähe weilt. Sie schickt Ihnen ein Billet mit der Einladung, sich an einem bestimmten Platz einzufinden. Sie wünschen beim Empfang desselben nichts sehnlicher als den glücklichen Augenblick des Wiedersehens beschleunigen zu können. Die Geliebte ihrerseits zählt die Minuten bis zu Ihrer Ankunft. Welche Welt von Seligkeit wartet Ihrer nicht bei diesem Zusammentreffen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Tabakspfeife der Königin Viktoria.

Diese Tabakspfeife ist größer und merkwürdiger, als irgend eine andere auf der Welt, selbst den Türkenkopf aus dem Gedichte: „Gott grüß' Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?" nicht ausgenommen, und wir wollen eine kleine Beschreibung von dieser eigenthümlichen Pfeife geben. Mitten in den Londoner Docks befindet sich das sogenannte Entrepot der Königin, besonders das ausgedehnte Tabaksmagazin, welches nicht weniger als fünf Acres im Umfange hat und wofür die Regierung den Aktionären der Docks die Kleinigkeit von 14,000 Pfund Sterling jährlichen Pacht zahlt. Hier liegen eine Anzahl Fässer mit Tabak, bisweilen 24,000 und mehr und in einem kleineren Raume die Cigarren und die feineren Tabaksorten.

Die Tabaksfässer bilden rechts und links lange Straßen und die ganze Atmosphäre ist mit Tabaksgeruch erfüllt; gehen wir in der mittelsten Straße eine Strecke fort, so erblicken wir bald einen Wegweiser, der die sonderbare Aufschrift führt: „Zum Ofen". Verfolgen wir diese Richtung, so stehen wir bald in der Mitte des Magazins, und zwar vor der Tabakspfeife der Königin oder Queen's-pipe. Wir treten durch eine Thür, über der sich das königliche Wappen mit den Anfangsbuchstaben V. R. befindet, in ein abgesondertes Lokal und erblicken in der Mitte desselben einen riesigen kegelförmigen Ofen; oberhalb der kolossalen Ofenthüre prangt abermals das königliche Wappen mit den erwähnten Buchstaben. In dem Ofen brennt ein ungeheures Feuer und es heißt hier: zehn Schritte vom Leibe, wenn man nicht gebraten und geschmort sein will. Nur die an diese Hölle schon gewöhnten Heizer dürfen sich etwas näher hinzuwagen, um den Riesen mit neuer Nahrung zu versorgen. Solche Nahrung ist bereits massenhaft um ihn herum aufgestapelt und besteht aus Ballen von beschädigtem Tabak, Thee und verschiedenen anderen havarirten Waaren. Das Feuer erlischt nie, weder bei Tag noch bei Nacht, und wird fortwährend mit langen Eisenstangen geschürt, während nacheinander Kisten und Ballen durch die offene Thür in die Flammen fliegen. Auch alle konfiszirten oder unverkäuflichen Waaren, welcher Art sie auch seien, werden durch die Tabakspfeife der Königin in Rauch und Asche verwandelt und bisweilen wird sie mit ganz eigenthümlichem Tabak gestopft.

So geschah es vor Kurzem, daß 900 Stück Schöpsenkeulen aus Australien der Tabakspfeife zum Opfer fielen; dieselben waren kurz vor der Aufhebung des Eingangszolles auf diesen Artikel in das Entrepot gebracht worden und da dem Eigenthümer nicht gestattet wurde, sie Zollfrei auszuführen, so hatte das Fleisch seinen Werth verloren, denn der Preis war dermaßen gefallen, daß sich kaum der Zoll bezahlt gemacht haben

Digitized by Google

würde. Die Waare blieb also liegen und ward, als sie zu verderben begann, der Pfeife dargebracht.

Bei einer anderen Gelegenheit mußte die unersättliche Tabakspfeife 130,000 Paar der feinsten französischen Glacéhandschuhe, die eingeschmuggelt und konfiszirt worden waren, in sich aufnehmen, die ihr übrigens, gleich den Schöpsenkeulen, keinerlei Beschwerde verursachte.

Als sie jedoch einmal eine respektable Anzahl Rindshäute einzunehmen genöthigt wurde, gab sie ihr Mißbehagen durch einen so pestilenzialischen Geruch zu erkennen, daß es die Beamten und Diener lange Zeit kaum aushalten konnten und sich die respektwidrigsten Ausdrücke gegen die Queen's-pipe erlaubten. Seit dieser Zeit wird sie nicht mehr mit solchen unverdaulichen Dingen belästigt; auch wird jetzt mit einigen Sorten Thee eine Ausnahme gemacht, weil der starke Luftzug trotz aller Vorsicht brennende Theeblätter durch die Gitter hinausgetrieben hatte, wodurch beinahe eine Feuersbrunst entstanden wäre, die nicht bloß allen Tabak, sondern die ganzen Docks mit den auf viele Millionen geschätzten Waaren in Rauch hätte aufgehen lassen.

Schön Ellen.

Von Emanuel Geibel.

„Nun gnade dir Gott, du belagerte Schaar!
Was frommt noch, daß ich's verschweige?
Wir haben nicht länger Brod noch Wein,
Das Pulver geht auf die Neige.

Und kommt nicht Hülfe, und kommt sie nicht bald,
Den wimmelnden Feind zu bestehen,
So seh'n wir die Sonne, die roth dort steigt,
Wohl nimmermehr untergehen."

Lord Edward sprach's, trüb standen unter
Die tapferen Waffengenossen;
Schön Ellen lehnt an des Feldstücks Rad,
Vom dunklen Plaid umflossen.

Sie starrt' hinaus in die leere Luft,
Als ob ein Zauber sie bannte,
Und plötzlich fuhr sie empor im Traum,
Ihr dunkles Auge brannte:

„Nun schaut, ihr Brüder, nun schaut vom Thurm,
Und habt ihr nichts vernommen?
Mir däucht, ich höre ganz fern den Marsch,
Den Marsch: die Campbell's kommen.

Ich höre die große Trommel dumpf,
Ich höre des Pibroch's Weise;
Wie könnt' ich vergessen der alten Treu?
So spielt es fern und leise."

„Ach, Mädchen, was redest du Traum und Trug!
Vom Thurm ist nichts zu sehen,
Als blaue Luft und gelber Sand,
Und fern des Rohrfeld Wehen."

Doch unterm Wall da wühlt der Feind,
Vieltausend Waffen schimmern;
Die Lexte blitzen, mit denen sie schon
Zum Sturm die Leitern zimmern.

Und die Sonne stieg in die Mittagshöh',
Und die Sonne begann sich zu neigen;
Sie sahen die Stücke zum letzten Mal,
Sie drückten die Hand sich mit Schweigen.

Schön Ellen starrt' in die leere Luft,
Ihr bleiches Gesicht war erglommen:
„Ich hab's euch gesagt, und ich sag' es aufs Neu',
Ich hör's; die Campbell's kommen.

Ich höre den dumpfen Trommelschlag
Zum gellenden Pibrochtone,
Ich höre den schlotternden Schritt auf dem Grund,
Den Schritt der Bataillone."

„Ach, Mädchen, wir spähen und spähen umsonst,
Und schon bricht ein das Verderben;
Der Feind, schon legt er die Leitern an,
Nun gilt's mit Ehren zu sterben!

Fahrt wohl denn, Weib und Kind daheim,
Und ihr Hochlands-Seen und Haiden,
Und nun, Kameraden, gebt Feuer mit Gott!
Und die Schwerter hervor aus den Scheiden!"

Und die Salve kracht, und der Sturm ward heiß,
Und Dampf lag über den Wällen,
Und als der Fähndrich zu Boden sank,
Da faßte die Fahne schön Ellen.

„Nun steht, ihr Brüder, nun steht, ganz nah,
Ganz nah', jetzt hör' ich die Weise!"
Sie rief's, und sieh, da zerbarst das Gewölk,
Und der Blick ward offen im Kreise.

Und da blitzt es heran durch das weite Gefild,
Und da kam's in Geschwadern gezogen
Mit gewürfeltem Plaid und mit Federn vom Aar,
Und Englands Banner flogen.

Und da brach's in den Feind wie Hochlandessturm,
Und jetzt von Allen vernommen,
Hoch, über dem Rauch fortwogte der Marsch,
Der Marsch: die Campbell's kommen.

Digitized by Google

Und der Feind zerstob, und sie zogen ins Thor,
Und Ellen sang, wie sie dieses:
„Nun hat uns errettet die alte Treu',
Und Gott in der Höh' sei gepriesen!"

Mannigfaltigkeiten.

[Empörende Brutalität.] Vor den Schranken des Hagener Schwurgerichts stand dieser Tage der Fabrikarbeiter C. Kosthaus, angeklagt der schweren Körperverletzung. Derselbe hat bereits eine zehnjährige Zuchthausstrafe wegen desselben Vergehens, das den Tod zur Folge hatte, verbüßt. K. ist als ein roher, brutaler Mensch bekannt, der besonders seine noch junge Frau mit einer an die Zeit der Tortur erinnernden Grausamkeit behandelt. Im Oktober v. J. kam der Angeklagte von der Arbeit nach Hause und fand, daß seine Ehehälfte mehr Geld verausgabt, als ihm billig schien. Unter Schlägen und Vorwürfen ergriff er eine an der Wand hängende Pistole, begann dieselbe zu laden und drohte seine Frau zu erschießen. Dieselbe sank ihm zu Füßen und bat, um ihrer Kinder willen, ihr das Leben zu schenken. Nach vielem Flehen wurde ihr dasselbe unter der Bedingung zugestanden, sich einer schmerzlichen Strafe, als einem Denkzettel, zu unterziehen. Auf Befehl des Angeklagten mußte die arme Frau selbst ein Beil herbeischaffen, vor einem Schemel hinknieen und den kleinen Finger der linken Hand darauf legen. Hierauf trennte der rohe Mensch, das Beil mit beiden Händen fassend, mit einem Schlage die ersten beiden Glieder des Fingers von der Hand. Da die Bemühungen, den Bluterguß zu stillen, erfolglos blieben, mußte ein Arzt zu Hülfe gezogen werden, der wohl, den Hergang errathend, trotz der Versicherung beider Eheleute, das Unglück habe sich die Frau beim Holzhacken selbst zugezogen, die schändliche That zur Anzeige gebracht hat. Das Urtheil der Geschworenen lautete, ungeachtet der Angeklagte leugnete, auf schuldig und das Gericht erkannte auf eine zwölfjährige Zuchthausstrafe.

[Ein Eisenbahndieb.] Großes Aufsehen erregt in Ulm ein entdeckter großartiger Diebstahl. Ein seit vielen Jahren bei der Güterexpedition auf dem Bahnhofe verwendeter Vorarbeiter Namens Looser mußte sich seit Jahren ein Geschäft daraus gemacht haben, Koffer, Kisten, Ballen u. s. w. vorsichtig zu öffnen und sie mehr oder minder zu erleichtern. Der Mann hatte sich durch Fleiß und Pünktlichkeit bei seinen Vorgesetzten volles Vertrauen zu erwerben gewußt und Niemand schien in dem zuverlässigen Vorarbeiter den gewerbsmäßigen Annexionisten zu vermuthen. Vor einigen Tagen lief jedoch bei der Inspektion ein anonymer Brief ein, welcher auf die Gefährlichkeit des Looser aufmerksam machte. Man forschte nach und beobachtete ihn genauer. Ein Arbeiter, welcher sah, wie Looser aus dem Korbe Butter entwendete, machte dem Spehlteur Herrn M. Anzeige, dieser rückte dem Looser energisch und mit überraschendem Erfolg zu Leibe. Es wurde Polizei requirirt und in der Looser'schen Wohnung Nachsuchung gehalten. Hier fand man ein buntes durch Reichthum und Mannichfaltigkeit sich auszeichnendes Lager annektirter Gegenstände, als da sind: circa 100 Paar Schuhe und Stiefel, werthvolle goldene Uhren, Pretiosen, Damenkleider, Ueberzieher, Röcke, viele Hosen, Cigarren in Menge, Kaffee u. s. w. Man schätzt den Werth des gefundenen Schatzes auf mehrere Tausend Gulden. Looser wurde verhaftet und ins Kriminalgefängniß abgeführt.

[Sittlichkeitsgefühl.] In einem Orte in der Umgebung Brünns wurde unlängst eine Hochzeit gefeiert, bei der ein junges, blühendes Mädchen als Brautjungfer fungirte. Während der Hochzeits-Zeremonie in der Kirche näherte sich ihr ein anderes Mädchen und lispelte ihr ins Ohr: „Du könntest auch den Jungfernkranz herabnehmen und mit mehr Recht eine Haube tragen wie die Weiber". Das betroffene Mädchen erblaßte sichtlich, verließ sogleich die Kirche und ging nach Hause. Hier riß sie den Kranz vom Kopfe und fing heftig zu weinen an. Nach längerer Zeit trat bei ihr förmliche Todsucht ein, und sie mußte als wahnsinnig ins Irrenhaus gebracht werden.

[Ringelspiel mit Dampf.] Ein Wiener Praterhüttenbesitzer beabsichtigt ein sogenanntes Ringelspiel zu erbauen, das mittelst einer wirklichen Lokomotive in Bewegung gesetzt würde. Dieselbe würde mit halber Pferdekraft arbeiten. Die Feuerung erfordert einen täglichen Kostenaufwand von 30 kr. für die beiläufig sechs Schuh lange Maschine, welche von einem Kinde leicht dirigirt werden kann.

Der Chemiker Stöcklein hat ein Präparat bereitet, mit dem weiße und farbige Kleider gegen das Feuerfangen geschützt werden können. Die wiederholten Unglücksfälle, namentlich auf den Bühnen, machen eine solche Vorsicht dringend nothwendig.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallaudt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 109 Donnerstag, 7. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Tage verstummte. Lothar war zwar etwas blässer geworden, sonst aber zeugte sein ganzes Aussehen von der größten Gleichgültigkeit. Tage betrachtete ihn schweigend eine lange Weile, als wollte er erforschen, ob diese Einleitung nicht eine empfindliche Saite in der Seele seines Feindes berührt habe; aber da Lothars Gesicht seine granitne Ruhe beibehielt, fuhr Tage fort:

„Stellen Sie sich vor, daß das Weib, das Sie am meisten auf Erden lieben, Sie mit unruhig klopfendem Herzen erwartet, und daß Sie selbst Jahre Ihres Lebens darum geben würden, um zu ihr zu eilen: daß Sie aber von Jemand auf einem Platz gefangen gehalten würden, der weit von denjenigen abliegt, wo sie mit Ihnen zusammenzutreffen wünscht, gerade wie ich Sie jetzt gefangen halte; was würden Sie dann gegen Denjenigen unternehmen, der Sie von dem Glück und ihr trennte?"

Ein heftiges Zucken in Lothars Brauen und ein Blitz aus seinem Auge gaben zu erkennen, daß Tage dießmal einen schmerzlichen Punkt in seinem Herzen berührt hatte; aber mit beibehaltener äußerer Ruhe antwortete er:

„Ich würde gegen diesen Jemand gar Nichts unternehmen."

„Wirklich? Sie sind von einer seltenen Kaltblütigkeit. Was würden Sie mir antworten, wenn ich zu Ihnen sagte: Schuldfried ist in Neapel?"

Tages vor Eifersucht funkelnde Augen nahmen mit Schadenfreude wahr, daß Lothar beim Namen Schuldfried zusammenzuckte, wie wenn man ihn mit einem glühenden Eisen berührt hätte.

„Ich würde antworten, daß ich es wisse," sagte Lothar düster.

„Sie wissen es?" rief Tage leidenschaftlich und stürzte auf ihn zu. „Sie haben sie also gesehen?"

„Ja."

Es erfolgte eine Pause, während welcher die beiden Kameraden die Herzschläge von einander hätten hören können.

„Sie haben sie also getroffen?" war das Erste, was Tage wie zermalmt stammelte, worauf er sein Gesicht in seine Hände lehnte.

Lothar schwieg. So vergingen einige Minuten. Tage erhob sein gesenktes Haupt und sagte langsam mit starker Betonung:

„Sie wissen also auch, daß Schuldfried ein Gespräch mit Ihnen wünscht, oder ist vielleicht . . ."

Lothar sprang auf.

„Was sagen Sie: Wünscht Schuldfried mich zu treffen? Wann und wo? Sprechen Sie sogleich!"

Ein Strahl wilder Freude flog über Tages Gesicht und höhnisch antwortete er:

„Das hoffen Sie von mir zu erfahren? Sie wird es Ihnen wohl selbst gesagt haben, wo und wann sie für Sie sichtlich ist."

„Lieutenant Aberney," sagte Lothar mit gedämpfter ruhiger Stimme, obschon seine Brust sich unruhig hob: „Sie haben einen mir theuern Namen und Ihre Kenntniß von ihrem Aufenthalt in Neapel benützt, um mit meinen heiligsten Gefühlen ein wahrhaft unwürdiges Spiel zu treiben. Ist dieß eine Rache, die Sie an mir nehmen wollen, so erkläre ich dieselbe für ärmlich und unedel. Sie wollten den Triumph haben, mit den empfindlichsten Saiten meines Herzens zu spielen, und ich war thöricht genug, auch nur eine Sekunde lang zu glauben, daß Wahrheit in Ihren Worten liege." Lothar schöpfte tief Athem.

„Sie glauben ich scherze?" Tage sah Lothar an. „Betrachten Sie mich und sagen Sie: Sehe ich aus als ob ich scherzte? Sie sagen, ich wolle eine ärmliche Rache nehmen, indem ich mit Ihren heiligsten Gefühlen spiele. Nein, ich spiele nicht, ich strebe nicht nach einem so nichtigen Triumph, wie Sie andeuten. Ich will weit mehr." Er griff in seine Brieftasche. „Schon seit vier Uhr hat Schuldfried in Castellamare auf Sie gewartet. Sehen Sie hier den Beweis."

Er überreichte Lothar den erbrochenen Brief. Beim ersten Blick darauf, schoß das Blut in Lothars bleiches Gesicht. Er riß den Brief an sich und las:

„Nachdem Schuldfried beinahe vier Jahre lang für Alle, die sie einst lieb hatten, wie todt gewesen, fragte sie Lothar heute, ob er sich ihrer erinnere? Ist Schuldfried Lothars Herzen noch theuer, so kommen Sie um fünf Uhr nach Castellamare, wo Schuldfried bis sieben Uhr auf Sie warten wird. Kommen Sie da nicht, so

Digitized by Google

weiß ich, daß Sie sie vergessen haben, und daß nicht einmal so viel Interesse mehr in Ihrer Seele übrig ist, daß Sie zu erfahren wünschten, welche Schicksale das finnische Mädchen seit seinem plötzlichen Verschwinden durchgemacht hat. Wir werden uns dann nie wieder treffen. Soll Schuldfried von Neapel abreisen, ohne Sie wieder gesehen, ohne Lothars Verzeihung für das Leid erhalten zu haben, das sie ihm einst zugefügt? Der morgende Tag wird Antwort bringen auf diese Fragen für

„Neapel den . . . .

„Schuldfried."

Als Lothar diese Zeilen gelesen hatte, ergriff er Tage bei den Schultern und rief in entsetzlichem Zorn:

„Elender, was hast Du gethan!"

„Ich habe mich gerächt und nur über meine Leiche geht der Weg zu ihr."

Lothar schleuderte Tage buchstäblich auf die Seite und sprang an's Fenster vor. Augenblicklich warf sich jedoch Tage zwischen dieses und Lothar und sagte mit gräßlichem Spott:

„Im Fall Sie Lust haben, aus dem Fenster zu springen, so sind zwei Hindernisse vorhanden: erstens, daß Sie die Beine brechen und zweitens, daß ich es nicht erlaube. Ich bin jetzt kein Kind mehr wie damals, als Sie Schuldfried zwingen wollten zu singen. Ich bin ein Mann mit eben so starken Muskeln wie Sie geworden, und so lange ich eine einzige davon bewegen kann, werden Sie nicht aus diesem Zimmer kommen. Im Uebrigen ist die Zeit abgelaufen, es ist sieben Uhr. Schuldfried weiß jetzt, daß Sie sie vergessen haben, daß Sie kein Interesse mehr für sie hegen."

Ein gedämpfter Verzweiflungsruf entfiel Lothar. Die Adern auf seiner Stirne schwollen und jeder Zug in seinem Gesichte verrieth einen gewaltsamen Kampf in seinem Innern. Er stürzte auf den Tisch zu und riß eines der Pistolen an sich.

„Endlich," rief Tage und ergriff das andere; aber es bedurfte blos dieses Ausrufes, um Lothar zur Besinnung zurückzurufen; denn augenblicklich ging der Schuß los. Lothar hatte in die Luft gefeuert, dann schleuderte er das Pistol zum Fenster hinaus und sagte mit dumpfer Stimme:

„Sie haben wie ein niederträchtiger Schurke gehandelt, und deßhalb habe ich mich jetzt von der Versuchung befreit, Sie zu tödten, wie Sie verdient hätten." Er drückte die Hand an die Stirne, als wollte er die wilden Gedanken zum Gehorsam gegen den allmächtigen Willen zwingen.

Tage starrte seinen Nebenbuhler an und war beinahe betäubt von dessen Benehmen. Endlich sagte er, indem er das Pistol zurücklegte:

„Schuldfried wird nie vergessen, daß Sie ihr diese Besprechung verweigert haben. Ha! ich bin gerächt, vollkommen gerächt." Er lachte höhnisch.

„Hätte man mir gesagt: Du darfst Dich mit Schuldfried eine Stunde besprechen, aber für diese Stunde verlange ich Dein Leben, so würde ich es ohne Bedenken geopfert haben. Sie, der Sie mir dieses Glück gestohlen, Sie haben es ungestraft thun können. Ha! wenn Sie noch so viele Leben besäßen, so könnten Sie mir diesen Augenblick nicht vergelten. Warum ich Sie und mich selbst nicht getödtet habe, begreife ich nicht."

„Ich auch nicht," murmelte Tage. „Welchen Werth hat das Leben für mich? Sie — und nicht mich — hat sie zu einer Besprechung eingeladen. In diesem Bewußtsein liegt eine Hölle, die nur durch Ihre Gefühle in diesem Augenblick, so wie durch Schuldfrieds Demüthigung und Schmerz, wenn sie findet, daß sie nichts für Sie ist, aufgewogen werden kann."

Lothar ging auf Tage zu, legte die Hand auf seine Schulter und sagte mit Nachdruck:

„Oeffnen Sie die Thüre, wenn noch ein Tropfen ehrlichen Blutes in Ihnen ist. Zwingen Sie mich nicht, sie zu sprengen; ich muß hinaus."

„Ja, Sie müssen hinaus; ja wahrhaftig, denn es ist jetzt ein Viertel auf acht. In drei Viertelstunden müssen Sie die Wache übernehmen." Tage lachte wieder. „Sprengen Sie die Thüre, Sie kommen dennoch zu spät. Herr Lieutenant, jagen Sie sich jetzt eine Kugel durch den Kopf, Sie haben Ihren Dienst versäumt."

Lothar riß seine Uhr heraus, warf einen Blick darauf, faßte Tage um den Leib und schleuderte ihn auf den Boden, sprang dann empor und zum Fenster hinaus, ohne sich um die Folgen zu bekümmern.

Es war ein gewagter Sprung, aber ein Seemann fragt nichts nach der Gefahr. Als Tage sich aufgerichtet hatte, stürzte auch er an's Fenster und sah jetzt Lothar wie einen Narren nach dem Ufer springen.

Du glaubst vielleicht, meine liebe Leserin, er sei nach Castellamare geeilt, um wo möglich eine Spur von Schuldfried zu finden. Nein, er eilte wohin die Pflicht ihn rief. Beim Gedanken, daß er, Lothar, ein Dienstvergehen verschuldet haben sollte, kochte sein Blut und während er mit aller Kraft forteilte, war es ihm, als ob die wilde Jagd in seinem Hirn ihn verrückt machen sollte. Lothars unbändiger Stolz empörte sich gegen den Gedanken, daß er seine Pflicht versäumen könne. Noch hatte er drei Viertelstunden vor sich; noch besaß er fünf und vierzig Minuten. Ich muß an Bord der Fregatte sein, ehe diese verstrichen sind, dachte er.

Als er an die Chaja kam, fand er alle Boote festgebunden. Er knirschte mit den Zähnen vor Wuth, wenn er bedachte, wie kostbar die Minuten waren und daß sie keine Ueberlegung gestatteten.

„Ich muß auf der Fregatte sein, ehe es schlägt, oder ich werde mich als entehrt betrachten!" Damit stürzte sich Lothar ins Wasser. In demselben Augen-

Digitized by Google

blick legte die Schaluppe, die ihn beim Lande erwartet hatte, bei der hängenden Treppe der Fregatte an.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Sittenbilder.

Eugen Peletan hat vor Kurzem unter dem Titel: „Das moderne Babel, Sittenbilder aus dem modernen Pariser Leben", eine Reihenfolge einzelner Skizzen herausgegeben, die sich durch geistreiche Auffassung und lebendige Darstellung auszeichnen. Wir glauben, daß unsere Leser uns einige Auszüge aus diesem Werke, welches im Originale Aufsehen erregt hat, Dank wissen werden.

1. Die Mode.

Die Mode ist nicht so ganz eine Sache des Zufalls, wie es scheint. Es besteht ein geheimnißvoller Zusammenhang zwischen den Meinungen eines Volkes und seiner Tracht. Der herrschende Gedanke einer Generation übt jeder Zeit mehr oder minder Einfluß auf den Gang der Nadel; um den Geist einer Generation kennen zu lernen, genügt es, einen Blick auf die Garderobe zu werfen.

So geht man zu einer Zeit der Gedanken oder der Handlungen kürzer zu Werke; man verfährt sparsam mit dem Tuche: man bedeckt den Körper, das ist Alles; aber dabei trägt man Sorge, ohne die Kleidung zu erweitern, sie so einzurichten, daß dem Körper Leichtigkeit, Lebendigkeit und Bewegung bleibt.

Zur Zeit der Fronde z. B., der glorreichen Zeit, die ganz zu Gunsten Ludwig's XIV. in Folge eines historischen Diebstahls ausgebeutet wurde, der noch ungestraft geblieben ist, zu dieser Zeit, welche Schlag auf Schlag, etwas früher oder etwas später, das Genie eines Descartes, eines Corneille, Pascal, Molière, La Fontaine, Poussin, Turenne, Condé ꝛc. hervorgebracht hat, in dieser unternehmenden Stunde der Geschichte nahm der Schnitt der Kleidung das finstere Wesen eines Lebens des Nachdenkens und des Kampfes an: einfache Formen, dunkle Farben, brauner Stoff, Büffelleder, das Haar natürlich gewachsen; das war die Tracht des Mannes, des Denkers oder des Soldaten.

Die Frau ihrerseits trug ein bescheidenes Kleid, welches in anständigen Falten sich den Biegungen des Körpers anschloß und bei jedem ihrer Schritte die ganze Anmuth ihres Körpers wiederspiegelte. Es war nicht der Stoff, der das Weib verschlang und es gewissermaßen vor dem Blick vernichtete; es war das zugleich sichtbare oder unsichtbare Weib, welches in den Stoff sich kleidete und ihn mit dem harmonischen Rhythmus ihrer Schönheit belebte.

Aber nun führte Ludwig XIV. in Versailles eine Politik der Unterdrückung und der Prahlerei, der Heuchelei und der Gewaltthat ein: es soll in Frankreich nur noch einen Mann geben, und das bin ich; einen Mann, der das Recht hat zu denken, und das werde ich sein, der Sohn, der Schüler und der Zögling Mazarins. Für alles. Uebrige vollkommene Nachsicht; ich werde aus meinem Palaste die Schenke und den Harem meines Adels machen. Nun wurde durch die Eingebung dieser falschen und prunkhaften Regierung das Kostüm prahlerisch, lügenhaft; man verlängerte sich nach allen Richtungen, durch die Perrücke und die Hackenabsätze; man bekleidete sich mit Bändern vom Kopf bis zu den Füßen, man maskirte sich, indem man sich schmückte. Ein Weib aus Poitou, mit Namen Montespan, erfindet die Reifröcke, um ihre Göttlichkeit zu erweitern und es zu verbergen, wenn sie guter Hoffnung ist. Die Regentschaft, die dann folgte, übertrieb diese Mode noch. Mit der Geschichte in der Hand kann man behaupten, daß, je mehr eine Zeit an Leben und Gedanken verliert, desto mehr die Kleidung ihr Gebiet erweitert.

Zu unserer Zeit scheint die Mode selbst die Reifröcke noch auf das Gebiet des unendlich Kleinen verwiesen zu haben; sie hat die Gränzen des Möglichen so weit ausgedehnt, daß, wenn man eine elegante Dame gehen sieht und hinter ihr das Kleid in einer solchen Entfernung vom Schwerpunkte flattert, man fürchten kann, die Dame würde drei Viertel ihrer Person auf dem Wege verlieren.

Wenn wir, um diese ungeheuren Umfänge der Frau unterzubringen, wenigstens noch die umfangreichen Gemächer der früheren Zeit hätten; aber in unseren beschränkten Zimmern, in denen der Platz mit strenger Hand ausgemessen ist, wie können wir da alle diese umfangreichen Stoffe, alle diese mit Spitzen besetzten Hühnerkörbe unterbringen?

Dieß ist indeß nur die komische Seite der Frage; hier die finsteren Folgen derselben: Wenn ein Weib ausschließlich dahin trachtet, in der Sonne zu glänzen und durch die Falten ihres Kleides ein Geräusch zu machen wie eine Klapperschlange, dann strebt sie zu gefallen; von der Koketterie bis zur Galanterie ist aber nur die Entfernung der Gelegenheit. Wie fest auch der Tritt eines Weibes sein wird, so gleitet ihr Fuß doch einen oder den andern Tag aus, und in Gedanken ist er bereits ausgeglitten; es ist nicht die Absicht, welche mangelt, sondern die Dreistigkeit.

Bei einer leeren Seele erzeugt die Unthätigkeit nothwendiger Weise die Langeweile; die Langeweile ihrerseits strebt nach Zerstreuung. Man sehe nur das Weib sich selbst allein gegenüber. Wenn sie ihr Gesicht eine Stunde lang in dem Spiegel betrachtet hat, kann sie die Selbstberathung nicht mehr länger aushalten; sie fühlt das Bedürfniß, dem eigenen tête-à-tête zu entrinnen, gleichviel wie und unter welcher Bedingung. Hier sehen wir z. B. eine junge Mutter, zwei Mal

Digitized by Google

Mutter sogar, die an ihrem Vermählungstag ein Hotel geschenkt bekam. Sie träumt in diesem Augenblicke neben der Wiege ihres Kindes. Die Flamme knistert leise in dem Ofen. Eine Kerze, die mit einem Lichtschirm bedeckt ist, verbreitet in dem Zimmer ein leises Mondscheinlicht. Man hört in diesem köstlichen Halbdunkel selbst nicht einmal den Pendel der Uhr. Sie hat die Feder derselben zerbrochen, um, wie sie sagte, für alle Zeit die Stunde eines letzten Besuches zu bezeichnen. Sie ruht halb zurückgeworfen in einer Causeuse, in den bauschigen Fluthen des Cashmirs. Ein King Charles liegt auf ihrem Knie. Sie aber, den Kopf auf einen Arm gestützt, der mit vier Armbändern belastet ist, und das Augenlid halb geschlossen, denkt in diesem Augenblicke über ein Problem moralischer Geometrie nach; sie sucht für ihr nächstes Ballkleid die mathematischen Linien, bei welchen eine Frau entblößt sein kann, ohne deßhalb aufzuhören bekleidet zu sein. Und weiß man, weßhalb sie so ist? Weil ein unbescheidener Kavallerie-Offizier sie mit der Venus von Milos verglichen hat. Ihr aber liegt daran, zu beweisen, daß sie leicht selbst gegen eine Göttin des Olymps die Konkurrenz aushalten kann.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eine nächtliche Jagd auf den Dächern.] Am 27. April Abends 9 Uhr kam in ein Haus der Schwefelgasse in Prag eine gegenüber wohnende Person und zeigte dem Bewohner des dritten Stockes an, es seien Diebe auf seinem Boden, sie hätte dieselben vom offenen Fenster aus bemerkt und gehört, wie sie sich unter einander verabredeten, ihren Coup auszuführen, aber einer derselben sie vor dem vorzeitigen Beginnen mit den Worten abhielt: „Fangen wir noch nicht an, es ist Licht in der Wohnung.“ Auf diese Mittheilung hin wurden noch einige Personen des Hauses und die Dienstboten requirirt und mit Stöcken, Hacken, Schürreisen und anderen Vertheidigungs-Instrumenten wurde der Einfangszug der Diebe unternommen. Da aber die Bodenlokalitäten in diesem Hause sehr geräumig sind, mußte sich das fliegende Korps vertheilen. In einer Bodenabtheilung fand man wirklich zwei Kerle; in demselben Augenblicke aber, als man eintrat, sprangen sie zum Bodenfenster, schwangen sich hinaus und kletterten auf das Dach. Indessen hatten sich auch auf der Straße Leute angesammelt, welche eine vorübergehende Patrouille anriefen und dieselbe auf die auf dem Dache kauernden Diebe aufmerksam machten. Zwei Polizeileute gingen ins Haus und stiegen mit den Gewehren auf das Dach. Allein die Diebe waren flinker und retirirten sich auf das Dach des gegenüberliegenden Hauses. Doch daselbst waren sie auch noch nicht in Sicherheit; denn eine zweite Patrouille, die ebenfalls requirirt wurde, rückte ihnen von dieser Seite auf den Leib, was die Diebe bewog, den gewagten Ritt auf ein anderes Haus zu machen und sich da hinter den vorspringenden Simsen zu verbergen. Hier blieben sie, gegen Verfolgung geschützt und selbst unangreifbar, da die Steinverkleidung sie schützte, niedergekauert und ergriffen später das Weite, ohne daß man ihrer habhaft werden konnte.

[Ein Prachtwerk.] In diesen Tagen ist das Prachtwerk, welches Kaiser Alexander II. von Rußland zur Erinnerung an seine Krönung zu Moskau in Paris hat anfertigen lassen, zur Vertheilung gelangt. Die Exemplare überraschen schon durch ein Format, welches an Größe alles in diesem Fache Geleistete übertrifft, und diesem Format entspricht auch der Inhalt. Der Text, französisch geschrieben, wird etwa sechszig bis achtzig Bogen umfassen. Die Kosten der Herstellung der in lithographischem Buntdrucke ausgeführten Kunstbeilagen, etwa dreißig an der Zahl, sollen allein, ohne Berechnung der Komposition des Originals, eine Million Franks betragen haben.

Der Photograph Nadar, der bereits die Katakomben von Paris durch elektrisches Licht beleuchten ließ, um Lichtbilder dieser unterirdischen Hallen aufnehmen zu können, der sich auch durch die Wiedergabe von Luft und Wolkenschichten auf photographischem Wege große Verdienste erworben, läßt sich gegenwärtig einen riesigen Luftballon bauen, mit dem er in Begleitung von etwa 20 Freunden — eine kleine Luftreise nach Afrika antreten will, um photographische Bilder von oben herab aufzunehmen. Die Sache klingt wie Scherz, ist aber ganz ernsthaft gemeint.

[Eine seltene Trauung] hat dieser Tage in Proßnitz stattgefunden; der Bräutigam zählte bereits 85, die Braut 70 Jahre! Wenn diesem Ehepaar der der Himmel noch auf Erden zu Theil werden soll, müssen sie sich sputen!

Auch das Fürstenthum Liechtenstein hat jetzt eine Zeitung. Sie wird in Feldkirch gedruckt und erscheint monatlich zweimal. Amtliche Erlasse, Landesfragen, landwirthschaftliche Gegenstände sind ihr bescheidener Inhalt.

Redaktion: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 110 Freitag, 8. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ist der Premierlieutenant dabei?“ fragte der wachhabende Offizier.

„Nein,“ lautete die Antwort.

„Nicht! Nicht? Und es ist schon drei Viertel auf Acht.“

„Dießmal scheint er sich zu vergessen,“ meinte einer der Offiziere.

Fünfzehn Minuten besaß also Lothar um seine Ehre zu retten. Wenn er sechszehn ausblieb, so war dieselbe nach seinen Begriffen befleckt.

Der bedeutungsvolle Schlag ertönte. „Ist der Premierlieutenant Canitz da?“ wurde gefragt. Die Lippen der Anwesenden öffneten sich zu einem Nein, als eine klare Stimme antwortete:

„Hier bin ich!“ Lothar stand auf dem Verdeck; zwar triefend von Wasser, aber mit beibehaltener Würde und beschützt von der Dunkelheit.

Die Nachtwache hatte begonnen. Der Kapitän und alle übrigen Offiziere kamen später am Abend an Bord. Die Fregatte hatte Befehl zu Absegeln erhalten, und zwar war die Fahrt auf nächsten Morgen in aller Frühe festgesetzt.

Die italienische Nacht hüllte Meer und Land in die Falten ihres dunkeln Mantels. Alles war so still. Die warme Luft erfüllte das Herz mit Sehnsucht oder Wehmuth. Nur die Tritte der Nachtwache auf dem Verdeck unterbrachen die vollständige Stille, die herrschte. Lothar stand da und starrte in die Finsterniß hinaus — seine Brust hob sich unruhig — da drinnen war es Nacht, aber eine Nacht voll von heftigen Stürmen und bitteren Kämpfen. Ein verzweifelter Schmerz raste in ihm bei dem Gedanken an das Unheil, das Tage angestiftet. — Schuldfried, sie die er inniger als sein Leben und seine Wohlfahrt geliebt, hatte ihn gerufen, und er hatte dem Ruf nicht Folge geleistet. Lothar begriff selbst nicht, woher er die Gewalt über seinen Zorn gewann, so daß er Tage nicht auf der Stelle tödtete. Zum Erstenmal verfluchte Lothar seinen Dienst und die grausame Nothwendigkeit, die ihn zwang auf das Schiff zurückzukehren, während er ganz Neapel hätte durchsuchen mögen, um sie wieder zu finden.

Im Frieden der Nacht wurden die stürmischen Gefühle von traurigen und bittern abgelöst. Seine Eifersucht gegen Tage, die bisher seinen ganzen Unwillen dirigirt, hatte sich in eine namenlose Erbitterung, eine stolze Verachtung verwandelt. Tage hatte Lothar den größten Schmerz bereitet, den Jemand ihm verursachen konnte und sich dadurch gleichsam außer den Bereich aller kleinlichen Verfolgungen gestellt. Die Wunde, die er Lothar geschlagen hatte, war zu groß um in Tages Demüthigung eine Linderung finden zu können.

Sein Blick richtete sich in der dunkeln Nacht auf Neapel. Dort — dort konnte er sie wieder finden. Er brauchte bloß über dieses Wasser zu rudern, das ihn vom Lande trennte, nach Castellamare zu gehen, sie aufzusuchen und ihr zu erklären, was ihn am Kommen verhindert hatte; Alles wäre damit versöhnt gewesen; aber er war an das Verdeck der Fregatte gefesselt, und als der Tag kam, um die Nacht abzulösen, so hatte das Schiff sich von Neapel entfernt und ihn vielleicht auf ewig von Schuldfried getrennt.

Wäre Lothar vor vier Jahren in diese Lage versetzt worden, so hätte er Dienst und Ansehen über die Klinge springen lassen. Er hätte Tage getödtet und lieber sich selbst ins Unglück gestürzt, als Etwas unversucht gelassen, um Schuldfried wieder zu sehen. Liebte er sie also jetzt weniger? Nein, aber er war ein Mann geworden, der das Gefühl mit seinem Willen zügelte, der die bittersten Prüfungen, die härtesten Schläge, welche das Schicksal ihm zuschickte, mit aufgerichtetem Haupte ertragen konnte. Ueber seine Handlungen, über sein ganzes Leben hatte er Pflicht und Ehrgefühl zu Wächtern gesetzt.

Der Morgen kam und die Fregatte hatte Neapels schöne lachende Ufer hinter sich.

Auf einer der Kanonenlucken der Batterie stand Lothar und folgte mit schwermüthigen Blicken der einst so theuern Woge, die ihn jetzt von dem Einzigen trennte, was er auf Erden liebte. Wann und wo sollte er Schuldfried wieder finden? Vielleicht niemals. Lothar fühlte sich versucht, dasselbe Meer zu verfluchen, mit dem er sich vor Kurzem noch vermählen zu können gewünscht hatte. O du ewig unbeständiges Menschenherz, worin Liebe und Abscheu so leicht wechseln!

Digitized by Google

„Ich habe den Auftrag erhalten, Ihnen, Herr Baron, diesen Brief zu überreichen," sagte eine Stimme hinter Lothar. Er wandte sich um; es war Dr. Wagner, der ihm ein Billetchen zustellte. Schweigend nahm Lothar es entgegen. Seine Hand zitterte heimahe, als er das Siegel erbrach und die wenigen Zeilen durchlas:

„Schuldfried ist also vergessen. Lothar wollte ihr keine Gelegenheit geben, sich zu erklären. — Möge Gott Ihnen den Schmerz verzeihen, den Sie ihr bereitet haben und möge er unsere Lebenswege nie mehr zusammenführen! Leben Sie glücklich, das wünscht

Schuldfried."

Eine lange Weile blieb Lothar unbeweglich. Es war ihm als hätte Jemand mit einem glühenden Eisen die Wunde in seinem Innern berührt. Darauf fragte er den Doktor, ohne sich gegen ihn zu wenden:

„Wie ist dieses Billet in Ihre Hände gekommen?"

„Ein Herr übergab es mir, als ich und der Kapitän in die Schaluppe stiegen, die uns gestern Abend an die Fregatte führen sollte", antwortete der Doktor.

„Wissen Sie nicht, von wem es ist?"

„Nein, Herr Baron, ich habe nicht darauf gesehen, als ich es empfing."

Bei dieser Antwort wandte sich Lothar hastig um und fixirte den Doktor, der ganz ruhig seinen Blick aushielt.

Es war zwei Tage nach der Abfahrt von Neapel. Der Wind war die ganze Zeit widrig gewesen, die Fregatte war mit ihrem Kreuzen ungefähr zwei Grade südlicher gekommen. Der Aetna war sichtbar geworden, und die Fregatte hatte sich dann ostwärts gewandt, indem sie ungefähr 6 bis 7 Knoten zurücklegte.

Es war ein finsterer, unglückverkündender Abend. Zwischen Lothar und Tage war seit der Abfahrt von Neapel kein Wort gewechselt worden. Alle Bemerkungen von Lothars Seite hatten aufgehört. Er versah seinen Dienst mit derselben Pünktlichkeit und Genauigkeit wie früher, aber ohne sich um Tages Leistungen zu bekümmen. Lothars bleiches Gesicht war noch bleicher und ernster geworden. Am genannten Abend schritt Tage, der die Wache hatte, still und düster auf dem Back umher, indem er zu den schwarzen Wolken emporschaute, die über den Himmel hinjagten.

Mit einer eigenthümlichen bittern Befriedigung, suchte er eine Aehnlichkeit zwischen seinem eigenen Seelenzustand und dem Sturm, der bald ausbrechen sollte. Ein dumpfes Gebrumme ließ sich wie eine vorausgeschickte Warnung hören; ein Riesenseufzer hob den Busen der Woge, als hätte sie Luft eingeathmet für das Gebrüll, das aus ihren Lungen ausgehen sollte.

„Gut, wir bekommen einen Kampf mit den rasenden Elementen," dachte Tage. „Ich muß dem Tod in's Weiße des Auges sehen, um die Hölle in mir zu vergessen. Sturmgeheul und Donnergetöse wird meine Qualen wenigstens für den Augenblick in den Schlaf lullen."

„Wir bekommen eine schwere Nacht," sagte eine Stimme hinter ihm. Er wandte sich um; es war Lothar, der seinen Platz auf dem Halbdeck verlassen hatte und vor ihm stand. Tage betrachtete ihn einen Augenblick; dann wandte er ihm den Rücken und wollte weiter gehen.

„Lieutenant Aberney," begann Lothar von Neuem, „wir bekommen schlimmes Wetter."

In dem Augenblick zuckte ein Blitz aus dem Schooß der schwarzen Wolke und beleuchtete den Raum mit seiner Flamme. Darauf folgte ein Donnergetöse, als ob der Himmel einstürzen wollte, und das Meer beantwortete es mit einem wilden Gebrülle. Es war der erste Akkord, welchen der Herr des Sturmes bei dem jetzt auszuführenden Konzert anschlug, und nun kam eine Pause.

„Wir werden strenge Arbeit haben," sagte Lothar mit einer ungemein milden und klaren Stimme.

„Hat der Chef Sie geschickt, um mir das zu sagen?" fragte Tage höhnisch.

„Ja, Er der unser Aller Chef ist, Er der uns den Sturm schickt."

„Verrichten Sie die Arbeit des Herrn?"

„Zuweilen; — wenigstens gehorche ich in diesem Augenblick der Einwirkung einer höheren Macht, als meine Erbitterung ist, auf mein Gemüth. Lieutenant Aberney, wir haben einander gehaßt."

„Haben gehaßt; sagen Sie lieber: wir hassen, und zwar mit jedem warmen Blutstropfen."

„Fühlen Sie in einem Augenblick, wie der jetzige, nicht die Schwere dieses unversöhnlichen Hasses?"

„Nein."

„Das würde beweisen, daß Ihr Herz für alles Andere als Egoismus gefühllos ist. Sie haben mir das größte Leid zugefügt, das irgend ein Mensch mir zu bereiten vermochte. Sie hätten mir meine Ehre, mein Vermögen, mein Leben nehmen können, und ich würde Ihnen verziehen haben; aber mir das Einzige zu rauben, was Werth für mich besaß, das war mehr, als ich verzeihen zu können glaube, und dennoch biete ich Ihnen jetzt meine Hand zur Versöhnung. Im nächsten Augenblick wird vielleicht Einer von uns vor dem Thron des Höchsten stehen, und ich wenigstens will nicht mit unversöhntem Herzen vor Gottes Richterstuhl treten. Ich will nicht mit einer feindlichen Gesinnung gegen Jemand sterben."

Lothar bot Tage die Hand; dieser aber schob sie bei Seite mit den Worten:

„Im Tod wie im Leben bin und bleibe ich Ihr Feind. Wenn des Meeres Tiefe heute Nacht mein Grab wird, kann ich mir Glück wünschen, daß ich dadurch von Ihrem Anblick befreit werde."

„Ich beklage Sie," war Alles, was Lothar sagte; dann kehrte er auf seinen Platz auf dem Hintertheil zurück.

Digitized by Google

Es dunkelte immer mehr; die Flügel des Sturmes schwebten über die Wellen hin. Lothar kommandirte das Manöver zur Einziehung des zweiten Reffs im Marssegel.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Sittenbilder.

(Schluß.)

2. Ein Schneider.

Wenn die Frau sich zu sehr zeigen will, gelangt der Luxus dahin, ihr jedes Gefühl der Schamhaftigkeit bald zu rauben. Die leichtfertigen Herzoginnen der Regentschaft endeten damit, ihre Kammerjungfern unter ihren Lakaien zu wählen. Es waren die Bedienten, welche ihren Schnürleib schnürten oder ihnen die Bänder der Kravate befestigten.

Nun gut; sollte man glauben, daß man mitten im 19. Jahrhundert Schneiderinnen sieht, welche einen Bart tragen? — Männer, wirkliche Männer, wie die Zuaven, welche mit ihren derben Händen den vornehmsten Damen von Paris das genaue Maß nehmen, sie bekleiden, entkleiden, vor sich drehen und wenden lassen, weder mehr noch weniger als die Wachsbüsten in den Auslagefenstern der Coiffeurs? Man kennt jedenfalls die Rue de la Paix, die so genannt wird, weil sie den Krieg unter der Gestalt einer Säule feiert. Dort wohnt irgendwo ein Engländer, der in der Welt der Fabulas einer ungeheuern Popularität genießt. Man muß gestehen, daß dieser Engländer eine neue Kunst erfunden hat, die Kunst, die Taille der Frau mit einer bisher noch unbekannten Genauigkeit zu bezeichnen. Er besitzt das heilige Feuer des Scheerenschnitts und das Genie des Ausschnitts. Er weiß ganz genau, wo der Stoff anliegen und wo er bauschen muß. Er unterscheidet auf den ersten Blick an dem Wuchse einer Frau, was er dem Auge zu zeigen oder was er ihm zu entziehen hat. Die Vorsehung hat ihn eigens dazu geschaffen, wie es scheint, um das Gesetz der Krinoline und die Bogenlinien des Unterrockes zu ergründen. Er ist übrigens ein vollkommener Gentleman, stets glatt rasirt, frisch frisirt, im schwarzen Frack, weißer Halsbinde, Batistmanschetten, an dem Handgelenk mit einem goldenen Knopfe befestigt. So übt er sein Amt mit der ganzen Würde eines Diplomaten, der das Loos der Welt in einem Schubfache seines Gehirns trägt. Wenn er ein Kleid auf einer lebendigen Puppe anprobirt, so geschieht das mit der vollsten Sammlung; er berührt, er ergründet, er bezeichnet die falschen Falten des Stoffes mit Kreide. Von Zeit zu Zeit tritt er zurück, und um sein Werk aus der Entfernung besser beurtheilen zu können, legt er die zusammengebogene Hand an das Auge und blickt durch diese Oeffnung eines Fernrohrs; dann verbessert er mit begeistertem Finger die unterbrochene Modellirung der Robe an dem Körper der Dame. Zuweilen bringt er hier eine Blume an, probirt dort eine Bandschleife, um die Harmonie der ganzen Toilette beurtheilen zu zu können. Während dieser Zeit läßt die neue Eva, welche in der Bildung begriffen ist, regungslos und ergebungsvoll den Schöpfer schweigend sein Werk vollenden. Endlich, wenn er den Taffet wie Thon durchgeknetet und ihn nach seinem Ideale modellirt hat, nimmt er Platz am Ende des Salons, auf einem Kanapee, den Kopf zurückgeworfen, und nun gebietet er die Bewegungen. „Rechts, Madame!“ — Und die Dame macht eine Viertelswendung. — „Links!“ — Die Kunde wendet sich nach der entgegengesetzten Richtung. — „Von vorn!“ — Madame steht den Künstler an. — „Von hinten!“ — Sie zeigt dem Maestro ihren Rücken. — So vollbringt eine deutsche Prinzessin, die in Paris akklimatisirt ist, nach den Befehlen eines Mannes eine vollständige Umdrehung. Darauf verabschiedet er sie mit einer gebieterischen Handbewegung. „Es ist gut, Madame!“

Ich habe den elensinischen Geheimnissen nicht beigewohnt; ich kenne sie nur durch das verrätherische Geschwätz der Eingeweihten. Hier aber ist, was ein leises Geflüster mir in das Ohr gesäuselt hat: Die eleganten Damen von Paris, welche von Bewunderung durch die schönen Façons ihrer Nähterin im Pantalon ergriffen wurden, gelangten zuletzt zu dem Glauben, daß der Mann, welcher so gut eine Robe zu machen verstand, sie selbst auch am besten anziehen müßte. So sieht man denn am Abend eines Hofballes, eines Balles im Stadthause oder eines Empfanges im Palais Royal mit dem Schlage 10 Uhr vor der Hausnummer des ausländischen Schneiders eine lange Reihe von Equipagen halten. Die Gebieterinnen steigen die Treppe zum Tempel der Toilette hinauf; sie empfangen bei ihrem Eintritte eine Nummer, die ihre Reihe bezeichnet, und treten dann ein in einen Wartesaal. Da sie nur Eine nach der Andern vor dem Hohenpriester des Unterrocks erscheinen können und die Empfangsnummer ihre Reihenfolge bezeichnet, müssen die Zuletztgekommenen oft lange Zeit warten. Aber eine gartsinnige Aufmerksamkeit des Herrn vom Hause hat es versucht, die Anstrengungen des Antichambrirens so viel als möglich zu erleichtern. Ein reichbesetztes Buffet bietet den später Gekommenen den positiven Trost der Fleischwaaren und der Pasteten; die ätherischen Göttinnen der Salons von Paris sammeln hier Kräfte für die Polka, indem sie bescheiden von der Gänseleberpastete zulangen und sie mit Malvasier anfeuchten. So auf Kosten der Anstalt erfrischt, trotzen sie mit unerschrockenem Herzen der Operation der Toilette; der Meister expedirt sie

Digitized by Google

Eine nach der Andern und fertigt sie schnell ab; er sieht, er betrachtet; noch eine letzte Berührung, noch eine Nadel, und Madame ist zu einem Musterbilde der Eleganz geworden.

Indeß, wie jeder große Künstler, hat auch dieser Sohn Albions seine Launen. Er kleidet ohne Zweifel alle Damen, allein er zieht die vor, welche schon von der Natur selbst reich mit Stoff begabt sind. Er findet, daß sie seinem Talent mehr Ehre machen und es in ein helleres Licht setzen; er bewahrt für sie die ganzen Aufmerksamkeiten und die sinnreichen Schmeicheleien seines Geschäfts. Was die leichten Schönheiten betrifft, die nur die streng erforderliche Quantität des Umfanges erhalten haben, um nicht ein reiner Geist zu sein, so willigt er zwar ein, sie zu kleiden, allein ohne Schwung, nur als Gewissenssache.

Ich bin weit entfernt, durch diese Worte irgend einen Tadel zum Nachtheil des englischen Künstlers oder gar seines Charakters auszusprechen; er versieht sein Geschäft, und das ist sein Recht, seine Pflicht.

Was soll man aber von seiner Kundschaft denken, von der Aristokratie, die, wie ich zugebe, tugendhaft und vielleicht sogar fromm ist, die aber gleichwohl sich selbst und ihren Mann so sehr vergißt, daß sie im tête-à-tête mit einer männlichen Schneiderin das gefahrvolle Problem zu lösen versucht, wie weit ein Corsett abstehen oder ausgeschnitten sein muß, und die dem Arbeiter gestattet, als oberster Schiedsrichter sich durch das Tastgefühl von den Nothwendigkeiten der Toilette zu überzeugen?

Mannigfaltigkeiten.

[Mädchenräuber.] Aus Zara schreibt man: Ein alter Brauch, der in den letzten Jahrzehnten abgenommen hatte, in jüngster Zeit aber wieder in sehr bedenklicher Weise gang und gäbe wird, und der Gesittung unserer slavischen Bevölkerung große Hindernisse in den Weg legt, verdient wahrlich die Aufmerksamkeit der kompetenten Autoritäten in hohem Grade. Dieser Brauch ist: Das Heirathen durch Raub. Die Heirathslustigen nämlich rauben das Mädchen ihrer Wahl vom Felde oder von der Weide weg. Im Kreise von Zara greift diese Verwilderung der Sitten immer mehr um sich. Früher war dieser Brauch auf die entlegenen Ortschaften in den Bergen und auf die griechischen Glaubensgenossen beschränkt; jetzt hat er sich auch unter den Katholiken, den Küstenbewohnern und selbst unter den Insulanern, wo er früher unbekannt war, verbreitet. Es werden jetzt, wie man behauptet, wenige Ehen mehr unter den Landleuten geschlossen, denen nicht ein Raub oder eine Entführung aus dem väterlichen Hause vorausgeht. Die Hauptursache dieses Uebelstandes schreibt man den Militär-Urlaubern zu, unter denen sich die meisten in dieser althergebrachten Weise eine Lebens- oder eigentlich eine Leidensgefährtin verschaffen sollen. Die Formalitäten und Schwierigkeiten, die sich ihnen zur Erlangung einer Heirathslizenz in den Weg stellen, sind ihnen zu beschwerlich und sie ziehen es vor, sich ihre Bräute durch Entführung zu verschaffen und die Theorie der vollendeten Thatsachen zur Geltung zu bringen. Die Folgen dieses Brauches sind aber unheilvoll. Diese Entführungen finden meistens Nachmittags, am Ende irgend eines Jahrmarkts statt — im Rausche, ohne Ueberlegung; oft haben sich der Räuber und die Geraubte früher gar nicht gekannt. Sie wird von einer schönen Gestalt, von der eleganten Kleidung oder dem reichen Waffenschmucke des Entführers geblendet. Der letztere aber macht oft Jagd auf eine gute Mitgift. Im Dorfe Z— kann eine junge Wittwe, deren Wohlstand bekannt ist, nie ohne eine Bedeckung sich vom Hause entfernen, aus Furcht vor den Entführern.

[Acht Menschen verbrannt.] Zu Engelschwand im badischen Amt Waldshut brach in der Nacht vom 28. auf den 29. April bei einem heftigen Westwinde in einem Strohhaus Feuer aus, welches dieses und zwei benachbarte Häuser schnell in Asche verwandelte. In dem Hause wo das Feuer entstanden und in dem nächstgelegenen waren die Bewohner schon im Bette und konnten sich nicht mehr retten, wodurch zwei vollständige Familien mit acht Personen dem rasenden Element zum Opfer fielen. Nur in dem dritten Haus konnten die Bewohner ihr nacktes Leben retten.

[Kaiser Napoleon hält auf Disziplin.] Am 28. April hat der Kaiser Napoleon eine große Revue über sämmtliche Truppenkörper der Pariser Garnison abgehalten. Bei der letzten Revue über die kaiserliche Garde übernahm der Kaiser, da er bemerkte, daß einige Kompagnien schlecht marschiren, selbst das Kommando; als dennoch beim Defiliren andere Kompagnien noch mangelhafter auftraten, schickte der Kaiser den Marschall Regnault St. Jean d'Angely auf 8 Tage in Arrest.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der L. Mallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 111 Samstag, 9. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Auf hoher See und bei starkem Wind bildet ein großes rollendes Schiff, so in der Vogelperspektive gesehen, wie diejenigen es sehen, die an den Rudern liegen, einen höchst eigenthümlichen Anblick, wenn es in der ringsum schäumenden See arbeitet und sich wälzt, die jeden Augenblick über den Bug schlägt und das Verdeck mit gewaltigen Wassermassen überspült. Für diejenigen, die unter diesen Umständen das Segel einziehen sollen, sind die Bewegungen sehr heftig. Sie liegen droben und schwingen sich auf eine so gefährliche Art von einer Seite auf die andere, daß sogar ein alter und gelbter Matrose schwindlig werden kann.

Die See wuchs, der Sturm nahm überhand, und wenn eine Finsterniß in einer kohlschwarzen Nacht undurchdringlicher erscheinen kann, als die andere, so ist es diejenige wenn ein Sturm dem einsamen Segler naht und ihn in seinen vernichtenden Schooß aufnimmt.

Ein rasselndes Getöse, wie wenn tausend Wägen auf einer gepflasterten Straße führen, wurde in der Entfernung gehört und übertönte das Brausen des Meeres; darauf kam der erste Windstoß mit einem wilden Schäumen, das wie ein Schneefall Segel und Verdeck bedeckte. Darauf kam ein Blitz oder vielmehr zwanzig Blitze, denn das ganze Firmament stand eine Sekunde lang in Flammen. Es war Gottes Namenszeichen in dem unermeßlichen Raum. Der Sturm begann jetzt ernstlich seinen schrecklichen Gesang erschallen zu lassen.

Lothar ließ den Chef in Kenntniß setzen, der halb angekleidet auf's Verdeck kam und sogleich die ganze Mannschaft herauskommandirte. Im Nu schwärmten, wie die Bienen aus ihrem Korb, die Matrosen heran, einige kaum bekleidet, alle aber bereit in Regen, Finsterniß und Sturmgeheul Leib und Leben für das Schiff und für einander zu wagen. Das Ungewitter nahm auf eine furchtbare Art zu. Der Sekondelieutenant ergriff das Sprachrohr. Alle Offiziere nahmen ihren Posten ein, wie bei einem allgemeinen Manöver. Nicht ein einziges Licht erhellte diese Scene. Bei den flammenden Blitzen konnte man jedoch diese Gestalten mit den sehnigen Armen und den energischen Gesichtern entdecken, die bereit standen, beim ersten Wort sich in das Takelwerk zu stürzen, um Brust an Brust mit dem rasenden Sturm einen Zweikampf auszufechten, wer herrschen solle, seine oder des Menschen Kraft.

Offiziere und Unteroffiziere standen mit festem Vertrauen auf einander an den Enden und fühlten und tappten umher, ob Alles klar war. An ein Sehen war nicht zu denken. Durch das Sturmgeheul und Wogengetöse ertönte die Stimme des Lieutenants:

„Enterk, beschlagt das Vor- und Kreuzmarssegel!"

Bei einem blendenden Blitz sah man eine lange Reihe von Gestalten die im Wasser auftauchten. Es war als hätte das Meer seine Todten zurückgegeben, die triefend von Salzschaum ganz leise ihre Himmelfahrt anträten.

Tage, der seine Station auf dem Halbverdeck und Befehl erhalten hatte, nach der Befestigung der Boote zu sehen, war zugleich mit einigen Matrosen damit beschäftigt. Auf einmal kam ein schreckliche Querwelle und schleuderte die Fregatte mit solcher Macht auf die Seite, daß einen Augenblick Alles unter einander herumtaumelte. Während dieses Tumultes hörte man einen ungewöhnlichen Knall, wie wenn eine Eisenstange bricht, und darauf einen Schrei. Ehe auch nur die Hälfte der betäubten Mannschaft sich auffaffen konnte, erscholl wie tönendes Erz die Stimme Lothars mit dem Rufe:

„Ein Mann über Bord!"

Der Unglückliche war kein anderer als Tage. Er hatte sich im Sturz an einem Bootshaken verfangen und hing bereits ganz bewußtlos darin. Lothar beschloß sein Leben an die Rettung seines unversöhnlichen Gegners zu wagen. Unter tausenderlei Gefahren, wovon nur Seeleute einen Begriff haben, und zu deren Schilderung eine erfahrenere Feder, als die unsrige erforderlich ist, wurden die Anstrengungen des heldenmüthigen Mannes, der auch im mißlichsten Augenblick seine Geistesgegenwart nicht verlor, endlich gekrönt.

Mehrere Stunden lang heulte und raste der Sturm noch fort; die Fregatte tauchte auf und nieder; Lothar spürte nichts von dem Peitschen des Windes, hörte sein unheimliches Gepfeife nicht; er dachte nicht daran, daß er ganz durchnäßt war; nein, in seinem Innern war es so hell und friedlich.

Digitized by Google

„Mutter!“ dachte er, „Du wirst mit Deinem Sohne zufrieden sein. Jetzt, Schuldfried, bin ich würdig von dir geliebt zu werden. Wer ist heute besser, der einst so tief verachtete Canip oder dieser Tage, dem Du ihn aufopfertest? Ach! daß ich eine ganze Reihe stolzer und edler Thaten auszuführen vermöchte, um am Schluß meines Lebens sagen zu können, mein eigener Werth habe meinen Namen rein gewaschen! Die meiner unwürdige Schwäche, eine Folge meiner Erbitterung gegen ihn, ist heute Nacht im Schooße des Meeres begraben worden. Zur Sühnung der Schläge, die ich ihm einst versetzt, habe ich sein Leben gerettet. Ich habe es jetzt gerettet, obschon mein Herz von der Wunde blutet, die seine letzte Handlung mir geschlagen. Ich habe also das Böse mit Gutem vergolten. Ich kann es wagen, stolz auf mich selbst zu sein. Das Leben hat bei all seinen Schmerzen doch auch schöne Augenblicke; ein solcher Augenblick wie dieser, wiegt Alles auf, und sollte der Rest meines Daseins so freudelos sein, wie die Vergangenheit war.“

* * *

Die Tage am Bord der Fregatte verflossen nach dem erzählten Ereigniß, ohne daß etwas Wichtiges sich zutrug: Wachen, Exerzitien, Besprechungen im gemeinschaftlichen Salon und Promenaden auf dem Verdeck oder der Batterie. Lothar war nach der Sturmnacht der Günstling aller seiner Kameraden geworden. Man wetteiferte, ihm seine Hochachtung zu bezeugen. Lothar selbst war sich so ziemlich gleich, still und ernst; doch erwiderte er das freundliche Entgegenkommen seiner Kameraden mit einem verbindlichen Wesen, statt seiner frühern, beinahe abstoßenden Kälte, womit er sonst alle Versuche zur Herstellung eines vertraulichen Verhältnisses abgewiesen hatte. Mit ausgesuchtem Takt bewies er, daß er die Achtung, die man ihm in Folge seines schönen Benehmens schenkte, in ihrem vollen Werth zu schätzen wußte.

Sämmtliche Kameraden wußten um die Feindseligkeit die zwischen Lothar und Tage vorwaltete. Die Meisten kannten auch Tages Benehmen in Gibraltar. Es lag also in Lothars Handlungsweise etwas wahrhaft Edles, was seinen Kameraden einen hohen Begriff von seinem Charakter einflößte.

Wir klagen darüber, daß die Menschheit schlecht, daß unsere Zeit demoralisirt sei. Wir haben Unrecht. Wo immer eine gute, schöne oder großartige That ausgeführt wird, ist Alles bereit ihr Achtung, Beifall und Bewunderung zu zollen, und zwar so unbedingt, daß in solchen Augenblicken selbst der Neid verstummt. Wir vergessen uns selbst, um jubelnd einen ausgezeichneten Zug eines Mitmenschen zu verkünden. Wenn dieß eine allgemeine giltige Regel ist, so gilt sie ganz besonders für Seelente, bei denen Alles auf den Impuls des Augenblickes ankommt, und jede großsinnige Handlung ist Etwas, was den derben Söhnen des Meeres bis in die Seele hinein wohl thut, weil ihre Herzen unverdorbener und unverkünstelter sind, als bei den Kindern der Städte.

Während Alle, vom Chef bis auf den geringsten Matrosen herab, Lothar die Rettung Tages zu hoher Ehre anrechneten, litt dieser selbst am Fieber. Er wurde dadurch Tag und Nacht an sein Lager gefesselt, und sein Gemüthszustand war auch nicht geeignet, die Besserung zu beschleunigen. Schon am Morgen nach der Sturmnacht erzählte ihm ein Kamerad, wem er seine Rettung zu verdanken habe. Diese Nachricht goß gleichsam Feuer in sein fieberheißes Blut. Marternd war ihm der Gedanke, daß er gegen Canip in einer solchen Schuld stehe.

Während er sich auf seinem Lager wälzte, drängte sich ihm unaufhörlich die bittere Vergleichung zwischen ihm selbst und Lothar auf. Die Scene in Neapel, zwei Tage vor dem Sturm, als Tage sich mit wilder Lust an dem Seelenleid erlabte, das er seinem verhaßten Nebenbuhler bereitet, trat anklagend vor sein Gedächtniß. Seine unedle Handlungsweise damals, seine gehässige Erklärung als Lothar ihm die Hand zur Versöhnung bot, Alles kehrte wieder und stellte sich in einem nicht sehr ehrenvollen Lichte dar.

„Hätte mein Vater sein und mein Benehmen beobachten können,“ dachte Tage, „wie gründlich würde er mich nicht tadeln und vielleicht verachten; wie hoch würde der strenge und hochsinnige Mann nicht ihn stellen!“

Die Pulse flogen, das Blut brannte, und Tage warf sich unruhig hin und her, indem er in seinen Betrachtungen also fortfuhr:

„Aber ist es denn so sicher, daß er, wenn unsere Rollen vertauscht gewesen wären, nicht eben so gehandelt hätte, wie ich? Was meinen Vater betrifft, so kann er wahrlich mein Benehmen nicht beurtheilen. Nein, er hat nie erfahren, was eine heftige Leidenschaft besagen will. Er hat nie solche Nadelstiche von einem seit Kindesbeinen verhaßten Feind ertragen müssen und weiß also nicht, wozu sie führen können.“

Tage kam jetzt auf das für uns schwache Sterbliche gewöhnliche Gebiet, d. h. er suchte für seine eigene Erbärmlichkeit zu advociren; ja er ging so weit, daß er in seiner Lebensrettung durch Lothar nur einen Grund erblickte, ihn zu verabscheuen.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Grausamkeiten.

Jeder Tag bringt neue schreckensvolle Berichte über die Heldenthaten, welche die russischen Soldaten an den

Digitized by Google

Leichen der gefallenen Insurgenten, an Kranken und Verwundeten, an friedlichen Bürgern, an Weibern und Kindern verüben. Kein Wunder, wenn das Volk in Polen sich mit Nachrichten trägt, wie die folgende: Ein Hauptmann, Namens Stempel, soll seiner Abtheilung in dem Gränzorte Michalowice nachstehenden Tages befehl vorgelesen haben:

„Vom 13. Mai an wird jeder Soldat nebst Munition noch drei Päckchen Zündhölzchen erhalten; dieselben sollen ihm dazu dienen, im Fall er derart bedrängt würde, daß nur die Flucht ihn retten könnte, die Städte, Dörfer, überhaupt alle Gebäude, in Brand zu stecken; zugleich wird ihm zur Pflicht gemacht, in dem äußersten Fall Jedermann ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes zu tödten."

Wir halten einen solchen „Tagesbefehl" für eine Unmöglichkeit. Und doch muß zugegeben werden, daß von einzelnen russischen Kommandanten Thaten bekannt werden, die ganz gut in den Rahmen dieser blutdürstigen Phantasie von einem Tagsbefehl hineinpassen. Hören wir nur einige Berichte. In Zygoralken hielt eine Jüdin einen kleinen Tabackladen. Ein russischer Soldat feilscht um ein Pfund Tabak und will die geforderten 12 Kopeken nicht bezahlen. „Die Polen haben mir auch so viel gezahlt", sagt die unvorsichtige Jüdin. Sofort wird sie für diesen Ausspruch dem russischen Major angezeigt. Dieser gibt das Waarenlager der armen Frau der Plünderung seiner Soldaten Preis und ließ sie sodann rücklings auf die scharfe Kante eines Bretterzauns setzen, und sie in dieser Stellung eine Stunde lang festhalten.

An einem andern Orte fragt der vor einer Mühle mit seiner Abtheilung vorbeimarschirende Oberst den Müller, wo die Aufständischen sich befinden. Dieser weiß keine Auskunft zu geben. Der Oberst prügelt höchsteigenhändig den Mann durch, tritt ihn mit Füßen, Mehl und Getreide werden in das Wasser geworfen, ein Knecht todt geschlagen und nach „Herstellung der Ordnung" zieht die Abtheilung weiter.

Auf der Uebersuhr zwischen Stokolka und Kowno gefiel zehn Kosaken eine hübsche, junge Frau, und sofort fingen sie an, ihr in kosakischer Weise Liebesanträge zu machen. Die Frau rief den Schutz der Mitfahrenden an. Die Kosaken hauen sofort mit ihren Peitschen ein, verfolgten die sich Flüchtende und es entspinnt sich zwischen der Unglücklichen und den verthierten Unmenschen ein Vertheidigungskampf. Die Frau wurde schließlich von den Kosaken erschlagen.

Einzelne Offiziere zeichnen sich namentlich durch ihre Grausamkeit aus und haben sich in dieser Beziehung bereits einen großen Namen gemacht. Welt und breit gefürchtet ist ein gewisser Hauptmann Rafalowicz, dessen Regiment in Wiclun steht. Folgende Schilderung wird von ihm entworfen: „Die Feder sträubt sich, die Thaten dieses Verfolgers zu beschreiben. Hört das Schreien der schwangeren Frauen, denen er den gesegneten Leib mit dem Säbel aufschnitt, das Todesröcheln der gemordeten Greise, das Wehklagen der geschändeten Jungfrauen, das Winseln der mit dem Degen an die Wand gespießten Kinder, beleuchtet das Alles mit der Fackel der Feuersbrünste, stellt Euch einen Menschen vor, der überall nach Beute späht und vom Schlachtfelde feig entfliehet, den selbst seine eben so bestialischen Kollegen verachten und ihr habt ein Bild dieses „Kriegers", der auf den verwundeten Cieszkowski auf einer Entfernung von zwei Schritten drei Mal das Pistol abfeuerte, ihm die Hirnschale zerschmetterte, das rauchende Gehirn in die Hand nahm und es dem Greise in das Gesicht schmiß, bei dem Cieszkowski lag und dessen Sohn er sofort erschlagen ließ!"

Es wäre ein leichtes, diesem Porträt noch eine ganze Gallerie anderer hinzuzufügen. Das Entsetzen der polnischen Bevölkerung steigt von Tag zu Tag. Wie lange soll diese Art der „Kriegführung" noch dauern, in welcher selbst Leichen nicht geschont werden! Vor einigen Tagen, in dem unglücklichen Gefechte, das Leiewel mit den Russen bestand, fiel an der Seite dieses Führers ein junger Mann, Namens Romanowski. Seine Leiche ward in Stücke zerfetzt. Dieser junge Mann war eine Zierde der polnischen Literatur, ein Dichter voll Kraft, Gedankentiefe und Schwung, ein Schriftsteller von großer Zukunft. Ein Schrei ging durch die polnische Erde, als man das tragische Ende dieses Mannes erfuhr, dessen Leiche den Kosaken zum Spielball diente.

Wir können nicht besser schließen als mit der Angabe, daß die türkische Regierung eine Depesche nach Petersburg geschickt hat, worin sie das Petersburger Kabinet ersucht, den gerechten Wünschen der polnischen Christen in entsprechender Weise Rechnung zu tragen.

Ein Gedenkblatt.

München, 30. April. Bekanntlich wurde auf Verwendung des Landraths von Oberbayern den Schullehrern in gesetzlicher Weise eine Pension zugesprochen. In dankbarer Erinnerung daran haben Letztere den Mitgliedern des Landraths ein schönes Gedenkblatt in farbigem Steindruck gewidmet, das unlängst auch auf dem hiesigen Kunstverein ausgestellt war. Die Widmung ist von 41 Vertrauensmännern des oberbayerischen Lehrerstandes unterzeichnet und von Arabesken und Bildern umgeben, die von E. Klimbsch komponirt und lithographirt, von dem Schullehrer Kainz in Kochel arrangirt und in der Kunstanstalt von C. Wolf und Sohn farbig gedruckt wurden. Oben unter der Büste des Königs Max befindet sich ein größeres Bild, das eine zahlreiche, vor dem ärmlichen Schulhause versammelte

Digitized by Google

Lehrerfamilie, mit dem Ausblick in eine heitere Abendlandschaft, darstellt und sinnreich auf die Ruhe am Abend des Tages und des Lebens zugleich hindeutet. Die kleineren Randbilder beziehen sich auf Unterricht und Orgelspiel; auch ist hier links unter Blätterverschlingungen die folgende, den Gedanken, um den es sich handelt, genügend aussprechende Inschrift angebracht:

Heitern Muthes, ohne Klage
Leb' ich für des Standes Pflichten,
Kann der Blick doch froh sich richten
Auf den Abend meiner Tage.

Mannigfaltigkeiten.

Aus der nachfolgenden Uebersicht bevorstehender Musik- und Sängerfeste (so schreiben die „Signale") erfährt der geneigte Leser, daß in Deutschland hinlänglich dafür gesorgt wird, damit der gute Mensch sich auch im Sommer einen rechtschaffenen musikalischen Genuß verschaffen kann: In Aachen am 6. und 7. September: „erstes Sängerfest des rheinischen Sängerbundes" und „großer internationaler Gesangskonkurs" unter Leitung des Aachener Männergesangvereins „Concordia". Zu diesem Konkurs sind alle Männergesangvereine des In- und Auslandes geladen. In Augsburg am 1.—3. August: „Liederfest vom schwäbisch-bayerischen Sängerbund", 38 Vereine mit 1082 Sängern. In Bamberg am 25.—28. Juli: das „fränkische Sängerfest"; angemeldet 2755 Sänger. In Braunschweig am 13.—15. Juli: „deutsches Liederfest", unter Franz Abt's Direktion. Angemeldet sind die Sängervereine aus 60 Städten. In Darmstadt am 16. August: das „mittelrheinische Musikfest". In Düsseldorf am 24.—26. Mai: „das 40. niederrheinische Musikfest". In Königsberg in Pr. am 27.—29. Mai: „das dritte Musikfest". In Oehringen am 28. und 29. Juni: Liederfest des „schwäbischen Sängerbundes". In Ohlau feiert der dortige Männergesangverein am 28. Juni sein „25jähriges Jubelfest" in Form eines Sängertages. In Reichenberg in Böhmen soll im August (Näheres ist noch nicht bekannt gemacht) ein „großes Gesangfest" stattfinden, zu dem man 2000 „gesinnungsfreundliche Sänger" erwartet. In Wien wird der Männergesangverein am 2. Mai ein zweites Sängerfest, gleich dem vorjährigen in Schwender's Etablissement zu Braunhirschen, veranstalten und damit seine Bannerweihe verherrlichen. An dem Feste betheiligen sich 26 Gesangvereine Niederösterreichs.

[Begnadigt.] Ein Wiener Seidenwaarenhändler bekam kürzlich einen großen schwarzgesiegelten Brief. Beim Erbrechen fand er zu seinem größten Entsetzen, daß derselbe vom polnischen Revolutions-Komite gefertigt war und auch sein Todesurtheil dessen Exekution auf den 5. Mai festgesetzt war, enthielt. Dieses Urtheil war mit polenfeindlichen Gesinnungen, welche der Seidenwaarenhändler im Kaffeehause geäußert, begründet und ihm angedeutet, er möge seine Verhältnisse ordnen, da das Urtheil, er möge sich wo immer aufhalten, an ihm vollzogen werden würde. Er eilte zur Polizeidirektion, wo man ihm Untersuchung zusagte und bedeutete, er möge jedenfalls am 5. zu Hause bleiben. Das Entsetzen des Seidewaarenhändlers war unbeschreiblich, und die in der Nähe befindliche Apotheke verbrauchte große Quantitäten Brausepulver. Nachmittags jedoch erhielt er ein zweites Schreiben, in welchem ihn das „Revolutions-Komite" in der Hoffnung, daß ihn die ausgestandene Angst gebessert, amnestirte. Der Preis des Brausepulvers ist sofort gesunken.

[Aechtes Leihbibliothekenfutter!] Die Verlagshandlung von Kling in Tuttlingen empfiehlt einen jüngst bei ihr erschienenen Roman in folgender Weise: „. . . Es erregt dieser großartig angelegte und großartig durchgeführte Roman eine Spannung, daß, wer ihn zur Hand nimmt, nicht aufhören kann, zu lesen, bis er zu Ende ist, eine Spannung, in der es dem Leser jetzt kalt den Rücken hinaufgeht, während er in der nächsten Viertelstunde wieder fröhlich lacht oder aufs Tiefinnigste gerührt ist." Vielleicht finden sich unter unseren schönen Leserinnen auch solche, die dergleichen pikante Schauerlektüre mit vielem Behagen lesen; wir wollen ihnen deßhalb den Titel dieses — anziehenden Werkes nicht vorenthalten. Er lautet: „Die alte Brauerei oder Kriminalmysterien von New-York. 3 Bände." Verfasser: Theodor Griesinger, derselbe von dem die im letzter Zeit in den „Erheiterungen" gebrachten amerikanischen Skizzen herrühren.

Das bekannte Kinderräthsel:
Oben spitz und unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit —
hat jetzt eine neue Auflösung gefunden. Es bedeutet nicht mehr den Zuckerhut, sondern „eine moderne Dame mit der Krinoline und dem spitzen Hut."

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bauland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 112 Sonntag, 10. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Es gibt Leute, welche von dem Guten, das man ihnen erweist, nur erbittert werden, die sich ärgern gegen Jemand in Verbindlichkeit zu stehen, und die einen Grimm auf Jeden werfen, der ihnen das Bekenntniß abnöthigt, daß sie eine Dankbarkeitsschuld haben. Dieß ist bei allen eigenliebigen und selbstsüchtigen Personen der Fall. Tage gehörte zu dieser Kategorie, und wie alle solche Charaktere, konnte er leicht eine Richtung zum Bösen annehmen, wenn er sich, wie jetzt der Fall war, von dem ganzen Groll seiner verletzten Eigenliebe beherrschen ließ. Tage vergaß nie eine Beleidigung, vergieh niemals, wenn man sich gegen ihn vergangen hatte, erkannte keine andere Ueberlegenheit an, als seine eigene, und betrachtete alles Gute, was man ihm erwies, als Etwas wozu er vollkommen berechtigt sei. Dagegen vergaß er immer seine Dankbarkeitsschuld. Bei einem solchen Grundton in seiner Seele war es natürlich, daß Lothars Benehmen, statt ihn zu rühren oder seine Erkenntlichkeit zu wecken, einen stillen, aber erhöhten Groll in ihm hervorrief. Dieser wurde um so größer, als er einsah, daß er ihn nicht zu Tage kommen lassen durfte. Sämmtliche Kameraden hätten ihr Verdammungsurtheil über ihn gesprochen.

Wagner, der mit wunderbarem Scharfsinn alle Triebfedern verstand, die uns zum Bösen führen, und sie mit Meisterhand anzuschlagen wußte, faßte Tages Gemüthszustand vollkommen richtig auf, und da er sich auf seine frühern Berechnungen, so lange er mit Lothar zu thun gehabt, nicht mehr verlassen konnte, sondern sie immer fehlschlagen sah, so beschloß er Tage als Werkzeug zur Beförderung seiner Pläne zu benützen. Am ersten Tag seiner Krankheit achtete Wagner genau auf jedes Wort, jede Bewegung und jede Veränderung in seinem Gesichte. Als das Fieber etwas nachzulassen begann, verbrachte Wagner lange Stunden am Lager des Patienten und sprach da von gleichgiltigen Dingen. Tage zeigte ein offenbares Mißtrauen gegen den Doktor, welchen er als Lothars Freund betrachtete. Eines Tags brachte Wagner das Gespräch auf diesen. Tage verhielt sich gänzlich still; aber der schlaue Arzt, der hinter der Maske der Gleichgiltigkeit seine Absicht verbarg, Tage auszuforschen, merkte nur zu gut wie dieser, als er selbst von Lothars reichen und ungewöhnlichen Geistesgaben sprach, sich hin und her drehte, wie wenn er auf dem Rost läge. Jetzt wußte Wagner genug und unterbrach für dießmal alles weitere Gerede über Lothar. Am folgenden Tag sagte er mit seinem freundlichsten Lächeln, während er Tage den Puls fühlte:

„Sie müssen sich beeilen, gesund zu werden, damit Sie vollkommen munter sind, wenn wir nach Palermo kommen, und dieß kann bald genug geschehen, wenn der Wind sich dreht. Wir haben einen hartnäckigen Gegenwind gehabt, und ich wünsche, daß dieser anhält, bis es mir gelungen ist, Sie wieder herzustellen."

„Was hat meine Gesundheit mit dem Gegenwind zu schaffen?" fragte Tage.

„Eigentlich nichts; aber wenn wir nach Palermo kommen, müssen Sie wohlauf sein, und da dieß noch einige Zeit ansteht, so wünsche ich, daß unsere Ankunft daselbst sich verzögere."

„Und warum?"

„Man bereitet Ihnen dort eine Ueberraschung vor." Der Doktor lächelte.

„Mir?"

„Das scheint Sie in Verwunderung zu setzen. Sie kennen doch die Ergebenheit Ihrer Kameraden?"

„O ja, aber Sie sprechen jetzt in Räthseln. Palermo, Gegenwind, meine Wiederherstellung, Ueberraschung und Ergebenheit der Kameraden, Sie berühren das Alles auf einmal, ohne daß ich ein Wort davon verstehe."

„Es ist auch nicht die Absicht, daß Sie etwas verstehen sollen, da es sich um eine Ueberraschung handelt. Ich habe bereits zu viel gesagt."

„In diesem Fall halte ich's für's Beste, wenn Sie sich vollends aussprechen."

„Meinetwegen, da es Etwas ist, was Ihnen Freude machen und folglich zu Ihrer schleunigen Besserung beitragen muß. Ihre Kameraden gedenken bei der Ankunft in Palermo zur Feier Ihrer Rettung ein Mahl zu veranstalten. Das heißt, das Mahl wird für Canitz, Ihren Retter veranstaltet." Des Doktors Augen ruhten auf Tage, der bei diesen Worten seine Farbe wechselte und die Zähne zusammenbiß Als ob

Digitized by Google

er diese Bewegung nicht bemerkt hätte, fuhr Wagner fort:

„Des Barons Canitz kluger und vorhersehender Kopf verläugnete sich nicht. Er berechnete sehr richtig, welchen Vortheil er davon hatte, Sie zu retten. Er gewann damit zweierlei: Erstens verpflichtete er Sie zum Danke, und dann erwarb er sich auf einmal die Freundschaft seiner Kameraden. Es ist immer angenehm durch die Bande der Erkenntlichkeit Leute an sich zu fesseln, und Nichts ist leichter, als den Edelmüthigen zu spielen." Der Doktor betonte das Wort spielen.

Er hatte den Samen des Bösen in ein sehr fruchtbares Erdreich ausgestreut, denn Tage umfaßte mit Begierde den Gedanken, daß Lothars ganzes Benehmen eine Folge gemeiner Berechnung sei.

Nach einigen Tagen ankerte die Fregatte auf der Rhede von Palermo. Tage war indeß nicht so weit hergestellt, daß er, so lange die Fregatte im Hafen blieb, sie verlassen konnte. Er begnügte sich damit, die Kameraden von dem Schmause erzählen zu hören, welcher Lothar gegeben wurde; von den Toasten, die dabei ausgebracht wurden, von der erhöhten Sympathie, die man für den russischen Kameraden, wie man Lothar früher genannt hatte, empfand, von den Abenteuern, die man erlebt hatte u. s. w., lauter Dinge, die in Tages Seele nur unangenehme Gefühle erweckten.

Endlich nachdem Tage eine ganze Woche lang die Qual ausgestanden, entweder von den Vergnügungen seiner Kameraden oder von ihrer innigen Zuneigung gegen Lothar hören zu müssen, wurde er durch die Nachricht erfreut, daß die Abfahrt beschlossen sei.

„Wir bekommen Passagiere nach Alexandria mit, eine junge Dame mit ihrem Mann," sagte einer der Kameraden zu Tage, indem er flüchtig in seine Kajüte hereinschaute.

„Das ist mir gleichgiltig," antwortete Tage unwirsch.

Er war demnächst wieder hergestellt, aber dieß machte ihm keine Freude, denn jetzt stand der bittere Augenblick bevor, wo er mit Lothar zusammentreffen und ihm einige verbindliche Worte für den geleisteten Dienst sagen mußte, und dieß war ihm qualvoller als die schwerste Krankheit. Am Tag, wo das Schiff von Palermo absegelte, zeigte er sich zum Erstenmale seit seiner Krankheit im Salon. Er wählte dazu eine Zeit, wo Lothar die Wache hatte.

„Nun, lieber Aberney, hast du Canitz getroffen?" fragte Steen.

„Noch nicht," lautete die Antwort.

„Ich hoffe, daß die Herren später eben so gute Freunde werden, wie sie vorher das Gegentheil waren," bemerkte der Sekondelieutenant; „Canitz ist ein braver Kerl und hat sich auch im Augenblick der Gefahr als guter Kamerad erwiesen. Dieß sind doch Eigenschaften, die alle Anerkennung verdienen, oder wie, Aberney?"

„Ganz gewiß," gab Tage zu. Der Sekondelieutenant ging auf das Verdeck, nachdem er zuvor einen forschenden Blick in den Spiegel geworfen und sein Haar mit einer gewissen Sorgfalt geordnet hatte.

„Auf Ehre und Seligkeit, die bezaubernde Gräfin hat schon am ersten Tage ihres Aufenthalts dahier, sowohl dem Chef, als dem Sekondelieutenant den Kopf verrückt," bemerkte ein junger Lieutenant. „Seit wir mit der schönen Hexe zur See gegangen, sind die Spiegel wieder zu Ehren gekommen. Es ist doch verdammt angenehm, Frauenzimmer an Bord zu haben."

Unser junger Lieutenant stellte sich jetzt seinerseits vor den Spiegel und betrachtete mit ungemeinem Wohlbehagen sein frisches, von Gesundheit und Lebenslust zeugendes Gesicht.

„Ach! du sprichst von den Passagieren, die nach Alexandria mitfahren wollen?" fiel Tage ein.

„Ja; es ist eine bezaubernde junge Dame."

„Wer ist sie?"

„Die Gräfin Natalie Reinstein, die Gemahlin des Neffen von unserem Chef, eines jungen Hofgerichtsrathes, der an der Schwindsucht und abscheulicher Magerkeit leidet. Geld wie Pergament, aber reich. Jetzt soll das Ehepaar nach Alexandrien; der Graf, um daselbst wo möglich seine Gesundheit und sein verlorenes Fleisch wieder zu erhalten, was, wie ich der schönen Gräfin wegen hoffe, sich leicht thun lassen wird. Sie ist schon zwei Jahre mit diesem lebendigen Skelett verheirathet, und da der Graf schon damals eine baufällige Ruine war, als er sein Schicksal mit dem ihrigen vereinigte, so meine ich, es wäre endlich Zeit, daß der Tod das Band löste, das nicht von der Liebe geflochten worden ist."

„Und ein solches Weib kannst Du bezaubernd nennen?" fiel Tage ein.

„Ja, mein Freund. Je mehr vom Teufel und je weniger von einem Engel bei einer Dame zu finden ist, um so gefährlicher ist sie. Ich meines Theils verabscheue jene holdseligen, milden, hingebungsvollen Engel, die sich Jahr aus Jahr ein gleich bleiben; rein wie Schnee, einförmig wie eine Windstille, und verdrießlich wie die Langeweile selbst. Nein, das Weib das ich lieben will, muß ein bezaubernder kleiner Satan sein, der mich quält und bethört, ganz wie unsere Gräfin."

„Glück zu!" sagte Tage.

„Was Dich betrifft, mein lieber Aberney, so kann ich Alles daran setzen, daß Du Dich wahnsinnig in sie verliebst."

„Ich?" Tage sah seinen Kameraden mitleidig an. „Der Tag bricht nicht an, wo ich mich von einem Weibe bethören lasse."

Diese Aeußerung Tages wurde von seinen Kameraden mit schallendem Gelächter aufgenommen und zehn Minuten lang blieb er die Zielscheibe ihrer schärf-

Digitized by Google

sten Witze. Dann kam das Gespräch wieder auf die Gräfin.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Pustowojtoff von ehedem.

Ludw. Aug. Frankl erzählt in der Wiener „Presse“:

Warschau war im Jahre 1831 gefallen, das polnische Heer war geschlagen, mit ihm die muthige Amazonenschaar, welche die Gräfin P. gebildet hatte. Die Blutgerichte begannen ihr entsetzliches Werk. Tausende waren glücklich, das nackte Leben zu retten, und wanderten in die Verbannung. Es ging ein tiefer Schmerz durch die ganze gebildete Welt, den die Nachlebenden sich nicht verlebendigen können, wenn sie auch alle Geschichtswerke, Flugblätter und die Tausende von Liedern lesen, welche den Heldenkampf der ritterlichen Nation, den Untergang ihrer Freiheit schildern. Wie jetzt, begegneten wir damals einzelnen Gestalten und Gruppen von polnischen Kämpfern auf österreichischem Boden.

Eines Tages erschien in der Ordinationsstunde eines berühmten Arztes in Wien eine verschleierte Dame; sie war von imponirender Gestalt und redete den Arzt in jenem Deutsch an, das ihn sogleich die Polin erkennen ließ: „Herr! Ich komme zu Ihnen um die Versicherung, daß eines meiner Augen verloren, oder ob es zu retten sei.“ Und mit den Worten: „Ich bin der Adjutant des zersprengten Amazonenkorps der Gräfin P.,“ zog sie den Schleier von ihrem Antlitz.

Der Arzt war nicht wenig überrascht. Das Antlitz des Adjutanten war schön, der roth geschnittene Mund voll weißer Zähne, ein Auge dunkel und doch voll Glanz, aber das andere war entsetzlich anzusehen; durch eine heftige Entzündung erblindet, war es unförmlich hervorgequollen, und mußte Jedem, der die junge Dame sah, Schrecken erregen.

„Werde ich auf diesem Auge wieder sehen?“

Der Arzt mußte dieß verneinen, doch konnte er den Trost aussprechen, daß seine Kunst die Unförmlichkeit zu beseitigen und sogar durch ein gläsernes Auge eine ästhetische Täuschung hervorzubringen im Stande sei.

Die Amazone drückte die lebhafteste Freude aus, die aber sogleich, wie es schien, in einen tiefen Schmerz überging: „Herr! ich bin aller Mittel bar. Wie soll ich mich einer Operation und dann einer Heilung unterziehen, wenn ich nicht weiß, wovon ich morgen — leben soll?“

Der Arzt, eben so menschenfreundlich als berühmt, versprach, die Dame in seiner Hausklinik aufzunehmen, und sie unentgeltlich zu heilen und zu verpflegen. Nach Wochen war die Heilung glücklich vollendet und ein gemaltes gläsernes Auge so genau eingefügt, daß nur eine genauere Betrachtung vor Täuschung schützte. Der Arzt hielt dem weiblichen Adjutanten einen Spiegel vor, er lächelte beglückt, und sein Aussehen war durch die längere Ruhe nach einem bewegten Lagerleben wieder blühend geworden. Sie dankte dem menschenfreundlichen Arzte mit tiefster Rührung, doch konnte er an ihrem Zögern merken, daß ihr noch ein Wunsch auf dem Herzen liege. Wohlwollend fragte er, womit er ihr noch dienen könne. Sie sprach ihre Sorge für die Zukunft aus, sie wisse nicht, wodurch sie sich ihren Lebensunterhalt erwerben könne. Da sei ihr denn etwas eingefallen, zu dem sie auch entschlossen sei, wenn sie nur die Mittel hätte, es auszuführen; sie möchte an der Wiener Universität — Hebammenkunst studiren — der weibliche Adjutant! der Arzt war zwar betroffen, aber er wußte Rath. „Seien Sie,“ sagte er ihr, „noch einmal Adjutant, und stellen Sie sich mit der Bitte um eine Subvention für die Dauer Ihrer Studienzeit dem Feldmarschall N. N. vor.“ Er nannte einen Namen, an den der Ruhm österreichischer Waffenthaten für alle Nachwelt geknüpft ist.

Fräulein Adjutant ging, wie ihr Wohlthäter sie anwies. Wir wissen nicht, ob der seltsame Gegensatz von Rebellin und Wehemutter, das Phantastisch-Komische wirkte; gewiß ist, daß ihre Bitte erfüllt worden ist.

Der polnisch-weibliche Adjutant widmete sich mit musterhaftem Fleiße an der k. k. Wiener Universität jenem Studium, welches auch die Mutter des Sokrates betrieb, und hat jedenfalls gegen Erlag von 10 fl. ö. W. sich das Recht erworben, an der 500jährigen Jubelfeier der Universität im Jahre 1865 theilzunehmen.

Wo mag die einst schöne Wanda weilen? der polnische Adjutant lange vor Henriette v. Pustowojtoff?

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

In einem kürzlich erschienenen Buch über das Ballspiel (Traité du jeu de paume par Boichard) erzählt der Verfasser, daß an dem Verluste mehrerer Fragmente der Decaden des Livius — das Ballspiel Schuld trägt. Der Ballschlägel wurde nämlich zum größten Theile mit Pergament überzogen, und da letzteres im sechzehnten Jahrhundert selten war, so warf man sich in der Spielwuth auf eine Menge kostbarer Manuskripte, die leider von unwissenden Mönchen nur zu leicht den Verfertigern jener Schlägel überlassen wurden. Mehrere Fragmente des Livius gingen auf diese Weise für die Wissenschaft unwiederbringlich verloren und dienten dazu, den Ball in die Luft schnellen zu helfen. Wenigstens erzählt Colomiés, daß einer

Digitized by Google

seiner Freunde, der ein Gelehrter war, beim Ballspielen einst auf seinem Schlägel ein Fragment des Livius entdeckte, das wir nicht besitzen. Das Stück Pergament kam von einem Apotheker, welcher mehrere Bände Handschriften von demselben Verfasser von den Mönchen des Klosters Fontevrault für Apothekerzwecke erhalten und in gänzlicher Unkenntniß des Werthes die Bände einem Schlägelverfertiger verkauft hatte.

In dem so eben (bei J. J. Weber in Leipzig) erschienenen Buch „Erinnerungen an einen Verschollenen" schildert Elise Polko das Leben und Wesen ihres Bruders, des Afrika-Reisenden Eduard Vogel. Sie will, wie sie sagt, durch Briefe, Reiseaufzeichnungen u. s. w. nicht die kühnen Züge des Forschers und muthigen Wüstenwanderers, sondern nur ein getreues geistiges Bild des Bruders vor Augen führen, „nur das kindliche, heitere Antlitz unseres Eduard, des guten, tüchtigen Menschen, wie wir, die Seinen und seine Freunde, ihn kannten, liebten und — beweinen." Wir sind überzeugt — bemerkt bei dieser Gelegenheit das „Dresdener Journal", und wir schließen uns an — daß auch die „Erinnerungen an einen Verschollenen" dazu beitragen werden, daß sich das deutsche Publikum wieder allgemeiner und nachhaltiger durch Geldbeiträge für die Fortführung der Expedition des braven Herrn v. Beurmann betheiligen wird, der nach den neuesten Nachrichten in Kesrana am nördlichen Ufer des Tschadsees angekommen ist, um dort einen Bescheid auf seine an den jetzigen Herrscher in Wadai gerichtete Anfrage in Betreff Dr. Vogel's und seiner Papiere abzuwarten.

Mit dem 18. Bande ist die von A. Strodtmann besorgte Ausgabe von Heinrich Heine's sämmtlichen Werken (Hamburg bei Hofmann und Campe) in so fern vollendet, als die beiden noch rückständigen Bände, 19 und 20, dem Briefwechsel Heine's gewidmet sein werden. Nach einer Bemerkung Strodtmann's befinden sich noch 32 „abgeschlossene Gedichte" und 13 Bruchstücke aus Heine's Nachlaß in den Händen von dessen Familie; und er bemerkt darüber: „Unter letzteren das Bruchstück eines größeren erzählenden Gedichtes: Ponce de Leon. Manche dieser bisher ungedruckten Poesien sind von zynischer Wildheit, fast alle entbehren der Feile."

Wie man aus Konstanz vernimmt, ist nun der Hussenstein auf demselben Platz aufgestellt, wo Johannes Huß und Hieronymus von Prag in den Jahren 1415 und 1416 den Feuertod erlitten. Der Stein, ein sogenannter Findling, ruht auf einer aus Kieselsteinen geschmackvoll angelegten und mit Epheu angepflanzten Pyramide und enthält auf der einen Seite die Inschrift: „Johannes Huß. † 6. (14. Juli) 1415," auf der anderen Seite: „Hieronymus von Prag, † 30. Mai (7. Juni) 1416."

England beschäftigt sich bereits mit dem Gedanken, am 23. April nächsten Jahres den dreihundertsten Jahrestag der Geburt seines größten Dichters, des William Shakespeare, als ein nationales Fest zu begehen. Ob der Enthusiasmus, welcher das deutsche Schillerfest zu so hohem Range unter allen volksthümlichen Feierlichkeiten erhob, sich in gleichem Grade bei dem Shakespearefeste Englands geltend machen wird?

Mannigfaltigkeiten.

Es ist Karl Heckert in Berlin gelungen, Photographien in Glas einzubrennen. Dr. E. H. Toelken bemerkt darüber in der „Voss. Ztg." unter Anderem: „Zwei vor mir liegende Proben solcher eingebrannter Glas-Photographien geben Beweis von einer kaum glaublichen Genauigkeit der Abstufungen des Lichtes und der Wahrheit und Treue der Darstellung in Zeichnung und Ausdruck. Schon an sich bieten diese Glasbilder einen reizenden Fensterschmuck. Durch die veränderten Maße derselben bei kleineren und größeren Abständen des durchscheinenden Lichtes dürften die Abbilder sich beliebig kleiner und größer auffangen, ja, bis zum Kolossalen ausdehnen und festhalten lassen. Die Wirkung müßte eben so sicher als wunderbar sein. Die Erfindung ist gemacht und wird hiermit der verdienten öffentlichen Aufmerksamkeit angelegentlich empfohlen."

Wien. Kronprinz Rudolf ging, wie man erzählt, dieser Tage in Begleitung seiner Aja im Volksgarten spazieren. Ein bei den dortigen Erdarbeiten beschäftigter Arbeiter, der den jungen Prinzen nicht kannte, redete denselben mit folgenden Worten an: „Du bist aber ein hübscher Bub'; wie heißt Du denn?" — Ohne sich erst zu besinnen, erwiderte der Kronprinz Oesterreichs: „Mama nennt mich Rudi, Papa Burschi und die andern Leute sagen: „Kaiserliche Hoheit."

Redakteur: Hermann Ostschlager. — Druck und Verlag der A. Bailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 113 Dienstag, 12. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ich saß und sprach die Dame in Neapel auf dem San-Carlo-Theater," sagte einer der Offiziere. „Erinnerst Du Dich der Dame, die Madame Dorbino begleitete? Sie war keine andere als unsere liebenswürdige Gräfin."

„Sie soll mit der berühmten Sängerin verwandt sein," bemerkte ein anderer Offizier; „wenigstens sagte sie es selbst."

„Aber die Gräfin ist ja eine Schwedin," meinte ein Dritter, „und Madame Dorbino eine Französin?"

„Ganz richtig; aber das hindert nicht, daß die Gräfin doch mit ihr verwandt sein kann. Seit Dampfboote und Dampfwagen im Brauche sind, hat man in allen Welttheilen Brüder und Schwestern. Man ist nie sicher, ob man nicht bei einer Reise auf einen nahen Verwandten stößt."

Während man im Salon schwatzte und plauderte, bis es zehn Uhr schlug und das Exerzitium begann, stand Lothar auf dem Verdeck und unterhielt sich mit einer jungen Dame, welche die leicht gekräuselte Wasserfläche betrachtete, während sie mit ihren Quasten und ihrer Mantille spielte.

„Aber mein Gott," sagte die Gräfin Reinstein, „wie können Sie behaupten, daß das Leben am Bord angenehm sei? Mir kommt es mörderisch langweilig vor, und man muß entweder Misanthrop oder ein höchst beschränkter Geist sein, um dieses Herumstreichen auf dem Ozean angenehm zu finden. Nennen Sie mir einen einzigen von den Genüssen, welche der Aufenthalt auf dem Meere bietet!"

„Wenn ich sie auch alle aufzählte, so würden Sie, Frau Gräfin, sie doch nicht verstehen, und deßhalb überlasse ich Ihnen selbst zu entscheiden, ob ich und meine Kameraden Misanthropen oder Dummköpfe sind." Lothar sagte dieß mit einer gewissen ironischen Artigkeit.

„Meine Bemerkung war vielleicht etwas zu scharf," versetzte die Gräfin lachend; „aber dieß kommt daher, daß ich schon zum Voraus einsehe, wie unendlich langweilig ich es bekommen werde. Gewiß sterbe ich vor Langeweile, ehe ich Alexandrien erreiche."

„Unmöglich, Frau Gräfin, Sie sind ja schon an diesem ersten Tag Gegenstand der allgemeinen Bewunderung geworden."

„Wirklich? Darauf habe ich nicht Acht gegeben."

„Welches Unglück für den Chef, den Sekondelieutenant und alle meine Kameraden, daß ihre Bemühungen ihnen nicht besser gelungen sind! Seien Sie überzeugt, diese Herren werden alle ihre Kräfte aufbieten, um Ihnen die Zeit möglich zu verkürzen."

„Der Chef, der Sekondelieutenant und alle Ihre Kameraden haben also die schöne Absicht, mich zu zerstreuen?"

„Ich bin es vollkommen überzeugt, und Sie selbst, Frau Gräfin, haben es gewiß schon bemerkt."

„Nun denn, und Sie?"

„Ich?" Lothar verbeugte sich und antwortete mit kaltem Lächeln: „Ich liebe die Meerfrau zu sehr, als daß ich auch nur einen Versuch machen sollte, irgend einer andern Frau angenehm zu sein."

„Sie sind nicht besonders artig, Baron Canitz."

„Bitte um Verzeihung; ich bin ja Seemann." — Lothar verließ die Gräfin, denn jetzt wurde zu den Abtheilungen geblasen. Sauber, zwar in den Arbeitskleidern, aber doch vollkommen seemannsmäßig, kam jetzt die Mannschaft auf das Verdeck, stellte sich mit der Schnelligkeit und Schweigsamkeit, die alle Handlungen auf einem Kriegsschiff auszeichnet, und erwartete die Ankunft der Offiziere. Der Dienst rief Lothar weg von der liebenswürdigen Gräfin, die, als die einzige Dame unter diesen rauhen bärtigen Männern, in Wahrheit nur allzu gut mit seiner geliebten Meerfrau verglichen werden konnte, welche aus ihren Perlenfällen emporstieg, um ihre Söhne ein einziges Mal lebendig zu schauen, bevor sie dieselben in die Arme des Todes schloß.

Lothar musterte seine Abtheilung, vernahm den Rapport, wies einige Leute wegen Saumseligkeit zurecht und sprach ein Paar freundliche Worte zu einem alten Matrosen, der lächelnd sein Priemchen drehte und auf die übliche Weise meldete, daß es nichts Neues gebe.

Jetzt trat der Sekondelieutenant zu der Gräfin, und unter lebhaften Gesprächen spazierten sie auf dem Verdeck hin und her, bis es zehn Uhr wurde.

Um elf, als das Exerzitium vorüber war und

Digitized by Google

Lothar in den Salon trat, fand er Tage dort ganz allein. Es war das Erstemal seit seiner Genesung, daß sie einander wieder sahen. Bei Tages Anblick fühlte sich Lothar etwas belästigt. Mit dem ihm angebornen Zartgefühl begriff er sehr wohl, daß Tages Stellung höchst unangenehm sein mußte; er beschloß daher augenblicklich zu thun, als ob gar nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre und ging mit einem ganz kalten Gruß an ihm vorüber. Tage dagegen erblickte in diesem Benehmen nur den verletzendsten Uebermuth und wurde dadurch gereizt. Gleichwohl ging er zu Lothar vor und sagte mit einem scharfen, schneidenden Ton, der nur zu deutlich bewies, daß seine innere Stimmung nicht mit den Worten harmonirte, welche die Höflichkeit ihm abnöthigte:

„Herr Lieutenant, ich bin Ihnen für die Rettung meines Lebens verpflichtet und wünsche Ihnen dafür zu danken.“ Er war bleich, die blauen Augen blickten mit einem düstern Ausdruck auf Lothar. Er trug seinen Kopf höher als gewöhnlich.

„Sie sind mir keinen Dank schuldig,“ antwortete Lothar. „Ich habe bloß eine Pflicht erfüllt, was Sie an meiner Stelle auch gethan haben würden.“

„Daran zweifle ich,“ dachte Tage.

„Wenn es heißt: Ein Mann über Bord, so ist dieß für Alle eine Aufforderung ihm beizustehen; daß ich der Erste war, der zur Rettung herbeieilte, und daß der Mann gerade Sie waren, ist bloß ein Spiel des Zufalls.“

„Das ist wahr. Wenn Sie vorher gewußt hätten, wen Sie retteten, so wären Sie vielleicht nicht der Erste gewesen,“ fiel Tage mit einem Lächeln ein, welches zu viel Hohn verrieth, um nicht die in seinem Innern verborgene Bitterkeit bloßzustellen, zugleich aber bewies, daß er nicht begreifen konnte oder begreifen wollte, daß von seinem Feind etwas Großes oder Edles ausgehen könne.

„Glauben Sie das, wenn Sie wollen, so stehen Sie in keiner Verpflichtung gegen mich,“ antwortete Lothar stolz und ging von ihm weg.

* * *

Zwei Tage nachher hatten Lothar und Tage wieder die Wache zusammen.

Tage, der seit seiner Genesung mit Widerwillen an die Wiederaufnahme seines Dienstes und die Zeit, die er noch auf der Fregatte zubringen mußte, gedacht hatte, war gleichwohl nach Verlauf einiger Tage zu einer etwas bessern Laune gekommen. Er schenkte seinem äußern Menschen mehr Sorgfalt und auf seinem Gesicht zeigte sich zuweilen der Reflex eines heitern Lächelns. Um es kurz zu sagen, er hatte dasselbe Interesse für die schöne Gräfin gewonnen wie seine Kameraden.

Was war an ihr, was ihn beim ersten Anblick überraschte? Ein Etwas, das an Schuldfried erinnerte. Es bestand eine erstaunliche Aehnlichkeit zwischen ihnen in Bezug auf Wuchs, Bewegungen, die Art den Körper zu tragen, den Kopf zu halten, ja sogar ihr Lachen war das gleiche. Wenn man die Gräfin Pandin im Rücken sah und sie scherzen oder lachen hörte, so gerieth man in die größte Versuchung sie für Schuldfried zu halten; aber wenn sie sich umwandte, lag in diesem Gesicht nicht der mindeste Zug, der an die regelmäßige Physionomie des finnischen Mädchens erinnerte. Tage war von der Aehnlichkeit entzückt und die Gräfin erweckte sein Interesse in so hohem Grad, daß er sich in ihrer Gesellschaft glücklich fühlte, sich nach ihr sehnte, wenn sie abwesend war, und alle Unannehmlichkeiten des Lebens in ihrer Nähe vergaß.

„Die Aehnlichkeit mit Schuldfried ist es, die mein Gemüth fesselt,“ sagte Tage zu sich selbst. „Wenn sie spricht, so ist es als ob Schuldfrieds Stimme mein Ohr liebkoste; wenn ich sie gehen oder sich bewegen sehe, so vergesse ich, was vorgefallen ist und meine mich in vergangene Zeiten zurückversetzt, und wenn der Schall ihres fröhlichen Lachens an mein Ohr schlägt, so ist es mir, als ob ich noch Knabe wäre und mich an Schuldfrieds kindlichen Possen betheiligte.“

Es war ein lieblicher Wahn, welchem Tage sich gänzlich hingab. Die Gräfin, eine sehr gefallsüchtige Dame, sah sogleich, daß seine Aufmerksamkeit und Galanterie von anderer Art war, als bei seinen Kameraden. Deßhalb entreute sie ihn mit größerer Gunst als die andern. Sie sprach im Ernst und im Scherz mit ihm und ließ sich sogar auf lange Erörterungen ein. Für ihn hatte sie immer ein freundliches, zuweilen sogar herzliches Lächeln; genug, Jedermann sah, daß Aberney der Günstling der Gräfin war. Allerdings gab es auch Augenblicke, wo sie sich ungeheuer viel mit Lothar beschäftigte und ihm eine Huldigung abzwingen zu wollen schien, die er auf dem Altare ihrer Eitelkeit darzubringen, ganz und gar keine Lust zeigte.

Auch Lothar hatte die Aehnlichkeit zwischen Schuldfried und der Gräfin bemerkt, aber auf ihn übte sie keine entzückende Wirkung aus, sondern eher das Gegentheil. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Römerleichen in Pompeji.

Da die Leichenfunde in Pompeji vielfach für eine Mystifikation angesehen werden, so lassen wir darüber die neueste Mittheilung aus dem „Athenäum“ folgen, welche weitere Einzelheiten über die Entdeckungen enthält. Die Ausgrabungen (heißt es in dieser Erzählung) werden jetzt an zwei Stellen vorgenommen — in der

Digitized by Google

Nähe des Isistempel und an dem Hause, welchem man den Namen „Abbondanza“ gibt; wir haben es jedoch hier zunächst mit der ersteren Stelle zu thun. Dort wurden in einem Haus, in einer kleinen, eben erst geöffneten Straße, die Leichname oder Skelette gefunden, welche jetzt die Neugier der Menge auf sich ziehen. In eine Masse Bimssteinasche fallend, waren diese unglücklichen Menschen nicht mit dem Erdboden selbst in Berührung gekommen, und es war leicht den unter ihnen liegenden Grund hinwegzuschaffen; von oben aber hatte es Feuer, Asche und heißes Wasser aus dem Vulkan auf sie herabgeregnet, was ihren Tod verursachte und ihre Erhaltung für nahezu 2000 Jahre sicherte. Beim Hinwegschaffen der Trümmer, bestehend aus dem Dach und der Asche, die in das Innere des Hauses gefallen waren, wurde etwas einer menschlichen Gestalt ähnliches entdeckt, obgleich nichts als feiner Staub sichtbar war. Cavaliere Fiorelli kam auf den Gedanken, dieß könne eine Art Sarkophag sein, welchen der Besuv geschaffen habe, und es wäre möglich, daß sich darin die Ueberreste eines der Opfer dieses schrecklichen Ausbruchs befänden. Aber wie sie wegschaffen oder aufbewahren? Er hatte einen glücklichen Gedanken. Man goß Stuck- oder Gypsmörtel in eine Oeffnung — das Innere war, wie man entdeckte, hohl in Folge der Zerstörung des Fleisches — mischte und vereinigte ihn mit den Knochen, und gab so der Welt wieder eine römische Dame aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Fernere Forschungen führten zur Entdeckung eines männlichen Leichnams, einer zweiten Frau und eines jungen Mädchens. Was jedoch zunächst das Interesse der Ausgrabenden erweckte, war der Umstand, daß man 91 Stück Silbermünzen, vier Ohrringe, einen Fingerring, alle von Gold, nebst zwei eisernen Schlüsseln und einem augenscheinlichen Ueberbleibsel eines leinenen Sacks fand. Diese interessanten Reliquien sind nun glücklich hinweggeschafft und liegen in einem nicht weit entfernten Hause. Sie sollen in Pompeji aufbewahrt und vier Bronzetische von antiker Gestalt zu ihrer Aufnahme hergestellt werden. Ich will die trockenen Details ihres Aeußern schildern.

Der erste Leichnam, wenn man so sagen kann, ist der einer Frau, welche auf ihrer rechten Seite liegt, und, nach der verdrehten Stellung ihres Leibes zu schließen, die krampfhaftesten Zuckungen auszustehen gehabt hatte. Ihre linke Hand und ihr linker Arm sind erhoben und gekrümmt und die Gelenke fest eingebogen; der rechte Arm ist gebrochen, und an jedem Ende der Bruchstücke sieht man das Zellengewebe der Knochen. Die Form des Kopfpuzes und das Haar sind genau sichtbar. An dem Knochen des kleinen Fingers sind zwei silberne Ringe, deren einer ein Halter ist. Die Sandalen, oder wenigstens die Sohlen, sind noch vorhanden und Eisen oder Nägel deutlich zu erkennen. Obgleich der Leichnam sehr gekrümmt ist, sind doch die Beine wie unter dem Einfluß des heftigsten Schmerzes ausgestreckt. Neben dieser Gestalt lagen die Säcke von denen ich gesprochen, nebst dem Geld, den Schlüsseln und Ringen, und der Abguß derselben mit all' den damit vermischten oder dem Gypsmörtel aufgedrückten Ueberresten wird in dem gleichen Zimmer aufbewahrt.

Als wir in ein inneres Gemach eintraten, fanden wir die Gestalt des auf seinem Gesichte liegenden jungen Mädchens, ruhend auf den zusammengeballten Händen und den Armen; die Beine sind hinaufgezogen, und das linke liegt über dem rechten; der Leib ist an einigen Theilen dünn mit Schlacken oder Stuck bedeckt, während der Schädel, hoch polirt, sichtbar ist. Eine Hand ist theilweise geschlossen, wie wenn sie nach etwas gegriffen hätte, wahrscheinlich nach dem Kleid mit welchem das Mädchen den Kopf bedeckt hatte. Die Fingerknochen ragten durch die inkrustirte Asche hervor, und auf der Oberfläche des Körpers ist an verschiedenen Theilen das Gewebe des Leinenzeugs, womit er bedeckt gewesen, deutlich sichtbar. Neben dem Kind lag eine ausgewachsene Frau, das linke Bein leicht erhoben, während der rechte Arm gebrochen ist; der linke dagegen, welcher gebogen ist, ist vollkommen und die Hand geschlossen. Der kleine Finger hat einen eisernen Ring; das linke Ohr, welches zu oberst ist, ist sehr in die Augen fallend, und steht vom Kopfe ab. Die Falten des Gewandes und selbst das Gewebe sind vorhanden, und ein genauer Beobachter könnte sogar die Qualität des Kleides entdecken.

Die letzte Gestalt, welche ich zu schildern habe, ist die eines Mannes, eines glänzenden Gegenstandes; er liegt auf dem Rücken, und die Beine sind ihrer vollen Länge nach ausgestreckt. Am kleinen Finger der linken Hand befindet sich ein eiserner Ring, und die Hand selbst nebst dem Arm stützt sich auf den Ellbogen. Die Falten des Kleides sind am Arm und über den ganzen obern Theil des Leibes sichtbar; auch die Sandalen sind vorhanden, und die Knochen des einen Fußes ragen durch ein Ding hervor, das vielleicht eine Sandale gewesen ist. Das Kopf- und Barthaar — worunter ich natürlich die Spuren desselben verstehe — sind vorhanden und man braucht dieser und den drei anderen Gestalten nur den Lebensathem einzuhauchen, um der Welt des 19ten Jahrhunderts die Römer des ersten Jahrhunderts wiederzugeben. Ich betrachtete diese leblosen Gestalten wieder und wieder mit einem Interesse, das ich nicht wohl schildern kann. Man hätte glauben können, sie seien erst gestern gefallen; denn waren nicht noch ihre Sandalen, ihre Kleider, ja selbst die Verzierung ihres Haares vorhanden? Sie hatten den Versuch gemacht der Zerstörung zu entrinnen, da man die Leichname in geringer Entfernung von einander fand, gerade so, als ob sie im Laufen selbst begriffen gewesen wären.

Mit vergleichsweise geringem Interesse schloß ich diesen Tag damit, daß ich die Stellen besuchte, wo die

Digitized by Google

Arbeiter gegenwärtig beschäftigt sind. Sie hauen unterhalb der Wurzeln großer Bäume Straßen aus, und führen viele Fuß über ihrer Köpfe den Boden hinweg. Mauern kommen jeden Augenblick zum Vorschein, und ebenso die breiten rothen Inschriften und die Volksscherze der Pompejaner. Viele Häuser sind vollständig aufgedeckt, mit Ausnahme von 2 oder 3 Fuß Sand, die man unten auf dem Fußboden liegen ließ, und die den antiquarischen Reichthum verdecken, welcher für die Augen vornehmer Besucher aufbewahrt wird. Ein Haus besonders fiel mir auf, da es das größte ist in Pompeji. Es befinden sich zwei Gärten im Innern des Gebäudes, so wie Marmorfontänen, um die herum man die Gestalten eines wilden Ebers und anderer Thiere, insgesammt aus Bronze gefunden hat. An den Wänden sind zierliche Freskogemälde und in einem kleinen Gemach, einem Schlafzimmer, ist ein Mosaikboden, von welchem ein Theil, und zwar sehr künstlich, von irgendeinem alten römischen Mosaicisten ausgebessert wurde. Dieses Zimmer ist nicht weit vom Isistempel, und wer Pompeji besucht, sollte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, es in Augenschein zu nehmen — es verlohnt sich. Unter den vielen Veränderungen und Verbesserungen, welche mein Freund Cavaliere Fiorelli eingeführt hat, kann ich nicht umhin der Errichtung eines Museums zu erwähnen, in dem viele höchst interessante Gegenstände, alle in Pompeji entdeckt, untergebracht worden sind. Es befinden sich darin die Skelete von zwei Hunden und 60 Brodlaibe, die gebacken wurden, als der Ausbruch des Vesuvs stattfand, und die erst jüngst aus dem Ofen hervorgezogen worden sind. Dort sind ferner die großen eisernen Thüren für die Mündung des Backofens; ferner Kerbstöcke, Hämmer und Schnabelhaken, so wie Farben, wenn der Künstler etwa ihrer bedurfte, Arzneien für die Kranken und Hülsenfrüchte für die Hungrigen. Gefäße und Geräthe von Blech und gefärbtem Glas, leicht und elegant in der Form, sind ebenfalls vorhanden, auch Candelaber, so anmuthig, daß man danach greifen möchte. Ferner sieht man dort Kohlpfannen, die verzierter, nützlicher und eleganter sind, als irgendwelche von neuern Italienern gemachte.

Mannigfaltigkeiten.

Eine soziale Frage, welche sich in letzter Zeit immer mehr in den Vordergrund drängt, ist der zuweilen brennende Mangel an guten Dienstboten in Berlin. In jeder Haushaltung hört man jetzt dieselbe Klage und unsere Hausfrauen sind unerschöpflich, wenn in ihrer Gegenwart dieses beliebte Thema angeschlagen wird. Ein Dienstmädchen, das länger als ein Jahr an einer Stelle ausharrt, gehört zu den Ausnahmen und wird ein wahrer Phönix, wenn sie es gar auf zwei oder drei Jahre bringt. Nicht die Herrschaft, sondern die dienenden Geister schreiben jetzt ihre Bedingungen vor, und eine sogenannte „perfekte Köchin“ ertheilt förmlich Audienzen und Sprechstunden, wo sie die sich um ihre Person bewerbenden Damen empfängt und sich für die entscheidet, welche ihr die größten pekuniären Vortheile und Annehmlichkeiten bietet. Es gibt einzelne so aristokratische Naturen darunter, daß sie nur in adeligen Häusern und bei wirklichen Geheimräthen dienen wollen und jeder bürgerlichen Wirthschaft stolz den Rücken kehren. Andere stellen das Verlangen, wenigstens wöchentlich einmal oder auch öfter ihren sogenannten Bräutigam zu empfangen. Dieser glückliche Jüngling wird auf Kosten der Herrschaft getränkt und gespeist; die besten Leckerbissen werden für ihn aufgespart; er trinkt unsere feinsten Rothweine und raucht unsere echten Havannahs. Der Luxus hat außerdem so zugenommen, daß es schwer fallen dürfte, die Herrin von der Dienerin zu unterscheiden, und mancher brave Mann soll auch in der That sein friedliches Stubenmädchen schon öfter für die eigene Frau gehalten haben. Mit dem Luxus geht die Demoralisation Hand in Hand und man darf freilich annehmen, daß der dritte Theil des weiblichen Dienstpersonals allmählich der Prostitution anheimfällt. Alle diese Uebelstände hat jetzt die geistreiche Schriftstellerin Frau Fanny Lewald-Stahr in ihren „Osterbriefen“ für Frauen öffentlich zur Sprache gebracht und zugleich die Mittel zur Abhülfe derselben angedeutet. Wie man hört, beabsichtigt die genannte Dichterin nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch die Sache anzugreifen, indem sie einen Verein zur Bildung und Erziehung tüchtiger und guter Dienstboten zu stiften gedenkt.

[Eine naturhistorische Merkwürdigkeit] ist in der letzten Zeit in Wien beobachtet worden. In einem Hofgarten ist ein Goldfisch-Brutteich angelegt. Ungeachtet einer sorgfältigen Bewachung des Gartens, bemerkte man nach und nach den Verlust vieler Goldfische, besonders von der größern Gattung. Endlich entschloß man sich dazu, den Brutteich längere Zeit in der Nähe verborgen zu beobachten und bemerkte, daß mehrere Katzen der Nachbarhäuser in den Garten schlichen und sich an dem Steinrande des Bassins platt niederlegten. Sobald ein größerer Goldfisch sich im Wasser der innern Seite des Bassins sehr nahe zeigte, schlug die Katze mit der einen Vordertatze so geschickt darnach, daß sie den Fisch meistens aus dem Wasser holte, worauf sie denselben sogleich forttrug und unter den Gesträuchen verzehrte..

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Vailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 114 Mittwoch, 13. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Sie gleicht Schuldfried wie eine Karikatur ihrem Original gleicht," dachte Lothar. „Was bei Schuldfried hinreißende Natur und Wahrheit war, ist bei ihr Kunst und Studium. Ihr Anblick quält mich, weil sie beweist, daß die Anmuth und Grazie, die bei gewissen Menschen Naturgaben sind, von andern kopirt werden können. Diese Schätze von Aufrichtigkeit und wahrer Unschuld lassen sich auch durch Kunst wiedergeben. Es ist mir als ob sie etwas Heiliges profanirte, wenn ich bei ihr eine Bewegung sehe, die an Schuldfried erinnert."

Die Folge war, daß Lothar, im Widerspiel gegen seine Kameraden, der Gräfin auswich, so weit die Höflichkeit es gestattete. Er war indeß zu sehr Gentleman, um auch nur einen Augenblick zu vergessen, was eine Dame von einem gebildeten Manne zu fordern berechtigt ist. Höflich, wenn er mit ihr zusammentraf, zeigte er gleichwohl eine solche Kälte und einen solchen Mangel an Interesse, daß man wohl einsah, wie seine verbindlichen Worte und die Aufmerksamkeit, die er ihr schenkte, keinen andern Grund hatten, als die Gewohnheit sich gegen Damen im Allgemeinen so zu benehmen; eine Gewohnheit, welche sich Jeder aneignet, der in höhern Gesellschaftskreisen gelebt hat. Allerdings schimmerte zuweilen eine unterdrückte Ueberlegenheit hervor, ein Etwas das sagte, daß er dem schönen Geschlecht schmeichelhafte Redensarten und Artigkeiten zuwerfe, gerade wie man den Kindern Spielsachen zuwirft, um ihre Wünsche zu befriedigen. Dieß mußte eine Dame reizen, die, wie Natalie, Verstand genug besaß, um Lothar's feines Lächeln zu deuten.

Eines Abends, als die Gräfin verschiedene vergebliche Versuche gemacht hatte, ihm ein lebhafteres Interesse als das bloßer Höflichkeit abzunöthigen, finden wir sie auf dem Verdeck. Es war acht Uhr, die erste Wache hatte begonnen. Tages Platz war wie gewöhnlich auf dem Backbord, Lothar stand auf dem Hintertheil beim Hauptmast.

Natalie stellte an Lothar einige Fragen über Aegypten, die Sitten und Gebräuche daselbst u. s. w. Nachdem er ihr die gründlichsten Aufschlüsse ertheilt hatte, entstand eine Pause. Tage betrachtete Lothar mit neidischen Augen; in den letzten Tagen kam es ihm vor, als ob Lothar die Aufmerksamkeit der Gräfin zu stark in Anspruch nähme. Plötzlich unterbrach Natalie die entstandene Pause und fragte Lothar, der dicht neben ihr stand und zu den eingesetzten Segeln hinaufblickte:

„Wie lange hielten Sie sich in Neapel auf?"

„Wir lagen etwas über vierzehn Tage dort," antwortete Lothar. Es zuckte unwillkürlich in seinen Gesichtsmuskeln. Das Wort Neapel erinnerte ihn gar zu lebhaft an den bittern Schmerz, den er noch vor so kurzer Zeit erlitten hatte.

„Sie kennen ja Madame Dorbino?" Die Gräfin fixirte Lothar mit einem durchdringenden Blick. Sein Gesicht blieb unverändert, als er eine verneinende Antwort gab.

„Nicht? Ich hätte indeß mein ganzes Vermögen an das Gegentheil gesetzt."

„Es ist möglich, daß ich sie unter einem andern Namen kannte. Wie hieß sie als unverheirathet?"

„Ich habe ihren Familiennamen nicht gehört."

„Sie sind ja mit der berühmten Sängerin verwandt?"

„Ich bin mit ihrem verstorbenen Manne verwandt. Als ich ihre Bekanntschaft machte, war sie bereits Wittwe. Sie kennen wohl ihre frühern Schicksale?" Wiederum betrachtete Natalie den Baron mit einem prüfenden Blick.

„Nein, meine gnädige Gräfin, ich weiß von ihr weiter nichts, als was ich in den Zeitungen erfahren habe."

„Sonderbar!" Nataliens Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an.

„Was finden Sie Sonderbares daran? Ich habe, während sie berühmt wurde, weder London noch Paris besucht, und kann also keine Gelegenheit gehabt haben, sie zu hören oder kennen zu lernen."

„Aber sie kennt Sie?"

„Hat sie es gesagt?"

„Dieß nicht, aber ich weiß es."

„Dann wissen Sie, schöne Gräfin, vielleicht mehr als Madame Dorbino selbst." Lothar lächelte ironisch.

„Ha! Herr Baron, jetzt kommen Sie wieder mit Ihren Sarcasmen."

„Bitte um Verzeihung, Sie thun mir Unrecht; ich

Digitized by Google

setzte bloß dieselbe Lebhaftigkeit in Ihrer Phantasie voraus, wie in Ihren Augen."

„Es kommt immer besser. Sie behaupten also, daß ich Geschichten erfinde?"

„Frau Gräfin, ich behaupte das nie von einer Dame; aber ich glaube, daß Sie sich täuschen konnten."

„Ganz und gar nicht. Das will ich sogleich beweisen. Während meines Aufenthaltes in Neapel, als ich mit Madame Dorbino beisammen war, nannte Jemand eines Abends in San-Carlo-Theater gesprächsweise Ihren Namen. Da wurde sie aufgeregt und fiel mit einigen Fragen über Sie ein. Als wir das Theater verlassen hatten, war sie sehr betrübt und antwortete ausweichend auf meine Frage, ob sie Sie kenne. Kurz und gut, Alles berechtigte mich zu dem Schlusse, daß . . ."

Die Gräfin hielt inne, als wollte sie Lothar Gelegenheit verschaffen, ihren Satz zu ergänzen; aber er beobachtete ein hartnäckiges Stillschweigen, und zwar mit einer Miene, die von der vollkommensten Gleichgiltigkeit zeugte.

Es entstand eine Pause, ohne daß Natalie ihren unterbrochenen Satz vollendete. Lothars Gedankengang hatte inzwischen eine andere Richtung genommen. Diesmal war er es, der das Schweigen unterbrach.

„Wie lange verweilten Sie in Neapel, Frau Gräfin."

„Vier Wochen. Madame Dorbino und ich reisten von Rom aus zusammen."

„Trafen Sie in letzterer Stadt einige Schweden?" Lothar fragte dieß ohne Natalie anzusehen.

„Ja, ich traf einige Landsleute. Wünschen Sie vielleicht über den Aufenthalt von Jemand Aufschlüsse zu erhalten?"

„Kannten Sie zufällig eine Fräulein Smith, eine geborne Finnin?" Nur mit einer gewaltigen Anstrengung bemeisterte Lothar seine Stimme, so daß sie vollkommen ruhig war, als er diese Worte sagte.

Die Frauen besitzen im Allgemeinen ein eben so feines Ohr, als Auge, besonders wenn sie Jemand ausforschen wollen. So auch Natalie. Obschon Lothars Gesicht sein kaltes Gepräge behielt, erkannte sie gleichwohl eine gewisse Unsicherheit in der Stimme, welche ihr sagte, daß die Person, deren Namen sie jetzt aussprach, eine hohe Wichtigkeit für ihn hatte. Augenblicklich war daher ihr Entschluß gefaßt. Sie wollte sich von der Richtigkeit ihrer Beobachtung überzeugen und sich sodann den Spaß machen, Lothar möglichst zu quälen. Es ist immer gefährlich, eine Frau einen schwachen Punkt im Herzen eines Mannes entdecken zu lassen: er kann dann darauf rechnen, daß er einen wahren Plaggeist in ihr bekommt.

„Ja, ich machte wirklich in Neapel die Bekanntschaft eines Fräuleins Smith von Finnland," antwortete Natalie.

Lothar wandte sich zu ihr.

„Sie war also zugleich mit Ihnen in Neapel?"

„Ja."

Lothars Brust hob sich einige Sekunden lang unruhig; darauf versetzte er mit der größten Anstrengung, um Ruhe zu erkämpfen:

„Hatte sie Neapel verlassen, als Sie abreisten?"

„Sie wollte sich am folgenden Tage weg begeben."

„Und wohin wollte sie da reisen?"

„Herr Baron, diese Frage gedenke ich nicht zu beantworten." Die Gräfin wollte sich entfernen, aber Lothar sagte:

„Ein Wort, Frau Gräfin, warum verweigern Sie mir eine Antwort? Sie können unmöglich ein Interesse daran haben, zu verschweigen, wohin Fräulein Smith reiste oder wo sie sich aufhält, im Fall Sie es wissen."

„Welches Interesse haben Sie, es wissen zu wollen?" Die Gräfin sah ihn an.

„Der Friede, das Glück und die Zukunft eines Menschen hängt davon ab."

„Schöne Worte, um Ihre Neugierde zu bemänteln. Durch mich werden Sie diese Befriedigung nicht erhalten."

„Gräfin, kennen Sie also wirklich ihren gegenwärtigen Aufenthalt?"

„Allerdings."

„In diesem Fall beschwöre ich Sie bei Allem, was heilig ist, ihn mir zu sagen."

Jetzt schlug es neun Uhr.

„Gute Nacht, Herr Lieutenant!" sagte die Gräfin lächelnd. „Man muß jetzt in die Kajüte gehen."

„Sie wollen also meine Bitte nicht gewähren?"

„Nein. Durch mich erfahren Sie nichts." Sie lachte.

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Ja, mein letztes, und Sie können sich darauf verlassen, daß ich es halte."

„Nun wohl, so hören Sie auch das meinige: Bis Sie mir Fräulein Smiths Aufenthalt sagen, werde ich Sie mit meinen Fragen verfolgen und so beispähen, daß es mir entweder durch List, Ueberredung oder andere Mittel endlich gelingen muß, auszumitteln, was Sie verschweigen wollen; wenn Ihnen dann meine Zudringlichkeit Widerwärtigkeiten bereitet, haben Sie es lediglich sich selbst zuzuschreiben. Ich muß um jeden Preis von Ihnen erfahren, wo sie sich befindet."

„Leere Worte, Herr Lieutenant: in Alexandrien trennen wir uns."

„Aber ich werde Sie wieder finden und dann werden Sie meinen Wunsch erfüllen."

„Nie!"

Die Gräfin verließ das Verdeck. Tage war wüthend über das lange Gespräch zwischen ihr und Lothar. Sie hatte ihn also gänzlich vergessen und sich nur mit Lothar beschäftigt, der sich ihm immer und überall in den Weg stellte.

Tags darauf fanden wir Natalie und Tage auf

Digitized by Google

der Batterie stehend und durch eine der Kanonenlucken sehend.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines englischen Reisenden.

Dem englischen Reisenden Spenser St. John verdankt man bereits vielfache Mittheilungen über ostindisches Leben. Neuerdings hat er über einen Aufenthalt auf Borneo neue Daten gegeben, denen wir hier Einiges entnehmen. Interessant sind Spenser's Mittheilungen über die verschiedenen Ungeheuer der Insel.

In den Flüssen in Borneo hausen viele Alligatoren. Im Lingga erreichen diese Ungeheuer eine bedeutende Größe, weil man sie aus Aberglauben nicht angreift, und sind aus demselben Grunde sehr kühn. Nicht selten rauben sie Menschen, doch soll man sich vor ihnen leicht retten können, sobald man im Stande ist, sich an irgend einem Gegenstand festzuhalten. Die Eingebornen erzählen von vielen Fällen, in denen Menschen, die ein Alligator bereits gefaßt hatte, dadurch entkamen, daß sie einen Pfahl oder einen Baum umklammerten. Die Art, wie man am Sarawak Alligatoren fängt, scheint jene Erzählung zu bestätigen. Man befestigt nämlich die Lockpeise, die aus einem Hund, einer Katze, einem Affen besteht, an einer langen und losen Rattanranke. Der Alligator verschlingt mit der Lockung zugleich den daran befestigten Widerhaken und schwimmt davon. Der Jäger braucht nun blos das Ende der Ranke aufzusuchen und das Ungeheuer ans Land zu ziehen. Wie die Eingebornen erzählen, sträubt sich der Alligator dabei nie und läßt sich auch am Lande die Beine auf den Rücken binden. In diesem Zustande schleift man ihn unter höhnischen Entschuldigungen, daß man ihm so viele Schmerzen machen müsse, ins nächste Dorf, wo er vom Scharfrichter förmlich hingerichtet wird. Man schlitzt ihm dann den Bauch auf und öffnet ihm den Magen, um sich hinterher zu überzeugen, ob er die Todesstrafe auch mit Recht erlitten habe. Man will wissen, ob er ein Menschenfresser gewesen sei, und findet wirklich gewöhnlich Gegenstände, wie einen Knopf, einen chinesischen Zopf u. s. w., durch welche dieser Beweis geführt wird.

Am Lande sind große Schlangen von der Gattung Boa zu fürchten. Die Eingebornen wissen von ungeheuren Größen zu erzählen, welche diese Thiere erreichen, und Boas von 24 bis 26 Fuß Länge sind in der That nicht selten.

Nach Sarawak wurde einst eine Schlange gebracht, die sich selbst gefangen hatte. Sie war in den Lattenverschlag unter dem Hause eines Dajaks eingedrungen, wo ein Schwein gefüttert wurde. Sie wollte ihre Beute mit sich fortnehmen, entdeckte aber bald, daß das Schwein durch die Zwischenräume zwischen den Latten nicht hindurchzuzwängen sei, und ergriff das Auskunftsmittel, es an Ort und Stelle zu verzehren. Jetzt konnte sie selbst zwischen den Latten nicht hindurch schlüpfen und wurde am nächsten Morgen gefunden und erschlagen.

Im März 1859 ging ein Malaye mit seiner Frau, seinem Kinde und einem kleinen Hunde in der Nähe des Flusses Beuni durch ein Dickicht. Der Pfad war so schmal, daß Einer hinter dem Andern gehen mußte. Der kleine Hund lief voran. Plötzlich sprang eine Boa auf den Hund ein und riß ihn ins Gebüsch. Der Malaye floh in sein Haus zurück, wo eben ein Engländer Besuch war, der kaum von der Größe der Schlange hörte, als er den Entschluß faßte, ihre Haut für eine Sammlung zu erwerben. Er lud seine Büchse und machte sich mit drei Malayen, die ihn mit gezogenen Schwertern begleiteten, auf den Weg. Seine Absicht war, bis auf 6 Fuß an die Schlange heranzutreten und sie durch den Kopf zu schießen. Nur wenn sie ihn fasse, aber nicht früher, sollten seine Gefährten von ihren Schwertern Gebrauch machen. Die Schlange lag noch auf derselben Stelle, wo sie den Hund getödtet hatte, und hielt diesen noch umringelt. Als sie die Menschen sah, hob sie den Kopf und machte in der Wuth einige kleine Sprünge, ohne daß sie ihre Beute deßhalb losließ. Der Engländer trat kaltblütig bis auf 5 Schritt heran, zielte auf den Kopf, der sich fortwärend hob und senkte, schoß bei einer günstigen Gelegenheit und tödtete die Schlange auf der Stelle. Die Muskeln des todten Körpers machten noch lange zuckende Bewegungen, als die Malayen sie bereits auf ihre Schultern geladen hatten. Die abgestreifte Haut dieser Schlange wurde ins englische Konsulat gebracht und von Spenser St. John selbst gemessen.

Diese Boas haben zuweilen mit wilden Schweinen verzweifelte Kämpfe zu bestehen. Unser Gewährsmann kam eines Tags an eine Stelle, wo der Boden in einem Umkreise von 8 bis 6 Fuß aufgewühlt und alle Zweige der Bäume abgebrochen waren. Unzweideutige Spuren verriethen, daß hier ein Kampf zwischen einem Eber und einer Boa stattgefunden habe. Der Eber war besiegt und von der Schlange in ihre Höhle geschleppt worden. Die Spur ließ sich deutlich erkennen, aber Niemand verrieth Neigung ihr zu folgen.

Daß der Eber von Borneo den Kampf mit einem solchen Gegner aufnimmt, darf uns nicht wundern, denn er ist selbst ein furchtbares Thier. Spenser St. John maß einen, der an der Schulter 40 Zoll hoch war und dessen Kopf fast 2 Fuß Länge hatte. Die Dajaks, welche sehr gerne Schweinefleisch essen, worin eine sehr große Schwierigkeit ihrer Bekehrung zum Islam liegt, jagen diese großen Thiere mit kleinen Hunden, die etwa die Größe unserer Wachtelhunde haben. Sie machen sich eine solche Jagd im höchsten Grade bequem. Der Jäger schlendert umher und sammelt Rattans,

Digitized by Google

Früchte oder andere Dinge, die zur Befriedigung seiner geringen Bedürfnisse dienen. Inzwischen spüren die Hunde im Dickicht allein und werden sofort laut, wenn sie einen Eber gefunden haben. Der Jäger erkennt dieß an ihrem eigenthümlichen Gebell, eilt schnell hinzu und erlegt das Wild mit seinem Speere. Es ist nichts Seltenes, daß ein Dajak in einem Tage 6 bis 7 Schweine auf diese Weise erlegt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Warnung vor Schwindeleien.] Vor einiger Zeit war in öffentlichen Blättern folgende Ankündigung zu lesen: „! Wichtig!! Sichere Existenz!! für Jedermann! Es wird Jedermann mitgetheilt, wie man sich durch Erzeugung eines sehr gesuchten Artikels mit geringem Kapital, wenig Arbeit und bei kleinem Raum einen sichern Verdienst von 80—140 Thlr. monatlich verschaffen kann. Dieses Geschäft ist so angenehm und anständig, daß es von jedem Beamten und jeder Dame betrieben werden kann. Detaillirte Angaben erfolgen gegen frankirte Einsendung von 1 Thlr. oder 2 fl. oder 5 Francs. an J. Grün in Baden bei Wien." Eine verarmte Wittwe, welche auf diesem Wege Hülfe zu finden hoffte, erhielt nach Einsendung des Geldes die Antwort, sie sollte nach einem ihr zu dem Preise von 2 fl. 20 kr. empfohlenen Buche photographiren lernen, dann brauche sie täglich nur drei Bilder zu fertigen, wozu nicht mehr als eine Stunde Arbeit erforderlich sei, um monatlich 100 fl. zu verdienen. Der Verfasser dieser Annonce wurde wegen solcher betrügerischer Ankündigungen von dem Landgerichte zu Wien bereits verfolgt, auch im Laufe des vorigen Monats verhaftet und an das Strafgericht abgeliefert. — Einen ähnlichen Fall hat die Frankfurter „Reform" kürzlich mitgetheilt: ein angebliches „Bureau für brieflichen Sprachunterricht" in Frankfurt gibt gegen Einsendung eines gewissen Betrags den guten Rath, Briefkouverts aus Ausschußpapier zu fabriziren. — Es ist wirklich an der Zeit, das immer noch zu leichtgläubige Publikum auf's Ernstlichste vor diesen Schwindeleien zu warnen!

[Bier.] Sammtliche Brauereien von München haben nach amtlicher Erhebung für die heurige Saison 632,754 Eimer Sommerbier eingesotten. Um einen richtigen Begriff von dieser enormen Bier-Quantität zu bekommen, ist es nothwendig, einige Vergleiche anzustellen. Ein laufender Brunnen, der einen Stefen, d. h. zwei Maas, in der Minute liefert, müßte ununterbrochen 36½ Jahre Zeit haben, um dieses Quantum hervorzubringen, welches außerdem hinreichen würde, einen Weiher von 10½ Tagwerk Fläche bei 4 Fuß Tiefe zu füllen, oder dem Inhalte eines Flußbettes von 32 Fuß Breite und 4 Fuß mittlerer Tiefe, ähnlich dem der Regat, auf eine Stunde Länge gleichkommt. Die Lagerfässer, welche dieses Bier fassen, zu 20—25 Eimer angenommen, geben nebeneinandergelegt, Seite an Seite, eine Länge von 12½ Stunden, und es trifft, vorausgesetzt, daß das eingesottene Quantum zureicht, durchschnittlich auf den Kopf der Einwohnerschaft Münchens (deren 150,000 incl. der sich täglich daselbst aufhaltenden Fremden angenommen) ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, täglich 1½ Maas.

[Ein Lustspiel.] In einer Lottokollektur in Wien befindet sich ein eben so hübsches als braves Mädchen, eine arme Weise. In diese Kollektur, die zugleich mit einer Tabaktrafik verbunden ist, kam in den letzten Monaten häufig ein junger Mann, der sich von anderen besonders dadurch auszeichnete, daß er stets sehr bescheiden seinen Cigarreneinkauf besorgte. Vor ungefähr drei Wochen bat der junge Mann das oben erwähnte Mädchen, für ihn drei Nummern zu ziehen. Dieß geschah, er besetzte sie mit einem Gulden und gewann bei der nächsten Linzer Ziehung einen Terno von mehreren Tausend Gulden. Als er die Gewißheit seines Glückes hatte, eilte er sogleich in die Kollektur und erklärte dem Mädchen, daß er sie schon lange liebe, aber wegen seiner sonst wenig günstigen Verhältnisse es nicht gewagt habe, ihr seine Hand anzubieten. Es erfolgten bald darauf die weiteren nöthigen Verhandlungen und die Hochzeit wird nun bald stattfinden.

[Eine interessante Anekdote] erzählt man sich in Warschau vom Rabbiner Meißels. Auf die Frage des Großfürsten, warum die Juden, als deren wahrer Vater sich der Kaiser erwiesen hat, mit den Polen halten, antwortete der Rabbiner: „Ist der Kaiser unser Vater, so ist Polen unsere Mutter, und wenn Vater und Mutter mit einander streiten, so nehmen die Kinder stets die Partei der Mutter."

Der Photograph Richard in Genf hat einen neuen Vergrößerungs-Apparat erfunden, vermittelst welchem man beliebig große Bilder bis über 10 Fuß Höhe erzeugen kann.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 115 Donnerstag, 14. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Was fehlt Ihnen, Herr Lieutenant, Sie sehen so verdrießlich aus," sagte Natalie scherzend.

„Mir fehlt Nichts und doch Alles," antwortete Tage und schaute der jungen Dame dreist in die Augen.

„Das ist sehr viel und sehr wenig auf einmal."

„Ganz richtig, und doch besteht unser Glück sehr häufig aus Wenig oder vielmehr aus Nichts."

„Um Gotteswillen, sprechen Sie nicht so ernsthaft, das läßt Ihnen schlecht." Natalie lächelte mit einem kindlichen Ausdruck, der an Schuldfried erinnerte. „Scherz und Freude gebühren Ihrem Alter, Ihrem Stande und Ihrem Aussehen. Ich kann ernste und feierliche Mienen nicht ertragen."

„Und dennoch interessiren Sie sich so sehr für Canitz. Er scherzt selten und lächelt beinahe nie."

„Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mich für ihn interessire?" Natalie hielt ihren Kopf schief und schaute darein, wie ein fünfzehnjähriges Mädchen.

Tage wurde ganz warm um's Herz. Er vergaß sogar in dieser Bewegung eine Aehnlichkeit mit Schuldfried zu finden, so bezaubernd fand er die Gräfin.

„Meine Augen haben mir's gesagt," antwortete Tage mit einem festen Blick auf die gefährliche Sirene.

„Dann haben Sie schlechte Augen, Herr Lieutenant." Natalie wandte sich von ihm ab und blieb lange still stehen, in einer Haltung, welche Tage sagte, daß sie mißvergnügt sei.

„Sie sind böse?" fragte er endlich.

„Ja."

„Aber, mein Gott, über was? Wenn meine Augen mich täuschen, so . . ."

„So müssen Sie über sich selbst gebieten; ich will nicht die Vertraute derselben werden."

„Hören Sie mich gütigst an. Wenn man sich in der Gegenwart einer Person sehr glücklich fühlt, so beneidet man Alle, welche das Glück genießen, das man selbst so hoch stellt. Sehen Sie, das ist mein ganzer Fehler. Ich beneidete Canitz um die Freundlichkeit, die Sie ihm schenkten."

„Dann sind Sie ein großer Thor," rief die Gräfin lächelnd. „Ich quälte ihn ja nur beständig."

„Auch das kann zuweilen ein Glück sein."

„Möglich; aber für ihn war es das Gegentheil, davon bin ich fest überzeugt. Er kann mich so wenig ausstehen, als ich ihn. Wir haben eine natürliche Antipathie gegen einander."

„Sprechen Sie aufrichtig, Frau Gräfin?"

„Ich bin immer aufrichtig. — Sie kennen ja die Vergangenheit des Barons Canitz, nicht wahr?"

„Ein wenig."

„Wissen Sie, ob er verliebt war?"

„Wer von uns Sterblichen ist es nicht gewesen?" fragte Tage ausweichend.

„Das ist keine eheliche Antwort," meinte die Gräfin ungeduldig. „Ich will wissen, ob er in Jemand sterblich verliebt war."

„War ist nicht das rechte Wort, denn ich glaube, daß er es noch ist." Tages Gesicht verfinsterte sich. Das flüchtige Behagen des Augenblicks verging, als seine Gedanken zu der Vergangenheit und zu der unglückseligen Neigung zu Schuldfried zurückkehrten, die jetzt in ihrer ganzen Stärke vor ihm stand.

„Kennen Sie den Namen seiner Angebeteten?"

„Nein."

Die Gräfin betrachtete ihren Bewunderer und brachte etwas Anderes auf's Tapet, wobei es ihr gelang einige Minuten die Schatten zu verscheuchen, welche das Gespräch über Lothar hervorgerufen hatte.

Eine Weile nachher kam Lothar auf die Gräfin zu. Bei seinem Anblick verließ Tage sogleich seinen Platz.

Von diesem Tage an konnte man sagen, daß Lothar die Gräfin beinahe verfolgte. Sobald er sie sah, war er an ihrer Seite; aber er belagerte sie ganz und gar nicht mit Bitten oder Fragen, sondern sprach mit ihr vom Reisen, vom Aufenthalt an verschiedenen Orten und verwickelte die junge Dame manchmal so in ihren Gespräche, daß sie sich beinahe verrathen mußte. Entweder war sie beständig auf ihrer Hut und bemerkte Lothars Absicht, oder auch war die ganze Bekanntschaft mit Fräulein Smith bloß fingirt, denn sonst hätte sie bei den plötzlichen Wendungen, welche Lothar dem Gespräche gab, schlechterdings manchmal ein auffallendes Wort sagen müssen. Lothars oft sonderbare Art und

Digitized by Google

Weise ein Gespräch zu führen, hatte bloß zur Folge, daß sie sich daran amüsirte und daß Tages Neid geweckt wurde. Da man Natalie und Lothar oft beisammen sah, so zogen die Kameraden ihn wegen seiner hartnäckigen Hofmacherei auf. Dieser Scherz war für Tage eine neue Hölle, versetzte sein Blut in wilde Gährung und gab seiner Bewunderung für die Gräfin eine qualvolle Heftigkeit. Er konnte es nicht ertragen, Lothar und sie mit einander sprechen zu sehen. Es war ihm unausstehlich ihr Lachen zu hören, wenn Lothar mit ihr sprach; obschon er nicht wagte, sich dadurch lächerlich zu machen, daß er gegen Natalie seinen Verdruß darüber merken ließ, so konnte er doch nicht verhindern, daß sein Gesicht das Gepräge all der Eindrücke annahm, die ihn beherrschten; aber dann brauchte Natalie bloß auf ihre eigenthümliche kindliche Art zu lächeln, so verflogen die Wolken von seiner Stirne und er vergaß allen Aerger, um sich von seinem Vergnügen an ihrer Gesellschaft aufs Neue berauschen zu lassen. Wohl ihnen Allen, daß die Fregatte endlich in Alexandrien ankerte! Nur Gott im Himmel weiß, zu welcher neuen Thorheit oder Erbärmlichkeit Tage sich durch seinen Neid und Zorn hätte verleiten lassen, wenn Natalie noch weiter mitgefahren wäre. Eine traurige Wahrheit ist es, daß überall wo ein Weib auftritt, Zank und Zwietracht entsteht. Sind daran die Weiber Schuld oder die Männer? Beantworte die Frage wer will.

* * *

Zwei Winter hatten ihren weißen Mantel über die Erde ausgebreitet, seit die Fregatte Karolina den Hafen von Neapel verlassen, und wieder kam der Frühling mit Blumen im Haar.

Stockholm, „die schöne Sünderin," hatte während der kalten Jahreszeit in dulci jubilo gelebt und sich mit Bällen, Konzerten, Soireen und allen möglichen Lustbarkeiten vergnügt. Die Kinder der Thorheit hatten dabei vergessen, daß es Etwas gibt was man den Ernst des Lebens nennt. Man amüsirte sich und die Zeit verflog wie ein Traum, doch — Karl Kullberg sagt ganz trefflich:

> Schließ mit des Lebens Freude einen Bund,
> Leb in dem Taumel stets erneuter Lust;
> Du findest doch in einer schlimmen Stund'
> Daß sie mehr kostet als Du Dir bewußt.

Als daher der Frühling mit seinem klaren blauen Himmel und seiner strahlenden Sonne kam, so begann auch das vergnügungssüchtige Publikum der Hauptstadt sich müde zu fühlen. Die jungen Damen hatten sich matt getanzt, die Soupers wurden langweilig, die Konzerte hatten nichts Pikantes mehr zu bieten, und Thalias Tempel stand verlassen da. Den ganzen Winter hatte man Emilie H— bewundert, sich von Frau G— entzücken lassen, Thränen der Theilnahme über die meisterhafte Aufführung der Griseldis geweint, und jetzt waren Bewunderung, Entzücken, Theilnahme u. s. w. erschöpft, als die Rasenplätze des Thiergartens sich mit einem zarten Grün bedeckten, das Leberkraut aufzuschießen anfing, und Jedermann sich sagen mußte, daß die Lampen im Theatersaal matt und trüb aussahen gegen die Frühlingssonne. Die gemalten Dekorationen besaßen Nichts, was den blühenden Gebüschen gleichkam. Das gefeierte junge Mädchen fand seine Bewunderer langweilig; diese hinwieder waren es müde geworden, eine Anmuth anzubeten, welche Spitzen, Juwelen und Lampenschein bedurfte, um in einem recht vortheilhaften Lichte dazustehen. Bedenkt man ferner, daß die schönste Frau nach einem in eitel Vergnügungen verlebten Winter mehr von ihrer Jugend und Frische verloren hat, als eine ganze Reihe von ruhigen Jahren ihr rauben könnte, so ist es natürlich, daß die Frühlingssonne nur erblaßte Wangen und matte Augen beglänzte. Gähnend sah man dem Abend entgegen. Die Löwen des Tages wußten nicht, wie sie die Zeit todtschlagen sollten; mit einem Wort, Alles was die Hauptstadt zu bieten vermochte, war abgenützt. Man seufzte nach dem Sommer, man wurde von dem hartnäckigsten Ueberdruß heimgesucht.

Da stand eines Tages in den Zeitungen:

„Stockholm hat den Besuch der in den letzten Jahren im Ausland so vielgepriesenen Madame Dorbino empfangen. Die ausgezeichnete Künstlerin gedenkt sich hier in verschiedenen Rollen hören zu lassen. Zum Erstenmale wird sie als Agathe im Freischütz auftreten."

Also etwas Neues! Eine Künstlerin, die in Paris und London Aufsehen gemacht hatte und der zu huldigen dort in der Mode war. Die Tonangeber Stockholms konnten ihr also ihre Bewunderung schenken, ohne sich zu kompromittiren. Ja, es mußte sogar sonderbar aussehen, wenn die Stockholmer sich nicht beeilten, der französischen Sängerin ihren Enthusiasmus zu zeigen, während man es in Paris und London bereits gethan hatte. Madame Dorbino war also schon ehe man sie hörte, Gegenstand einer Bewunderung, wie man sie der vollendetsten einheimischen Künstlerin, die je mit ihren Tönen entzückte, nicht zu schenken gewagt haben würde. Ach, meine lieben theuern Landsleute! warum diese thörichte Vorliebe für Alles, was aus dem Auslande kommt? Warum diesen kläglichen Mangel an Selbstständigkeit des Urtheils? Der Franzose oder Engländer fragt auch nicht das Ausland um Rath, bevor er ein Verdienst rühmt. Nein, er thut es ganz unabhängig von Allem, was andere Nationen denken oder für gut finden; aber wir Schweden, wir müssen zuerst den Ausländer den Weg breit treten lassen, den unser Urtheil gehen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus dem Tagebuche eines engliſchen Reiſenden.

(Schluß.)

Die Dajaks ſind der Hauptſtamm an der Küſte. Man nennt ſie zum Unterſchied von den Landdajaks, die tiefer im Innern leben, die Seedajaks. Die Frauen dieſes Stammes haben einen leichten und elaſtiſchen Gang, eine ſchön geformte Büſte und ein ſehr anziehendes, zuweilen ſogar ſchönes Geſicht. Ihre Haut iſt ſo hellbraun, daß ſie faſt als gelb erſcheint, doch iſt das kein kränkliches Gelb, und das nußbraune Auge, das glänzendſchwarze lange Haar paßt zu dieſer Farbe vortrefflich. Die Mädchen des Stammes ſalben ſich mit einem Oel, das einen Mandelgeruch hat. Den Oberleib bekleiden ſie mit einer Jacke, die mit Franſen beſetzt iſt, vom Gürtel bis zu den Knien reicht der Rock. Dieſe Mädchen ſind in der Unterhaltung ſehr lebhaft und bleiben nie eine Antwort ſchuldig. Die Männer ſind ſchlank gebaut, haben einen ſtolzen Gang und treten mit Selbſtbewußtſein auf. Ihr Benehmen iſt ein ruhiges und anſtändiges; ſind ſie zu Hauſe, ſo arbeiten ſie mit dem größten Fleiß. Dabei ſind ſie aber die verwegenſten Seeräuber und unternehmen zu Lande häufig Expeditionen, deren Hauptzweck darin beſteht, Köpfe abzuſchneiden.

Die Kraft dieſer Dajaks iſt eine außerordentliche. Ein einziger trägt den ſchwerſten Engländer den ſteilſten Hügel hinunter, und empfangen Dajaks im Gefechte ſchwere Wunden, ſo werden ſie von ihren Gefährten immer nach Hauſe getragen, die Entfernung ſei auch noch ſo groß.

Die meiſten Ehen ſind glücklich und der Grund davon wird eigenthümlich genug in der Leichtigkeit der Eheſcheidung geſucht. Viele Männer und Frauen ſind ſieben bis acht Mal verheirathet geweſen, ehe ſie endlich eine richtige Wahl getroffen und ein wahres Glück gefunden haben. Spenſer ſah eine Frau von ſiebzehn Jahren, die bereits den vierten Mann hatte. Zuweilen erfolgte die Scheidung ſchon wenige Tage nach der Hochzeit; iſt ein Paar zwei Jahre zuſammen geweſen, ſo pflegt es ſich nicht mehr zu trennen. Die häusliche Arbeit der Familie iſt getheilt, doch dürfte der größte Antheil auf die Frau fallen. Der Mann baut die Häuſer und Boote und beſſert ſie aus, fällt die Bäume und ſpaltet ſie zu Brennholz, und wartet zuweilen auch die Kinder. Alle übrigen Geſchäfte laſten auf den Schultern der Frau. Da die Frauen ſo viel zu arbeiten haben, ſo werden ſie in der Regel ſehr ſtark und bekommen etwas Männliches. Sie ſind faſt immer eiferſüchtiger als die Männer und unterlaſſen es ſelten, ſich an der Frau zu rächen, die ihnen vorgezogen wird. Das Geſetz erlaubt ihnen dieſe Genugthuung, doch müſſen ſie ſich darauf beſchränken, die Verführerin mit einem Stocke durchzuprügeln. Hat dieſe einen Mann, ſo kann derſelbe ihren Geliebten eben ſo behandeln.

Von warmer ehelicher Liebe erzählt Spenſer ein rührendes Beiſpiel. Ein Häuptling badete mit ſeiner Frau im Fluſſe Lingga, der wegen ſeiner vielen Alligatoren berüchtigt iſt. Ein Malaye, der in einem Boote vorüberfuhr, rief ihm zu: „Ich habe ein ſehr großes Thier den Fluß hinaufſchwimmen ſehen.“ Als der Häuptling dieß hörte, forderte er ſeine Frau auf, das Waſſer zu verlaſſen; er werde ihr gleich folgen. Sie kam glücklich an's Ufer, aber während er noch einen Augenblick zögerte, um ſeine Füße zu waſchen, wurde er von dem Alligator ergriffen und in die Mitte des Stromes gezogen, wo Beide verſchwanden. Seine Frau hörte einen Schrei, wendete ſich um und ſah das Schickſal ihres Mannes. Sogleich ſprang ſie mit dem Rufe: „Nimm mich auch!“ in den Fluß und tauchte an der Stelle unter, wo ſie den Alligator mit ſeiner Beute hatte verſchwinden ſehen. Durch keine Vorſtellung ließ ſie ſich bewegen, den Fluß zu verlaſſen. Sie ſchwamm umher und tauchte an allen Stellen unter, die als Aufenthaltsort der Alligatoren ſonſt gemieden wurden, damit ſie mit ihrem Manne ſterben könne, bis ihre Verwandten endlich Gewalt gebrauchten und ſie in einen Kahn hoben.

Lied,

geſungen bei der Enthüllung des Schillermonuments in München.

am 9. Mai, dem Sterbetag des Dichters.

Von des Dichters hehrem Haupte
Nehmt die Hülle nun herab —
An dem Tag, der ihn uns raubte,
Soll er auferſtehn vom Grab.
Hoch vom Himmel kam er nieder,
Sang uns ewige Lieder vor —
Hoch zum Himmel heb' er wieder
Sein unſterblich Aug' empor!

Was verborgen in uns glühte,
Flammt in ihm durch's Weltenrund,
Deutſchem Geiſte und Gemüthe
Lieh er ſeinen Glockenmund —
Schmückte uns mit ſeinen Kränzen,
Schwang uns auf durch ſeinen Flug,
Der bis zu der Erde Gränzen
Deutſchen Namens Ehre trug.

Weil er ſelbſt in unſer'n Herzen
Längſt ein Denkmal ſich geſetzt,
Darum hebt ſich blank und erzen
Aus der Gruft ſein Denkmal jetzt,

Digitized by Google

Daß man zu dem Grabe walle
Wie zu einem Heiligthum —
Ehrt ihn — denn er ehrt uns Alle
Und sein Ruhm ist Deutschlands Ruhm.

F. Bodenstedt.

Festgedicht

zur Enthüllung des Schillerstandbildes.

Warum ward, Schiller, Dir zum Loose
Des ächten Ruhmes Allgewalt?
Warum entwuchs dem Erdenschooße
Dein Leib in ehrner Gestalt?
Weil ehern war Dein großer Wille,
Der in des Herzens Sturm und Drang
Die in des Hauptes tiefer Stille
Mit tausend Räthseln muthig rang.

Es warf Dein hoher Geist die kühne
Und räthselvolle Frage auf:
Was soll auf dieser Erdenbühne
Der Menschheit langer Lebenslauf?
Die Antwort scheuchte manche Wolke,
Die vor der Geistessonne lag:
Du sprachst sie herrlich vor dem Volke,
Und herrlich wuchs der Geisteshag.

Du sprachst davon, wie frohen Zeiten
Verjüngung wird durch frische That,
Und wie die Künste dann durchschreiten
Den schönheitstrunknen Menschenstaat.
In Deiner Seele rief es mächtig:
Der Menschengaben Ozean
Erhebe sich und rausche prächtig
Zum höchsten Ideal hinan.

Die Stimme, die von Deinem Munde
In Millionen Hörer quoll,
Durchtöne stets die weite Runde,
Wie Glockenerz so tief und voll!
Nach freiem Seelenadel strebe
Die Menschheit stets nach Deinem Wort,
Und Dein erhab'nes Bild, es lebe
Im Erze wie im Herzen fort!

E. Lichtenstein.

Mannigfaltigkeiten.

[25 Veteranen = 1 Kommerzienrath.] In Berlin zirkulirt ein artiges Geschichtchen aus den letzten Tagen: Zur Papa Wrangel kam der Kaufmann Fl., mit dem Rothen Adlerorden 4. Klasse geschmückt. „Exzellenz", sprach er, „ich komme um die unterthänigste Mittheilung zu machen, daß ich bereit bin, 10 Veteranen aus den Jahren 1813, 14 und 15 während der bevorstehenden Tage gastfreie Aufnahme zu gewähren." — „Brav, sehr brav", entgegnete der Feldmarschall, „ich werde nicht verfehlen, Sr. Majestät von Ihrem patriotischen Eifer Bericht zu erstatten." — „Ew. Exzellenz werden darüber Bericht erstatten, Sr. Majestät darüber Bericht erstatten?" sagte freudestrahlend der Kaufmann. — „Gewiß, alle Beweise von so patriotischer Hingebung berichte ich Seiner Majestät." — „Exzellenz, ich nehme 15 Veteranen." — „Das ist vortrefflich, Herr Fl., das ist außerordentlich lobenswerth, ich werde Sr. Majestät über Ihren Patriotismus ganz besonderen Bericht erstatten." — „Sie werden, Exzellenz, über mich und meinen Patriotismus Sr. Majestät ganz besonderen Bericht zu erstatten? Exzellenz, ich nehme 20 Veteranen." — „Herr Fl., Sie zeigen eine ganz außerordentliche Opferfreudigkeit; solcher Patriotismus dürfte nicht unbelohnt bleiben; ich sehe, Sie haben einen Orden; wie wär's mit einem Lätzchen? wie wär's mit dem Kommerzienrath?" — „Exzellenz, Sie wollen mich Sr. Majestät zum Kommerzienrath vorschlagen?" — „Ja wohl, Herr Fl., rechnen Sie darauf". — „Exzellenz, ich nehme 25 Veteranen." — Und so geschah es; der Kaufmann Fl. übernahm die gastliche Aufnahme von 25 Veteranen; wie in den Zeitungen zu lesen, am 17. v. M. war aus ihm ein Kommerzienrath geworden. Wäre er zum geheimen Kommerzienrath ernannt worden, er hätte vielleicht die ganze Veteranenschaft aufgenommen.

Der Flächenraum des Ackerlandes im Bezirke Hersbruck beträgt 30,430 Tagw., wovon 4194 Tagw. mit Hopfen bebaut sind. Im Bezirke Lauf beträgt das Ackerland überhaupt 21,170 Tagw., wovon 2383 Tagw. zu Hopfengärten angelegt sind. Demnach umfaßt das ganze Bezirksamt 51,600 Tagw. Ackerland mit 6876 Tagw. Hopfengärten und dürfte demnach der Bezirk Hersbruck die ausgedehnteste Hopfenanlage in Bayern besitzen. Nach der Berechnung, durchschnittlich 4 Ztnr. 60 Pfd. vom Tagwerk zu ernten, ergibt sich für den Bezirk Hersbruck die Summe von 17,982 Ztr., für den Bezirk Lauf 9427 Ztr., in Summa 27,409 Ztr. Hopfen.

[Landkarten als Tapeten.] In einigen Wiener Tapetenhandlungen verkauft man jetzt Tapeten, die das Nützliche mit dem Schönen verbinden. Es sind nämlich Landkarten in größtem Maßstabe und in sehr eleganten Rahmen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandschen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 116 Freitag, 15. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Der Freischütz mit Madame Dorbino als Agathe wurde angekündigt. Alle bessern Plätze waren schon lange voraus bestellt. Ein paar Tage vor der Vorstellung wollen wir einen Besuch im Theater machen. Es ist noch nicht zehn Uhr. Eine Probe soll stattfinden. Die Künstler vom Theater sind in kleinen Gruppen versammelt. Sie wünschen die fremde Künstlerin zu sehen. Während sie auf ihre Ankunft warten, wollen wir belauschen, was gesprochen wird. Wir bleiben bei einer der Gruppen stehen.

„Hast Du sie gesehen?“ fragte Frau ** Herrn *.

„Nein, aber ich hoffe das Vergnügen zu haben, da wir in derselben Oper singen werden,“ antwortete Herr *.

„Sie soll außerordentlich schön sein,“ bemerkte ein anderer.

„Ich habe gehört, daß sie infam häßlich sei,“ versicherte Frau **, die selbst sehr schön war.

„Sie soll, was Moral betrifft, eine Heilige sein,“ bemerkte ein Anderer.

„Eine Theaterheilige,“ meinte Herr *. Der Einfall erregte große Heiterkeit.

„Ja, das dürfte das rechte Wort sein,“ versicherte Frau **, deren Seele bereits von dem giftigsten Neid gegen die berühmte Sängerin erfüllt war. „Ich weiß, daß sie wenigstens einen bösartigen Liebhaber hat, und das ist ein Herr von Bris bei der königlichen Oper in Paris. Im Uebrigen werden Sie wohl ihre Heirathsgeschichte gehört haben?“

„Nein, wie lautet sie?“ Alle warfen sich mit Begierde auf eine Gegenstand, der so stark nach Skandal roch. Man konnte ja möglicher Weise etwas recht Infames von dieser Frau zu erzählen bekommen, die mit ihren Tönen das Publikum von London und Paris entzückt hatte. Man konnte ja von einem moralischen Flecken hören, der ihre Künstlerehre besudelte. Das war ein herrlicher Fund. Das Lob weckt immer den Neid, der nur mit einem einzigen Auge schlummert und gierig nach einem Sandkorn greift, um es in einen Berg von Skandal zu verwandeln. So verhält es sich nicht bloß im Theater, sondern überall in der Welt. Die menschliche Eitelkeit und Eigenliebe kann es nicht anhören, wenn ein Anderer gelobt wird. Daher entstehen alle diese ehrenkränkenden Gerüchte. — Aber kehren wir zu den Sprechenden zurück. Frau ** ergriff das Wort:

„Sie soll mit einem Musiker, Namens Dorbino, verheirathet gewesen sein.“

„Einem Italiener?“

„Nein, einem Franzosen. Er hörte sie vor acht oder zehn Jahren auf den Straßen von Paris singen und wurde von ihrer Stimme so eingenommen, daß er sie später heirathete.“

„Schon vor zehn Jahren? Demnach wäre sie nicht mehr so jung.“

„Sie muß bedeutend älter sein, als ich.“

„Wirklich?“

„Einige Monate nach der Hochzeit trat sie in der Oper auf, wo sie eine kleinere Parthie hatte. Ein englischer Lord sah sie und wußte sie zu bereden, daß sie ihrem Manne davon lief, der sich im Aerger eine Kugel durch den Kopf jagte. Mit dem Lord begab sie sich nach Italien. Nachdem sie den Engländer möglichst ausgebeutet hatte, opferte sie ihn einem Italiener. Vor drei Jahren trat sie wieder in Paris auf, machte Glück, wurde als etwas Entzückendes ausposaunt, reiste nach London und brachte es so weit, daß John Bull um ihretwillen Beefsteak und Porter vergaß. Jetzt soll sie seit einigen Jahren mit Herrn von Bris liirt sein.“

„Diese Heilige hat sich also von allen Nationen anbeten lassen?“

„Still, da kommt der Direktor und mit ihm eine Dame.“

Alle Blicke richteten sich auf die Ankommenden, und selbst die Neidischsten mußten mit Verdruß gestehen, daß die Dame, die mit dem Direktor kam, von höchst seltener Schönheit war.

Madame Dorbino, denn sie war es, besaß eine so ausgesuchte Würde, und zeigte ihre hohe schlanke Gestalt auf eine so stattliche Art, daß sie etwas Imposantes bekam. Ihr Wuchs vereinigte Ueppigkeit der Formen und Geschmeidigkeit in solcher Harmonie, daß der Blick mit Wohlbehagen auf allen Umrissen ruhte. Der weiße Schwanenhals trug einen so schönen Kopf,

Digitized by Google

daß die Züge, wenn man sie nur ein Einzigesmal gesehen hatte, unauswischbar ins Gedächtniß eingegraben blieben. Das dunkle üppige Haar umgab eine Stirne so rein, daß man deutlich sah, daß die darin wohnenden Gedanken so keusch waren, wie bei einem Kinde. Die großen dunkeln Augen glichen strahlenden Sternen, die ihre Wärme von der Sonne und ihre Klarheit von dem Monde entlehnt hatten. Der ganze Gesichtsausausdruck war edel und jungfräulich. Beim ersten Blick entsagte man jedem unvortheilhaften Gedanken und vermuthete, daß die hier preisgegebene Geschichte ein Mährchen sei, das Frau ** aus Neid gegen eine Nebenbuhlerin ersonnen habe, die ihre Partien singen solle.

„Wie schön sie ist!“ flüsterte man unter einander.

Der Kapellmeister nahm seinen Platz ein; die Probe begann.

Sie wird ihre Partie wohl französisch singen, meinte man und sah mit gespannter Erwartung dem Augenblick entgegen, wo sie beginnen sollte. Jetzt erklangen die wohlbekannten Takte und Madame Dorbino sang:

Wie nahte mir der Schlummer
Bevor ich ihn gesehn!

War es wirklich dieselbe Arie, welche Frau ** gesungen hatte? Ja! Von welcher Göttermacht hatte diese Künstlerin eine so klare, so melodische, so umfangreiche Stimme empfangen? Von wem hatte sie gelernt, so viel Wärme, so viel Leben, so viel Seele in die Töne zu legen? Der Neid verstummte. Die Bewunderung des Augenblicks zertrat ihn. Man vergaß sein eigenes Interesse, man vergaß sich selbst über dem Eindruck, welchen der Gesang hervorbrachte.

Die Zuhörerschaft in einem Theater wird, wie jedes andere Publikum, vom Eindruck des Augenblickes beherrscht. Der Impuls der Stunde ist für Künstler, Schauspieler und Schriftsteller diejenige Macht, die Alles beherrscht. Das Gefühl ist der entscheidende Gradmesser bei diesen Kindern des Augenblicks, deren ganze Existenz in der Gegenwart liegt. Sie besitzen keine Zukunft. Ihre Triumphe und Erfolge sind Eintagsblumen, die heute gewonnen werden, aber morgen sterben. Die Künstler und Poeten theilen dasselbe Schicksal: in der einen Minute sind sie für das Publikum Halbgötter, und in der andern werden sie gänzlich vergessen.

Das ganze Theaterpersonal war von Madame Dorbinos Gesang dermaßen hingerissen worden, daß es sie gerne im Triumph herumgetragen hätte. Selbst die Neidischsten wurden von diesem Gefühle beherrscht, so lange der Zauber der Töne währte; aber als man nach der Probe wieder auf die Straße kam, legte sich das Entzücken allmählig, und in demselben Grade erwachte der Neid wieder; er wurde um so stärker, als man mit innerem Verdruß gestehen mußte, daß sie ein überlegenes Talent war.

Zur Steuer der Wahrheit müssen wir zugeben, daß der Eindruck, welchen ihr Gesang auf den männlichen Theil ihrer Zuhörer machte, von der Art war, daß ihnen alle Lust verging, die Erzählung der Frau ** nachzureden. Die Männer werfen nicht gerne einen Schatten auf die Ehre eines so schönen Weibes. Die Frauenzimmer dagegen ergreifen mit Begierde jede Gelegenheit einer von der Natur mit Vorzügen ausgezeichneten Dame zu schaden. Die Geschichte der Frau ** hatte somit alle Hoffnung von weiblicher Seite aus bereitwilligst verbreitet zu werden. Schon im Verlauf weniger Tage wußte man recht wunderliche Sachen von der berühmten Sängerin zu erzählen, lauter Dinge, die mehr oder weniger geeignet waren, ihrem Rufe zu schaden.

Lebe wie eine Heilige, sei keusch wie der Mond, rein wie Schnee, fromm wie ein Kind, und du wirst dennoch der Verläumdung nicht entgehen, im Fall du das Unglück hast, bei deinem eigenen Geschlechte Neid zu erwecken. Gegen Alles kannst du dich schützen, nur gegen die türkische Bosheit nicht, die vom Neide ausgeht. Da hilft weder Tugend noch Herzensgüte, denn nur eine einzige giftige Zunge braucht etwas Verkleinerndes hinzuwerfen, so werden Andere mit Begierde es als Wahrheit nachsprechen, Zusätze machen und einen Makel auf deine Ehre werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Kahnfahrt von Rotterdam nach Pesth.

Die Lust am kühnen Wagen, welche zu den Nationaleigenschaften der Söhne Albions gehört, pflegt auch in Ungarn manche That zu gebären, die sich von der sicheren Fahrstraße des Gewöhnlichen entfernt hält. Dahin gehört jene abenteuerliche Fahrt, welche zwei Ungarn, die Herren Paul Rosty und Stephan Birly, auf leichtem Kahne und mit glücklichem Erfolge unternommen. Einer der muthigen Touristen, Birly, hat nun die Schilderung dieser Reise „ohne romantischen Beischmuck und der bescheidenen Wirklichkeit gemäß“ der Oeffentlichkeit übergeben, und das prächtig ausgestattete, illustrirte Werk dem Freunde und Reisegefährten Paul Rosty gewidmet. Die „N. Würzb. Ztg.“ bringt aus dem Buch, in einem Pesther Brief, einen Auszug, dem wir das Interessanteste entnehmen.

Vor etwa 8 Jahren kamen drei britische Jünglinge auf einem aus leichtem Mahagoni gezimmerten Kahne in Pesth an. Sie hatten den die beiden Flüsse Main und Donau verbindenden Ludwigskanal der ganzen Länge nach passirt, und waren die Donau nach Pesth herabgeschwommen, wo sie wohlbehalten das Land erreichten. Nicht so gut erging es einigen Mitgliedern des Rotterdamer Yachtklubs, welche vor einigen Jahren

Digitized by Google

den Rhein stromaufwärts passiren wollten. Schon bei Köln, wo eigentlich erst die schwierigen Parthien des Rheins beginnen, starb der kühne Entrepreneur an den Folgen einer Verkühlung und überspannter Kraftanstrengung, und das ganze Unternehmen ward sofort aufgegeben. Auch andere Versuche, den Rhein ohne Zuhilfenahme des Dampfes und der Zugkraft zu befahren, blieben erfolglos.

Wenn unsere beiden Ungarn trotzdem an die Ausführung ihres kühnen Vorhabens gingen, so schreiben sie dieß bescheiden jenen Fortschritten zu, welche der Schiffsbau in England seitdem gemacht hat. Besonders aber setzten sie ihre Hoffnung auf die neuere Zeit in England gebräuchlichen sogenannten „Outrigger". Es sind dieß über den Bauch des Kahnes hinausreichende Ruderstützen, durch welche die Wirkung des Ruders vervielfältigt und die Führung desselben erleichtert wird. Der Kahn, welcher unsere Reisenden über die Wellen des Rheins und der Donau dahintragen sollte, wurde in Richmond bei dem Schiffsbauer William Wheeler angekauft. Er ist 22 Fuß lang und 3 Fuß 2 Zoll breit, aus dünnen norwegischen Fichtenbrettern gebaut, und entspricht in so fern der Kraftentfaltung zweier Personen, als er mit sammt der Ausrüstung mit Segel und Ruder nur zwei Zentner wiegt. In der Mitte sind zwei Paar „Outrigger" angebracht, damit die darin sitzenden beiden Personen mit je zwei Rudern arbeiten können. Der Kahn wurde „Ellida" getauft.

In der Tracht des „Pester Schiffervereins" traten die Herren Rosty und Birly an einem schönen Sommermorgen von Rotterdam aus ihre abenteuerliche Kahnfahrt an. Durch die Kanäle der holländischen Hafenstadt fuhr die schmucke Ellida in die breite Rheinmündung ein. Stromaufwärts gegen einen scharfen Wind ankämpfend, gelangte das Fahrzeug des Abends in Dommel an, nachdem es einen Weg von etwa 10 ungarischen Meilen zurückgelegt hatte. Bis zur Einfahrt in den deutschen Rhein hatten die Reisenden noch manchmal mit Sturm und Regen zu kämpfen, und Ellida bekam nicht selten das Wasser des Vater Rhein zu kosten. Auf den holländischen Landungsplätzen erregte das rothe Flanellhemd der beiden Kahnfahrer allseitiges Staunen, und auch an solchen Wirthen fehlte es nicht, die mit ächt holländischem Mißtrauen diese Abenteurer für vagabundirende Matrosen hielten. Der beschwerlichste Tag war die Fahrt nach Emmerich, wo die kühnen Touristen mit geringer Unterbrechung gegen die stets wachsende Kraft der Strömung zu kämpfen hatten und wo die häufigen Buhnen ihrem leichten Fahrzeuge nicht geringe Schwierigkeiten bereiteten.

Indeß verbreitete sich der Ruhm der Ellida immer mehr an den Ufern des Rheins, und ihre Landung hatte für die Bewohner von Köln den Reiz eines sehenswerthen Schauspiels. Die beiden Ungarn jedoch verfielen dem Schicksale, daß sie beharrlich für Engländer gehalten wurden. Abenteuerliche Unternehmungen gelten eben allenthalben für ein Monopol der Söhne Albions. In den Spalten der „Köln. Ztg." wurden sie als Söhne des britischen Volkes besungen. Dann auf der Mainfahrt hatten unsere Touristen eine menschenrettende Mission zu erfüllen, indem sie einen Steuermann, der das ihm anvertraute Fahrzeug auf eine Sandbank geführt hatte, aus den Händen des wüthenden Schiffsvolkes befreiten.

Interessant war die Fahrt durch den $23^1/_2$ Meilen langen Ludwigskanal, welcher, den Main mit der Donau verbindend, mittelst 94 Schleusen die Bergkette übersteigt, die unter dem Namen Frankenjura bekannt ist und das Donauthal von dem Mainthale scheidet. Der höchste Punkt dieser Wasserstraße liegt $630^1/_2$ Fuß höher als der Mündungspunkt in die Donau. Die Ungarn waren ganz entzückt von dem landschaftlichen Reize dieser Gegend besonders auf der Höhe des Kanals, wo sich die krystallhelle Altmühl durch das reiche Thal windet. Nicht ohne Mühe gelang bei Kehlheim die Einfahrt in die reißende Donau, und schwer war es durch die zahlreichen Krümmungen des Stromes, durch Inseln, Felsen und Sandbänke nach vierstündigem raschen Rudern Regensburg zu erreichen. Dort aber schienen auch die Mühseligkeiten der Fahrt ein Ende zu nehmen, denn jetzt galt es nicht mehr, die Kraft der Strömung zu brechen, sondern dem Strome in seiner Thalfahrt zu folgen.

Von Hainburg aus, wo die Reisenden die vaterländische Erde begrüßten, wurde indeß das Fahrzeug von einem beharrlichen Südostwind belästigt. Bei Csicsó machten die Reisenden Halt, um dem Grafen Johann Waldstein, als dem Präsidenten der Pester „Csólnakda", die Ellida vorzustellen. Der Graf war jedoch nicht zu Hause, und es wurde fortgerudert bis nach Komorn, wo der Wind so drohend heftig wurde, daß die dortigen Schiffer die Fortsetzung der Reise ernstlich wiederriethen. Aber die beiden Freunde trotzten und fuhren weiter, um in der Abendstunde den Einzug in den Csólnakda zu halten. Schon eine halbe Stunde unter Komorn warf die Donau so breite und mächtige Wellen, wie sie unsere Reisenden bisher nur auf dem Meere gesehen hatten. Aber die Gefahr ging ohne Folgen vorüber, und obgleich die Wellen so wüthend gegen das Fahrzeug drangen, daß der Schaum gleich einem Sturzregen auf die Häupter der beiden Schiffer niederfiel, so hatte doch keiner von ihnen irgend einen Schaden genommen, und Ellida bewährte ihre vortreffliche Konstruktion in der glänzendsten Weise. Um der Gefahr um so sicherer zu entgehen, mußten freilich die beiden Ruderer ihre Kräfte verdoppeln, und fort ging es mit Beranger: „Allons! ne perdons pas courage, — Ramons! Dieu prend pitié de nous." Aber die Wellen thürmten sich immer höher, und schwollen zu einer Größe an, der gegenüber selbst die Widerstandskraft der Ellida problematisch erschien. Sie suchten deßhalb das schützende Ufer auf, und anstatt in Pesth mußte man sich begnügen in Gran zu übernachten.

Digitized by Google

Den anderen Tag, als die Fahrt fortgesetzt wurde, raste der Wind noch mit ungeheurer Kraft, und es mußte zur Führung des Steuerruders ein Schiffer mitgenommen werden. Das Schiff war bereits im Weichbilde der Stadt Pesth angelangt und das böse Wetter hatte sich noch nicht gelegt, ja es schlugen nicht weniger als sechs Wellen nacheinander über die leichten Wände der Ellida. Die Reisenden waren daher nicht wenig erstaunt, als in der Nähe der Margaretheninsel aus der Finsterniß eine bekannte Stimme an ihre Ohren drang. Es war Graf Edmund Sz., der trotz des stürmischen Wetters mit seiner kleinen „Sympathy" den muthigen Touristen entgegenfuhr. In wenigen Minuten flog Ellida in die traulichen Gewässer der heimischen Csólnakde, wo ein schmucker Kreis von Damen, Freunden und Verwandten die Reisenden erwartete und ein herzlicher Empfang sie alle Mühen vergessen ließ.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

In einem der Wiener Orchesterkonzerte im Musikvereinssaale soll nebstdem in Wien noch nicht gehörten prachtvollen „Nachtlieder" von Schumann die Orchestercantate „Lazarus" von Franz Schubert überhaupt zur ersten Aufführung gelangen. Eine begeisterte und sachkundige Feder schreibt über dieß Meisterwerk: „Die ganze Komposition ist im reinsten Styl gehalten, voll harmonischer Schönheiten und so überströmend von Gesang, daß selbst die zahlreich eingestreuten Recitative melodisch aufblühen. Als geistliche Musik ist die Oster-Cantate „Lazarus" so reich und schön und unvergleichlich, wie es Franz Schubert selber ist."

Das Lessing-Denkmal in Braunschweig erhält jetzt seine Vollendung, indem es durch eine Geldwilligung Seitens der Stadtverordneten möglich geworden ist, die von zwei Schülern Rietschel's für das Denkmal angefertigten Reliefs zu gießen und an demselben anzubringen.

Mannigfaltigkeiten.

[Pariser Bettler.] Mit welcher Frechheit in Paris die Bettelei betrieben wird, davon ein nagelneues Beispiel. Auf dem Quai de la Valée kann man täglich einen Bettler sehen, einen armen, ganz erblindeten, zitternden und kruchenden Alten. Einer unserer Bekannten gibt gerührt durch die flehentlichen Bitten des Blinden, demselben ein Geldstück und zwar aus Versehen statt eines Sous einen Doppellouisd'or. Am andern Morgen geht derselbe Herr nach dem Quai zurück; der Bettler ist nicht da, aber ein Kommissionär nennt Namen und Adresse des Armen: Mr. Boulart e Rue Bocher, 102. Dieses Haus sieht sehr fashionabl, aus, und unser wohlthätiger Freund hat Bedenken, in einem so eleganten Hotel einen Bettler zu suchen. Indeß Mr. Boulart wohnt wirklich hier und zwar im dritten Stock. Abermaliges Zögern, denn das Quartier zeigt von großer Wohlhabenheit. Indeß man schellt, und eine elegant gekleidete Zofe öffnet. „Mr. Boulart?" — „Der wohnt hier." — „Kann ich ihn sprechen?" — „Ich werde sehen, ob Monsieur schon aufgestanden ist und Besuche annimmt. Bitte, treten Sie in den Salon." Mr. Boulart ist in der That schon auf und nimmt Besuche an. Unser Freund tritt in das Schlafzimmer, welches fast eben so elegant eingerichtet ist, als der Salon, und sieht vor sich einen Herrn in elegantester Morgen-Toilette, welcher vortreffliche Augen hat. Das kann der Bettler von gestern natürlich nicht sein, indeß man muß doch etwas sagen und der Besucher stammelt denn schüchtern, er glaube gestern einem Bettler, der Boulart heißen solle, einen Doppellouisd'or statt zehn Centimes gegeben zu haben. „Möglich, mein Herr, ich habe noch nicht Kasse gemacht, will es aber gleich thun." Und Mr. Boulart nimmt aus einer hübschen, soliden, eisernen Geldkiste ein schmutziges Beutelchen, zählt seine kleine Münze und überreicht unserem Freund richtig das Goldstück. Man denke sich das sprachlose Erstaunen des Besuchers, welcher erst wieder Worte fand, als ihn der Herr vom Hause bis zur Thüre komplimentirte. „Erlauben Sie, es ist nicht billig, daß Ihre Ehrlichkeit Ihnen schade. Hier sind die 2 Sous, welche ich Ihnen gestern Abend geben wollte." Und Mr. Boulart nahm die Münze, steckte sie ein, grüßte demüthig und rief ihm noch zur Treppe ein: „Gott lohn es!" nach.

In der Gesammtgemeinde Lauffen (Württemberg) sind vom 20. April bis 5. Mai 12,104 Maaß Maikäfer gesammelt, abgeliefert, getödtet und verscharrt worden. Für jede Maaß wird, die übrigen Kosten nicht gerechnet, 1 kr. bezahlt.

In Bad Ems ist durch Wegsprengung eines Felsens eine neue Mineralquelle entdeckt worden.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 117 Samstag, 16. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Die Maisonne leuchtete so mild, so freundlich über Stockholm und seine schöne Umgebung. Nach dem Thiergarten! Nach dem Thiergarten! schien jedes Lüftchen zu flüstern; aber nicht dahin begab man sich an diesem Abend, sondern man zog nach dem königlichen Theater, um in dem vollgedrängten Saale zum Erstenmale Madame Dorbino zu hören. Verschmachtend vor Wärme und Entzücken, stellten sich die Herren, während die Damen auffspazierten und ihre Plätze einnahmen, gruppenweise vor dem Hause auf und weideten ihre Augen, bis die Vorstellung begann.

Im Vorsaal auf dem Jakobsmarkt finden wir etliche junge Männer, von denen einer sich durch sein freies und offenes Auftreten auszeichnet. Die mit absichtlicher Nachlässigkeit geschlungene Halsbinde, die herabgeschlagenen Vatermörder, der üppige Backenbart und die Munterkeit seiner ganzen Erscheinung gaben zu erkennen, daß er seine Zeit und sein Leben nicht an die Lumpereien verschwendet hatte, womit Garnisonsoffiziere sich zu zerstreuen pflegen.

„Nun, lieber Aberney", sagte einer der Herren aus der Gruppe, ein hochaufgeschossener, kerzengerader und wohlausgestopfter Gardelieutenant, „das ist etwas Seltenes, daß man Dich zu sehen bekommt. Du bist ja, als wenn Du gar nicht vorhanden wärest."

„Er ist auch nicht vorhanden", versetzte ein anderer, „denn er ist verliebt, der Unglücksvogel".

„Bin ich verliebt?" fragte Tage, und errötete wider seinen Willen.

„Du glaubst vielleicht, daß man es nicht erfahren habe, weil Du Dich in den letzten Wochen zurückgezogen hast und wie ein Eremit lebst; aber Du täuschest Dich. Wir wissen Alle, daß Du verliebt bist in . . ."

„Canitz", unterbrach einer der Herren und grüßte diesen, der ganz hastig vorbeiging.

„Er ist heute Abend auch hier. Der Name Dorbino hat selbst die Todten ins Leben zurückgerufen."

„Hat einer von euch sie gesehen?" fragte Tage. Der Anblick Lothars hatte bereits seine Galle erweckt.

„Ja, ich sah sie heute Früh spazieren fahren", antwortete ein kleiner schlanker Herr. Der französische Legationssekretär zeigte sie mir."

Der kleine Herr rühmte sich immer mit seinen diplomatischen Bekanntschaften, und hatte stets mehr als Andere gesehen und gehört.

„Nun, wie sieht sie aus?" fragte man rings umher.

„So so, sie ist nicht nach meinem Geschmack, sie ist etwas zu dick und hat Augen, die gar zu deutlich ihre französische Abkunft verrathen."

„Sie gilt für außerordentlich schön."

„Wie gesagt, etwas zu dick. Im Uebrigen kennen Sie meinen Geschmack; ich liebe feine und edle Züge. Ich bin, was das Aeußere betrifft, Aristokrat."

„Wie Schade, daß Du kein von vor Deinem Namen führst, mein guter Bergiaub!" sagte der Gardeoffizier. Die Andern lachten.

„Jetzt ist es Zeit, hineinzugehen", meinte Aberney. Die Herren begaben sich nach dem obern Amphitheater, wo sie ihre Plätze einnahmen.

Tage spähte mit seinem Opernglas nach Lothar umher; aber er ließ sich nicht blicken.

Die Ouvertüre wurde gespielt. Der Vorhang ging in die Höhe, und man schenkte dem ersten Akt möglichst wenig Aufmerksamkeit.

In dem rechten Ochsenauge auf der ersten Reihe saß ein älterer Herr. Er stand noch im kräftigen Mannesalter. Er hatte sich so gut wie möglich in die Ecke zurückgezogen, offenbar, um sehen und hören zu können, ohne selbst gesehen zu werden. Im linken Ochsenauge der ersten Reihe finden wir Lothar. Er kehrte dem Publikum den Rücken zu, so daß er vom Saale aus nicht bemerkt werden konnte.

Während des ersten Zwischenaktes äußerte einer der Herren aus Aberneys Gesellschaft:

„Sieh da, in der ersten Reihe haben wir die Gräfin Reinstein. Nun, Aberney, wirst Du Deinen Gegenstand nicht begrüßen?"

Tages Blick richtete sich auf die erste Reihe, wo Natalie in einer Toilette saß, die den ausgesuchtesten Geschmack mit Einfachheit verband. Er verbeugte sich. Die Gräfin beantwortete lächelnd den Gruß, und sogleich flüsterte der Gardelieutenant:

„Du beneidenswerther Sterblicher, der Du Dich rühmen kannst, ein Lächeln von ihr erhalten zu haben!

Digitized by Google

Ich bin noch nicht so glücklich gewesen, einen Blick zu bekommen."

Der zweite Akt begann. Als der Vorhang in die Höhe ging, hätte Tage beinahe einen Ausruf gethan. Unwillkürlich griff er in den Arm seines Nachbars und preßte ihn zwischen seinen starken Fingern.

„Ich sehe schon von selbst, daß sie schön ist; Du brauchst mich nicht so handgreiflich darauf aufmerksam zu machen", flüsterte der Nachbar ungeduldig.

Die Arie der Agatha begann. Alle Augen hingen an den Zügen der Sängerin, jedes Ohr war von ihren Tönen gefesselt. Es gab jedoch drei Personen, die bei ihrem Anblick so stark erschüttert wurden, daß sie nicht einmal den Anfang der schönen Arie hörten.

Der ältere Herr im rechten Ochsenauge murmelte, während er mit der Hand über seine Stirne fuhr:

„In dieses Rabennest also hat sich die schneeweiße Taube verirrt! Armes Kind, mußte ich Dich so wieder finden!"

„O mein Gott, also hier sollte ich sie wieder sehen?" dachte Tage und stierte mit wilden Blicken die Erscheinung an.

„Das ist sie — und zwar schöner als je!" flüsterte Lothar. „Auf dem Theater sollte ich also den Abgott meines Herzens finden .... Das ist entsetzlich." Er lehnte den Kopf zurück, als hätte der Schmerz ihn vernichtet. — „Herr des Schicksals, Du bist streng, daß Du mich nicht einmal das schöne und keusche Traumbild behalten ließest; jetzt erst ist sie todt für mich. Welches höllische Spiel gedachte das Schicksal mit meiner menschlichen Schwachheit zu treiben, daß es mir dieses schöne Denkmal von ihr in den Weg warf! Ihr äußeres Bild habe ich vor Augen, aber von diesem Herzen von Unschuld, Güte, Liebe und Grausamkeit, das einst Alles für mich gewesen, kann ich Nichts verspüren."

Wie nahte mir der Schlummer
Bevor ich ihn gesehn!

sang Madame Dorbino.

In den Frühlingstagen seiner aufkeimenden Liebe hatte Lothar Schuldfried niemals singen gehört. Nur ein einziges Mal vorher hatten Töne ihrer Stimme sein Ohr getroffen, und damals hatte die Stimme des Kindes ihn so bezaubert, daß er sie zwingen wollte, das Liedchen zu singen. Was dann erfolgte, wissen wir. Jetzt strömte diese Stimme so warm, so glühend, so wunderbar zu seinem Herzen, und dennoch füllte sich dieses nur mit Bitterkeit. Diese Töne, die seinem Gemüth hätten schmeicheln müssen, erweckten nur seine düstern und leidenschaftlichen Gefühle. Lothar kam sich vor, als ob er schlechter würde, so lang er auf den Gesang lauschte. Es war, als hätte er beim Anblick der Sängerin den Glauben an das Gute, Reine und Edle verloren.

Lothars Blick hing fest an ihren Zügen, aber noch hatte sie den ihrigen nicht zu ihm erhoben. Das Publikum schien für sie gar nicht vorhanden zu sein. Sie schien die Hunderte von Augen, die auf sie gerichtet waren, von Ohren, die ihr entgegenlauschten, vergessen zu haben. Ihre Seele war im Gesang und der Gesang wurde auch ein Spiegelbild ihrer Seele. Das war die echte Künstlerin, nicht die nach Beifall jagende Actrice. Jene Nebeninteressen, die das eifrige Suchen nach Effekt und Bewunderung hervorrufen, kamen bei Madame Dorbino nicht ein einziges Mal zum Vorschein.

Die erste Arie war vorüber, der Applaus und das Bravogeschrei wollte kein Ende nehmen. Endlich verstummte der Beifallssturm; Max trat ein.

Just in diesem Augenblick schaute Madame Dorbino zur ersten Reihe hinauf. Sie fuhr zusammen und schloß ihre Augen, als hätte ein Blitz sie geblendet. Ein heftiges Zittern fuhr durch ihren Körper und sie vergaß, in den Gesang einzufallen. Sie erholte sich jedoch und verständigte sich mit dem Kapellmeister durch ein Zeichen. Sang sie das Folgende eben so gut? Wirklich eben so gut? Wir müssen antworten — nein; aber das Publikum bemerkte die Unsicherheit in der Stimme, die Ungleichheit im Vortrage nicht; es hatte sich einmal vom Schwindel des Entzückens ergreifen lassen, und dieser gebot der kalten Vernunft Stillschweigen. Applaus und Hervorrufe folgten nach dem Schluß des zweiten Aktes, und als Madame Dorbino bei dem letzteren erschien, machte man seiner Bewunderung durch Geschrei, Gestampfe und Geklatsche Luft. Eine eigenthümliche Art, seinen Beifall zu äußern.

Es gab jedoch drei Personen, die nicht klatschten, stampften oder schrieen. Sie gaben durch keine einzige Geberde zu erkennen, welchen Eindruck der Gesang auf sie machte. Diese drei waren diejenigen, die in Madame Dorbino Schuldfried erkannt hatten.

„Sie hat mich gesehen," dachte Lothar; „sie hat seit diesem Wiedererkennen schlecht gesungen. Sie hat also noch ein Gedächtniß für die Vergangenheit. Aber sie ahnt nicht, die auszgezeichnete Sängerin, daß diese Vergangenheit jetzt gleichsam begraben ist, und daß ich von heute Abend an gänzlich verändert bin. Ich weiß jetzt, daß Schuldfried sich nicht mehr von mir finden lassen wird."

Im weitern Verlauf des Stückes richtete Madame Dorbino nicht ein einziges Mal mehr ihre Blicke auf Lothar. Sie sang, sang so, daß der Saal von Jubel erscholl, aber sie sang mit todtenblassen Wangen. Die Vorstellung war vorüber, der Vorhang fiel; aber das Publikum wollte die schöne Sängerin noch einmal sehen, ihr noch einmal seine Huldigung schenken, und sie mußte herauskommen. Als sie erschien, um mit einem Kompliment für dieses Wohlwollen zu danken, erhob sie einen scheuen, beinahe bebenden Blick zu Lothar. Er hatte sich aufgerichtet; er betrachtete die gefeierte Sängerin mit einem beinahe höhnischen Lächeln, einem Lächeln voll Bedauerns auf den Lippen. Bei diesem

Digitized by Google

Anblick richtete sich das kaum noch so demüthig gesenkte Haupt empor. Schuldfried machte ein zugleich würdevolles und dankbares Kompliment vor dem Publikum.

Lothar stürzte die Treppe hinab, an Bekannten und Unbekannten vorbei, rief seinen Kutscher und ließ sich nach dem Schiffsholm führen, wo er wohnte.

(Fortsetzung folgt.)

Geheimnisse des Grabes.

Die namentlich in neuerer Zeit unmäßig wachsende Zunahme der Bevölkerung von New-York mußte mannigfache Veränderungen hinsichtlich der Erwerbung von Bauplätzen herbeiführen. In vielen Fällen erfolgte daher der Verkauf von kirchlichem Grund und Boden, und damit zugleich die Entfernung der Ueberreste der Todten von ihren alten Ruheplätzen, um dem Leben und Treiben des jetzigen Geschlechts Raum zu machen. Dieß hat nun zu höchst merkwürdigen Enthüllungen geführt, welche die Einwohner der ganzen Stadt mit Entsetzen erfüllten und in vielen Fällen ein verdächtiges Licht auf gewisse hohe Würdenträger der Kirche und äußerlich höchst tugendhafte Personen der Gesellschaft werfen.

Die Aufmerksamkeit des Publikums wurde zunächst durch die Entdeckungen in der Sullivan-Kirche in Anspruch genommen. Die haarsträubenden Details über die Art und Weise, die hier die Leichname aus den Gräbern des Kirchhofes entfernt wurden, wollen wir unseren Lesern nicht mittheilen; nur so viel sei hier gesagt, daß viele Särge sich in einem vollkommen gut erhaltenen Zustand befanden, während alles das, was von den sterblichen Ueberresten des einstigen Inhaltes sich noch vorfand, theils nur ein wenig Staub war, theils einige Stücke Knochen, welche bei dem Berühren sich sofort in Pulver verwandelten. Aber die wichtigste Entdeckung in den Gräbern der Sullivan-Kirche war ein starker Sarg, in dem man nichts weiter fand, als ein weißes Leichentuch und eine Schaufel Erde. Dieser sonderbare Fall mußte natürlich zu dem Verdacht führen, daß der Leichnam an irgend einen Arzt verkauft worden sey; und noch gestützt auf mannigfache Indizien gewann man allen Grund zu der Annahme, daß gewisse Personen ein sehr einträgliches Geschäft mit den in den Gräbern der Kirche beerdigten Leichnamen betrieben haben.

Indessen waren diese Enthüllungen noch nichts im Vergleich mit dem, was seitdem in den Gräbern der alten Baptisten-Kirche entdeckt worden ist. Vor ungefähr acht Wochen beschlossen die Vertrauensmänner der Kirchhofsverwaltung die Entfernung der Todten nach einem anderen Ruheplatz, vor Verkauf dieses Eigenthums der Kirche. Hier nun, wie auf dem Sullivan-Kirchhof, wurden leere Särge im besten Zustande gefunden. In anderen Fällen war das zerbrochene Holz vollständig verwest, während sich noch menschliche Spuren zeigten, mit Lehm und Erde untermischt, die von dem Erdboden kaum verschieden waren.

Eines Tages, während die Arbeiter mit ihrer Arbeit beschäftigt waren, wurde ein Grab entdeckt, welches einst fünf oder sechs Särge mit Leichnamen enthielt. Alle bis auf einen dieser Särge waren beinahe verschwunden. Die beiden zunächst der Oberfläche der Erde hatten noch ihre Boden, und aus den darauf bemerkbaren Daten wurde ermittelt, daß sie schon seit ungefähr dreißig Jahren in der Erde gelegen hatten. Der dritte Sarg war noch gut erhalten, während die übrigen wenig mehr als rohes Holzwerk waren. Die Leichname aber in allen Särgen waren in ununterscheidbare Stücke von Fleisch und Knochen verwandelt; nur der Körper in dem dritten Sarge befand sich in gutem Zustande, selbst die Kleidungsstücke wohl erhalten und das Fleisch fast bis zur Versteinerung verhärtet. Dieser Anblick überraschte die Arbeitsleute in solchem Grade, daß sie nach dem Superintendenten des Grundstücks schickten, welcher den Sarg sorgfältig zur Seite stellte, bis der Stadt-Inspektor von der Entdeckung benachrichtigt werden konnte. Am 27. März wurde dieses Phänomen von mehreren Aerzten in Augenschein genommen. Das Leichentuch war mit einer dünnen, weißen, schimmligen Substanz überzogen, welche aus dem in dem Sarge entwickelten Gas, oder aus Stoffen, welche man zur längeren Erhaltung des Körpers hineingelegt, entstanden sein mochte. Nach Wegnahme des Leichentuches fand man den Körper in einem seit der Ausgrabung ganz veränderten Zustand. Das Kinn war von einer dunkeln röthlichen Farbe, ähnlich der von schmutzigem Leder oder dem Rande von altem Käse. Die Beine, der Unterleib, die Brust, Arme und Hände und in der That jeder Körpertheil, mit Ausnahme des Kopfes, welcher etwas zerlegt war, hatten ihre ursprüngliche Form, nur fast versteinert. Als man mit einem eisernen Instrument auf den Körper schlug, gab dieser einen Ton, der wie der durch Klopfen auf Stein hervorgerufene klang. Das Kinn wurde mit mit einiger Schwierigkeit durchgeschnitten und man fand die Sehnen- und Muskelfasern ebenso stark, wie sie bei einem gewöhnlich gesunden Körper unmittelbar nach dem Tode gefunden werden.

Bei der Prüfung der Unterleibstheile zeigte sich der unverkennbare Beweis, daß eine verbrecherische, aber sachkundige Hand hier thätig gewesen war: denn der Schnitt des ärztlichen Messers war noch deutlich sichtbar. Die weiblichen Organe fehlten und mögen unmittelbar nach dem Tode zur Sektion oder Analyse herausgenommen worden sein. Von Seiten der Aerzte wurde sofort die Ansicht ausgesprochen, daß der Leichnam der Körper irgend eines unglücklichen Geschöpfes sein könnte, welches durch Gift umgekommen wäre.

Digitized by Google

Diese Entdeckung hat in New-York lebhafte Aufregung hervorgerufen; und wie in allen mysteriösen Fällen, sind die seltsamsten Gerüchte darüber in Umlauf gesetzt. An ein Verbrechen glaubt man allgemein. Daß aber nach so langen Jahren den Uebelthätern noch auf die Spur zu kommen sein sollte, ist mehr als unwahrscheinlich.

Mannigfaltigkeiten.

[Unglücksfall von Käthchen Renz.] In Marburg ereignete sich in dem daselbst Vorstellung gebenden Circus Godfroy am 9. ds. ein Unglücksfall, welcher die allgemeinste Theilnahme daselbst erregt. Die als vorzügliche Reiterin und durch ihre segar in die große Politik verflochtenen abenteuerlichen Schicksale weit bekannte Käthchen Renz, jetzt an den Direktor der Truppe, Louis Godfroy, verheirathet, gab ihre Benefiz-Vorstellung und entzückte das Publikum durch ihre graziösen Stellungen und Tänze zu Pferd. Schon waren ihr bei ihrem zweiten Auftreten mehrere der kühnsten Sprünge über breite Tücher gelungen, als sie nach einem derselben das Pferd zu kurz wieder erreichte, herabsank und in demselben Moment der jammervolle Aufschrei: „Ach Gott, mein Bein ist gebrochen, ich bin verloren für immer", den ganzen Circus durchdrang. Sie mußte unter schmerzlichem Wimmern weggetragen werden, während das Publikum über diesen jähen Umsturz von Schönheit und Kraft aufs Höchste ergriffen war. Die ärztliche Untersuchung der Verunglückten hat ergeben, daß die Knochenröhren über dem linken Fußgelenk zerbrochen sind und die Heilung eine schwierige und langwierige sein wird. Die Behandlung hat der berühmte Chirurg Professor Dr. Roser übernommen.

[Exzeß in einer Kirche.] Ein merkwürdiger Exzeß hat am 12. März, als am griechisch-orientalischen Osterfeste, in der Temesvarer Vorstadt Fabrik in der St. Georgskirche während des Hochamtes stattgefunden, indem unter den Anwesenden zwei sich schroff gegenüberstehende Parteien dadurch in Konflikt geriethen, daß die in größerer Anzahl anwesenden Romanen während der Liturgie ihre Gebete in romanischer Sprache, dagegen die andere Partei der Serben dieselben in serbischer Sprache singen wollten. Wirklich begann plötzlich der Gesang in zwei Sprachen, was einen solchen Wirrwarr hervorrief, daß der pontifizirende Erzpriester zu eindringlichen Ermahnungen — das Gotteshaus nicht zu einem Schauplatz eines so entwürdigenden Exzesses zu erniedrigen — sich genöthigt sah. Doch seine wiederholten Ermahnungen blieben erfolglos und der Tumult beider Parteien nahm solche Dimensionen an, daß polizeiliche Abhülfe in Anspruch genommen werden mußte. Dieser Exzeß entsprang einem schon jahrelang dauernden Streit zwischen den Fabriker Romanen und Serben, indem Erstere behaupten, daß Romanen die meisten Beiträge zur Erbauung der St. Georgskirche geliefert haben, was die Serben aber in Abrede stellen.

Mainz, 12. Mai. Unser Schillerdenkmal ist in den letzten Wochen Gegenstand einer poetischen Betrachtung geworden. Herr Martin Düpüls, quiescirter Pfarrer von Castel, gegenwärtig hier lebend, hat in der Seyfert'schen Buchdruckerei ein lateinisches Poem erscheinen lassen, das den merkwürdigen Titel trägt: „Schillerus, in foro gentili ad aquilonem versus positus, sic secum loquitur" (Schiller, auf dem Thiermarkt gegen Norden aufgestellt, redet so zu sich selber"). In schönen, zum Theil wirklich originellen Distichen läßt der poetische Herr Pfarrer Schiller über seine hiesige Aufstellung und die ihm gegebene Gestalt sich aussprechen, und wir müssen gestehen, daß gar manche Bemerkung sehr feinsinnig und richtig ist. Was gewiß nicht Wenige schon beim Betrachten des Denkmals gefühlt haben, sagt der Dichter hier selbst:

„Das dem Ganzen gebührende Fleisch ist den Gliedern verkümmert;
Und der gesammelte Rand rechts auf die Wade gedrängt"". —

Eine größtentheils gelungene Verdeutschung des Originals ist jetzt herausgekommen, und wird den vielfachen Tadlern der Schillerstatue sicherlich eine Stunde angenehmer Erheiterung verschaffen.

Bei der Ausbaggerung des Rathhafens von Blankenberghe in Belgien hat man ein menschliches Skelett zu Tage gefördert, welches von einem „vorsündfluthlichen Musicus" herzurühren scheint. Wenigstens berichtet das „Brügger Journal" vom 1. Mai, daß dieses Menschen-Fossil 8 Fuß und nach den Berechnungen eines weisen Thebaners allermindestens 6000 Jahre alt ist. Eine dicht dabei befundene, wohlerhaltene, kupferne Trompete mit mehreren Schall-Löchern läßt auf den ehemaligen Stand dieser ehrwürdigen Antiquität schließen.

In Amerika sind am Boisefluß neue Goldfelder aufgefunden worden. Binnen 6 Wochen entstand am Ufer ein Ort mit 150 Häusern.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der L. Waisandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Aſchaffenburger Zeitung.

Nro. 118 Sonntag, 17. Mai 1863.

Eine Familiengeſchichte.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Tag waren die Zeitungen voll von den größten Lobpreiſungen, ſowohl in Bezug auf den Geſang, als auf das Spiel und die äußere Erſcheinung der Künſtlerin.

Während man in Cafés, Schweizereien, Bierhäuſern auf der Nordbrücke und dem Guſtav-Adolphs-Markt, in Privat- und öffentlichen Geſellſchaften von nichts Anderm als der geſtrigen Vorſtellung ſpricht, wollen wir bei dem Gegenſtand all dieſer Theilnahme einen Beſuch machen.

Schon am Ende März hatte die Gräfin Reinſtein ein elegantes Quartier in ihrem Haus, eine Treppe höher, als ſie ſelbſt wohnte, herrichten und in Ordnung bringen laſſen. Wer es beziehen ſollte, das hatte ſie geheim gehalten, bis Madame Dorbino kam; ſich da einquartirte und dadurch neuen Stoff zu Muthmaßungen gab. Die Beſſerunterrichteten wußten überdieß, daß die Gräfin für die gefeierte Sängerin eine Sommerwohnung in der Nähe ihrer eigenen Villa im Thiergarten gemiethet hatte. Beabſichtigte die ſchöne Franzöſin längere Zeit in Schweden zu verweilen, oder was war die Urſache dieſer Anordnung? Dieſe Fragen hörte man allenthalben aufſtellen. Wir gedenken die Neugierigen nicht zum Voraus aufzuklären, ſondern ſtatt deſſen einen Beſuch bei Madame Dorbino abzuſtatten.

Es iſt der Morgen nach ihrem erſten Auftreten. Sie ſitzt in einem allerliebſten kleinen Kabinet, das mit Blumen angefüllt und von den klaren, freundlichen Strahlen der Maiſonne beglänzt iſt.

Betrachten wir das junge Weib einen Augenblick. Als wir ſie das Letztemal ſahen, war ſie ein ſiebenzehnjähriges Mädchen, ein Kind, unbekannt mit dem Leben, ſeinen Laſten und Leiden, ſeinen Beklemmerniſſen, ſeinen Kabalen und verführeriſchen Freuden. Jetzt waren ſechs Jahre vergangen. Aus dem ſorgloſen Kinde war ein Weib geworden. Aus der natürlichen Landdirne, die kein anderes Geſetz, für ihr Benehmen fand, als ihre augenblicklichen Eingebungen, die nicht wußte, was das Wort Verſtellung bedeutete, war eine ausgezeichnete Sängerin und eine gleich ausgezeichnete Schauſpielerin geworden. Sie hatte ſich aus einem unbefangenen Naturkind in eine Perſon verwandelt, die im höchſten Grad in der Verſtellung heimiſch war. Sie, die mit ſiebzehn Jahren nur Ekorp und ſeine Umgebung gekannt, keine andern Menſchen geſehen, als diejenigen, die ſich in der kleinen Bezirkskirche verſammelten, ſie hatte jetzt dieſe ſechs verfloſſenen Jahre in den größten Hauptſtädten der Welt, auf den vornehmſten Theatern Europas, umgeben von den größten Kabalen und den leichtſinnigſten Sitten, zugebracht. Welche Veränderungen mußten nicht in ihrem Innern vorgegangen ſein!

Betrachtet ſie, wie ſie jetzt in dem ſchneeweißen Morgenkleide daſitzt, die üppigen Flechten einfach geordnet, ganz wie zur Zeit, wo ſie noch ein junges Mädchen war. Man wäre verſucht zu glauben, die Zeit habe ſtill geſtanden, und man habe Schuldfried von Ekorp vor ſich. Die Theaterſchminke hatte dieſe ſchöne reine Farbe noch nicht anzugreifen vermocht. Die Schmelzheit hatte, wie es ſchien, dieſes Gepräge kindlicher Unſchuld, das einſt ihre Züge gekennzeichnet, noch nicht vertilgen, dieſem offenen und reinen Blick nichts von der übermüthigen Sicherheit geben können, die häufig eine Folge davon iſt. Die einzige merkliche Veränderung in Schuldfrieds äußerer Erſcheinung war, daß ihre Geſtalt eine größere Entwicklung der Formen erhalten hatte, und daß über ihren Zügen mehr Nachdenklichkeit ausgebreitet lag, als in den ſorgloſen Jugendjahren.

Vor ihr auf dem Tiſch lagen die Zeitungen, ſämmtlich voll von Lobpreiſungen auf ſie; eben ſo eine Maſſe unerbrochener und parfümirter Billete. Nicht einen einzigen Blick widmete ſie den letztern. Sie ſaß in Gedanken verſunken und hielt in der Hand einen vor Alter vergilbten und durch vieles Leſen abgenützten Brief, der mehr einem Bruchſtücke, als einem Schreiben glich. Ihre Blicke ruhten auf den gedleichten Buchſtaben. Was war das für ein Brief? Derjenige, welchen Lothar nach ihrem Beſuch auf Kronbrück ihr geſchrieben hatte.

„So habe ich denn den Augenblick des Wiederſehens durchlebt,“ dachte Schuldfried. „Ich habe alſo endlich dieſes Ziel erreicht, nach dem ich geſtrebt hatte, nämlich nur noch ein Einzigesmal dieſen Augen zu begegnen, ſie nur noch ein Einzigesmal auf mich geheftet zu ſehen; aber, o Gott, mit welchem Ausdruck!“ — Schuldfried drückte die Hand über die Augen. „Nicht ſo

Digitized by Google

dachte ich mir unser Wiedersehen; und gleichwohl hätte sein Nichterscheinen bei dem Rendezvous in Neapel mir sagen müssen, daß ich aufgehört habe, Etwas für ihn zu sein. Es war entsetzlich bitter, seinem Blick voll Hohn und Mitleid zu begegnen. Ach, ich hatte geträumt, daß er mir liebevoll entgegen blicken würde." Schuldfried drückte mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit den Brief an ihre Lippen und an ihr Herz, während sie in Gedanken fortfuhr: „O ich wahnwitziges Kind, ich betaß einmal dieses Herz und warf es wie ein unwürdiges Spielzeug von mir. Wie war es möglich, diesen Brief nicht zu verstehen, worin jedes Wort Hochsinnigkeit athmet! — Schwer habe ich mich gegen den Freund meines Herzens vergangen. Werde ich es je sühnen können? — Sühnen? — Will er auch nur ein Sühnopfer von mir haben? — Nein, nein, Schuldfried hat er vergessen und für Madame Dorbino hegt er nur Verachtung. Was waren mir all diese Beifallsrufe, all die Huldigungen, die man mir widmete, wenn er nur Hohn auf den Lippen hatte?" Schuldfried sprang auf und stellte sich vor den Spiegel, indem sie in Gedanken fortfuhr: „In allen Sprachen hat man mir gesagt, daß ich schön sei." Sie faltete ihre Hände: „O Vater da oben! Wenn es so ist, so mach mich in seinen Augen schön; laß mich noch ein Einzigesmal Liebe und Verzeihung in seinem Blick lesen, dann mag die ganze Welt mich verstoßen, und ich werde im nächsten Augenblick zu seinen Füßen sterben."

Hier wurde sie durch eine Dienerin von mittlerem Alter unterbrochen, die herein kam; eine Art Mittelding von Mamsell und Dienstbote, mit einem echt französischen Aussehen, lebhaften, braunen Augen, schwarzen Haaren, und etwas dunkler Farbe; klein von Wuchs, mit jener Leichtigkeit der Bewegungen, welche den Französinnen so eigenthümlich ist.

„Ich empfange Niemand," antwortete Schuldfried.

„Ich sagte ihm dieß, Madame, aber da bat er mich, Ihnen diese Karte zu übergeben."

Schuldfried streckte die Hand aus, aber kaum hatte sie die Augen darauf geworfen, als sie einen Ruf erhob und hinauseilte.

In dem kleinen Speisesaal stand derselbe Herr von mittleren Jahren, der am Abend zuvor in dem rechten Ochsenauge gesessen, mit gekreuzten Armen da und hielt seinen Blick auf die Thüre gerichtet, durch welche die Dienerin verschwunden war. Plötzlich flog die Thüre auf und Schuldfried eilte auf ihn zu, blieb aber wie bebend halbwegs stehen, als fürchtete sie sich, der ersten Regung ihres Herzens zu folgen. Beim Anblick dieser Zögerung sagte er:

„Wie auch das Leben sich gestalten mag, so bin und bleibe ich immer Dein Freund, mein Kind; bedenke, daß ich dieß schon einmal gesagt habe." Dann streckte er ihr die Arme entgegen. Schuldfried warf sich an den offenen Busen und rief unter Thränen:

„Mein Freund, mein guter gesichter Freund!" Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und flüsterte: „Wie glücklich fühle ich mich nicht in diesem Augenblick!"

Die Thränen stürzten über Schuldfrieds Wangen, Aberney drückte sie fest an seine Brust und stammelte:

„Undankbares Kind, wie konntest Du je den Bruder Deines Vaters verlassen und ihn so lange in Unkenntniß über Dein Schicksal erhalten!"

„Meines Vaters Bruder!" stammelte Schuldfried und drückte ihr Gesicht an seine Brust; „Du weißt es und stößest mich nicht von Dir!"

„Schuldfried, ich wußte es ja lange, ehe wir uns trennten," antwortete Aberney und fuhr kosend über das schöne Gesicht.

„Und ich entfloh, entfloh weil man mir gesagt hatte, daß Du von Harms Tochter nichts sehen und hören wollest. Onkel, Onkel, welche Jahre bittern Leidens sind nicht aus dieser Ueberzeugung erwachsen!"

Nach den ersten Ausbrüchen der Freude, dem ersten Austausch gegenseitiger Fragen und Antworten legten sich die wallenden Gefühle, welche das Wiedersehen hervorrief, und nun folgte eine ruhigere Berichterstattung über das Vorgefallene, die Motive, welche Schuldfried in ihrem Benehmen geleitet ꝛc. Mit derselben einfachen und unverstellten Aufrichtigkeit, welche sie als junges Mädchen ausgezeichnet hatte, erzählte sie Aberney von der entschwundenen Zeit. Sie sprach mit Rührung von der Vergangenheit und von demjenigen, was sich auf ihre Mutter bezog, ging aber ganz leicht über all die bittern Prüfungen hinweg, denen sie selbst unterworfen gewesen. — Wir wollen den Ereignissen nicht dadurch vorgreifen, daß wir ihre Erzählung mittheilen. Wir werden später, bei einer wichtigen Gelegenheit, darauf zu sprechen kommen.

Als die Essenszeit kam, erhob sich Aberney, um zu gehen, aber Schuldfried ergriff seine Hand und sagte mit einem bezaubernden Lächeln:

„Willst Du mich schon verlassen, Onkel? Könntest Du Schuldfried nicht diesen Tag schenken?"

„Kind, diesen und alle meine Tage möchte ich Dir gerne schenken; aber was hülfe ich jetzt der gefeierten Sängerin?" Diese letzten Worte sprach Aberney mit einem Anflug von Bitterkeit.

Während der ganzen Erzählung Schuldfrieds hatte er stille dagesessen, ohne durch die mindeste Geberde oder Miene seinen Beifall oder seine Mißbilligung ihres Benehmens zu erkennen zu geben. Als sie von den Motiven sprach, welche sie veranlaßt hatten, Sängerin zu werden, lehnte Aberney bloß seinen Kopf in seine Hand und seufzte. Gleichwohl lag in dieser Bewegung Etwas, das ihr sagte, daß er diesen Schritt nicht billige. Jetzt sprach er es sogar offen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Winter von 1863 und die Luftströme.

In der Akademie von Berlin las vor Kurzem Prof. Dove über die Witterungserscheinungen des Winters 1862—63. Er beleuchtete sie als ein bezeichnendes Beispiel von den Wirkungen der Stürme, welche an der äußeren Gränze des Passats besonders im Herbste dadurch entstehen, daß der zurückkehrende obere Passat, wenn der untere der Sonne nach Süden folgt, an den Küsten des Mittelländischen Meeres herabsinkend dort zuerst heftige Niederschläge veranlaßt, die dann andauernd werden, wenn jene Winde ihrer Intensität ungeachtet einem ihren Weg nach Nord hin absperrenden Polarstrom begegnen oder einen aus den russischen Steppen wehenden, trockene Kälte verbreitenden Ost nicht zu durchbrechen vermögen. In diesem Falle staut sich die nördlich gelegene Luft so auf, daß der Barometerstand eine ungewöhnliche Höhe erreicht, welche zu dem südlich gelegenen verminderten Druck denselben Gegensatz bildet, wie die relative Trockenheit der nördlichen Gegenden mit relativer Abkühlung zu den massenhaften Niederschlägen der südlichen bei relativer Temperaturerhöhung.

Der berühmte Physiker hatte schon im November vorigen Jahres beim Beginn der Witterungsperiode, die allen Lesern, welche die Berichte aus Italien und den Alpenländern mit den Erfahrungen des mittleren und nördlichen Deutschlands in vergleichender Erinnerung haben, hierdurch charakterisirt erscheinen muß, die nämliche Bemerkung ausgesprochen und den normalen Verlauf derartiger Erscheinungen wie folgt geschildert: „Gewöhnlich rückt der Angriffspunkt des herabsinkenden oberen Stromes — der Steppenkälte — allmählich von Ost nach West fort, so daß den Stürmen des Schwarzen Meeres Stürme an den italienischen Küsten folgen, darauf die an den südfranzösischen und spanischen, welche im Rhonethal am weitesten Regen bringend nach Norden hinaufgreifen. Der südliche Strom wird dann in der Regel zuerst an seinem östlichen Flügel besiegt und die Kälte erreicht daher am Schwarzen Meere ihr relatives Maximum. Die hohe Mauer der Alpen verlängert den Kampf im Zentrum, indem sie die Widerstandsfähigkeit des ihr nördlich fließenden Ostwinds steigert. Indem aber der Angriffspunkt sich weiter westlich hin verlegt, dringt an den westlichen Küsten Europa's der südliche Strom desto entschiedener vor, je mehr er im Gebiete des Schwarzen Meeres an Terrain verliert; und durch die Drehung der Erde immer mehr westlich werdend, fließt er dann in höheren Breiten wärmend über England nach der norwegischen Küste und überschreitet schließlich die scandinavischen Alpen. Dann zeigt sich, wie jetzt — Ende November — die auffallende Erscheinung, daß die Kälte in Deutschland erheblicher ist als in Stockholm und Torneo, ja zuletzt bedeutender als in Petersburg. Dieß ist aber in der Regel das letzte Extrem, und der durch die nördlich gelegene Wärme an Widerstandsfähigkeit verlierende Oststrom wird bald durchbrochen; das Thermometer erhebt sich dann schnell über den Frostpunkt mit eintretendem Regen, welcher für den ihn sehnlich erwartenden Landmann fast zu spät erscheint, da der der Schneedecke entbehrende Boden bereits tief eingefroren ist. Diese Schneedecke erfolgt erst, wenn in den verrückenden feuchten Südstrom der Polarstrom eindringt.

„In anderen Jahren gestalten sich die Erscheinungen wesentlich verschieden. Der obere herabgesunkene Passat dringt so mächtig ein, daß der Scirocco bald als Föhn die Alpen überströmt und oft mit einem prächtigen Gewitter einbricht. Die Luft wird dann balsamisch mild, man möchte sie als lauen Frühlingsboten begrüßen; aber die Reaktion kommt nach und die in fröhlicher Jugend sich entfaltenden Blüthen erstarben unter dem eisigen Hauch eines Nachwinters, dessen Zeit man endlich vorüber wähnte." Die vorwaltende Richtung der Gebirgszüge der Alten Welt von Ost nach West mag es veranlassen, daß oft dieselbe Witterungseigenthümlichkeit mit merkwürdiger Konsequenz einen Zeitraum von mehr als einem Monat andauert.

Der Winter 1855—56 bietet eine merkwürdige Parallele zu dem letztverflossen dadurch, daß er mit ihm dem nämlichen Falle des vorher geschilderten Verlaufs entspricht. Damals (November 1855) richteten Ueberschwemmungen, die der Scirocco brachte, in Sizilien furchtbaren Schaden an, eben so in Morea, und Ragusa hatte 10 Zoll Regenhöhe, während Norddeutschland nach einem Nachsommer (Oktober) von wunderbarer Schönheit unter der Hälfte seiner Regenhöhe im November blieb, 6 Linien in Prag, 3 in Lemberg.

Der Herbst 1862 zeigte in Rom 17 1/3, in Montpellier 28 2/3 Zoll Regenhöhe in dem Quartal September — November, hier 16, dort 9 1/3 Zoll über dem Mittel. Das zusammenbrechende Dach der Kirche von Locarno bezeichnet die beispiellose Mächtigkeit der Schneefälle, welche dieselben Umstände an der hohen Mauer der Alpen hervorbrachten. Das nordöstliche Deutschland hatte in derselben Zeit viel zu geringe Regenniederschläge. Den nämlichen Gegensatz zeigen das südliche und das nördliche Frankreich.

„Die Temperaturbeobachtungen entsprechen dem vollständig. Vom 7. bis 11. Dezember überstieg die Temperaturabnahme vom westlichen zum östlichen Ende des preußischen Beobachtungsgebiets die gewöhnliche um 16 Grad; aber am Ende des Jahres war der Sieg des Südstromes entschieden, und bis hinauf zur schlesischen Koppe herrschte bis Ende Januar die ungewöhnlichste Milde.

Die Beobachtungen der Windfahne zeigen als die Ursache jener Hemmung das Wehen eines von Ost nach West gerichteten trockenen Luftstromes, und die großen Barometerhöhen in den östlichen Theilen des preußischen

Digitized by Google

Beobachtungsgebietes zeigen sich eben da, wo der Ost und Südost unter dem Einfluß des südwestlich herdringenden Gegners verändert erschien. Aber wie es die Natur des elastischen Mediums mit sich bringt, der Kampf ist damit nicht zu Ende, er wiederholt sich im Januar.

Also nicht die Annäherung des Golfstromes ist die Ursache der Deutschland treffenden Januarwärme, sondern das Herabkommen oberer Luftströme; sie mögen auch jenen etwas weiter und wärmer als gewöhnlich nach Osten getrieben haben, aber das kann nicht den milden Winter Deutschlands, sondern nur etwa den von Schweden erklären. Wir theilen diese Betrachtungen hier mit, weil sie Vielen, die über die Witterungsanomalien dieser Zeit nachgedacht, eine fruchtbare Anregung gewähren mögen, namentlich denen, die, ob auch mit einfachen Instrumenten, Aufzeichnungen zu machen pflegen. Sie zeigen, wie die gleichzeitige Berücksichtigung der verschiedenen Erscheinungen des Luftkreises ein einfaches Verständniß scheinbar verwickelter Vorgänge ermöglicht, und daß, wenn man sie mit den aus der Bodengestaltung unseres Kontinents folgenden Einflüssen und mit einer zweckmäßigen Beachtung der Witterungsgeschichte verbindet, die Aussicht auf einen direkten praktischen Gebrauch der Meteorologie nicht in das Gebiet der Hirngespinnste gehört.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Spahis.] Der „Constitutionnel" gibt eine Beschreibung des Einzuges, so wie der Uniformen des Spahi-Detachements, welches vorige Woche in Paris angelangt ist, um dort Garnison zu halten. Dasselbe besteht aus etwa 30 Leuten und einer gleichen Anzahl Pferden. Es steht unter dem Befehl eines französischen und eines eingebornen Lieutenants. Die Spahis tragen bei ihrem Einzuge den weißen Haick aus leichtem gestreiften Stoff von Tunis, welcher mittelst eines Seiles aus Kameelhaar, das gleich einem Turban um den Kopf gerollt ist, befestigt wird. Dieser Haick, welcher zuvörderst gleich einer Weiberhaube auf die beiden Backen fällt, ist über einen krapprothen Dolman zurückgeworfen, sodann weiter unten wieder nach vorn gebracht und in der Höhe des Gürtels mit seinen Zipfeln zusammengeknotet. Ueber dem Haick tragen sie einen weißen wallenden Burnus mit Kapuze und endlich über diesem Burnus einen krapprothen Tuchmantel über den Schultern. Die weiten Beinkleider, denen der Zuaven gleich, sind aus hellblauem Tuch. Sie stehen über einer Art von Stiefeln aus rothem Leder, welche Mettes genannt werden und die ihrerseits wieder in Ueberschuhen von schwarzem Leder stecken, an deren Ferse lange Spitze Stahlsporen befestigt sind. Ein Gurt von rother Wolle umgibt ihren Leib. Unter den eingebornen Spahis bemerkte man einen, der an ihrer Spitze marschirte und anstatt eines rothen einen schwarzen Mantel trug. Es war der arabische Lieutenant der Truppe. Die Waffen bestanden aus einer langen Flinte und einem gewöhnlichen Kavalleriesäbel. Eine Sattelpistole, welche an einem Gurt von rothem Leder hängt, findet ihren Platz unterm Linken Arm. Eine Patrontasche aus rothem Leder, an einem gleichen Riemen befestigt, welcher über die linke Schulter geht, befindet sich an der rechten Seite. Der Sattel des Pferdes ist türkisch und erhebt sich nach hinten zu gleich dem Rücken eines Lehnstuhls. Der Zaum ist an jeder Seite mit einem Augenleder versehen, dessen Zweck ist, das Pferd dazu zu zwingen, vorwärts zu sehen. Diese Augenleder sind viereckig und mit einem rothen Stoff geziert, auf dem kleine schwarze Fleckchen sich befinden. Endlich hält sich der Reiter in großen Steigbügeln aus getriebenem Eisen, welche die Form eines Halbmondes haben.

[Prinz und Schuster.] Der „Pos. Ztg." wird aus Kosten, 29. April, geschrieben, daß der dortige Schuhmachermeister Hoffmann ernstlich entschlossen sey, an Stelle des Prinzen Napoleon das Duell mit dem Grafen Mielopolski aufzunehmen; nur dieser läßt noch immer auf eine Antwort warten. Hoffmann ist ein körperlich starker Mann im kräftigsten Alter, ein tüchtiger Schütze, that im vorigen Jahre im Namen des Königs den besten Schuß, wurde als Schützenkönig proklamirt und mit einer sehr werthvollen Medaille beehrt. Im Jahre 1830 hat Hoffmann an der polnischen Revolution mit persönlicher Auszeichnung Theil genommen.

[Seltsamer Todesfall.] Am vergangenen Sonntag Nachmittag spielte in Wien ein junger Mann in einem Kaffeehause auf der Gloden Billard. Er gewann zwölf Partien und trank seinen ganzen Gewinn, in zwölf Schwarzen (Tassen schwarzen Kaffee) bestehend, aus. Auf dem Wege nach seiner Wohnung wurde er von einem Nervenschlag befallen und wurde von seinen Freunden todt nach Hause getragen.

Die Sammlungen für den Peterspfennig haben bis jetzt 30 Mill. 645,000 Franken (circa 8 Mill. Thaler) ergeben.

Redaktion: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 119 Dienstag, 19. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Onkel, wenn Du so denkst, warum suchtest Du mich auf?“

„Ich wollte Dich wieder sehen. — Ich wollte wissen, warum Du entflohen bist, ohne mir einen Grund für Dein Benehmen anzugeben, und warum Du mich so viele Jahre lang in Unkenntniß über Dein Schicksal ließest. Kurz und gut, ich wollte wissen, was aus diesem bezaubernden Kinde geworden ist, das ich einst lieber hatte, als alles Andere hier auf Erden. Hätte die Welt sie zerstört, so . . .“

„So hättest Du sie nicht als Deine Nichte anerkannt,“ flüsterte Schuldfried.

Des Professors Stirne verdüsterte sich. Er sah Schuldfried mit einem strengen Blick an und sagte:

„Meine Nichte ist jetzt Schauspielerin. Was weiß ich von Madame Dorbino? Ich kenne die Sitten der ausgezeichneten Sängerin nicht. Ich weiß wohl, daß sie Jahre ihres Lebens auf den Theaterbrettern zugebracht hat. Dachtest Du damals keinen Augenblick an die zweideutige Stellung in welche Du kamst, indem Du . . .“

„Indem ich Künstlerin wurde?“ fiel Schuldfried ernst ein. „Onkel,“ fügte sie mit Wärme hinzu, „ich dachte bloß daran, daß die Kunst mich mit einem Leben versöhnen könne, das durch fremde Schuld bitter geworden. Ich fühlte, daß ich zur Künstlerin geboren war, daß ich nur meinem Beruf folgte, indem ich wurde, was ich jetzt bin. Ein so aufgeklärter und vorurtheilsfreier Mann, wie Du, Onkel, kann die Schauspielerlaufbahn nicht als verächtlich bezeichnen wollen. Das Poetischste, was Du gedacht, das Schönste, was Du komponirt hast, wäre ja ein todter Buchstabe geblieben, wenn nicht der Sänger oder Schauspieler ihm Leben gegeben hätte. Das Theater ist nicht, was demoralisirt und erniedrigt; denn überall in der Welt kann ich ein ehrenhafter Mensch bleiben, wenn ich nur selbst es bleiben will. Liebe ich die Kunst, das Schöne in ihr, und widme ich mich ausschließlich der edlen Aufgabe, mich wahr und treu in alles Hohe und Erhabene einzuleben, was ich als Künstler vorstellen kann, dann, Onkel, trenne ich auch Gedanken und Gemüth von Allem, was gemein und erniedrigend ist.“

„Das ist unmöglich, wenn man sein Leben in der unreinen Atmosphäre der Theaterluft, umgeben von Intriguen und Leichtsinn, zubringt, mit Unwahrheit und Verstellung als Beruf.“

„Onkel,“ rief Schuldfried mit glühenden Wangen, „wo im Leben entgehen wir dem? Nirgends. Ob wir Schauspieler auf dem Welttheater oder auf der Theaterscene sind, so werden wir immer vom Bösen heimgesucht oder angesteckt. Es kommt auf uns selbst an, wie viel davon uns anklebt. Das Theaterleben hat seine Nachtseiten, ich weiß es; aber wenn ich mit einem für die Kunst entflammten Herzen nur sie liebe, so sehe ich alles Schlechte, was mich umgibt, nicht. Ich brauche mich nicht in die Mysterien der Koulissen einweihen zu lassen; die sind mir gleichgiltig, sie gehören nicht zu meiner Künstlerlaufbahn, und was diese nicht berührt, das ist für eine wahre Künstlerseele nicht vorhanden. Du sagst, unser Beruf sei Verstellung und Unwahrheit. Nein, Onkel, für den Künstler nicht. Für ihn ist das Bild, das er darstellen soll, ein Theil seiner selbst. Er wird von der Idee des Verfassers ergriffen und die Worte des Dichters erhalten Leben und Form. Der Schauspieler der sich die Verstellung zur Aufgabe macht, ist kein Künstler und wird nie etwas anderes, als ein Zerrbild von der Idee des Verfassers darstellen. Er wird nie die Kraft besitzen, das Publikum hinzureißen. Wenn dieß für den dramatischen Künstler gilt, so gilt es noch mehr für den lyrischen. Onkel“ — Schuldfried ergriff seine Hand und fuhr mit wirklicher Begeisterung fort — „bedarf es der Unwahrheit und Verstellung, um in den Charakter oder die Gefühle eines Tongemäldes versetzt zu werden? — Bedarf es nicht vielmehr Natur und wirkliches Gefühl? — Ach! Ich weiß es, daß ich, wenn ich singe, alles Andere über dem Gesang vergesse. Mein eigenes Ich ist nicht mehr vorhanden, ich lebe und habe mein ganzes Wesen in der Musik. Ich bin ein Echo dessen, was der Komponist geträumt hat, ich bin ein Theil von ihm, nicht von mir selbst. Als mein Herz unter Sorgen und bittern Prüfungen blutete, als rings umher Nacht war, da wurde es eitel Licht, sobald ich mich auf den Schwingen der Töne über die so bittere Welt erheben durfte. Ich entfloh dann von dieser zu einer bessern. Mir

Digitized by Google

war, als sei ich Gott näher gekommen. Ich dachte da nicht an die Lampen, die Koulissen oder das Publikum."

Schuldfried verstummte. Sie hatte mit dem Ausdruck von Wahrheit gesprochen, wie ihn nur derjenige in seiner Stimme niederlegen kann, der seines Herzens heiligste und wärmste Gedanken in Worte kleidet. Auf den Professor machten Schuldfrieds Worte einen tiefen Eindruck. Er erkannte ihre Richtigkeit; aber noch erhoben sich die Vorurtheile dagegen, daß seine Nichte eine Theaterſängerin sein solle. Man wird sich erinnern, daß Aberney der ältern Generation angehörte, und daß die in der Kindheit eingesogenen Vorurtheile sich am längsten erhalten. Er hatte sein ganzes Leben hindurch eine unüberwindliche Antipathie gegen Theaterleute gehabt. Deßhalb schmerzte es ihn, seinen Liebling, die lange vermißte und gesuchte Schuldfried, als ein Mitglied dieser Menschenklasse zu finden, die er nicht ausstehen konnte und von welcher er die schlechtesten Begriffe hegte. Schuldfrieds enthusiastische Worte stellten zwar den Theaterkünstler in ein ganz anderes Licht, als worin Aberney ihn bisher betrachtet hatte; aber deßungeachtet blieb das Vorurtheil noch immer aufrecht und stellte sich dem Eindruck entgegen, welchen das junge Weib hervorgebracht. Er antwortete also:

„Mag auch die von Dir gegebene Schilderung wahr sein, so ist es doch eben so wahr, daß das Theaterleben dem Charakter eine leichtsinnige Richtung gibt. Die Freiheit im Reden und Benehmen, die zwischen den Schauspielern vorherrscht, die Schmeicheleien, die man an das Talent verschwendet — Alles trägt unwillkürlich dazu bei, das Herz zu verderben und den Samen böser unmoralischer Grundsätze auszustreuen."

Schuldfried legte ihre Hände auf Abérneys Schulter und blickte mit dem ehrlichen und unschuldsvollen Ausdruck eines Kindes zu ihm auf.

„Onkel," sagte sie mit tiefem Ernst, „schau mir ins Auge und sag', ob Du glaubst, daß diese auf dem Theater verbrachten Jahre mein Herz verderbt und mich demoralisirt haben? Du mußt in jedem Zuge lesen, daß ich noch dieselbe bin wie bei unserer Trennung, denn die Wahrheit hat ihr unverkennbares Gepräge. Ich war damals ein unwissendes Kind, ohne eine Ahnung, daß ich viel zu sühnen hatte." Ein Ausdruck tiefer Schwermuth glitt über ihre Züge, verschwand aber eben so plötzlich, und mit einem Lächeln das an vergangene Zeiten erinnerte, fügte sie hinzu: „Ach, ich lese in Deinem Blick, daß Du Deine frühere Schuldfried in mir wieder gefunden hast; aber der Unterschied, Du guter, geliebter Onkel, besteht darin, daß sie Dir jetzt nicht mehr aus falschem Stolze davon laufen wird."

Unmöglich ein Vorurtheil festzuhalten, wenn so bezaubernde Lippen einem entgegenlächeln. Der Professor hatte sie überwunden. Er hatte sich beinahe mit dem Gedanken versöhnt, eine Sängerin zur Nichte zu haben. Deßungeachtet erhob er sich zum Zweitenmale um zu gehen.

„Willst Du nicht mit mir zu Mittag essen, Onkel?" fragte Schuldfried.

„Doch, mein Kind, ich möchte wohl, aber als ich in Dein Haus kam, traf ich mit Jemand zusammen, der ebenfals hieher gehen wollte." Der Professor lächelte. „Ich hoffe diesen Jemand nach Hause zurückzugehen und meine Ankunft abzuwarten. Jetzt fürchte ich, daß er ungeduldig wird, im Fall ich länger hier verweile."

Schuldfried erröthete. Sie dachte sich sogleich, daß dieser Jemand Tage war. Sein Name war während des Gespräches noch nicht genannt worden. Der Gedanke an ihn verursachte ihr ein unangenehmes Gefühl und das Blut strömte in ihre Wangen.

„Du bist doch auf den Nachmittag frei?" fragte der Professor, der wohl die hübsche Farbe bemerkte, die Schuldfried erhielt.

„Ja, den ganzen Tag."

„Nun wohl, dann komme ich wieder und bringe Tage mit. Wenn Du noch dieselbe bist, wie früher, so wird das Wiedersehen Deines einzigen Jugendfreundes Die gewiß Freude machen."

„Ganz gewiß!" Mehr sagte Schuldfried nicht, aber sie war beklommen. Als der Professor sich entfernte, blieb sie eine lange Weile unbeweglich dastehen.

„Meine treuen Freunde aus der Kinderzeit, die suchen mich auf; aber er . . . ach, mein Gott, wie konnte ich darauf hoffen? Was bin ich denn für ihn? Und doch, wie liebte er mich so innig! Ist es denkbar, daß diese Liebe todt, oder daß eine andere an ihre Stelle getreten sein kann? Unmöglich!"

(Fortsetzung folgt.)

Longchamps.

Auszug aus einem Pariser Brief.

Die neue Saison in Paris, welche am grünen Donnerstag in Longchamps glänzend eingeweiht worden, hat den erfreulichsten Fortgang. Ein Wort über Longchamps, das seit den Stürmen der Revolution so sehr gesunken ist, dürfte nicht unerwünscht sein. Longchamps war der Name eines Frauenklosters, in dem vor Jahrhunderten verschiedene Prinzessinnen den Schleier nahmen und das Anfangs eines sehr guten Rufes genoß, bis es später bei zunehmendem Reichthum allmählig in jeder Beziehung einem völligen Ruin anheimfiel. Die Stimme einer Schauspielerin, welche mit ihrem Gesange lange Zeit hindurch das Pariser Publikum entzückte und darauf in jenem Kloster den Schleier genommen hatte, dann aber regelmäßig am Mittwoch, Donnerstag und Freitag vor Ostern fromme Weisen sang, war

Digitized by Google

ursprünglich Ursache, daß ganz Paris an jenem Tage zum Frauenkloster hinauszog. Später jedoch entstand ein Beweggrund tristigerer Art mit der Sucht, an den genannten Tagen öffentlich in neumodischen Frühlingskleidern und in neuer Equipage sich zu zeigen, und so gestaltete sich die ursprüngliche Kirchfahrt nachgerade zu einem Vollblutfeste der Pariser eleganten Welt.

Die Toilettenpracht, welche in vorrevolutionären Zeiten am Gründonnerstag an den Tag gelegt wurde, besteht nun wohl noch zum Theil, sie wird aber von Jahr zu Jahr schwülstiger und — zweideutiger. Zu keiner frühern Zeit kann mit Bezug darauf das Sprichwort „Trau, schau, wem?“ mehr am Platze gewesen sein als heute. Eine prachtvolle Equipage kommt herangefahren. Gräflich gekröntes Wappen auf dem Schlage. Vorn und hinten Bediente in goldgestickten Livreen. Ein Paar Pferde — man sollte meinen, sie kämen direkt aus dem Marstall Sr. Majestät. Damen im Wagen, gekleidet wie die Fürstinnen. Du bleibst geblendet einen Augenblick stehen. — „Wer mögen die Gräfinnen sein?“ murmelst du halblaut. Dein Nachbar, ein Pariser pur sang, sieht dich an mit mitleidigem Lächeln. „Gräfinnen?“ meint er achselzuckend, „Man sieht wohl, Sie sind noch nicht lange in Paris, sonst würden Sie in der einen von jenen Damen die Geliebte des Börsenspekulanten N. N. erkannt haben. Gräfinnen! Quel malheur!“ — Ach, noch viel unglaublichere Dinge kommen an jenen Tagen vor. Schneider senden zur Anwerbung neuer Kunden ihre dienstbaren Geister in modernster Tracht. Die Betriebsamkeit ist mannigfaltig. Schuster lassen von gedungenen und eigens dazu à la Dandy herausstaffirten Untergebenen ihre neugefertigten Reit- und Hakenstiefel zur Schau tragen. Damenschneiderinnen senden auf diese Weise die Meisterwerke ihrer Kunst, Modistinnen und Hutmacher ihre respektiven Hüte, Wagenmacher ihre neumodischen Equipagen, so daß die ganzen Champs-Elysées am Gründonnerstage buchstäblich wie in eine lebendige, fahrende, reitende und gehende Reklame verwandelt erscheinen, die allerdings ihr Pikantes auch nicht verleugnet und nicht verleugnen kann.

Place Royale und Palais Royal, Tuilerien und Luxembourggarten sind Nachmittags stellenweise wie der in wahre Familienzimmer umgewandelt. Bienenschwärmen gleich vertheilen sich die einzelnen Haushaltungen durch den Raum. In Gruppen sitzen Mann und Frau, Kinder nebst Gouvernante plaudernd, stickend und nähend beisammen, oder sie tummeln sich alle spielend auf den freien Plätzen, und zwar mit derselben Ungebundenheit als ob sie sich daheim in ihren Wohnzimmern befänden. Was vielleicht als ein günstiges Omen betrachtet werden kann, ist die Thatsache, daß die Pariser Damenwelt seit dem Longchampstage — unbeschadet ihrer anglikanischen Gelüste — in ihrer Toilette eine besondere Vorliebe für Veilchen und Himmelblau zu offenbaren scheint. In der That trippeln über das Asphaltpflaster der Boulevards eine Menge Wesen, von Kopf bis zu Fuß tadellos veilchen- oder himmelblau gekleidet.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Aus Dr. Ed. Mushacke's Schulalmanach (Zwölfter Jahrgang) von Ostern 1863—64, der so eben in einer, sämmtliche deutsche Staaten und die Schweiz umfassenden Vollständigkeit erschienen ist, entnehmen wir einige Angaben der darin enthaltenden statistischen Uebersicht der Universitäten Deutschlands und der Schweiz von Michaelis 1862 bis Ostern 1863. Die Zahl der Universitäten ist 27. Dem Alter nach stehen sie in folgender Reihe: Heidelberg, gestiftet 1346, Prag 1347, Wien 1365, Würzburg 1402, Leipzig 1409, Rostock 1419, Greifswald 1456, Freiburg (Breisgau) 1457, Basel 1460, München 1472, Tübingen 1477, Graz 1486, Halle (Wittenberg) 1502, Breslau 1506, Marburg 1527, Königsberg 1544, Jena 1548 bis 58, Gießen 1607, Kiel 1665, Innsbruck 1672, Göttingen 1737, Erlangen 1742—43, Bonn 1774, 1818, Münster 1780, 1818, Berlin 1809—10, Zürich 1833, Bern 1834. Unter diesen 27 Universitäten befinden sich 2085 Lehrer und 19,069 Studirende. Von den Lehrern sind 993 ordentliche Professoren, 361 außerordentliche Professoren, 35 Honorar-Professoren, 511 Privatdozenten, 3 Suppleanten, 47 Assistenten und Repetenten, 135 Sprach- und Exerzitienmeister. Von den 19,069 Studirenden sind 2699 evangelische Theologen (darunter 589 Ausländer), 1786 katholische Theologen (darunter 255 Ausländer), 4939 Juristen, Kameralisten und Forstleute (darunter 581 Ausländer), 4519 Mediziner, Chirurgen und Pharmaceuten (darunter 831 Ausländer), 4083 Philosophen, Philologen (darunter 834 Ausländer), sonst zum Besuch der Vorlesungen Berechtigte 1043. Die besuchteste Universität ist Berlin mit 2708 Studirenden, dann folgt Wien mit 2123, Prag mit 1747, München 1222, Bonn 1038, Leipzig 951, Breslau 940, Heidelberg 785, Göttingen 715, Tübingen 700, Halle 699, Würzburg 627, Graz 562, Münster 513. Zu den mindest besuchten gehört Rostock mit 146 und die Schweizer Universitäten Zürich (188), Bern (150), Basel (93).

Mannigfaltigkeiten.

Ein seltsames Naturspiel ist bei Hrn. Einnehmer Urich zu Schmittshausen, Kanton Zweibrücken,

Digitized by Google

zu sehen. Derselbe besitzt nämlich einen Kartoffelabschnitt, in welchen das Bild eines Menschenkopfes sammt Hals, also gleichsam das Brustbild eines Menschen, so vollkommen ähnlich hineingewachsen ist, daß dasselbe kein Zeichner noch Maler so naturgetreu nachzubilden im Stande sein dürfte. Es ist dieß ein gewiß höchst seltenes Spiel der Natur. Die Kartoffel, von welcher der Abschnitt herrührt, ist ein sogenannter Klotzer, auch Klotzgrundbirnen genannt, von mittlerer Größe und das Bild nicht in der ganzen Kartoffel zu finden gewesen, sondern nur in einer Lage derselben von etwa einer Linie dick. Jene Kartoffelsorte hat das Eigene, daß ihr Fleisch oder ihre innere Substanz in der Regel von rothen Streifen durchwachsen ist. Die Figur oder das Bild ist in der weißen Masse derselben durch eben diese rothstreifige Substanz gebildet, jedoch so, daß keine Phantasie dazu gehört, um dasselbe zu erkennen. Der Abschnitt hat die Größe von etwa 3 Centimeter in seiner größten Dimension und das Bild etwa 2 Centimeter. In Größe und Form ist dasselbe ganz ähnlich dem Brustbilde auf einem doppelten Vereinsthaler. Wie hier nur der bloße Kopf, d. h. ohne Kopfbedeckung, und der Hals des betreffenden Monarchen, und zwar von der Seite aufgenommen, zu sehen ist, also auch da. Kinn, Mund, Nase, Auge, Augenbraunen, Stirne, Ohr, Haar, Hals, ja sogar der Kehlkopf an demselben ist alles sichtbar, aber so naturgetreu und präzis, daß, wie gesagt, der beste Zeichner oder Maler nichts naturgetreuer zeichnen und malen kann. Das Haar ist voll und grauslich. Eine Frau in Reisenberg hat jüngst beim Kartoffelschneiden jene Kartoffel aufgefunden. Als dieselbe den Schnitt gethan und das Bild bemerkte, ist sie ob dieser Erscheinung ganz betroffen gewesen. Von da aus bekam Hr. Einnehmer Urich den Abschnitt und den andern größern bekam der Bürgermeister in Reisenberg, welcher aber beim Untersuchen, ob die Erscheinung in der ganzen Kartoffel enthalten sei, durch das Abschneiden von dünneren Schichten zuletzt durch eine Unvorsichtigkeit denselben ganz zerstörte. Herr Urich bewahrt seinen Abschnitt sorgfältig und ist bereit, denselben jedem sich darum Interessirenden zu zeigen. (Pf. Z.)

[Die Wiener Nerven-Litteratur.] Unter dem Einfluß des 1. Mai, der dießmal in Wien sich in Londoner Nebel gehüllt hat, stellt ein Feuilletonist in den Neuesten Nachrichten folgende ernsthafte Betrachtung über den Unfug an, der in der Wiener Presse mit aufregenden „Vermischten Nachrichten“ getrieben wird. „Nehmen wir — schreibt er — die Monatsrechnung einer biessigen Lokalkorrespondenz in die Hand. 1. April: Selbstmord 11, Preßprozeß 28, Raubanfall 7, Summa 46 Zeilen. 2. April: Kindermord 19, Einbruch 5, Summa 24 Zeilen. 3. April: Preßprozeß 8, Nothzucht 17, Preßprozeß 12, versuchter Selbstmord 7, zusammen 44 Zeilen. So geht's bis zum 30. fort. Einen hervorragenden Platz nimmt die „freche Gaunerei“ ein, die sich an einem Tage bis zu 65 Zeilen steigert. Den nächsten Rang behaupten die Preßprozesse und nach diesen der Kindsmord. Es ist eine erbauliche Statistik! Und für all' dieses Lumpengesindel, für diese Gauner, Diebe, Mörder, wirft die Wiener Journalistik Tausende hinaus, und manches „bürgerliche Malheur“ kostet den Blättern mehr Geld, als zur Verhinderung desselben nothwendig gewesen wäre. Die Konsumtion an Unglück ist in Wien eine wahrhaft haarsträubende, und die einheimische Erzeugung deckt schon lange nicht mehr den Bedarf. „Inland“ und „Ausland“ unserer Volksblätter wimmeln von Spitzbuben und triefen von Blut, und in den Romanfeuilletons dürfen nur Schurken und Mörder von bereits anerkanntem Rufe auftreten. Gewöhnliche Arm- und Beinbrüche werden nicht mehr geachtet, Diebstählen unter 1000 fl. die Aufnahme verweigert; Exzesse mit schweren Verwundungen werden nur in Zeiten politischer Windstille erwähnt, und die einst so beliebte Rubrik „Ueberfahren“ ist beinahe ganz in Vergessenheit gerathen. — Die Lokalkorrespondenzen, sich mit derlei Notizen befassen, werden gewöhnlich nach der Zeile gezahlt; für sie existirt daher ein ganz eigener Unglücksmesser, und muß ein „schöner“ Mord mindestens 30, ein besonders „guter“ Betrug wohl auch an 40 Zeilen tragen. Ist Ihnen, verehrte Leser, nie der Passus aufgefallen: „Der Leichnam (oder der Verwundete) wurde ins allgemeine Krankenhaus gebracht?“ Dieser Passus kommt in den Wiener Morgen- und Abendblättern täglich mindestens fünfzigmal vor, was, nur zur 3 kr. gerechnet, jährlich 820 fl. ausmacht.“

[Kaiserliches Jagd-Protokoll.] In Hugo's „Jagd-Zeitung“ finden wir ein „Jagd-Protokoll Seiner Allerhöchsten Majestät des Kaisers Franz Joseph vom Jahre 1862.“ Diesem Tableau entnehmen wir, daß der Kaiser im verflossenen Jahre 1062 Stück Wild erlegt hat, nämlich von Rothwild zwei Zwölf-Ender, einen Zehn-Ender, sechs Acht-Ender, elf Unteracht-Ender, acht Thiere, zwei Kälber; von Gemswild 68 Böcke und 40 Gaisen; von Rehwild 18 Böcke und 1 Gaise; ferner 145 Hasen, 183 Kaninchen, 7 Füchse; von Federwild 25 Auerhähne, 1 Birkhahn, 421 Fasanen, 62 Rebhühner, 5 Schnepfen, 41 Enten; endlich 5 Dohlen, 3 Nußhäher, 1 Raben, 1 Moorschnepfe, 1 Geier und 1 Falken.

Redakteur: Hermann Oellschläger. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 120 Mittwoch, 20. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

In einem Häuschen irgendwo auf dem Blasiholm finden wir Professor Aberneys Wohnung. In einem großen, geräumigen Zimmer war Tante Sara beschäftigt, die Bücher in den beiden dort stehenden Schränken abzustäuben. Die kleine, stets rührige Sara war sich vollkommen gleich geblieben. Auch jetzt trug sie ihre weiße feine Haube mit schönen Spitzen und ihre wohlgestärkte Schürze, fleckenlos und glatt als wäre sie so eben aus der Kommode hervorgeholt worden.

Es ist derselbe Morgen, wo Aberney Schuldfried besuchte. Er hatte kaum erst seine Wohnung verlassen, und Sara hatte sich auf die hohe See der Vermuthungen hinausbegeben, wo man immer sicher sein kann, Schiffbruch zu leiden. Während Staubbürste und Staubbesen fleißig arbeiteten, dachte Sara:

„Mit Tage steht es nicht ganz richtig." Jetzt klopfte sie einen großen dicken Papierklumpen von nicht sehr einnehmendem Aeußern. „Ich möchte wissen, was ihm seit gestern Abend in den Kopf gestiegen ist. Als er aus dem Theater kam, war er ja ganz wild. Die ganze Nacht ist er auf seinem Zimmer auf und abgegangen. Wollen sehen, ob der Junge nicht mit seinem Herzen verlassen ist!" Jetzt wurde der alte Pack auf seinen Platz geworfen. „Man hat ja behauptet, er sei in diese Gräfin da verliebt, die ihn beständig einlädt. Vielleicht war es Etwas, das sich auf sie bezog. Das Allertollste ist jedoch, daß auch Viktor sich ganz kurios geberdete. Der alte Narr kann wenigstens nicht verliebt sein; aber dafür gibt es niemals Sicherheit, denn obschon er ein gesetzter und ernster Mann sein sollte, so sprang er doch davon, um diese ausländische Sängerin zu hören. Zum Henker, wie heißt sie doch? Ich muß in den Zeitungen nachsehen."

Jetzt ging es an Tages Zimmer, das rechts von Sara lag; aber dort bekam Sara die Zeitung vor Abend nicht. Dagegen war ein ganzer Bogen mit dem Worte Sängerin vollgefudelt.

„Siehe da, was habe ich gesagt? Wahrhaftig, der Junge ist von der herumreisenden Sängerin bethört. Ich möchte wissen, ob er sich deßwegen in große Gala geworfen hat, weil er sie aufsuchen wollte. Aber wohin hat sich denn Viktor begeben, der doch sonst nie um diese Zeit ausgeht? Ich muß mich sehr verwundern; sollte etwas Unerwartetes eingetroffen sein, was alle Beide zu andern Menschen gemacht hat? Sollte Tage vielleicht . . ."

Hier wurde Sara durch ein heftiges Geklingel unterbrochen. Gleich darauf flog die Saalthüre auf und Tage kam herein. Ohne Tante Sara zu bemerken oder zu beachten, ging er in sein Zimmer, schlug heftig die Thüre zu und riegelte.

„Was in aller Welt ist an dem Jungen?" brummte Sara. „Ich habe ihn in meinem Leben nie so gesehen; ohne Gruß an mir vorbei zu gehen, das ist wahrlich allzu stark." Jetzt schüttelte Sara den Besen zum offenen Fenster hinaus.

Wiederum klingelte es. Nach einigen Minuten kam eine Dienerin und sagte:

„Frau F. will das Fräulein besuchen."

„Bitte sie hereinzutreten," lautete die Antwort.

Der Staubbesen erhielt seinen Platz an einem Messinghaken neben dem Ofen, die Schürze wurde geglättet und der Bücherschrank verschlossen, so daß, als Frau F. eintrat, keine Spur von Tante Saras Abstäubungswuth mehr übrig war, die immer ausbrach, wenn Aberney nicht um den Weg war.

„Guten Tag, meine liebe Sara," begann die würdige Frau, eine alte Bekannte Saras von ihrem ersten Aufenthalt in Schweden her, und der vollkommene Typus einer Stockholmer Dame aus der bessern Mittelklasse. „Wie geht Dir's? Ich konnte mir's unmöglich versagen hieherzugehen und mich nach Deinem Befinden zu erkundigen. Du bist so unsichtbar bei uns."

„Sehr willkommen, liebe Liese!" Sara verneigte sich artig und führte ihren Gast in den Salon. „Ich habe viel an Dich gedacht; aber Du weißt ja selbst, wie schwer ich aus dem Hause komme."

Eine Weile schwatzten die beiden Damen davon, wie wenig man für sich thun könne, wenn man Herrn zu besorgen habe; nachdem sie sodann diesen Betrachtungen einiges Weitere über Mägde und Marktpreise beigefügt, war das Gespräch im vollen Gang und man hatte das große Feld, die Angelegenheiten der Nebenmenschen, vor sich.

„Warst Du gestern im Theater?" fragte Frau F.

Digitized by Google

„Nein, meine Liebe, ich besuche solche närrische Orte beinahe nie," antwortete Sara etwas scharf. „In meinem Alter weiß man sich anders zu zerstreuen."

„Aber, meine liebe Freundin, Du weißt ja, daß die fremde Sängerin zum Erstenmal auftrat. Ich als musikalisch wäre unröstlich gewesen, wenn ich sie nicht zu hören bekommen hätte."

„So; wie heißt sie denn?"

„Ei der Tausend, hast Du denn in den Zeitungen nicht von Madame Dorbino gelesen?"

„Nein, ich lese nie etwas anderes als Anzeigen?"

„Du glaubst nicht wie interessant sie war. Sie hat eine gute Stimme und eine hübsche Gestalt; aber denke Dir, sie singt so frivol, gar nicht wie andere Menschen, sondern sie wird bald feuerroth, bald wieder so blaß, daß man es durch die Schminke hindurch sieht. Ueberdieß gibt sie ihrem Gesicht einen unpassenden Ausdruck, gerade als ob sie alle Männer damit bannen wollte, was sie auch wirklich thut. Sie waren all zusammen verrückt im Applaudiren und Herausrufen. Der Beifall ging bis zum Skandal. Dein junger Vetter, der Lieutenant, war auch da. Er sah ganz verstört aus, als ich und meine Adele in der Vorhalle ihm begegneten."

„Ja, ich weiß, daß sowohl Tage als Viktor da waren."

„So, der Professor war auch da? Ihn sah ich nicht; dagegen aber sah ich den reichen Finnen, der bei der Flotte ist, Baron Canitz."

„Er ist kein Finne," fiel Sara unwirsch ein.

„Doch, liebe Freundin, er ist einer, ich weiß die Sache ganz genau. Sein Vater wurde im letzten finnischen Kriege erschossen. Ich habe genaue Mittheilungen darüber.

„Es scheint mir, als ob ich es besser wissen müßte," fiel Sara mit steigender Hitze ein.

„Laß uns nicht streiten. Wir haben schon so viel über die Sache disputirt, daß ich glaube, wir könnten es jetzt dabei bewenden lassen. Ich kam ganz von dem ab, was ich sagen wollte. Ja, Baron Canitz saß im Ochsenauge auf der ersten Reihe, und ich glaube, er würde die Sängerin verschlucken, so sah er sie an. Gestern Mittag hörte Adele ihre ganze Lebensskizze von Fräulein A., welche dieß Alles von Frau O. hatte, deren Mann in der Kapelle ist, und er hatte es von Frau **, unserer ersten Sängerin."

„Sie ist ja eine Französin; wie können also diese Frauen etwas von ihr wissen?" fiel Sara ungeduldig ein. —

„O solchen Personen geht, sowohl im Bösen wie im Guten, ihr Ruf voran. Sie soll von zwei Männern getrennt worden sein, überdieß eine Verbindung mit einem Prinzen gehabt haben, der sie an einen englischen Lord abtrat, und dieser wieder an einen reichen Franzosen, welchen sie verließ, als sie ihn ruinirt hatte. Jetzt sei sie mit einem Sänger liirt. Sie soll ein wahres Muster von Koketterie und so intrigant sein, daß sie alle Männer abfängt, die ihr in den Weg kommen. Meine Adele, die, wie Du weißt, ein höchst sittsames Mädchen ist, sagte, sie habe sich geschämt, sie nur anzusehen."

„Deßhalb halte ich's für's Beste, wenn man solche Orte der Sünde, wie das Theater ist, gar nicht besucht. Du und Adele werdet wohl nicht mehr hingehen, um sie zu hören?"

„Ei wie Du so sprechen magst, beste Sara! Du weißt, daß Adele musikalisch ist, sie muß sich also bei allen Vorstellungen, wo ein Talent auftritt, zeigen. Man muß nothwendig Madame Dorbino gehört haben, wenn man mit in der großen Welt lebt." Frau F. wollte immer dafür angesehen werden, daß sie zur großen Welt gehöre. Sie fuhr fort: „Wir haben uns für alle ihre Vorstellungen abonnirt. Heute hat Adele ihr Porträt gekauft, das bereits in allen Buchhandlungen vorräthig ist. Sie ist in der Mode, und da muß man ihr Bild auf den Salontisch liegen oder über dem Klavier hängen haben."

„Das Bild eines Frauenzimmers, von welchem Du so viel Böses weißt?"

„Das ist etwas ganz Anderes; wir besitzen das Recht, ihr Leben zu tadeln und in diesem Fall streng zu sein; aber man muß doch zeigen, daß man ihr Talent zu würdigen versteht; sonst heißt es man habe gar kein Urtheil. Im Uebrigen muß man die Theaterleute nehmen, wie sie sind; an ihre Sitten macht man keine großen Ansprüche, man bewundert sie aus der Ferne, aber man öffnet ihnen seine Salons nicht, außer wenn dieß unter den Tonangebenden Mode wird — dann — kann man freilich nicht ausweichen."

„Weißt Du was, liebe Liese, ich danke Gott dafür, daß ich nicht in der großen Welt lebe. Ich habe die Menschen von jeher für erbärmlich und schlecht gehalten; aber so schlecht wie jetzt sind sie mir früher nie vorgekommen."

„Das kommt daher, weil Du alt geworden und nicht mit Deiner Zeit vorangeschritten bist. Nein, jetzt muß ich gehen. Adieu, liebe Sara; grüß mir den Professor und den Lieutenant. Ich hoffe, sie werden mir die Ehre erweisen, zu meinem großen Schmaus am Samstag zu kommen; Dein Versprechen habe ich bereits."

Nach einigen weiteren nichtssagenden Redensarten entfernte sich Frau F. Tante Sara hatte sich in Folge der empfangenen Mittheilungen den Kopf voll von unruhigen Phantasien über die fremde Sängerin gesetzt und brachte jetzt ihre Einbildungen mit Tages sonderbarem Benehmen in Verbindung.

Gegen Mittag kam Abernety nach Hause. Er sah ungewöhnlich heiter aus und grüßte die Tante ganz freundlich. Beim Klang seiner Stimme öffnete sich Tages Thüre, und der junge Lieutenant eilte auf ihn zu mit den Worten:

Digitized by Google

„Kommst Du direkt von ihr, Papa?“

Abernex lächelte und ging, ohne zu antworten, in Tages Zimmer. Dieser folgte nach und Tante Sara sah zu ihrem unbeschreiblichen Verdruß die Thüre wieder schließen. Ihr Blut begann zu kochen: sie fand es abscheulich von Tage und ihrem Neffen so behandelt zu werden. Diese Herren schlossen sie von allem Vertrauen aus, und das war mehr, als sie ertragen zu können glaubte. Mit wilder Hast flog sie jetzt durch den Salon und in ihr eigenes Zimmer dessen Thüre sie schmetternd zuschlug, als hätte sie gehofft, daß diese Aeußerung ihres Unwillens ihr Bahn zu dem Neffen brechen würde. Wir lassen jetzt die Alte auf eigene Faust ihren aufgeregten Gefühlen Luft schaffen, und wollen sehen, was zwischen Tage und Abernex vorging.

(Fortsetzung folgt.)

Ein zivilgerichtliches Verfahren gegen Mäuse.

Es gehört unstreitig zu den interessantesten Aufgaben der Kulturgeschichte, die verschiedenartigen Verhältnisse und Beziehungen zwischen Menschen und Thieren in ihren historischen Entwickelungsprozessen zu verfolgen. Es charakterisirt ohne Zweifel ein ganzes Zeitalter, wenn uns die Chronisten des vierzehnten Jahrhunderts berichten, daß z. B. hier Myriaden von Laubkäfern und Engerlingen einzelne Gegenden heimsuchten, dort ungeheure Heuschreckenschwärme ganze Länder verwüsteten, und man keine anderen Mittel zur Abwendung dieser Kalamität ausfindig zu machen wußte, als geistige Exorzismen und Bannflüche, die zur Erhöhung ihrer Wirksamkeit bei offenstehenden Kirchenthüren, bei brennenden Altarkerzen und unter dem Geläute aller Glocken über das zudringliche Ungeziefer ausgestoßen wurden. Eben so selten als bezeichnend für den höchsten Grad harmloser Naivetät und Gutmüthigkeit einzelner Gemeinden dürfte jedoch die Thatsache sein, daß man gegen schädliche Thiere weder mit Gewaltmaßregeln, noch mit bizarren Zauberformen einschritt, sondern sich in einen ganz regelrechten Zivilprozeß mit denselben einließ.

Man kennt bis jetzt nur zwei verläßliche Fälle dieser Art. Der eine kam im Kanton Bern im Verlaufe des fünfzehnten Jahrhunderts vor; der zweite wurde vor dem Gerichte Glurns in Tyrol durchgeführt und dauerte vom Herbst des Jahres 1519 bis Anfangs Mai 1520.

Wir wollen zur Erbauung der Vereine gegen Thierquälerei den letztern erzählen und dabei den gerichtlich aufgenommenen Protokollen wahrheitsgetreu folgen.

Auf den Gefilden der Gemeinde Stilfs, Bezirk Glurns, hatten sich mehrere Mäusegesellschaften häuslich niedergelassen. Obwohl der Boden am Fuße der Ortlesspitze, in der Nähe der Gletscher sich ausbreitend, keineswegs ein üppiger genannt werden kann, so fanden die Thierlein doch, Dank ihrer bekannten Genügsamkeit, ohne große Mühe ihre sorgenfreie Existenz, und da sie weder durch interkonfessionelle oder internationale Plackereien behelligt, noch durch Aussicht auf hyperstrenge Punkte eines Gemeindegesetzes, wie sie in den letzten Sitzungen des Tyroler Landtags vorgeschlagen wurden, in ihren ländlicheren Gesellschaftsverhältnissen und in ihrem Familienglücke gestört waren, so vermehrte sich das Völklein mit seltener Raschheit. Binnen kurzer Zeit entstanden in der ganzen Nachbarschaft, in Trafoie, in Sulden u. s. w. zahlreiche Mäuse-Kolonien, welche die Grundstücke der Bauern ohne viele Umstände in Besitz nahmen und deren jährliche Erträgnisse bedeutend schmälerten. Man sann endlich, durch die Noth dazu getrieben, auf Mittel, diesem Mißstande entgegenzuwirken, fand aber kein besseres, als sich an das Gericht zu Glurns zu wenden und von diesem Abhülfe zu erwirken. Die beschädigte Gemeinde wählte einen Vertreter in ihrer Angelegenheit, und zwar in der Person des Simon Fließ von Stielfs, der mit seiner Vollmacht am 21. Oktober 1519 vor dem Richter Wilhelm v. Spergser erschien und erklärte, daß er willens sei, gegen die Mäuse eine Klage vorzubringen. Damit nun dieselbigen Mäuse ihre Rechtfertigung nach Ordnung fürbringen können, so seien sie eines Prokurators bedürftig, weßhalb er begehre, daß der Richter ihnen einen Prokurator von Obrigkeit wegen setzen soll, auf daß sie sich nicht zu beklagen haben. In Folge Dessen ernannte das Gericht den Hans Grienebner, Bürger der Stadt Glurns, zum Prokurator der Mauspartei. Das Gerichtskollegium bestand aus dem Richter selbst und aus zehn Beisitzern oder Geschwornen, die in unserer Quelle namentlich angeführt sind; als Anwalt der klagbaften Gemeinde erschien beim Schlußtermin, der am 2. Mai 1520 stattfand, Schwarz Minig von Tartsch und gab „zu verstehen, wie er als Prokurator der Gemeinde Stilfs Hansen Grienebner als Prokuratoren und Gewalthaber der unvernünftigen Thierlein vorbieten und zur Rechtfertigung der genannten Mäuse auffordern lasse.“ Die Klage berührt nun die Empfindlichkeit des zugefügten Schadens und bemerkt, daß die Bauern ihre Jahreszinse der Grundherrschaft nicht mehr bezahlen können und auszuwandern gezwungen sein werden, wenn die Mäuse nicht ausgewiesen würden. Das Gericht lud, um in der wichtigen Streitfrage sicher den Weg des Rechtes zu gehen, auch mehrere Zeugen vor, darunter einen Bauer aus Sulden und einen beim Schaden nicht betheiligten, daher voraussichtlich unparteiischen Knecht aus Stilfs. Sie bestätigten, wie sie auf den Wiesen und Feldern der Gemeinde Stilfs seit Jahren viele Mäuse gesehen hätten („deren Namen sie jedoch nicht angeben könnten“), welche die Erde aufwühlten und den Gütern großen Schaden zufügten, besonders zur Zeit,

Digitized by Google

wo das Grummet gemäht werden sollte. Sämmtliche Zeugen wurden beeidigt.

Hans Grienebner, zur Vertheidigung seiner Klienten gegen diese Angaben aufgefordert, gestand zwar zu, daß die Klage thatsächlich begründet sei und er die Aussagen der Zeugen nicht bestreiten wolle; doch müsse er bemerken, daß „die Mäuslein allda in gewisser Gewähr und Nutznießung sitzen, die ihnen durch kein Urtheil genommen, noch anerkannt werden dürfen.“ Da der Vertreter der edlen Mausfamilien aber dessen ungeachtet eine ungünstige Sentenz zu befürchten schien, wollte er das seinen Schützlingen bevorstehende Loos wenigstens so viel als möglich gemildert sehen und sprach gegen das Gericht seine „Hoffnung aus, daß man in diesem Falle (falls sie ausgewiesen würden) den edlen Thierlein anderwärts eine geeignete Stätte anweisen werde, wo sie sich sicher ernähren könnten; ferner müsse man ihnen bei ihrem Abzuge freies und sicheres Geleite geben, damit sie vor ihren Feinden, es seien Hunde, Katzen oder andere, gesichert wären.“

Die Sorgfalt des Prokurators ging noch weiter, indem er bat, „wenn ein Mäuslein schwanger sei, so möge man derselben Ziel und Tag geben, damit sie ihre Frucht fürbringen und erst alsdann abziehen könne.“ Die Entscheidung des Gerichts Glurns lautete nun, wie wörtlich folgt:

„Aus Klag und Antwort, Red und Widerred und auf eingelegte Kundschaften und Alles, was für Recht gekommen, ist mit Urtel und Recht erkannt worden, daß die schädlichen Thierlein Denen von Stilfs ihre Acker und Wiesmähder nach Laut der Klage in vierzehn Tagen räumen sollen, von da hinwegziehen und für ewige Zeiten dahin nimmer kommen dürfen; wofern aber eins oder mehrere der Thierlein schwanger wäre, oder Jugend halber nicht hinkommen möchte, dieselben sollen der Zeit von Jedermann ein freies, sicheres Geleit haben, und zwar noch weitere vierzehn Tage lang; aber die, so ziehen können, sollen schon in vierzehn Tagen wandern.“

Leider sagt die Quelle nicht, in welcher Weise das gefällte Urtheil den Mäuslein publizirt und wie es in Vollzug gesetzt worden.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Schimmel des Königs.] Man schreibt aus Hannover: Man war ziemlich fertig mit dem Einstudiren von Wagner's „Rienzi“, in welcher Oper Niemann zu Pferde auf der Bühne erscheint, als dieser Sänger, der in Hannover immer für einen kleinen Spaß sorgt, dem Intendanten eines schönen Morgens eröffnete, er werde die Partie nur singen, wenn er den Schimmel des Königs dazu bekäme. — „Aber liebster Niemann . . . . .“, entgegnete dieser. — „Es hilft nichts, ich singe nur mit diesem Schimmel!“ — Alle Vorstellungen waren vergebens, und es blieb zuletzt nichts Anderes übrig, als Sr. Majestät Mittheilung zu machen. Der König lächelte und ertheilte huldvoll den Befehl, den Sänger gewähren zu lassen. — „Aber,“ sagte Niemann, als man ihm dieß eröffnete, „ich muß den Schimmel vorher wenigstens 8 Tage reiten, damit ich ihn kennen lerne.“ Und so geschah es, daß die Residenz vor einiger Zeit namentlich in dem Theile der Stadt, welchen die Aristokratie bewohnt, täglich um die Mittagsstunde den gefeierten Tenor das edle Roß des Königs tummeln sah.

Am Abende des ersten Sonntags im April — so erzählt ein kanadisches Blatt — wurden die Bewohner des Ortes Oil Spring von einem seltsamen Phänomen überrascht. Eine große Quantität Oel, welche den Fluß Black Creek hinabtrieb, hatte Feuer gefangen, und es entstanden, da einige gefällte Bäume im Flusse die brennende Masse aufhielten und sich sammeln ließen, ungeheure rothe Flammen, die in eine Höhe von 50 Fuß aufschlugen. Glücklicherweise beschränkte sich der Schaden, welchen der Brand anrichtete, auf die Zerstörung einiger Bäume und einer Lage Bauholz am Ufer. Ein erfinderischer Kopf von einem Yankee schägt vor, wenn im Falle eines Krieges die englische Flotte sich dem New-Yorker Hafen nähern, Petroleum ins Wasser zu gießen und dasselbe, sobald die feindlichen Schiffe rings davon umgeben seien, durch Raketen in Brand zu setzen.

Nach einem Berichte aus Mühlhausen (Oberrhein) ist dort auf dem letzten Maskenballe ein ganz absonderliches Verbrechen verübt worden. Mitten im Maskengewühle wurden drei Dominos auf frischer That ertappt, wie sie verschiedene Kostüme mit Vitriolsäure bespritzten. Es war dieß der Kostüme-Verleiher Marion mit zwei von ihm zu diesem sauberen Zwecke gedungenen Gehülfen; das Motiv war Neid gegen einen Kollegen, dem er die Konkurrenz verleiden wollte. Die verhältnißmäßig sehr geringe Strafe lautete gegen Marion auf 1 Monat, gegen die Komplicen auf 14 Tage Gefängniß.

[Französische Zivilisation.] Die Stadt Nimes beabsichtigt, bei Gelegenheit eines großen landwirthschaftlichen Festes wirkliche Stiergefechte, wie in Spanien, abgehalten. Sie hat bereits einen der ersten Matadore der Pyrenäenhalbinsel, den berühmten Tato, für schweres Geld zum Auftreten bei diesen Gefechten angeworben.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 121 Donnerstag, 21. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Als die Thüre hinter ihnen geschlossen war, sagte der Letztere:

„Mein lieber Tage, Du besitzest gar zu wenig Macht über Deine Gefühle, da Du mit Fragen auf mich losstürzest, und zwar in Gegenwart der Tante."

„Papa, seit gestern weiß ich nicht mehr, was ich thue oder sage. Bedenke einmal, sie auf den Theaterbrettern wieder zu sehen, als Gegenstand all dieser Blicke und Huldigungen, behandelt wie ein Geschöpf, das man für Geld auszischen oder herausrufen kann, wie eine Spielsache in der Hand des Publikums. O mein Gott! Habe ich sie darum so warm und innig geliebt? Wer, wer hat die reine, unverdorbene Schuldfried in das verwandelt, was sie jetzt ist?"

„Tage," fiel Aberney ein, „sie ist, was sie war, dasselbe reiche Herz, dasselbe unschuldsvolle Mädchen."

„Soll ich das glauben, Papa? Nein, sie ist eine Schauspielerin und nichts anderes. Warum durfte ich nicht zu ihr gehen und den ganzen tiefen Verdruß meines Herzens, die ganze Erbitterung, die meine Seele bei dem Gedanken an ihren gräßlichen Betrug erfüllt, gegen sie ausgießen?" Tage ging mit großen Schritten auf und ab.

„Wen hat sie denn betrogen? Worin besteht ihr Betrug?" fragte Aberney.

„Papa, denk' an ihre Flucht, denk' an die Jahre, worin sie uns in Unkenntniß über ihr Schicksal erhielt, an die Sorgfalt, womit sie sich verbarg, an die Herzlosigkeit, womit sie mich verließ. — Für wen hat sie das Alles gethan? — Für keinen Andern als . . ."

„Thörichter Junge, sprich nicht eine Anklage aus, von welcher Du weißt, daß sie falsch ist. Sie ist jetzt, wie immer, achtungswürdig."

„Sie? — die Sängerin, die wie eine Abenteuerin, ohne Schutz und ohne Stütze, allein in der Welt umhergereist ist!"

„Höre, Tage, wenn Du in diesem Ton fortfahren willst, so ist eine Besprechung zwischen uns überflüssig. Mir vergeht dann alle Lust, Dir mitzutheilen, was ich während meiner kurzen Besprechung mit Schuldfried erfahren habe."

„Du glaubst also, was diese Lippen sagen, die an Lüge gewöhnt sind? Du glaubst an die Aufrichtigkeit einer Stimme, welche Jahre lang die Kunst studirt hat, den Ausdruck wahren Gefühls anzunehmen?"

Aberney hatte sich mit gekreuzten Armen auf den Sopha gesetzt. Als Tage verstummte, sagte er kalt:

„Ich glaube, Dir ist das Blut dermaßen zu Kopfe gestiegen, daß Du nimmer weißt, was Du sagst oder thust. Ich spreche nicht gerne mit Narren, und deßhalb thun wir wohl am Besten, wenn wir kein Wort mehr über die Sache verlieren. Sonst würde ich Dir ein Geheimniß mittheilen, das ich Dir bisher verschwiegen habe, nämlich daß Schuldfried meine Nichte, daß ihr Name Aberney ist, und daß die Entdeckung dieses Umstandes ihr Verschwinden verursacht hat. Man hatte ihr gesagt, ich sei schrecklich erbittert auf ihre Mutter und wolle weder sie noch die Tochter als meine Verwandten anerkennen, und dieß war der Grund, warum sie mit der Mutter entfloh, die ihr ein so trauriges Erbe gegeben. Frage mich nicht, warum ich über die Frau und das Kind meines Bruders so erbittert war, ich kann es nicht sagen. Das Geheimniß liegt mit der schuldbeladenen Frau begraben. Was hinwiederum Schuldfried betrifft, so steht sie so hoch über andern, daß jedes beleidigende Wort gegen sie eine Unverschämtheit ist, die immer auf ihren Urheber zurückfallen wird. Besuche sie und sprich mit ihr; blicke in diese Augen, dann wirst Du Dich jeder Anklage gegen sie schämen, und damit Basta. Willst Du sie treffen, so steht es Dir frei, mich heute Mittag zu ihr zu begleiten; wo nicht, so kannst Du's unterlassen. Eines sage ich Dir: tritt nicht mit Anklagen oder Vorwürfen auf, denn ich will nichts davon wissen. Wenn ich sage, daß Schuldfried ein edles und hochsinniges Weib sei, so kannst Du es auch glauben." Aberney erhob sich mit dem Beifügen: „Sie hat mit mir über die Vergangenheit gesprochen, aber sie hat mich nicht mehr darauf zurückkommen zu müssen, nachdem sie die Sache einmal berührt habe. Du dürftest ihr daher, bis sie selbst auf den Gegenstand zurückkommt, alle Fragen ersparen, wenn Du entschlossen bist, sie wieder zu sehen."

Aberney verließ das Zimmer und Tage warf sich auf das Sopha; in ihm tobten all diese aufgeregten

Digitized by Google

Gefühle, die in unserm Innern ein verworrenes Chaos von Gutem und Bösem hervorbringen.

Bei Tisch sagte der Professor ganz plötzlich zu Sara:

„Ich soll Dich von Enochs Tochter grüßen.“

Tante Sara stand im Begriff einen Kalbsbraten nach allen Regeln der Kunst zu tranchiren. Sie ließ Messer und Gabel fallen und machte eine so heftige Bewegung, daß sie sammt ihrem Stuhl weit vom Tisch hinwegkam. Dabei schlug sie die Hände zusammen und starrte Aberney an, als traute sie ihren Ohren nicht. Die Bestürzung war so groß, daß es mehrere Minuten anstand, bis sie ein Wort über ihre Lippen bringen konnte. Endlich murmelte sie mit undeutlicher Stimme:

„Um Gottes willen, was sagst Du?“

„Ich sage, daß ich Enoch's Tochter getroffen habe und daß ich Dich von ihr grüßen soll.“

„Aber . . . aber . . .“ stammelte Sara, die vor Aufregung nicht sprechen konnte.

„Nun, liebe Tante, mach Dich nur wieder an Deinen Braten, so will ich Dir inzwischen erzählen, daß wir eine ausgezeichnete Sängerin hierher bekommen haben und . . .“

„Viktor, treibe mit Deiner alten Tante kein Gespötte, Du weißt . . .“

„Wie gut sie gegen ihren Neffen und Nichte war, das ist ganz richtig; auch spotte ich nicht, sondern will, wenn Du es erlaubst, meine Erzählung fortsetzen. Diese ausgezeichnete Sängerin ist meine Nichte.“

„Herr Jesus, was sagst Du? Dieses Weib, das ein halb Dutzend Männer und eben so viele Liebhaber gehabt hat, das ein so grundschlechtes Geschöpf ist! Ach! das fehlte noch zu meinen Bekümmernissen, daß ich Enochs Kind als ein verdammtes Wesen wieder finden mußte.“ Tante Sara verbarg ihr Gesicht in der Serviette und weinte.

„Verdammt! Was schwatzest Du, Tante!“ sagte Aberney mit gerunzelten Brauen. „Sie ist eine große Künstlerin und ein achtungswürdiges Frauenzimmer. Aber wer hat es gewagt, Dir das Gegentheil einzureden?“ Abernetys Blick flog zu Tage hinüber.

„Man hat mir nichts eingeredet,“ schluchzte die Tante; „Frau F. war da und erzählte die Lebensgeschichte der Sängerin. Mein Gott, ich ahnte damals nicht, daß es sich um Enochs Kind handelte. Es ist schrecklich, es ist schauerlich.“

„Was liegt Schreckliches darin, daß Enochs Tochter eine ausgezeichnete Sängerin, daß ihr Name in ganz Europa berühmt ist? Wenn Frau F. eine Lebensgeschichte von ihr zusammenzuphantasiren beliebt, so dürftest doch Du, Tante, so vernünftig sein, nicht daran zu glauben, zumal da Du weißt, wie unzuverlässig die Erzählungen der Frau F. sind.“

„Man muß doch glauben, was man nicht bestreiten kann, und daß sie eine Theaterdame ist, läßt sich ja nicht leugnen. Die Schuld davon wird immer auf Dich fallen, weil Du in Deiner Unversöhnlichkeit nichts von der Mutter wissen wolltest, sondern das arme Kind den Winden und Wellen Preis gabest. Im Uebrigen dürfte sie wohl kaum ein rechtschaffenes Weib sein, da sie von zwei oder drei Männern getrennt ist. Da sieht man, daß die Sünden der Väter . . .“

„Behalte Deinen Satz gefälligst für Dich, er paßt schlecht auf meine Nichte,“ fiel Aberney scharf ein. „Was die drei Männer betrifft, so ist Alles zusammen erlogen. Sie ist die Wittwe des einzigen Mannes, den sie hatte.“

„Sie war verheirathet! Schuldfried mit einem Andern verheirathet!“ dachte Tage.

„Was kommt Dich an, der Du früher nie nach ihr, noch nach der Mutter fragtest, daß Du jetzt . . .“

„Die Tochter auffuchst?“ fiel Aberney ein. „Der Zufall hat uns zusammengeführt. Die Mutter ist jetzt todt und — das Grab versöhnt Alles. Morgen bringe ich Enochs Tochter hieher. Bis dahin lassen wir, wenn Du willst, Tante, die Sache dahingestellt. So wie Du meinen Charakter kennst, Tante, begreifst Du wohl, daß ich Enochs Tochter nicht als meines Bruders Kind betrachten würde, wenn sie nicht ein achtungswürdiges Weib wäre.“

Die Tante seufzte; sie war zu aufgeregt, um mit Einwendungen oder Fragen hervorzurücken. Enoch, Edith, Alles was sie auf Erden am meisten geliebt hatte, stand lebhaft vor der Erinnerung der guten Alten, und sie dachte in ihres Herzens Betrübniß, daß es doch sehr bitter sei, Enochs Kind unter solchen Verhältnissen wieder finden zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Der verhängnißvolle Hosenträger.

(Eine Szene vor dem Pariser Zuchtpolizeigerichte.)

Geringfügige Ursachen haben oft große Wirkungen! So hat ein Hosenträger, der doch gewöhnlich nur Denjenigen zu drücken pflegt, der ihn zu sehr spannt, das Lebensglück einer armen Frau zerstört, die Freuden der Honigmonate, die Ruhe des Herzens und das eheliche Glück; sie hat Alles verloren, weil vor 10 Jahren ihr Gatte in einem Schranke ihres Schlafzimmers einen Hosenträger gefunden, der ihm nicht gehörte. Seit 10 Jahren ist die Ehe zur Hölle geworden. Der Gatte ist überzeugt von seiner Entehrung, die Frau ehofft mit Zuversicht die Märtyrerpalme, die ihr wenigstens jenseits zu Theil werden muß. Inzwischen erleichtert

Digitized by Google

sie sich ihre Qual, indem sie sich ihrem rohen Gatten zur Wehre setzte.

Das Opfer dieses Hosenträgers ist Madame Haffard. Eines Tages, als sie eben keinen Topf zur Hand hatte, um ihn dem Manne an den Kopf zu werfen, war er einmal im Vortheil gegen sie und es wurde die Stadtpolizei durch den Ruf: „Ein Mörder!“ welchen Madame Haffard zum Fenster hinaus ausstieß, zu Hülfe gerufen.

Die Polizei führte den Gatten vor den Kommissär und da in Folge eines Faustschlages auf die Nase Blut geflossen war, wurde Haffard von da vor das Zuchtpolizeigericht gestellt.

„Das muß endlich ein Ende haben“, ruft die Klägerin aus. „Wir sind zehn Jahre und drei Monate verheirathet und seit zehn Jahren dauerte diese Qual!“

„Präs.: Ihr Mann mißhandelt Sie also seit Ihrer Verehelichung?

Haffard: Und der fatale Hosenträger?

Klägerin: Wohlan, meine Herren, er hat das Wort ausgesprochen, das ist das Wort. Denken Sie sich nur, es war kurz nach unserer Verheirathung, als mein Mann etwas, ich weiß nicht mehr was, suchte. Plötzlich wandte er sich um, kam zu mir, bald blaß, bald grün vor Zorn, seine Augen rollten — er war fürchterlich anzusehen — zeigte mir einen alten Hosenträger und fragte zähneknirschend: Wem gehört dieß? Dieß? Ich weiß nicht. Sie wissen es nicht? fährt er fort; aber er gehört nicht mir. Wer hat hier seinen Hosenträger vergessen? Er hält mir ihn unter die Nase; ich, die die Sache fad fand, stieß seinen Arm zurück und er warf mir den Hosenträger ins Gesicht. Ich fing an zu weinen. Eine junge Frau . . . zwei Monate verheirathet . . . Sie begreifen es? Seitdem war ich nicht mehr so dumm. Da schon einmal seit jenem Tage bei uns eine Hölle war, so setzte auch ich mich zur Wehre.

Präs.: Kommen Sie bald auf die Szene vom 7. April.

Klägerin: Ach ja. Es war der Schneider, der zugleich Hausmeister ist, zu uns gekommen, um meinem Manne das Maß zu einer Hose zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit fragte er ihn, ob er Hosenträger trage. Bei diesem Worte wurde mein Mann wieder weiß und grün wie gewöhnlich; er suchte nach einer Gelegenheit zum Streite mit mir und brach dieselbe vom Zaun: ich wollte die Anschuldigung natürlich nicht gelten lassen, denn es ist eine schändliche Verläumdung; es ist Niemand bei uns gewesen, der da seinen Hosenträger vergessen hätte.

Präs.: Ganz wohl, aber nun zur Sache.

Klägerin: Wohlan denn, ich ließ einige Worte fallen, und er gab mir einen Schlag, worauf der Schneider die Flucht ergriff, meinen Mann für närrisch haltend, denn ich hatte mich über unsere Zwistigkeiten gegen Niemanden ausgesprochen, so daß Alle glaubten, er mache mich glücklich, das Ungeheuer.

Präs.: Und auf Ihr Geschrei kam die Stadtpolizei herbei. (Zu dem Angeklagten): Anerkennen Sie die Richtigkeit dieser Angaben?

Angekl.: Gestatten Sie mir ein mitleidvolles Lächeln (lacht mitleidvoll), daß ich eine Unglückliche sehe, die an ihrer Stirne den Hosenträger trägt, der sie anklagt.

Präs.: Sprechen Sie sich aus. Anerkennen Sie die Richtigkeit? Ja oder nein?

Angekl.: Die Unglückliche, sie ist es ja, die mich insultirte, mich zuerst provozirte und die nun mit der Frechheit eines kecken Weibes die Thatsache entstellt, daß man bei ihr einen „Hosenträger“ gefunden?

Präs.: Sie entstellt also die Thatsachen? Wir wollen also den Schneider hören.

Der Hausmeister erzählt die Vorgänge in gleicher Weise wie die Klägerin.

Mad. Haffard: Herr Präsident, fragen Sie nur Herrn Riole (so heißt der Schneider), ob mein Mann nicht gut aufgelegt war und erst bei dem Worte „Hosenträger“ plötzlich wie ein wüthender Löwe wurde.

Der Hausmeister: Es war Alles nur ein Moment; ich entsinne mich aber nicht, daß man vom Hosenträger gesprochen.

Mad. Haffard: O ja, als Sie ihn fragten, ob er Hosenträger trage.

Präs.: Das ist ganz gleichgiltig. (Zum Zeugen): Entfernen Sie sich.

Klägerin: Aber ich will auf Scheidung klagen. Das muß einmal ein Ende haben; ich kann nicht bis an das Ende meiner Tage bei einem Manne bleiben, der, weil er einmal vor zehn Jahren einen Hosenträger in meinem Schranke gefunden hat, gegen mich eine Anschuldigung erhebt, die mir das Haar zu Berge steigen macht.

Der Gerichtshof verurtheilte Haffard zu acht Tagen Gefängniß.

Der Portier (schnell zurückkehrend): Einen Hosenträger haben Sie vor zehn Jahren in Ihrer Wohnung gefunden? Ah, Saperlot, ich habe ihn lange genug gesucht. (Schallendes Gelächter im Zuhörerraume.)

Präs.: Treten Sie ab.

Der Portier: Ich war es, der ihn verlor, als ich Ihnen die Wohnung zeigte.

Präs.: Treten Sie ab, sage ich Ihnen!

Der Portier: Ich war in den Hemdärmeln . .

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Hochzeit, Taufe und letzte Oelung.] Vor einigen Tagen ereignete sich, wie die „Pr. Ztg." meldet, im Orte Schattawa (Bezirk Winterberg) ein eigenthümlicher Fall. Ein Liebespaar sollte getraut werden, das ganze Dorf war auf den Beinen. Musik und Freudenschüsse ertönten. Die Hochzeitsgäste erschienen, um das Brautpaar in die Pfarrkirche von Obermoldau zu begleiten; doch siehe da, die jugendliche Braut wird plötzlich von einer nicht gewöhnlichen Unruhe und Symptomen befallen, welche das Ende jenes Zustandes verkündigen, den man bei Damen „interessant" zu nennen pflegt. Was zu thun? Man sendet, um den anzuhoffenden Erdenbürger die Legitimation zu sichern, schleunigst um den Seelsorger, damit er bei der Intransportabilität der Braut die Trauung vornehme. Mittlerweile wird aber die durch das unerwartete Ereigniß sehr erschreckte, längere Zeit bettlägerige Mutter der Braut von so krankhaften Zufällen ergriffen, daß ihre Versehung mit den hl. Sterbesakramenten sich als nothwendig herausstellt. Der Geistliche versieht die kranke, sich später erholende Mutter, traut sofort die in Kindesnöthen liegende Tochter und tauft das bald nach der Trauung zur Welt gekommene Knäblein.

Aus dem Thierleben der Alpenwelt erzählt die „N Bündner Ztg." folgende tragische Szene: Ein Churer Viehbesitzer hatte zwei Kühe von besonderer Schönheit und großem Milchreichthum. Beide gelangten in den letzten Jahren zur Ehre, als Heerkuh dem stattlichen Zug der Heerde bei der Alpfahrt und bei der Niederfahrt von der Alp voranzuschreiten. Bei der letzten Alpentladung wurde die Ehre der jüngeren zu Theil. Das verdroß die andere und sie konnte die vermeintliche Kränkung nicht verwinden; bis zur neulichen Maiensäßfahrt fand sie aber keine Gelegenheit, ihrer Rachelust freien Lauf zu lassen. Im Maiensäß erhielten beide Kühe ihren Stand nebeneinander. Jüngst in einer Nacht vernahmen die Sennen Lärm im Stall, Gestampfe, Brüllen der Kühe u. s. w. Als sie nun, freilich zu spät, nachsahen, erblickten sie die Kuh, welche zuletzt Heerkuh gewesen, jämmerlich zugerichtet, mit verstoßenem Leib, die Füße auf der Unterschlacht, und die andere Kuh, die sich frei zu machen gewußt, noch immer ihre blinde Wuth an dem Leichnam ihrer Nebenbuhlerin auslassend. Dergleichen Beispiele von Rache wegen gekränkten Ehrgefühles sind zwar unter unseren „feiner gebildeten" Kühen nichts seltenes, indessen verdient das Beispiel doch Erwähnung.

Seit dem 11. ds. Mts. hat in Berlin vor dem Schwurgerichte ein Monstre-Prozeß gegen die Restaurateurin Frau Mäder begonnen, der erst den kommenden 28. seinen Schluß erreicht. Nachdem die Angeklagte bereits wegen Kindesmords eine zweijährige Zuchthausstrafe abgebüßt, wegen Diebstahls, bei welcher Gelegenheit sich ihre Mutter im Gefängniß erhängte, versuchter Gattenvergiftung und Brandstiftung, die acht Menschenleben forderte, in Untersuchung gestanden, steht sie jetzt wegen wiederholter Brandstiftung (ihr gehörte das vor einem Jahre niedergebrannte Gesellschaftshaus an), Betrugs, Meineids und Wechselfälschung vor den Schranken. Ihr leiblicher Sohn wurde vor wenigen Wochen wegen versuchter Vergiftung einer jüdischen Hochzeits-Gesellschaft zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt und ihre an einen Juwelier verheirathete Tochter starb vor 14 Tagen eines plötzlichen Todes, in Folge dessen sich ihr Mann mit Blausäure tödtete. Die Angeklagte hat ein Depositum von 70,000 Thalern gestellt. Ein neuer Beweis, wie wenig Geld glücklich macht.

[Fliegendes Heirathsbüreau.] Die Strecke von Hannover nach Köln bereist häufig ein junger Kaufmann, welcher sich mit der Vermittlung von Ehen beschäftigt. Er besitzt ein Album, in dem sich Photographien von heirathslustigen Damen befinden, und sucht unter Vorlegung der verschiedenen Bilder — unter einem jeden Porträt steht die Mitgift verzeichnet — Geschäfte abzuschließen. Es soll ihm mehreremale gelungen sein, einen heirathslustigen Kandidaten glücklich zu machen.

[Buddhistische Eidesformel.] In Genua wird zwei Italienern der Prozeß gemacht, wegen Ermordung des französischen Grafen Salaberry in China. Am 5. d. hat der junge Chinese Atschin, früher Diener des Grafen, seinen Eid nach buddhistischem Ritus geleistet, nämlich seinen Namen auf ein Stück Papier geschrieben und dasselbe verbrannt, wobei die Verfluchungsformel: „So möge meine Seele brennen, wenn ich nicht die Wahrheit sage!" ausgesprochen wurde.

[Kuriosum.] In Gecse gebar, wie wir im „Győri Közlöny" lesen, eine Frau während zwei Tagen vier Kinder, die sich sammt der Mutter des besten Wohlseins erfreuen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 122 Freitag, 22. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Nach der Mahlzeit hatte Aberney zu Tage kein Wort von einem Besuche bei Schuldfried gesagt. Abends gegen fünf Uhr ergriff der Professor seinen Hut, um auszugehen. Sara hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen. Es kam ihr Alles so wunderlich vor, daß sie ihre gewöhnliche Gemüthsruhe gänzlich verlor. Als Aberney in den Salon hinauskam, fand er dort Tage in der sorgfältigsten Besuchstoilette.

„Du hast Dich also zu einem Besuch bei Schuldfried entschlossen?“ fragte der Professor gleichgültig.

„Ja, wenn Du's erlaubst, Papa,“ antwortete Tage, während er sich bemühte, ruhig zu erscheinen.

Etwas später traten Vater und Sohn in die Wohnung der Sängerin. Als die alte Französin ihnen öffnete, bedurfte Tage mehrere Sekunden, um so viel Macht über sich zu gewinnen, daß er Aberney in den Salon folgen konnte, wo Schuldfried ihnen entgegen kam. Tage war an der Thüre stehen geblieben, außer Stand ihr einen Schritt entgegenzugehen. Er war zugleich erschüttert und überrascht. War dieß die vielgerühmte Sängerin, die er gestern auf der Bühne gesehen? Nein, es war ja dieselbe Schuldfried, mit welcher er als Junge gespielt, für die er als Jüngling geschwärmt hatte; dasselbe Lächeln, derselbe freudestrahlende Blick, dieselbe bezaubernde Einfachheit und ungesuchte Anmuth.

Als Schuldfried mit ihrem frischen, klangvollen Organ Aberney herzlich willkommen geheißen, wandte sie sich zu Tage. Ueber die sammtenen Wangen fiel eine höhere Schattirung von Roth, als sie Tage die Hand reichte, mit den Worten:

„Wie freue ich mich nicht über dieses Wiedersehen! Willkommen, Tage, und verzeih all die Unruhe, die ich durch mein plötzliches Verschwinden aus dem Kreis meiner Freunde verursachte habe. Vergiß wo möglich die Leiden, die ich durch diesen Schritt hervorrief, und glaube, daß ich Dir heute als Freundin und Schwester die Hand reiche. Schuldfried hat nicht eine einzige Minute aufgehört, dieses für Tage zu sein.“

Dem jungen Leutenant wirbelte es im Kopfe. Es schwindelte vor seinen Augen und er stammelte einige unzuverlässige Worte, während er Schuldfrieds Hand ergriff und an seine Lippen führte.

Aberney betrachtete die jungen Leutchen. Schuldfried war mit Ausnahme der Röthe, die auf ihren Wangen aufstieg, als sie sich zum Erstenmal an Tage wandte, ruhig geblieben. Sie grüßte ihn mit einer Freundlichkeit, die von aller Bewegung so frei war, als hätten sie sich erst gestern verabschiedet und heute wieder getroffen. Er dagegen war so aus aller Fassung gebracht, daß man daraus leicht auf die Stärke des Interesses schließen konnte, das ihn noch nach sechs Jahren an seine Jugendfreundin knüpfte.

„Er liebt sie; aber an ihr zeigt nichts, daß sie ihn liebt. Armer Tage! Das Geschenk ihres Herzens ist nicht für Dich bestimmt,“ dachte Aberney.

Wenn Schuldfried in zarter Jugend das Talent besessen hatte, zu erfreuen und aufzumuntern, alle düstern Gedanken zu verscheuchen und lichte hervorzurufen, so besaß sie diese Eigenschaft jetzt in noch höherem Grade.

Ihr Blick und alle ihre Worte gaben die innige Befriedigung über dieses Zusammentreffen mit ihren theuern Freunden kund. Jetzt wie früher verbreitete ihre Freundlichkeit in ihrer ganzen Umgebung Wohlgefallen. Tages im Anfang etwas gezwungenes und aufgeregtes Benehmen machte bald einer vollkommen heitern und unbefangenen Stimmung Platz. Nach einer Stunde war es ihm als seien die sechs Jahre nur ein Traum gewesen, so vollkommen fühlte er sich in die frühern frohen Zeiten zurückversetzt.

Man sprach im Anfang von der Vergangenheit, dann stellte Schuldfried allerlei Fragen, zuerst über Tante Sara, dann über Tage und seine Lebensschicksale. Tage sprach von den Reisen, die er gemacht hatte, und bemerkte endlich mit einer eigenthümlichen Schärfe in der Stimme:

„Ich war mit bei der Expedition, welche die Fregatte Karolina vor zwei Jahren machte. Ich war in Neapel.“

Schuldfried fuhr zusammen und sah Tage an, indem sie rief:

„Du! Du!“

Dieses Gespräch erinnerte Tage an all die seligen und schlimmen Gedanken, welche der Brief an Lothar in ihm hervorgerufen hatte. Ihr Ausdruck spie-

Digitized by Google

spiegelte sich in seinem Gesichte zurück. Schuldfried betrachtete ihn mit ängstlich forschendem Blick.

„Ja," sagte Tage nicht ohne eine gewisse Bitterkeit im Tone, „ich war mit der Karolina in Neapel und hörte damals von Madame Dorbino sprechen, ahnte aber nicht, daß sie und Du eine und dieselbe Person wäret."

„Du hattest also keine Idee davon, daß Schuldfried in Neapel war?"

Tage wechselte die Farbe, antwortete aber sogleich.

„Nein, das hatte ich nicht."

„Unbegreiflich, daß ich Deinen Namen nicht unter den Offizieren nennen hörte, die man mir als anwesend bezeichnete," sagte Schuldfried gedankenvoll.

„Vielleicht war auch Deine Aufmerksamkeit so ausschließlich auf einen einzigen Namen geheftet, daß Du den meinigen nicht beachtetest." Tage fühlte sich von eifersüchtiger Wuth erfaßt. Er war nahe daran, Abernens Anwesenheit zu vergessen und vor diesem die Ereignisse in Neapel zu erzählen, ja sogar zu gestehen, daß er von Schuldfrieds Anwelenheit gewußt habe. Bei dieser Anspielung auf Schuldfrieds Interesse für Lothar nahm die junge Dame einen würdevollen Ausdruck an und antwortete beinahe kalt:

„Wie kannst Du wissen, daß am Bord der Fregatte Karolina eine Person war, über deren Namen ich meine Freunde vergessen hätte?"

„Ich fragte ja bloß." Tage spielte mit einigen Nähsachen, die auf dem Tische lagen. — „Es war mir unerklärlich, daß meine Kameraden bei Aufzählung unserer Namen mich vergessen sollten."

„Ah, Du weißt also, daß ich mit einem Deiner Kameraden gesprochen habe?"

„Er erzählte mir, Madame Dorbino habe einige Fragen an ihn gestellt." Tage heftete einen finsteren Blick auf Schuldfried. „Ich hörte auch, daß . . . ." Er hielt inne.

„Warum unterbrichst Du Dich?" fragte der Professor, der mit gespanntem Interesse diesem Gespräch gefolgt war und jetzt aus Schuldfrieds Blässe schloß, daß Tage einen für sie sehr empfindlichen Punkt berührte. Seine Stimme brachte Tage wieder zur Besinnung und gebot ihm seine Worte und sein Gesicht in Acht zu nehmen.

„Ich unterbrach mich," sagte er mit wohlgespielter Gleichgiltigkeit, „weil ich nicht gerne einen Namen aussprechе, der für Schuldfried unangenehm zu hören sein muß."

„Und welcher Name wäre das?"

„Tage meint gewiß — Canitz," fiel Schuldfried mit ihrer merkwürdig klaren Stimme ein. Ihre dunkeln Augen leuchteten wunderbar, als sie dieselben auf Tage heftete.

„Ha!" war Alles; was der Professor antwortete; dann folgte eine kleine Pause, die sehr peinlich war. Abernеy sah zuerst Tage mit einer Miene an, als erwarte er, daß dieser Etwas sagen würde; aber als er in seinem Schweigen beharrte, sagte der Professor:

„Sollte Schuldfried wirklich ein Vorurtheil gegen diesen Namen gehabt haben, so glaube ich, daß dasselbe gänzlich verschwinden wird, wenn sie erfährt, daß Lieutenant Canitz auf der Fahrt von Neapel nach Palermo unserem Tage das Leben gerettet hat."

„Hat er Tage das Leben gerettet?" rief Schuldfried mit freudestrahlendem Gesicht.

„Ja, ich habe es wirklich ihm zu verdanken, daß ich in diesem Augenblick hier sitze," antwortete Tage mit bitterem Lächeln, indem er Schuldfried ansah. „Wie es zuging, erlaubst Du mir vielleicht ein andermal zu erzählen. Jetzt wäre es weit angenehmer Dich sprechen zu hören."

„Ja, besonders da Tage nicht gerne von diesem Ereigniß spricht. Ich hätte es sicher gar nicht erfahren, wenn nicht einer von seinen Kameraden, Lieutenant Steen, mir die ganze Geschichte erzählt hätte," sagte Aberney.

„Es lautet, als ob Du behaupten wolltest, Papa, daß . . ."

„Daß Du nicht dankbar seist. Nun ja, das ist auch eine Wahrheit, wenigstens in Bezug auf Canitz. Aber lassen wir das." Der Professor führte das Gespräch auf die vergangenen Jahre zurück, und Schuldfried erzählte mit Wehmuth wie ihre Gedanken unaufhörlich zu ihren beiden Freunden gewallfahret, und wie sie bei allen Schweden, mit denen sie zusammengetroffen, Erkundigungen einzuziehen gesucht habe. Sie erzählte, daß sie durch Pastor Arbonius in Finnland erfahren habe, wie das Leben sich für Aberney und Tage gestaltete; daß sie von ihm alljährlich einen Brief erhalten, worin er ihr mitgetheilt, daß die Freunde sich wohl befinden, und daß es ihnen gut gehe.

„Du hast also mit Arbonius korrespondirt?" fiel Tage ein, „und zwar obschon Du uns in gänzlicher Unkenntniß über Dein Schicksal ließest."

„Tage, frage meinen Freund —" Schuldfried reichte Aberney die Hand — „ob er mein Benehmen nicht zu würdigen weiß. Ich hätte nicht leben können, ohne Etwas von Denjenigen zu erfahren, die mir theuer waren," fügte sie traurig hinzu.

„Aber wir, wir mußten alle Nachrichten von Dir entbehren."

„Wir sind ja übereingekommen, daß keine Vorwürfe in Betreff der Vergangenheit gemacht werden sollen," sagte Aberney. „Ich verstehe Schuldfried vollkommen." Er streichelte ihren Kopf; sie ergriff, ganz wie früher, die Hand des väterlichen Freundes und küßte sie.

Es entstand eine kleine Pause. Schuldfried war in wehmüthigen Gedanken versunken; Tage betrachtete sie. Aberney unterbrach das Schweigen und sagte, während er seinen Blick auf Schuldfried ruhen ließ:

Digitized by Google

„Wundert es Dich nicht, daß Tage und Canitz auf einem schwedischen Kriegsschiff waren?“

Schuldfrieds Hals, Stirne und Wange waren von einer dunkeln Purpurflamme übergossen, als sie antwortete:

„Ja, ich gestehe, daß es mich überraschte, als man sagte, daß — daß — Canitz in schwedischen Diensten stehe.“ —

Tage war bleich geworden, als Aberney von Neuem diesen Namen nannte, der in seinen Ohren so widerlich klang. Der Professor that, als ob er diesen Eindruck nicht bemerkte und fuhr fort:

„Es ist auch etwas höchst Seltsames, daß ein russischer Unterthan eine so glänzende Laufbahn, wie Canitz sie in diesem Lande hatte, verläßt und ein fürstliches Vermögen wegwirft, um in Schweden einer unsichern Zukunft entgegenzugehen. Er dient jetzt auf unserer Flotte und hat sich da als ein Mann von ausgezeichneten Eigenschaften bewiesen, so daß es Niemand mehr einfallen kann, ihm vorzuwerfen, daß er der Sohn des Generals Canitz ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Vierundzwanzigste Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Königsberg.

Sonntag den 23. August Empfang der Gäste. Abends gemeinschaftliches Zusammensein in verschiedenen Lokalen. Theater in beiden Häusern. — Montag den 24. August 1. Plenarsitzung von 10—12 Uhr im Moskowiterſaal des königl. Schlosses. Von 12—2 Uhr Bildung der Sektionen. Um 3 Uhr gemeinschaftliches Mittagessen in verschiedenen Lokalen. Um 11 Uhr Vormittags Eröffnung der Blumen-, Produkte- und Geräthe-Ausstellung, welche die ganze Woche dauert. — Dienstag den 25. August von 7—10 Uhr Sitzung der Sektionen. (1. Acker- und Wiesenbau, 2. Thierzucht, 3. Forstwissenschaft, 4. Naturwissenschaft und Technik.) Mittagessen um 2 Uhr. Beginn der Pferdeausstellung um 9 Uhr. Abends 4 Uhr Preisvertheilung. Theater. (Verloosung.) — Mittwoch den 26. August Früh 6 Uhr Extrazug nach Trakehnen. Besichtigung des litthauischen königl. Landgestüts. Rundfahrt durch die Güter. Abends 5 Uhr Ankunft in Königsberg. Exkursion der Forstwirthe. Theater. — Donnerstag den 27. August Sektions-Sitzung von 7—10 Uhr. Plenarsitzung von 11—1 Uhr. Mittagessen um 1½ Uhr. Nachmittag Arbeiten der Maschinen, Verloosung und Preisvertheilung. Theater. — Freitag den 28. August Sektions-Sitzung von 7—10 Uhr. Plenarsitzung und Vortrag der Referate von 10—1 Uhr. Eröffnung der Ausstellung von Rindvieh, Schafen und Schweinen um 9 Uhr. Preisvertheilung (Verloosung von Schweinen) von 5 Uhr ab. Theater. — Sonnabend den 29. August Früh 6 Uhr per Extrazug nach Güldenboden; von da auf Wagen nach dem oberländischen Kanal und den schiefen Ebenen. Eine zweite Abtheilung geht direkt von Königsberg nach Elbing, Marienburg (Besichtigung des Schlosses), Dirschau (Besichtigung der Brücke), Danzig. Während der ganzen Woche wird in der Nähe der Stadt ein Dampfpflug arbeiten. Interimskarten, welche zur Theilnahme an der Versammlung berechtigen, können schon jetzt bei den Vorständen der landwirthschaftlichen Zweigvereine gegen den statutenmäßigen Beitrag von 4 Thlr. gelöst werden. Die Inhaber derselben erhalten die literarische Festgabe und haben freien Eintritt in alle Versammlungen, Ausstellungen und auf die Tribüne.

Das Präsidium der vierundzwanzigsten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe im Jahre 1863 zu Königsberg. A. v. Saucken-Julienfelde, 1. Präsident. A. Richter-Schreitlacken, Gen.-Landsch.-Rath. II. Präsident.

Munzinger über die Abyssinier.

Im Allgemeinen stellen sich nach der Beschreibung Munzinger's (die er dieser Tage in einem öffentlichen Vortrag gegeben) die Abyssinier als ein Stamm dar, welcher nach seinen geistigen und gemüthlichen Gaben alle Anlagen besäße, ein wirkliches Kulturvolk zu werden. Aber sowohl seine politischen, als seine religiösen Verhältnisse erschweren ihm die Erreichung dieses Zieles.

Politisch zerfallen die Abyssinier in eine Anzahl sich stets in blutigen Fehden zerfleischender Stämme, welche nur gegen äußere Feinde zusammenhalten — also ein politischer Zustand, der an unser Mittelalter erinnert. Gegenwärtig beherrscht sie Kaiser Theodor, ein Mann von entschiedenen Geistesgaben und großer Thatkraft, der mit eiserner Konsequenz die Politik verfolgt, seine Abyssinier zu zentralisiren. Er scheint aber zähen Widerstand zu finden. In religiöser Beziehung würde die bestehende Bekennung des Christenthums den Abyssiniern die Erreichung einer höheren Kultrstufe sehr erleichtern, wenn ihre religiöse Anschauung nicht gar sehr in orientalischem Sinne ausgeartet und von der Priesterhierarchie verdorben wäre.

Die Missionäre geben sich zwar alle Mühe, den europäischen Begriffen Eingang zu verschaffen; mit einigem Erfolg die katholischen, da der Katholizismus der phantasievollen und naiven Anschauung der Abyssinier besser zusagt als der Protestantismus. Die protestantischen Missionäre wirken mehr durch eigentliche Kulturzwecke, z. B. durch die Lehre von Kunstfertigkeiten

Digitized by Google

und Handwerken. Außerdem soll ihnen der Kaiser gewogen sein, der durch den Protestantismus seiner Clerisei besser los zu werden hofft. Beide aber haben einen furchtbaren Gegner am Islam der allen sinnlichen Gewohnheiten und Neigungen der Abyssinier entgegenkommt, während das Christenthum die Entsagung von denselben predigt. Der Islam macht daher so entschiedene Fortschritte, daß Abyssinien nahezu als für das Christenthum verloren angesehen werden muß.

Mannigfaltigkeiten.

Bei den Ausgrabungen, welche bei Hull in England zur Erweiterung der Viktoriadocks vor sich gehen, ist eine interessante Entdeckung gemacht worden. In einer Tiefe von 32 Fuß unter der Oberfläche und unterhalb einer mehrere Fuß mächtigen Sandschicht fand man die Ueberbleibsel eines fast im Zustande der Auflösung befindlichen versunkenen Waldes. An einer Stelle wurden die Wurzeln und ein Theil des Stammes einer zwanzig Fuß im Umfange messenden Eiche ausgegraben; einige andere ebenfalls sehr starke Stämme tragen unverkennbare Spuren eines Brandes. An mehreren Stellen ist das Holz mit Lehm untermischt und meistens so schwarz wie Ebenholz; von den Spaten der Arbeiter berührt und der Luft ausgesetzt, zerfällt es bald in Staub. Der Wald muß von bedeutender Ausdehnung gewesen sein, denn bis jetzt hat man seine Gränzen noch nicht entdeckt. Was das geologische Verhältniß der bedeckenden Erdrinde betrifft, so findet sich unter der Oberfläche eine 15 Fuß tiefe Lehmschicht, dann folgt ein allmählich immer feuchter werdendes Lager von Sand, untermischt mit Strahlmuscheln und Resten von anderen Süßwasserschalthieren, und darunter befindet sich die noch feuchtere Sandschicht, welche die Ueberbleibsel des versunkenen Waldes birgt.

[Ein wunderbarer Stock.] Wie die „Preßburger Zeitung" erzählt hat ein Preßburger Metallarbeiter nach viermonatlichem angestrengten Brüten einen Stock erfunden, welcher folgende Gegenstände enthält: Zündhölzchen, ein Petschaft, sechs Bogen Briefpapier, einen Leuchter, eine Kerze, ein Messer, einen Bleistift, ferner Tinte, Streusand, Federn und Siegellack. Auch eignet er sich zum Wanderstab, und „ohne eine Waffe im strengen Sinne des Wortes zu sein", nebenbei zur Vertheidigung. Wie von anderer, freilich minder glaubwürdiger Seite versichert wird, umfaßt der komplizirte Stock außer den genannten Gegenständen noch: eine Hängematte, einen Toilettespiegel, einen Kleiderkasten, einen Theekessel, einen Kochtopf, Mundvorräthe für 5 Tage, eine Handbibliothek, zwei Spiele Visitkarten und eine zegogene Kanone. („Er würde sich also nicht allein zur Vertheidigung, sondern auch zum Angriff eignen.") Für solche Reisende endlich, die gern in die Ferne schweifen, ohne sich pedantisch an einen fixen Reiseplan binden zu wollen, birgt wahrscheinlich ein geheimes Fach einen von Rothschild bereits acceptirten Wechsel von 50,000 fl.

Seume ist in Teplitz zwei Mal gestorben. Die Turner haben an dem angeblichen Sterbehause des Dichters eine Marmortafel mit der Inschrift gesetzt: „Hier starb der deutsche Dichter Seume". Einige Häuser entfernt sind zwei Fenster des „Schiffchens" mit Tafeln bedeckt, wo auf der einen der Todestag, auf der anderen die Worte stehen: „Hier starb Seume!" Da jeder der beiden Wirthe behauptet, Seume sei bei ihm gestorben, so hat sich daraus ein Prozeß entsponnen, auf dessen Lösung man allgemein gespannt ist.

[Eine Bergabsitzung.] Einem verlöblichen Berichte aus Enneberg (Tyrol) entnimmt die „Schützenzeitung", daß beim Weiler Peskosta, Gemeinde Corvara, eine Bergabsitzung von einer Meile im Umfang eingetreten sei. Die Häuser stehen zwar noch, sind aber von den erschreckten Einwohnern verlassen worden. Der Bericht sagt, daß kein Baum und kein Gesträuch auf der ganzen Ausdehnung des wandernden Berges auf dem alten Platze mehr stehe.

Der neue Zivilprozeß-Entwurf.

Drei Briefe hab' ich ihr geschrieben,
Was half es mir?
Sie blieb so kalt wie Alabaster;
Schad' für's Papier!

Jüngst auf dem Heimweg vom Theater
Licht brannte kein's,
Gab ich ihr fest drei wack're Küsse,
Nun sind wir Eins!

Die Schrift haff' ich seit jenem Tage,
Verflucht Geschmier!
Ich bin für mündliches Verfahren
Das lob ich mir! (Fl. Bl.)

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 123 Samstag, 23. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Tage hatte eine Scheere und einen Fadenknäuel ergriffen. Mit rastlosem Eifer zerschnitt er den letzteren, während Aberney sprach. Die fest zusammengepreßten Lippen bewiesen, daß er den Ausdruck seiner Gefühle bei den Worten des Professors zurückzuhalten suchte. Als dieser verstummte, sagte Tage jedoch mit gedämpfter Stimme:

„Was Canitz ist oder nicht ist, wird immer schwer zu entscheiden bleiben, weil er einen kalten, berechnenden und verschlossenen Charakter hat, der unwillkürlich Mißtrauen einflößt. Man hat immer Grund zu fürchten, daß die Fehler des Vaters bei irgend einer Gelegenheit zum Vorschein kommen werden."

Schuldfried hatte schweigend dagesessen. Als Aberney von Canitz sprach, hob sich ihre Brust unruhig. Bei Tages Worten wandte sie sich schnell gegen ihn und fiel lebhaft ein:

„Tage, man darf einen Menschen nicht nach den Fehlern beurtheilen, wodurch seine Eltern sich bemerklich machten. Das ist eine grausame Ungerechtigkeit, und im Uebrigen sehen wir zwar, wenn die Leute fehlen, aber wir wissen nicht durch welche schreckliche Leiden und Gewaltthaten gegen ihre eigenen Gefühle die verbrecherische That hervorgerufen worden ist; darum — laßt uns nicht urtheilen! Ach! ich habe auch einmal so wie Du gedacht und unbarmherzig den Stab über einen Unschuldigen gebrochen, während ein Anderer die Schuld trug. Ich werde es ewig bereuen."

„Schuldfried hat Recht," sagte Aberney und stand auf. Er legte seine Hand auf Tages Schulter und bemerkte:

„Keiner von uns weiß, wie viel Schuld er als Erbtheil empfangen."

Tage sah mißvergnügt aus. Dieser verabscheute und verhaßte Name mußte ihm also immer eine Niederlage bereiten. Der ganze Canitz schien nur zu seiner Qual geschaffen zu sein. Jetzt mußte er ihn zuerst von Aberney loben, dann von Schuldfried vertheidigen hören, und zwar schon am ersten Tage ihres Wiedersehens. Schuldfried, die jetzt neben ihrem natürlichen Verstand, ihrer schnellen Auffassung und ihrem angeborenen Feingefühl eine bedeutende Erfahrung erworben hatte, begriff den auf Tage hervorgebrachten Eindruck sogleich und lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Obschon jede Faser in ihrem Innern von Ungeduld und Verlangen zitterte, noch mehr von Lothar zu hören, nahm sie doch den abgeschnittenen Faden des Gesprächs nicht wieder auf.

„Kannst Du heute Abend über Deine Zeit verfügen?" fragte der Professor.

„Vollkommen, ich bin heute ganz frei. Meine Kousine, Natalie Reinstein, hat mit einem Fremden einen Ausflug nach Drottninghölm gemacht und kehrt erst spät am Abend zurück."

„Ah, es ist wahr, Du sagtest mir heute früh, daß Du mit der reizenden Gräfin verwandt seiest." Der Professor warf einen schalkhaften Blick auf Tage, der bei diesem Namen etwas genirt aussah. „Du wohnst ja in ihrem Hause, ein Umstand, den ich über der Freude des Wiedersehens gänzlich vergessen habe."

„Ja, Natalie ist mir mit wahrer Freundschaft entgegengekommen. Als ich mich entschloß, nach Schweden zu gehen, übernahm sie es Wohnung und dergleichen für mich ins Reine zu bringen. Sie hat seit meiner Ankunft dahier viel Wohlwollen an mich verschwendet."

„So," sagte Aberney. „Die Gräfin ist ein gefährliches Weib; sie besitzt neben einer einnehmenden äußern Erscheinung ungewöhnliche Bildung und viel Genialität in der Unterhaltung, hat aber einen kalten und berechnenden Verstand. Wie ihr Herz beschaffen ist, weiß ich nicht zu sagen, darüber wird wohl Tage Bescheid geben können, denn Du mußt wissen, meine liebe Schuldfried, daß der junge Herr sich Knall und Fall in die schöne Gräfin verliebt hat." Aberney sah dabei Schuldfried an, als wollte er erforschen, welchen Eindruck seine Worte auf sie machen würden.

„Deine Wahl, bester Tage," sagte Schuldfried, „zeugt von gutem Geschmack, und es freut mich sehr, daß sie auf eine so außerordentliche und so reichbegabte Dame gefallen ist."

Tage warf einen wüthenden Blick auf Aberney und erklärte auf's Entschiedenste, er sei nie in die Gräfin verliebt gewesen und könne es auch nie werden.

Digitized by Google

Diese Versicherung rief einen wehmüthigen Zug auf Schuldfrieds Gesicht hervor.

„Sie würde wünschen, daß er eine Andere liebte," dachte Aberney. „Alle Hoffnung ist also aus für Tage."

„Bist Du seit Deiner Ankunft auch schon in der Umgegend gewesen?" fragte Aberney.

„Nein, bester Onkel. Ich hatte gar keine Lust Schweden zu sehen, bevor ich Dich wieder gesehen hatte. Ich fühlte mich, trotz aller Freundlichkeit Nataliens, hier, wo man meine Sprache redet, weit einsamer, als an andern Orten."

„Nun wohl, wenn Du willst, so fahren wir auf den Abend in den Thiergarten!" rief Tage, „und wenn Papa es erlaubt, so hole ich einen Wagen." Einen Augenblick darauf war Tage bereits auf dem Weg.

Als Aberney und Schuldfried allein waren, sagte der Erstere:

„Morgen issest Du bei uns zu Mittag, nicht wahr?"

„Ganz gewiß, im Fall Du mich abholen willst, wenn ich aus der Probe komme."

„O nein, das will ich nicht," scherzte Aberney, „und zwar aus dem einfachen Grund, weil ich Dich dahin zu begleiten beabsichtige. Um wie viel Uhr mußt Du gehen?"

„Um zehn Uhr. Ach, Du lieber Onkel, wie sicher und froh fühle ich mich nicht an Deiner Seite! Du bist und bleibst mein guter Freund, mein bester Freund."

„Und nicht wahr, Kind, Du wirst nicht mehr von mir reisen?" Der Professor hatte sie am Kopfe genommen und blickte ihr in die Augen. Schuldfried lächelte wehmüthig.

„Ich weiß nicht," stammelte sie; „vielleicht kann ich bleiben; vielleicht zwingt mich auch irgend ein mächtiges Gefühl in meinem Innern, daß ich schon diesen Sommer Schweden verlasse. Ich gehorche nicht mehr meinem eigenen Willen, sondern einem stärkeren. Ach! frage mich nicht, laß mich noch eine kleine Weile mein Geheimniß bewahren. Eines Tags, geliebter Onkel, werde ich es in Deine Brust niederlegen, und an diesem Tage bin ich entweder das glücklichste oder das unglücklichste Geschöpf auf der Erde. Bis dahin will ich Vergangenheit und Zukunft über der Freude vergessen, Dich wieder gefunden zu haben."

Der Professor küßte sie schweigend auf die Stirne. Er ahnte bereits, was Schuldfried nicht zu sagen wagte; aber was weder er noch ein Anderer zu ahnen vermochte, das war der Plan den Schuldfried entworfen hatte, das Ziel, das sie erreichen wollte. Ob ihr dieses Streben gelang oder nicht, das sollte für ihre ganze Zukunft entscheidend werden.

* * *

Jedermann wer an einem schönen Maiabend den Thiergarten besucht hat, weiß auch, daß er voll ist von gehenden, fahrenden und reitenden Personen, die keineswegs die fröhlichen Kinder des Sonntagspublikums sind, sondern vielmehr jener glücklichen oder vielmehr unglücklichsten Kaste angehören, für welche das ganze Leben nur ein einziger Ruhetag ist. Man fährt in den Thiergarten, weil die Zeit des Soupers dahin ist; man begibt sich dahin, weil es zum guten Tone gehört; aber betrachtet man diese menschlichen Eintagsblumen, welche die elegante Welt ausmachen, so findet man, daß Ueberdruß sich ganz naseweise neben sie in die eleganten Wagen gesetzt hat; daß das von Belustigungen übersättigte Gemüth und das matte Auge die Fähigkeit verloren haben sich am Frühling, am Sommer, am Leben zu erfreuen; aber was macht das? Man hat Livreediener, zierliche Equipagen, prächtige Pferde und ausgesuchte Toiletten: Alles das ist zum Zeigen da, und darum begibt man sich in den Thiergarten.

In einer dieser Equipagen, die durch das blaue Thor und von da nach der Ebene fuhren, saß jedoch eine schöne junge Dame, deren ganzes Aussehen verrieth, daß sie wenigstens nicht von Thorheiten übersättigt war, daß sie die Fähigkeit noch nicht verloren hatte, das Schöne zu genießen oder sich an dem herrlichen Frühlingsabend zu erfreuen. Neugierig und voll Interesse flogen ihre Augen umher, und mit einem Ausdruck wahrer Bewunderung betrachtete sie das bezaubernde Gemälde, das unser Thiergarten darbietet. Der Wagen, worin sie mit ihren Begleitern saß, nahm seinen Weg über die Ebene nach dem sogenannten Friedpark zu. Dieser war damals nicht wie jetzt uneingehegt, sondern von einem Zaun umgeben. Sie stiegen aus der Kalesche und begaben sich zu Fuß hindurch. Schweigend, aber mit einem Ausdruck unverstellter Bewunderung wanderte die junge Dame, gestützt auf den Arm ihres ältesten Begleiters, an den Seestrand hinab, wo sie Halt machten.

Hast Du je da gestanden, mein lieber Leser, und ganz stille das eigenthümlich schöne Gemälde betrachtet, das Du vor Dir hattest, während die dichtbelaubten Eichen ihre hundertjährigen Scheitel über Deinem Haupte schüttelten? Wenn Du das gethan hast, so hast Du auch Stolz empfunden über die schöne Natur Deines Vaterlandes. Zur Rechten hast Du Birgers Stadt, umschlungen von dem Salzsee und Mälar, ein prächtiges Geschmeide, eingefaßt von den Silberarmen des Meergottes und umgeben von seinen Holmen. Gerade vor Dir beispielst Du die hohen und ernsten Berge des südlichen Landes, ein Bild von dem Volke, das unter den Felsbergen des Nordens aufgewachsen ist, und vor Deinen Füßen rollen die Wellen des Salzsees. Rund um Dich her, hast Du eine Natur, die in ihrer üppigen Schönheit so prunkend ist, daß Du mit entzücktem Gemüthe unwillkürlich ausrufst:

„O Schweden, wie schön bist Du nicht, mein Vaterland!"

Digitized by Google

„Nun, Schuldfried," sagte endlich Aberney nach langem Schweigen, „was denkst Du von unserm Thiergarten?"

Sie legte die Hand auf's Herz, während sie mit ihrem strahlendsten Lächeln antwortete:

„Es ist mir hier zu voll, als daß ich sagen könnte, was ich denke. Es kommt mir vor, als ob nur Finnland im Stand wäre, mich dieses Land vergessen zu lassen. Wäre ich keine Finnin, so möchte ich Schwedin sein und sagen können: Hier bin ich geboren."

„Das bist Du auch, mein Kind. In Schweden stand Deine Wiege und in der schwedischen Erde schläft Dein Vater."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Traubenkrankheit und deren Bekämpfung.

Von Weinsberg schreibt man dem „Schwäb. Merk.": In dem verflossenen Jahre ist die Traubenkrankheit fast in allen Weinbaugegenden theils mehr, theils minder stark, jedoch im Allgemeinen nicht besonders verheerend aufgetreten, dagegen hat der sorgfältige Beobachter dieselbe noch während des Herbstes an dem Holz und den Blättern vieler Rebstöcke wahrgenommen, ohne daß die Trauben davon ergriffen waren, woraus hervorgeht, daß der Grund für die künftige Verbreitung weit ausgedehnter gelegt wurde, als die meisten Weinbergbesitzer wissen und sich vorstellen.

Da nun die Krankheit, nach den bisherigen Erfahrungen in andern Weinbaugegenden, da wo sie einmal sich festgesetzt hat, sich in der Regel immer mehr ausbreitete und dadurch einen großen Theil der Trauben zernichtete, so läßt sich wohl vermuthen, daß dieselbe auch bei uns im Laufe dieses Jahres ausgedehnter auftreten werde. Es liegt deßwegen nicht nur im eigenen Interesse, sondern es ist auch bei der schnellen Verbreitung der Krankheit über benachbarte Weinberge Pflicht eines jeden Weinbergsbesitzers, die Krankheit schon in ihrem Entstehen zu bekämpfen, wobei wo möglich die Weinbergbesitzer ganzer Gelände zusammenwirken sollten.

Die Krankheit besteht bekanntlich in einem Pilze, der, nach mikroskopischen Untersuchungen, aus einem eiförmigen Bläschen in Form eines Schlauches entsteht, dessen Spitze immer wieder neue Eichen erzeugt und sich dadurch schnell und ins Unendliche vermehrt, so daß, so wie der lose Pilz durch Winde, Insekten ꝛc. auf andere Traubenbeeren, Laub oder Holz übertragen wird, derselbe dort haften bleibt und sogleich durch Ansetzung neuer Pilze sich weiter verbreitet. Derselbe ist von großer Zartheit, daher durch jede stärkere Berührung die Eichen zerdrückt und die Fortpflanzung dadurch zerstört wird.

Wie der Pilz überwintert, ist noch nicht genau bekannt, wahrscheinlich ist es aber, daß der an den Blättern, besonders aber an dem Rebholz befindliche Pilz durch die Winterkälte ꝛc. nicht vollständig zerstört wird, sondern sich neu belebt, sobald die warme Sommerwitterung eintritt, daher das Erscheinen der Krankheit häufig erst nach der Traubenblüthe im Monat Juli beobachtet wird.

Als erstes Vorbeugungsmittel erscheint deßhalb das baldmöglichste Entfernen des abgeschnittenen Rebholzes aus dem Weinberge, wobei diejenigen Weinbergbesitzer, welche bisher das abgefallene Rebholz klein zerschneiden und statt der Düngung im Weinberge liegen ließen, wohl daran thun werden, wenn sie dasselbe dieses Jahr baldmöglichst nach Hause schaffen lassen. Ist aber die Krankheit Einmal vorhanden, oder läßt sich deren Eintritt mit Zuverlässigkeit erwarten, so darf durchaus nicht gesäumt werden, dieselbe im ersten Keime zu ersticken. Dieses kann auf zweierlei Weise geschehen.

Einmal dadurch, daß man, so wie man den Anfang der Krankheit bemerkt, die einzelnen Traubenstöcke genau durchgeht und alle Beeren, auf welchen sich weiß bestäubte Pünktchen zeigen, zerdrückt oder auspflückt und beseitiget, wobei man finden wird, daß sich der Pilz häufig an geschützten, schattigen, feuchten Stellen, wie z. B. an den zwischen den größeren Traubenbeeren befindlichen Kleinbeeren der Trauben zuerst zeigt, indem er sich hier ruhig entwickeln und weiter verbreiten kann. Sind schon mehrere Beeren ergriffen, so kann man dieselben auch blos mit einem in Schwefelblüthe getauchten Pinsel einigemal betupfen, wodurch der Pilz zerstört, die betupfte Stelle etwas feucht wird und der Schwefel nun gerne an derselben hängen bleibt. Ist bereits eine ganze Traube von der Krankheit ergriffen, der Stiel aber noch grün, so muß man zuerst für die Vertilgung des Pilzes dadurch sorgen, daß man die Traube auf allen Seiten mit dem Pinsel mehrmals betupft oder dieselbe in die linke Hand nimmt, etwas mit Schwefel bestreut, und dann solche mit der rechten Hand rollt, indem man sie quer über die linke bewegt. Ist dagegen auch schon der Traubenstiel von der Krankheit ergriffen, so kann zwar durch die angeführte Manipulation die Traube gerettet werden, dieselbe wird aber wegen des gestörten Saftzuflusses in der Entwickelung stets zurückbleiben. All' dieses wird sich übrigens wegen der größeren Umständlichkeit nur bei kleineren Rebanlagen, besonders bei Rebgeländen (Kammerzen) in Gärten ꝛc. ausführen lassen; bei größeren Rebanlagen wird es nach den bisherigen Erfahrungen das Angemessenste sein, wenn man die Bildung des Pilzes dadurch zu verhindern sucht, daß man die Trauben einigemal mit feiner Schwefelblüthe bestreut, das Erstemal vor der Blüthe, das Zweitemal bei oder bald nach der Blüthe, wobei auch Blätter und Zweige eine

Digitized by Google

Bestäubung erhalten müssen, und das Drittemal, wenn die Trauben ziemlich ausgewachsen sind.

Dieses Bestreuen oder Bestäuben geschieht am leichtesten dadurch, daß man eine tiefe Schachtel von Pappendeckel, Blech oder Holz mit einem Band über den Nacken vornen an die Brust hängt, damit man beide Hände beim Aufsuchen der Trauben gebrauchen kann, einen Puderpinsel (Puderquaste) in den Schwefel eintaucht und dann mit demselben das Bestreuen oder Bestäuben vornimmt, auch kann dieses durch einen mit einer besonderen Vorrichtung versehenen Blasbalg oder mit einer gewöhnlichen Gartenspritze geschehen, doch sind dabei die beiden Hände weniger frei.

Bemerkt man, daß unerachtet dieser Vorsichtsmaßregeln sich die Krankheit doch an einzelnen Trauben zeigt, so ist zur schnellen Vertilgung der Krankheit das erstere Verfahren sehr nothwendig, was auch dadurch leicht ausgeführt werden kann, daß man sich beim Einstreuen eines gewöhnlichen, jedoch etwas weichen Borstpinsels bedient, mit demselben die kranken Stellen zuerst abpinselt und sodann die Trauben mit dem in den Schwefel eingetauchten Pinsel gehörig betupft, so daß auch der Schwefel in das Innere der Traube fällt. Wird dieses Verfahren mit Sorgfalt angewendet, so wird man darauf rechnen dürfen, daß die so äußerst verheerende Traubenkrankheit wo nicht ganz, doch zum größeren Theile beseitigt wird, und besonders dann wird dasselbe von sehr günstigem Erfolg sein, wenn es nicht bloß in einzelnen Weinbergen, sondern in ganzen Gelänken zu gleicher Zeit in Anwendung kommt, indem dadurch hauptsächlich der weitern Verbreitung entgegengewirkt wird.

Mögen nun ganze Gemeinden, so wie einzelne Weinbergbesitzer von demselben häufig Gebrauch machen und dadurch vor großem Schaden sich bewahren. Die aufzuwendenden Kosten sind unbedeutend, indem man in jeder Materialienhandlung das Pfund Schwefelblüthe für 6 bis 8 kr. kaufen wird.

Mannigfaltigkeiten.

Ein schrecklicher Unglücksfall hat sich vor wenigen Tagen in Prag zugetragen. Ein Taglöhner war mit seiner Frau in dem an das Neustädter Theater angränzenden Garten in einer Sandgrube beschäftigt. Obgleich der Verwalter der genannten Besitzung den Taglöhner von der Fortsetzung seiner Arbeit gewarnt hatte, da in Folge eines heftigen Gewitterregens der ganze Grund stark erweicht war, ließen sich die beiden Eheleute dennoch in ihrer Beschäftigung nicht stören, sondern begannen das Sandgewölbe zu untergraben, wobei ihr 5jähriger Knabe in ihrer unmittelbaren Nähe zusah. Schon hatten sie eine bedeutende Strecke unter dem Erdreiche fortgearbeitet, als plötzlich der Mann zu seinem Schrecken gewahrte, daß der Boden über ihm zu wanken begann. Er that einen furchbaren Schrei und Weib und Kind stürzten entsetzt dem Ausgange zu. Aber in diesem Augenblicke begann sich das Gewölbe zu zerklüften, die ganze Sandsteinmasse brach zusammen und begrub alle 3 Personen unter ihrer Wucht. Blos das Haupt des Taglöhners ragte aus dem Sande hervor. Auf das Hülferufen desselben kamen mehrere Leute herbei; denen es bald gelang, den Verschütteten aus seiner peinlichen Lage zu befreien. Sofort wurden die eifrigsten Nachgrabungen nach den beiden anderen Verschütteten angestellt. Nach längerem Suchen zog man den Knaben als schrecklich verstümmelten Leichnam aus dem Sande hervor; einige Augenblicke später fand man auch die Frau zwar noch lebend, allein sie hatte an Brust und Rücken so bedeutende Kontusionen, daß sie bereits nach einer halben Stunde verschied.

[Vergnügungsreise nach Amerika.] Eine Wiener Gesellschaft, welche diese interessante Reise ins Leben rufen wird, hat sich gebildet. Die Reise wird über Hamburg nach New-York gehen, von dort werden Ausflüge per Dampfschiff nach Albany, sodann per Eisenbahn nach den Niagarafällen, nach Baltimore, der Quäkerstadt Philadelphia, Washington und endlich ein Besuch in dem Lager der Unionisten und in einem Urwald gemacht. Den Reisenden wird in den Städten und deren Umgebung „alles Sehenswerthe“ gezeigt und sie in Hotels ersten Ranges untergebracht. Die vorläufige Anzahl der Reisenden ist auf Hundert und der Preis inklusive der gänzlichen Verpflegung auf 1000 fl. öst. Währ. festgesetzt. Als Führer werden 2 landeskundige Männer mitgehen.

Am 16. Mai, Nachmittags, ging durch die Saint Honore-Marktstraße in Paris ein Ehepaar mit seinem 3jährigen Kinde. Letzteres lief von der Seite der Eltern plötzlich weg auf den Fahrweg, als gerade ein Omnibus angefahren kam. Die Mutter stürzte ihm nach, verwickelte sich aber mit den Füßen in ihre Krinoline und sank mit dem Kinde, das sie bereits erfaßt hatte, dicht vor den Pferden nieder. Diese stutzten und hielten den Wagen zurück. Allsbald fiel auch der Vater ihnen in die Zügel, und Mutter und Kind konnten gerettet werden. Beide waren nur leicht beschädigt.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 124 Sonntag, 24. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Bei diesen Worten zuckte Schuldfried zusammen und drückte heftig Aberneys Arm, als wäre ihr ein schwerer Schmerz widerfahren. Tage fiel mit einigen Betrachtungen über Stockholms Lage u. s. w. ein. Man kehrte zum Wagen zurück, wohin Schuldfried mit zögernden Schritten ging, gleich als wollte sie mit vollen Zügen die Luft einathmen, die ihr so lieblich vorkam.

„Wenn dieser Platz schon jetzt Dein Auge fesselt, wie viel mehr dann, wenn diese Eichen im vollen Schmuck ihres grünen Laubes prangen!“ sagte Tage, indem er ihr in den Wagen half.

Man fuhr an Djurgenhill und Manilla vorbei nach dem Rosenthal. Als man um Karl Johanns XIV. beliebteste Sommerwohnung herumgefahren, wo die Luft mit Blumendüften geschwängert war, begab man sich auf dem schönen Rosenthaler Weg nach Brunnsvik heim.

Auf den ersten tiefen Eindruck, den eine herrliche Natur auf die Seele macht, war bei Schuldfried eine aufgeräumte und heitere Stimmung gefolgt, wie sie sich bei allem Schönen einzufinden pflegt. Sie kleidete ihre Eindrücke in Worte, und wenn sie so lächelnd und mit Ausrufungen ihr Entzücken zu erkennen gab, erinnerte man sich nur mit Mühe, daß dieses hinreißende und ungekünstelte Wesen einer ausgezeichneten Schauspielerin gehörte. Auch sagte Tage:

„Man muß wirklich einen Blick auf Deine ausgesucht prachtvolle Toilette gerichtet haben, um nicht zu vergessen, daß Du Madame Dorbino bist.“

„Was an meiner Toilette erinnert an die Sängerin?“ fragte Schuldfried.

„Ihre Kostbarkeit, ihre äußerste Eleganz,“ sagte Tage mit einem Seufzer; „die schmucklose Schuldfried ist eine glänzende Dame geworden.“

„Das ist wahr; aber diese Seidenzeuge und dieser Sammt bedecken ein Herz, das unveränderlich dasselbe ist, wie zur Zeit, wo es in groben Kleidern schlug. Deßhalb, lieber Tage, laß uns das Schöne um uns her nicht über einigen Stücken kostbaren Zeuges vergessen.“

Jetzt lächelte Schuldfried so freundlich, daß sie die Schatten wegzauberte, die sich hervordrängen wollten, um die Freude des gegenwärtigen Augenblickes zu verdüstern. Aberney fühlte, wie Schuldfried, Alles was den Schönheitssinn berührte zu tief, als daß er etwas Anderes auf sich einwirken ließ. Er betheiligte sich so sehr bei Schuldfrieds Eindrücken, daß er ihre Toilette erst bemerkte, als Tage davon sprach, und auch da war sie für ihn eine ganz untergeordnete Sache. Als man eben den Hügel aus Rosenthal hinabgefahren war, begegnete man einer eleganten Kalesche, worin zwei Damen saßen. Neben dem Wagen ritt ein junger Mann auf einem ausgezeichnet schönen Schimmel. Er war in einem lebhaften Gespräch mit einer der Damen begriffen. Schuldfried war dermaßen von der Betrachtung der Umgegend in Anspruch genommen, daß sie die Begegnenden erst beachtete, als sie umkehren wollten. Der Reiter kam da zwischen die beiden Equipagen und in diesem Augenblick wandten sich Schuldfrieds Blick auf ihn. Sie saß vorwärts geneigt, warf sich aber ganz unwillkürlich in den Wagen zurück. Die frischen blühenden Wangen wurden weiß, die dunkeln Augen stierten den Reiter an, dessen kalter strenger Blick auf ihr ruhte. Er grüßte Aberney und Tage; dann war die Erscheinung verschwunden.

„Canitz!“ murmelte Tage und sah Schuldfried an. Weg war jeder Schimmer von Freude. Der Dämon der Eifersucht flüsterte ihm augenblicklich einen Rath ein, welchen Herz und Vernunft in einer ruhigeren Stunde verworfen haben würden.

Wenn man eifersüchtig ist oder vom Neid beherrscht wird, ist man weder gut noch verständig. Tage sagte:

„Man sieht die Gräfin X. nie, ohne daß Canitz bei ihr wäre. Er gedenkt ganz sicherlich die reiche Dame zu heirathen. Es wäre eine glänzende Verbindung.“

Schuldfried wurde noch blässer.

„Sie ist recht schön,“ fuhr Tage fort. „Hast Du die Dame in der Kalesche beachtet?“ fragte er Schuldfried.

„Nein,“ lautete die einsilbige Antwort.

Aberney bemerkte sowohl Schuldfrieds verändertes Aussehen, als auch Tages Absicht sie zu quälen. Mit dem gleichgültigsten Ton von der Welt fiel er ein:

„Ich glaube, daß Du Dich gänzlich täuschest, wenn

Digitized by Google

Du meinst, daß Canitz sich verheirathen wolle. Die Sache berührt uns übrigens nicht im Mindesten. Liegt nicht etwas eigenthümlich Wechselreiches in der Natur hier?“ fragte der Professor Schuldfried. „Dort vornen am Rosenthal ist Alles so freundlich und voll von Blumen; hier dagegen eine mit Bäumen bedeckte und mauerartige Bergstrecke die diesen Weg vom übrigen Thiergarten trennt.“

Schuldfried kehrte ihr bleiches Gesicht gegen Aberney und beantwortete seine Frage mit einem gänzlich zerstreuten Ton. Sie wurde inzwischen gezwungen, den Faden des Gespräches wieder aufzunehmen. Das that sie auch mit dem feinen Takt, welcher den guten Ton auszeichnet. Ihr herzliches Lachen erscholl zwar nicht mehr, auch wurden ihre Züge von keinem strahlenden Lächeln erheitert; die Sonne der Freude hatte sich in einen Schleier von Wehmuth gehüllt, der ihre Strahlen nicht hervorbrechen ließ; aber es lag dennoch Licht und heller Tag darüber. Ihre freie, offene und wahre Künstlerseele, die nur im Schönen lebte, ließ ich nicht einmal durch Schmerz und Kummer verdüstern, sondern verlieh auch ihnen Etwas von dem Rosenschimmer, der Alles umgab, wobei sie weilte.

Tage dagegen, ein Kind der Wirklichkeit, mit den alltäglichen kleinen Schwachheiten des Menschen, obschon mit mehreren guten Eigenschaften begabt, hatte den höchst gewöhnlichen Fehler, daß er, wenn er übler Laune wurde, den Ausdruck derselben auf seinem Gesichte sich wiederspiegeln ließ. Er saß also jetzt ganz verdrießlich und still da, ohne sich mit einem einzigen Wort bei der Unterhaltung zu betheiligen.

So endete die erste Ausfahrt. Am Abend, als Schuldfried nach Hause kam und ihre Verwandten sie verlassen hatten, trat ihre französische Dienerin mit einem Bouquet von Myrthen und Orangenblüthen bei ihr ein.

„So eben brachte dieß ein Bedienter mit dem Bemerken, ich solle es sogleich zu Madame hereintragen,“ sagte sie.

Schuldfried warf einen gleichgiltigen Blick auf das seltsame Bouquet und sagte:

„Stelle es unter die andern, die ich im Laufe des Tages erhalten habe.“

Mamsell Anaise ging an eine große Blumenvase, die vor dem mittlern Saloufenster stand, und wollte es unter eine Masse prachtvoller und kostbarer Bouquete stellen, womit man der Sängerin schon am Morgen aufgewartet hatte.

„Madame hat heute über zwanzig Bouquets erhalten,“ sagte Anaise, „aber dieses ist das einzige, bei welchem sich kein Billet befand. Gewiß hat ein Engländer es geschickt; denn sonst schickt wahrlich kein vernünftiger und kluger Mensch bloß Myrthen und Orangenblüthen. Ueberdieß ist es von einem breiten schwarzen Band umwunden. Selbst das Papier, das es umschließt, ist schwarz.“

„Laß mich's sehen,“ sagte Schuldfried, die, obschon von andern Gedanken in Anspruch genommen, gleichwohl ein eigenthümliches Interesse an dem sonderbaren Geschenke empfand. Sie betrachtete es aufmerksam. Ein fein gepreßtes schwarzes Seidenpapier umschloß es und ein schwarzes Band verflocht die Myrthenzweige und die schneeweißen Orangenblüthen. Sollte ein Sinn in diesem Geschenke liegen, so konnte es nur Kummer und Liebe bedeuten.

„Wenn es von ihm wäre!“ dachte Schuldfried. „Welcher Andere würde . . . Narrheit! Anaise, stelle es unter die andern.“ Schuldfried wollte das Zimmer verlassen, aber Anaise hielt sie auf mit der Frage:

„Wird Madame diese vielen Billette nicht lesen, die heute angekommen sind?“

„Nein, verdrenne sie!“

Am folgenden Tag war die Probe von Robert. Sowohl die lyrischen, als die dramatischen Künstler des Theaters waren auch jetzt alle versammelt, um Madame Dorbino in näheren Augenschein zu nehmen und wo möglich eine Masse Fehler an ihr zu entdecken. Ueberdieß wollte man eine Stimme hören, die selbst das englische Blut zu erwärmen vermochte, so daß sogar die Britten sich hinreißen ließen. Der schwedischen Bühne schöuster Schmuck, Fräulein H., befand sich ebenfalls da, und erklärte mit ihrem bezaubernden Lächeln, Madame Dorbino sei so schön, daß Jedermann sich von ihr verdunkelt fühle. In einer andern Gruppe spendete man der ausgezeichneten Sängerin enthusiastische Lobsprüche, und in einer dritten hatte man keine Mühe gespart, um etwas recht Infames über sie aufbringen zu können. Eine vierte Gruppe wiederholte alles Gute und Böse, was sie gehört hatte, ohne ein selbstständiges Urtheil zu fällen. Diese gehörten zu denjenigen, die gerne wiederkäuen, was Andere sagen, selbst aber zu ängstlich sind, um eine eigene Ueberzeugung auszusprechen.

In dieser kleinen Welt, genannt Theater, finden wir ganz dieselben Elemente wie im gewöhnlichen Leben, und ich wage zu behaupten, daß sie in der Beurtheilung Anderer weder besser noch schlechter ist, als die sogenannte große Welt.

Einige Minuten vor der Probe kam Schuldfried, aber diesmal in Begleitung des Professors Aberney, der sie am Arm führte.

Aberney gehörte zu denjenigen Männern in der Hauptstadt, die Jedermann kennt, und deren Name auch von den Ungelehrten mit Achtung genannt wird. Auch am Theater kannte ihn Jedermann. Er hatte sich als beliebter Komponist bekannt gemacht, stand somit bei den lyrischen Künstlern in großem Ansehen, und auch sein Auftreten mit Schuldfried erregte ein gewisses Aufsehen. Die Vorwitzigen zogen daraus sogleich neue Schlüsse. Während die Ouvertüre gespielt wurde, hatte man den ganzen Zusammenhang erfahren. Der Professor Aberney war nichts Geringeres als einer ihrer

Digitized by Google

Männer; möglicher Weise der Komponist, der sich erschossen haben sollte. Nach der Probe hatte man die Geschichte fertig.

Aberney führte Schuldfrei zu sich nach Hause. Auf dem Gustav-Adolphs-Markt begegnete ihnen Tage. Er sah jetzt heiterer aus als am vorhergehenden Abend.

(Fortsetzung folgt.)

Eine schöne Schläferin.

In Paris erregt gegenwärtig eine schöne junge Dame, Miß Erina W. aus Schottland, ein ganz ungewöhnliches Aufsehen. Die anmuthige Tochter der Hochlande ist eine von jenen zarten ätherischen Blondinen, wie sie in Walter Scott's Romanen so häufig vorkommen, aber was ihr einen dämonischen Reiz verleiht, das ist — sie schläft beständig.

Am Vormittag hat ihre Mutter — der Vater, ehemals Kommandant von Newcastle, ist vor 4 Jahren gestorben — die größte Mühe, das Töchterlein an's Tageslicht zu fördern, und bis Mittag bleiben in der Regel die Fensterläden, die Vorhänge und Gardinen geschlossen. Endlich erhebt sich die Schöne und läßt sich in der kläglichsten Stimmung ankleiden, indem sie mit derselben Sehnsucht, wie Eva nach dem unfreiwillig verlassenen Paradiese sich nach ihrem Bettchen zurückwünscht, das ihr als der Inbegriff alles irdischen Wohlbehagens erscheint. Die übrige Zeit des Tages hindurch schleicht sie sich, so oft es irgend geht, in ein stilles Zimmer, und wenn man nach ihr sucht, so findet man sie auf einem Stuhle kauernd oder in einer Ecke schlafend. Dem Rufe zum Mittagstisch weicht sie nach Kräften aus, und das bekannte Wort: Qui dort dine scheint ihr Lieblingsspruch zu sein.

Des Abends erscheint Miß Erina in Gesellschaften, im Theater, auf dem Balle, im Konzert, aber immer zeigt sich an dem schönen Kinde jene Schlaftrunkenheit, die aber nicht etwa eine unfreiwillige, unwiderstehliche, auf körperliche Krankheit oder Schwäche beruhende, sondern eine absichtlich erstrebte, eine gesuchte, eine erwünschte ist. Wenn sie in der Oper erscheint, wo man sie bereits wegen ihrer Eigenthümlichkeit die „schöne Schläferin“ nennt, so drückt sie sich in eine Ecke der Loge, wie wenn man sich im Dampfwagen zu einer nächtlichen Fahrt zurecht setzt, und bald sinkt sie, auf sich selbst und auf die ganze Umgebung nicht achtend, in süße Selbstvergessenheit — ein solider Gegenstand der Betrachtung für die Operngucker und Lorgnetten, welche auf ihren Sitz sich richten. Die Vorstellung geht zu Ende, die Schläferin wird geweckt; man steigt in den Wagen; aber kaum sitzt sie fest, so schläft sie schon wieder. Zu Hause muß sie entkleidet werden; sie würde umfallen, wenn nicht Nelly, ihre alte Zofe, sie hielte. Dann wird sie ins Bett gebracht, und ohne auch nur ein Gute Nacht! zu wünschen, legt sie sich zur Ruhe, um für die nächsten zwölf Stunden nur sich anzugehören.

Die schöne Schottin ist, wie gesagt, keineswegs krank. Sie könnte munter wie ein Wiesel, geschmeidig wie ein Aal und lustig wie ein Zeisig sein, wenn sie nur wollte, aber sie will eben nicht. Es ist ihr entschiedener Wille, sie hat die unerklärliche Leidenschaft, so zu sein, wie sie ist. Das Warum wurde erst im vorigen Jahre offenbar, als einer ihrer Vettern aus Edinburg, der den Versuch machen wollte, sie ins Tageslleben zurückzurufen, um ihre Hand ward; damals vertraute sie sich ihrer Mutter an und gestand derselben, daß sie — träume. So oft sie einschläft, fühlt sich Miß Erina in ein neues, ganz anderes Leben versetzt, in ein Dasein voll Freude und Wohlgefühl, voll unaufhörlichen Glanzes und Glücks; sie meint nun, dieses sei das wahre, das einzige Leben, und jedes Erwachen zur nüchternen Wirklichkeit empfindet sie als eine peinliche Unterbrechung ihres Glücks, als einen schmerzhaften Zwischenakt in dem romantischen Zauberspiel, in dessen Genuß sie schwelgt. Alles Irdisch-Wirkliche erscheint ihr häßlich, kleinlich, gemein; die Gedanken, die Leidenschaften, die Bestrebungen dieser Welt hält sie für kindisches Spiel, in heiterer Beschaulichkeit richtet sie ihr geistiges Auge nur auf die geheimnißvolle Herrlichkeit überirdischer Verklärung, und wenn sie gezwungen ist, aus jenen seraphischen Verzückungen zum gemeinen Leben der Alltäglichkeit zu erwachen, so klagt sie um die Störung ihres Glücks und spricht ihren Ekel und Abscheu aus gegen Alles um sich her, nur nicht gegen Eins: — den Kuß der bekümmerten Mutter.

So zeigt sich dieses fabelhafte Doppelleben der jungen Schottin, der Gegenstand der höchsten Neugier und der verschiedensten Erklärungen. Die merkwürdige Dame ist körperlich gesund, prangt im schönsten Jugendreize und spricht über ihren Zustand mit einer Aufrichtigkeit und zugleich mit selbstsüchtiger Entschiedenheit, daß es einfach zum Verwundern ist.

Ein berühmter Gelehrter, der die Schöne im Theater schlafen sah, sprach sich dahin aus, daß diese unbezähmbare Manie schließlich zum Selbstmord führen müsse. Wie dem nun sei, der Cousin aus Edinburg hat alle Heirathsgedanken aufgegeben, und die bekümmerte Mutter, die das immer größere Aufsehen, welches der Zustand ihrer Tochter macht, nicht länger ertragen mag, sieht sich nach einem Arzt von Ruf um, der mit ihr und der Tochter eine längere Reise in den Orient unternehmen soll.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Aus dem Frankfurter Zoologischen Garten.] Herr Dr. Weinland erzählt in der Zeitschrift „Der Zoologische Garten“: Im Juli vorigen Jahres wurde uns ein durch den damaligen Orkan von einem Dache herabgeschleuderter, in Folge davon hart mitgenommener und zum Flug unfähig gewordener erwachsener Storch gebracht. Er überwinderte im hiesigen Zoologischen Garten und befindet sich seit dem Eintritt der milderen Jahreszeit auf der Kranichwiese neben dem Weiher. Dieser Tage nun (am 20. März) sah man einen wilden Storch zu dem gefangenen, auf einem nahen Baum sich niederlassen und sich mit ihm unterhalten und dann in der Richtung nach den Wiesen hinter dem Garten abfliegen. Wahrscheinlich war es die frühere Ehehälfte des Gefangenen. Eine halbe Stunde nachher sah man den wilden über den Zoologischen Garten zurückkehren, und zwar mit einem Büschel Nistmaterial im Schnabel, aber nicht um sich damit bei seinem gefangenen einstigen Kameraden niederzulassen, sondern zum Nestbau in der Stadt — mit einer andern Ehehälfte. Der Gefangene scheint ein Männchen zu sein.

[Album für journalistische Leidensgefährten.] Der Photograph Hardtmuth in Berlin ist mit der Zusammenstellung eines Albums beschäftigt, das die Porträts aller im ganzen Umfange der österreichischen Monarchie seit dem Inslebentreten der Februarverfassung wegen Preßvergehen verurtheilten Journalisten enthalten wird, daher sehr voluminös zu werden verspricht. Allen durch Vermittlung der Staatsanwaltschaft oder durch Privatkläger „albumfähig“ Gewordenen werden Einladungen zugesendet, mit der Bitte, ihre Physiognomien dem Objektivglase des Photographen für einige Augenblicke zur Verfügung zu stellen. Auf jedem Bilde soll außerdem die erlittene Strafe in wenigen Worten angegeben und das Werk später auch dem großen Publikum zugänglich gemacht werden.

[Verbrennungsgefahr.] Dieser Tage hätte in Prag eine elegant gekleidete Dame auf offener Straße leicht den Verbrennungstod erleiden können. Ihr faltenreiches, bauschiges Schleppkleid fing nämlich plötzlich mit lodernder Flamme zu brennen an. Zum Glück bemerkte ein daherschreitendes resolutes Landweib die Gefahr. Es sprang rasch herbei, erstickte mit seinen schwieligen Händen die Flamme und eilte dann wieder weiter, ohne den Dank der erschrockenen Dame abzuwarten. Ein Wagen, den diese sofort kommen ließ, entzog sie den neugierigen Blicken der sich ansammelnden Menschenmenge. Das Kleid war muthmaßlich durch einen weggeworfenen glimmenden Eigarrenstumpf in Brand gerathen.

Aus London läßt sich die Wiener „Presse“ Folgendes melden: Lord Napier in Petersburg hielt sorgsam bewacht eine Kassette, welche seine geheimen Instruktionen, Briefe Lord Russel's und eine ganze höchst intime Korrespondenz mit Lord Palmerston enthielt. Diese Kassette ist gestohlen worden; der erste Verdacht der Thäterschaft fiel auf einen Franzosen, der in seiner Ambassade nicht unbekannt ist; aber dieser Verdacht hat sich als unbegründet erwiesen. Dagegen glaubt man jetzt, daß die Kassette in russische Hände gefallen ist. Jedenfalls sind diese Papiere von unberechenbarem Werthe, welche in der Hand der russischen Diplomatie eine furchtbare Waffe werden können, verschwunden; Lord Palmerston ist persönlich im höchsten Grade alterirt.

[Ein Köter, dem's gut geht.] Die Kaiserin Eugenie hat auf der Hunde-Ausstellung ein kleines Havannah-Pintschchen gekauft, welches sich des Namens „Coquette“ erfreut. Dieses Vest ist eine Hündin und ein prachtvolles Muster ihrer Race. Ihr Haar ist volle 8 Zoll lang und von der Weiße des Schnees und der Feinheit der Seide. Der Leib ist sehr klein, ebenso der Kopf, aber der Schwanz ist gleichsam ein enormes Vließ. Coquette wohnt in einem Glashause, dessen Boden mit einem türkischen Teppich bedeckt ist. Sie ruht auf einem rothen Seidenkissen, und Futter und Wasser ist in einer Ecke des besagten Glashauses auf einer Porzellanschüssel und in einer silbernen Schale kredenzt, welche Coquette ihrem früheren Besitzer genommen hat.

Der Polizeikommissär des 5. Distriktes in Warschau machte, wie der „Czas“ berichtet, vor einigen Tagen die Anzeige, daß in einem Garten zu einem blühenden Birnbaum, der die Form eines Kreuzes bilde, ein großer Zulauf sei, da man diese Erscheinung für ein Wunder halte. Die Polizei ließ in der Nacht die Zweige des Birnbaumes abhauen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 125 Dienstag, 26. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Als sie vor der Hausflur des Professors standen und dieser die Hand ausstreckte um zu klingeln, sagte Schuldfried:

„Weiß Tante Sara, daß Schuldfried das Kind ihres Neffen ist?“

„Nein“. Jetzt klingelte es. Die Thüre wurde geöffnet, und im nächsten Augenblick stand Schuldfried vor Sara, die bei diesem Anblick beinahe in Ohnmacht fiel. Darauf folgten Ausrufungen, Erklärungen, Thränen, Umarmungen u. s. w. Als Alles das gehörig besorgt war und als Tante Sara ihre Haube in Ordnung gebracht und die Schürze geglättet hatte, setzte man sich zu Tische. Sara hatte das Schreckliche daran, daß die Tochter ihres lieben Enoch, ihr Liebling Schuldfried, Sängerin sei, gänzlich vergessen, so froh hatte das Wiedersehen sie gemacht. Aberney, Schuldfried und Tage thaten das Ihrige, um die frohe Stimmung zu erhalten. Die Zeit eilt rasch dahin, wenn die Freude als Gast in unserer Seele wohnt. Um sieben Uhr mußte Schuldfried ihre Freunde verlassen. Bei diesem Aufbruch erinnerte sich Sara der traurigen Seite von Schuldfrieds Lebensstellung. Einige scharfe Worte glitten über die Lippen der Alten, aber Aberney unterbrach sie sogleich.

Als Tage hörte, daß Schuldfried der Gräfin Reinstein versprochen hatte, den Abend bei ihr zuzubringen, weil diese Madame Dorbino zu Ehren Gäste geladen, gerieth er in schlechte Laune und fügte den Aeußerungen Saras etwas recht Bitteres hinzu. Schuldfried beantwortete Saras Ausfälle nicht, aber zu Tage sagte sie ernst:

„Tage, hüte Dich vor Ungerechtigkeiten gegen eine Freundin; sie werden früher oder später der Tod der Freundschaft.“

Aberney war der einzige, der Schuldfried keine Vorwürfe machte. Er war und blieb sich gleich. Auch an diesem Tage schieden Tage und Schuldfried in unangenehmer Stimmung von einander.

Als Schuldfried heimfuhr, nahm Tage seinen Hut, um auszugehen und in der frischen Luft sein aufgeregtes Inneres zu beruhigen.

„Du bist ja auf heute Abend auch zur Gräfin geladen, gehst Du nicht hin?“ fragte der Professor.

„Ich glaube nicht, da ich mich den ganzen Abend dort langweilen würde,“ antwortete Tage; „gehst Du hin?“ —

„Das ist klar; da Schuldfried unter dieser ganzen Adelsclique auftreten soll, so muß sie ihren Onkel an ihrer Seite haben.“

Tage antwortete Nichts, sondern verließ das Zimmer.

„Sie muß das Theaterleben verlassen,“ dachte er, indem er nach Rorrbrück ging, „oder ich thue, was nicht recht ist. O wie innig, wie wahnsinnig liebe ich sie nicht! Wie treu hat sich mein Herz mit dieser Liebe verkettet! Sie schuldet mir eine Belohnung dafür, so wie für Alles, was ich um ihretwillen gelitten habe, und sie darf nicht am Theater bleiben.“ Tage vergaß, als er seine Treue pries, gänzlich, daß er es nicht so genau damit genommen hatte.

Tante Sara dachte, als sie in ihr Zimmer ging: „Schuldfried muß vom Theater weg. Enochs Tochter darf keine Schauspielerin bleiben, und müßte ich Himmel und Erde in Bewegung setzen, um sie wegzubringen.“

Aberney machte seine Toilette. Er dachte, während er sein Halstuch knüpfte:

„Schuldfried darf nicht am Theater bleiben; sie darf ihr Leben nicht umgeben von wahnsinnigen Bewunderern dahinbringen, deren Schmeicheleien sie früher oder später verderben würden; und eben so wenig darf sie einem infamen Neid preisgegeben bleiben, der ihren Ruf besudeln würde. Sie muß die Bühne verlassen, aber freiwillig und nicht in Folge von Ueberredung.“

Während Schuldfried ihre Toilette zum Besuch bei der Gräfin Reinstein machte, dachte sie:

„Künstlerin oder Weib? Welches von beiden, das Theater oder der Himmel, mein zukünftiges Schicksal sein mag, wird sich vielleicht schon heute Abend entscheiden. Natalie hat mir gesagt, daß er komme.“

Sie heftete eine dunkelrothe Blume als Brustrose an das schwarze Kleid, das in reichen Falten um sie herabfiel. Dem Haar fehlte aller Schmuck. Man konnte sagen, daß Schuldfried die größte Einfachheit in ihrer Kleidung entwickelte. Sie war schön, so schön,

Digitized by Google

daß sie im Voraus ihres Sieges gewiß sein konnte, wenn sie die Absicht hatte, einzunehmen. Ueber dem frischen Kolorit der Wangen lag jedoch an diesem Abend ein durchsichtiger Schneeduft.

Es war halb neun Uhr, als Schuldfried die Treppe hinab in den Vorsaal der Gräfin trat. Sie hatte beinahe einen Ruf des Erstaunens ausgestoßen, als sie dort Alberney fand, der auf Jemand wartete.

„Onkel!“ rief sie; „Du hier!“

„Ich bin von der Gräfin auf Madame Dorbino eingeladen,“ sagte er lächelnd, „und ich habe mich eingefunden, um an Deinem Arm die ausgezeichnete Sängerin einzuführen, die nicht ohne ihren natürlichen Beschützer erscheinen darf.“

Schuldfried lächelte ihm so dankbar entgegen, indem sie seinen Arm ergriff.

* * *

Die Gräfin Reinstein, mit welcher wir bereits Bekanntschaft gemacht haben, war eine jener Frauen, die man mit Recht gefährlich und unwiderstehlich nennt. Man kann nicht sagen, worin ihre Macht liegt, aber man kann ihnen eben so wenig entfliehen. Sie war durchaus nicht schön, ja sie konnte bei näherer Betrachtung kaum hübsch genannt werden, und dennoch pries man sie überall wegen ihrer Anziehungskraft. Ihre Züge waren unregelmäßig, und nur die blitzenden geistreichen Augen erklärten, wie man sie die schöne Gräfin Reinstein nennen konnte. Diese Augen waren keineswegs von einer ungewöhnlichen Farbe oder Form. Sie waren mehr klein als groß, aber sie hatten einen Ausdruck der mächtig fesselte, so daß man sie nie vergessen konnte, daß man nie müde wurde, hineinzuschauen und sich zuletzt von ihnen bezaubern ließ. Man vergaß darüber die Klumpnase und die unschöne Form des Mundes. Das Haar war ungewöhnlich üppig und von einem hellen Kastanienbraun, das mitunter ins Roth schillerte, wenn man es in einem gewissen Lichte sah, so daß es mit einem leichten Goldstaub überstäet schien; dabei war es gekräuselt und fiel wie eine leichte Wolke aus. Die Gräfin war hoch gewachsen und geschmeidig, lebhaft, stolz und unbesonnen, veränderlich und herrschsüchtig, muthwillig, kokett. Stets wechselnd, immer neu, nie dieselbe. In einem Augenblick sanft wie ein Täubchen, im andern heftig und eigensinnig wie eine Tyrannin. Heute konnte sie schwärmen und sich romantischen Träumen hingeben, morgen spottete sie über die Schwärmerei und huldigte der Thorheit. Sie entwickelte eine unerhörte Beharrlichkeit, wenn es sich um eine Eroberung handelte, ob es ihr nun um die Huldigung eines Mannes oder eines Weibes zu thun war, die ihr auch gewöhnlich zu Theil wurde; aber in demselben Augenblick, wo sie den Widerstrebenden besiegt, hatte sie selbst alles Interesse für die mit großer Mühe gewonnene Persönlichkeit verloren.

Mit Schuldfrieds äußerer Erscheinung hatte sie die schon weiter oben ausgeführte Aehnlichkeit. Man sah nie die eine, ohne an die andere zu denken. Lebhaftigkeit und Anmuth der Bewegungen hatten beide gemeinschaftlich, eben so auch die unverstellte Aufrichtigkeit und überraschende Naivetät, womit sie den Leuten die Wahrheit sagten. Bei Schuldfried war dieß eine Folge der Erziehung und Natur; bei der Gräfin Natalie war es Studium. Sie besaß zu viel Genie, um nach den gewöhnlichen Regeln kokett zu sein. Sie legte es gar nicht darauf an, mit bloßen Schultern, einem festgeschnürten Leib, schmachtenden Blicken, bezauberndem Mienen oder dem modernsten Kleiderschmuck zu verführen. Nein, Natalie gebrauchte weder Schminke noch Ausfüllungsmittel, weder Juwelen noch Blumen, um ihre Reize zu erhöhen: sie hatte ganz andere Mittel gewählt.

„Mögen die Einfältigen sich an solchen Plunder halten, der es doch nicht verhindern kann, daß sie langweilig sind und alt werden,“ dachte Natalie. Sie beschloß originell zu sein, und zwar auf eine Art, daß sie die gesuchteste von allen gesuchten Damen wurde. Sie wußte schon als junges Mädchen, als sie zum Erstenmal ins Gesellschaftsleben hinaustrat, daß sie keine eigentliche Schönheit besaß. Von ihren Eltern hatte sie ein hübsches, aber keineswegs bedeutendes Vermögen. Es genügte nicht, um ihr Bewunderer oder Freier zu verschaffen, obschon es für ihre Bedürfnisse und Launen vollkommen genügte. Ihr erstes Jahr im Gesellschaftsleben gebrauchte sie dazu die Damen zu studiren, die in der Mode waren und sich selbst im Hintergrund zu halten. Im zweiten Jahr ging sie nach Paris, blieb dort zwei Jahre und heirathete dann den Grafen Reinstein. Der Graf war kränklich und unternahm seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Italien und Aegypten; auf dieser Fahrt machten wir zum Erstenmal die Bekanntschaft Nataliens, die aus dem Land der Schwarzkunst und Mystik als reiche Wittwe zurückkehrte. Der Graf hatte ihr sein ganzes Vermögen vermacht. Sie war jetzt zwei Jahre lang das Meteor gewesen, um welches die Elegans des Tages sich sammelten, der Stern der von keinem andern verdunkelt wurde, der Gegenstand auf welchen der Neid mit unterdrücktem Verdruß blickte.

(Fortsetzung folgt.)

Nur keine Uebereilung.

Vor Kurzem begab sich ein junger Mann in Wien an einem prächtigen sonnenwarmen Tage in den Prater und vertiefte sich in die entlegensten Theile desselben, wo er sicher sein konnte, nicht so leicht Jemanden zu begegnen. An einer der einsamsten Stellen angelangt,

Digitized by Google

geht er hinein in den Wald, wirft finstere prüfende Blicke auf die hohen alten Eichen und Buchen und wählt endlich eine derselben aus, von der ein niederer vorspringender Ast tragbalkenförmig hineinragt in die Waldesstille. Dann legt er seinen Rock und seinen Hut ab und zieht aus der Tasche eine ellenlange Schnur, deren Ende er mit Bedacht in eine Schlinge zusammenknüpft. Allem Anschein nach wollte der junge Mann der Welt Valet sagen, als er plötzlich durch ein entferntes Geräusch in diesem Vorhaben gestört wurde. Vielleicht aus Neugierde, die ein ächter Wiener auch am Rande des Grabes nicht verleugnet, vielleicht auch, um sich zu überzeugen, welcher Art die unwillkommene Störung sei, geht er dem Geräusch nach und erblickt in einer Entfernung von etwa 100 Schritten 2 Fuß hoch über dem Boden etwas Menschliches in der Luft zabeln. Er eilt unwillkürlich darauf zu und findet einen Mann, der das bereits vor einigen Minuten gethan, was er selbst vorbereitete.

Rasch zieht er sein Messer aus der Tasche, durchschneidet die Todesschnur am Halse des Kollegen, dieser fällt herab und nachdem er einige Minuten sehr energisch nach Luft geschnappt, gelingt es ihm sich aufzuraffen und wenn er auch noch unfähig ist, selbst zu sprechen, vermag er doch mit Zerknirschung die Strafpredigt anzuhören, die ihm der junge Mann hält, welcher mit seiner Schnur in der Hand vor ihm steht und ihm den Kopf dafür wäscht, daß solch ein alter Kopf noch Selbstmordgedanken haben kann. „Ach, lieber Herr, wenn Sie, wie ich, eine Schaar Kinder hätten und kein Brod, Sie würden —"

„Unsinn," erwiderte der junge Mann, seine Brieftasche ziehend, „hier ist Geld genug zu Brod für Sie und Ihre Kinder!" — „Vergelt's Gott!" jubelt der Alte; „aber was wollen Sie mit der Schnur machen, lieber Herr?"

„Ich?" stammelte der junge Mann in einiger Verlegenheit, „ich — nun ehrlich gestanden, ich wollte dasselbe thun, was Sie gethan; aber bei mir ist es ganz etwas Anderes. Ich habe geliebt und glücklich geliebt. Die Treulose hat mich verrathen, schändlich betrogen, das Leben ist mir auf immer verleidet und da werden Sie begreifen, daß —"

„Unsinn," spricht nun der Alte, „das wäre mir eine Sache sich das Leben nehmen zu wollen, als ob es nicht Mädels genug in der Welt gäbe und nicht lauter schlechte. Wenn Sie erst in meine Jahre gekommen sind, werden Sie begreifen, daß es thöricht ist und nicht der Mühe lohnt, um eines schlechten Weibes willen zu verzweifeln."

Die beiden Selbstmord-Kandidaten geriethen in eine hitzige Debatte über die mögliche Nothwendigkeit des Selbstmordes und über die Zugänglichkeit der Motive dazu. Während dieser Erörterungen schreiten sie mechanisch weiter, der junge Mann hatte schon gleich bei der Umschau nach dem störenden Geräusch Hut und Rock wieder angelegt, er geht im eifrigen Hin- und Herstreiten mit seinem Gefährten der Stadt zu, sie verlassen den Prater, treten in ein Cafe und setzen bei einem Glase Punsch ihr Gespräch fort, in dessen Folge der junge, aber wohlhabende Mann dem Alten, einem herabgekommenen gepfändeten Geschäftsmanne, die thätigste pekuniäre Hülfe zusagt. Er begleitete ihn nach Hause und dort wird der Alte von einer angstvoll weinenden Frau und 5 hungernden, orgelpfeifenartig gewachsenen kleineren Kindern, so wie von einer bereits 18jährigen bildhübschen Tochter begrüßt.

Bei dem nach Hause gehen dachte der unglücklich Liebende nicht mehr an sein verzweifeltes Vorhaben, sondern verwendete die Schnur dazu, um ein Packet Kleider und Wäsche zusammenzubinden, die er gekauft und der verarmten Familie zugeschickt. Er fand täglich mehr Gefallen an dem „Kollegen", wie sie sich Beide geheimnißvoll lächelnd titulirten, und wohl auch an den schönen Augen des Töchterchens, und gegenwärtig ist der Alte wieder an der Spitze eines wohleingerichteten soliden Geschäftes, sein Retter aber Associe und Bräutigam seiner Tochter, was die praktische Moral liefert, daß man sich mit dem Aufhängen niemals übereilen soll.

Die Drawig-Rooms am Londoner Hofe.

Drawing-Rooms heißen sonst, im Gegensatz zu den Levers, welche ausschließlich Herrenaufwartungen bei Hof sind, Damen- und Herrenvorstellungen; um aber den großen Zudrang zu verringern, ist in neuerer Zeit von Seiten des Oberkämmereramtes bekannt gemacht, daß die Damen so weit möglich, allein erscheinen sollen. Eine Ausnahme galt für das diplomatische Korps und die Hofangehörigen. Es war zu erwarten, daß zu dem Drawing-Room am 16. Mai, bei welchem die Königin durch ihre dänische Schwiegertochter vertreten sein sollte, der Zudrang besonders groß sein würde.

So kam es denn auch, und die Vorstellungen dauerten von 2 Uhr Nachmittags bis gegen 6 Uhr Abends. „Ein Beobachter im Westend am letzten Sonnabend," bemerkt die „Times", „muß ein glänzendes Schauspiel von dem Reichthum und der Pracht der Jetztzeit genossen haben. Gegen den St. Jamespalast konvergirten langsam zwei Ströme von Equipagen, der eine von Süden her über Pall-mall und den St. James-Park, der andere längere von Albert-gate her. Pferde, Geschirr und Wagen waren ausgezeichnet, die Anzüge ihrer schönen Insassinnen so brillant als die ausgesuchtesten Kleiderstoffe und kostbare Juwelen sie nur machen konnten. Welch ein glorreiches Spektakel, und

Digitized by Google

wie glücklich müssen die begünstigten Wesen sich gefühlt haben, denen Rang, Vermögen und Stellung daran theilzunehmen erlaubten! Es gibt aber keinen größern Irrthum. Die ganze Geschichte war eine erbarmenswerthe, und das größte Elend ist ein glänzendes Elend.

Um mit der jungen fürstlichen Dame selbst zu beginnen, welche die Königin so würdig dabei vertrat, so flirrte und rauschte vier tödtliche Stunden lang der Strom von Diamanten, Federn und Reifröcken an ihr vorüber. Knicks mußte mit Knicks, Verneigung mit Verneigung erwidert werden, bis die erschöpfte Natur dem Zusammensinken nahe war, so daß einmal die Thüren geschlossen wurden, um der überarbeiteten Prinzessin einige Augenblicke der Erholung zu gönnen. Und die Damen, welche vor der Prinzessin defilirten? Sie ermangelten des unschuldigen Vergnügens ihre Schönheit und ihren Putz vor den Augen des Geschlechts zu entfalten, welchem das Weib zu gefallen wünscht, und hatten nur den armseligen Trost ihre Personen und deren Einfassung eine der andern zu zeigen. Und viele dieser Damen mußten unten in ihren Wagen eingepfercht sechs Stunden lang warten, bis sie halb erstickt in ein vollgepfropftes Vorzimmer eingelassen wurden, um da vielleicht noch zwei Stunden auf den großen Moment der Vorstellung zu harren. Dahin ist es mit einem alten Institut gekommen, das über seine Schranken hinausgewachsen ist, und welches zu reformiren, Niemand den erforderlichen Witz zu haben scheint."

Die „Times" zählt dann die Ursachen auf, warum der Zudrang zu diesen Hofvorstellungen in neuerer Zeit so zugenommen hat. Da ist das Wachsthum der Nation an und für sich, und damit auch der privilegirten Stände, dann namentlich die Zunahme des Reichthums in der Gentry, dem Honoratiorenstand, und wer Geld hat, glaubt, zumal in einem Handelsvolk, auch vornehm zu sein, und dann ist, auch in dem aristokratischen England, der Zutritt bei Hof im Vergleich mit früher ungemein erleichtert, so daß die Räume der Hofburgen für die Andringenden zu eng geworden sind.

Das Blatt macht dann mehrere Abhülfsvorschläge, darunter den: man solle festsetzen, daß jede hoffähige Dame nur bei einem Drawing-Room im Jahr erscheinen dürfe. Der Lord Kämmerer, als vielgeplagter admissionum magister, soll sich einem Ueberschlag machen, wie viele Personen füglicher Weise auf einmal empfangen werden können, und darnach eine Theilung der Arbeit festsetzen u. s. w. Es liegt etwas tragikomisches in diesen high life-Difficultäten.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Königsberg, wo Fräulein Janauschek gegenwärtig gastirt, meldet die dortige Hartung'sche Zeitung folgenden heiteren Zwischenfall: Schiller's Jungfrau von Orleans, von Fräulein Janauschek dargestellt, gerieth noch im letzten Akt mit einem derben preußischen Vaterlandsvertheidiger in einen argen Kampf. Dieser, jedenfalls ein Theaterrekrut, hatte als Statist einen der Reiter darzustellen, welchem die Jungfrau beim Entfliehen aus dem Gefängnisse das Schwert entreißt. So hat Schiller es vorgeschrieben. Doch was war unserm Krieger Schiller? was die Jungfrau mit der Oriflamme gegen den klaren Wortlaut seiner Dienstinstruktion? Er sagte also sehr ruhig und für ein Trauerspiel schneidend profaisch: „Ne, ich gäw minen Säwel nich." Alle begütigenden Einreden der Künstlerin halfen dagegen nichts; mit Gewalt mußte sie sich das Schwert erobern, um der Szene gerecht werden zu können. Die so kleine Ursache hätte sehr leicht eine große Wirkung gehabt, wenn es nicht gelungen wäre, die Künstlerin, die sich in diesem Kampf die Hand verwundet hatte, über diesen Auftritt zu beruhigen, denn sie war so erzürnt, daß sie zunächst erklärte, nicht mehr die hiesige Bühne betreten zu wollen.

Der Engländer Paton besuchte auf seinen levantinischen Wanderungen manche griechische Klöster und wurde überall freundlich aufgenommen. In einem derselben, Manasta, veranstalteten die Mönche zu Ehren des freigebigen Europäers eine Art von Festmahl. Am Schlusse desselben erhob sich ein Geistlicher, nahm einen großen mit Wein gefüllten Becher zur Hand und sprach: „Der größte Reisende deines Vaterlandes, welchen wir kennen, ist Robinson Crusoë, gebürtig aus der Stadt York. Er war erst ein armer Mann und hatte große Schwierigkeiten zu überwinden, aber am Ende gelangte er doch mit Gottes Hülfe in seine Heimath und sah Verwandte und Freunde wieder." Der gute Mönch hat also Defoë's oder Campe's Erzählungen für baare Münze genommen!

[Eigenthümliche Folgen eines Blitzstrahls.] Am Sonntag, den 10. d. M., schlug während des Gottesdienstes ein Blitz in den westlichen Thurm des Münsters in Basel ein und zertrümmerte die Kanel desselben. Seitdem schlägt die Uhr des Thurmes nur noch die ganzen, nicht mehr die Viertelstunden und der benachbarte Brunnen gibt kein Wasser mehr.

Redakteur: Hermann Oe[illegible]schläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 126 Mittwoch, 27. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Reich, unabhängig und leidenschaftlich darauf erpicht, mit einer ausgezeichneten Umgebung zu glänzen, machte Natalie ihr Haus zu einem Sammelplatz für Genie, Kunst und Wissenschaft. In ihrem Salon von einer Anbeterschaar umgeben, hatte sie gleichwohl nie erfahren, was Liebe war und eben so wenig, was Neid heißen wollte. Sie liebte es die schönsten Frauen und gefährlichsten Nebenbuhlerinnen um die Macht, auf welche sie so hohen Werth legte, in ihrer Nähe zu sehen, weil ihr Triumph, wenn sie sich dennoch als Königin der Anmuth behaupten konnte, nur um so größer war. Was wahrhaft Gutes oder Böses an ihr war, läßt sich nicht leicht bestimmen; jetzt glich sie einer reizenden künstlichen Blume, die Alles, sogar den Duft, von der Natur entlehnt hatte, aber gleichwohl das Wesentlichste — das Leben — nicht besaß. Das heißt, ihr Herz war noch zu keinem anderen Interesse erwacht, als für die Triumphe, die ihre Eitelkeit erntete. Ihr Leben glich einem schäumenden Trank; aber sie hatte ganz und gar keine Ahnung von der Art des Bodensatzes auf dem Pokal.

Es gab nichts Ausgezeichnetes in der Welt der Kunst, Literatur, Musik oder Wissenschaft, was die reizende Wittwe nicht in ihre Gesellschaft zu ziehen suchte. Sie setzte einen Ehrgeiz darein, den Adel des Genies über den Geburtsadel zu stellen und sie erlaubte sich die schärfsten Ausfälle über die vermoderten Ahnen und zerlumpten Fahnen des letzteren.

An obengenannten Abend befand sich eine größere Gesellschaft in ihren Salons; die Mehrzahl gehörte der Adelsklasse an, sonst aber waren einige beliebte Künstler, Gelehrte, Denker und geniale oder dafür geltende Schriftsteller da. Man sah einen Berzelius im Gespräch mit dem Grafen Wevna, den finnischen Künstler Ekman in Unterhaltung mit der schönen Gräfin F., der atheistische A. sprach mit dem Professor F. über Theologie. Der französische Gesandte politisirte mit dem Grafen C. u. s. w.

Mitten in dieser bunten Schaar saß die Gräfin. Sie hatte sich kokett in ein Sopha zurückgeworfen und sprach mit einem jungen Mann, der sich auf die Rücklehne desselben stützte. Im Kreise dieser mit Seide, Spitzen und Edelsteinen prunkenden Damen, war sie selbst die einfachste. Sie trug ein hellblaues Kleid von einem dünnen Zeug. Ihr Haarputz wich gänzlich von dem gewöhnlichen ab und war ein Mittelding von männlicher und weiblicher Kopfzier. Schuldfried war noch nicht sichtbar geworden.

„Ich versichere Sie, Baron," sagte Natalie, „daß ich Ihnen allen eine große Ueberraschung und mir selbst einen Triumph zu bereiten gedenke. Versuchen Sie zu errathen, welchen Gast ich erwarte. Es war wirklich nöthig, daß ich selbst mich an Ihrem Staunen zu weiden wünschte, um mich zu veranlassen, daß ich Ihnen das Versprechen abnahm zu kommen."

„Sie sind gar zu gütig, Gräfin, auf meine geringe Person ein so großes Gewicht zu legen," antwortete der junge Mann mit einem Lächeln, das zugleich kalt und ironisch war.

„Sie täuschen sich, Baron Canitz, wenn Sie glauben, daß ich ein Interesse für Sie habe. Nein, ganz und gar nicht, ich will nur mich selbst zerstreuen, indem ich Sie überführe, daß Sie eine Unwahrheit gesprochen haben."

„Erlauben Sie mir, daran zu zweifeln, daß diese Freude Ihnen zu Theil werde. Ich spreche nie eine Unwahrheit."

„Nie? dann weiß ich mehr als Sie. Apropos, wie lange gedenken Sie mir noch den Hof zu machen? Gestehen Sie, daß Sie damit Ihrem Ziele nicht näher gekommen sind."

„Das gestehe ich, auch werde ich von nun an in meiner Zudringlichkeit nicht fortfahren. Ich werde mich sogar, gnädige Gräfin, nicht öfter bei Ihnen einfinden, als wenn Sie mich rufen."

„Wirklich? Sie sagten gleichwohl einmal, daß ..." Natalie sah ihn schalkhaft an.

„Daß ich Ihr Ritter bleiben würde, bis Sie mir sagten, was ich zu wissen wünsche."

„Ganz richtig. — Sie verzichten also darauf, mich ausforschen zu wollen?"

„Ja."

„Wie soll ich das verstehen? Sie gehören nicht zu denjenigen, die den Schwierigkeiten den Rücken kehren. Sollten Sie zufällig ..."

„Wissen, wo die Person sich befindet, um derentwillen

Digitized by Google

ich Sie gequält habe, Frau Gräfin?“ Lothar sah sie mit einem kalten Blick an. „Wissen Sie, wo sie sich aufhält?“ fügte er hinzu.

„Ja, das weiß ich.“ Natalie sah genirt aus.

„In diesem Fall“ — Lothar lächelte — „gratulire ich mir, noch mehr zu wissen, als Sie selbst. Ich fürchte sehr, Gräfin, daß Sie sich den Spaß gemacht haben, mit einem Wissen zu prangen, das Sie nicht hatten.“

„Lassen wir das, ich bitte; für jetzt bin ich viel zu ungeduldig, um mich mit etwas Anderem zu beschäftigen, als daß ich Sie aus der Rolle fallen sehe, die Sie spielen, und in Bezug auf welche ich mich wenigstens nicht täuschen lasse.“

„Täuschen? Was meinen Sie?“

„Daß Ihre Gleichgiltigkeit nicht wirklich ist, sondern bloß eine Koketterie, mit welcher Sie Aufsehen machen wollen.“

Canitz verbeugte sich.

„Wenn es sich so verhält, so müssen Sie zugeben, daß ich ein Verdienst habe, nämlich niemals aus meiner Rolle zu fallen.“

„O ja, das haben Sie.“

„Ich biete Ihnen Trotz, ob Sie diese Behauptung beweisen können.“

„Soll ich es thun?“

„Ich werde Ihnen verbunden sein, Gräfin.“

„Nun wohl, so erinnern Sie sich, wie ich Ihnen beim ersten Auftreten der Madame Dorbino im Theatergang begegnete. Wie aufgeregt und verstört sahen Sie nicht da aus! Sie waren so aus dem Gleichgewicht gebracht, daß Sie beinahe vergaßen, mich zu grüßen.“

„Ja, ich erinnere mich dessen wirklich,“ antwortete Lothar mit unveränderter Ruhe; „aber das war eine Folge der starken Wärme. Ich war unwohl.“

„Madame Dorbino und Professor Aberney,“ erscholl es von der Thüre her.

Lothar fuhr buchstäblich zusammen. Die Gräfin vergaß auf ihn Acht zu geben, so überrascht war sie, Schuldfried am Arme des Professors zu sehen. Sie hatte von ihrer Verwandtschaft oder Freundschaft nichts gewußt. Sie hatte Aberney auf Madame Dorbino eingeladen, um ihm das Vergnügen ihrer Bekanntschaft zu bereiten.

„Immer artig gegen die Ausgezeichneten,“ sagte die Gräfin zu dem Professor, als er sie begrüßte.

„Dießmal, Frau Gräfin, war es nicht Artigkeit, sondern ich erfüllte eine Pflicht — Madame Dorbino ist eine Verwandte von mir.“

Beim Namen der Sängerin hatten sich Aller Augen auf die Eintretenden gerichtet und es war eine merkliche Sensation entstanden. Erst als die Gräfin mit einigen verbindlichen Worten ihre angenehme Ueberraschung über Schuldfrieds Verwandtschaft mit einem Manne, wie Aberney ausgedrückt hatte, erinnerte sie sich Lothars, und es fiel ihr ein, daß sie nicht beobachtet hatte, welchen Eindruck Schuldfrieds Auftreten auf ihn hervorbrachte. Sie wandte sich hastig um; aber siehe da, der Baron war verschwunden; ihre Augen suchten ihn vergebens. Sie konnte ihn nicht im Salon entdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Dresdener Verein für Erdkunde.

Nach dem Dresdener Journal.

Dr. Eduard Vogel's tragisches Ende. — Ueber Höhenrauch.

In den wöchentlichen Versammlungen, zu denen sich die Mitglieder des Dresdener Vereins für Erdkunde behufs kleinerer Mittheilungen und Debatten über geographische Stoffe vereinigen, kommen außer allgemein interessanten Thematen auch die wichtigsten neuesten Nachrichten aus dem Gesammtbereiche der Wissenschaft zur Verhandlung.

Am Freitag wurde nach gütiger Mittheilung des Herrn O. Vogel, Lehrers an der Handelsschule, von dem Berichterstatter eine beglaubigte Abschrift des Protokolls vorgelesen, das, im englischen Konsulat zu Tripolis verfaßt, an Lord Russell geschickt und von diesem dem Bruder des Afrikareisenden zugesandt, die neuesten Enthüllungen über das Schicksal des Dr. Ed. Vogel enthielt. Danach war im Februar dieses Jahres ein Neger aus Kuka (Bornu) ins Konsulat nach Tripolis gekommen und hatte folgende Aussagen gemacht, die von allen bisher geschehenen Berichten über das Schicksal des Reisenden ohne Frage die wichtigsten und glaubwürdigsten sind. Dieser Neger, welcher als Diener mit Dr. Vogel nebst drei andern Begleitern von Kuka nach Wara in Wadai gereist war, erzählte die genaueren Umstände der Ermordung. Anfangs wurden sie vom Sultan in Wara freundlich aufgenommen, ja sogar im Hause des Befehlshabers der Kavallerie einquartirt. Nach vierzehn Tagen beschied der Sultan den Dr. Vogel zu sich und gebot ihm, sofort das Land zu verlassen.

Als nun der Reisende in seine Wohnung zurückkehrte und sich zum Aufbruch rüstete, kam ein Diener des Sultans mit dem Bescheide, sie sollten das Haus nicht verlassen. Erstaunt über dieß neue Gebot, ging Dr. Vogel zum Fürsten, um sich eine Erklärung darüber auszubitten. Der Sultan aber empfing ihn mit den Worten: „Ich muß diesen Christen tödten lassen.“ Zwar widersetzte sich der Kommandant der Kavallerie. Umsonst. Man band Vogel und seinen Begleitern die Hände auf den Rücken, durchbohrte ihn zweimal mit der Lanze, worauf er mit einem tiefen Seufzer zu Boden sank, und schnitt ihm das Haupt ab. Drei seiner Diener erlitten dasselbe Schicksal; nur der Neger, der, da er

Digitized by Google

ungefesselt war, mit seinem Arme die Säbelhiebe aufgefangen hatte, wurde auf Bitten des Kommandanten verschont, aber auf Befehl des Sultans als Sklave verkauft. Nach sieben Monaten, während welcher seine Wunden geheilt waren, kam er als Knecht zu einem Hirten, der ihm seine Heerden zur Ueberwachung anvertraute. Fern von der Hauptstadt, entfloh er im fünften Monate seines Dienstes auf einer Kuh (deren sie dort sich auch zum Reiten bedienen und die wie Pferde beschlagen sind), irrte Tage lang, von Wurzeln sich nährend, in der Wüste umher und kam endlich nach Bornu zurück.

Die lange Verzögerung dieser Nachrichten — denn nach jener Erzählung muß Dr. Vogel bereits im Februar 1856 ermordet sein — erklärte der Neger erstens mit der Unsicherheit des Reisens durch die Wüste, ferner mit der Bitte des Herrschers von Bornu, nicht eher abzureisen, als bis die Effekten Vogel's an Bornu ausgeliefert seien (was indeß nicht geschah), und endlich mit dem Mangel an Geldmitteln zur weiten Reise durch die Wüste von Kuka nach Tripolis. Als Ursache der Ermordung gab er an, der Sultan von Wara, der mit dem von Bornu in Krieg gelegen, habe wahrscheinlich Vogel für einen Zauberer gehalten, der im Auftrage des Feindes sein Land zu beheren gekommen sei.

Diese einfache Erzählung, gestützt auf manche kleine aber charakteristische Züge, die im Verhöre selbst gegeben wurden, trägt so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß der Generalkonsul Herman in Tripolis in seinem Begleitschreiben sich dahin äußert: „Sollte sich dieser Bericht später doch als ein Lügenwerk herausstellen, so würde er beweisen, daß die Neger eine weit höhere Erfindungsgabe besthen, als wir ihnen bisher zugeschrieben haben."

Dann wurde von Dr. Karl Andree die oft ventilirte Frage über den Höhenrauch (Moorrauch) angeregt, den wir schon hier in Dresden im Anfang dieser Woche verspürt haben. Er wies, gestützt auf die eigenen zehnjährigen Beobachtungen, nach, daß der Höhenrauch vor allem im nördlichen und mittlern Deutschland als Plage empfunden, auf die Moorbrände in der norddeutschen Ebene als auf seine Quelle zurückzuführen sei.

Seit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts, da man angefangen hat, Moorkolonien anzulegen an den weiten Mooren, die sich von Dünkirchen bis an die mittlere und untere Weser, ja darüber hinaus bis an die Elbe erstrecken auf einem Raume von mindestens 100 Quadratmeilen, sind die Bewohner dieser Distrikte bei der steigenden Bevölkerung genöthigt, nicht blos die fruchtbaren, anfänglich allein kultivirten Moorvasen zum Anbau zu verwenden, sondern auch die magern, nur mit einer Filzdecke von allerlei Moorpflanzen bekleideten Strecken. Statt aber die Felder für die folgende Buchweizensaat zu düngen, schlagen die Bauern im Herbste diese obere Filzdecke des Bodens ab zu sogenannten Moorsoden, oder brechen sie um und thürmen sie zu kleinen, locker zusammengestellten Haufen von 3 bis 4 Fuß Höhe auf, damit sie windtrocken werden. Im Mai werden nun diese Haufen angezündet.

Der unsägliche Qualm, den die „Mordbrenner" durch diese langsam schwälenden Feuer verursachen, steigt bei stiller Luft in der durch die Hitze verdünnten Atmosphäre zu enormer Höhe auf, daß seine Züge selbst über die Firnen der Alpen hinwegstreifen. Man hat ja im Etschthale und an den Karpathen den unangenehmen brenzlichen Geruch verspürt. Anders dagegen bei bedecktem Himmel und bewegter Luft; da treibt der Wind die schweren, anfänglich dicht geballten Rauchwolken über der Erde hin, löst sie in dichte Schleier auf, daß die Sonne wie eine trübe Feuerkugel am Himmel erscheint, und hüllt die unter dem Winde gelegenen Landschaften in solchen oft lebensgefährlichen dicken Nebel, daß man kaum drei Schritte weit sehen kann.

Es ist leicht zu erkennen, welche nachtheiligen Folgen das herbeiführt. Nicht allein, daß der Moorrauch die schöne Frühlingsbläue des Himmels mit einem widerlichen, dunstigen Bleigrau überzieht; nicht allein, daß er auf die Blüthen fällt und der Obsternte schadet: nervöse Naturen gerathen dadurch in einen reizbaren Zustand; ja es stellen sich sogar stärkere Krankheitssymthome: Uebelkeit, Erbrechen, ein.

Das Moorbrennen bedarf übrigens einer sorgfältigen Aufsicht, damit das Feuer gleichmäßig verbreitet werde. Das geschieht dadurch, daß die Schollen, ehe sie ganz durchgebrannt sind, über das Land zerstreut werden und mehr ein gelindes Glimmen, als eine lohende Gluth befördert wird.

Dann, wenn der Brand erloschen ist, wird der Buchwaizen, die Hauptnahrung der Bewohner, hineingesät.

Interessant ist aber, daß diese Methode, den Acker zu düngen, nicht eine spezifisch europäische ist, sondern daß die alten Yukatateken in Mittelamerika eine ähnliche Kunst verstanden haben. Die Halbinsel Yukatan, schon vor der Entdeckung durch die Spanier ein Kulturland, von dessen Bauten erst in diesem Jahrhunderte vierzig neuentdeckte Ruinenstädte Kunde gegeben haben, bildet ein niedriges Kalkplateau, eine Art „riesiger Karst", das nur mit einer dünnen Humusschicht bekleidet ist. Da beim völligen Mangel an größeren Haustheren vor der Ankunft der Spanier den Bewohnern die thierischen Düngmittel fehlten, so zündeten sie weite Strecken des dichten Waldes oder Buschlandes an und verwendeten die Asche zu diesem Zwecke. Der nach dem Meere getriebene Holzrauch erfüllte gleich dem Moorrauche weite Räume und hinderte die Schiffer, bei der vollständigen Verschleierung der Gestirne, ihren Kurs zu bestimmen.

Diesem Vortrage Dr. Andree's fügte Herr Oberländer aus seinen Erfahrungen in Australien noch einige Bemerkungen über den Höhenrauch in der Kolonie

Digitized by Google

Victoria hinzu. Die Entstehung desselben ist dort nicht der Agrikultur zuzuschreiben, sondern der Fahrlässigkeit der Ochsentreiber, die in gewissen Jahreszeiten karavanenartig mit ihren Karren nach den Goldfeldern ziehen. Wo sie auf dem Marsche rasten, zünden sie Feuer an im Busche und ziehen weiter, unbekümmert, ob der glimmende Brand noch Schaden anrichten können. Fährt nun ein Windstoß in die Funken, so legt das unbewachte Element das Buschland auf Meilenweite in Asche, so daß nur noch die halbverzehrten Stämme der Gummibäume emporstarren. Gefährlich wurde ein solcher Brand im Jahre 1851, der nicht nur das Waldland zerstörte, sondern die ganze Ernte einer Kolonie an einem Tage vernichtete. Hätten nicht die Nachbarkolonisten den Farmern Korn gegeben und andere Unterstützung gewährt, so wäre ihre Existenz entschieden in Frage gestellt worden. Man nannte diesen Unglückstag den schwarzen Donnerstag.

Mannigfaltigkeiten.

[Versuch einen Mohren weiß zu waschen.] Aus der freien deutschen Schweiz wird der „D. A. Z." ein Faktum berichtet, das sich gewiß in einem Jahrhundert nicht zweimal ereignet und deßhalb schon ein Plätzchen in den Blättern der Zeitgeschichte verdient. In Lenzburg (Aargau) zieht vergangene Woche eine Künstlergesellschaft unter Leitung eines Afrikaners und nunmehrigen französischen Bürgers, Janetti, ein, um bei Gelegenheit des stattfindenden Jahrmarkts Vorstellungen zu geben. Die hohe Polizeibehörde staunt nicht wenig, daß der Mann, übrigens ordentlich legitimirt, schwarz aussieht und doch geläufig Französisch spricht. Aber es ist nicht ihre Sache, lange zu staunen; mit gewohnter Energie geht man daran, die nagenden Zweifel zu lösen. Janetti wird auf das Bureau zitirt; die Waibel erhalten Ordre, Wasser, Seife und Schwamm herbeizuschaffen; Janetti wird entkleidet und tüchtig gewaschen. Umsonst, die schwarze Farbe bleibt hartnäckig. Doch nicht minder hartnäckig ist der Zweifel der hohen Behörde. Ein Apotheker wird requirirt und in seiner Eigenschaft als Chemiker zu Rathe gezogen. Auf sein Anrathen wird Chankali angewendet, — aber Janetti blieb schwarz. Gegenüber solcher Hartnäckigkeit war auch die hohe Aargauer Polizeibehörde machtlos; man mußte den nicht weiß zu waschenden Mooren gehen lassen. Herr Janetti will sich aber nicht damit begnügen, daß man seine Race abstammung zur Evidenz bewiesen hat; wie man hört, wird er Beschwerde beim Bundesrath führen. Ist das nicht ein lustiges Stücklein aus der freien Schweiz? Stände es geschrieben im Buch von den Schildbürgern oder Krähwinklern oder sonstigen seltsamen Käuzen, man würde darüber lachen, aber glauben würde man es nicht.

[Ein Schwindler.] Die „B. M.-Ztg." meldet Folgendes aus Berlin: Eine in aristokratischen Kreisen, namentlich unter den Offizieren, sehr bekannte Persönlichkeit, ein ehemaliger Lieutenant v. X., hat sich vor wenigen Tagen mit Hinterlassung bedeutender Wechselschulden von hier entfernt. Er wohnte in dem eigentlichen Faubourg St. Germain unserer Residenz, war fürstlich eingerichtet und lebte wie der reichste Kavalier. In seinem Hause fanden Gelage statt, bei denen die Töchter eines seiner Vergangenheit wegen bekannten Wucherers die Honneurs machten. Räthselhaft war es, wo der Lieutenant a. D. ohne Vermögen die Mittel hernahm, eine so kostspielige Lebensweise zu führen. Das Räthsel hat sich hinterher gelöst. In seinem Hause ist nämlich sehr oft der Fortuna ein Tempel errichtet und auf dem durch holde Priesterinnen bedienten Altare haben junge Offiziere aus reichen Familien ihre Opfer niedergelegt. Er hat sich aber mit diesen Verlusten nicht begnügt, sondern sich von seinen sogenannten Freunden auch noch Wechsel aus Gefälligkeit acceptiren lassen. An der Spitze der Hintergangenen steht ein junger Diplomat bei der hiesigen Gesandtschaft einer auswärtigen Großmacht, der sich dadurch ein schlechtes Zeugniß für seine diplomatische Befähigung ausgestellt hat. Unter den Personen, die auf so leichtsinnige Weise Wechsel acceptirt haben, herrscht natürlich große Bestürzung, denn der Flüchtige hat hier auch nicht das Geringste zurückgelassen.

Man hat nun mehrere Nachrichten über das fürchterliche Erdbeben, welches am 22. und 23. v. M. Rhodus neuerdings heimgesucht hat. Ein großer Theil der Stadt liegt in Trümmern, die Befestigungswerke sind fast durchgehends zerstört, der schöne Thurm von St. Michele ist zusammengestürzt. Das Elend der dortigen Bevölkerung ist unbeschreiblich, zumal da sich die Verheerung über die Stadt hinaus auch in das Innere der Insel erstreckt hat. Gleichzeitig mit dem Unglücke in Rhodus waren auch in Smyrna und Alexandrien vulkanische Erschütterungen fühlbar. Man schätzt den durch das Erdbeben auf Rhodus verursachten Schaden auf 4 Mill. Gulden.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 127 Donnerstag, 28. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

In einigen Augenblicken war Schuldfried von Leuten umgeben, die sie wegen ihres Auftretens im Freischütz bekomplimentirten. Man drängte sich um die ausgezeichnete Sängerin, um ihr seine Huldigung darzubringen und sich in der Nähe zu überzeugen, daß sie außer dem Theater eben so schön, eben so einnehmend, eben so bezaubernd war wie auf demselben. Zum Erstenmale sah Natalie sich von ihren Anbetern verlassen. Sie hatten sich beeilt, ihr Rauchopfer zu den Füßen der Neugekommenen niederzulegen.

Natalie war indeß für den Augenblick von andern Gedanken in Anspruch genommen, als von ihrer Gefallsucht. Sie kannte diejenigen, die ihren Triumphwagen zogen, zu gut, als daß sie nicht gewußt hätte, daß sie bloß mitten in den Kreis zu treten, und einen ihrer tollsten Einfälle oder einen ihrer geistreichen Scherze loszulassen brauchte, um sie sogleich wieder unter ihre Fahne zu sammeln.

Während man Schuldfried mit Schmeicheleien, den Professor mit Fragen bestürmte, ging die Gräfin in die zwei anstoßenden Salons, fand jedoch keinen Canitz. Endlich kam sie in ein kleines Kabinet, wo sie ihn am Fenster stehen sah. Er hatte ihr den Rücken zugekehrt. Sie eilte auf ihn zu und sagte:

„Ei wie, Herr Baron, erschreckt der Name Dorbino Sie so, daß Sie entfliehen?“

Lothar wandte sich um. Natalie meinte zu bemerken, daß er bleicher als gewöhnlich und daß der kalte, stolze Ausdruck verschwunden sei. Auf seinem Geschicke ruhte ein Zug von Schwermuth, von bitterem Schmerz, der bei Natalie, diesem Kinde der Thorheit, wunderbar anklang. Dieser Mann, der immer eine so kalte Höflichkeit gezeigt, der besonders gegen sie eine gewisse sarkastische Ironie angenommen, in dessen Blick sie niemals einen Schimmer von Wärme zu entdecken vermochte, der sie mit seiner Unnahbarkeit gereizt und gequält, den sie für einen eiskalten Egoisten angesehen hatte: er besaß also ein Herz, das Kummer und Schmerz erfahren konnte. Es fand sich also Wärme hinter der kalten Maske.

Natalie meinte ihn nie so einnehmend gefunden zu haben. Dieses Gesicht, das jetzt von seinem spöttischen Lächeln oder seinem strengen Ernst befreit war, kam ihr schön vor. Sie dachte:

„Wie würde dieser Blick nicht glühen können, wenn sein Herz von Liebe erfüllt wäre!“

Canitz, der den Eindruck, den seine kummervolle Miene auf Natalie machte, nicht ahnte und nicht einmal darauf dachte, antwortete mit einem wehmüthigen Lächeln:

„Gräfin, mich erschreckt Nichts, aber ich liebe es zuweilen, mir selbst Gesellschaft zu leisten.“

„Mit welchem Ton Sie das sagten!“ Die Gräfin Natalie vergaß das Scherzen.

Lothar fuhr mit der Hand über seine Stirne und nahm dann seine gewöhnliche Stimme, sein kaltes Aussehen wieder an.

„Was in meinem Ton jetzt Sie in Verwunderung? Denken Sie jedenfalls nicht so übel von mir, als ob ich die Einsamkeit suchte, um mich wie ein seufzender Werther meinem Stöhnen zu überlassen. Nein, ich kann Sie versichern, daß dieß nur geschieht, weil ich des Gewimmels um mich her müde bin. — Aber Sie versprachen mir eine Ueberraschung: ich bin noch von Nichts überrascht worden, was ich gehört oder gesehen habe.“

„Nicht? Sie hörten doch, wer angemeldet wurde?“ Die Gräfin schaute ihn an.

Nach einigen Minuten war eine vollständige Revolution in ihr vorgegangen. Unbegreifliches Räthsel, genannt Menschenherz! Es ist höchst wahrscheinlich, daß Natalie ihr ganzes Leben lang mit Canitz hätte umgehen können, ohne für ihn ein anderes Interesse zu empfinden, als für jede Person, die ihr eine angenehme Unterhaltung oder auch Verdruß bereitete. Bisher hatte sie an Lothar nur gedacht, wenn sie ihn sah, dazwischen hinein aber vergessen, daß er vorhanden war. Jetzt hatte diese theilte Figur Etwas hervorschimmern lassen, was wie Gefühl aussah. Es fand sich also ein Herz in dieser Brust vor. Warum sollte es es nicht zu fesseln vermögen? Aus der Marmorsäule, gegen welche sie ihren ausgelassenen Witz spielen ließ, war Etwas geworden, was sie kennen zu lernen wünschte, was erforschen zu können, ihr sehnlichstes Verlangen erregte. Lothar hatte in dem reizenden Weibe einen Feind seiner

Digitized by Google

Ruhe bekommen. Jetzt war es für ihn zu spät, die Maske der Gleichgiltigkeit aufzusetzen. Sie hatte einmal entdeckt, daß es eine Maske war, und sie mußte dieselbe um jeden Preis wegschaffen; aber kehren wir zum Gespräch zurück.

„Von wem sprachen Sie, Gräfin?“ sagte Lothar mit einer so natürlich gespielten Unwissenheit, daß die Gräfin sich davon täuschen ließ.

„Ei, mein Herr, ich weiß wahrhaftig nicht, was ich von Ihrer Zerstreutheit denken soll.“

„Was Sie wollen, Gräfin, nur erklären Sie mir, warum ich aus meiner Rolle gefallen sein soll.“

„Nun wohl, Madame Dorbino ist hier.“

„Ich rechnete darauf, sie heute Abend bei Ihnen zu treffen.“

„So — o, geben Sie mir jetzt Ihren Arm, so will ich Sie vorstellen und dabei meine Beobachtungen machen.“

„Mich vorstellen!“ Lothar konnte mit der ganzen Kraft seines Willens nicht verhindern, daß das Blut ihm nach dem Kopfe strömte. Er wußte, daß der Blick der Gräfin auf ihn gerichtet war, und er hätte viel dafür gegeben, diesen Augenblick sein Blut eben so in der Gewalt zu haben, wie seine Muskeln.

„Ich glaube, mein Vorschlag regt Sie auf? Sie kennen doch Madame Dorbino nicht?“

„Nein, Gräfin, ich kenne die Sängerin Madame Dorbino nicht,“ antwortete Lothar kalt.

„Ihren Arm.“ Die Gräfin nahm Lothars Arm. Während der kurzen Wanderung durch die kleineren Salons suchte Lothar jede Bewegung zu bezwingen. Er scherzte mit der Gräfin. Der schärfste Beobachter hätte in diesem stolzen und kalten Gesicht keine Spur von Aufregung bemerken können. Als er endlich neben Schuldfrieds Stuhl stand, sah er aus, wie ein Stück Granit. Die junge Dame war in einem lebhaften Gespräch mit Madame St. begriffen und hatte ihren Kopf von der Seite abgewandt, woher Lothar und Natalie kamen.

„Erlaube, beste Frida,“ sagte die Gräfin zu Schuldfried, „daß ich Dir den Baron Caniz vorstelle.“

Bei Nataliens ersten Worten hatte Schuldfried sich umgewandt. Vor ihr stand Lothar bleich, kalt und stolz. Er spielte seine Rolle unübertrefflich; die ausgezeichnete Theaterdame, aber die wegen ihres hinreißenden Spiels so wie wegen ihres Gesanges mit Bravorufen, Blumensträußen und Lorbeerkränzen überschüttet worden, wechselte ihre Farbe so heftig und sah, als sie des Barons höfliche, beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung erwiderte, so aufgeregt aus, daß es Jedermann in die Augen fiel. Sie machte die Behauptung zu Schanden, daß eine Schauspielerin durch das Einstudiren fremder Charaktere ihre eigenen Gefühle und die Fähigkeit tiefe und ernste Eindrücke zu empfangen verliere.

Die Gräfin dachte:

„Frida kennt ihn, aber, mein Gott, sie spielt ihre Rolle schlecht, sie kann ihre Aufregung nicht bemänteln. Aber das bedeutet nichts, sie ist auch jetzt schön. O wie dieser Mann mich aufbringt! Seht welche Ruhe, und doch möchte ich mein Leben daran wagen, daß auch er sie kennt; ich sah es, als ich den Vorschlag machte, ihn vorzustellen. Ich muß das Geheimniß erforschen.“

Natalie verließ Schuldfried. Lothar nahm auf dem leeren Stuhl zu ihrer Rechten Platz. Ein junger Herr hatte ihn verlassen, als der Baron vorgestellt wurde. Es war Schuldfried unmöglich, ein Wort über ihre Lippen zu bringen, obschon sie wußte, daß alle Blicke auf sie gerichtet waren. Lothar dagegen war sich vollkommen klar, daß keine Aufmerksamkeit auf diesem Zusammentreffen haftete; er sagte daher mit ruhiger Stimme, obschon mit einem Tonfall der Etwas unnatürlich klang:

„Wie gefällt es Ihnen in Schweden? Sie besuchen es doch zum Erstenmale? Es muß also den Reiz der Neuheit haben.“

Lothars Blick ruhte klar und glänzend auf dem schönen Weibe. So lange ihr Gesicht noch ein Gepräge von innerer Bewegung verrieth, fuhr Lothar fort, von dem schwedischen Volke, seiner Bildung und dergleichen zu sprechen. Ein Einzigesmal hatte sie es gewagt, die Augen zu ihm aufzuschlagen, sie aber sogleich wieder gesenkt. Nachdem er noch eine Weile von gleichgiltigen Gegenständen gesprochen, stand er auf, und nach einigen achtungsvollen Aeußerungen, welche so gesagt waren, daß die Umstehenden sie hören konnten, entfernte er sich. Eine Stunde darauf flüsterte Schuldfried zu Aberneh:

„Lieber Onkel, führe mich weg, ich halte es nicht mehr aus!“

„Und ich zweifle nicht länger,“ dachte der Professor, „ich weiß jetzt Alles. Arme Kinder, es scheint aus den Gräbern eurer verbrecherischen Eltern kein Glück aufblühen zu wollen.“

Als Schuldfried nach Hause kam, reichte ihr Anaise wieder ein Bouquet von Myrthen und Orangeblüthen, umflochten von einem schwarzen Band und mit schwarzem Papier umgeben.

Schuldfried stellte es nicht unter die andern Blumen. Warum? Sie wußte es selbst nicht, aber das eigenthümliche Geschenk interessirte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Antike Kouriere.

Ueber die mannigfaltigen Verkehrsmittel von verschiedenen Zeiten und Völkern hat der Dr. Eberh in der Chronik der Reisen eine interessante Zusammenstellung gegeben, der wir einige merkwürdige Lichtblicke

Digitized by Google

aus der ältesten Geschichte entheben wollen. Man ersieht daraus, auf welcher hohen Stufe gewisse Zweige der Kultur bereits standen.

Die größte Sorge für gute Verkehrsstraßen trugen im Alterthume die Könige von Persien. Schon der große Cyrus, der Begründer des persischen Weltreiches, begriff, daß die ungeheuren Entfernungen seiner unermeßlichen Länder nur durch gute Verkehrsmittel abgekürzt werden könnten. Je besser die Straßen wurden, je schneller konnten seine Heere aufständische Provinzen bedrohen; darum verbesserte er die alten assyrischen Wege, legte zur Sicherung derselben Festungswerke an, baute bei jeder dritten Meile ein Fremdenhaus, richtete einen förmlichen Postdienst ein, theilte die Entfernungen genau nach Parasangen und ließ Meilensteine an den Straßen aufstellen.

Solche Meilensteine finden sich noch heute in Kurdistan bei dem alten Wege, der wahrscheinlich von Babylon nach Ekbatana führte. Die Kurden nennen dieselben „blaue Steine". In der That bestehen sie aus glatten Kegeln von bläulichem Granit.

Zur Zeit des Darius finden wir im ganzen medisch-persischen Reiche wohlgeordnete Straßen, welche oftmals die schwierigsten Terrains durchschneiden. Dieselben verbanden das jonische Griechenland mit dem lydischen Sardes, dem alten Babylon und der Königsstadt Susa; sie führten von Syrien nach Mesopotamien, von Ekbatana nach Persepolis und Susa, von Armenien zum südlichen Persien.

Jene Posten des Cyrus wurden von Darius, dem großen Organisator des persischen Reichs, ganz besonders berücksichtigt und vervollkommnet. Die Griechen erzählen mit vieler Anerkennung und Bewunderung von dieser so nützlichen Einrichtung, deren Trefflichkeit auch uns, wenn wir die frühe Zeit ihrer Entstehung bedenken, überraschen muß.

„In jedem der drei bis vier Meilen von einander entfernten Stationshäuser standen stets gesattelte Pferde und zum Aufbruch fertige Männer bereit. Der erste Reiter warf das zu Befördernde dem zweiten, der zweite dem dritten zu u. s. f., bis der letzte mit seiner Sendung am Ziele war. Diese Kouriere hießen auf persisch „Angaren." Ein griechischer Berichterstatter sagt von ihnen: „Nichts auf der Welt ist schneller als sie. Die Tauben und Kraniche vermögen ihnen kaum zu folgen. An jeder Station wechseln Roß und Reiter, die weder Regen noch Schnee, noch Frost, noch Hitze, noch die Finsterniß der Nacht ihren Lauf zu vollenden hindern kann." Bis zum ersten Eisenbahn-Passagier blieben die Angaren die schnellsten Reisenden der Welt.

Der vornehme Perser kam eigentlich niemals recht zur Ruhe. Er war durch die Sitte verpflichtet, sein Leben an der Pforte und unter den Augen des Königs zuzubringen; dieser aber wechselte Drei- oder Viermal im Jahre seine Residenz. Wenn die Hitze des Sommers nahte, dann begab sich der Hof nach Ekbatana, Persepolis oder Pasargadä, um die kühle Luft des Gebirges zu genießen, während man im kalten Winter das warme Babylon oder das gegen rauhe Winde geschützte Susa zu bewohnen pflegte.

Wenn wir die Verkehrsmittel jener Zeit, die Schwerfälligkeit des zahllosen königlichen Reisezuges und die großen, jene Residenzen trennenden Entfernungen in Betracht nehmen, so bleibt uns kein Zweifel übrig, daß sich der persische Hof — und dieser bestand aus wenigstens 15,000 Menschen (so viele wurden aus der Küche des Königs gespeist) — ungefähr den fünften Theil des Jahres auf Reisen befunden habe.

Leider wissen wir aus griechischen Quellen wenig, ja fast gar nichts von dem persischen Bürger- und Bauernstande. In dem Könige und seiner Umgebung konzentrirte sich der ganze Staat. Kein hellenischer Berichterstatter findet es, vom Glanze dieses Hofes ausschließlich in Anspruch genommen, der Mühe werth, über die geringeren persischen Unterthanen nähere Mittheilungen zu machen, darum können wir nur vermuthen, daß auch die Bürger jene trefflichen Heerstraßen benützt und sich dann und wann auf Reisen begeben haben werden. Der Gebrauch der Kurierposten war ihnen vorenthalten, denn diese standen ausschließlich im Dienste des Königs und der höchsten Staatsbeamten.

Ganz anders sah es um die Verkehrsmittel der Griechen aus. Hier stand alles auf allgemeine Kosten Eingerichtete der Benutzung des Höchsten wie des Geringsten — wenn er frei geboren war — offen. Freilich konnten sich wenigstens in früherer Zeit die Landstraßen der Hellenen keineswegs mit den persischen messen. Dieß erhellt schon aus dem Erstaunen, mit dem griechische Geographen und Historiker von den persischen Verkehrsmitteln reden. Dennoch fehlte es auch den Griechen nicht an guten Landstraßen.

Wie der Phönicier für den Handel, der Perser, um die ungeheuren Entfernungen seines Reichs abzukürzen, Wege baute, so legte der Grieche Straßen an, um jedem Bürger die Anschauung des Schönen und Guten zu erleichtern und der Frömmigkeit vorschub zu leisten.

Die besten Landstraßen, deren erwähnt wird, führten zu den Orten, an denen sie ihre Wettkämpfe zu feiern pflegten, und zu den vornehmsten Heiligthümern und Orakelstätten: nach Olympia, zum Isthmus, nach Delphi und Dodona. — Wie gut man selbst die schwierigsten Wegebauten auszuführen verstand, beweist die Brücke, welche Mandrokles, ein berühmter Architekt von Samos, für König Darius über den an der schmalsten Stelle eine Viertelmeile breiten Bosporus schlug.

Als das griechische Volksleben nach den Perserkriegen zu völliger Schönheit erblüht war, muß das hellenische Reiseleben einen herrlichen Anblick dargeboten haben. Das bläulichgrüne, von zarten unbeschreiblichen Farbentönen überwehte griechische Meer wimmelte damals von Fahrzeugen jeder Art, welche in gefahrlosen, vom

Digitized by Google

herrlichsten Wetter begünstigten Tagesfahrten von Küste zu Küste, von Insel zu Insel ruderten. Ueberall blaute über dem Reisenden ein klarer, sonniger Himmel, überall schimmerten weiße Marmortempel aus grünen Hainen, und wohin er auch kam, klangen ihm frohe Gesänge entgegen; wo er landete, konnte er Zuschauer anmuthsvoller Tänze werden.

Aus Tausenden von Küsten- und Inselstädten segelten täglich Flotten von Kähnen und Schiffen in die blaue See. Die Ruderknechte sangen, der Schiffsherr befahl seine Fahrt der holden Aphrodite Euploia und jeder Wind, der die Segel schwellte, war der Hauch eines Gottes, und jede Woge, die ihr schaumiges Haupt plätschernd an den Bord des Schiffes schmiegte, war ein Gruß des Poseidon und der Thetis. — Wenn die Sterne aufgingen und sich die „gnädige, gnädige" Nacht wie Sophokles sagt, über die Erde breitete; wenn die Marmortempel im Mondlichte weißer strahlten, die Feuer auf den fernen Altären heller brannten und das Fahrzeug glühende Streifen in die dunklen Wogen furchte, dann befahl sich der Reisende dem Schutze der Brüder der Helena, dem Zwillingsgestirne Kaster und Pollux, breitete seine Decke aus, hüllte sich fester in sein faltiges Gewand, verbarg die duftenden Locken unter die purpurrothe phrygische Mütze und erwartete die holden Kinder des Schlafes, günstige Träume.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber einen Versuch der polnischen Gräfin Zelinska, Schwester des schwer verwundet in Olkusk liegenden Grafen Zaluski, für ihn die Freilassung zu erwirken, meldet der Krakauer Korrespondent der „Gen.-Korr.": Der russische General Fürst Szachowskoj, an welchen sie sich in Angelegenheit der Freilassung ihres Bruders gewendet hatte, behandelte die Gräfin mit aller Aufmerksamkeit und gab ihr, nachdem er ihr für die Erfüllung ihres Anliegens nicht alle Hoffnung genommen, ein Geleite von vier Dragonern und einen Brief an den russischen Gränzzollbeamten mit, damit sie anstandslos über die Gränze gelassen werde. Als die Gräfin im Rückwege an der Gränze angelangt war, erkundigte sich der dort stationirte russische Hauptmann theilnahmsvoll um das Befinden ihres Bruders, worauf ihm die Antwort wurde: „Er hat acht Bajonnetstiche, von welchem zwei bis in den Magen gedrungen sind; es ist Dieß übrigens kein Wunder, wenn man in die Hände solcher wüthender Kannibalen (die Gräfin wies hiebei auf die umstehenden russischen Soldaten) fällt." Ihr Abschied an den Hauptmann lautete: „Adieu, mein Feind; so lange noch ein Pole leben wird, wird man Euch (Russen) zu verderben trachten." Der russische Kapitän bemerkte ihr hierauf: Er müßte bedauern, wenn derartige feindselige Aeußerungen der Gräfin die angeblich bereits ausgesprochene Bewilligung zur Freilassung des Grafen Zaluski alteriren sollten. Der Korrespondent erzählt diesen Vorfall mit Hinweisung auf eine vom „Czas" gebrachte Nachricht, daß die Bemühungen der genannten Gräfin wegen Freilassung ihres Bruders aus der russischen Gefangenschaft erfolglos geblieben seien.

[Das „Ewig Weibliche" in der Türkei.] Der Sultan ist nach einer Korrespondenz der „Allg. Ztg." ganz umgewandelt. Der Mann, der noch vor Kurzem mit opiumtrunkenen Derwischen Heulübungen hielt, der alle Anlagen zu einem Nero hatte und nahezu dem Wahnsinn verfallen war, ist jetzt ein wohlwollender, heiterer Fürst geworden. Diese glückliche Umwandlung soll eine schöne Griechin bewirkt haben. So lange diese holde Fee ihren Zauber am Thron ausübe, soll auch für die Christen nichts zu fürchten, sondern das Beste zu erwarten seyn. Auch die letzte Reise hat sehr günstig auf Abdul-Aziz eingewirkt; er kehrte sehr gutaussehend zurück und namentlich war jede Spur finsterer Schwermuth aus den männlich schönen Zügen verschwunden. Nur in einem Punkte hat der Sultan sich nicht gebessert; seine Verschleuderungssucht ist die gleiche geblieben und hunderttausend Gulden sind ihm eine Kleinigkeit, die er für eine Laune unter die Leute wirft. Das hindert jedoch nicht, daß in Paris statt der kürzlich verlangten sechs Millionen Pfund in einem Tage 60 Millionen gezeichnet wurden.

Eine Sendung des Gesangbuches für die bayerisch-protestantische Kirche (mit einigen Exemplaren der Lebensnachrichten über die Liederdichter, Nürnberg bei Riegel und Wießner) von Herrn U. E. Sebald ist wohlbehalten am Kap der guten Hoffnung angekommen. Es werden also an der südlichen Spitze von Afrika von deutschen Protestanten dieselben Kirchenlieder wie in Bayern gesungen.

Der Prozeß gegen die Wittwe Mäder in Berlin wegen vorsätzlicher Brandstiftung, Betrugs, Meineids und Wechselfälschung endigte am 20. Mai mit der Schuldigerklärung bezüglich aller 4 Anklagepunkte und der Verurtheilung der Beschuldigten zu 14 Jahren Zuchthaus und 1000 Thlr. Geldbuße.

Redakteure: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Ballandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 128 Freitag, 29. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

In Robert trat Schuldfried zum Zweitenmal als Altice auf. Auch jetzt strahlte ihr ein dunkles Augenpaar aus den Ochsenaugen der ersten Reihe entgegen; auch dießmal blieben *seine* Hände unbeweglich, und obschon das ganze übervolle Haus von Bravogeschrei und Applausen erscholl, obschon die ganze Bühne von Blumen überschüttert wurde, so blieb doch *er*, für welchen sie eigentlich sang, kalt. Was bekümmerte sich Schuldfried um den Beifall aller Andern? Ein einziger Blick, ein einziges Zeichen des Wohlgefallens von seiner Seite, wäre ihr mehr gewesen, als die Bewunderung der ganzen Welt.

Als sie aus dem Theater heimfuhr, war sie bis in ihr Herz betrübt. Das Einzigemal, wo das Schicksal sie zusammengeführt, hatte er nicht mit einem Worte angedeutet, daß er sich Schuldfrieds erinnerte. War dieß nicht die stärkste Bestätigung dessen, was er durch sein Benehmen in Neapel zu verstehen gegeben hatte? Schuldfried war unglücklich und eine schwere Last von Mißmuth und Verzweiflung legte sich auf ihr Gemüth.

An diesem Abend wurde ihr kein Strauß von Myrthen und Orangeblüthen gereicht, sondern ein aus Zypressen und Lorbeeren geflochtener Kranz. *Kummer und Ehre.*

Am Morgen nach ihrem Auftreten in Robert kamen Besuche, die nicht angenommen, Billete, die nicht gelesen wurden, Blumensträuße, welche Anaise zur Hand nahm. Nach der Einladung bei Natalie waren mehrere ähnliche an die schöne Sängerin ergangen, die mit der Gräfin und dem berühmten Professor Aberney verwandt war. Sie war also von guter Familie, was ihre Aktien in der kleinlichen Stadt Stockholm bedeutend steigen machte. Bei uns Schweden gelten Familienverbindungen ungeheuer viel. Genug, Schuldfried wurde aufgesucht, gepriesen, und man that Alles, um sie zu verwöhnen, besonders da selbst der Neid gegen ihre Lebensweise Nichts einzuwenden wußte. Zwar zirkulirte eine Masse von Gerüchten, daß sie verheirathet gewesen sei, daß sie selbst eine Masse Abenteuer überstanden habe u. s. w., aber da Professor Aberney als ihr natürlicher Beschützer und naher Verwandter auftrat, so wurden derlei Sachen nur ganz leise geflüstert.

Die Damen meinten es liege in der Art, wie Schuldfried sang eine beinahe anstößige Wärme. Ja, diese Hingebung, diese Gluth, diese Inspiration habe wahrlich etwas Leichtfertiges, Unweibliches und Unpassendes u. s. w.; aber nachdem man sich in London und Paris davon hatte einnehmen lassen, so mußte man wohl Nachsicht mit Etwas haben, was man nicht verstand. Ueberdieß lag in Schuldfrieds Vortrag ein solches Gepräge von Wahrheit, daß selbst der Tadel verstummen mußte.

Eine Woche verging. Schuldfried hatte alle Einladungen abgelehnt und alle ihre freien Stunden dem Umgang mit Aberney und Natalie gewidmet. Tage wurde zusehends mehr hingerissen und wich der Gräfin aus. Noch war er in Schuldfrieds Gegenwart nicht mit ihr zusammengetroffen. Aber je deutlicher seine Neigung zu Schuldfried an's Licht trat, um so mehr zog sie sich zurück, was Tages Gefühle steigerte, statt sie abzukühlen. Er wurde zuweilen bitter und erlaubte sich dann sehr scharfe Ausfälle über Schuldfrieds Berufswahl. Dabei verhielt Schuldfried sich ruhig. Sie diente ihm zuweilen mit einigen Bemerkungen; manchmal aber gab sie auch gar keine Antwort. Auch Tante Sara wartete ihr mit langen Predigten über das Sündhafte ihres Lebens auf. Geschah es dann, daß die Alte und Schuldfried allein waren, so wurden die Predigten mit Bitten, daß sie doch den Weg des Verderbens verlassen möchte, begleitet. Oft lag in Tante Saras einfachen, wenn auch vorurtheilsvollen Worten, ein solches Gepräge von herzlicher Ueberzeugung, daß Schuldfried sie anhörte, ohne sich beleidigt zu fühlen oder sie mit ihrer vornehmen Miene oder ihrem bestimmten Ton zu unterbrechen; Tante Sara sah jedoch sehr bald ein, daß sie mit all ihrem Gerede Nichts ausrichtete. Es mußte ein anderes Mittel angewandt werden. Was blieb noch zu thun? Ja, der Skandal mußte heraus. Schuldfried mußte erfahren, was die Leute von ihr sagten; sie mußte aus dem Wahne, daß sie Achtung genieße, gerissen werden. Wenn *vornehme* Leute sie einluden, so bewies das ganz und gar nicht, daß *verständige* Leute sie achteten. Tante Sara hatte überdieß die vollkommene Ueberzeugung, daß es keinen Rauch ohne Feuer gebe; folglich mußte Schuldfried auf irgend eine

Digitized by Google

Art zu all diesem Geschwatze Anlaß gegeben haben. Tante Sara hatte noch in frischer Erinnerung, daß Schuldfried schon als junges Mädchen sich zu sehr freien Ideen bekannt hatte. Sie war ja mit dem jungen Manne spazieren gegangen, von welchem Sara noch nicht bestimmt wußte, ob er Cantz oder ein Anderer war. Diese Spaziergänge waren nach Saras Dafürhalten deutliche Beweise von einer leichtsinnigen Natur. Deßhalb wollte Sara bei der ersten passenden Gelegenheit der Tochter Enochs ernstlich die Augen öffnen. Es war ihre Pflicht die Verirrte zu retten.

Sonderbar genug verhielt sich Aberney ganz neutral. Tante Sara konnte unmöglich einen größern Widerwillen gegen Schuldfrieds Stellung als Sängerin haben, als er. Seine Gründe zu dieser Abneigung waren indeß ganz anderer Art, als die ihrigen. Er erblickte darin durchaus nicht einen Weg zum Verderben, sondern eine Bahn auf welcher Schuldfried früher oder später von zwei Unannehmlichkeiten betroffen werden mußte: erstens als Opfer von Kabalen zu fallen, die zum Zwecke hätten ihren Namen in den Koth zu ziehen. Dasselbe Gerücht, das sie auf raschen Flügeln zu einer bekannten Künstlerin gemacht hatte, würde mit Begierde den ersten Skandal ergreifen, der auf eine pikante Art einen Schatten auf dieselbe Person werfe, die man so eben gepriesen. Aberney kannte die Welt und wußte, daß die Zeitungen in ihrem Hunger nach Neuigkeiten gerne alles besprechen, was interessiren kann und sich somit sehr häufig zu Herolden des Skandals machen. Er wußte auch, daß alle Oeffentlichkeit gefährlich ist, zumal für eine Dame, deren Ehre so leicht angegriffen werden kann. Zweitens konnte Aberney die dramatische Künstlerschaft unmöglich verstehen oder recht beurtheilen. Er erblickte darin Verstellung und Unwahrheit, nicht aber jene innere Hingebung, jene Fähigkeit sich in das hineinzuversetzen, was das Gefühl anregt. Er konnte nicht begreifen, daß es in unserer Seele eine Eigenschaft gibt, welche dem Echo gleicht und eine Antwort gibt auf dasjenige, was der Sänger gedacht oder geträumt und der Komponist geschaffen hat.

Der wahre dramatische Künstler gleicht einem Instrument. Sein Inneres besitzt eine Antwort auf das Schöne und Häßliche, das Großartige und Kleinliche, das Lächerliche und Erhabene, was der Autor gedacht hat. Er hat nicht die Fähigkeit erhalten, diese Bilder zu zeichnen, die aus den Schachten der Phantasie hervorkommen, aber er weiß sie aufzufassen und ihnen Leben zu geben. Alles das konnte der gelehrte Mann nicht begreifen. Er fand, daß die dramatische Kunst nur eine mühsam einstudirte Verstellungskunst, nur ein bis zur Virtuosität getriebenes Talent sei, Gedanken, Gefühle und Charaktere zu lügen, welche der darstellenden Person gänzlich fremd bleiben. Wenn es sich so verhielte, so müßte auch daraus folgen, daß alles Wahre und Edle unter dem Bemühen mit Talent zu lügen erstickt würde.

Hätte Schuldfried nur gesungen, hätte sie zwar mit Wärme und Lebendigkeit gesungen, aber keinen dramatischen Vortrag gehabt, so wäre die Gefahr weniger groß gewesen. So aber mußten diese Abgötterei des Augenblicks, diese Beifallsstürme, dieser ephemere Glanz der Berühmtheit früher oder später einmal ihr Gemüth in jenen gefährlichen Taumel versetzen, der leicht in Selbstvergötterung übergeht. Nein, sie mußte allen diesen Gefahren entrissen werden. Und gleichwohl blieb Aberney passiv. Er verdoppelte bloß seine Zärtlichkeit und Sorgsamkeit um ihr Wohl. Er verletzte sie nie mit Angriffen. Er wußte, daß die erste Bedingung, um einen Menschen zur Befolgung der Rathschläge zu bringen, die man von ihm befolgt sehen möchte, darin besteht, daß man sich sein Vertrauen erwirbt und ihn durch einen höhern Grad von Ergebenheit beherrscht.

Tage dagegen hatte nach Schuldfrieds viertem Auftreten ebenfalls beschlossen, durch eine Erklärung einen entscheidenden Schlag in der Sache zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtsstudien über den Scharfrichter.

Dr. Benecke hat in einem ausführlichen Werke eine interessante Untersuchung über diejenigen Gewerbe und Beschäftigungen angestellt, welche in vergangenen Tagen für unehrlich gehalten wurden und vom Volksglauben oft noch heute gehalten werden. Er kommt dabei auch auf das schauerliche Kapitel vom Scharfrichter. Die Daten des Gegenstandes sind fesselnd, und wir stellen hier aus verschiedenen Theilen seiner Arbeit einige Fragmente kurz gefaßt zusammen, die auch den Freunden der Geschichte willkommen sein werden.

Das Mittelalter mit seiner zügellosen Kraft spiegelt sich ganz besonders ab in den beiden Hamburger Scharfrichtern Rosenfeld und Klaus Flügge. Jener, welcher nach der Volkssage die Massenhinrichtung der Störtebecker'schen Piraten mit dem Schwerte vollzog, und dabei in seinen geschnürten Schuhen bis über die Knöchel im Blute stand, freute sich solcher Bethätigung seiner riesigen Armkraft. Und als der am Richtplatze in corpore versammelte Rath ihm ein höflich theilnehmendes Wort sagte über seine enorme Anstrengung, da hohnlachte er wild und äußerte spöttisch: er habe noch Kraft genug, um Augenblicks auch den ganzen weisen Rath abzuthun; welch' grausamen Affront dieser übel genommen haben soll.

Klaus Flügge aber war noch stärker, noch gewandter. Er verstand es (der Sage nach) mit einem und demselben Schwertstreich je sechs Piraten zugleich zu enthaupten, was ihm aber verboten wurde, da in solcher Weise die Hinrichtung der Seeräuberbanden zu rasch

Digitized by Google

von Salten gingen und die Schaulust offenbar in ihrem Genusse unbillig verkürzt wurde.

Marx Grave gehörte seinem Wesen nach schon der neuen mürderen Zeit an. Er war, wie die Chronik ihn nennt, ein gutmüthiger, gar possierlicher Kerl, der nicht nur bei der Tortur zur Erheiterung des armen Gepeinigten allerlei tröstliche Schwänke trieb, sondern auch bei den Hinrichtungsprozessionen durch lustige Erzählungen den armen Sünder, so gut es gehen wollte, zur Zerstreuen trachtete. Manche seiner Witzworte gingen durch die ganze Stadt, z. B. bei Gelegenheit der Hinrichtung des flüchtig gewesenen Diebes Keyser, welchen der Harburger Schiffer König wieder eingeliefert hatte. Meister Grave Bonmot lautete: Den Keyser hat ein König gefangen, und ein Grav hat ihn gehängt, das heiß ich eine vornehme Justiz!

Neben diesem bei bei einem Scharfrichter gewiß sehr seltenen harmlos-komischen Talent war er auch ein geschickter Arzt. Und nicht nur heilte er die von ihm torquirten Inquisiten schnell und glücklich, wie jeden andern chirurgischen Fall, sondern er verstand sich sogar auf die Irrenheilkunde. Gerade in diesem Zwelge muß er Ruf gehabt haben, denn sonst würde die Waisenhaus-Verwaltung Anno 1618 sich schwerlich veranlaßt gesehen haben, gerade ihm, dem Scharfrichter, die Kur zweier geisteskranker Mädchen anzuvertrauen, welchen man bereits einige teuflische Besessenheit beigumessen begann. Gelang ihm nun auch diese Kur nicht nach Wunsch, so brachte er jedenfalls seine Patientin so weit, daß man sie später — ins neue Zuchthaus schicken konnte.

Berühmt und reich wurde der Scharfrichter zu Passau, welcher im Jahre 1511 zuerst den Kriegern des damaligen Erzherzogs Mathias einen Talisman gegen Hieb, Stich und Schuß verkaufte, kleine mit fremdartigen Charakteren bedruckte Zettelchen, welche man dort tragen mußte, wo nach Schiller's Schlachtgesang das Männerherz an die Rippen pocht. Da diesen Kriegern damals wenig Widerstand, folglich auch wenig Tod und Wunden begegneten, so brachte dieser Umstand das Geheimmittel sehr in Schwung, so daß es (auch sonder Zeitungsreklame) in ganz Deutschland, ja Europa, unter dem Namen der „Passauer Kunst“ eine ganz fabelhafte Reputation erlangte. Erst vor dem allgemeineren Gebrauch des verbesserten Schießgewehrs, vor dem immer rücksichtsloser werdenden Ernst der Kanone verstob die Passauer Kunst.

Gleichzeitig kommen manche verwandte Künste vor. Der Scharfrichter zu Pilsen im Jahre 1618 verstand sich z. B. auf das Gießen nie fehlender Freikugeln (aber täglich nur drei), mit welchen er das Mansfeldische Lager heimsuchte. Als freilich die Mansfelder dennoch die Stadt erstürmten, da mußte er's büßen; und da er kugel- und hiebfest war, so ging's ihm an den Hals, nämlich an einen erpreß für solche Hexenmeister erbauten Galgen. Viele andere Scharfrichter verstanden sich ebenfalls auf das Festmachen, und zwar nicht nur gegen alle üblichen Waffen, sondern auch gegen Feuer und Wasser; aber leider verstand der Einzelne selten mehr als eine dieser Arten und gegen den Strang kannte keiner eine Sympathie. Der Profoß der Hatzfeld'schen Armada im Jahre 1636 war von mehreren befreundeten Scharfrichtern äußerst fest gemacht, er war, was man nannte, „ganz und gar gefroren“. Dabei war leider übersehen, daß man auch mit Aexten todt geworfen werden kann. Denn als die Schweden ihn fingen und bereits verschiedene Tödtungsarten vergebens an ihm probirt hatten, verfielen sie auf obige Manier, welche flugs zum Ziele führte.

Die Welt will betrogen sein, und warum sollten die von allen Menschen verachteten Schaufichter nicht den Triumph genießen, aufgesucht und um Rath gefragt und fast mit Gewalt zur Applikation ihrer geheimen Mittel genöthigt zu werden, welche sie gewiß Keinem aufzudrängen im Stande waren? Und warum sollten sie sich auch selbst an die Heilkraft der meisten ihrer Mittel geglaubt haben, welche seit grauen Zeiten in ihren Familien als erprobte Arcana gegolten hatten!

Zu den vielen, fast noch mehr vom Volke dafür gehaltenen, als von Scharfrichtern dafür ausgepriesenen Zauber- und sympathetischen Mitteln gehörten die Stücke und Splitter des Stäbchens, welches über dem armen Sünder gebrochen und ihm vor die Füße geworfen wird. Ferner der von Entwendern vielgesuchte Diebesdaumen, möglichst warm dem Galgen entnommen, und jene wunderbare Wurzel, die tief in der Erde beim Rabenstein wächst, entstehend aus den letzten Thränen unschuldig Gerichteter und deßhalb so selten. Wer die glücklich aus der Erde zog, ohne durch den dabei erschallenden Wehelaut todt hinzufallen oder wahnwitzig zu werden, der besaß in dieser Wurzel ein ersehntes Alräunchen.

(Schluß folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Von hohem Interesse wird es nicht nur den speziellen Verehrern Göthe's und der mit dessen Namen verknüpften klassischen Literaturperiode, sondern überhaupt allen Gebildeten deutscher Nation sein, zu vernehmen, daß wiederum und zwar in nächster Zeit die Göthe-Literatur durch einen sehr namhaften Beitrag vermehrt werden wird. Dank der Anregung des Großherzogs Karl Alexander von Weimar, dessen Name als Protektor von Kunst und Wissenschaft einen eben so guten Klang hat, wie der entgegenkommenden Willfährigkeit der Göthe'schen Familie wird nun auch die vertraute Korrespondenz des Großherzogs Karl

Digitized by Google

August mit Göthe der Oeffentlichkeit übergeben werden können. Mit der Herausgabe desselben wurde, wie wir hören, der Geheime Hofrath Dr. Vogel zu Weimar, der als Arzt dem Großherzog wie Göthe, letzterem auch noch als Amtsgenosse nahe stand, beauftragt und demselben eine bedeutende Anzahl Briefe und Billets übergeben, von denen diejenigen Göthe's bisher im großherzoglichen geheimen Haus- und Staatsarchiv aufbewahrt und streng geheim gehalten wurden. Daß der vertraute Gedankenaustausch zwischen den beiden Männern von höchstem Interesse sein muß braucht wohl kaum erst erwähnt zu werden; ist es doch gleich sehr die bedeutende Persönlichkeit der Korrespondirenden, wie die in jedweder Beziehung ereigniß- und thatenreiche, lange Zeitperiode, welche uns etwas Ungewöhnliches erwarten lassen. Dem Werke selbst, daß auf circa 40 Druckbogen weit über 600 Nummern enthalten und spätestens Ende Juni in würdiger Ausstattung erscheinen wird, sollen ein ausführliches Namensregister, so wie erklärende Anmerkungen unter dem Text als schätzbare und das allgemeine Verständniß nicht wenig fördernde Zugaben beigegeben werden.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Rettung.] Von den polnischen Gränze wird der „Ostd. Ztg." geschrieben: „Nach der für die Polen bei Sokolniki so ungünstigen Affaire wurde ein im Reiten besonders ausgezeichneter Insurgentenkavallerieoffizier von mehreren Kosaken verfolgt. Vertrauend auf seine Fähigkeit im Reiten galoppirt er sorglos dahin, als plötzlich, indem er um die Ecke an der Dorfschenke bog, die Sattelgurte platzte und er in Folge dessen vom Pferde stürzte. In dieser peinlichen Lage wußte der herzueilende Gastwirth, ein Israelit, Rath. Er nahm den Verfolgten schleunigst in sein Wohnzimmer, hüllte ihn in einen Gebetmantel, legte ihm die zehn Gebote an und gab ihm ein hebräisches Gebetbuch in die Hand, während der Hausknecht auf Anweisung seines Herrn das Pferd aus allen Kräften nach der gegenüberliegenden Wiese peitschte. Kaum war dieß Alles in kaum nur erdenklicher Eile geschehen, als auch die Verfolger um die Ecke an die Dorfschenke bogen und das herrenlose Pferd in nicht weiter Entfernung gewahrten. Der Verfolgte mußte nach ihrer Ansicht in der Dorfschenke eine Zufluchtsstätte gefunden haben; es wurden Hofraum, Stall und Haus in allen Winkeln durchsucht, nicht minder die im Wohnzimmer sich befindenden Betten und Spinde; aber daß der danebenstehende, andächtig betende, vermeintliche Jude der Verfolgte sei, das auch nur im Entferntesten zu ahnen, kam keinem der Verfolger in den Sinn."

Wie alles, so kehrt auch die alte Geschichte von der Gräfin mit dem Todtenkopfe wieder. So berichtet man der „Westphälischen Zeitung" aus Hagen: „Vor einigen Tagen hatte sich hier das Gerücht verbreitet, daß in dem Hotel Lüenschloß eine englische Dame angekommen sei, die eine Maske trage und nach Abnahme derselben einen vollständigen Todtenkopf habe, ferner einen leichenartigen Geruch verbreite, und daß diese Dame jedem, der sich eine halbe Stunde lang mit ihr unterhalte, 50 Thlr. zahle. Dieses Gerücht hatte zur Folge, daß sich vor dem Hotel des Mittags und namentlich des Abends eine ungeheure Menschenmenge sammelte, und haben sich in dem genannten Hotel mehrere Personen, die sogar ihren Sonntagsstaat angelegt, gemeldet, um sich die 50 Thlr. zu verdienen Es ist dieß kaum glaublich, aber wahr. Dieselbe Geschichte spielte vor einigen Wochen in Elberfeld und auch in Remscheidt."

Beethoven phantasirte schon als Kind gern und viel auf dem Pianoforte, noch mehr jedoch auf der Violine. Darüber vergaß er alles Andere und fast täglich mußte er halb mit Gewalt zu den Mahlzeiten der Familie geholt werden. Als einst seine Mutter in das Zimmer trat, während er auf der Violine spielte, sah sie, wie, von der Decke herabhangend, eine Spinne über dem Instrumente schwebte. Die Mutter, die, wie die Mehrzahl der Frauen, die Spinnen nicht leiden mochte, warf das Thier herab und zertrat es. Beethoven, der von Natur sehr heftig und aufbrausend war, schleuderte im Zorn die Violine zur Erde und trat das Instrument in Stücke. Er hatte die Spinne, die jedesmal kam, wenn er spielte, lieb gewonnen; sie war seine einzige Freundin und Zuhörerin in einsamen Stunden gewesen.

[Wiener Ruder-Verein.] Was auf der Themse seit vielen Jahren schon eingebürgert ist und unter den Engländern großen Enthusiasmus findet, die Ruder-Klubs, werden nach Oesterreich verpflanzt. Vor einiger Zeit war es Pesth, das ein solches Unternehmen ins Leben rief; jetzt sind es österreichische Kavaliere, welche einen Ruderverein in Wien gründen. Der Zweck des Vereins liegt in der Befahrung der Donau mit Vergnügungsbooten.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Maillandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 129 Samstag, 30. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Folglich stand sowohl von Tante Sara als von Tage ein Sturm bevor. Abernet seiner Seits bemühte sich durch die Macht des Einflusses zum Ziele zu gelangen.

Schuldfried hatte, während All das sich vorbereitete, Niemand als ihre Verwandten besucht. Natalie umfaßte sie mit einer enthusiastischen Bewunderung, welche das Gepräge wahrer Hingebung annahm. Es schien offenbar, daß sie Schuldfrieds Vertrauen gewinnen wollte. Täglich war Natalie bei ihr und Schuldfried mußte, trotz aller ihrer Einwendungen, der bezaubernden Gräfin auf ihren Spaziergängen nach Haga und Karlberg Gesellschaft leisten. Bei allen solchen Gelegenheiten trafen sie mit Lothar zusammen, der ihnen gewöhnlich zu Pferd irgendwo begegnete, sodann eine Weile neben dem Wagen herritt und sich mit der Gräfin unterhielt, nachdem er Schuldfried achtungsvoll, aber kalt begrüßt hatte. Bei diesen kurzen Besprechungen geschah es zuweilen, daß Schuldfried sich mit dem einen oder andern Wort hineinmischte, aber im Allgemeinen vermied sie es in Lothars Gegenwart zu sprechen.

Eines Tages, als sie Lothar im Thiergärten begegneten, rief Natalie ihm entgegen:

„Wahrhaftig, bester Baron, sieht es nicht aus, als ob Sie noch immer den Aufenthalt einer gewissen Person zu ermitteln suchten? So hartnäckig lauern Sie mir auf."

„Gräfin, ich betheure, daß nur der Zufall mich in Ihren Weg führt," antwortete Lothar.

„Ich glaube Ihnen nicht. Sie täuschten mich gewiß, als Sie sagten, daß Sie die Gesuchte gefunden hätten."

„Ich hatte sie gefunden, aber jetzt wieder verloren," sagte Lothar mit Bedeutung. Seine und Schuldfrieds Augen begegneten sich.

„Das heißt, Sie haben die Spur verloren," scherzte Natalie, „und Sie hoffen sie durch mich wieder zu finden."

„Gräfin! Ich hoffte so lange, daß ich es nicht noch einmal zu thun wage." Lothars Augen ruhten auf Schuldfried, deren Herz ihre Brust zersprengen wollte.

„Nun, warum verfolgen Sie mich dann?" fragte Natalie lächelnd.

„Ich mache es wie der Stahl, der zum Magnet hingezogen wird; ich gehorche meinem Willen und der Vernunft zum Trotz, der Anziehungskraft."

„Sie sind göttlich. Auf diese Art können Sie am Ende noch dazu, mir gegen Ihren Willen eine Liebeserklärung zu machen," scherzte Natalie.

„Gräfin! Ich komme nie dazu eine Liebeserklärung zu machen. Ich werde nie zu einem Weib die Worte sagen: Ich liebe Dich." Wiederum begegneten sich Lothars und Schuldfrieds Augen. In diesem Moment wandte sich Natalie gegen Lothar und fing den auf Schuldfried gerichteten Blick auf.

„Aha", dachte sie mit einem gewissen Verdruß. „Ich glaube die Worte sind an mich gerichtet, aber auf Frida gemünzt."

Ohne Etwas von ihrem minder angenehmen Gefühl merken zu lassen, sagte sie zu Schuldfried gewendet:

„Was sagst Du dazu? Der Baron war seit zwei Jahren der eifrigste von Allen, die mir ihre Huldigungen schenkten. Bei Promenaden, Spazierfahrten, Soupers, Konzerten, Soireen und Theatern, überall hat er mir seine Aufwartung gemacht und bei allen Gelegenheiten sein ganzes Talent aufgeboten, um liebenswürdig zu sein."

„Bitte um Verzeihung, gnädige Gräfin, Sie verläumden mich. Ich habe nie etwas so Unmögliches versucht, wie liebenswürdig zu sein."

„Nehmen Sie sich in Acht, Baron, sonst könnte es mir einfallen, Madame Dorbino die ganze Geschichte zu erzählen."

„Das ist nicht wahrscheinlich, Sie werden mich nicht verrathen," sagte Lothar.

„Werde ich nicht?" sagte Natalie trotzig.

„Nein."

„Da Sie mir Trotz bieten, so werde ich sogleich beweisen, daß ich thue, was mir gefällt. Weißt Du, warum der Baron mir seine Aufwartung machte?" fuhr Natalie gegen Schuldfried gewendet fort. „Aus dem einfachen Grunde, weil er von mir erfahren wollte . . ."

Digitized by Google

„Gnade, Frau Gräfin, fahren Sie nicht fort, ich bitte um Alles," fuhr Lothar mit solcher Lebhaftigkeit fort, daß sein ganzes Aussehen sich veränderte.

„Er will nicht, daß sie sein Interesse für Fräulein Smith erfahren solle," dachte Natalie, „und eben darum soll sie es wissen." Laut sagte sie: „Ich gebe keine Gnade, und darum soll Frida erfahren, daß Sie mich in der Hoffnung verfolgt haben, den Aufenthalt eines gewissen Fräulein Smith zu erfahren."

„Fräulein Smith!" wiederholte Schuldfried und drückte ihr Taschentuch auf ihr glühendes Gesicht.

Lothar ritt schweigend neben dem Wagen her, ohne einen Blick hineinzuwerfen. Die Gräfin fuhr fort:

„Und ich habe beschlossen, daß ihm durch mich sein Wunsch nicht befriedigt werden soll."

„Ihr Beschluß kommt daher, daß Sie den Aufenthalt des Fräuleins selbst nicht kennen," fiel Lothar ein, nahm seinen Hut ab, verbeugte sich und sprengte davon.

* * *

Seit dem Abend, wo Schuldfried und Lothar bei Natalie zum Erstenmale zusammentrafen, war diese von einer heftigen Laune für ihn erfaßt worden. Noch war es nichts Anderes. Was daraus werden konnte, war noch unsicher. Ihre gewöhnlichen Bewunderer erschienen ihr fad, ihre tägliche Gesellschaft dumm und langweilig, die einzige Person außer Lothar, von der sie sich angezogen fühlte, war Schuldfried. Dieses Interesse war in der gegenwärtigen Periode ein wirkliches, wenn auch die Beweggründe egoistisch waren. Sie fand Vergnügen an Schuldfrieds lebhafter und geistreicher Unterhaltung, und sie hatte viel an ihr zu studiren und von ihr zu lernen. Natalie wußte, daß sie in Bezug auf Anmuth, auf die unwiderstehliche Gabe zu bezaubern, weit hinter der Sängerin stand. Diese Eigenschaften, die bei Schuldfried Natur waren, konnte und mußte Natalie durch Studium erwerben.

Am Tag nach der Spazierfahrt im Thiergarten, wo Lothar und Natalie die für Schuldfried bedeutungsvollen Worte gewechselt hatten, befand sich letztere in ihrem Kabinet. Auf ihrem ganzen Wesen ruhte heute ein Gepräge von Hoffnung und Freude.

Die Gräfin trat bei Schuldfried ein, und nachdem sie über allerlei gleichgiltige Dinge gesprochen, sagte sie ganz plötzlich:

„Wann und wo bist Du mit Canitz zusammengetroffen?"

„Beste Natalie, warum bestehst Du hartnäckig auf der Behauptung, daß wir mit einander zusammengetroffen seien?" antwortete Schuldfried ausweichend. Aus dem Ton konnte Natalie ersehen, daß sie mißvergnügt war.

„Ich bestehe ganz und gar nicht darauf, sondern mache bloß eine Frage. Sie scheint Dir zu mißfallen?"

„Ja wirklich."

„Nun wohl, dann will ich sie nicht wiederholen." — „Sie kennt ihn," dachte Natalie verdrießlich. „Sie gibt immer ausweichende Antworten, wenn ich in dieser Beziehung Etwas wissen möchte."

„Meine eigentliche Absicht," fuhr die Gräfin fort, „war Dir Vorwürfe zu machen, daß Du mir einen meiner wärmsten und treuesten Anbeter geraubt hast; einen der wenigen, an deren Ergebenheit ich beinahe glaube."

„Und wer ist das?" fragte Schuldfried lächelnd. „Ich bin mir nicht bewußt, daß ich einen Anbeter gefangen hätte, und kann also auch Dir keinen geraubt haben."

„Und Lieutenant Aberney?"

„Ah, Tage." — Schuldfried lachte. — „Hat er sich in Dich verliebt, so magst Du ihn immerhin behalten. Er und ich sind ja bloß Jugendfreunde."

„Ganz schön und gut; aber seit Deiner Ankunft dahier hat er mich nicht mehr besucht, obschon ich ihn eingeladen habe, und überdieß ist er mir sichtlich ausgewichen. Gestehe, daß er in die Jugendfreundin verliebt ist."

„Das verhüte Gott," sagte Schuldfried ganz andächtig.

„Sie fragt Nichts nach dem jungen Aberney," dachte Natalie; „sie ist sicher in den Granitmenschen verliebt."

Natalie stützte den Kopf auf ihre Hand und sah bei dieser Gelegenheit eine Blumenvase, worin ein Strauß von Myrthen und Pomeranzenblüthen stand. „Von wem hast Du dieses Bouquet da?" fragte sie und zog die Vase an sich.

„Ich weiß nicht, es ist mir geschickt worden," antwortete Schuldfried, wurde aber dabei roth, denn sie dachte unwillkürlich an Lothar.

Die Gräfin sagte nichts, obschon sie den Farbenwechsel sehr wohl bemerkte. Sie betrachtete das Bouquet aufmerksam, als wollte sie es ausforschen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtsstudien über den Scharfrichter.

(Schluß.)

Alle Scharfrichterein standen beim Volke als Wohnstätten auch überirdischen Grauens in äußerst großem Respekt. Wer nicht mußte, besuchte sie gewiß nicht; nur die Liebe für ein krankes Kind oder die Sorge um ein leidendes Stück Rindvieh konnte solchen Besuch veranlassen, der aber niemals bis ins Innerste drang. Wer da drin und „in Frohnshänden gewesen", der

sprach natürlich nicht gern davon; daher war nichts Gewisses zu erfahren, und die Phantasie des Volkes erging sich im weitesten Spielraum. Man munkelte aber, daß die Geister der justifizirten armen Sünder, die der Enthaupteten ohne Kopf, die der Gehängten mit dem Strick am baumelnden Halse, die der Geräderten mit schlotternden Gebeinen, zu gewissen Zeiten stöhnend und ächzend die Frohnereien besuchten, wobei alle Richtschwerter und Foltergeräthe erklängen und polterten; und daß alle die armen Seelen, deren Leiber vormals im Marterkeller unter Frohnshänden gelitten, in den zwölf Nächten schaarenweise durch die schauerlichen Räume zögen.

Vom Aberglauben zur scharfrichterlichen Bildungsstufe zurückkehrend, beweiset uns eine solche der Meister Franz Schmidt, welcher 1573 Adjunkt seines Vaters zu Bamberg, später aber nach Nürnberg berufen wurde. Dieser Mann hat ein Tagebuch seiner Verrichtungen geführt, wonach er in 44 Jahren zusammen 361 Personen mit Strang, Schwert, Rad und Wasser vom Leben zum Tode gebracht, daneben eben so viele Personen am Leibe gestrafet mit Ruthenstreichen, Brandmarken, Ohrenabschneiden und Fingerabschlagen. Darauf hat er gedacht auf seinen Loorbeern ausruhen zu dürfen, hat seinen Dienst quittirt und wurde auf Fürwort seines Raths vom Kaiser ehrlich gesprochen. Aus seinen gedruckt herausgegebenen Aufzeichnungen erscheint er als ein für seine Verhältnisse recht gebildeter Mann. Schon, daß er ein Tagebuch mit Reflexionen geführt, zeigt dieß deutlich, noch mehr aber der Inhalt derselben, welcher in ihm einen kritischen Kopf in Betreff der Weisheit mancher Sentenzen seiner Gerichtsherrn, einen frommen gottesfürchtigen Sinn und ein Herz voll Kompassion für seine armen Patienten unzweifelhaft erkennen lassen.

Die Vorliebe der Scharfrichter für Studien und Exerzitien der praktischen Heilkunde zu Gunsten der vernünftigen wie unvernünftigen Kreatur vererbten sie mit ihrem Wissen auf ihre Söhne und Enkel. Und da es vor hundert Jahren noch keine Staatsexamina gab, auch der medizinische Doktorhut kein ausschließliches Privilegium ertheilte für den als freies Gewerbe geltenden ärztlichen Beruf, so bot derselbe manchem strebenden Scharfrichtersohne eine erwünschte Gelegenheit, des Vaters Profession zu verlassen und sich als Medicinae practicus durch's Land zu schlagen.

Entehrend waren und sind in den Augen des Volkes noch alle Geräthe, deren sich der Scharfrichter bedient.

Des Richtschwerts entehrender Einfluß kann nur selten ins Leben getreten sein, denn es war und blieb im verborgenen Schrein der Frohnerei und kam mit keinem ehrbaren Menschen in Contakt. Es trat eigentlich nur gelegentlich einer Exekution ins große Publikum, wo es dann nach kurzem Blitzen eben so schnell wieder verschwand, als es erschien. Der, dem es gezollt hatte, war nach der flüchtigen Berührung auch über alle Unehrlichkeit der Welt erhaben. Je weniger es nun Anlaß geben konnte zu einer Bemäkelung ehrbarer Leute, desto gewaltiger war der Nimbus des Grauenhaften, der es umgab. Die mit dem Begriff „Richtschwert" verknüpften Ideen-Assoziationen wurden von der hierin gern schwelgenden Phantasie des Volkes vielseitig ausgebeutet, und lügenhafte Gerüchte von den zauberhaften Eigenschaften desselben gingen vielfach im Schwange.

So hieß es, daß in Neumondsnächten die Richtschwerter im Schreine der Frohnerei von selbst gegen einander klirrten, anzeigend, daß nächstens eine Enthauptung bevorstehe. Der bremische Scharfrichter, Meister Adelarius, besaß ein Richtschwert, das gab in solchem Fall allemal einen klingenden Ton von sich, fein, durchdringend und nachhaltig. Im Sommer 1539, da klang es in solcher Weise 80 Mal nach einander, fast wie Glockenläuten, und nach einer Weile noch Einmal, so schrill, daß dem Adelarius zu Muthe war, als bohre sich das Eisen in sein Herz. Und nicht lange darauf mußte er 80 Seeräuber enthaupten. Aber der letzte Klang hatte ihm selber gegolten, und seiner Hinrichtung als Zauberer.

Es hieß auch, daß kundige Insassen alter Scharfrichtereien ein dumpfes Schwertergerassel allemal vernehmen könnten, wenn gleichzeitig ein todeswürdiges Verbrechen begangen werde. Auch sagte man, daß dieß Schwert vorher wisse, wessen Hals es dermaleinst durchschneiden müsse, und daß es z. B. wehmüthig ertöne, wenn ein unschuldiges Kind vor ihm stehe, das später, zum Verbrecher erwachsen, ihm verfallen werde. Dann meinte der Scharfrichter, durch ein gelindes Ritzen mit demselben Schwerte rings um des Kindes Hals dessen graues Geschick abzuwenden. Eben so wird erzählt, daß ein leichtes Ritzen der Haut mit dem Richtschwerte sicher stelle gegen alle anderweitigen Hieb-, Stoß-, Stich- und Schnittwunden. Und manche Theren mögen in der Stille der Nacht zum Scharfrichter gekommen sein, um sich von ihm gegen baare Erkenntlichkeit „fest machen" zu lassen.

Ein Scharfrichterschwert ist kein Ritterschwert, kein Reiterpallasch, keine soldatische Waffe. Es ist ein mäßig langes, breites, schweres Klingeneisen, mit beiden Händen zu schwingen und steckt gewöhnlich in schwarzledernem Scheide. Da es sehr scharf ist, so nutzt es sich im Laufe der Jahre leicht ab, worauf, um Schaden und Mißbrauch zu verhüten, die Obrigkeit es in Empfang nimmt. Daher kommt es, daß in den Rathhausarchiven vieler alter Städte gewöhnlich auch eine kleine Sammlung solcher Justizwerkzeuge aufbewahrt wird. Zuweilen hat man Zettel daran geklebt, auf welchen kurze Nachweisungen über die mit denselben vollstreckten Todesurtheile zu lesen sind.

Da in unserm aufgeklärten Zeitalter an vielen Orten entweder die Todesstrafe ganz abgeschafft oder das in der Volksmeinung noch immer geächtete Richtschwert

Digitized by Google

durch das mechanische Faltbett ersetzt ist, so dürfte ersteres bald überall außer Gebrauch kommen und zur kuriosen Antiquität werden, weßhalb das Nürnberger Nationalmuseum vermuthlich schon jetzt ein möglichst komplettes Assortiment auch dieser Reliquien des barbarischen Mittelalters anzulegen sich befleißigen wird.

Fast aller Orten trug die Klinge des Schwertes eine im Geiste und Sinne des Scharfrichters sprechende Inschrift, einen frommen Wunsch für des armen Sünders Begnadigung bei Gott, auch wohl eine Warnung vor Missethaten, unter Erinnerung an deren Sühne durch das Richtschwert. Schwerlich fand der Mann jedes Mal, wenn er es zum Gebrauch aus der Scheide zog, die erforderliche Zeit und Muße, diese Inschriften zu lesen und zu überdenken; doch kannte er sie und ihre Bedeutung, und wohl mag selbst der flüchtige Anblick dieser Worte den tiefen Ernst seiner Seelenstimmung in solchem Momente erhöht haben.

Der Werth eines Kusses.

(Pariser Gerichtsscene.)

Vor einem Friedensrichter hat kürzlich eine amüsante Verhandlung stattgefunden gegen den Schauspieler eines Pariser Vorstadttheaters wegen Entschädigung für eine gewisse Anzahl Küsse und ein gewisses Maß zärtlichen Drückens auf der Bühne. Ein M. Narcisse erscheint vor dem Friedensrichter und sagt: „Monsieur, ich bin dramatischer Schauspieler. Ich spiele auf einem Theater der Banmeile die Liebhaberrollen. Meine Rolle zwingt mich, außerordentlich leidenschaftlich, stürmisch und enthusiastisch zu sein. Ich muß zuweilen ein Paar Stunden lang Frauen jeden Alters, jeden Standes mit ausdauernder Liebe überschütten. Ach, solches Lieben, Monsieur, wird oft sehr beschwerlich, ja sogar widerlich und unerträglich, wenn man es thun muß. Nun, Monsieur, können Sie glauben, daß all' mein Feuer, meine zärtliche Hingebung, meine unübertreffliche Liebeskunst mich zu Schaden bringen soll?" Richter: „Wie so?" Narcisse: „Nun denn! Ich verdiene mir nur 100 Franks im Monat damit, daß ich mit jungen Fräuleins durchgehe, ausgepichten Koketten den Hof mache und oft eine arglose Unschuld verführe, und jetzt will man, daß ich 150 Franks für gelieferte Artikel zahle." Richter: „Für gelieferte Artikel? Bitte, welcher Art sind dieselben?" Narcisse: „Küsse — (großes Gelächter) — 150 Frks. soll ein einziger Mann für solche Dummheiten bezahlen! Das ist's, was Monsieur Valsin von mir verlangt, weil ich in meiner Rolle seine Frau auf der Bühne geküßt habe." Richter: „Wie kommt dies?" Valsin: „Das ist sehr einfach. Es gibt gewisse Bestimmungen, welche hinsichtlich dieses Punktes für alle Theater gelten. So sagt Art. 1: „Wenn ein Schauspieler während seiner Rolle eine Dame küssen muß, so soll er dieß nur zum Scheine thun." Artikel 2: „Jeder Schauspieler, welcher eine Schauspielerin ohne ihre frühere förmliche Einwilligung wirklich küßt, soll um fünf Francs gebüßt werden." Art. 3: „Ein wirkliches, aufrichtiges Drücken an das Herz wird mit 2 Frks. 50 Cent. bestraft." Nun Narcisse hat meine Frau zehn Mal ungestümm umarmt und sie wenigstes 25 Mal geküßt, weßhalb ich 150 Franks verlange." Narcisse: „Dieser Preis ist außer allem Verhältniß!" (Gelächter.) Valsin: „Ich verlange diese Summe kraft des Ausspruches der dramatischen Gesetze." Narcisse: „Kommen Sie doch, wir wollen die Sache ausgleichen, der Fehler liegt auf beiden Seiten." Valsin: „Gut!" Narcisse: „Ich habe 25 Küsse gestohlen." Valsin: „Ja." Narcisse: „Nun dann erbete ich mich, sie zurückzugeben." Hier verlor der Gerichtshof seine ganze Gravität und der Richter beendete den Fall damit, daß er ihn an einen höhern Gerichtshof wies.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Hamburg wird geschrieben: Man weiß jetzt die Ziffer der europäischen Aussteller schon mit einiger Bestimmtheit anzugeben und darf sich eines in der That unerwartet günstigen Resultates berühmen. Eine Branche z. B., die Thierschau, wird — ungerechnet die noch zu erwartenden Anmeldungen von Oesterreich mit Ungarn, Schweden, Holland, Rußland und Amerika — durch ungefähr 3000 landwirthschaftliche Hausthiere vertreten sein, worunter sich circa 500 Pferde mit 140 Hengsten, 700 Stück Hornvieh, etwa 17—1800 Schafe und Schweine und ein respektable Partie Federvieh befinden. Die Absicht, gleichzeitig mit der internationalen landwirthschaftlichen Ausstellung, auch einen internationalen thierärztlichen Kongreß abzuhalten, findet den allgemeinsten Anklang, und ihre Verwirklichung ist um so zweifelloser, als die ausgezeichneten Fachmänner, welche die darauf bezüglichen Verhandlungen leiten, es länglich anerkannten, daß ein so umfangreiches und mannigfaltiges Material zu den Studien für ihre Berufsgenossen nicht so bald an einem andern Orte geboten werden dürfte. Wie wir hören, ist die Aula unseres Johanneums den Kongreßmitgliedern bereits als Sitzungssaal überlassen worden. Der Ausstellungs-Katalog dessen Druck in diesen Tagen begonnen hat, wird etwa 14 bis 15 Druckbogen stark werden. Zur Vervollständigung der Jury sind die Herrn Robert Smith als Preisrichter für Rindvieh und R. G. Barthlopp für Pferde, beide Herren aus England, gewählt worden.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 130 Sonntag, 31. Mai 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Schuldfried war niemal aufgetreten. Jedesmal erntete sie gesteigerten Beifall und der Enthusiasmus des Publikums nahm fortwährend zu. Immer sand sie Lothar im Ochsenauge der ersten Reihe, und wenn sie aus dem Theater heimkam, erhielt sie einen Kranz von Cypressen und Lorbeern, statt der Myrthensträuße, womit sie sonst jeden Tag regalirt worden war.

Am Tag vor Schuldfrieds fünftem Auftreten hatte die Gräfin sie beharrlich ersucht, auf den Ball zu kommen, welchen sie zum Abschied von den Wintervergnügungen gab. Schuldfried wußte, daß sie dort wieder Lothar finden würde; sie wünschte dieß zwar nach der letzten Besprechung sehr; aber dennoch zögerte sie. Fürchtete sie ihn zu treffen? Nein; aber sie fürchtete die einzige Hoffnung, die sie noch besaß, vernichtet zu sehen. Seine eiskalte Achtung war ihr eine Qual, ein bitteres Leiden. Endlich entschloß sie sich jedoch den Wunsch der Gräfin zu erfüllen und auf dem Ball zu erscheinen. Während ihrer Toilette hielt sie in Gedanken folgenden Monolog:

„Ich muß heute Abend eine Besprechung mit ihm haben. Ich muß erfahren, warum er Fräulein Smith suchte und dennoch Schuldfried ein Rendezvous verweigerte. Ich will Klarheit darüber haben, was er mit den Worten meinte: Ich habe sie gefunden und wieder verloren." — Sie drückte ihre Hand gegen das Herz und betrachtete ihr wahrhaft schönes Bild in dem Spiegel, indem sie in Gedanken fortfuhr: „O daß ich nur an diesem einzigen Abend schön sein könnte, so schön, daß ich die Vergangenheit in seiner Seele zurückriefe!"

Schuldfried, die sonst eine gewisse Pracht in ihren Kleidern liebte, war diesen Abend äußerst einfach. Ganz weiß. Das Haar nur mit einigen Aehren und Kornblumen geschmückt. Sie trug keine blitzenden Juwelen, sondern nur eine Garnitur von Kornblumen.

Auch jetzt war Professor Aberney ihr Kavalier. Tage hatte, auf Schuldfrieds Aufforderung und um ihren Scherzen darüber zu entgehen, daß er es nicht wage dem gefährlichen Anblick der Gräfin Trotz zu bieten, beschlossen den Ball ebenfalls zu besuchen, um Schuldfried zu zeigen, daß Natalie ihm gleichgiltig sei.

Schuldfried tanzte gern, denn sie tanzte gut. Der Ball war schon weit vorangeschritten, als Lothar kam. Schuldfried entdeckte ihn während eines Walzers mit Tage. Es war das Erstemal, daß Tage sie im Wirbel des Tanzes schwang. Gott und Schuldfried allein wissen, wie es möglich war, daß er nicht, bei dem Schwindel, der ihn ergriff, Alles verrieth, was sein Herz empfand. Gewiß ist, daß Schuldfrieds kalte Miene ihn beinahe erschreckte und das Einzige war, was seine Gefühle zügelte. Als der Walzer zu Ende war und Tage sie aus dem Tanzsaal führen wollte, kamen sie an Lothar vorbei. Er grüßte Schuldfried mit einer noch kälteren und höflicheren Verbeugung als gewöhnlich. Tage warf einen triumphirenden Blick auf Lothar, als hätte er damit sagen wollen: Sie gehört mir, sie ist für Dich verloren.

Tage hatte Anfangs gefürchtet, daß Lothar durch eine Erklärung über sein Wegbleiben von dem Rendezvous in Neapel ihn gänzlich stürzen und dadurch auf einmal wieder seinen früheren Platz in Schuldfrieds Herzen gewinnen würde; aber da diese Erklärung noch nicht stattgefunden hatte, obschon seit der ersten Begegnung Lothars und Schuldfrieds beinahe zwei Wochen verflossen waren, so hielt er es für ausgemacht, daß Schuldfried ihr ausweiche. Ueberdieß flüsterte ihm seine Eigenliebe so manche thörichte Hoffnung zu, daß er auf den Grund derselben Schuldfrieds sicher zu sein glaubte. War es wohl denkbar, daß jetzt, nachdem sie ihn, den Jugendfreund, wiedergefunden, ihr Herz von der Treue abweichen konnte, die sie ihm schuldete? Nein! Um allen ungebührlichen Erklärungen zwischen ihr und Lothar zuvorzukommen, beschloß er schon am folgenden Tage mit einer solchen herauszurücken. Schuldfried sollte über die Zukunft entscheiden. Sie konnte nicht anders, sie mußte ihm ihr Wort halten. Dieß waren die Gedanken, welche Tage in seinem Hirn wälzte, während er neben Schuldfrieds Stuhl stand und von gleichgiltigen Dingen sprach.

„Herr Lieutenant, wie soll ich Ihre Aufführung in den letzten Zeiten erklären?" sagte eine scherzende Stimme hinter ihm mit einem solchen Tone, daß man sie für Schuldfrieds Stimme halten konnte. Tage erröthete und wandte sich um. Vor ihm stand Natalie

Digitized by Google

mit drohend erhobenen Fingern. Ihr Blick war auf den jungen Mann mit einem gewissen Ausdruck gerichtet, der ihn fesselte.

„Frau Gräfin, ich verstehe Ihre Meinung nicht," antwortete Tage, der mit innerem Entsetzen fühlte, daß nicht einmal Schuldfrieds Anwesenheit ihn vor dem gefährlichen Einfluß der Gräfin sichern konnte.

„Nicht?" Natalie hing ihr Köpfchen schief und lächelte auf eine so bezaubernde Weise, daß es Tage ganz bang um's Herz wurde. „Ihren Arm, Lieutenant Aberney, so will ich mich erklären." Damit entfernte sich die Gräfin an Tages Arm, nachdem sie Schuldfried mit den Worten zugenickt:

„Ich beraube dich auf einen Augenblick Deines Kavaliers."

„Und ich, ich muß mit ihm sprechen," dachte Schuldfried. „Koste es, was es wolle, das Eis muß gebrochen werden."

Sie erhob sich um Lothar ausfindig zu machen, setzte sich aber sogleich wieder, denn er kam von der entgegengesetzten Seite auf sie zu.

„Sie befinden sich doch recht wohl, Madame?" sagte er auf französisch und setzte sich neben Schuldfried, indem er einen raschen, forschenden Blick auf die Personen in ihrer Nähe warf. Schuldfried beantwortete die Frage, aber mit einer Stimme, welcher die Ruhe gänzlich abging, wodurch die seinige sich auszeichnete.

„Sind Sie zu dieser Polka engagirt?" fragte er auf italienisch, als er entdeckte, daß man ihn und Schuldfried neugierig beobachtete.

„Ja, sowohl zu dieser als zu allen übrigen," antwortete Schuldfried in derselben Sprache.

„Und Sie gedenken sie zu tanzen?" Lothar betrachtete Schuldfried. In seinem Blicke stand: Tanze nicht!

„Nein, ich will heute Abend nicht mehr tanzen." Schuldfried lächelte ganz schalkhaft.

„Wirklich?" Lothar blickte mit gleichgiltiger Miene an den Plafond empor. „Sie wollen sich den Eindruck des letzten Walzers ungeschwächt bewahren?"

„Das nicht; aber der Tanz macht mir keine Freude mehr."

In Neapel pflegt man eine Dame für den ganzen Abend entweder zum Tanz oder zur Konversation oder auch zu beidem zu engagiren. Genug, sie gehört über die Ballzeit dem Kavalier, und auf diese Art kann ein Ball auch ein wirkliches Interesse erhalten.

„Sie haben gesagt, daß Sie heute Abend nicht mehr zu tanzen gedenken; es ist doch so?"

„Ganz gewiß, die Wärme ist so drückend."

„Gut, in diesem Fall nehme ich mir die Freiheit, Sie zu einer Konversation während dieser Polka einzuladen. Nehmen Sie den Vorschlag an?"

„Gerne."

„Wenn die Musik anfängt, bin ich also wieder hier." Lothar stand auf und trat zu einer Dame, die nicht weit davon saß. Er ließ sich neben ihr nieder. Schuldfried verabschiedete ihre Tänzer unter dem Vorwand, daß es ihr zu warm sei und sie heiser zu werden fürchte. Lothar dachte, während er mit der Gräfin N. sprach:

„Sie hat meinen unausgesprochenen Wunsch verstanden. Sie besitzt also noch den Instinkt des Herzens. Jetzt, Schuldfried, gilt es zu sehen, ob Du die Proben bestehst, denen Du Dich unterwerfen mußt; ob Dein Gefühl wirklich an mich gefesselt ist, oder ob Du auch jetzt Lothar für ihn aufopfern wirst. — Ja, ich muß auf meiner Hut sein, damit nicht meine Alles verschlingende Schwäche wiederum meinen Verstand beherrscht und mich zu ihrem Sklaven macht. O Schuldfried, Schuldfried! Wenn Du mir meinen Glauben an Dich wieder geben könntest, so würde ich alle Qualen vergessen, die Du meinem Herzen bereitet hast. — Hoffe indessen nie, daß ich derjenige sein werde, der zuerst von Liebe spricht. Nein, das Herz das Du einmal verstoßen hast, das mußt Du jetzt nehmen, es kann Dir nicht mehr angeboten werden."

Die ersten Takte ertönten. Der Kavalier der Gräfin N. kam um sie wegzuführen. Lothar ging um seinen Platz bei Schuldfried einzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Singsing, das große Zuchthaus.

Wenn man von New-York den Hudson hinauffährt, so wird man unwillkürlich an den Rhein erinnert. Links ist das Ufer des majestätischen Stromes von einem hohen Bergrücken, welchen von unten bis oben ein dichter Wald bedeckt, eingefaßt; rechts dehnt sich eine herrliche Landschaft aus, besäet mit freundlichen Städten, oder auch mit einzelnen Farmen und Landhäusern, die in ihrer weißen Festkleidung mit den grünen Jalousien so einladend und frisch aussehen, wie ein liebliches Kind am ersten Mai! Es fehlen nur die alten Burgruinen, nebst den saftig grünen Weinbergen, so wie die lieblichen Vogelstimmen, welche an beiden Ufern ihre Lerchentöne erschallen lassen. Insbesondere aber vermißt man die frohen, fröhlichen Gesichter, denen man überall am Vater Rhein begegnet und diese lassen sich durch keine auch noch so herrliche Natur ersetzen.

Ist man den Strom etwa vierzig Meilen (d. h. englische Meilen, von welchen fünf auf eine deutsche gehen) aufwärts gefahren, so hat man zur Rechten ein großes Dorf, dessen Häuser und Häuschen an der Uferhügelkette zerstreut, sich wohl eine Stunde weit ausdehnen, umgeben von fruchtbaren Feldern, zum Theil versteckt unter Bäumen und Laubwerk; am Fuße des

Digitized by Google

Dorfes aber, fast hart am Hudsonflusse, erheben sich hohe, massiv steinerne Gebäude, welche auf drei Seiten von einer nicht minder hohen und massiven Mauer umgeben sind. Nur die Stromseite ist ohne Umfassungsmauer, denn der Hudson, welcher hier eine Breite von zwei englischen Meilen einnimmt und in reißender Schnelligkeit dahinfließt, gewährt sicherlich mehr Schutz, als die höchste Mauer thun würde. Das besagte Dorf nun heißt Singsing und innerhalb der hohen massiven Mauern befindet sich das berühmte gleichnamige Zuchthaus des Staates New-York, welches schon so vielen andern Zuchthäusern der alten und neuen Welt zum Muster gedient hat.

Eigentlich sind es zwei Zuchthäuser, das für Männer, so wie das für Weiber, und beide liegen ganz getrennt von einander. Zwischen ihnen hindurch nämlich führt die Hudson-river-rail-road, jene berühmte Eisenbahn, welche hart am Ufer des Hudson, oft in denselben hineingebaut oder über breite Strombuchten hingeleitet, nach Albany hinaufführt und als ein Wunder der Baukunst gilt. Somit kann von einer Gemeinsamkeit der beiden Zuchthäuser nicht die Rede sein und überdieß ist auch das eine derselben um so viel größer und umfangreicher, als das andere, daß das letztere gegenüber von dem ersteren eigentlich ganz verschwindet. Betrachten wir uns also eines nach dem andern, und zwar zuerst das männliche Zuchthaus, um dann am Schlusse auch des weiblichen mit einigen Worten zu gedenken.

Wenn man am Landungsplatze der Dampfboote, welcher sich am Fuße des Dorfes Singsing unweit des Eisenbahnstationshauses befindet, ausgestiegen ist und sofort dem Zuchthause ein paar hundert Schritte weit zugewandelt ist, so wird man von ein paar Männern in langen grauen Kutten, mit noch längern Gewehren über den Schultern, in Empfang genommen und gefragt, wohin man zu gehen begehre. Es sind dieß die Privatschutzwächter des Zuchthauses (stehendes Militär, das „hiezu“ zu verwenden wäre, gibt es bekanntlich in Amerika nicht), also so zu sagen, die Außenposten der Festung, denn sie haben ihren Standpunkt ringsum auf den kleinen Uferhügeln, von denen aus sie das Zuchthaus, den Hudson, so wie die ganze Umgebung übersehen und jede verdächtige Bewegung überwachen können. Ihre Anzahl beträgt im Ganzen etliche und fünfzig, aber sie wechseln alle vier Stunden mit einander ab, so daß bei Tage stets nur fünfzehn, bei Nacht aber nie weniger als sechs auf den Beinen sein müssen. Diesen Schildwachen nun nennen wir natürlich unser Begehr und sofort begleitet uns Einer von ihnen bis an's Thor der hohen Mauer. Dort befindet sich ein kleines Häuschen, in welchem der Thorschreiber sitzt und von diesem eingeladen verewigen wir unsere Namen in ein großes Buch, worin schon Tausende vor uns ebenfalls eingeschrieben stehen. Zugleich aber hinterlegt Jeder von uns zwei Schillinge, das ist nach süddeutscher Währung siebenunddreißig Kreuzer, welche als Entreegebühr gelten können. Das Geld — und es macht jährlich eine Summe von mehreren tausend Thalern aus — wird zum Nutzen der Anstalt verwendet und vertritt nebenbei auch die Stelle des Trinkgeldes an den Führer, welcher, von dem Thorschreiber durch eine Glocke zitirt, nach wenigen Minuten erscheint, um uns als Cicerone zu dienen.

Wir machen uns also auf den Weg, voraus den Führer, der uns eben so freundlich als höflich begegnet. Er verspricht uns sämmtliche Merkwürdigkeiten zu zeigen und erklärt sich bereit, auf alle unsere Fragen Antwort zu ertheilen; nur erfucht er uns, nirgends, wo wir uns in der Nähe der Zuchthausgefangenen befinden, am allerwenigsten aber in den Arbeitslokalen ein lautes Wort zu sprechen. Ja nicht einmal „flüstern“ sollen wir, denn „schweigen“ ist die erste Regel in Singsing, und diese Regel hört blos auf, wo keine Gefangenen sind! Wir besehen zuerst das eigentliche Gefängniß, das Gebäude, worin sich die Zellen der Sträflinge befinden, also das große Schlafzimmergefängniß oder die „Halle“, wie man dasselbe gewöhnlich nennt. Sie ist fünf Stockwerke hoch, fünfhundert Fuß lang, vierundvierzig Fuß tief und durchweg massiv aus dicken Quadern erbaut.

Jedes Stockwerk enthält zweihundert Zellen, nämlich hundert gegen Mittag und andere hundert gegen Mitternacht, so daß sich in allen fünf Etagen im Ganzen genommen tausend Zellen befinden. Schmal und eng ist jede Zelle, nur drei Fuß breit, sechs Fuß drei Zoll lang, so wie sechs Fuß acht Zoll hoch. An der Wand steht man eine eiserne Bettstätte aufgeschlagen, welche Abends, wenn man den Sträfling einsperrt, herunter gelassen wird, und das ganze Ameublement besteht aus einem einfachen niederen Schemel oder Stuhl nebst einem schmalen Gestuhl, auf welchem eine Bibel nebst einem Gesangbuche liegt. Sobald die Bettstelle heruntergelassen ist, nimmt sie fast den ganzen Raum ein und der Gefangene hat dann nur die Wahl entweder auf dem Bette zu liegen oder auf demselben zu sitzen. Besonders einladend sieht letzteres aber nicht aus, denn es besteht aus nichts als aus einem Strohsack, einer Strohmatratze und einem Strohkissen, so wie aus zwei wollenen Teppichen, den Leib zu bedecken. Doch ist Alles reinlich und auch die Zelle selbst hat einen properen Anstrich, denn man gypst die Wände regelmäßig alle Jahre, so daß sie bei Lichte ganz weiß glänzen.

Eine schwere eiserne Thüre verwahrt den Eingang zu jeder Zelle und in der Thüre befindet sich ein kleines Loch für Luft und Licht; alle die hundert Thüren aber, welche gegen Norden oder Süden hinauslaufen, schließen sich vermittelst einer einfachen Mechanik durch einen einzigen Druck, so wie sie sich auch wieder durch nur einen Druck öffnen, und somit können die sämmtlichen tausend Zellen von einem einzigen Manne gar leicht

Digitized by Google

hinter Schloß und Riegel gehalten werden. Ist das nicht sinnreich? Im Uebrigen jedoch dürfte über die besagten Zellen wenig mehr zu bemerken sein, außer daß die Wände hinten und auf beiden Seiten, so wie der Fußboden und die Decke oben aus mächtig dicken Quadern bestehen, ohne Zweifel damit keiner der Gefangenen von seinem Nachbar ein Wort oder auch nur einen Laut hören könne. So herrscht denn in diesen Räumen eine tiefe grabähnliche Stille, und der Tritt des Wächters, der in dem breiten Gange vor den Zellen auf und ab wandert, klingt hohl und schaurig, wie der eines finstern Gespenstes.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

„Der Ring der Nibelungen" von Richard Wagner, ist jetzt als Text der künftigen vier Opern (bei J. J. Weber gedruckt) erschienen. Aus dem Vorworte erfahren wir, daß der Verfasser in aller Bescheidenheit das Werk zur Aufführung an vier auf einander folgenden Abenden, also zur Anstellung eines „musikalischen Wagnerfestes" bestimmt, und sich dazu eine der minder großen Städten Deutschlands ausersehen hat, wo man nur für diesen Zweck ein provisorisches Theater errichten, in den Frühlingsmonaten aus den deutschen Operntheatern die vorzüglichsten dramatischen Sänger berufen solle, und wo es dem staunenden deutschen Volke erlaubt sein soll, sich zu versammeln, um das Wunderwerk seines Opernbarden Wagner zu vernehmen. Ueber die Musik fehlt vorläufig noch jede nähere Kenntniß, zumal da Wagner kaum hofft, noch Muße und Lust zu ihrer Vollendung zu finden. Der vorliegende Text beansprucht schon die höhere Zukunft und verdient alle Beachtung. Junge Dichter können aus demselben viel lernen, wie man aus nachfolgendem Beispiel erkennen wird. Die erste Oper „Das Rheingold", beginnt damit, daß die Bühne den Grund des Rheines darstellt, statt der Luft sieht man Wasser, in der Mitte der Bühne ist ein großes Felsenriff, und um dasselbe „kreist in anmuthig schwimmender Bewegung eine der Rheintöchter": Woglinde; dieselbe singt:

Weia! Waga!
Woge, du Welle,
Walle zur Wiege!
Wagalaweia!
Wallala weiala weia!

Wenn auch diese Sprache für Wassertöchter vielleicht verständlicher ist, als für das Publikum der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, so sind dagegen andere Stellen von so erschreckender Deutlichkeit, daß zu vermuthen steht, jedes einigermaßen gebildete Publikum werde dagegen Protest einlegen. So singt z. B. der Nibelunge Alberich zu einer der Wassertöchter, Wellgunde:

Noch nicht genug!
Die schlanken Arme
Schlinge um mich,
Daß ich den Nacken
Dir neckend betaste
Mit schmeichelnder Brunst
An die schwellende Brust mich dir schmiege.

Auch an die Sprechfähigkeit der Sänger werden absonderliche Anforderungen gestellt. So klettert besagter Nibelunge unter dem Wasser auf den Felsen umher und singt dabei:

Garstig glatter,
Glitschriger Glimmer!
Wie gleit' ich aus!
Mit Händen und Füßen
Nicht fasse, noch halt' ich
Das schlecke Geschlüpfer! (Er prüht stet.)
Feuchtes Naß
Füllt mir die Nase:
Verfluchtes Niesen!

Das Petroleum, welches als Handelsartikel in der letzten Zeit einen so großen Aufschwung genommen, hat am vorigen Sonnabend in Plymouth sein Opfer gefordert. Ein Mr. Emmett, Engroshändler daselbst, stieg Abends gegen 9 Uhr mit einer brennenden Kerze in den unter seinem Laden befindlichen Keller, um eine Quantität Petroleum heraufzuholen. Kurz darauf fand eine furchtbare Explosion statt und das Gebäude stand im Augenblick in Flammen. Mit Mühe retteten sich die übrigen Bewohner noch zeitig aus dem Hause, und da man nicht gleich Wasser genug zur Hand hatte, so verbreitete sich der Brand so schnell, daß fünf Häuser zerstört waren, ehe man dem Feuer Einhalt thun konnte. Der Leichnam des Mr. Emmet wurde zur Unkenntlichkeit entstellt kürzlich aus den Trümmern hervorgegraben. Wie es heißt, bestand der ganze Vorrath an Petroleum in einem einzigen Fasse.

Ein seltener Vogel wurde vor einigen Tagen am sogenannten Struzniga-Teiche bei Tigring in Kärnthen geschossen. Bei der Uebergabe an das Museum zu Klagenfurt erkannte man denselben als den schwarzen Ibis der Alten (Ibis falcinellus L.), dessen Heimathland Aegypten ist und dessen Erscheinen in Deutschland gewiß zu den Seltenheiten gehört.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 131 Dienstag, 2. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Wir Sterblichen können nie ohne Motive handeln," begann Lothar mit etwas unsicherer Stimme, „und da dieß eine allgemein angenommene Regel ist, Madame, so hat ein solches auch zu Grund gelegen, als ich Sie um diesen Tanz ersuchte."

„Ich habe es verstanden," antwortete Schuldfried, „und wenn Sie nicht auf diese Art Gelegenheit zu einem Gespräche zwischen uns verschafft hätten, so hätten Sie mich genöthigt es zu thun. Sie waren mir eine Erklärung schuldig."

„Das ist wahr." Lothar bemühte sich die Bewegung zu bezwingen, die ihn beherrschen wollte. „Ich hätte diese Erklärung schon bei unserm ersten Zusammentreffen geben sollen, aber . . ."

„Sie glaubten, daß Schuldfried eine solche nicht verdiene?" flüsterte die junge Dame.

„Madame, wenn ich Schuldfried wieder gefunden hätte, so würde ich keine Minute mit einer Erklärung gezögert haben, welche nicht geben zu können zwei Jahre lang mein größter Schmerz war."

Lothar fuhr mit der Hand über seine Stirne, heftete einen strengen Blick auf Schuldfrieds glühendes Gesicht und sprach also weiter:

„Eines Abends besuche ich das Theater, um eine berühmte Sängerin zu hören, ein Frauenzimmer das in der Welt umhergereist ist, um Beifall zu ernten, um sich applaudiren zu lassen; mit einem Wort eine Schauspielerin. — Madame, in ihr konnte ich unmöglich Schuldfried erkennen. Es widerstrebte mir beinahe die Erklärung, die auf meinem Herzen brannte gegen Madame Dorbino abzugeben. — Schuldfried konnte unmöglich die Wittwe des Komponisten Dorbino sein." Lothar verstummte.

„Mag sein," sagte Schuldfried mit einem Tone, der vollkommen von der Bewegung frei war, welche sich einen Augenblick zuvor in ihrer Sprache wieder gefunden hatte, „mag sein, daß Sie, wie die meisten Menschen, nicht begreifen können oder wollen, daß die Sängerin eine Künstlerin ist, sondern daß Sie sich von Ihrem Vorurtheil beherrschen lassen; aber auch in diesem Fall hätte die Ritterlichkeit Sie bestimmen müssen, nicht zu vergessen, was die Höflichkeit fordert, zumal da es sich um ein Frauenzimmer handelte." Schuldfried sprach jetzt mit der ungezwungenen Aufrichtigkeit, die sie als junges Mädchen ausgezeichnet hatte.

„Fordern Sie Höflichkeit von mir, Madame?"

„Ich verlange Etwas, wozu jedes Frauenzimmer berechtigt ist."

„Auch das ist unmöglich. Da ich in Madame Dorbino Diejenige wieder fand, welche einst Schuldfried gewesen, so konnte sie kein Gegenstand meiner Höflichkeit werden, sondern eine Person der ich meine Achtung bezeigte."

„Achtung?" wiederholte Schuldfried lächelnd. „Bewiesen Sie Ihre Achtung dadurch, daß Sie mit Stillschweigen den Wunsch beantworteten, den ich einst an Sie ergehen ließ? Sie schickten nicht einmal einige Worte leerer Höflichkeit als Entschuldigung, sondern ließen die Dame, die Sie um eine Besprechung bat, vergebens warten. Sie erklärten ihr dadurch, daß Sie sich ihr gegenüber der Pflichten der Höflichkeit überhoben glaubten. Sie wußten indeß damals nicht, daß Schuldfried eine Bahn betreten hatte, welche Sie nicht billigen. Nicht gegen Madame Dorbino zeigten Sie in Neapel Ihre Geringschätzung, sondern gegen . . ."

„Das Weib, das ich einst anbetete," fiel Lothar mit aufgeregter Stimme ein. „Madame, möge Gott Sie davor bewahren, das zu erfahren, was ich empfand, als ich Ihren Brief zu spät erhielt."

„Sie erhielten ihn also?"

„Ja, aber durch einen unglücklichen Umstand den ich nicht näher erklären will, erhielt ich ihn erst um sieben Uhr desselben Abends, wo Sie mich zu sprechen wünschten. Ach! Sie hatten es mir ja unmöglich gemacht, Sie wieder zu finden; konnten Sie einen Augenblick glauben, daß ich nicht geeilt haben würde, einem Rufe Schuldfrieds Folge zu leisten?"

„Dank für diese Worte." Eine Thräne zitterte in Schuldfrieds Wimpern und sie lächelte mild.

Eine Thräne in Schuldfrieds Augen! Lothar, Lothar, wie sollte es jetzt mit Deinen stolzen Vorsätzen gehen? Warst Du bereit dieser Gefahr entgegenzutreten? Ganz sicher nicht! Lothar beugte sich hastig vor, als wollte er ihre Hand ergreifen, die Lippen öffneten sich um Worte sprechen, die ganz anders lauteten, als wie die

Digitized by Google

kalte Vernunft sie diktirte; aber in diesem Augenblick schwärmten die Tänzer in den Salon herein, und gleich darauf stand Natalie, auf Tages Arm gestützt, vor ihnen.

„Ei wie, Herr Baron, Sie tanzen nicht?“ rief Natalie.

„Ich warte auf den Walzer, welchen Sie mir gütigst zugesagt haben,“ antwortete Lothar und erhob sich.

„Und inzwischen verhindern Sie Madame Dorbino am Tanzen?“

„Keineswegs; Madame wagt heute Abend nicht mehr zu tanzen, weil sie heiser zu werden fürchtet. Wir haben von Neapel gesprochen,“ fügte Lothar mit einem Blick auf Tage hinzu.

„Ja, Sie hielten sich gleichzeitig daselbst auf,“ fiel die Gräfin ein und fixirte Lothar. „Es war just damals als Frida einen der Offiziere der Fregatte Carolina nach Ihnen fragte.“

„Gräfin, Sie sind allzu gütig, Sie belieben zu schmeicheln,“ sagte Lothar mit einer kalten Verbeugung vor Natalie.

„Ha, der Mensch macht mich noch rasend durch seine Unzugänglichkeit,“ dachte sie.

„Sie haben von Neapel gesprochen,“ dachte Tage und biß die Zähne zusammen. — „aber was thut's? Schuldfried wird in meinem Benehmen nur einen Beweis dafür sehen, wie wahnsinnig ich sie liebe. Morgen muß das Loos geworfen werden.“

Etwas später kam Lothar auf Tage zu und sagte: „Sie können ruhig sein, ich habe Madame Dorbino nicht gesagt und werde ihr auch nie sagen, wer oder was mich verhindert hat, Schuldfrieds Einladung Folge zu leisten.“ — Ohne Tages Antwort darauf abzuwarten, entfernte sich Lothar von ihm.

In den übrigen Stunden des Abends konnte Lothar keine Gelegenheit mehr erhalten, mit Schuldfried ein Wort zu wechseln, so sehr war sie umringt. Die Enthusiastischsten bestürmten Tage mit Lobsprüchen auf Madame Dorbino. Lothar hörte ihn darauf sagen, daß er mit ihr verwandt sei.

Am folgenden Tag, als Tage beschlossen hatte, daß sein Schicksal entschieden werden solle, hatte Schuldfried Morgens Probe und Abends mußte sie spielen; folglich wurde der junge Herr nicht empfangen und mußte also seinen Sturm auf einen andern Tag verschieben; aber wer weiß, was die Zukunft in ihrem Schooße birgt?

Am Abend war das rechte Ochsenauge leer. Die klaren, kalten, düstern Augen blickten Schuldfried nicht entgegen. Als sie nach dem Theater heim kam, überreichte ihr Anaise nicht wie gewöhnlich einen Kranz von Lorbeern und Cypressen. Schuldfried vermißte ihn und war darüber bekümmert, wie auch darüber, daß Lothar nicht im Theater gewesen. War er krank? Oder was veranlaßte ihn zum Wegbleiben?

Tage wurde auch am folgenden Tag verhindert, Schuldfried zu besuchen. Der Dienst nöthigte ihn, da zu bleiben, wohin seine Pflicht ihn forderte. Schuldfried verbrachte ihren Tag bei Natalie, wie sie gewöhnlich that, wenn sie nicht bei Aberneby war oder allein zu bleiben wünschte.

Natalie hatte einige ihrer vertrauteren Freunde zum Diner eingeladen. Unter ihnen war Lothar. Man schwatzte munter über Tisch; Natalie war bezaubernd, Schuldfried heiter.

Obschon sie Lothar von ganzer Seele liebte, so hatte sie sich gleichwohl niemals durch den Schmerz oder Kummer, den ihre Liebe ihr verursachte, niederdrücken lassen und ihr von Natur lebensfrisches Gemüth stets vor einem liebesiechen Winseln zu bewahren gewußt. Nein, sie hatte ihre bittersten Kümmernisse, ihre schmerzlichsten Leiden mit einer Hülle von Zuversichtlichkeit bedeckt, so daß sie stets mit Glauben und Hoffnung der Zukunft entgegen sah. Fand sie, daß ihre Hoffnungen sie täuschten, so beugte sie demüthig ihr Haupt vor dem Mißgeschick und richtete es dann wieder empor mit dem Gedanken:

„Was ich hoffte und wünschte war wohl nicht recht, und deßhalb wurde mir das Ziel versagt, das ich zu erreichen wünschte; oder auch waren die Mittel, die ich anwandte unrichtig. Ich will von Neuem anfangen, mit Glauben und Hoffnung zu arbeiten.“

(Fortsetzung folgt.)

Singsing, das große Zuchthaus.

(Fortsetzung.)

Wir sind froh, das Zellengefängniß hinter uns zu haben, denn das Unheimliche, Hesselben hat uns die Herzen zusammengeschnürt. Treten wir nun aber in den Hof hinaus, so stehen wir alsobald vor einem anderen Gebäude; doch macht dieses einen bei weitem besseren Eindruck schon deßwegen, weil es nicht so „massig“ ist und nur zwei Etagen hat. In seinem zweiten Stockwerk enthält es einen Betsaal für etliche hundert Personen, so wie ein Spital für etwa den dritten Theil dieser Anzahl, welche beide Lokalitäten mit hellen, hohen, wenn auch fest vergitterten Fenstern versehen sind.

Aus dem ersten Stockwerk, also aus dem Parterre steigt Rauch auf, denn es befindet sich hier die mächtige Zuchthausküche, in welcher das Essen für die sämmtlichen Gefangenen bereitet wird, und gleich daneben liegt der Speisesaal, der geräumig genug ist, um

Digitized by Google

tausend Sträflinge zu gleicher Zeit ihre Mittagsmahl einnehmen zu lassen. Die Einrichtung desselben ist übrigens äußerst einfach und besteht eigentlich aus nichts als verschiedenen mächtig langen Bänken und Tischen aus Tannenholz. Was braucht man auch mit Zuchthäuslern viele Umstände zu machen? Eben so einfach erweisen sich die Speisegeräthe, denn hölzerne Schüsseln, hölzerne Teller, so wie hölzerne Löffel sind alles, dessen die Kostherren bedürfen.

Die Speise selbst kann aber weder schlecht noch mangelhaft genannt werden und sogar für Abwechslung hat man wenigstens einigermaßen gesorgt. Die Gefangenen bekommen nämlich an dem einen Tag zum Mittagbrod: gesalzenes Fleisch, Kartoffel und Brod, und am andern: Brod, Suppe nebst frischem Fleisch. Am Sonntag aber besteht die Mahlzeit aus Brod, Reis, Fleisch, Kartoffeln und Melasses, d. h. Syrup um ihn auf's Brod zu streichen. Ist das nicht genug? Zudem gibt es außer dem Mittagessen auch noch ein Frühstück, bestehend aus Kaffee und Brod nebst etwas Pudding oder Mus, so wie ein Abendbrod mit Molasses und Kartoffeln.

Kein Wunder also, wenn die Zuchthäusler meist wohlgenährt und zum Theil sogar besser aussehen, als zu der Zeit, die sie in der Freiheit zubrachten! Die geregelte Lebensweise so wie die Diät schlägt prächtig bei ihnen an!

Wir kommen nun in's Freie über große Hofräume, in welchen eine Menge langer niederer Gebäude zerstreut liegen, denn die Anstalt bedeckt einen Flächenraum, auf welchem eine mäßige Stadt bequem Platz hätte, und es gibt allda großartige Werkstätten bis zu zweihundert Fuß Länge nebst dreißig Fuß Breite. Man muß nämlich wissen, daß die Insassen des großen Zuchthauses in Singsing nicht dazu da sind, um „nichts“ zu thun, sondern vielmehr dazu, um gehörig beschäftigt zu werden, und man hat also verschiedene Arbeitslokale eingerichtet, in welchen sie den ganzen Tag die Hände rühren müssen.

Wohin gehen wir nun zunächst? In die Eisen- und Messinggießerei oder in die Hutfabrik, in die Teppichweberei oder in die Schreinerei, in die Cigarrenfabrik oder in die Schusterhandwerksstätte? Stille jetzt! Keinen Laut! Das geringste Wort könnte einem Gefangenen Aufschluß geben über einen Versuch seiner Freunde, ihn zu befreien! Also nochmals Stille, und insbesondere auch keine Miene verändert, damit nicht dieser oder jener Sträfling darinnen etwas lese! Wir treten in die Arbeitssäle. Sie sind groß und lustig und Alles ist darin auf's emsigste thätig. Jedem von ihnen steht ein sogenannter „Vormann“, d. h. ein Obergeselle vor, welcher das Ganze zu leiten hat. Es ist dieß übrigens kein Sträfling, sondern vielmehr ein in seinem Fach gut bewanderter und eben so gut besoldeter Meister-Arbeiter, welchem es obliegt, die unwissenden Bursche, wenn sie in die Anstalt eintreten, im Handwerke zu unterrichten und Jedem seine tägliche Aufgabe anzuweisen. Somit könnte man ihn, den besagten Obergesellen, auch den „Geschäftsführer“ des Saales nennen, welchem der Sträfling als Lehrling gegenüber steht; nicht minder aber fungirt er als „Aufseher“, denn er hat die Pflicht, die sämmtlichen unter ihm stehenden Zuchthäusler zu überwachen und zu beaufsichtigen. Kein Wort, kein Strafensmörchen dürfen sie unter sich reden, diese Zuchthäusler! Keine Miene darf sich verziehen zur Zeichensprache, kein Auge zur Augensprache; und doch — wie heredt schaut und das Auge der Gefangenen an, wenn wir in den Saal treten! Wie viel Trauer und Wehmuth, besonders aber wie viel Hohn und Haß liegt in diesem Auge! „Auch wieder Einer,“ so scheint uns dasselbe zu sagen, „auch wieder Einer, der gekommen ist, die Menagerie von Singsing, bei der wir die Rolle der wilden Thiere vertreten, zu beschauen!“

Sie haben kein strenges Tagewerk, die Sträflinge! Sommers zwölf Stunden, nämlich von früh sechs bis Abends sechs Uhr; Winters aber nur von früh acht bis Abends vier ein halb Uhr, also im Ganzen blos acht ein halb Stunden! Ueberdieß gibt es über Mittag regelmäßig ein Interstitium von dreißig Minuten, und im Hochsommer, während der heißesten Jahrszeit, wird dasselbe oft auf mehrere Stunden ausgedehnt. Doch nicht blos hiedurch erweist man sich gegen die Zuchthäusler wohlwollend, sondern noch viel mehr dadurch, daß sie nicht „umsonst“ arbeiten müssen. Im Gegentheil werden dieselben regelmäßig für ihr Tagewerk bezahlt und nicht einmal schlecht bezahlt.

Die verschiedenen Fabriken nämlich, welche sich in Singsing befinden, gehen auf Rechnung von einzelnen Kontraktoren und Fabrikanten, welche vom Staate die Begünstigung erhalten, die Zuchthäusler zu beschäftigen und nun den einzelnen Sträfling mit 50 bis 75 Cents, also mit 1 fl. 12 kr. bis 1 fl. 48 kr. für seine Tagesarbeit belohnen. Von diesem Geld zieht man natürlich zuerst die Auslagen für Kost und Logis ab (wenn wir nicht irren 25 Cents), den Rest aber schreibt man dem Sträfling zu gut und zahlt ihm denselben nach erstandener Strafzeit bei Heller und Pfennig aus. Ist das nicht alles Mögliche? Ja ist es nicht sogar mehr, als ein Zuchthäusler nur irgend verlangen kann? Und doch — man gehe einmal in eine Fabrik „außerhalb“ des Zuchthauses und vergleiche sie dann mit der Fabrik „im“ Zuchthause! Lust an der Arbeit, Lust am Leben spricht aus dem Gesichte des freien Arbeiters, und ein heller frischer Ton klingt durch den ganzen Saal; — im Zuchthause aber Widerwillen, Mattheit, Ueberdruß, Ekel, Haß! Ja „Haß“ ist das rechte Wort, Haß vor Allem, Haß gegen den Aufseher, Haß gegen den Vormann, Haß gegen die Anstalt, Haß gegen die Menschheit! Und dazuhin ein Haß, den man tief verschlossen, Jahre lang tief verschlossen im Innern halten muß, so daß er nicht einmal in der Miene sichtbar wird.

Digitized by Google

„Aeußern“ oder auch nur „merken lassen“ darf man ihn ja nicht, wenn man nicht schwerer Strafe gewärtig sein will, äußern weder durch Worte, noch durch Bewegungen, noch durch Blicke! Der Sträfling weiß ja, daß er von allen Seiten beobachtet wird; er weiß ja, daß der Inspektor mit seinen verschiedenen Unterge-benen und Gehülfen seine Augen überall hat, und daß diesen Aufsehern nichts entgeht, auch nicht das Geringste! Ja daß sie nur zu gerne geneigt sind, selbst da etwas Strafbares zu sehen oder zu hören, wo gar nichts der-artiges vorgekommen ist! Glaubt man nun, unter solchen Umständen werde der Haß der Zuchthäusler sich mit der Zeit mildern? Glaubt man, sie werden „gekessert“ aus der Anstalt gehen?

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der Londoner Vorstadt Islington ist am 25. Mai eine große internationale-Hundeausstellung eröffnet worden; 16—1700 Repräsentanten der species canina haben sich in dem Gebäude ein-gefunden. Die Schweißhunde sind sowohl in Zahl als in Schönheit und Stärke besonders gut vertreten, nicht so sehr die Windspiele; Hühnerhunde, Wachtelhunde und andere Arten von Jagdhunden sind in einer aus-gezeichneten Sammlung vorhanden. Die allergrößten wie die allerkleinsten Thiere befinden sich nicht in der Abtheilung für Jagdhunde, sondern in dem sogenannten non-sporting departement. Die fabelhaften Preise, welche von den Eigenthümern bei manchen Exemplaren angegeben sind, sollten den Besucher fast glauben ma-chen, daß viele der Thiere mit ihrem Gewichte in Gold nicht bezahlt werden können. So sieht man bei einem Dachshunde von der Insel Skye ein Zettelchen mit der bescheidenen Aufschrift „1500 L.“ Die Summen von 50, 100, ja 500 L. für einen einzigen dieser Vierfüßler ziehen wegen ihrer Häufigkeit kaum noch einige Aufmerksamkeit an. Manche Schooßhunde er-freuen sich eines Lagers von Atlaß- und Sammtkissen; andere aber garnisonirten sogar in luxuriösen, aus Ma-hagoni und Glas konstruirten Häuschen mit durch-bohrtem Dache, und diese scheinen sich ihrer hervor-ragenden aristokratischen Stellung in der Gesellschaft der Hunde völlig bewußt zu sein. Die italienischen Windspiele zeichnen sich hier durch ihre Schönheit aus, ein kleines Thierchen, Namens Silvey, kostet 100 Guineen. Die Bullenbeißer und Hofhunde bieten einen wahrhaft pracht-vollen Anblick, aber das edelste Geschöpf in der ganzen Ausstellung ist ein pyrenäischer Wolfshund, das Eigen-thum des Herrn S. R. Block in Barnet. Die schotti-schen Schäferhunde (Collies), in zahlreicher Vertretung vorhanden, darf man für sehr schöne Exemplare halten; von Neufundländern dagegen dürften wohl, was Zucht, wie was Schönheit betrifft, vorzüglichere Exemplare zu finden sein, als die in der Ausstellung vorhandenen. Der Hundeschau benachbart befindet sich in demselben Gebäude auch eine Vogelschau.

[Planetenerscheinungen im Juni.] Mit einbrechender Dämmerung erscheint der hellglänzende Abendstern hoch am westlichen Himmel und am 2. Juni gerade unter ihm Mars; beide Planeten kommen an diesem Tage mit einander in Konjunktion. Die zwei Sterne, welche in schiefer Lage über ihnen stehen, sind Castor und Pollux, woraus wir entnehmen, daß Venus und Mars sich im Sternbilde der Zwillinge bewegen. In diesen Tagen sehen wir auch deutlich, welche ver-schiedene Geschwindigkeit beide Gestirne auf ihren Bahnen haben; Mars als der entferntere bewegt sich langsamer und schon nach wenigen Tagen läßt die schneller dahin eilende Venus ihn hinter sich zurück. Der zweitschönste Stern ist wirklich Jupiter, der Abends gegen 8 Uhr in unserem Meridian sich befindet; links abwärts von ihm steht die Spica, zum Sternbilde der Jungfrau ge-hörend. In gleichem Bilde, nordwestlich vom Jupiter, finden wir auch Saturn.

[Rettung Schiffbrüchiger.] Die seit 1824 in England bestehende Anstalt zur Rettung Schiffbrüchiger hat sich dermaßen entwickelt, daß sie jetzt 100 Rettungs-stationen an der ganzen großbritannischen Küste hat. Schon im ersten Jahre des Bestehens der Gesellschaft wurden 124 Personen gerettet, im Jahre 1829 betrug die Zahl der geretteten 463, 1852 betrug sie 773; überhaupt hat die Gesellschaft seit ihrem Bestehen schon 12,000 Menschenleben gerettet.

Der Besitzer des Renners Macaroni soll am Derby-Tage in Epsom durch glückliche Wetten 85,000 L. gewonnen haben. Der Prinz von Wales hat am selben Tage die Summe von 20 Pfd. St., der Prinz von Oranien dagegen 3000 L. verloren. Der größte Glücks-vogel war, wie immer, Lord Palmerston, der im ärg-sten Regen nach Epsom ging, während Lord Russell, der zu Hause blieb, statt seiner den Schnupfen bekam.

Bei Lingen, an der Westbahn, wurde jüngst ein höchst merkwürdiger und sehr seltener Vogel ge-fangen, ein pallasisches Flughuhn, Syrrhaptes Pallasii. Dasselbe war gegen einen Telegraphendraht geflogen und hatte sich den einen Flügel zerschmettert. Dieser Vogel bewohnt nur die kirgisischen und bucharischen Steppen; es ist deßhalb wohl zu vermuthen, daß der-selbe aus irgend einem zoologischen Garten entflogen ist.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Ballandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 132 Mittwoch, 3. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Oft wenn Lothar Schuldfrieds strahlende und lebhafte Augen, ihre lächelnden Lippen sah und ihr gesundes Lachen hörte, bezweifelte er, daß ihr Herz ein tieferes Gefühl bergen könne, oder daß es großer Freuden oder großer Schmerzen fähig sei; aber er brauchte bloß in einer unbewachten Minute ihren Augen zu begegnen, um auf andere Gedanken zu kommen. Dann lag so viel tiefes Gefühl und eine solche Wärme in diesen Spiegeln der Seele, daß er im Hintergrund derselben zu erkennen meinte, wie das Herz voll von starken und lebhaften Empfindungen schlug.

Aber nicht davon wollen wir sprechen, sondern von Natalie und ihren Gästen.

Man war von Tisch aufgestanden und der Kaffee wurde umhergeboten. Bei einem der Salonfenster, das offen stand, saß Schuldfried, und vor ihr standen einige Herren, worunter Lothar. Man sprach von Musik, von Komponisten. Einer der Herren äußerte gegen Lothar:

„Sie waren gestern Abend nicht im Theater, Herr Baron, um sich von Madames Tönen hinreißen zu lassen."

„Nein, ich wagte es nicht mich dieser Gefahr auszusetzen," antwortete Lothar mit einer eigenthümlichen Betonung. „Ich hatte einen zu lebhaften Eindruck von dem Letztenmal bewahrt, wo ich Madame hörte, um von Neuem dem Einfluß Trotz bieten zu wollen, welchen der Gesang ausübt."

„Sagen Sie lieber," fiel Schuldfried lachend ein, „daß Sie sich einer Qual entziehen wollten."

„Einer Qual, Madame?" fragten die Meisten mit Verwunderung.

„Allerdings; Baron Canitz ist kein Freund der Musik."

„Wie? das klingt sonderbar; der Baron besucht beinahe alle Konzerte und ist bei jeder guten Oper im Theater zu finden."

„Man läßt sich zuweilen herbei der Mode ein Opfer zu bringen, nicht wahr, Herr Baron?" Schuldfried wandte sich direkt an Lothar und heftete einen schalkhaften herausfordernden Blick auf ihn. Lothar, der stumm geworden war, sah sich jetzt gezwungen zu antworten.

„Madame, man widerspricht einer Dame niemals, und was mich betrifft, so könnte ich mich nie so weit vergessen."

Noch eine Weile ging das Gespräch in demselben Geist fort. Schuldfried scherzte und zwang Lothar sich heiterer, als gewöhnlich bei der Unterhaltung zu betheiligen.

Etwas später finden wir Schuldfried und Lothar allein am Fenster, da die Andern sich entfernt hatten, ohne daß Schuldfried oder Lothar es sich erklären konnten. Aber die Ursache dürfte vielleicht darin gesucht werden, daß Lothar beinahe ausschließlich den Faden des Gespräches aufgenommen hatte, und zwar auf eine solche Art, daß Schuldfried die einzige war, die sich dabei betheiligte. Als der letzte Herr sich entfernte, sagte Lothar mit seinem ironischen Lächeln:

„Ich habe sie jetzt Alle aus dem Felde geschlagen." Er nahm seinen Platz gegenüber Schuldfried ein und fügte hinzu: „Sie glauben also, Madame, daß ich die Musik verabscheue?"

„Wenigstens diejenigen, die sie treiben," antwortete Schuldfried.

„Habe ich Etwas von dieser Art ausgesprochen?"

„Ganz gewiß; Sie sagten es hier vor zwei Tagen."

„Bitte um Verzeihung, ich sagte bloß, daß ich Schuldfried nicht in Madame Dorbino zu erkennen vermochte."

„Und darum wollten Sie gestern die letztere nicht hören?"

„Ich habe sie viermal gehört, und hätte ich sie das Fünftemal gehört, so liefe ich Gefahr Schuldfried zu vergessen."

„Das war so eingewickelt, daß ich den Sinn nicht verstehe." Schuldfried sah unerschrocken in seine gefährlichen Augen.

„Die Beifallsäußerungen, die Madame Dorbino umströmen, entweihen das sinnische Mädchen; so kommt es mir vor."

„Baron, Sie sind vorurtheilsvoll wie ein Weib oder ein Kind. Lassen Sie uns von diesem Gegenstand abgehen." Der Ton, womit Schuldfried dieß sagte, hatte

Digitized by Google

etwas von der frühern übeln Laune, was Lothar gar zu lebhaft an das finnische Mädchen erinnerte.

„Sie beschuldigen mich vorurtheilsvoll zu sein, aber Sie haben Unrecht, ich bin bloß meinen einmal aufgestellten Prinzipien getreu."

„Es heißt kein Prinzip, wenn Sie gegen eine gewisse Klasse oder eine gewisse Lebensbahn einen Widerwillen hegen, sondern dieß nennt man reines Vorurtheil. Sie gehören vielleicht zu denjenigen, welche dafür halten, daß das Weib kein Recht besitze, sich der von der Natur ihr verliehenen Vorzüge zu bedienen, um sich Unabhängigkeit zu verschaffen. Nach Ihrer Ansicht ist sie möglicher Weise etwas so Untergeordnetes, daß sie ohne Leitung eines Mannes nicht einen einzigen Schritt thun darf."

„Ganz und gar nicht; ich stelle die Frau so hoch, daß ich sie zu etwas Edlerem als zu einer Zerstreuung für die Menge geschaffen glaube. Sie ist den Männern an wirklichem Menschenwerth überlegen. Deßhalb ist es eine Qual, wenn sie sich auf einen solchen Platz stellt, daß Jeder sie nach Belieben tadeln, rühmen, erheben oder herabsetzen zu dürfen glaubt. Die Frau, Madame, ist die geheime Macht, welche die Welt regiert; aber just wegen dieser Heimlichkeit paßt sie für keine Art von Oeffentlichkeit, denn dadurch wird der Zauber gebrochen und ihre Gewalt zerstört. Es gibt keine große und edle Handlung, keine Staatsumwälzung, keine einflußreiche Weltbegebenheit, die nicht seinen ersten Ursprung von einer Frau ableitete. Sie ist die Mutter der Tugenden und des Heldenmuths, und darum..."

„Soll sie Nonne werden," fiel Schuldfried lachend ein. —

„Madame, ihre Aufgabe besteht nicht darin, daß sie Lorbeeren für ihre eigene Eitelkeit, sondern daß sie Myrthen in die Liebe flicht."

„Von was sprechen Sie?" rief Natalie und kam zu ihnen.

„Von Liebe und Ehre," antwortete Lothar. „Ich behaupte, daß die Lorbeeren der Ehre für den Mann seien, die Myrthenkränze der Liebe aber für die Frau."

„Daß heißt, Herr Baron, Sie stellen den Satz so, daß wir Frauen unser Leben damit zubringen sollen, Euch Männer anzubeten, während ihr Euch mit allen Auszeichnungen schmücket, welche die Ehre schenken, und mit allen Vortheilen, welche das Leben gewähren kann. Ihr wollt geliebt werden, ohne daß Ihr Euch die Mühe nehmt, zu lieben."

„Frau Gräfin, wir vergeuden in unserer ersten Liebe so viel Aufopferung und Vergötterung an Euch Frauen, daß Ihr uns später niemals zurückschenken könnet, was wir Euch damals gaben."

„Sie glauben das; aber ich fürchte, daß diese Selbstaufopferung und Vergötterung nicht von der rechten Art ist; dazu ist sie zu egoistisch und veränderlich. Sie selbst zum Beispiel, wie oft sind Sie verliebt gewesen?"

„Ein Einzigesmal." Lothars Blick flog zu Schuldfried hinüber.

„Das heißt, eine einzige Liebe und viele Gegenstände."

„Mein Herz besaß nur einen einzigen Gegenstand seiner Liebe."

„Besaß. Sie sprechen von einer entschwundenen Zeit?"

„Das ist wahr."

„Aber Sie können wohl noch einmal dazu kommen zu lieben?"

„Geliebt zu werden, meinen Sie?" sagte Lothar und warf wieder einen Blick auf Schuldfried.

„Das heißt, Sie haben beschlossen, sich lieben zu lassen."

„Ganz richtig," fiel Lothar lächelnd ein; „ich wünsche nichts sehnlicher, als recht herzlich geliebt zu werden."

„Aber wenn Sie das wünschen," bemerkte Schuldfried, „so müssen Sie doch auch selbst lieben."

„Ja," fuhr Natalie fort, „Sie können doch nicht hoffen, daß ein Frauenzimmer zu Ihnen herkommen und sagen soll: Baron Canitz, ich bin in Sie verliebt."

„Gräfin, eben das ist es ja, was ich hoffe. Ehe man mir sein Herz gibt, werde ich niemals aussprechen, was das meinige verbirgt; das habe ich mir selbst gelobt."

„Dann werden Sie das Geheimniß Ihres Herzens wohl bis zum Tode behalten müssen," meinte Natalie.

„Schwerlich wird wohl ein feinfühlendes Weib sich so erniedrigen, daß sie Ihnen ihre Liebe erklärt, ohne daß Sie es zuerst gethan haben," sagte Schuldfried.

„Madame, ich glaube, Sie sagten sich erniedrigen," fiel Lothar lebhaft ein; „worin liegt die Erniedrigung, wenn ich fragen darf?"

„Darin, daß sie ihre heiligsten Gefühle preisgibt und sich der Demüthigung aussetzt, sich von dem Manne, vor welchem sie sich verräth, verstoßen und mit Füßen getreten zu sehen," antwortete Schuldfried ebenfalls lebhaft.

(Fortsetzung folgt.)

Singsing, das große Zuchthaus.

(Fortsetzung.)

Die Kleidung des Zuchthaussträflings ist in der ganzen Welt, wenn nicht die gleiche, so doch eine ähnliche. Sie besteht fast überall aus einem Wamms und Beinkleidern von Trillich, welche grau und schwarz

Digitized by Google

gefärbt sind. Diese Farben darf man sich aber nicht „melirt“ denken, sondern man bezweckt vielmehr einen Gegensatz zwischen Grau und Schwarz, und in Singsing sieht der Anzug gerade so aus, als ob er aus lauter schmalen schwarzen und grauen Streifen, immer ein schwarzer auf einen grauen folgend, zusammengesetzt wäre. Ein weiteres Kennzeichen des Sträflings ist der Mangel an Kopfhaar, denn dieses wird ihm beim Eintritte in die Anstalt nicht blos kurz geschoren, sondern sogar abrasirt. Auch wiederholt man natürlich diese Procedur alle vier oder sechs Wochen, und sollte daher ein Sträfling je Gelegenheit finden, aus der Anstalt zu entfliehen, so würde ihn der geschorene Kopf, von welchem die Ohren weit hervorstehen, schon verrathen. Eben so „zuchthausmäßig“, d. h. eben so übereinstimmend mit den Gewohnheiten in den übrigen Zuchthäusern, erscheint auch in allem Andern die Behandlung der Sträflinge, und es darf z. B. Keiner von ihnen mehr als vier Briefe im Jahr an Weib und Kinder oder überhaupt an seine Angehörigen (mit „Nichtangehörigen“ ist jede Kommunikation auf's strengste untersagt) schreiben.

Ueberdieß müssen diese Episteln vorher von dem Inspektor durchgesehen und gutgeheißen werden; so wie auch umgekehrt alle Schreiben, welche in's Zuchthaus hereinkommen, vorher inspizirt werden müssen, ehe sie an ihre Adresse gelangen dürfen. Besuche sind keine gestattet, außer in dringenden Nothfällen und nur von den allernächsten Verwandten, denn der Zuchthäusler soll sich als von der übrigen Welt abgeschlossen betrachten lernen. Dagegen aber gibt man ihm Gelegenheit, wenn er etwa in der Schulbildung noch weit zurück wäre, wenigstens das Allernothwendigste, nämlich das Lesen und Schreiben zu erlernen, und es sind deßhalb ein paar eigene Lehrer angestellt, welche Winters und Sommers nach Beendigung der Arbeitsstunden von Zelle zu Zelle gehen, um, in der einen Hand die Lampe, in der andern die Bücher, sich der Unwissenden unter den Gefangenen anzunehmen.

Auf diese Art lebt man in Singsing, und es ist ein wirklich einförmiges Leben, dieses Zuchthausleben! Jede Woche das gleiche Essen und jede Woche die gleiche Beschäftigung! Jeden Tag die gleiche Zeit beim Aufstehen und jeden Abend dieselbe Stunde beim Niederliegen, nur allein mit dem Unterschied des Winters und Sommers! Doch nein, daß ich es recht sage, der Sonntag macht eine Ausnahme. An diesem Tage nämlich wird nach dem Gebote des Herrn nicht gearbeitet, sondern man hält vielmehr die Arbeitssäle geschlossen und die Gefangenen dürfen in ihren Zellen ausruhen. Aber liegt in „solcher“ Abwechslung eine Annehmlichkeit? Ist es vielleicht eine Erholung, den ganzen Tag mit Nichtsthun beschäftigt in tödtlicher Einsamkeit zuzubringen, mit der einzigen Unterbrechung der wenigen Minuten, welche das gemeinsame Mittagessen in Anspruch nimmt? Bücher zum Lesen werden ja keine gereicht, die Bibel oder ein Gebetbuch abgerechnet, und überdieß fällt es äußerst schwer, bei dem wenigen Licht, das in die Zelle hereinfällt, die Buchstaben unterscheiden zu können. Zum Glück übrigens findet des Morgens in dem Betsaal, dessen wir weiter oben erwähnten, ein kurzer Gottesdienst statt, und da es jedem erlaubt ist, demselben, natürlich unter gehöriger Aufsicht, beizuwohnen, so drängen sich die Gefangenen förmlich in die kleine Kapelle hinein. Aber ob sie es thun, um für ihr Herz Erbauung zu suchen, oder ob sie nicht vielmehr nur allein deßwegen hingehen, um den schrecklichen Qualen des einsamen Nachdenkens auf eine halbe Stunde zu entgehen; — auf diese Frage dürfte die Antwort nicht schwer sein. Ja sogar diejenigen, welche den Geistlichen der Anstalt in ihren Zellen zu sprechen verlangen, thun es sicherlich nicht des religiösen Zuspruchs wegen, sondern damit sie wenigstens auf einige Minuten einen Menschen um sich haben. So geht es das ganze Jahr hindurch, einen einzigen Tag abgerechnet, nämlich den 4. Juli. An diesem Tage ist großer Feiertag und zugleich großes Festessen, denn am 4. Juli 1776 erklärten seiner Zeit die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit vom englischen Mutterlande, und darum dürfen heute die Gefangenen zu Singsing in ihren Zellen singen und jubiliren nach Herzenslust, jedoch natürlich jeder für sich allein in seiner Zelle, und ohne daß man ihm auch nur einen Tropfen Wein oder Bier darreichte, denn man erachtet es schon als eine große Begünstigung, daß nur das tödtliche Stillschweigen unterbrochen werden darf. Sieht man nun, wie fröhlich das Zuchthausleben ist?

Doch auch an den gewöhnlichen Tagen gibt es, obwohl gegen den Willen der Behörden, einige Abwechslung, und diese besteht darin, daß ein Kamerad aukommt, während ein anderer abgeht. Allerdings soll kein Sträfling von seinem Nachbar etwas wissen, nicht einmal wie er heißt, und noch weniger, warum derselbe zum Zuchthaus verurtheilt wurde oder wie lange er zu sitzen hat und wann seine Zeit um ist. Die Zuchthäusler sind ja' nunmerirt, d. h. sie haben mit ihrem Eintritt in die Anstalt ihren Namen abgelegt und bekommen ihn erst wieder, wenn ihre Zuchthausperiode ein Ende erreicht hat.

Auch wird ein Zeitungsblatt, aus welchem man den Namen, die Strafzeit und das Verbrechen eines Kandidaten erfahren könnte, nie und nimmermehr zugelassen. Ja nicht einmal der geringste Fetzen einer Zeitung darf herein, nicht ein Abschnipfelchen, so groß wie ein Taubenei! Von der Welt außen brauchen die Gefangenen nichts zu erfahren, denn sie sind nicht mehr in der Welt, sondern im Zuchthause! Allein trotz all' dieser Strenge und all' dieser Aufsicht gewährt die Ankunft oder der Abgang eines Kameraden doch immer einige Abwechslung.

Die Einsamkeit macht die Sträflinge erfinderisch, und es gibt Leute unter ihnen, welche durch ihr Talent,

Digitized by Google

durch ihre Schlauheit und Inventionsgabe selbst ein ganzes Heer der skrupulösesten Aufseher überlisten. Solche Burschе bringen es stets heraus, wer ihr Nachbar ist, sie bringen es heraus, wie er sitzt, was er verbrochen hat, wie bald er loskommt, denn sie wissen einander ihre Gedanken durch Zeichen mitzutheilen, von denen keine Seele ahnen kann, daß es nur Zeichen sind. Aus der Art und Weise zu gehen, aus der Anzahl der Schritte, die sie machen, aus dem Auf- und Zuknüpfen des Wamses, welches sie anhaben, aus dem Fallenlassen eines Blättchens Tabak beim Cigarrenmachen oder eines Holzspanes beim Hobeln in der Schreinerwerkstätte, kurz aus allem möglichen wissen sie sich eine Sprache zu bilden, und natürlich geben sie sich diese Zeichen, ohne daß sie dabei eine Miene verziehen, ja ohne daß sie ihr Auge auf den Kameraden richten, mit welchem sie sich in Rapport gesetzt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein **großartiger Betrug** ist von dem Hause Souza und Reizenberger in Bahia (Brasilien) ausgeführt worden. Dieses befrachtete nämlich im Oktober 1862 die pernanische Barke, Kapitän Albers, für eine Reise von Bahia nach London mit 1860 Stück Rosenholz, 222 Sack Kaffee, 156 Sack Kakao, 11,000 Doppelbündel Piassava und 10 Bündel Borten. Nach Passation der Ladung durch das Zollamt wurden jedoch die Deklarationen und Preiskourante im Einverständniß mit dem Kapitän gefälscht und aus den 222 Sack Kaffee 3222 Sack gemacht, ferner für 10,000 Fr. Kupfer, 2 Schachteln Diamanten für 97,500 Fr. und andere Dinge beigefügt, die sich gar nicht im Schiff befanden. Es wurde nun der volle Werth der an Bord des Schiffes sein sollenden Waaren versichert und wie üblich Wechsel bis auf den Betrag von nahezu einer Million Franken auf London, Paris, Hamburg und Bremen abgegeben und das Geld so bezogen. Einzig das Haus, dem die Diamanten konsignirt waren, weigerte zu acceptiren und schöpfte Verdacht. Am 12. Januar langte die Nachricht an, daß das Schiff bei den Azoren gesunken und sich die Mannschaft mit ihren eigenen Effekten auf zwei Booten gerettet habe. Diese Unglücksgeschichte und Rettung war aber so verdächtig, daß nun Untersuchung angestellt wurde. Der Kapitän, der mit unerhörter Frechheit in London und Hamburg die Assekuranzsummen einziehen wollte, sitzt nun in letzterer Stadt und harrt der Verurtheilung entgegen. Die geschädigten Häuser sandten einen Bevollmächtigten nach Bahia, dem es endlich nach allerlei Intriguen gelang, gegen Reizenberger Verhaftsbefehl auszuwirken. Doch dieser war in der Nacht zuvor auf einem Wallfischfänger nach Nordamerika abgesegelt und hatte mehr als 600,000 Fr. von seinem Raub mitgenommen. Die angehobene Untersuchung hatte auch richtig herausgebracht, daß der Kapitän das Schiff angebohrt hatte.

Wir leben in der **Zeit der Wunder.** Ein solches ist der von dem Abbe Caselli neu erfundene Telegraphen-Apparat, den er Pantelegraph nennt und welchen die französische Regierung jetzt statt des Morse'schen einführt. Wunderbar sind die Leistungen dieses neuen Apparates. Eine in Paris geschriebene Depesche wird z. B. in Marseille, ohne Beihülfe eines Schreibers, durch den Apparat autographisch genau reproduzirt, eben so jedes Bildniß, jede Skizze, jede Zeichnung. Jüngst ließ die Kaiserin ihr Porträt an einige Freundinnen in den Provinzen telegraphiren, und Abbe Caselli telegraphirte vor einiger Zeit das Bild einer vollblühenden Rose vom Pariser Observatorium nach dem Bureau der Telegraphen-Verwaltung. Die Rose war hochroth und die Blätter frischgrün, und die Reproduktion durch den Telegraphen entsprach auch in den Farben vollständig dem Originale. Rossini telegraphirte eine Melodie, die er zu Ehren des Erfinders improvisirt hatte, nach Marseille. Der Pantelegraph erfordert keinen so starken elektrische Strom, wie der Morse'sche, und ist auch weniger beeinflußt durch die Einwirkungen der Atmosphäre. Wir theilen mit, was uns französische und englische Journale über den Pantelegraphen berichten [ohne Verantwortlichkeit.]

Das Offizierkorps des österreichischen Kriegsheeres besteht aus 15,261 Personen, darunter der Kaiser, 21 Erzherzoge, 5 Herzoge, 26 Prinzen, 50 Fürsten, 590 Grafen, 898 Barone, 570 Ritter, 2800 Edelleute und 10,300 Bürgerlichen, wobei noch die große Zahl der erst im Dienst geadelten zu berücksichtigen ist.

[**Flüchtiger Schwan.**] In der Nähe von Hietzing bei Wien fand man dieser Tage einen sehr schönen Schwan, der sehr erschöpft war und ein silbernes Halsband trug. Aus der Inschrift ersah man, daß der Schwan Eigenthum eines Fürsten Hohenlohe aus Deutschland sei.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 133 Donnerstag, 4. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Warum sollte sie verstoßen und mit Füßen getreten werden? Ist es bei der Frau tadelnswerther, wenn sie ein Herz besitzt, als bei dem Mann? Sie sagten mir eben, ich sei vorurtheilsvoll; erlauben Sie jetzt, daß ich die Anklage zurückwerfe. Es erscheint mir unnatürlich, daß die Frau sklavisch den Augenblick abwarten soll, wo der Mann ihr erlaubt, ihre Gefühle in Worte zu kleiden. Würde es nicht mit ihrer Menschenwürde besser zusammen stimmen, wenn sie gleich dem Manne das freie Recht hätte, ihr Herz zu verschenken, ohne den Augenblick abwarten zu müssen, wo es ihm beliebt, dasselbe zu nehmen? Eine Frau sieht leichter und sicherer, ob ihre Liebe erwidert wird, als der Mann. Sie läßt sich nicht durch eine Alles verschlingende Eigenliebe bethören, sondern sie beurtheilt ihre Gefühle mit der raschen und sichern Auffassung, die ihr angehört. Sie ist also weniger leicht Mißgriffen unterworfen, als der Mann, und sie würde nicht Gefahr laufen, ihre Hoffnung getäuscht zu sehen. So viel ist sicher," fuhr Lothar fort, „daß über meine Lippen nie die Worte gehen werden: Ich liebe, bevor ich dieselben gegen mich aussprechen hörte. Nie werde ich sagen: Werde mein, bevor sie gesagt hat: Ich gehöre Dir. — Einmal opfere ich mein Herz einem Weibe. Ich bot es ihr, sie verstieß es und jetzt . . ."

„Jetzt verlangen Sie, daß diejenige, welche Sie zunächst mit Ihrer Aufmerksamkeit beehren, Ihnen ihr Herz zu Füßen legen soll?" fragte Natalie.

„Nein, sie soll es mir schenken, ohne daß ich darum bitte."

„Unter solchen Bedingungen erhalten Sie es sicherlich nie," meinte Schuldfried.

Natalie war gezwungen, Schuldfried und Lothar zu verlassen. Sie mußte einen neuen Gast begrüßen.

Lothar sagte jetzt mit vibrirendem Ton:

„Sie glauben also, daß ich nicht erhalten werde, was ich wünsche? Und gleichwohl habe ich beschlossen, daß ich sie, wenn ich sie auch zum Aeußersten treiben muß, so daß sie im Kampfe ermattet, endlich doch dahin bringen muß, mir freiwillig ihr Herz zu schenken und mir zu sagen, daß ich ihr theuer sei."

„Aber wenn sie das zuerst von Ihnen hören wollte?"

„Dann muß ihr Wille dem meinigen nachgeben."

„Sie verlangen das Abgeschmackte."

„Bemerken Sie wohl, Madame, daß ich Nichts verlange; ich spreche bloß davon, daß ich beschlossen habe, die Sprache der Liebe niemals gegen eine andere Frau zu reden, als diejenige, die mir zuerst bewiesen, daß Sie mich liebt."

„Ich fürchte, daß Sie dann diese Sprache nie reden werden."

Schuldfried erhob sich von ihrem Platze. Eine eigenthümliche Röthe des Verdrusses bedeckte die Wangen der jungen Frau.

„Ich theile diese Befürchtung nicht mit Ihnen. Das Schicksal schuldet mir den Ersatz, daß es mir eine Frau in den Weg führt, die heroisch genug ist, um wahr zu sein. Mein ganzes Leben will ich ihr opfern, wenn sie mir eine Ergebenheit geschenkt hat, die zu verlangen, ich niemals wagen würde."

„Baron Canitz, Sie werden vergebens ein stolzes Weib suchen, das sein Herz auf dem Altar Ihrer Eigenliebe opfern wird. Eher läßt sie es brechen."

„Und in diesem Fall, das meinige mit. Sie wird dann der Henker ihres eigenen und meines Glückes."

„Daß sie Ihr Glück zerstört hat, kann sie nicht wohl wissen, da Sie ihr nicht zu erkennen gaben, daß sie es in ihren Händen halte."

Lothar, der sich ebenfalls erhoben hatte und vor Schuldfried stand, blickte sie fest an und sagte:

„Madame, Sie werden wohl nicht behaupten, daß die liebende Frau nicht sehe und verstehe, ob ihr Gefühl erwidert wird. Liebe bedarf keiner Worte; sie spricht durch Handlungen."

„In diesem Fall braucht sie sich auch nicht zu erklären, sondern kann es den Handlungen überlassen."

Schuldfried ging von Lothar weg. Er schaute ihr nach und murmelte vor sich hin:

„Schuldfried, Du kennst Lothar, so wie er jetzt ist, schlecht. — Du mußt ihm schlechterdings sowohl durch Worte als durch Handlungen beweisen, daß seine Liebe das Opfer Deines Stolzes verdient."

Digitized by Google

Am nächsten Morgen stellte sich Tage bei Schuldfried ein. Sein Beschluß hatte sich in der letzten Zeit etwas modifizirt. Er wünschte seinen Einfluß auf Schuldfried dadurch zu erproben, daß er sie zu bestimmen suchte, die Bühne zu verlassen. Er glaubte, seine Liebe gebe ihm ein Recht, dieses Opfer zu fordern, und ehe dasselbe gebracht war, wollte er nicht die Erfüllung eines Versprechens verlangen, das sie seiner Anschauungsweise zu Folge, an ihn band.

Dieß war der Mantel, welchen Tage über eine andere Schwachheit seines aus so vielen widerstreitenden Elementen zusammengesetzten Herzens warf. Sonst war ein kleines Geheimniß da, welches bewirkte, daß er nicht seiner ersten Eingebung zu Folge, plötzlich mit seiner Bewerbung hervortrat, und dieses Geheimniß hieß — Natalie.

Tage liebte sie nicht; in seiner Neigung gegen sie lag nichts, was mit dem tiefen starken Gefühl verglichen werden konnte, das ihn an Schuldfried fesselte; aber deßungeachtet übte sie einen starken Einfluß auf sein Gemüth und seine Einbildungskraft aus. Er hatte der Gräfin zwei Jahre lang eifrig den Hof gemacht, war neidisch auf Alle gewesen, die sie mit ihrem Wohlwollen erfreute, und besonders hatte er seine Eifersucht auf Lothar gerichtet, der stets ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen wußte, wenn er in einer Gesellschaft erschien, wo Natalie war. Tage hatte ihr Anfangs seine Huldigungen in der festen Ueberzeugung zugewendet, daß sie, ein thörichtes Weltkind, eine leichte Eroberung werden und ihn sehr bald mit einer für seine Eitelkeit schmeichelhaften Gunst belohnen würde; aber zu seiner großen Ueberraschung fand er, daß Natalie mit ihren Liebhabern nur spielte und keinem einen eigentlichen Vorzug vor dem andern gab.

Der Reiz, der in dem Gedanken lag, eine Frau zu besiegen, die sich von keinem andern besiegen ließ, hatte in den letzten zwei Jahren Tage zu mancher Thorheit getrieben und ihn zu Aeußerungen veranlaßt, die große Aehnlichkeit mit Liebeserklärungen hatten. Alles das machte, daß Tage, als er Schuldfried wieder fand, einen wahren Widerwillen gegen weitere Begegnungen mit Natalie faßte und ihr auswich. Das schlaue Weib hatte ihn indeß gezwungen, auf dem Ball zu erscheinen, und während des Walzers hatte ihm Natalie einige freundliche Vorwürfe über sein Ausbleiben gemacht, so daß er die kühne Hoffnung schöpfte, Gegenstand ihres warmen Interesses zu sein, zumal da die Vorwürfe von ein Paar Thränen in den wunderbaren Augen begleitet waren. Er war ihr nicht gleichgiltig, das las er in allen ihren Zügen. Er war ihr lieb, das sagten ihm die bethränten Wimpern.

Unser armer Tage war, trotz seines finnischen Blutes, ein echter Adamssohn, schwach als er die Zärtlichkeit der Frau zu besitzen glaubte, die er zwei Jahre lang zu gewinnen gesucht hatte. Sie bethörte seine Vernunft, sie berauschte sein Gemüth, und obschon er ihretwegen keine Stunde lang das Wohlwollen Schuldfrieds hätte opfern mögen, so war doch seine Eigenliebe dadurch geschmeichelt. Als der erste Tag nach dem Ball vorbeiging, ohne daß er sich gegen Schuldfried erklären konnte, wollte das Schicksal, daß er Abends mit Natalie und Lothar zusammentraf, und daß sie ihn auf eine Art behandelte, welche ihm den festen Glauben eingab, daß er geliebt werde. Jetzt, da der Sieg ihm zufallen zu wollen schien, wurde es ihm schwer sie von seiner Liebe zu Schuldfried zu unterrichten und ihr theilnehmend zu erklären, daß er sie nie geliebt habe u. s. w. Noch war er Schuldfrieds nicht sicher genug, um ein Glück wegzuwerfen, das ihm so zauberisch und schön entgegenlächelte. Wenn jetzt Schuldfried ihr Versprechen nicht hielt, wenn sie, verdorben durch das Theaterleben, leichtsinnig mit seinem Herzen spielte und seine treue Hingebung opferte, was sollte dann seine Verzweiflung hindern, ihn in seinem Schmerz trösten, wenn er das Herz von sich stieß, das ihm entgegenkam? Tage wollte Schuldfried prüfen, er wollte ihr Gelegenheit geben, zu beweisen, ob sie einige Ergebenheit gegen ihn hätte. Er wollte beständig an ihrer Seite sein, ihr tausend Gelegenheiten bieten, seine innige Liebe zu sehen, aber sie an das einst gegebene Versprechen erst dann erinnern, wenn er sich überzeugt hätte, ob sie noch denselben festen Charakter besitze, den sie als junges Mädchen gezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Singsing, das große Zuchthaus.

(Fortsetzung.)

Der Aufseher soll ja nichts davon erfahren, und da dieser Mensch durch lange Uebung mit seinem scharfen Auge und seinem noch schärferen Gehöre beinahe die Gabe der Allgegenwart zu acquiriren wußte, so gehört eine fast übermenschliche Verstellung dazu, ihn zu täuschen. Aber um so größer ist auch der innere Jubel des Zuchthäuslers, wenn er es doch so weit bringt, und ein Feldherr kann auf eine gewonnene Feldschlacht nicht stolzer sein, als er es auf den Sieg über seinen Todfeind ist.

„Ueber seinen Todfeind!“ — dieß ist der richtige Ausdruck, nie gab es eine tiefere Feindschaft, als die des Zuchthäuslers gegen seinen Aufseher. Er flüchtet und haßt ihn zu gleicher Zeit, und wie fürchtet und haßt er ihn? In ihm steht er ja sowohl seinen Angeber als seinen Zuchtmeister; in ihm steht er das Gespenst, welches seine Tage wie seine Nächte verbittert; in ihm steht er die Konzentration aller Qual und aller Bitterkeit des Zuchthauslebens! Warum sollte er ihn

Digitized by Google

also nicht fürchten, wie das Messer, und nicht hassen, wie den Tod? Ein einziger schiefer Blick und der Aufseher meldet ihn! Ein einziges, wenn auch nur halbgeflüstertes Wort, und die Strafe bleibt nicht aus! Eine einzige, selbst die allergeringste Verfehlung gegen die Ordnung und die Züchtigung folgt auf dem Fuße! Ja wie oft hört und sieht nicht der Aufseher etwas Strafbares, wo gar nichts solches vorgekommen ist? Wie oft finden nicht Meldungen statt, wo der Gefangene nichts verschuldete? Wie oft muß dieser nicht eine Strafe erdulden, die er nicht verdiente? Der Aufseher ist nicht skrupulös, sondern denkt: „lieber zu viel als zu wenig;“ warum sollte er es also mit seiner Angeberei besonders genau nehmen? Vollkommen unparteiische Menschen sind ohnehin selten in der Welt; am allerseltensten aber trifft man sie, wie es scheint, unter den Zuchthausaufsehern, und es passirt dem Einen oder dem Andern derselben gar oft, daß er gegen irgend einen der Sträflinge von vornherein ein „Aber“ oder wie man sagt eine „Pique“ hat, warum sollte er also einen solchen Menschen verschonen? „Die Bursche verdienten ja jeden Tag sammt und sonders abgepeitscht zu werden, und da leider das Peitschen nicht gestattet ist, so kann ihnen eine gelindere Strafe sicherlich nichts schaden,“ denkt der menschenfreundliche Aufseher, wenn er dem Wardein oder Inspektor seine Meldungen macht, und nun erfolgen die Züchtigungen ohne Rücksicht und Gnade, ja ohne daß man den Gemeldeten sich auch nur verantworten ließe, denn davon, daß man ihm Glauben schenkte, kann ohnehin keine Rede sein. Sieht man nun, warum der Zuchthäusler den Aufseher zugleich haßt und fürchtet?

Doch worin bestehen die Züchtigungen des Sträflings? Prügel sind, wie so eben angedeutet, nicht erlaubt. Es wäre ja für eine so christlich denkende Regierung, als die des Staates New-York ist, himmelschreiend, wenn sie eine derartige inhumane, alle Menschenwürde beleidigende Strafe duldete. Nein, nein, Prügel dürfen keine in Anwendung gebracht werden, nicht einmal gegen ganz halsstarrige Sünder! Deßwegen gibt es aber doch Strafen und zwar solche, die vielleicht eben so drastisch, ja möglicherweise noch drastischer wirken als „Fünfundzwanzig aus dem ff.“

Da ist zuerst der **Dunkelarrest**, welcher darin besteht, daß man einen Sträfling tageweise in ein finsteres Loch steckt, in welchem er weder sehen noch hören kann, und wo man ihm zum weiteren Troste nichts reicht, als Wasser und Brod. Dann kommt die sogenannte **Krone**, d. h. man setzt dem Gefangenen eine aus eisernen Banden gefertigte, wie eine Bischofsmütze geformte Haube auf, welche man ihm weder bei Tag noch bei Nacht, weder beim Essen noch beim Arbeiten, ja nicht einmal beim Schlafen abnimmt, und man kann sich also wohl denken, daß eine solche Zierrath nichts besonders Annehmliches sein kann. Noch härter ist die Strafe des **Schulterjoches**, welches uns unwillkürlich an die „Rack-Yokes“ der Sklavenaufseher im Süden erinnert. Es besteht nämlich aus einem fünfundzwanzig Pfund schweren eisernen Instrumente, in welches man den Zuchthäusler einspannt, gerade wie einen Ochsen in sein Joch, und je mehr denn der arme Gequälte unter dieser Last seufzt und stöhnt, um so schadenfreudiger blickt ihn der Aufseher an.

Die allerhöchste Strafe ist jedoch das **Schauer- oder Tropfbad**, und wir möchten dasselbe nicht einmal unserem Todfeinde anwünschen. Denke dir, o Leser, einen Stuhl, keinen gewöhnlichen, sondern einen Großvaterstuhl mit hoher Lehne und hohen Seiten zum Armauflegen. Dort hinein setzt man dich, und schnallt sofort deine Arme, wie deine Füße fest. Ja sogar deinen Oberkörper bindet man so, daß er sich nicht bewegen kann, und dasselbe widerfährt deinem Kopfe. Nun aber beginnt die Qual, denn aus einer Höhe von dreißig Fuß fällt ein Tropfen Wassers auf die Mitte deines Schädels und nach einer halben Minute ein zweiter, ein dritter, ein vierter. Schwer und hart fällt er auf der Tropfen Wassers, und eisig kalt durchdringt er deine Hirnschale. Beim fünfzehnten Tropfen meinst du, der Kopf zerspringe dir; beim fünfzigsten möchtest du rasend werden, beim hundertsten bist du rasend! Das ist die Strafe des Tropfbades, und nicht blos hie und da wird dieselbe applizirt, sondern sie ist vielmehr geradezu gang und gäbe. Die „Furcht“ vor ihr zähmt auch den wildesten, und die „Gewißheit“, dieselbe zu empfangen, macht den zahmsten wüthend; ihre „Anwendung“ aber tödtet zum windesten den Zehnten, wenn sie ihn nicht auf ewig in die Nacht des Wahnsinns wirft!

Und hierin übertreiben wir nicht, sondern es sind vielmehr, besonders in neuester Zeit, Geschichtchen an den Tag gekommen, die wahrhaft Schauder erregend sind. Auch hat man deßhalb von allen Seiten, sogar öffentlich in den Blättern, auf Untersuchung gedrungen, aber — sah man sich in Folge dessen veranlaßt, das Tropfbad abzuschaffen oder auch nur eine Milderung in seiner Anwendung eintreten zu lassen? Im Gegentheil es besteht fort und fort und alljährlich fallen demselben eine Reihe von Sträflingen zum Opfer!

In Singsing sind alle Stände vertreten. Alle Nationen sind dort zu Hause und es gibt keine Menschenrace, die man daselbst nicht finden könnte. Der Nigger arbeitet neben dem Weißen, der Mulatte neben dem Quadronen, der kupferfarbige Indianer neben dem gelben Chinesen. Amerikaner, Engländer, Deutsche, Franzosen, Irländer, Spanier, Italiener, Schweden und Dänen geben hier sämmtlich ihrem Nationalhaß auf, um blos ihrem Beruf als Zuchthauskinsassen zu leben, und der frühere Kaufmann oder reiche Importer dreht seine Cigarre neben dem früheren Lastträger oder langfingerigen Loafer, als wären sie von jeher Duzbrüder gewesen. Es herrscht eine wahre Weltbürgerschaft, doch muß man zugeben, daß von all' den verschiedenen Nationalitäten die Deutschen verhältnißmäßig am geringsten vertreten

Digitized by Google

sind. Sie sind in der Regel keine Liebhaber vom Rauben und Morden und das Betteln führt bekanntlich nicht in's Zuchthaus. Um so mehr dagegen sind die Irländer hier zu Hause, denn Raufhändel nebst ein bischen Todtschlag machen ja ihre Nationalliebhaberei aus, und vor Einbruch mit Mord scheuen sie sich hie und da auch nicht.

(Schluß folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

In einem Hause in Piccadilly in London ist eine „heilige Familie mit dem Lamme", angeblich ein Werk Raphael's, ausgestellt. Es soll dasselbe Gemälde sein, welches in Karl's I. und auch noch in Jakob's II. Sammlung (Katalog Nro. 716) vorhanden war, später aber verloren ging und nach Passavant, wahrscheinlich bei dem Brande von Whitehall, seinen Untergang gefunden hatte. Dieses Werk ist jetzt in Italien wieder entdeckt worden, und zwar in ziemlich romantischer, ja, fast prophetischer Weise durch die Eröffnung eines sterbenden Greises. Es gehört jedoch ein guter Wille dazu, um nur eine Spur von der Hand Raphael's darin zu entdecken, obschon es ein altes italienisches Werk zu sein scheint. Die neuerdings auf das Gemälde gekommene restaurirende Hand hat sich freilich sichtliche Mühe gegeben, diese heilige Familie nach bester Einsicht und Kraft zu raphaelisiren. Das Größenverhältniß ist 3 Fuß 1 Zoll zu 2 Fuß 5 Zoll.

Das Interesse, welches in der Londoner Welt-Ausstellung die Werke norwegischer Maler erregten, war so groß, daß eine skandinavische Gemälde-Gallerie eröffnet worden ist, welche als eine jährliche Ausstellung der Erzeugnisse dänischer, schwedischer und norwegischer Malerkunst aufrecht erhalten werden soll. Einstweilen bilden zwanzig Gemälde von Larsen den Hauptbestand der Sammlung. Das bemerkenswertheste unter ihnen ist ein Sonnen-Untergang nach einem Gewittersturm an der schwedischen Küste. Die Leinwand mißt 19 zu 13 Fuß. Andere Beiträge sind von Hockert (eine Dalekarlierin, die ihr Kind zur Taufe bringt), Melby, Jensen, Klordö, und in kurzer Zeit wird ein Werk von Tidemand erwartet.

Mannigfaltigkeiten.

Eine höchst interessante Mittheilung, sagt das „Bollettino" der agrarischen Gesellschaft in Görz, kommt uns aus verlässiger Quelle zu, welche dem Historiographen reichen Stoff bieten und namentlich dazu dienen wird, eine Lücke in den vaterländischen Annalen Friauls auszufüllen. Man hat das alte Aquileja entdeckt und geht nun damit um, den topographischen Plan zu entwerfen und zu veröffentlichen. Der Direktor des kaiserlichen Museums in Wien, Herr Steinbüchel, hat, Dank seinen eigenen Forschungen wie den Andeutungen des Herrn Zandonati, an Ort und Stelle die Hauptpunkte bezeichnet, wo Aquilejas Umwallungen zu Tage gefördert werden können, und die Ausgrabungen ließen genau die Mauern erkennen, welche die Stadt in einem Umfange von vier Miglien oder 4000 römischen Schritten umgaben. Man stieß auf Spuren der Thore und Thürme, der Wasserleitung, des Amphitheaters, der Getreidemagazine, des Tempels, welcher den zwölf Gottheiten geweiht war, der nach Rom führenden Straße, der Gräber außerhalb der Mauern und anderer interessanten Gebäude. Man entdeckte die engere Ringmauer, welche der Patriarch Popone zur Vertheidigung der Stadt im J. 1028 errichten ließ, ohne andere Einzelheiten zu gedenken, welche dazu dienen werden, viele Zweifel über die Ausdehnung und den Plan des alten Aquileja zu heben.

Die „Madrider Zeitung" meldet, in der Gegend von Cuerve, Provinz Toledo, hätten sich die Heuschrecken in so ungeheurer Zahl gezeigt, daß man außerordentliche Maßregeln zu ihrer Vertilgung ergreifen mußte. Es wurde eine eigene Heuschreckenkommission ernannt und ein Korps von 1000 Mann aus der Bevölkerung der umliegenden Dörfer gebildet, welches einen Vernichtungskampf gegen die gefährlichen kleinen Thiere führt. Wenn dieses Mittel nicht ausreicht, wird man die Soldaten zu diesem, wenn auch nicht ruhmvollen, aber jedenfalls nützlichen Feldzuge aufbieten.

[Herr, halte ein mit Deinem Segen.] Die „Schwyz. Ztg." berichtet aus der Gegend von Schwyz von einem beinahe erschreckenden Kindersegen, der einem jungen Ehepaar widerfahren: binnen drei Jahren hat es vier Zwillingspaare erhalten, Summa acht Kinder, und zwar traf es sich so, daß einmal in einem Jahre vier Kinder kamen. Alle acht, von welchen das älteste das vierte Lebensjahr noch nicht vollendet hat, leben. Die arme Mutter!

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der J. Kailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 134 Samstag, 6. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Der Brief an Lothar in Neapel hatte seinen Glauben an ihre Liebe auf eine furchtbare Weise erschüttert. Ja, es gab Augenblicke, wo seine Vernunft ihm sagte, jedes Wort darin sei ein deutlicher Beweis, daß ihr Herz Lothar gehöre. Aber da kam der Egoismus, brachte die Vernunft zum Schweigen und erklärte, daß er, Tage, schon seit sechs Jahren das Versprechen ihrer Hand habe, daß sie als Frau von Ehre demselben nicht untreu werden könne. Ueberdieß hatte Lothars Kälte gegen Schuldfried ihm die Ueberzeugung eingegeben, daß seine Gefühle gegen sie seinem Stolz untergeordnet seien, und daß er selbst mit einiger Beharrlichkeit den ersten Platz in Schuldfrieds Liebe wieder erobern könnte.

Diesem Räsonnement gemäß, richtete auch Tage sein Benehmen ein. Bei seinem Besuch sprach er wie ein zärtlicher Bruder mit Schuldfried. Er bat sie im Namen ihrer Kinderfreundschaft, eine Bahn zu verlassen, wo sie bereits Ruhm genug für die Befriedigung ihrer Eitelkeit und überdieß die Mittel zu ihrer ökonomischen Unabhängigkeit gewonnen habe. Er sprach von den Gefahren, von den Intriguen und allen Arten von Bosheit, denen ein ausgezeichnetes Talent ausgesetzt sei. Schuldfried sei zwar bis jetzt diesen Unannehmlichkeiten glücklich entgangen, aber es sei immer besser sich von dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, so lange sie auf der Mittagshöhe ihres Künstlerrufes stehe, als wenn derselbe sich zu verlieren anfange. Schuldfried hörte ihn mit derselben schalkhaften Miene an, wie einst seine Moralpredigten zur Zeit wo sie noch ein ganz junges Mädchen war. Sie ließ ihn aussprechen, ohne zu unterbrechen, und obschon ihr schalkhafter Ausdruck nicht gerade bewies, daß seine Worte ihr sonderlich zu Herzen gingen, oder daß sie ein großes Gewicht darauf legte, so freute es ihn doch, daß sie ihn in seinen Vorstellungen nicht unterbrach.

„Jetzt, beste, geliebte Schuldfried," schloß Tage, indem er ihre Hand ergriff, „jetzt habe ich Dir meine Ueberzeugung und Anschauung von Deiner Stellung gesagt." Tages Augen ruhten mit einem so warmen Ausdruck auf ihr, daß sie gar zu deutlich aussprachen, was seine Lippen noch verschwiegen. Schuldfrieds Antwort sollte entscheiden, ob diese Erklärung bis auf Weiteres in seinem Innern verschlossen bleiben oder ob er den Impuls des Augenblickes siegen lassen sollte. Ein einziges Wort der Zustimmung und Nachgiebigkeit gegen seine Vorstellungen, und Tage hatte Natalie vergessen, um sich zu Schuldfrieds Füßen zu werfen; aber Schuldfried, die in jedem Zug las, was in seinem Innern vorging, hütete sich wohl die mildeste Veranlassung zu einer Erklärung zu geben, die nothwendig für Beide schmerzlich werden mußte.

„Dank für Dein Wohlwollen, lieber Tage," sagte sie, „aber Du mußt verzeihen, wenn ich über all die Gefahren lache, die Du mir vormalst. Die Bahn, die ich betreten habe, ist nicht so dornenvoll wie Du Dir vorstellst, und deßhalb, mein Freund, gedenke ich, sie nicht zu verlassen. Ich liebe meinen Künstlerberuf von ganzem Herzen. Ich bin erst dreiundzwanzig Jahre alt — Schuldfried lächelte so hoffnungsvoll — und da ist es viel zu früh, sich von der Welt zurückzuziehen, Philosoph zu werden und in irgend einem verborgenen Winkel der Erde auf seinen Lorbeern auszuruhen. Nein, mein rechter Platz ist auf der Bühne und da bleibe ich. Wenn Du mir einen Gefallen thun willst, so verlieren wir kein Wort mehr über die Sache."

„Du verachtest also meine Rathschläge?"

„Ganz und gar nicht; aber ich finde Deine Rede pedantisch und, erlaube mir es zu sagen, zu vorurtheilsvoll und einseitig. Sie schmeckt ein wenig nach Kleinstädterei."

Schuldfried hatte ihre Worte mit vollkommener Kenntniß von Tages empfindlicher Eitelkeit gewählt und war mit der Schonungslosigkeit zu Werk gegangen, wie auch die besten Frauen sie gegen einen Mann zeigen, der sie liebt, ohne ihre Gegenliebe zu besitzen. Sie wünschte Tage zu ärgern, um ihn von allem Gerede über Gefühle abzuhalten, die sie nicht theilte.

Tage ging dießmal tief verletzt und mit weit geringerem Glauben an sein Glück als je von Schuldfried. Dieß wirkte niederschlagend auf sein Gemüth, und vergebens suchte er durch einen Besuch bei Natalie auf dieser Stimmung zu kommen.

Tage gehörte indeß nicht zu Denjenigen, die sich durch Widerstand so leicht ermüden lassen. Nein, er

Digitized by Google

beſchloß jetzt feſter als je, ſo viel wie möglich bei Schuldfried zu ſein, ſie auf Promenaden, ins Theater und aus demſelben zu begleiten, ſie zu beſuchen, ſo oft ſie daheim wäre, und es ſo einzurichten, daß ſie ſo viel wie möglich in Aberneys Haus käme. Er führte ſeinen Vorſatz auch ganz konſequent aus.

Einige Tage ſpäter ſang Schuldfried zum Sechſtenmal und zwar mit ſteigendem Erfolg. An dieſem Abend fand ſie Lothar im Ochſenauge und bei ihrer Heimkehr erhielt ſie einen Kranz von Lorbeeren und Cypreſſen.

„Der iſt von ihm," dachte Schuldfried und küßte den Kranz.

Tags darauf traf Natalie mit Lothar zuſammen, als ſie auf dem Markt Karls XIII. ſpazieren ging.

„Sie waren geſtern im Theater; wie gefiel Ihnen Madame Dorbino?" fragte Natalie.

„Sie ſang zum Entzücken wie immer," lautete die Antwort.

„Sie haben Recht, und es wäre Schade, wenn es dem jungen Aberney gelänge, ihre Hand zu gewinnen; denn dann könnte ſie als ſeine Frau nicht nach Paris und London zurückkehren, ſondern müßte hier bleiben. Unſere ſchwediſche Bühne iſt zu unbedeutend, um ſich ein Talent erſten Ranges anzueignen."

„Es iſt wohl nicht glaublich, daß Madame Dorbino ſich verheirathet."

„Im Gegentheil, es iſt höchſt wahrſcheinlich. Haben Sie nicht geſehen, mit welcher Beharrlichkeit Lieutenant Aberney ihr folgt?"

„Was beweiſt das? Daß er als Verwandter ſeine Anſprüche geltend macht."

„Sie wollen an ihre bevorſtehende Verlobung nicht glauben. Sie mißfällt Ihnen, ſcheint mir's?"

„Gräfin, das Glück Anderer mißfällt mir nie."

„In dieſem Fall kann ich Sie verſichern, daß der junge Aberney Madame Dorbino ſein Herz anzubieten gedenkt, und aus zuverläſſiger Hand weiß ich, daß ſie das Anerbieten nicht mit Nein beantworten wird."

In dieſem Augenblick wandten ſich die Gräfin und Lothar am Ende der Allee um und befanden ſich einer Dame und einem Herrn gegenüber.

„Ah, ſieh da, Frida!" rief Natalie. „Guten Tag, Lieutenant Aberney!" fügte ſie gegen dieſen gewendet mit ihrem bezauberndſten Lächeln hinzu.

„Wir wollten Sie aufſuchen, Gräfin," ſagte Tage. „Schuldfried behauptete, Sie hätten ihr hier ein Rendezvous gegeben."

„Ja, aber Ihnen nicht," antwortete die Gräfin lachend.

„Ich begleitete Schuldfried." Tage verbeugte ſich. Lothar nahm mit einer ganzen Welt von Zweifeln in ſeiner Bruſt Abſchied.

* * *

Am folgenden Morgen kam Natalie in aller Frühe, als Schuldfried noch im Bette lag, zu ihr herauf.

„Auf, auf, Frida, mach Dich ſchnell fertig!" rief ſie. „Ich habe beſchloſſen, daß Du und ich den heutigen Tag in Roſenvik, unſerer Sommerwohnung, draußen zubringen müſſen."

„Nein, das iſt unmöglich," verſicherte Schuldfried; „ich habe mich bereits verſagt."

„Ohne meine Erlaubniß? Und wohin?

„Zum Onkel."

„Dieß Verſprechen kann nicht gehalten werden. Ich beabſichtige, den Profeſſor zu entführen, und was ſogar noch ſchlimmer iſt, ich habe bereits ſeine Einwilligung. Alſo ſchnell heraus und mach' eine ländliche Toilette. Ich will Deine Kammerjungfer vorſtellen."

Sie gab keine Gnade. Schuldfried mußte ſich von Natalie ankleiden laſſen und zwar ſo, wie dieſe wollte. Das Reſultat war, daß beide Damen gleich gekleidet waren. Als Schuldfried in Ordnung war, ſtellte ſich Natalie neben ſie vor den großen Trümeau und ſagte:

„Du biſt um ein gutes Stück ſchöner als ich, und deſſenungeachtet habe ich beſchloſſen, Deinen Anbeter, den jungen Aberney, für mich zu behalten; ein hübſcher Vorſatz, da er gänzlich in Dich vernarrt iſt."

„Ich trete ihn unendlich gerne ab", verſicherte Schuldfried.

„Ferner habe ich mir vorgenommen, daß . . ." Natalie ſah Schuldfried an . . . „daß dieſe Marmorſtatue von Canitz ſich in mich verlieben ſoll."

Hätte es Schuldfrieds Leben gegolten; ſo hätte ſie es nicht verhindern können, daß ſie die Farbe wechſelte.

„Ei wie, mein Engel, ich glaube Du wirſt roth? Sollteſt Du möglicher Weiſe ſelbſt Abſichten auf ihn haben?"

„Liebe Natalie, thu mir den Gefallen und ſprich nicht von Canitz", ſagte Schuldfried.

„Gerne, meine Liebe, obſchon Du entſchuldigen wirſt, daß ich Dein Betehmen etwas ſonderbar finde; aber ſetze jetzt nur Deinen Hut auf und fort in den Thiergarten!"

Die Equipage der Gräfin wartete vor dem Hauſe, und ein großer ſchlanker Herr ſtand am Schlage. Schuldfried erkannte Lothar.

„Der Baron begleitet uns nach Roſenvik", ſagte Natalie. Im nächſten Augenblick ſaßen die beiden Damen und Lothar in dem bequemen Suffiette, das über den Guſtav-Adolphs-Markt, am Theater vorbei und nach dem Thiergarten rollte. Als ſie an Thaliens Tempel vorbeikamen, ſagte Natalie, die an dieſem Tage beſonders aufgeräumt war:

„Hier hat das Stockholmer Publikum Dir ſeine enthuſiaſtiſche Huldigung geſchenkt; hier haſt Du es mit Deinen Tönen hingeriſſen, mit Deinem Spiele bezaubert und mit Deiner Schönheit verrückt gemacht. Es muß doch eine berauſchende Freude darin liegen, eine ſo exaltirte Bewunderung hervorrufen zu können.

Digitized by Google

Warst Du in solchen Augenblicken nicht recht stolz auf Dich selbst?"

Lothar sah Schuldfried an, als sie antwortete: „Nein, nicht stolz, wohl aber dankbar gegen Gott, der es mir gelingen ließ."

(Fortsetzung folgt.)

Singsing, das große Zuchthaus.

(Schluß.)

Die abgefeimtesten und raffinirtesten Schurken liefert übrigens das „eingeborene Amerika", und wenn man nach der Herkunft eines der Gravirtesten fragt, so darf man darauf rechnen, den Namen eines Yankee zu hören. Die Herren Garroteurs und Bankräuber, insbesondere die großen Wechselfälscher und Papiergeldmacher, die Spitzbuben von Genie und die Millionendiebe, sie sind fast ohne Ausnahme „geborene Amerikaner". Siehst du den Mann dort mit dem schlauen Gesichtsausdruck und den feinen Händen? Zwei Jahre in Singsing haben ihn noch nicht unkenntlich gemacht und in weiteren vier Jahren ist er wieder frei. Seine Wohnung war noch vor Kurzem ein fürstlicher Palast in New-York und seine Karossen und Pferde konnten den Vergleich mit denen eines königlichen Marstalls aushalten. Er speiste nur auf Silber und trank nur aus goldenen Bechern. Seine Unterschrift galt Hunderttausende in der Geschäftswelt und jetzt arbeitet er friedlich neben einem Irländer, den er früher als den Verächtlichsten der Verächtlichen mit keinem Blicke würdigte. Ihn, den früheren Bewohner „der fünften Avenue" in New-York, bekanntlich denjenigen Theils der Stadt, in welchem die „Merchant princes", d. h. die Kaufmannsfürsten, ihre Paläste haben, brachten Wechselfälschungen von einer Million auf sechs Jahre hieher, den Irländer aber kostet ein einziger jähzorniger Augenblick, der ihn zum Todtschlag eines Menschen hinriß, zwanzig Jahre seiner Freiheit!

Gehen wir nun auch noch auf eine kurze Zeit in's weibliche Zuchthaus. Dieses liegt viel lustiger, weiter oben am Uferabhang über der Eisenbahn drüben. Keine Mauer umgibt es, denn es wohnen ja blos Frauenzimmer da, von denen man voraussetzt, daß sie nicht „ausbrechen". Die Zellen sind um ein Ziemliches breiter und sehen weit wohnlicher und freundlicher aus. Auch hat man sie mit einem Fensterchen versehen, vor welchem ein kleiner weißer Vorhang hängt, und daß weibliche Hände hier herrschen, sieht man schon aus der Reinlichkeit des Stübchens, sowie aus dem Körbchen mit Nadel und Faden und dem Blumenstock auf dem Gesimse. Sie arbeiten alle in einem Saale zusammen, die weiblichen Sträflinge, und ihre ganze Beschäftigung besteht darin, die Hüte fertig zu machen, welche im männlichen Zuchthause roh angefertigt werden. Somit nähen sie den ganzen Tag, und damit ihnen dieses Nähen nicht allzuabschwerlich werde, hat man ihnen Maschinen gegeben, welche sie, ohne sich besonders anzustrengen, leiten können. Sieht man also nicht schon hieraus, wie sehr man sie gegenüber den Männern bevorzugte? Noch deutlicher zeigt sich dieß auch ihrer Kleidung, denn obwohl dieselbe ebenfalls aus schwarz und grau gemischt ist, so hat ihr Rock doch weniger etwas Zuchthausartiges, als vielmehr etwas Nonnenmäßiges, und zwar um so mehr, als ihnen gestattet ist, ihr kurz geschnittenes Haar unter einer weißen Haube zu verstecken. Allerdings sind auch sie zu lautloser Stille verurtheilt, und diese Strafe trifft sie vielleicht härter, als die Einzelnschaft bei Nacht oder das erzwungene Fasten bei Wasser und Brod, wenn sie sich widerspenstig zeigen. Von den strengeren Züchtigungen dagegen, die man den männlichen Sträflingen angedeihen läßt, ist hier keine Rede, denn der „Code of honor" schreibt den Amerikanern vor, sogar gegen Verbrecherinnen galant zu sein, und man wendet daher bei ihnen weder das Tropfbad, noch das Schulterjoch, noch die Krone an. Höchstens steckt man sie auf ein paar Stunden in einen Sack, den man oben zubindet, und läßt sie darin zappeln nach Herzenslust. Zugeben muß übrigens werden, daß sie sich meist ohne Zwang in die Ordnung fügen und wunderbar. — die meisten der hier Eingesperrten erhielten diese ihre Strafe wegen großen Betrugs oder Diebstahls, wegen Kindes- oder Gattenmords, oder wegen irgend einer ähnlichen schlimmen That, also jedenfalls wegen eines Verbrechens, welches große Schlechtigkeit des Herzens, eine ungemeine Rohheit der Sitten und eine tiefe Verdorbenheit des Denkens voraussetzt. Aber dennoch, wenn man in den Saal tritt, findet man fast keine einzige unter den Insassen, welche nicht den Blick niedergeschlagen hätte. Ja die meisten lassen sich nicht einmal durch die Neugierde verlocken, von der Arbeit aufzusehen, und von einem frechen Anstarren der Fremden findet man vollends keine Spur. Es sind also sicherlich tiefgesunkene Weiber, mit welchen wir es hier zu thun haben, aber, mag ein Weib auch noch so tief gesunken sein, das Schamgefühl verliert es nie ganz!

Gott sei Dank, wir sind endlich fertig. Wir hatten an einer Besichtigung von wenigen Stunden übrig genug, wie muß es nun erst denen zu Muthe sein, die Jahre lang hier ausharren müssen und zwar nicht als Zuschauer, sondern vielmehr als faktische Zuchthausmitglieder? Nicht selten werden daher auch Fluchtversuche gemacht und merkwürdigerweise nicht immer ohne Erfolg. Trotz Wachen und Mauern entkommt nämlich hie und da Einer, sei es durch einen Abzugskanal, sei es durch einen kühnen Sprung in's Wasser. Natürlich wird er verfolgt und zwar sowohl zu Lande als zu Wasser, wie denn aus diesem Grunde stets

Digitized by Google

Nachen parat liegen. Allein der Mensch war nicht so dumm, bei hellem Tage zu entfliehen, sondern er wußte sich in irgend einer Cloake so lange zu verstecken, bis es dunkle Nacht war, und überdem ist er vielleicht ein guter Schwimmer, der es so lange unter dem Wasser auszuhalten vermag, bis er das andere Ufer erreicht hat.

Doch wird es ihm nun wirklich gelingen zu entkommen, besonders in unsern Tagen, wo man das Signalement eines Flüchtlings vermittelst des Telegraphen in wenigen Minuten nach allen Weltgegenden verbreiten kann? Wahrhaftig eine Möglichkeit ist nur dann vorhanden, wenn derselbe Hülfe von Außen bekommt, denn ohne andere Kleidung, ohne fremdes Haar, d. h. ohne Perücke, ohne Geld, so wie ohne Freunde, die ihn für den ersten Augenblick verbergen, ist er nothwendig verloren und schon am nächsten Tage wieder eingefangen. Dessen ungeachtet treibt die Verzweiflung viele zum Aeußersten und sogar aus dem weiblichen Zuchthause hört man hie und da von einem Fluchtversuche. Nur geht in letzterem Falle immer ein Aufseher mit durch, ohne Zweifel angelockt durch die Schönheit der Gefangenen, oder auch durch die Schätze, welche sie irgendwo vergraben zu haben vorgibt.

Das weibliche Zuchthaus ist für zweihundert Sträflinge eingerichtet und selten ganz voll. Die männliche Abtheilung hat tausend Zellen und fast nie trifft man eine derselben leer. Ja oft sind so viele Kandidaten da, daß man sie nicht einmal alle aufnehmen kann; allein deßwegen kommt man doch in keine Verlegenheit, denn das „Zuviel" wird an „Auburn" abgeliefert, das zweite Zuchthaus des Staates, wo dieselbe Ordnung der Dinge herrscht, wie in Singsing.

Zwei Sonette Fr. Rückert's.

Der 75. Geburtstag Fr. Rückert's gab bekanntlich dem „Deutschen Hochstift" in Frankfurt Gelegenheit, demselben die allgemeine Hochverehrung und Liebe auch seinerseits zu bezeigen. Er wurde Meister und Ehrenmitglied, seine Büste wird in dem Goethehaus aufgestellt, und man beschloß, das letztere an seinem Geburtstag zu eröffnen. Der Vorsitzende Dr. Volger und Dr. H. Presber wurden abgeordnet, dem Gefeierten das Diplom mit einem Ring — worin das Zeichen des Hochstifts, die Schillereiche, — zu überreichen. Rückert gab seinem Dank durch zwei Sonette Ausdruck. Das erste lautet:

In Goethe's Haus! Wo anders unter'm Brause
Des Weltverkehrs, im Dampf von Eisenrossen,
Ziemt Euch zu stiften, edle Kunstgenossen,
Der Künste Hochstift, als in Goethe's Hause?

In Goethe's Haus! Mir aus der stillen Klause,
Worin mein Leben, halb ein Traum, verflossen,
Wie ist von Eurer Liebesgunst erschlossen
Auch mir ein Ehrenplatz in Goethe's Hause!

Nur Goethe sollt' in Goethe's Hause thronen;
Und wenn Ihr sucht nach einem Nebenmanne,
So sei es Jener, den er fand in Weimar.

Von Beiden, die in uns'res Ruhmes Kronen
Sich theilen, ist zu meilenweit die Spanne
Des Abstands bis zu weiland

Freimund Reimar.

Am fünfundsiebzigsten Geburtstag kamen
Gesandte mir von Frankfurt an dem Main,
Die holten unterwegs mich Flieh'nden ein*)
Mit Ring und Brief in ihres Hochstifts Namen.

Doch erst nachdem sie wieder Abschied nahmen,
Da leuchtet' erst die Wichtigkeit mir ein;
Mir ging's wie immer: wann die Vögelein
Vom Nest geflogen, spannt' ich Netz und Hamen.

Wer war's, der, als ich noch vom Fenster schaute,
Von unten mir den Abschiedsgruß gerufen:
Auf Wiederseh'n in fünfter Jahresbahn!

Wie freut' ich mich der zukunftreichen Laute,
Doch zweifelnd steh' ich vor den dunkeln Stufen;
So nehm' ich's dankbar für empfangen an.

Mannigfaltigkeiten.

Am Tage nach Pfingsten, Vormittags, fand in der Nähe des Spandauer Bocks bei Berlin zwischen zwei Studenten ein Pistolenduell statt, welches einen tragikomischen Ausgang nahm. Als nämlich beide Duellanten auf Kommando anlegten und schossen, hatte der Hund des einen Sekundanten das Unglück, in die Schußlinie zu gerathen und wurde ihm durch eine Kugel die linke Vorderpfote abgerissen. Das Thier mußte augenblicklich getödtet werden.

Der berühmte piemontesische Ingenieur Bonelli, Erfinder des galvanischen Jaccardstuhles, hat auch eine Vorrichtung erfunden, vermittels derer ein kleines Wägelchen durch eine umsponnene Kupferdraht-Spirale von einem elektrischen Strome getrieben und zur blitzschnellen Beförderung von Briefen und kleineren Paketen benutzt werden kann.

*) Die Abgesandten trafen den greisen Dichter nicht in seinem ländlichen Wohnsitze zu Neuseß bei Koburg, sondern auf dem Gute eines seiner Söhne zu Belrieth bei Meiningen, wohin er sich bereits einige Tage vor seinem Geburtsfeste, um den allzu gehäuften Glückwünschungsbesuchen zu entgehen, begeben hatte.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 135 Sonntag, 7. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Aber wie ist es möglich, daß eine junge Dame aus eigenem Antrieb Sängerin wird?“ fiel Lothar ein. „Woher schöpfen Sie den Muth, Madame, vor Hunderten vor Menschen aufzutreten?“

„Sie stellen zwei Fragen auf einmal an mich,“ sagte Schuldfried lächelnd.

„Beantworte eine um die andere, liebe Frida,“ meinte Natalie.

„Nun wohl, so will ich meine erste Frage mit einer Gegenfrage an Sie beantworten: Wie konnten Sie Seemann werden, Herr Baron?“

„Aus Beruf. — Es war das Einzige, wozu ich Lust hatte, das Einzige, wozu ich taugte.“

„Nun wohl, diejenige, die Sängerin wird, folgt auch ihrem Beruf, und was noch mehr ist, sie benützt diesen Beruf, um ihr Auskommen zu finden. Ich war ein armes Mädchen; Gott hatte mir Stimme verliehen; man sagte: mit dieser kannst Du Dir Dein Auskommen erwerben; ich wurde Sängerin.“

„Und die Kunst und die Welt machten eine Eroberung,“ fiel Natalie ein, die mit innerem Verdruß bemerkte, daß Lothar nicht einen Blick von Schuldfried abwandte. Eine Pause entstand, während welcher Schuldfried in tiefen Gedanken dasaß. Nach einer Weile begann sie wieder:

„Sie fragen, wie ich den Muth haben könne, aufzutreten? Was ich jetzt sagen will, werden Sie vielleicht nicht glauben, und dennoch ist es eine Wahrheit. Wenn der Vorhang aufgeht und ich auf die Bühne trete, habe ich bloß einen einzigen Gedanken, der meine Seele erfüllt, nämlich die Idee des Komponisten, dessen Musik ich singen werde. Ob im Theatersaal ein einziger Mensch ist oder Tausend, das gilt mir gleich; das Publikum ist vergessen, all diese lauschenden Ohren sind nicht für mich vorhanden, es ist mir, als hätte ich den Geist des Komponisten an meiner Seite, um darüber zu wachen, daß ich nicht seine schönsten Gedanken schlecht wiedergebe.“

„Aber die Applause, die Bravorufe, der Blumenregen, Alles das muß Dich wohl in die Wirklichkeit zurückführen,“ meinte Natalie.

„Ganz gewiß.“ Jetzt lächelte Schuldfried mit demselben kindlichen Lächeln, womit sie so oft in früheren Jahren Lothars düstere Gedanken verscheucht hatte, einem Lächeln, das Natalie so treffend nachahmte.

„Und Dein Herz schlägt vor Freude?“

„Ich wage dann zu glauben, daß ich das schöne Werk nicht verpfuscht habe.“

Das Gespräch drehte sich eine Weile um Künstlerleben, Musik und dramatische Kunst. Man sprach von berühmten Schauspielerinnen und Sängerinnen, ihrem Glück und Erfolg. Lothar äußerte sich im Allgemeinen mit einem gewissen Vorurtheil über die Bühnenkünstler, und in Folge dessen entstand eine lebhafte Debatte. Nataliens Verdruß darüber, daß Lothar so beständig Schuldfried betrachtete, verschwand, wenn er sich in ihrer Gegenwart so über die Personen äußerte, die sich der Bühne widmeten. Natalie trat auf Schuldfrieds Seite und Lothar mußte also gegen zwei kämpfen. Nachdem alle Beweise für und Wider vorgebracht waren und man auf beiden Seiten seine Mittel erschöpft hatte, sagte Lothar endlich:

„Mit zwei Gegnerinnen, wie Sie sind, meine Damen, kann ich unmöglich den Kampf länger fortsetzen. Eines weiß ich, nämlich, daß meine Ansicht, wenn sie auch noch so unrichtig sein mag, dennoch auf meiner Ueberzeugung beruht. Ich würde es nie wagen, an eine Dame zu glauben, die sich mit der Leichtigkeit einer Schauspielerin in die Gefühle Anderer hineinversetzen und fingirten Empfindungen ein so naturwahres Gepräge geben kann, daß sie den Zuschauern Thränen auspreßt. Unwillkürlich muß man fragen: Wo hört die Kunst auf und wo beginnt die Wahrheit?“

„Bei einer solchen Auffassung des Charakters der dramatischen Künstler ist es natürlich, daß Sie auch eine untergeordnete Idee von ihrem moralischen Werth haben müssen,“ sagte Schuldfried.

„Es sei ferne von mir, Madame, daß ich in diesem Fall etwas Verletzendes aussprechen möchte: was ich gesagt habe, ist nur meine individuelle Ansicht.“

Natalie brachte etwas Anderes auf's Tapet. Etwas später stieg man in Rosenvik aus, wo Professor Abernay, Tage, einige Kousinen von Natalie und etliche Herren ihnen bereits entgegen kamen.

Digitized by Google

Tage wurde blaßgelb, als er Lothar in Gesellschaft Schuldfrieds und Nataliens erblickte. Er murmelte einen stillen Fluch über den Einfall der Gräfin ihn zu ihrem Kavalier zu nehmen.

Natalie bemerkte Tages mißvergnügtes Aussehen. Die Gräfin wußte jedoch seinen finstern Blick wegzuscherzen, und die kleine Gesellschaft, die sich im Pavillon versammelte, plauderte eine Weile recht munter.

Professor Aberney war ganz besonders belebt. Er sagte Natalie tausend schöne Sachen, zeigte sich eben so geistreich, als angenehm, wußte auch der alltäglichsten Unterhaltung Leben und Interesse zu verleihen.

Der Professor erzählte von einigen Verrücktheiten der Engländer. Der Gegenstand wurde von den übrigen Gesellschaft aufgenommen, und Jeder brachte Etwas von Britanniens höchst eigenthümlichen Söhnen zu Markte.

„Es ist offenbar eine Krankheit von den Engländern originell sein zu wollen," sagte Natalie, nachdem sie recht herzlich über eine der Anekdoten gelacht hatte. „Ich wollte wetten, daß Frida einen Engländer zum Bewunderer hat und daß er es ist, der ihr die närrischen Bouquets schickt. Was hältst Du selbst davon, meine Liebe? Denken Sich sich, meine Herrschaften," fuhr die Gräfin, ohne Schuldfrieds Antwort abzuwarten, fort, „jeden Abend findet Madame Dorbino einen schwarzumwundenen Strauß von Myrthen und Orangeblüthen auf ihrem Nachttisch."

„Das ist ein seltsames Geschenk," rief man in die Runde.

„Und dabei bedeutungsvoll," fiel der Professor lächelnd ein. „Die Myrthe bedeutet Liebe."

„Und das schwarze Band Kummer," meinte Natalie. „Also ist es ein Britte, der eine unglückliche Liebe für Dich gefaßt hat und Dir auf diese Art seine Gefühle mittheilen will. Gestehen muß man, daß Frida die traurigen Myrthenzweige mit besonderer Freundlichkeit behandelt hat."

„Wie so?" fragte Lothar.

„Madame Dorbino hat sie in eine eigene Vase auf ihrem Tisch im Kabinet gestellt. Die andern armen Bouquets werden sammt und sonders in eine Athenienne im Salon einquartirt. Anaise versicherte mich dieser Tage, dieses närrische Geschenk mache sie ganz ärgerlich und sie habe nie etwas Dummeres gesehen, besonders da es jeden Abend wo Madame Dorbino auftrete mit einem Kranz von Lorbeeren und Cypressen vertauscht werde."

„Lorbeeren und Cypressen bedeuten die Vergänglichkeit aller Ehre," meinte der Professor. „Das ist ein allegorischer Anbeter."

„Und dabei verschwiegen; denn Anaise, sagt sie habe sowohl Bouquet als Kränze genau durchsucht, ohne auch nur einen einzigen geschriebenen Buchstaben zu finden."

„Man merkt wohl, daß Anaise wenigstens nicht verschwiegen ist," fiel Schuldfried ein und erhob sich. Sie ging in den Garten hinaus; die Andern leisteten ihr Gesellschaft.

„Bieten Sie Madame Dorbino den Arm, Baron Canitz," rief Natalie, die sich vom Professor führen ließ, „so wollen wir drei Tour im Garten machen."

Lothar warf einen wahrenden Blick auf Natalie. Sie fuhr lachend fort:

„Sie, Lieutenant Aberney, werden Sie der Kavalier von Tante A."

„Wollen Sie meinen Arm nehmen, Madame," sagte Lothar zu Schuldfried, „oder fürchten Sie sich etwa noch immer eine Stube von einem Russen anzunehmen?"

„Sie haben aufgehört ein Russe zu sein, und ich habe . . ."

„Aufgehört das finnische Mädchen zu sein," fiel Lothar ein.

„Sie täuschen sich; ich bin noch immer Finnin," versicherte Schuldfried lachend und nahm seinen Arm.

„Unmöglich! Madame Dorbino muß Französin sein, sonst würde sie nicht einer gedankenlosen Freundin Dinge mittheilen, die eine ernste Bedeutung haben."

„Ah! Sie meinen die Cypressen und Lorbeern."

„Haben Sie den Sinn derselben überlegt?"

„Onkel Aberney deutete ihn mir."

„Und Sie haben keinen andern gesucht?"

„Nein."

„Soll ich Ihnen einen geben?"

„Lassen Sie hören!"

Lothar blieb auf einem Platz, der eine freie Aussicht bot, stehen, wie wenn er sie betrachten wollte; dann fuhr er fort:

„Es kann ja bedeuten, daß Ihr Ruhm den Kummer eines Andern ausmache. Sie erkaufen Ihre Lorbeern auf Kosten des Friedens eines Andern."

„Und wessen?"

„Was weiß ich? Vielleicht des Gebers."

„Kann er mich vielleicht um meinen Erfolg beneiden?"

„Gibt es denn keinen andern Schmerz, als den des Neides?"

„Allerdings; aber ich verstehe nichts, was dieß hier sagen soll."

„Setzen Sie sich und erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Mährchen erzähle. Es war einmal ein Junge, der hatte einen Rosenbusch, der seine Freude, sein Glück und seinen ganzen Reichthum ausmachte. Der Busch wuchs unbemerkt vor allen Blicken in einem wilden Walde; die üppige Schönheit seiner schneeweißen Blumen erfreute kein anderes Auge als das seinige; seine balsamischen Düfte umschwebten keinen Andern als ihn. Jeden Tag kniete er dort nieder und schenkte dem Rosenbusch seine Huldigung und seines Herzens heiligste Bewunderung. Der Rosenbusch war sein Heiligthum, die unschuldvolle Reinheit desselben seine Freude, und so

Digitized by Google

oft er sich ihm näherte, war es ihm, als müßte er erst sein Herz und seine Gefühle erforschen, bevor er vor ihn träte. Der Rosenbusch wurde ein Verbindungsglied zwischen ihm und Gott. Diese Blume muß mein bleiben, dachte er, und nur meine Liebe und meine Liebkosungen sollen sie berühren; sie soll niemals von dem Bösen, was die Welt hat, besudelt werden. Sie soll wie sie geliebt hat, in Unschuld, Liebe und Frieden sterben. So träumte der Junge, als er eines Tages erwachte und den Busch verschwunden fand."

Lothar verstummte. Er blickte traurig vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief des Kaisers Theodor von Abessinien.

Die „Koburger Ztg." ist in den Stand gesetzt, ein kürzlich aus Afrika in Koburg eingetroffenes Schriftstück mitzutheilen. Zur Einleitung bemerkt sie folgendes: Kaiser Theodor von Abessinien besitzt ein Reich, das jetzt schon um vieles größer als Deutschland ist, und, von kühnen Eroberungsplanen erfüllt, strebt er danach, seine Herrschaft bis an das rothe Meer auszudehnen, um dann, wie er meint, in die Reihe der großen Staaten der Erde treten zu können. Nur wenige Europäer sind bis jetzt nach Abessinien gekommen, trotzdem beschäftigt sich Theodor begierig mit allem, was ihm von europäischer Kultur entfernte Kunde gibt. Er selbst freilich befindet sich, ungeachtet des uropostolischen Christenthums, das er und sein Volk bekennt, ziemlich im Zustande der Wildheit. Auf die Ausdehnung seiner Herrschaft ist auch die englische Regierung bereits aufmerksam geworden. Als nun im vorigen Jahr der englische Konsul Duncan Cameron den Herzog von Koburg-Gotha auf der Expedition zu den Ländern der Habab, Schohos und Bogos begleitete, welche dem Kaiser tributpflichtig sind, wurde er danach auch zum Kaiser Theodor gesandt. Und um einen angenehmen Eindruck zu machen, und dadurch möglicherweise den wenigen Deutschen, die das Schicksal in jene Länder verschlagen, oder zukünftigen Reisenden, Nutzen zu gewähren, gab der Herzog ihm für den Kaiser die Dekoration seines Hausordens mit. Die darauf eingetroffene Antwort ist in amharischer Sprache verfaßt, mit beigefügter englischer Uebersetzung. Das Siegel des Briefs trägt gleichfalls eine amharische Umschrift, zugleich aber die arabischen Worte: Theodorus, König von Habesch. In dem Wappen befindet sich ein gekrönter Löwe. Der Brief selbst lautet folgendermaßen:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes: Der Erwählte Gottes und der Menschen, Theodorus, Kaiser von Aethiopien, an Ernst, Herzog von Sachsen-Koburg. Ich hoffe, Du bist in guter Gesundheit; ich selbst befinde mich, Gott sei Dank, wohl. Als meine Ahnen ihren Schöpfer vergessen hatten, gab er ihr Königreich den Gallas und den Türken; aber nachdem mein Schöpfer mich erschaffen, hob er mich empor aus dem Staub, gab mir Macht, und machte mich tüchtig, dieses Königreich zu behaupten, und durch seine Macht vertrieb ich die Gallas; aber als ich jetzt den Türken gebot, meiner Väter Land zu verlassen, verweigerten sie es, und mit Gottes Hülfe ziehe ich aus gegen sie zu kämpfen. Deine Landsleute und Hr. Kinslen haben mir von Dir erzählt, daß Du ein christlicher Fürst seiest, der die Christen liebt, deß war ich sehr froh. Ich habe Deinen Orden empfangen, und bin sehr glücklich darüber, mit Gottes Hülfe habe ich denselben erhalten, und er machte mir große Freude, ich danke Dir. Eben war ich im Begriff Dir, meinem Freund und Verwandten, Botschafter zu senden, aber ich wurde durch die Türken daran verhindert. Trage Sorge, daß Jemand die Liebesgaben in Empfang nimmt, die ich Dir nach Massana zu senden wünschte. Siehe, wie der Islam die Christen bedrückt! 3. Okt. 1863. Im Lager der Provinz Gosdame."

Selbstverständlich sind die tendenziösen Ausfälle des Kaisers Theodorus gegen die Türken mit großer Vorsicht aufzunehmen; übrigens versteht er auch darunter keineswegs das osmanische Reich, sondern den Mohammedanismus überhaupt. Der im Brief erwähnte Herr Kinslen ist ein Deutscher, der in Habesch lebt. Die angekündigten Geschenke sind noch unterwegs; wenigstens schreibt der Konsul Cameron, daß er sie zugleich mit Geschenken, die ihr Ihre Maj. die Königin Victoria bestimmt seien, beförderen lasse. Außerdem versichert Hr. Cameron, daß Kaiser Theodor sich durch die Zeichen freundlicher Gesinnung eines europäischen Fürsten sehr geschmeichelt gefühlt, und bezüglich der Expedition des Herzogs in sein Land vielerlei Fragen an ihn gerichtet habe.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Tagesordnung der Königin Victoria.] Ein Amerikaner, Siddons, gibt folgende Schilderung von der Lebensweise der Königin Viktoria: Sie steht um 7 Uhr auf, wohnt einem Gottesdienste in ihrer Kapelle bei, frühstückt, durchfliegt die Zeitungen, besucht ihre Kinder und beschäftigt sich bis Mittag oder 1 Uhr mit Staatsgeschäften. Damit zu Ende, empfängt sie Visiten, entweder eingeladene Personen oder solche, welche einen königlichen „Befehl", sich in den Palast zu verfügen, erhalten haben. Unter letzteren befinden sich Künstler und Buchhändler, die seltene Werke zu präsentiren oder Ihre Majestät zu porträtiren haben; Leute mit Geschenken für das königliche

Digitized by Google

Vogelhaus; fremde Reisende mit Einführungsbriefen ihrer Souveräne, Kaufleute u. s. w. Sobald Jedermann verabschiedet ist, nimmt die königliche Familie das zweite Frühstück ein, und die Königin ißt und trinkt, meist mit Appetit. Nachdem reitet oder fährt sie auf drei oder vier Stunden aus, und benützt diese Gelegenheit, um die Herzogin von Cambridge, die Herzogin von Inverneß oder die Armen und Kranken zu besuchen. Die Güte der Königin für die Leidenden ihres Geschlechts ist sprichwörtlich. Man weiß, daß, als Frau Warner, eine Schauspielerin von großem Ruf, von der Brustkrankheit befallen wurde, an welcher sie sterben sollte, die Königin ihr täglich eine Kutsche schickte, um auszufahren. Nach Haus zurückgekehrt, bringt Ihre Majestät eine Stunde in ihrem Boudoir oder der Bibliothek zu, und kleidet sich dann für das Diner an. Das Mal im Palast war stets feierlich und langweilig. Das Tafelservice ist natürlich prachtvoll: goldene Schüsseln, Porcelan von Sèvres, Alabastervasen, Blumen, brillante Lustres, gepuderte Bediente in scharlachrothem Plüsch, eine vorzügliche Militärmusik, die im Vorzimmer spielt, und am Tisch zahlreiche Damen und Herren in vollem Kostüme. Während des Mahles herrscht tiefes Stillschweigen, bloß unterbrochen durch die Stimme der Königin, die an einen der Gäste eine Frage richtet, welche dieser nach der Etikette kurz beantworten darf. Die allgemeine Konversation wird leise geführt. Die Mannigfaltigkeit der Weine ist sehr groß. Nach dem Diner begibt man sich in den Salon, und hier überläßt sich die Königin, alles Zermoniel bei Seite setzend, einer unschuldigen Heiterkeit und sucht ihrer Familie und ihren Gästen den Abend möglichst angenehm zu machen. Ist die Gesellschaft nicht zu zahlreich, so wird ein Konzert oder ein Ball improvisirt, und die Königin hört und schaut mit vielem Interesse zu. Fremde Gäste finden in dem Salon und in den anstoßenden Sälen viel des Bemerkenswerthen, und die Königin macht sich ein Vergnügen daraus, ihnen Alles zu zeigen, ein Geschäft, bei welchem sie von ihren Kindern eifrig unterstützt wird. Man findet hier kostbare Vasen, Statuen von Marmor, Bronce und Alabaster, **Gemälde von den ersten Meistern, Mappen mit Kupfer-** und Stahlstichen, musikalische Instrumente, Seltenheiten und Phantasiearbeiten jeder Art. Es geht völlig ungezwungen her. Um halb 12 Uhr entfernt sich die Königin mit einer huldvollen Verbeugung gegen die Gesellschaft, die Damen erwidern, indem sie sich sehr tief bücken. Ueberhaupt ist in dem Gemüthszustande der Königin, der schon angefangen hatte, ernstliche Besorgnisse einzuflößen, seit der Vermählung des Prinzen von Wales, eine entschiedene Besserung eingetreten, und der Tiefsinn hat einer sanften Trauer Platz gemacht, welche den Genuß des Lebens nicht ausschließt.

Die Wiener „Presse“ meldet: „Eine originelle Methode des Unterrichtes im Figurenzeichnen, mit welcher der Erfinder, Heinrich Schöpfer, österreichischer Hauptmann, ein geborner Tyroler, bei völlig Ungeübten, dem Gewerbs- und Bauernstande Angehörigen binnen sehr kurzer Zeit auffallende Erfolge erzielt, erregt in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit der Kenner. Dieselbe beruht auf dem einfachen Prinzipe, mit dem Ganzen der Figur zu beginnen, statt wie bisher von den Theilen auszgehen. Zu dem Ende wird nicht nur mit dem Zeichnen nach geometrisch einfachen Körpern statt nach Vorlegeblättern angefangen, sondern der Erfinder hat auch einen höchst sinnreich eingerichteten Gliedermann konstruirt, der die menschliche Figur selbst als ein Ganzes geometrisch einfacher Körper darstellt. Erst wenn der Schüler diesen in allen Stellungen richtig hat zeichnen lernen, geht er zur Zeichnung wirklicher Figuren über, deren Verständniß in den schwierigsten Stellungen ihm durch jene Vorübung außerordentlich erleichtert wird. Wie wir einem Aufsatze von Fr. Pecht im Beiblatte zu Nr. 5 der hier erscheinenden Rezensionen über bildende Kunst entnehmen, haben Meister wie Kaulbach, Pilotty, Schwind ihre vollkommene Uebereinstimmung mit dem Prinzipe dieser Methode ausgesprochen und der Vorstand der Schule des Münchener Vereins zur Ausbildung der Gewerbe, so wie der Vorbereitungsklasse für die Akademie, Dyck, hat sie sofort versuchsweise eingeführt.

Bekanntlich stritten, wie zur Zeit der Seume-Feier berichtet worden, zwei verschiedene Häuser um die Ehre, dem Dichter während seines Aufenthaltes in Teplitz als Wohnung gedient zu haben. Neuerdings haben in- und ausländische Blätter den Gegenstand nochmals zur Sprache gebracht, indem die Streitfrage vor Gericht anhängig gemacht worden sei und man auf den Ausgang des Prozesses mit großer Spannung sehe. Die betreffende Entscheidung des k. k. Bezirksamtes ist jetzt erfolgt, und zwar lautet dieselbe auf Grund der Badeliste und der Sterbmatrikel für das „Goldene Schiff“. Noch steht aber der Gegenpartei der Rekursweg an die höhere Instanz offen.

[Ein Wohlthäter.] Abraham Mandel, ein Israelit von Schwaikalden gebürtig, der als ganz armer Jüngling seine Vaterstadt verließ und später an 30 Jahre als Kaufmann im Rothschild'schen Hause in Frankfurt, Neapel und London thätig war, hat sich in seiner Vaterstadt ein bleibendes Denkmal errichtet. Testamentarisch hat er der Stadt ein Kapital von circa 10,000 fl. vermacht, dessen Zinsen zur Erziehung armer, verwahrloster Kinder ohne Unterschied der Konfession verwendet werden sollen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 136 Dienstag, 9. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Und dann, wie ging es dann weiter?“ fragte Schuldfried.

„Dann verflossen mehrere Jahre, und als er den schönen Rosenbusch wieder fand, war er nicht mehr im Schooße der Natur; er prunkte, umgeben von Bewunderern seiner Schönheit, in einer zierlichen Vase in einem eleganten Salon. Er war noch gleich schön, aber er war nicht mehr derselbe. Madame, ein Anderer hatte ihn besessen und angepflanzt. Die Heilige des Knaben war kein Wesen mehr, das nur von ihm angebetet wurde, sondern eine prunkende Zierpflanze, der Jedermann huldigte. Der magische Traum war zerstört, der glückliche Wahn gebrochen und die Heilige des Knaben in einen der Abgötter des Tages verwandelt, die man in einem Augenblick mit Lorbeeren bekränzt und in einem andern vergißt. Der Beifall, den man dem frühern Abgott des Jungen schenkte, schloß eine Quelle bitteren Kummers für sein Herz in sich, er erinnerte ihn daran, was er besessen und was er verloren hatte, um es nie wieder zu erhalten. Auf diese Art, Madame, kann die Berühmtheit des Einen dem Andern seinen Frieden kosten.“

Lothar erhob sich.

„Jetzt,“ fügte er hinzu, „wollen wir, wenn Sie Lust haben, die Andern aufsuchen, sonst verfallen wir den Spöttereien der Gräfin.“

Schuldfried stand auf. In ihrer Brust war ein eigenthümliches Gemisch von Gefühlen. Verletzter Stolz, bitterer Schmerz beim Gedanken an die Vergangenheit, und dennoch ein fester Glaube an die Zukunft als je. Als sie Lothars Arm ergriff, sagte sie:

„Sie haben den Sinn der Lorbeeren und Cypressen auf Ihre Weise gedeutet; welche Erklärung wollen Sie den Myrthen und Orangeblüthen geben?“

„Sie bedürfen keiner Auslegung,“ antwortete Lothar.

„Und dem schwarzen Bande?“

„Schwarz, Madame, bedeutet entweder Kummer oder Tod.“

„Tod!“ wiederholte Schuldfried.

„Ja, eine todte Liebe. Halten Sie jetzt Alles zusammen, so finden Sie: Ihr Künstlerruhm hat einen Schmerz verursacht, der so groß war, daß er die Liebe tödtete.“

Lothar spürte, daß Schuldfrieds Arm zitterte; er fühlte den zuckenden Schmerz, den seine Worte verursachten, und dabei schlug sein eigenes Herz voll Freude.

„Das war eine theuer erkaufte Berühmtheit,“ flammelte Schuldfried. „Aber sie wird sich ganz gewiß über den erlittenen Verlust trösten?“ Lothars düstere Augen ruhten forschend auf Schuldfrieds bleichen Wangen.

„Ich hoffe es,“ antwortete sie steif.

„Wenn ich ein Weib liebte, das Schauspielerin oder Sängerin wäre und sie sagte mir, daß ich ihr Herz besitze, wissen Sie, was ich antworten würde?“

„Daß Sie sie vergessen haben, daß ihr Künstlerruf Ihre Liebe getödtet habe. Das Vorurtheil wäre Ihnen mehr als die wärmsten Gefühle des Herzens,“ antwortete Schuldfried nicht ohne Bitterkeit.

„Sie täuschen sich, Madame; wenn Sie mich liebte, so würde ich sagen: Opfere mir Deinen Künstlerruf als Beweis Deiner Liebe und ich werde an die Wirklichkeit derselben zu glauben wagen.“

„Sie verlangen viel.“

„Es ist wahr, aber dieß kommt daher, daß ich früher Alles gab und beinahe Nichts verlangte.“

„Jetzt verlangen Sie Alles und geben Nichts.“

„Sie haben Recht; sollte ich noch einmal das Herz glühen und die Seele von dem allmächtigsten Gefühl beherrscht fühlen, das wir Liebe nennen, dann mögen meine Handlungen sprechen und nicht meine Worte, und ich werde niemals ihr Herz fordern. Sie muß das meinige nehmen.“

Jetzt kamen der Professor und Natalie ihnen entgegen. Etwas später nahm man ein ausgesuchtes Diner auf der Veranda ein.

Natalie war bezaubernd. Lothar beschäftigte sich beinahe ausschließlich mit ihr. Schuldfried war heiter und scherzte wie ein Kind. Tage blickte finster drein wie ein Herbsthimmel; der Professor zeigte sich liebenswürdig gegen Alle und achtete auf Alles.

Digitized by Google

Nach dem Mahle saß man im Salon und plauderte. Tage setzte sich hinter Schuldfried. Er schwieg beharrlich.

„Ich gedenke, Ihnen heute Mittag eine Ueberraschung zu bereiten, Herr Baron," bemerkte Natalie, indem sie sich an Lothar wandte.

„Welche, wenn ich fragen darf?" sagte Lothar.

„Ich habe eine Person eingeladen, für welche Sie sich sehr interessiren."

„Doch nicht Diejenige, deren Aufenthalt Sie mir so hartnäckig verschwiegen?" lächelte Lothar ironisch.

„O nein, einen sehr, sehr alten Bekannten."

„Ich erlaube mir nicht zu rathen, sondern lasse es lieber auf die Ueberraschung ankommen, die Sie mir so gütigst zugesagt haben."

„Gut; apropos, wann singst Du das Nächstemal wieder, mein Engel? Der Jemand, der hieherkommt, sagte mir, daß er die schöne Stimme sehr gerne von der schwedischen Bühne aus hören möchte."

„Ich weiß selbst nicht," antwortete Schuldfried ganz gleichgiltig.

„Du hast erst Sechsmal gesungen, und Dich auf Achtmal versprochen."

„Ich habe kein bestimmtes Versprechen abgegeben, wie oft ich auftreten wolle."

„Aber mein Gott, Frida, Du wirst damit doch nicht sagen wollen, daß —"

„Daß ich gestern zum Letztenmal aufgetreten sei," fiel Schuldfried lachend ein. „Nein, meine Liebe, das will ich gewiß nicht."

„Du kannst einen doch erschrecken."

Tage äußerte mit einem nicht unbedeutenden Anstrich von Bitterkeit im Tone:

„Schuldfried liebt ihre Künstlerlaufbahn und ihren Ruhm zu sehr, um den Lorbeeren entsagen zu wollen, die das schwedische Publikum zu ihren Füßen niederlegt."

„Ja, Du hast Recht, Tage, ich liebe wirklich meine Künstlerlaufbahn sehr, und was mich jetzt veranlassen könnte, sie aufzugeben, müßte mächtiger sein, als alle meine andern Gefühle in der Brust. Du hast auch darin Recht, daß ich stolz auf den Beifall bin, den meine Landsleute mir schenken. Dieß wird immer die kostbarste Erinnerung aus meinem Künstlerleben bleiben, wenn es einmal zu Ende ist. Ich trete in einigen Tagen in der weißen Frau auf," fügte sie mit einem stolzen Blick auf Tage hinzu.

„Der wahnwitzige Junge," dachte der Professor, „er wird sie mit seinen Angriffen zur Zeit und Unzeit so reizen, daß er dem entgegenarbeitet, was andere vernünftige Leute ausrichten. Ich habe nie einen unbesonneneren Narren gesehen, als er ist, sobald es sich um Weiber handelt."

„Schuldfried," sagte er, „sing uns einige der finnischen Lieder, die Du als Kind sangst, wenn Du sie nicht vergessen hast."

„Etwas vergessen was an Finnland erinnert, an die Heimath, an meine glückliche Kindheit, unmöglich!"

Ohne sich weiter bitten zu lassen, ging Schuldfried an's Klavier. Einige Minuten später erklang diese wunderbar schöne Stimme im Salon. Sie sang eine von Abernehs Kompositionen, just diejenige, womit sie ihn als Kind zu ihrem Zuhörer gemacht hatte.

Der Charakterfeste, ruhige und verständige Aberneh wurde bei diesem Gesang dermaßen von seiner Erinnerung überwältigt, daß er aufstand und an einem der Fenster vortrat, um seine Bewegung zu verbergen. Wehmuth, tiefe Wehmuth lag in seinen Blicken, und obschon dieser Gesang manche bittere und süße Erinnerungen in seiner Seele hervorrief, so war doch die Erinnerung an Schuldfried als Kind die lebhafteste. Ach! er meinte noch immer das bezaubernde Kind an seiner Seite sitzen zu sehen, wie sie sein Ohr mit ihren Tönen liebkoste. Wie manchen holden und dennoch thörichten Traum hatte nicht die Stimme des Kindes in der Brust des damals achtundbreißigjährigen Professors geweckt! — Die Töne verklangen, aber die dadurch hervorgerufenen Erinnerungen standen lebhaft vor Abernehs Innerem. Plötzlich schlug Schuldfried einige glühende Akkorde an, und wiederum erklang ihre Stimme, aber es war keine nordisch-schwärmerische Melodie, die jetzt das Ohr mit ihrem Zauber umfing, sondern eines der feurigen Lieder des Südens. Es war eine Barcarole. War Jemand da, der sich jetzt erinnerte, wann sie dieselbe gesungen hatte? Als die letzten Töne erstorben waren, verließ sie das Instrument, ging zu Aberneh und sagte leise:

„Lieber Onkel, ich konnte nicht mehr als dieses einzige singen. Es wurde mir so voll um's Herz."

„So ging es auch mir." Die Lippen des Professors berührten Schuldfrieds Stirne ganz leicht; dann ging er von ihr weg.

(Fortsetzung folgt.)

Die Singvögel.

Wohl auf, ihr kleinen Waldvögelein, die ihr in Lüften schwebt,
Stimmt an, lobt Gott den Herren mein, singt all, die Stimme erhebt;
Denn Gott hat euch erschaffen, sich selbst zu Lob und Ehr',
Sang, Federn, Schnabel, Wassen, kommt alles von ihm her.

Des Knaben Wunderhorn.

Die Singvögel oder Sperlingsvögel ziehen unsere Aufmerksamkeit durch Verschiedenes auf sich. Sie sind es ja, die unsere Wälder und Felder vom Frühjahre bis zum Spätherbste belebeu, und rund um uns fliegen und singen; sie werden ihrer Kleinheit, Niedlichkeit, ihrer Verständigkeit und ihres Gesanges wegen sogar in unsere

Digitized by Google

Wohnzimmer in schönen kleinen gitterten Häuschen als Freunde und Gespielen aufgenommen; sie sind die Lieblinge besonders vieler Jungfrauen, und im Leben und Sterben oft von Dichtern besungen worden. Sie müssen viel Menschliches an sich haben. Mehrere kommen auf einer tiefen Stufe an's Licht des Daseins, und dürfen erst nach Tagen ihre Aeuglein der Sonne öffnen. Die Eltern müssen sie sorgfältig, ehe sie geboren sind, bedenken, Nester oder Wiegen für sie machen, ihnen ein weiches Bettchen bereiten, sie dann wie Kindlein mit Liebe ätzen und bei sich behalten, bis sie flügge oder junge Knaben und Mädchen sind. Sie leben in Monogamie. Die Lieb- und die Kunst ist unter Männchen und Weibchen gut getheilt. Das Männchen liebt besonders das Weibchen, das Weibchen besonders die Jungen; das Weibchen ist geschickt im Nestbau, kann aber nicht singen, das Männchen hingegen singt. So ist der Gesang besonders den Männchen, den Weibchen besonders die Architektonik gegeben. Bei den Menschen ist's umgekehrt. Das Weibchen baut fleißig und künstlich, das Männchen singt ihm zur Kurzweil unterdessen vor; ersteres arbeitet gern, letzteres holt während dieser Zeit Futter für's Weibchen, hernach fliegen Männchen und Weibchen aus, und die Kindlein müssen unterdessen allein mit einander daheim warten, bis Vater und Mutter wiederkommen, und ihnen etwas bringen. Sie piepen und treten an den Rand des Nestes, und strecken den Hals weit heraus und sperren die Schnäbelchen auf. Einen lieblicheren Anblick kann man sich kaum denken! Die Männchen singen aber auch mit großer Lust für sich. Das Herz im Leibe ist ihnen froh, denn wenn sie auch am allerschönsten und eifrigsten in der Liebeszeit singen, singen sie doch auch nachher, bis sie fortwandern; diejenigen die bei uns überwintern, singen auch dann. In der Schnee- und Eiszeit freut uns jeder Vogelton, weil er uns an den Frühling erinnert und ein Prophet des Sommers ist. Ach, wie wohl ist's dem einen, wenn er schlägt, dem andern, wenn er emporwirbelnd wie zum Himmel sein schönes Morgenlied vorträgt, dem dritten sogar im Käfig! Sie singen für sich, und wir haben den Vortheil, den Segen davon wie vom Sammeln der Bienen. Sie haben meist ein vortreffliches Gehör und Lust zu Gesang. Viele ahmen von selbst andere Sänger nach, und lernen sogar vom Menschen, d. h. deren Orgelspiel, ganz Neues und Ungewohntes singen, etliche Menschenworte sprechen.

Es gibt Singvögel, die das Singen gerade so wie der Mensch das Sprechen lernen und es probiren müssen, anfangs kein rechtes musikalisches Gehör haben, falsch singen, und ihren Gesang während des Winters gerade so vergessen, wie viele Kinder, die nur eine Sommerschule haben, ihr Sommerpensum vergessen. Allerdings lernen sie es dann im Frühling wieder viel leichter mit Hülfe der Reminiszenzen. Man kann mit einigen sogar kleine Konzerte geben, so daß sie Prim und Sekund singen, z. B. das Liedchen: Komm, fein's Liebchen, komm an's Fenster u. s. w. Einzelne sind harpersonifizirte Gesangslust und Gesangskunst. Nur einige wenige können gar alle Vogelstimmen und jeden Ton beinahe ohne Ausnahme nachahmen, wie es hiezu auch nur einzelne Menschen gibt. Es ist ein eigenes Gehör, und ein eigenes, damit übereinstimmendes Organ nöthig.

Nicht minder interessant ist ihre Baukunst. Sie wählen, je nach ihrem Bedürfniß, Bäumplätze auf Bäumen, im Gras, an Thürmen und Felsenwänden, bauen und formen und flechten und füttern aus Reisern, Stroh, Grashalmen, Moos, und sammeln jedes Federchen, Haar, jede Wollenflocke sorgfältig von Wiesen, Hecken, Dornen. Die meisten Nester sind rund, oder wie ein Backofen mit einer oder zwei Oeffnungen, oder sie sehen wie sehr lange Geldbeutel aus. Eine Art näht mit dem Schnabel Blätter vollkommen so wie ein Schneider zusammen. Oder das Nest hängt an einer Schnur, an einem Faden frei schwebend, ein Spiel der Winde. Und klug hängen es mehrere an Enden von Baumzweigen. Die Mannigfaltigkeit ist außerordentlich.

Wir müssen ihre Geschicklichkeit bewundern, weil sie als Werkzeug nur ihren Schnabel haben.

Die meisten sind immer munter, lustig, unruhig, in Bewegung, Sinnbild der Thätigkeit, immer beschäftigt und Beschäftigung suchend und machend, sanguinischen Temperaments und gelehrigen Naturells, in der Nahrung wählerisch, für die Witterungsveränderung empfindlich, scheu und furchtsam. Etliche sind leicht zu zähmen, gewöhnen sich ganz an den Menschen, lernen sein Wort verstehen, werden ihm gehorsam, jedoch nicht ohne Launen und Eigensinn (eigenen Sinn). Alle ihre fünf Sinne sind gut ausgebildet.

Sie äußern schon viel Verstand, doch minder List und Schlauheit als frühere Thiere, einzelne ausgenommen. Verstand zeigt ihr Aeuglein, ihre Haltung und Bewegung. Ihr edles Köpfchen deutet ebenfalls darauf. Man sieht ihnen das Nachdenken deutlich an. Ihr Gedächtniß ist sehr gut. Ihre Erinnerungskraft ist groß. An Einbildungskraft mangelt es ihnen ebenfalls nicht. Einige können schon träumen, was wir an tiefersehenden Thieren, selbst wenn und eben weil ihr ganzes Leben, und demnach auch ihr Wachen nur Traum gewesen, nie wahrgenommen.

Ihr Denk-, Fühl- und Willensvermögen ist auf ihrer Stufe ganz menschlich, weßwegen mit ihnen schon eine Konversation in einem Grade, wie mit keinem der früheren Thiere, möglich ist. Man richtet sie darum auch zu manchen Künsten ab, und sie sind die ersten, die man förmlich etwas Verständiges lehren kann.

Hier kann kein sogenannter Instinkt, sondern nur ein gutes Auge, ein feines Gehör, das Verständniß des Wortes des Meisters, Verstand und eigener Wille, Anhänglichkeit und Liebe zum Herrn und noch manches andere Reinmenschliche helfen.

Es gibt auch unter ihnen Stands-, Strich- und Wandervögel, auch sie, die vollkommenern, als Schwalben

Digitized by Google

und Tauben, sind also noch zum Theil dem durch Tellus und Sol bedingten magnetischen Zug unterthan. Es ist ihr Verhältniß zum Ganzen. Oder hat etwa je ein Hänschen junger reise- und singlustiger menschlicher Bursche einmal im Herbste zur Kurzweil den Süden aufgesucht, und dann nach der Rückkehr im Frühjahr den daheimgebliebenen, beinahe verhungerten und erfrornen, viel Schönes vom Süden, wie die einzeln nach Gallien reisenden alten Helvetier zu Orgetorix Zeit erzählt, so daß sich die Tradition durch alle Generationen bis jetzt erhalten hätte, und nun fortan die jüngern immer noch alle Herbst in den Süden zögen? der Mensch ist freier! Das wird allerdings wahrgenommen, daß bejahrtere, erfahrenere den Zug anführen. Von den Nachtigallen sollen die Weibchen einige Wochen vor den Männchen in unserm Norden anlangen, und also ohne einen Chapeau die weite Reise aus Aegypten und Syrien machen, obschon sie mit einander die Hinreise gemacht haben. Nun! so haben sie doch ihnen den Weg gezeigt! Aber von den Finken reisen nur die Weibchen fort, und die Männchen bleiben! nur einzelne ziehen mit. Darum sind Erstere im Winter Wittwer oder Cölibatärs, wie man sie auch wirklich nennt. Das Weibliche ist dem magnetischen Zug offenbar stärker unterworfen. Der Seidenschwanz zieht nur etwa nach Jahren wieder wie ein Bienenschwarm aus.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Zu welcher Manie das Sammeln von Briefmarken gestiegen ist, beweist der Umstand, daß sich in Leipzig jetzt mehrere Geschäfte gebildet haben, die sich mit dem Einkauf und Verkauf der abgestempelten Briefmarken beschäftigen. Die Preiskourante beweisen, mit wie unsinnigen Summen diese werthlosen Stückchen Papier bezahlt werden. So kosten die Marken der provisorischen Regierung von Schleswig und Holstein, so wie solche von den Sandwichsinseln einen Thaler. Den größten Geldwerth haben die Marken der kalifornischen Dampfschifffahrt-Gesellschaft, den niedrigsten die deutschen Staaten, wo wir Marken von 3 Pfennigen finden. So ist auch jetzt ein „Handbuch für Briefmarkensammler" (Leipzig, Dürr) erschienen, welches eine Geschichte der Briefmarken und ein Verzeichniß sämmtlicher bis jetzt erschienener Arten gibt. In Leipzig beabsichtigt man eine deutsche Uebersetzung des englischen Briefmarkenmagazins (einer Monatsschrift für Briefmarkensammler) herauszugeben. Am weitesten ist die Manie in London gediehen, wo man für Sammlungen von 1000 Stück 40—50 Pfd. St. (circa 600 fl.!!) zahlt. Für einzelne seltene Arten gibt man 5—10 Schilling (3—6 fl.!) Für die ersten Marken der Neger-Republik Liberia wurden in London 1½ Pfd. St. (circa 18 fl.) gezahlt.

[Schutz gegen Wechselfieber.] Die Bahnwärter leiden oft an Wechselfiebern, besonders bei neu angelegten Bahnen, indem die Ausgrabungen sich mit Wasser füllen und zu stehenden Sümpfen werden. Die französische Orleansbahndirektion hat als Schutzmittel gegen diese Krankheit ein Getränk von folgender Mischung erprobt: 40 Theile Rum oder starken Branntwein, 4 Theile Enziantinktur, 1000 Theile Wasser. Die Mischung hat denselben Spiritusgehalt wie mäßig starkes Bier; es schmeckt angenehm bitterlich. Als ein das Wechselfieber verhütendes Mittel hat es sich vortrefflich bewährt. Es wird den Bahnwärtern auf den Stationen gratis verabfolgt. Eine Probe für unsere von dieser Krankheit oft schwer heimgesuchten Garnisonen, insbesondere Landau und Germersheim, könnte vielleicht auch von Nutzen sein.

Es ist ein Engländer mit zwei prachtvollen Eulen in Paris angekommen, deren Spezialität der Kampf mit Ratten ist. Die eine heißt Eisenfuß, die die andere Stahlschnabel. Ihre letzte Heldenthat verrichteten sie in einem eigenen Rattenjagdklub in London, wo sie mit 14 schottischen Ratten kämpften, von denen die kleinste von der Nasenspitze bis zum Schwanzende drei englische Fuß (?) maß. Die Eulen erfochten einen blutigen Sieg, die 14 Ratten blieben todt auf dem Schlachtfelde, aber Stahlschnabel verlor dabei ein Auge und wurde außerdem schwer am Fuße verwundet. Es gibt hier auch Verehrer des Rattensports, und man ist in gewissen Kreisen sehr begierig auf den ersten Kampf, da die Ratten in den Pariser Kloaken durch ihre Wildheit und Gefräßigkeit sich auszeichnen.

Elberfeld, 30. Mai. Was manche Leute für ein unruhiges Leben führen, beweist nachstehender Vorfall. Vor drei Tagen wurde hier ein wohlgenährter Jüngling wegen Entziehung der Polizeiaufsicht zur Untersuchung gezogen. Den folgenden Tag darauf zog ihn die Polizeibehörde wegen Betrugs ein, ließ ihn jedoch nach erfolgter Vernehmung wieder los, mußte ihn aber wegen lebensgefährlicher Verwundung eines Menschen, der nach dem Krankenhause gebracht worden ist, abermals holen und verhören, und heute ihn endlich bleibend verhaften, da er beim Betteln sich eines gezogenen Messers bediente, um die Geber williger zu stimmen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 137 Mittwoch, 10. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Wann singen Sie in der weißen Frau?“ fragte Jemand Schuldfried, als sie, wie es schien, in Gedanken versunken dastand.

„Nie,“ antwortete sie und entfernte sich von dem Frager.

„Nie! Dieses Wort hast Du schon einmal gegen mich ausgesprochen, und gleichwohl führst Du jetzt den Namen Dorbino,“ dachte Lothar.

Eine Weile später meldete Nataliens Bedienter, daß ein Herr die Gräfin zu treffen wünsche. Mit einem bezaubernden Lächeln verließ sie den Baron, während sie im Vorbeigehen Lothar zuflüsterte:

„Jetzt kommt die Ueberraschung.“

„Jemand aus Rußland,“ dachte Lothar.

Als Natalie wieder eintrat, brachte sie einen ältern, ganz schwarz gekleideten Herrn mit. Sie präsentirte: „Doktor Wagner.“

Der Name machte auf die meisten einen lebhaften Eindruck. Lothars Brauen runzelten sich, Schuldfrieds Wangen wurden etwas bleicher, in Tages Augen blitzte es wie von Freude.

Der Doktor war nicht der am wenigsten Ueberraschte, als er hier alle Diejenigen beisammen fand, die er mit den Fäden seiner Intriguen umschnürt hatte. Natalie lachte und machte mit ihren gewöhnlichen übermüthigen Ausdrücken einige pikante Bemerkungen über die Wirkung, welche das Auftreten des Doktors verursachte.

Wagner trat dann auf Schuldfried zu und sagte ihr einige verbindliche Worte, wie man sie für eine ausgezeichnete Persönlichkeit immer bereit hat. Es schien Lothar, als ob Schuldfried, während der Doktor mit ihr sprach, ihren schönen Kopf ungewöhnlich stolz trüge, und als ob ihre Antworten, obschon höflich, gleichwohl etwas kalt Zurechtweisendes hätten.

„Ah! ich glaube, Sie kennen Madame Dorbino von früher, Doktor?“ rief Natalie.

„Ja, Frau Gräfin, ich hatte die Ehre, Madames Bekanntschaft in Finnland zu machen, als ich Arzt auf Kronbrück war.“

„Kronbrück,“ wiederholte die Gräfin, gerade wie wenn sie in ihrer Erinnerung gesucht hätte.

„Kronbrück gehörte dem Baron Canitz,“ erklärte der Doktor.

„Ah!“

Natalie setzte das Gespräch nicht fort, aber sie beschloß, den Doktor um nähere Mittheilungen über Schuldfried und Canitz anzugehen. Ihre Brust hob sich unruhig, da eine instinktmäßige Ahnung ihr gleichsam zuflüsterte, daß es ihr nie gelingen würde, Lothar einzunehmen, daß zwischen ihm und Schuldfried irgend ein Geheimniß liege.

„O mein Gott, ich glaube, daß ich zum Erstenmal in meinem Leben Neid und Bitterkeit kennen lerne,“ dachte Natalie, indem sie Schuldfried betrachtete. „Sie ist ja mein Ebenbild, aber schöner und einnehmender. Ich glaube, daß ich sie verabscheuen könnte, wenn . . . wenn . . . er sie vorzöge. Er . . . aber ist er denn etwas für mich? In diesem Augenblick Alles.“

„So gedankenvoll, meine Gnädige,“ sagte Lothar, der sich der Gräfin genähert hatte.

„Ich dachte an Sie.“

„Das war ein höchst unwürdiger Gegenstand für die Gedanken einer so liebenswürdigen Dame.“

„Liebenswürdig, sagten Sie?“

„Ja und ich wiederhole es noch einmal.“

„Ein leeres Wort, Herr Baron, wer liebt denn mich?“

„Ganz sicher Derjenige, dem Sie einmal Ihr Herz schenken.“

„Sind Sie davon überzeugt?“

„Vollkommen.“

„Wenn ich es jetzt Aberney schenkte, glauben Sie, daß er mich lieben würde?“

„Gewiß, wenn er nicht vorher eine Andere liebt.“

„Sie glauben also, daß ich eine Nebenbuhlerin nicht überwinden könnte?“

„Frau Gräfin, Sie können das Unmögliche möglich machen; Sie siegen, wo Sie nur wollen.“

„Dank, ich werde Ihrer Worte gedenken, und ich hoffe, daß, falls ich einmal im Ernst ein Herz erobern wollte, dieses auch mein werden wird.“

„Sie ist eifersüchtig,“ dachte Lothar; „sollte sie wirklich an Aberney denken?“

„Canitz hat etwas zu sagen gewagt, was Natalie

Digitized by Google

mißfiel," dachte Tage, „sie ist mißvergnügt. Warum kann ich sie nicht lieben, dieses bezaubernde Wesen? Warum werde ich an ihrer Ergebenheit den Verräther spielen müssen, um mein Herz Schuldfried zu Füßen zu werfen? Die eine liebt mich, die andere liebe ich... ha dieser verdammte Canitz!"

Tage warf einen wüthenden Blick auf seinen Nebenbuhler.

Spät Abends begab man sich heim. Als man bei Nataliens Haus aus dem Wagen stieg und Lothar von den Damen Abschied nahm, sagte er ganz leise zu Schuldfried:

„Heute Abend erhalten Sie keine Myrthen mit schwarzem Band."

„Ich weiß es," antwortete Schuldfried. „Für mich blüht ja keine Myrthe mehr."

„Nein, es ist wahr, Sie sind Wittwe."

Nach einer qualvollen Nacht begrüßte Tage den Morgen mit düsterem Blick. Der ländliche Ausflug hatte seine Leidenschaft für Schuldfried in demselben Maße gesteigert wie seine Eifersucht aufgereizt. Die Befriedigung, welche die eingebildete Eroberung an Natalie seiner Eitelkeit gewährte, war verschwunden, und mit leidenschaftlicher Ungeduld erwartete er den morgenden Tag, um zu Schuldfried zu stürzen und im Namen der Liebe und Ehre ihre Hand zu begehren. Er mußte sich um jeden Preis das Recht erkaufen, zwischen Schuldfried und den verhaßten Lothar zu treten. Sie mußte die Seinige werden, und sollte er sie zur Erfüllung des Versprechens das ihre Mutter und sie ihm einmal gegeben hatten, zwingen müssen. Lieber den Tod für Schuldfried und ihn selbst, als den Augenblick überleben, wo Lothar der Besitzer des Weibes wurde, das er bis zum Wahnsinn liebte. So ungefähr dachte Tage, während die wilde Jagd seiner stürmischen Gedanken ihn wach erhielt. Der Morgen kam und mit ihm wieder der Entschluß, auf eine Entscheidung seines Schicksals zu dringen.

Er wollte sich eben ankleiden, als der alte Diener des Professors ihm einen Brief überreichte. Es war ein rosenröthes, parfümirtes und elegantes Billetchen, dessen Zierlichkeit andeutete, daß es von Damenhand kam. Die sorgfältige und schöne Schrift auf der Adresse gab zu erkennen, daß eine Dame von Bildung die Feder geführt hatte.

Tage erbrach es auch sogleich. So betrübt ein junger Lieutenant sein mag, so interessirt er sich immer für eine solche Offenbarung, die ihn ahnen läßt, daß die Hand, welche den Inhalt geschrieben, schön sei. Das kokette Billetchen lautete wie folgt:

„Bester Lieutenant Abernetz!

Vor den Augen einer zärtlichen Freundin sucht man vergebens Etwas zu verbergen, was die Welt des Herzens berührt. Ich kenne Ihr Geheimniß, obschon Sie es vor mir verborgen haben; vielleicht haben Sie es mir darum verschwiegen, weil Sie das meinige ahnten. — Besuchen Sie mich heute früh um zwölf, so werde ich Ihnen als Ihre beste Freundin in Etwas zu rathen suchen, was sich auf Ihr Glück bezieht, wobei ich gänzlich vergessen werde, was Ihre Seligkeit kosten mag.

Natalie."

O Ausbund von Weiberlist! Wie gut kannte nicht Natalie das Instrument, auf dem sie spielte! Das Herz des Mannes ist im Allgemeinen ein wunderliches Gemisch von Hoheit und Niedrigkeit, Großsinnig verträgt es sich ganz freundlich mit Kleinlichkeit; die grasseste Eitelkeit geht Hand in Hand mit dem umfassendsten Ehrgeiz. Natalie wußte das, und darum verstand sie es, auch Tages Eitelkeit zu gleicher Zeit zu schmeicheln und sie zu reizen; sie wußte sich mit ihrer erheuchelten Ergebenheit eine große Macht über seine für die Winde der Leidenschaften offene Seele zu erwerben. Die Freundschaft gegen einen jungen Mann ist ein Mittel, wodurch eine reizende Frau sich Einfluß auf ihn erwirbt. Warum? Weil die Freundschaft zu nichts verpflichtet. Sie ist nicht, wie die Liebe, ein Wucherer, der hundert Prozent fordert. Nein, die Freundschaft verlangt selten einen Gegendienst und ist im Ganzen eine große, unverständige Verschwenderin. Die Freundschaft eines Weibes ist immer Etwas, was dem Manne zugleich schmeichelt, ihn erfreut und beruhigt. Sie verschafft Zärtlichkeit, ohne daß er selbst der Geberin solche zu bieten braucht. Der Egoismus des Mannes befindet sich immer wohl dabei, wenn er nehmen kann, ohne geben zu müssen. So auch bei Tage. Er fühlte gleichsam einen Hauch von Frieden und Trost über seiner Seele, nachdem er das Billetchen gelesen hatte. Diese so geseierte, so gesuchte, so unschmeichelte Natalie sprach zu ihm von ihrer Ergebenheit, nannte sich seine zärtliche Freundin; sie deutete darauf hin, daß sein Glück mit einer Andern ihr selbst Schmerz bereiten könnte. Tage warf einen Blick in den Spiegel und fand daß er, trotz der durchwachten Nacht, ein recht hübscher Bursche war, und daß sein Aussehen ihn vollkommen zu einer solchen Eroberung berechtigte.

Nun wohl, wenn Natalie ihn liebte, wenn es ihm gelang, ihr Liebe einzuflößen, warum sollte er die innige Jugendneigung nicht auffrischen können, die Schuldfried für ihn gehegt hatte? Wiederum lächelte die Hoffnung, wiederum flüsterte das Selbstvertrauen seinem Herzen manches schmeichelnde Versprechen zu, und als Tage nach einer sorgfältigen Toilette sich zur Gräfin begab, war sein Gesichtsausdruck nicht mehr niedergeschlagen, sondern seine Augen leuchteten von Zuversicht.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Singvögel.

(Fortſetzung.)

Am beſten aus dieſer Klaſſe lernen die Staare ſprechen, dann die Amſeln und Droſſeln überhaupt; die Nachtigallen lernen es nur ſehr ſchwer. Selbſt der Geſang der Amſel iſt, wegen ſeiner Härte, eine Art Sprache, ſo daß man auf den Gedanken kommen konnte, ſie ſprechen zu lehren. Ein Staar konnte das ganze Vater Unſer deutlich herſagen. Es hatte es ihn eine alte Frau gelehrt. Ein anderer konnte: komm her, mein liebſtes Weibchen, komm her und küſſe mich! auf's Allerdeutlichſte ſagen, deutlicher als irgend ein Papagei oder Rabe. Für letztern hätte ſich dieſe Artigkeit nicht einmal geſchickt. Viel minder deutlich ſprach das Weibchen. Das Pärchen ſtammte aus dem Kanton Appenzell. Gerade wenn das Weibchen bei dem Männchen ſaß, wollte letzteres nicht ſprechen. Der Ton war heiſer, das Sprechen geſchah nicht ohne Anſtrengung; der Kropf wurde voll Luft, und die Flügelchen waren ein wenig gehoben. Es war im Kleinen vollkommen der Ton eines Bauchredners. Wir gehen nun in's Einzelne!

Der indiſche Staar, wenn man ihm eine Frucht vorhält und nicht gibt, ſchreit gerade wie ein Kind, dem man es ſo macht. Sein Geſchrei iſt ein von ihm wohlverſtandenes Wort. Eben in Java lehrt man ihn: Chriſt, du Hund und Schweineſreſſer! ſprechen. So will man ſelbſt das Thier entſittlichen. Ja wohl iſt vom Menſchen ſchon manches Thier entſittlicht und um ſeine beſſere Natur betrogen worden. Iſt das Organ menſchlich, was es ſein muß, iſt das Ohr menſchlich, was es ebenfalls ſein muß, ſo muß auch die Pſyche zum Theil menſchlich ſein. Raben z. B. verſtehen gewiß nicht ſo viel von dem, was ſie ſagen müſſen, als dieſe Singvögel.

Singen iſt eine Art Sprechen. Im Singen ſpricht das Gemüth, und die Noten ſind deſſen Worte.

Am ſchönſten ſingt die Nachtigall. Sie flötet. Sie und mancher andere Vogel ſingt mit Gefühl. Man merkt, daß ſie fühlt. Sie drückt jede Leidenſchaft: Liebe, Wehmuth, Frohſinn, Zorn, deutlich genug aus. Sie kann alle Selbſtlauter klar, viele Mitlauter undeutlich ausſprechen. Ihr Geſang iſt mannigfaltig. Man hat ſchon fünfundzwanzig von ihr geſungene Zeilen gezählt. Und erſt hat noch jede Nachtigall ihr Eigenthümliches. Die Nacht macht wehmüthig. Wehmüthiger, ſehnender ſingen diejenigen, die bei Nacht ſingen.

Nett ſingt die Lerche ihren Morgenpſalm, und ſteigt dabei gen Himmel empor. Es iſt, wie wenn wir etwas von ihr lernen ſollen. Auch Weibchen ſangen zu ſingen an, wenn ſie alt geworden und keine Eier mehr legen. Der Fink ſchlägt ſtark. Er ſingt in jeder Gegend anders, wie auch die Menſchen in jeder Gegend anders reden. Man hat ſeine Geſänge in Worte: Bräutigam, Reitzug, Weihg'ſang, je nach den letzten zwei oder drei Tönen, gebracht. Die Ringlerche ahmt eine Menge Vögel nach, die ſie doch nur während des Winters hat hören können, und ſingt ſie dann mit dem treueſten Tongedächtniß im Sommer zu ihrer Freude nach. Die bengaliſchen Finken ſetzen ſich zuſammen und ſingen. Sie lieben aber nur das Solo. Immer ſingt nur Einer, die andern hören gerne zu, ſie wechſeln jedoch wie ſich's gebührt.

Die Würger ſind im Nachahmen anderer Vögel außerordentlich geſchickt und täuſchen dadurch ſelbſt die beſten Vogelſtimmenkenner. Sie lernen es aber nur allmählig, und auch ihr Geſang muß ſich nach und nach ausbilden. Es gefallen ihnen aber nur einige. Recht boshaft ahmen ſie die Lockvögel nach. Aber eben ſie vergeſſen gelernte Lieder ſehr bald wieder. Hiemit iſt die Perfektibilität der Geſangskunſt gegeben. Viele Vögel lernen nur in der Jugend ſingen. Die Jugend hat ein heiteres Temperament und mehr Gelehrigkeit des Naturells, ſo wie auch viel mehr Nachahmungstrieb. Wie leicht lernt die junge Singdroſſel und die junge Steinamſel! Mit alten Stöcken iſt nichts mehr anzufangen. Ihr Nachahmungstrieb iſt erſt noch außerordentlich. Was ihr vorgepfiffen wird, probirt ſie. Ueber alle Begriffe geht die Nachahmungskunſt der vielſprachigen Droſſel (Turdus polyglottus). Man will ihren Geſang ſogar über den der Nachtigall ſetzen; darf man dieſes nicht, ſo übertrifft ſie ſie doch ſehr weit als Künſtlerin. Sie hat auch einen eigenen Geſang: dieſer iſt an ihr aber, wie ſchön er iſt, doch eine Nebenſache. Das iſt das Bemerkenswerthe, daß ſie alle und jede Stimme und Töne nachahmen will und kann. Wie ſagen alle, denn ſie gibt den Geſang der Nachtigall und der Lerche, wie den des Finken, des Zeiſigs und das Gurgeln der Tauben, und ahmt die Grasmücke wie die Amſel nach. Sie ſpricht den Menſchen die Worte nach, je melodiſcher deſto leichter. Sie miaut wie eine Katze, bellt wie ein Meyß, ſie ruft dem Scheerenſchleifer ſpaßen auf der Straße ſein „Scheerenſchleif" im Zimmer nach, und knarrt wie ein Wagenrad, wenn ein Wagen unten am Hauſe vorbeifährt. Sie kann krähen wie Elſtern und Raben, flöten wie die Nachtigall, ſchlagen wie die Wachtel. Welch ein Organismus in ihrer Seele! Eine ſolche Kunſt und Luſt muß im Thier wie im Menſchen präformirt und ein eigener Genius ſein. Beim Singen geſtikulirt ſie erſt noch ſonderbar, wie viele Muſiker. Sie denkt und fühlt ihren Geſang, und weiß wohl, daß und was ſie nachahme.

Auch der ſingende Ameiſenvogel ſoll lauter und zärtlicher als die Nachtigall, und zwar die ganze Tonleiter von unten herauf ſingen. Sei nicht ſo ſtolz, Menſch! Die Vögel, dieſe Götterzeugen, können ebenfalls viel. Vollkommen wie ein Menſch kann er auch pfeifen, wodurch er in Wäldern Verirrte täuſcht. Die Vögel des Südens haben ſchönere Kleider, die des Nordens

Digitized by Google

singen schöner. Amerika hat nicht viele Sänger. Es ist stimmarm. Die Hunde verlernen daselbst ja das Bellen. Es gehört immer Alles zu Allem!

Hunde, Gänse, Schafe, Hühner ahmt der Heuschreckenvogel nach. Gerade diejenigen Amseln, die bei Nacht beim Kerzenlicht lieber als bei Tage singen, singen der Nachtigall ähnlich. Auch die Staare lernen vorgeschriebenen Gesang von Menschen und Orgeln, Vogelstimmen ahmen sie von selbst nach. Das Schwarzköpfli hört am liebsten die Nachtigall und wird ihre Schülerin. Sein Weibchen lernt ein wenig von ihm singen. Die Liebe macht es melodischer und künstlerischer. Aerger noch als der Kanarienvogel schmettert der Sprosser. Er zerschneidet seine Töne. Traurig, wehmüthig singt das artige Hausrötheli, und leicht lernt das Rothbrüstchen. Den Spatz kann man nicht singen lehren. Seine Seele geht auf ganz andere Dinge.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Künstler-Maifest], welches der Künstlerverein „Jung München“ jüngst in Großhesselohe veranstaltet hatte, zeichnete sich durch reizende Gemüthlichkeit und gelungensten Humor aus. Man hatte den hübschen Einfall gehabt, die Gäste, welche vom Bahnhof aus mit fliegenden Fahnen und Musik heranzogen, in Großhesselohe durch eine komische Gemeinde-Deputation empfangen und bewillkommnen zu lassen. Die Hauptrolle dieses dramatischen Scherzes fiel dem Schulmeister zu. Da die „spazierengehenden Frühlings-Gedanken“ des Schulmeisters den Styl Johann Jakob Biedermeiers in unnachahmlicher Weise getroffen haben, glauben wir sie wohl hier mittheilen zu dürfen.

Schaut, wie lächelt der Frühling, vom schneebefreiten Gefilde,
Harmlos machet sich breit ringsum die duftende Flur.
Amor, der liebliche Gott, entfaltet die veilgen Schwingen,
Wer nicht Flügel besitzt, lässet das Fliegen schon sein.
Seht die freundliche Schwalbe. Sie fördert emsig den Neubau.
Braucht weder Zeichnung, noch Riß, fragt nicht die Bau-kommission.
Geht nur, ich bitt Euch, zu nah nicht dem Strauch, zu nah nicht dem Baume.
Denn mit aller Gewalt, mächtig schlagen sie aus.
Also beflissigen sich die unvernünftigen Wesen,
Und in viel höherem Grad soll's der Vernünftige thun.
Gar nicht schadet es, mein ich, der Reputation des Gelehrten,
Wenn er den Kindskopf macht, ein oder zweimal im Jahr.
Doch, wo gerathe ich hin? Ich spreche vom lieblichen Frühling,
Spreche von Architektur und den Gelehrten im Lenz —
Und hab noch gar nichts gesagt von bescheidenen Veilchen und Rosen,
Gar nichts vom Lerchengesang, gar nichts vom murmelnden Bach.
Diese bring ich hiermit der Ordnung gemäß in Erinnerung,
Rühmend erwähn ich zugleich Nachtigall, Wachtel und Fink.
Diese eben genannten sind nütz- doch auch schädliche Thiere,
Kommen aus Löchern im Leu, Höhlen und Zäunen heraus,
Fledermaus, Eule und Molch und Kröten und giftige Schlangen.
Und wer sonst noch dazu zählet und Schaden verübt,
Diese sieht man nicht gern in der Näh, viel lieber von Weitem,
Sieht man so einen im Gras liegen, so weicht man ihm aus.
O wie ist doch die Welt so schön, und der blühende Birnbaum!
Doch da es viertel auf drei, muß ich jetzunder nach Haus.

Aus Krakau wird ein Akt roher Brutalität gemeldet. Am 30. Mai verfolgte ein Polizeisoldat einen flüchtig gewordenen Arrestanten; ein alter Bauer aus dem nahen Dorf Krowodrza stellte sich dem Fliehenden entgegen, ohne zu wissen, um was sich's handle, und ohne ihn festzuhalten, verzögerte er doch dessen Flucht, so daß die Verhaftung des Entsprungenen möglich wurde. An denselben Nachmittag wurde nun der alte Mann in seiner Wohnung von vier bisher unermittelten Personen überfallen, und ihm das eine Ohr abgeschnitten. Es ist anläßlich dieses gegen einen hochbetagten Mann begangenen verabscheuungswürdigen Frevels die gerichtliche Untersuchung bereits eingeleitet, doch konnte die ausführliche Einvernehmung des schwer Beschädigten wegen eingetretenen Wundfiebers bisher nicht vorgenommen werden. Dieser Vorfall bietet einen sehr bedauernswerthen und traurigen Beleg, mit welchen Mitteln die geheimen Anhänger der Aktionspartei operiren und die Menge zu terroristen versuchen.

Wien ist um ein neues Institut, der Belehrung und Unterhaltung gewidmet, bereichert worden. Am 25. Mai wurde der neue zoologische Garten eröffnet. In England existiren 15 zoologische Gärten; ferner in Paris, Amsterdam, Marseille, Frankfurt, Köln, Dresden, Planen, Stuttgart, Berlin, Lyon, Antwerpen, Brüssel, Genf, Rotterdam, Leyden und Hamburg (seit dem 1. Mai ds. Js.) In diesem Jahre werden in Moskau, Haag, München (am 1. Juni) deren eröffnet, in Hannover, Breslau, Leipzig wird an ihrer Gründung gearbeitet.

Soest, 1. Juni. Die Tochter eines hiesigen Bürgers stieß sich beim Scheuern eines Tisches eine Nähnadel in den Arm; das Herausziehen mißglückte, die Nadel drang tiefer ein und schließlich in die Pulsader. Zwei Aerzte sind nun schon mehrere Tage mit dem Ausziehen beschäftigt. Die Patientin leidet die fürchterlichsten Schmerzen, ohne daß bis jetzt auch nur die geringste Aussicht auf Erfolg bei aller angewandten Mühe vorhanden sein soll.

Redakteur: Hermann Oelschläger. Druck und Verlag der A. Maillandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 138 Donnerstag, 11. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

In einem reizenden Boudoir fand er Natalie in einer einfachen, aber geschmackvollen Morgentoilette. Als er eintrat, reichte sie ihm mit einem einnehmenden Lächeln voll Zärtlichkeit und Wehmuth die Hand und sagte:

„Willkommen, treuloser Ritter, der ganz und gar nicht verdient, daß man sich für ihn interessirt. Sie sind undankbar, man sollte Sie den Mißhandlungen des Schicksals überlassen."

Tage ergriff die Hand und küßte sie mit einer Wärme, die durchaus nicht gespielt war. Er war leider ein allzu williger Sklave der Eindrücke des Augenblicks, um anders als nach ihrem Impuls handeln zu können.

„In welchem Fall, Gräfin, habe ich mich gegen Sie vergangen?" sagte Tage und setzte sich in einen Lehnstuhl, welchen er ganz nahe zu dem Sopha zog, worauf das einnehmende Weib saß.

„Und das fragen Sie?" Natalie sah ihn mit wohlgespieltem Ernste an. „Wie oft haben Sie im Verlauf der zwei letzten Jahre gesagt, daß Sie mich lieben? Wie manchen Brief haben Sie nicht geschrieben, worin Sie sagen, daß ich der einzige Stern an Ihrem Lebenshimmel sey, daß Sie mich anbeten?" Tage sah etwas genirt aus; Natalie fuhr fort:

„Dachten Sie, was Sie schrieben? Fühlten Sie, was Ihre Worte zu erkennen gaben? Lieutenant Abernay, antworten Sie mir ehrlich und aufrichtig, wie es einem Manne zukommt. War es ein Spiel, das Sie mit mir trieben?"

„Nein, Gräfin, es war kein Spiel."

„Es war also Ernst: es war also Wahrheit, daß Sie mich liebten?"

„Wahrheit in dem Augenblick, wo ich es sagte," antwortete Tage, der sehr wohl einsah, daß Ehrlichkeit hier das Beste war.

„Sie wollten also wegen einer plötzlichen Aufwallung mein Herz zum Besten halten und, wenn es Ihnen gelang, es liegen lassen, wie ein Spielzeug, das Ihnen keinen Spaß mehr machte." Die Gräfin senkte ihr Haupt und verbarg das Gesicht in ihren Händen. Es sah aus, als ob sie weinte. Tages Lage war nichts weniger als angenehm, besonders da Natalie Schuldfrieds beste Freundin zu sein schien. Ueberdieß auf solche Art eine Frau weinen zu sehen, die lange ein gesuchter Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewesen, das war Etwas, was Tage gänzlich aus dem Konzept brachte. Diese Thränen sagten ihm ja, daß er den Preis gewonnen habe, wornach er so eifrig gestrebt. Daß derselbe jetzt nicht mehr den gleichen Werth hatte, wie früher, war nur Etwas, was seine Stellung noch peinlicher machte. Er beugte ein Knie vor der Gräfin und stammelte mit aufgeregter Stimme:

„Hören Sie und beurtheilen Sie mich dann."

„Ich will nichts hören," flüsterte Natalie und erhob ihr gebeugtes Haupt mit einem zärtlichen Blick auf Tage. „Ich weiß ja Alles, ich weiß, daß Sie von ganzer Seele Madame Dorbino lieben. Ihr Lebensglück besteht ja doch in einer Verbindung mit ihr?"

Tage ergriff die Hände der Gräfin und küßte sie, indem er flüsterte:

„Verzeihen Sie, aber ich habe Schuldfried seit meinem vierzehnten Jahre geliebt."

„Und werden Sie wieder geliebt?" fragte Natalie, indem sie ihre Hände wegzog.

„Einst that sie es; einst gelobte sie mir ihre Hand und ihre Treue; seitdem waren wir mehrere Jahre getrennt und jetzt —"

„Jetzt fürchten Sie ihr Herz verloren zu haben?"

„Es gibt Augenblicke, wo Zweifel und Kleinmüthigkeit meine Seele erfüllen."

„Stehen Sie auf." Natalie stützte den Kopf mit einer schmerzlichen Bewegung in ihre Hand, als könnte sie ihn nicht hoch halten. „Ich habe schon im ersten Augenblick als ich Sie mit Frida beisammen sah, das Geheimniß errathen. Gestern stand es mir vollkommen klar vor Augen." Natalie seufzte. „Die Entdeckung war schmerzlich; ich hatte an Ihre Liebe geglaubt; ich war glücklich in meinem Glauben. Still, unterbrechen Sie mich nicht. Wer die Hoffnung auf eigenes Glück verloren hat, dem bleibt nur noch übrig, das Glück desjenigen zu bereiten, der ihm das seinige gestohlen; auch erbiete ich meinen Beistand zur Beförderung Ihrer Verbindung mit Schuldfried. Ich bin jetzt Bundesgenossin Ihres Glückes, nachdem Sie mir die Treube

Digitized by Google

geraubt haben, selbst Ihr Glück zu sein.“ Die Augen der Gräfin verschleierten sich wie durch eine Thräne.

Jetzt folgten einige Fragen von Seiten Natalien's über das Verhältniß zwischen Tage und Schuldfried, ob eine Erklärung stattgefunden habe u. s. w. Tage vertraute ihr, was die Gegenwart betraf, verschwieg aber Alles, was sich auf die Vergangenheit bezog, wie auch die Rolle, die Lothar in Schuldfried's Leben gespielt hatte. Er nannte nicht ein Einzigesmal den Namen seines Nebenbuhlers und deutete auch nicht auf ihn an. Er sprach ausschließlich von dem, was zwischen Schuldfried und ihm seit ihrer Ankunft in Schweden stattgefunden hatte, wie er sie zu überreden gesucht habe, das Theater zu verlassen, und wie er die Erfüllung der gegebenen Versprechen noch nicht habe verlangen wollen, ehe Schuldfried durch ein längeres Zusammensein mit ihm in ihrer Erinnerung die frühere gegenseitige Ergebenheit wieder gefunden. Natalie hörte ihm aufmerksam an, aber als er endlich davon sprach, daß er beim Empfang ihres Briefchens fest entschlossen gewesen sei, zu Schuldfried zu gehen und eine Entscheidung seines Schicksals auszuwirken, da fiel sie lebhaft ein:

„Damit würden Sie Alles verderben. Eine übereilte Erklärung könnte Sie nur Schuldfried entfremden. Nein; Ihr Entschluß, zuerst ihre Zärtlichkeit wieder zu gewinnen, ist der richtige. Ich will inzwischen für Sie arbeiten. Undankbarer, Sie sollen demnach mir für Ihr Glück verpflichtet sein.“

Das Gespräch währte noch eine Weile, und als Tage sich von Natalie entfernte, betrachtete er sie als seinen guten Engel. Seine Ergebenheit gegen sie war jetzt bedeutend größer und fester begründet als vorher.

Lamartine sagt irgendwo, ich weiß nicht an welchem Ort:

„Durch Hingebung und Güte erobert die Frau unsere Herzen, durch Schönheit und Talent berauscht sie nur unsere Sinne. Die Schönen und Talentvollen müssen sich hingeben und gut stellen, falls sie mit der Allmacht der Liebe über uns herrschen wollen.“

Wir glauben, daß Lamartine Recht hat. Natalie hatte wenigstens durch die Rolle, die sie jetzt ausführte, mehr gewonnen, als durch alle andern, die sie bisher gespielt hatte. Sie hatte sich Tages Achtung, Bewunderung und Ergebenheit erworben. Ob sie wohl diesen Gewinn behaupten konnte? Ja, so lange er an das glaubte, was sie scheinen wollte.

* * *

Kurz nach dem ländlichen Ausflug kam einer von denjenigen Tagen, wo die Menschen von einer wahren Wuth ergriffen scheinen, einander das Leben möglichst unangenehm zu machen. Tante Sara erwachte mit dem Vorsatz, zu Schuldfried zu gehen und ihr in Betreff des Theaterlebens Vernunft zu predigen. Hatte sie nicht wieder die allerschrecklichsten Gerüchte hören müssen? Fräulein G., Mamsell O. und Frau F., alle hatten dazu beigetragen, Sara darüber aufzuklären, daß Madame Dorbino ein mehr als zweideutiges Leben geführt hatte, und daß nur ihre Bekanntschaft mit der Gräfin Reinstein sie einigermaßen in der allgemeinen Achtung erhielt, so daß sie noch in die vornehmeren Kreise eingeladen wurde. Genug; Sara legte ein zierliches Promenadekostüm an und begab sich ganz frühe, ehe noch Aberney sichtbar geworden, zu Schuldfried.

„Madame, ein älteres Frauenzimmer wünscht Sie zu sprechen,“ sagte Anaise zu Schuldfried, indem sie den Kopf durch die Kabinetsthüre hereinstreckte.

„Wie heißt sie?“ fragte Schuldfried, ohne aufzuschauen.

„Fräulein Ehrmann.“

„Tante Sara!“ Schuldfried erhob sich sogleich und legte ihr Schreibzeug weg. „Sag ihr, sie möge hereinkommen.“

„Welchen glücklichen Ereigniß darf ich die Freude zuschreiben, Dich in meiner Wohnung zu erblicken, Tante?“ rief Schuldfried lächelnd und ging Sara entgegen.

„Meine Ergebenheit führt mich hieher,“ antwortete Sara, die trotz ihrer großen Vorsätze streng zu sein, nicht umhin konnte, gegen das schöne Kind zu lächeln, das ihr heute schöner als je erschien.

„Komm und setze Dich, geliebte Tante! Herzlichen Dank dafür, daß Du Dich doch entschließen konntest, die Wohnung einer Sängerin zu betreten.“ Schuldfried hob drohend den Finger. „Es war gar zu böse von Dir, nicht über meine Schwelle gehen zu wollen, so lange ich Schauspielerin bin.“

„Es war vielmehr ganz recht,“ versetzte Sara scharf; „wenn ich jetzt dennoch hieher gehe, so geschieht es bloß, weil ich fest beschlossen habe, daß Du keine Theaterdame bleiben darfst.“ Die Alte sprach mit solchem Nachdruck, daß ihr Kopf wackelte.

„Du willst mir also eine Schlacht liefern, Tante,“ rief Schuldfried heiter; „aber das ist nicht ritterlich, einen Gegner so unvorbereitet anzugreifen. Bedenke doch, wenn ich in Folge dieser Ueberrumpelung das Gewehr strecken müßte!“

Sara wurde durch diese Munterkeit ganz aus dem Konzept gebracht und sah Schuldfried eine Weile starr an. Gewöhnlich antwortete letztere, wenn Sara ihre kleinen Angriffe machte, entweder gar nicht oder auch in einem kalten und abweisenden Ton.

„Du scherzest,“ fuhr Sara fort, „aber ich muß Dir nur sagen, daß ich nicht des Scherzes wegen hieher gekommen bin, sondern um reinen Ernst mit Dir zu sprechen und von Dir Rechenschaft für das Leben zu fordern, das Du geführt hast und noch führst.“

„Ueber was in meinem Leben soll ich Rechenschaft geben?“ Noch lächelte Schuldfried ganz schalkhaft.

Digitized by Google

„Wie Du nur fragen kannst!“ Tante Sara gikkelte heftig an ihrer Schürze. „Bist Du nicht von Deinem Manne geschieden? Hast Du Dir nicht seitdem verschiedene Abweichungen vom Wege der Sittlichkeit erlaubt?“

Schuldfried brach in ein schallendes Lachen aus. „Um Gotteswillen, was sagst Du da, Tante? Bin ich von meinem Manne geschieden? . . .“ Sie konnte vor Lachen nicht weiter sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Singvögel.

(Fortsetzung.)

Die ganze Klasse hat die Unruhe, die Eitelkeit, den Neid und Zorn sehr vieler Virtuosen und Künstler. Wie eitel sind die Nachtgallen! Sie überschreien einander und schreien sich heiser. Einzelne schreien sich im Wetteifer buchstäblich zu Tode. Schon Plinius sagt, daß manchen eher der Athem als der Gesang ausgehe. Einigen barsten auch schon Blutgefäße und sie stürzten todt hin. Wie schmettern vor Zorn manche Vögel, wenn sie andere hören! Fängt einer an, so fängt der andere auch an. Sie haben einander aber dennoch gerne, weil sie gerne singen hören. Ein eben gefangener Fink in einem Nebenzimmer ruft bald sein Fink, Fink! und augenblicklich antwortet ihm ein Stubenvogel im Wohnzimmer; ruft ersterer lange nicht mehr, so ruft ihm dieser wieder, ihn zu erinnern.

Die Zaunkönigein sind gar nicht scheu. Man kann etwa einmal eins mit den Händen fangen. Sie nehmen bald das Futter aus den Händen. Der Weidenzeisig ist ein schlimmer Zänker, und fängt sogar, aber immer im Nachtheil, Zank mit der viel größern Drossel an. Uns nimmt nicht Wunder, daß sein Weibchen über die Maßen furchtsam wird. Das muß eine sonderbare Ehe sein! Wie unter den Menschen, so kommt gewiß auch unter den Vögeln das durch Umkehrung entstehende Gegentheil vor.

Die Furcht des Grasmückenmütterchens, das, wenn man sich seinem Nestchen nähert, vor Schrecken halb ohnmächtig wird und herausfällt, ist auf die Kindlein übergegangen, denn auch sie springen heraus und verbergen sich schüchtern. Neid und Zank ist das Schwarzköpfchen gegen alle guten Sänger seiner Umgebung. Neid und Zank das Rothbrüstchen gegen diejenigen, die mit ihm essen und trinken wollen. Es will zuerst allein satt sein. Wie Kinder auf der Wiese jagen die Weißschwänzchen einander in der Luft herum, aber noch artiger ist, daß sie mit den Bachstelzen zu solchen Lustbarkeiten gemeinsame Sache machen. Unangenehm ist's, daß manche dieser schönen Sänger so unreinlich sind, Alles beschmutzen, das Wasser und Futter verspritzen. Wie unreinlich ist der zierlich gefleckte Seidenschwanz!

Unerwartet tritt beim geselligen Kernbeißer etwas Außerordentliches auf, nämlich ein gemeinsames Bauen. Raupen spinnen gemeinsam, Wespen bauen gemeinsam, Krähen machen eine gemeinsame Unterlage zu ihren Privatnestern, der Kernbeißer macht sich mit andern ein gemeinsames, völlig regenschirmartiges Dach aus Gras zu gemeinsamem Schutze, so daß kein Gewitterregen durchdringen kann; dann macht jedes einzelne Paar sich sein Nest darunter. Jedes hat seinen eignen Eingang. Ein solcher gemeinsamer Staat kann bei dreihundertundzwanzig Wohnungen enthalten.

Einzelne, von Natur scheue und mißtrauische, sind beinahe nicht zu zähmen. Den Fink muß man zuerst wie in einem dunkeln Wald halten. Einige sterben bald. In weiten Räumen treiben die Staare einander herum, und thun ganz außerordentlich lustig. Sie pfeifen und singen hell auf, ziehen immer in Schwärmen und beleben ganze Gegenden. Man kann sie aber so zähmen, daß sie fortfliegen und wiederkommen. In der Gefangenschaft ist ihnen um der Menschen willen, bei denen sie sind, völlig wohl. Sie geben auf Blick, Mienen, Geberden der Menschen Acht. Geschiedter ist kein Gesangvogel. An Eigensinn fehlt's ihnen aber dennoch nicht. Still und traurig ist der Fliegenschnäpper, kühn und mordlustig der Würger.

Die Eigenheit des Neuntödters ist furchtbar. Er spießt Vögel, Mäuse, Frösche, Käfer an Dornen lebendig und läßt sie daran zappeln, bis es ihm gefällt, sie zu genießen. Besser ist seine zweite Tödtungsmethode; sie zu treten, bis sie todt sind, oder unter Steine zu zwängen. Wer hat ihn dieses gelehrt? Die gütige oder die wunderliche unerklärbare Natur?

Der thörichte Dorndreher läßt sich zur Jagd auf Lerchen und Wachteln abrichten. Dumm-muthwillig neckt der Schwalbenwürger auch den großen gewaltigen Raben, dem er doch gar nichts anhaben kann. Der Rabe verachtet ihn wie ein großer Bullenbeißer die kleinen, ihn anbellenden Hunde. Lebhaft und frech sind die Meisen, aber nicht alle Kohlmeisen tödten im Käfig andere Vögel. Sie beißen ihnen etwa den Kopf auf und fressen das Gehirn heraus. Sie und die Zeisige lehrt man am ehesten ihr Getränkgeschirr an einem Faden heraufziehen. Es ist artig zu sehen, wie sie den zum Theil heraufgezogenen Faden mit dem Fuße festhalten und dann wieder ziehen.

Klug schneidet der Pflanzenmäder die Pflanze, ehe er sie zu essen anfängt, an der Wurzel ab. Wird ein Nachtrax geschossen, so fliegt er nicht einmal fort. Sein unverständiger Muth muß groß, oder sein Schlußvermögen sehr klein sein. Zänkisch, munter und leicht zahm ist auch der Zeisig. Er singt unermüdlich den ganzen langen Tag. Er wird aber so unachtsam, daß man ihn, wenn man ihn in der Stube herumlaufen

Digitized by Google

läßt, zertreten kann. Kanarienvögel erzeugen mit Zeisigen, Lein- und Distelfinken, Hänflingen und Gimpeln Bastarde, deren Seelen dann offenbar etwas vom Vater und der Mutter an sich haben.

Das Schneevögelchen ahnet den Schnee, wie auch noch vollkommnere Naturwesen ahnen und der Kreuzschnabel wird bei Gewittern sehr unruhig. Er ist auch für die Ausdünstungen kranker Menschen sehr empfindlich.

Spatzen u. s. w. durch flatternde Dinge aus Stangen, ausgestopfte und angenagelte Habichte vertreiben wollen, nützt bald nichts. Sie merken, daß es nur ein Popanz ist. So werden auch die Distelfinken nicht lange durch Schellen verscheucht.

Viele Singvögel sind Pflanzen-, andere Insektenesser. Mehrere Thiere genießen in der Jugend Pflanzennahrung und erst im Alter Fleisch. Bei diesen Vögeln ist's umgekehrt. In heißen Ländern, in denen alles besser schmeckt, essen manche sogar Knospen und Binnen.

Leider sind auch diese Vögel mehreren Krankheiten, den Blattern, dem Durchfall, dem fallenden Weh, und — dem Alter und Tod unterworfen. Hanfsamen macht die Sperlinge blind; er ist ihnen zu hitzig. Der Kreuzschnabel kann, in Folge zu vielen Hanfsamens, plötzlich am Schlagfluß sterben. Dann wird er wie ein Mensch behandelt. Mit Essig bringt man die Kohlmeise aus ihrem fallenden Wehe wieder zum Bewußtsein.

Sanft und ruhig sterben viele Singvögel. Oft geben sie unmittelbar vor dem Sterben noch einen melodischen Laut von sich, ziehen sich zusammen, legen den Kopf unter einen Flügel, und fallen todt herunter.

Der Kanarienvogel ist ohne Zweifel der intelligibelste in dieser Klasse; eben er versteht den Menschen am besten, äußert die größesten Fähigkeiten und verschiedensten Gemüthseigenschaften, eben er wird am ehesten zu Künsten abgerichtet, und ist den Menschen ein wahrer Gesellschafter. Mit ihm kann aber der Staar wetteifern.

Der Kanarienvogel, ursprünglich aus Samen und vom Himmel der kanarischen Inseln, in einem nur grauen Kleidchen, bei uns hingegen schön gelb oder grün gelb, sollte seine Abkunft verrathen. Er thut es auch. Sein Temperament ist ganz afrikanisch. Sein Muth ist gleich dem der alten Numidier, seiner Nachbarn, sein Verstand ist immer noch südländisch. Er ist eine außerordentliche Komposition, und gehört zu den vordersten Sängern in seinem Chor, wie die Kardinäle in dem ihrigen, doch wird er nicht deßwegen vom Volke oft Kardinalvogel genannt. An Verstand wetteifert er mit dem Storche, an Zorn mit der Gans, an Lerngeschicklichkeit mit dem Pudel. Seine Stellung ist gut, seine Stimme stark, sein schwaches Aeuglein hell, sein Köpfchen wie das der ganzen Klasse wohlgeformt. Es ist in der Form desselben etwas Poetisches. Eben auch seinetwegen ist's möglich, die Vögel neben die Säugethiere zu stellen. Wir aber haben sie doch nicht so hoch gestellt. Die Vögel sind nicht so erfinderisch, und haben nur viel Talent. Das Erfinden gehört den Genien. Kanarienvögel erfinden beinahe nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Wiener in Paris, die mit dem Neumeyer'schen Vergnügungszug im Mai nach der französischen Hauptstadt gereist waren, schreibt die Pariser „Presse" in ächt französischer Weise: „Hermann und Dorothea, Faust und Margarethe, Werther und Charlotte gehen auf unseren Straßen spazieren. Die uns von Deutschland angekündigte Ankunft der fünfhundert Touristen ist erfolgt. Kürzlich bewegte sich ein Zug von fünfzig offenen Equipagen langsam und in vollkommener Ordnung über den Boulevard des Kapuzines. Hochzeitsgäste! meinten Anfangs die Vorübergehenden. Aber nein; die Männer mit den grünbebänderten grauen Hüten, mit den glänzenden Ledermützen, die Frauen mit den weiten Mänteln und den umfangreichen Armkörbchen sahen nicht aus wie Hochzeitsgäste; an ihren Reisekleidern und ihrem blonden Haarwuchs, an ihrer frischen Gesichtsfarbe und ihren naiv neugierigen Augen, an ihrem Phlegma namentlich hatte man bald erkannt, daß es Söhne des Arminius mit ihren robusten Gesährtinnen waren. Diese Germanen beiderlei Geschlechts besahen sich Paris mit einem Ernst, als ob sie einen Palimpsest studirten."

Die Kaiserin der Franzosen hat für den See zu Fontainebleau extra eine Originalgondel aus Venedig kommen lassen; diese Gondel ist von einem italienischen Gondeliere begleitet, der, wenn er Ihre Majestät auf dem Teiche herumrudert, italienische Barcarolen dazu singt. Bei ihrem jüngsten Ausfluge nach Fontainebleau weihte die Kaiserin die Gondel ein und war davon, so wie vom Gesange des Venetianers, ganz entzückt. Fünf Damen und ein Kavalier nahmen an der Spazierfahrt Theil.

Am 25. Mai ist in Rom der norwegische Geschichtsforscher Prof. Peter Andreas Munch, 52 Jahre alt, gestorben.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Ballandr'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 139 Freitag, 12. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

O Gipfel des Leichtsinns! Ein solches Benehmen konnte ein noch frömmeres Gemüth als Sara reizen; auch rief diese mit einer vor Aerger zitternden Stimme:

„Ah so, Enoch Aberneys Tochter bewahrt ihre Ehre so, daß sie über die Schändlichkeiten lacht, die man ihr vorwirft! Du warst gleichwohl dem Namen Deines Vaters mehr Achtung schuldig, und Du hättest nie vergessen sollen, welchen unverwischbaren Schatten das Verbrechen Deiner Mutter darauf geworfen hat, Du . . ."

„Genug!" rief Schuldfried und ergriff heftig Saras Arm. Sie war todtenbleich; ihr ganzer Körper zitterte, und mit einer Stimme, die etwas Hohles hatte, sagte sie: „Sprich den Namen meiner Mutter nicht aus; nenne ihn nie, wenn Du mich nicht aus dem Lande treiben willst." Schuldfried faßte ihren Kopf und murmelte schmerzlich: „O lieber Heiland, sollte selbst ihr Staub keinen Frieden bekommen? Hat die Aermste denn nicht durch so manche bittere Leiden ihr Verbrechen gesühnt?" Dann erhob Schuldfried stolz ihr gesenktes Haupt und fügte hinzu: „Tante, die Tochter von Harm Aberney weiß, daß sie vor Gott schuldfrei dastehen muß, um zur Sühnung dessen beitragen zu können, was ihre Mutter verbrochen hat; aber sie weiß auch, daß sie sich kein Unrecht hat zu Schulden kommen lassen, daß ihr Leben rein und fleckenlos ist, wie das Tageslicht. Mit diesem Bewußtsein glaubt sie das Recht zu besitzen, allein über ihre Zukunft zu verfügen. Und jetzt, Tante, laß uns von diesem Gegenstand abgehen."

„Monsieur Aberney," hörte man Anaise sagen, und wieder zeigte sich der Kopf der würdigen Französin in der Thüre.

„Er ist willkommen," antwortete Schuldfried kurz und kalt.

Tante Sara war beim Namen Aberney etwas erschrocken. Sie fürchtete, es möchte Viktor sein, und dann wäre es gar zu verdrießlich gewesen, wenn er erfahren hätte, was sie so eben gesagt; aber ihre Besorgnisse verschwanden bald, als Tage eintrat. Nachdem er Schuldfried begrüßt und mit einen mißvergnügten Blick auf die im Sopha thronende Tante Sara geworfen, sagte er zur letztern gewendet:

„Hast Du Schuldfried etwas Besonders zu sagen, Tante? In diesem Fall entferne ich mich und komme wieder, wenn die Herrschaften ausgeredet haben."

„Was ich zu sagen hatte, scheint nicht nach Schuldfrieds Sinne zu sein; deßhalb thue ich wohl am besten, wenn ich gehe." Sara erhob sich. „Du willst auf keinen verständigen Rath hören," fügte sie mit einem Blick auf Schuldfried hinzu, die bleich und kalt vor ihr stand.

„Jetzt nicht," antwortete Schuldfried. „Deine Aeußerungen von vorhin thun mir noch wehe." Sie legte die Hand aufs Herz.

„Du bedenkst nicht, was ich empfand, als . . . ."

„Tante, sprich nichts mehr; spanne den Bogen nicht noch höher!"

Schuldfried sah so aus, daß Tante Sara es für's Rathsamste hielt, sich zu entfernen.

Tage wollte Schuldfried einen Spaziergang vorschlagen, aber sie lehnte es ab mit der Erklärung, daß sie der Einsamkeit bedürfe. An diesem Tage empfing Schuldfried Niemand, sondern blieb in ihre Zimmer eingeschlossen.

Als Tage von Schuldfried herabkam, traf er in Nataliens Hausflur mit Lothar zusammen. Lothar sah ihm nach und dachte:

„Er kommt von ihr — wenn Natalie Recht hätte! Unmöglich, das Schicksal kann mir nicht so gräßlich Glück, Glauben und Hoffnung rauben." Er klingelte an Nataliens Vorsaal.

* * *

Während Tante Sara sich rüstete, um zu Schuldfried zu gehen und ihr mit ihrer Strafpredigt aufzuwarten, hatte Natalie zwei Briefe abgeschickt; den einen an Doktor Wagner folgenden Inhalts:

„Herr Doktor!

Sobald Sie dieß erhalten, besuchen Sie

Natalie Reinstein."

Der andere war an Lothar und lautete also:

„Herr Baron!

Wenn Ihre Zeit es erlaubt, so besuchen Sie mich

Digitized by Google

heute Vormittag. Sie treffen mich um ein Uhr zu Hause. Mit aller Achtung

Natalie Reinstein."

Den Doktor traf der Brief just als er ausgehen wollte, und die Folge war, daß er sogleich zur Gräfin eilte.

Als Natalie die beiden Billete abgeschickt hatte, begann sie in ihrem Bibliothekzimmer auf und ab zu gehen. Sie sah aufgeregt aus. Die Wangen bleich und die Augen bald wehmüthig verschleiert, bald blitzend vor Verdruß. Nachdem sie ihre Wanderung eine Weile fortgesetzt, blieb sie vor einem Spiegel stehen und betrachtete ihr eigenes Bild, während sie in Gedanken folgenden Monolog hielt:

„Sollte es wirklich möglich sein, daß ich, die ich so viele Jahre lang nicht an Liebe geglaubt, sondern die für mich glühenden Thoren ausgelacht und sorglos mit Herzen gespielt habe, jetzt meinerseits dieser elenden Seuche verfallen sein und wirklich für einen Mann fühlen sollte — einen dieser Herren der Schöpfung, die, beim Lichte besehen, Marionetten gleichen! Wir schönen Weiber brauchen ja bloß die Fäden zu ziehen, so bekommen wir sowohl Helden als Genies, sowohl große Männer als Pygmäen, die allesammt nach unsern Launen tanzen und sich zu unsern Sklaven erniedrigen. Und einen solchen Hampelmann, der vom Manne weiter nichts als den Namen hat, sollte ich — ich lieben! Ha! das wäre erniedrigend! — Ist er wirklich wie diese andern? Nein. Er hat sich zum Sklaven keines Weibes gemacht, und eben das hat mich bezaubert. Aber weiß ich es denn so genau? — Diese Gleichgiltigkeit, diese Ueberlegenheit kann ja auch bloß gespielt sein, und er kann ein eben so schwaches Herz haben wie alle andern. Zwei Jahre lang hat er mich unterhalten, interessirt, gereizt und gequält, aber doch nicht, wie jetzt, meine ganze Seele in Aufruhr gebracht. — Aufruhr, ja das ist das rechte Wort. Verdruß, Zorn und Erbitterung ist es, was empfinde; nichts Anderes. Mein Stolz kann es ich nicht ertragen, daß er allein mir widerstehen soll. Ich ertrug es so lang ich ihn unnahbar glaubte; aber jetzt . . ."

„Doktor Wagner," meldete der Bediente. Der Doktor trat ein.

„Willkommen, Herr Doktor, ich habe Sie mit Ungeduld erwartet," sagte Natalie.

„Sind Sie krank, Frau Gräfin?" fragte Wagner mit einem feinen Lächeln, indem er die schöne kleine Hand ergriff und den Puls fühlte. „Ihr Puls schlägt beinahe hundertmal in der Minute. Sie haben Fieber."

„Möglich; deßhalb habe ich auch nach Ihnen geschickt; aber lassen wir mein Fieber bis auf Weiteres." Die Gräfin setzte sich und winkte dem Doktor Platz zu nehmen.

„Erinnern Sie sich unserer ersten Bekanntschaft?" begann Natalie.

„Am Bord der Fregatte Carolina; nur gar zu gut. Ich hatte das Glück, während der Reise der Arzt des Herrn Grafen zu sein."

„Es sind seitdem mehr als zwei Jahre verflossen, und inzwischen haben Sie sich in Schweden aufgehalten?"

„Ja, und im vergangenen Sommer hatte ich das Glück, mit Ihnen in Schoonen bei dem Grafen M. zusammenzutreffen, als Sie bei der gräflichen Familie auf Besuch waren."

„Ich war krank und Sie kurirten mich."

„Was sie wohl mit dieser Wiederholung von Dingen beabsichtigt, die ich weiß? Wenn sie lieber einen direkten Ausfall machte, so könnte ich besser sehen, was sie im Schilde führt," dachte der Doktor. Laut sagte er:

„Ihre Krankheit war nur eine Folge übler Laune, aber anders verhielt es sich mit dem jungen Aberney. Er setzte beinahe sein Leben an die Rettung Ihres — Handschuhes."

„Erinnern Sie mich nicht an all die Thorheiten, die er damals beging," sagte Natalie ungeduldig.

„Es gilt nicht ihm," dachte der Doktor.

„Wann kamen Sie in der Hauptstadt an?" fragte die Gräfin, indem sie das Gespräch rasch abbrach.

„Vor einem Monat."

„Wie lange bleiben Sie hier?"

„Entweder für immer oder ich verlasse Schweden, um nie wiederzukehren."

„Warum ließen Sie mich nicht früher wissen, daß Sie in Stockholm waren?"

„Sie stellt ein förmliches Verhör mit mir an. Es wird ihr schwer, zur Sache zu kommen," fiel der Doktor in Gedanken ein. Er antwortete:

„Weil Geschäfte meine Zeit in Anspruch nahmen. Ueberdieß, schöne Gräfin, hörte ich, daß Sie gesund seien und meine ärztliche Hülfe nicht bedürfen. Ich erinnere mich lebhaft Ihrer Aeußerung vom vorigen Sommer."

„Ah! ich weiß. Ich sagte: Lassen Sie sich in der Hauptstadt nieder, so sollen Sie mein Arzt werden. Sie sind es auch von heute an; darum schickte ich nach Ihnen. Ich bin krank."

Der Doktor machte eine Verbeugung, die so gedeutet werden konnte: Da Sie es sagen, so muß ich es wohl glauben.

„Verstehen Sie mich recht; ich bin so ärgerlich, daß ich mich unwohl fühle."

„Kann ich da etwas zur Milderung Ihres Aergers beitragen?"

„Sie können meine Neugierde befriedigen."

„Ah!"

„Sie kennen Madame Dorbino. Wo und wie lernten Sie dieselbe kennen?"

„Endlich sind wir an der Sache," dachte der Doktor. „Laß sehen, Wagner, daß Du nichts verräthst, bevor Du die Gründe weißt, die das schlaue Weib leiten." Laut sagte er mit rückhaltsamer Miene:

Digitized by Google

„Gräfin, ich sagte Ihnen bei meinem Zusammentreffen mit Madame Dorbino, daß ich sie in Finnland kennen gelernt habe."

„Als unverheirathet?"

„Ja, Sie wissen ja selbst, daß sie sich als unverheirathet in Frankreich und England aufgehalten hat."

„Wo oder bei wem machten Sie ihre Bekanntschaft?"

„Bei ihrer Mutter."

„Hieß ihre Mutter Aberney?"

Der Doktor machte eine bejahende Verbeugung und nahm seine rückhaltsamste Miene an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Singvögel.

(Fortsetzung.)

Der Kanarienvogel hat alles Niedrigere, ausgezeichnet sind seine fünf Sinne, sein Gedächtniß, seine Erinnerungskraft, seine Einbildungskraft, ausgezeichnet sein Tonsinn. Er ist meist nur für die Musik da. Er lernt von seinem Vater, wenn er selbst ebenfalls männlich ist, früh singen. Er ahmt ihm sehr gerne nach. Er ist aufmerksam, wenn er andere seinesgleichen singen hört, er paßt auf, wenn er fremde Stimmen vernimmt, er ahmt auch diese nach. Das führte auf die Probe, ob man ihn recht Geregeltes und Schönes nach der Orgel singen lehren könne. Und siehe, die Probe gelang. Der Unterschied jedoch in der Lerngeschicklichkeit ist sehr groß. Manche lernen wie im Schlafe, andere schwer, noch andere geben nicht einmal Acht, noch andere könnten, wollen aber nicht lernen. Das Thierchen hat sehr viel eigenen Sinn, eigenen Willen. Er behält sechszellige Strophen, singt sie manchmal nur theilweise, den Anfang, das Mittel, das Ende, oder Anfang und Ende, kurz, wie es ihm in den Sinn kommt. Er scheint mit dem Gelernten zu spielen. Es macht ihm Spaß. Nicht alle Tonarten lernt er gleich leicht. Die einen sagen seiner innern Seelenmusik besser als andere zu, und der eine liebt diese, ein anderer andere Tonarten. Fängt ein Vogel, den er nicht sieht, zu singen oder zu piepen an, so gefällt's ihm, er antwortet ihm, wie am Frühmorgen die Hähne. Schweigt der andere, z. B. ein Finf, wieder, so ruft er ihm einmal über das andere. Wird in seinem Zimmer noch ein Käfig mit einem Vogel aufgehängt, so schielt er immer gar kurios herüber. Piept dieser, so antwortet er ihm bald; fängt er zu singen an, so nimmt er es ihm übel, wenn er merkt, daß er auch etwas kann, und fängt nun an aus vollen Leibeskräften zu singen. Singt der andere, durch ihn gespornt, selbst lauter, so strengt er sich nur noch mehr an; nachgeben will er nie.

Sind es zwei Kanarienvögel, so dürfen sie einander nicht sehen, sonst erbittert einer den andern heftig, sobald sich der eine hören lassen will. Sie strecken ihre Schnäbelchen gegen einander, und heben kampflustig ihre Flügel wie Fächer. Sie können vor Zorn und Neid fast bersten. Ihre Stimme ist unbegreiflich stark. Sie schmettern wie Trompeten. Fangen die Menschen zu schwatzen an, so reizt es sie ebenfalls. Sie schwatzen auch mit, aber zu laut; man hört sein eigen Wort vor ihnen nicht mehr. Man gebietet ihnen zu schweigen, sie schweigen wenige Augenblicke. Nervenschwachen ist ihr Lärm viel zu stark.

Eben den Kanarienvogel lehrt man viele Kunststücke, z. B. das Wassergeschirrchen an einem Faden zu sich heraufziehen. Er faßt den Faden mit dem Schnabel und zerrt ihn aufwärts, und hält mit einem Füßchen den aufgezogenen Fadentheil; so wiederholt er, bis der Fingerhut selbst herausgezogen ist. Immer jedoch läßt er ihn plötzlich herunter fallen. An die Möglichkeit, daß sich das Wasser verschütte, oder der Faden breche, kann er nicht denken; er kann aus der Erfahrung nur die Folgen, nicht aber die Wirkungen kennen. Das lernen noch mehrere Singvögel, aber ihn lehrt man auch Schwierigeres, Unglaubliches, Wunder!

Man lehrt ihn mit Hülfe des Schnabels und eines glühenden Schwamms, Hölzchens oder Strichchens ein messingnes Kanönchen losschießen. Es muß ihm also alle Furcht vor heftigem Knall abgewöhnt werden können. Eine große Umänderung seines Naturells! Man lehrt ihn große ausgeschnittene Buchstaben kennen, und daraus Wörter zusammensetzen. Da liegen alle fünfundzwanzig Buchstaben in einer langen Reihe. Man gibt ihm ein zwei- bis dreisylbiges Wort. Er horcht, er denkt, er sinnt nach; langsam nimmt er einen, den ersten Buchstaben des Wortes, und legt ihn bei Seite; kommt in der zweiten Sylbe ein Buchstabe der ersten Sylbe vor, so nimmt er ihn dort mit dem Schnäbelchen weg, und stellt ihn an den neuen Ort. Oft hält er das Köpfchen schräg, und blinzelt seinen Meister an; oft staunt und denkt er wieder nach; manchmal versieht er sich und will einen unrechten Buchstaben nehmen; warnt man ihn vor dem Mißgriff, so läßt er's bleiben und wählt besser.

Man kann ihm das lange „Konstantinopel" oder das griechische „Papapapos" (Urgroßvater) aufgeben; er löst es. So setzt er aus Zahlen eine große Summe zusammen, aus Noten einen Gesang, etwa eine Linie lang. Man gibt ihm auf, die schönste, die älteste, die verliebteste Person in der Gesellschaft, die den Kaffee am meisten liebe, u. s. w. anzugeben. Er fliegt zu ihr hin. Er versteht das Wort und die Geberde und die Augensprache seines Herrn. Hinwiederum zieht er auf Befehl desselben in jeder beliebigen Richtung ein kleines Wägelchen auf einem Tischchen hin und her,

Digitized by Google

Er zieht rechts und links, hält an und zieht weiter. Wegzufliegen macht er keine Miene. Am Ende muß er sich selbst mit Hülfe seines Schnäbelchens ausspannen, denn er ist förmlich angeschirrt. Doch ist er bisweilen eigensinnig, und löst seine Aufgabe ungerne. Man kann ihn nicht zwingen. Man muß sich in seine Laune schicken, und sich nach ihm einrichten. Endlich, wenn ihm sein Lehrmeister nur gute Wörtchen gibt, und zur Strafe nur ein wenig drückt, wird er doch noch gehorsam; nur in seltenen Fällen macht er seine Sache vorsätzlich, wider besser Wissen und Gewissen, und wie aus Hohn und Bosheit verkehrt.

Er ist ein Afrikaner. Punische, numidische Treue! Ihn solches Alles zu lehren, ist viele Zeit, Geduld und Kenntniß des Thierchens nöthig. Ein solches Thierchen muß etwa eine ganze reisende Familie ernähren. Es erhellet hieraus, daß er scharf sieht und hört, und Ton und Bild wie wir mit einander verbinden könne. Er arbeitet mit Gedächtniß und Einbildungskraft, mit dem Gesichts- und Gehörsinn zugleich. Die Thätigkeit ist schon sehr komponirt. Es gibt Menschen, die minder leisten und doch noch für Menschen gelten. Es lernt der Kanarienvogel auch die Spielkarten kennen, und mit sich das Wechselspiel vive l'amour spielen. Er wählt aus allen Karten, die vor ihm liegen, die vier Könige, und stellt sie zusammen. Er fehlt nicht! Oder man gibt ihm ein Aß, und bietet ihm eine Karte nach der andern hin. Alle Nichtaß ergreift er mit dem Schnäbelchen nicht. Er merkt auch, daß Viere ausreichen. Hat er sie beisammen, so wartet er auf keine neue mehr.

(Schluß folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

München, 6. Juni. Wir erfahren, daß Se. Maj. der König Ludwig dem Herrn Professor Widnmann einen neuen Auftrag gegeben hat, die Ausführung eines Standbildes des Fürstbischofs Franz Ludwig v. Erthal betreffend, des Erbauers des Bamberger Krankenhauses, eines der edelsten Fürsten seiner Zeit. Diese Statue wird in Bamberg aufgestellt. Professor Widnmann ist in diesem Augenblicke beschäftigt, das Modell im Kleinen auszuführen. Se. Maj. der König Ludwig hat ferner in jüngster Zeit in London die letzte Serie assyrischer Alterthümer — Skulpturen mit Keilschrift — angekauft, und werden dieselben, dem Vernehmen nach, in der Glyptothek aufgestellt. Nur die Museen von St. Petersburg, Dresden und London besitzen einige dieser Alterthümer, und nach dem Ausspruche Layards ist die Erwerbung deßhalb von unschätzbarem Werthe, weil weitere Nachgrabungen nicht mehr gemacht werden können.

(B. Z.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Stückchen vom Prinzen Humbert von Savoyen.] Der Herzog v. Litta, einer der ehrenhaftesten Männer in Mailand, besitzt eine herrliche Villa in Lainate (in der Nähe von Monza) und der Prinz Humbert äußerte vor mehreren Tagen dem Herzog seinen Wunsch, dieselbe zu besuchen. Der Herzog erbat sich vom Prinzen einen bestimmten Tag, um ihn mit allen Ehren empfangen zu können. Der Tag wurde bestimmt. An demselben jedoch kam anstatt des Prinzen ein Adjutant desselben, der General Villamarina. Auf die Frage des Herzogs, ob und wann der Prinz ankomme, antwortete der Graf Villamarina mit der Gegenfrage: „Wird Ihre Gemahlin auch bei dem Empfang gegenwärtig sein?“ (Die Gemahlin des Herzogs ist keine Ebenbürtige, aber ein Muster aller Damen wegen ihrer exemplarischen Aufführung.) Worauf der Herzog antwortete: „Allerdings.“ Graf Villamarina sagte nun dem Herzog: es sei ihm leid, aber er habe in diesem Falle vom Prinzen den Auftrag erhalten, ihm zu bedeuten, daß er nicht kommen könne. Der Herzog entbrannte in Zorn auf diese Beleidigung und soll erwidert haben: „Sagen Sie dem Prinzen, daß nicht ich es war, der ihn einlud, sondern er selbst hatte sich eingeladen; wenn er nicht kommen will, so bleibe ich doch immer der Herzog v. Litta.“

[Eine Scene im Löwenkäfig!] In der Vorstellung im Circus Renz vom 27. Mai in Pesth waren Batty's Löwen übel gelaunt; sie gehorchten nicht mit ihrer sonstigen Pünktlichkeit, und Batty, hiedurch außerordentlich aufgeregt, versetzte dem männlichen Löwen mit dem Gewehrschaft einen kräftigen Hieb auf die Schnauze. In demselben Augenblick schlug der Löwe Batty das Gewehr mit solcher Gewalt aus der Hand, daß es mit Blitzesschnelle und Klirrend zwischen den Eisenstäben hindurch aus dem Käfig flog. Mit blitzenden Augen stürzte sich nun Batty auf die brüllenden Löwen, die sich, eingeschüchtert durch seine drohende Haltung, endlich in eine Ecke zurückzogen. Mehrere der Zuschauer wollten bemerkt haben, daß der männliche Löwe Batty an einem Bein verletzt habe.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 140 Samstag, 13. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Aufrichtigkeit ist nicht seine schwache Seite," dachte Natalie mit innerer Ungeduld. „Ich muß den Angriffsplan verändern."

„Dank für Ihre Aufschlüsse. Meine ausgezeichnete Kousine ist so verschlossen, daß man sie niemals von ihrem vergangenen Leben reden hört. Ich weiß noch nicht, wie nahe sie mit dem Professor verwandt ist, sondern nur, daß sie zur Familie Aberney gehört, und ich vermuthe, daß sie als ledig diesen Namen führte." Die Gräfin legte sich in die Sophaecke zurück und sagte mit scheinbarer Gleichgiltigkeit: „Sie haben sich längere Zeit in Finnland aufgehalten, und zwar, wenn ich mich recht erinnere, in der Nähe von Abo?"

„Sowohl dort als in Helsingfors."

„Ein sonderbares Volk, diese Finnen." Natalie schwatzte lang und breit von dem finnischen Volk, von dem letzten finnischen Kriege und den finnischen Verhältnissen. Der Doktor ging mit einer eigenthümlichen Bedürftigkeit auf den Gesprächton ein, und achtete auf jedes Wort der Gräfin ohne es sich jedoch anmerken zu lassen. Nachdem Natalie von gewissen adeligen Familien in Finnland gesprochen, die sie kannte, sagte sie ganz gleichgiltig:

„Baron Canitz hat ja ein größeres Gut dort?"

„Also von Canitz will sie etwas wissen," dachte der Doktor. „Der Baron hat ein Gut dort gehabt," sagte er, „aber er hat es verkaufen müssen."

„Gab es nicht in der Nähe eine Familie Namens Smith?" fragte Natalie.

„Frau Gräfin, in Finnland gibt es viele Familien dieses Namens."

„Doktor," rief Natalie halb scherzend, halb ungeduldig, „Sie geben mir nichts als ausweichende Antworten."

„Darum, Frau Gräfin, weil Sie so sonderbare Fragen an mich stellen." Der Doktor sah die junge Dame mit einem durchdringenden Blick an, während er mit Nachdruck hinzufügte: „Sie wünschen von mir Etwas zu erfahren, was Baron Canitz betrifft, aber Sie wollen es ausforschen, ohne das Interesse verrathen zu müssen, das Ihren Erkundigungen zu Grunde liegt. Warum nicht lieber geradezu fragen?"

„Ich traue Ihnen nicht; Sie sind ein sehr schlauer und gefährlicher Mann."

„Gräfin, ich wage in aller Demuth zu versichern, daß ich über Sie dieselbe Ansicht habe." Der Doktor verbeugte sich.

„Nun wohl, wenn dem so ist, so werden wir wohl einander belauern müssen." Natalie lachte.

„Unmöglich. Hier gibt es bloß eine einzige Art und Weise: Wir müssen uns einander auf Gnade und Ungnade ergeben und ehrlich spielen. Was wollen Sie von mir wissen?"

„Ich will wissen, ob Sie ein gewisses Fräulein Smith aus Finnland kennen."

„Ja."

„War Baron Canitz in sie verliebt?"

„Ja."

„Wo hält sie sich gegenwärtig auf?"

„Hier."

„In der Hauptstadt?"

„Ja."

„Ich muß wissen wo?"

„Sie sollen es erfahren; aber zuvor müssen Sie sich mir anvertrauen und mir sagen, ob Ihr Herz an Baron Canitz gefesselt ist."

„Doktor, Sie überschreiten die Gränze, welche die Delikatesse steckt."

„In diesem Falle trete ich zurück, und habe also weder von Fräulein Smith noch von Baron Canitz, noch von Madame Dorbino etwas zu sagen."

Natalie schwieg. Der Doktor fuhr nach einer Weile fort:

„Ich bin der Einzige, der Aufschlüsse über diese Person geben kann; also, Gräfin, wenn Sie Aufrichtigkeit von mir verlangen, müssen Sie mir mit gutem Beispiel vorangehen. Lieben oder verabscheuen Sie Canitz? das ist es, worüber ich Klarheit haben muß."

„Ich verabscheue den Baron Canitz."

„Das heißt, Sie lieben ihn," fiel der Doktor lächelnd ein. „Was ist Ihre Absicht, was verlangen Sie mit Ihrem Abscheu?"

„Ihn zu demüthigen."

„Ich verstehe: ihn zu Ihren Füßen zu bekommen. Gräfin, das ist schwer, wo nicht geradezu unmöglich."

Digitized by Google

„Nichts ist unmöglich," fiel Natalie heftig ein.

„Ich fürchte gleichwohl, daß hier der Fall eintreten wird. Ich kenne Canitz, er verändert seine Gefühle nicht."

„In diesem Fall mag er sich in Acht nehmen. Ich werde es nie verzeihen, wenn er mich verschmäht."

„Seit sechs Jahren ist sein Herz an eine Person gefesselt, die er bis an seinen Tod lieben wird. Es gibt nur ein einziges Mittel, ihn von dieser thörichten Liebe abzubringen."

„Und dieses ist?"

„Wenn man sie in seiner Achtung stürzt. Und das ist nichts Leichtes. Sie ist keusch und rein wie eine Vestalin."

„Und diese Vestalin, wer ist sie?"

„Fräulein Smith."

„Wo sie finden?"

„In diesem Hause."

„Doktor!"

„Madame Dorbino und Fräulein Smith sind eine und dieselbe Person."

„O meine Ahnung!"

„Baron Canitz wünscht die Frau Gräfin zu besuchen," meldete der Bediente.

„Sie sehen aufgeregt aus, Madame," sagte der Doktor auf Französisch.

„Ich bin krank." Natalie warf sich gegen die Sophalehne zurück und sagte zu dem Bedienten: „Der Herr Baron möge eintreten!"

Wagner ergriff den Arm der Gräfin, wie wenn er den Puls untersuchte, und als Lothar eintrat, hörte er den Doktor sagen:

„Ich werde mich morgen erkundigen, ob meine Verordnungen gefruchtet haben." Er erhob sich, machte eine höfliche Verbeugung vor Natalie, eben so vor Lothar und verließ das Zimmer.

• • •

„Sie sind unpäßlich, Frau Gräfin?" sagte Lothar, als sie allein waren; „kann meine Anwesenheit Sie belästigen?"

„Ich habe Sie ja um Ihren Besuch gebeten," antwortete Natalie mit etwas unsicherer Stimme.

„Wie Sie sehen, habe ich der Aufforderung Folge geleistet."

„Meine Absicht war, Ihre Artigkeit in Beschlag zu nehmen." Natalie hielt ihren Kopf schief à la Schuldfried und lächelte gegen Lothar, der bei dieser Bewegung ganz unbemerkt seine Brauen runzelte. Er antwortete indeß in verbindlichem Tone:

„Sie haben über mich zu befehlen."

„Am Montag wird die weiße Frau gegeben; ich wollte Sie bitten, mir für diesen Abend Ihr Ochsenauge abzutreten.

„Ich trete es Ihnen mit Vergnügen ab, Frau Gräfin. Ich benütze es das Letztemal nicht."

„Nicht? Sie wollten es aber doch benützen, wenn die weiße Frau gegeben würde?" Sie sah ihn an.

„Ich glaube kaum, und jedenfalls, Gräfin, kann jetzt nicht mehr die Rede davon sein. Will ich die weiße Frau hören, so kann ich immer im Saal einen Platz bekommen. Wünschen Sie sonst noch etwas?"

„Ja!" Natalie reichte ihm mit einem beinahe bittenden Blicke die Hand. „Ich wünsche, daß Sie mir und der russischen Gesandtin an diesem Abend Gesellschaft leisteten. Sie wissen, daß die Gräfin P. kränklich ist. Sie ist schrecklich langweilig; kommen Sie daher und helfen Sie mir die langen Zwischenakte aushalten. Sie verrichten damit zwei gute Thaten: Sie erheitern die kranke Gräfin, deren Günstling Sie sind, und zerstreuen mich."

Lothars Stirne verfinsterte sich. Natalie hatte einen wahren Hinterhalt gestellt: sie erkundigte sich zuerst, ob er entschlossen war, das Theater nicht zu besuchen, und machte es ihm dann unmöglich, sich zu weigern.

„Wenn die weiße Frau aufgeführt wird," antwortete Lothar, „so werde ich die Ehre haben, die Damen zu begleiten."

„Dank, bester Baron, und jetzt ein Schlußwort. Verzeihen Sie, daß ich mir zwei Jahre lang den Spaß gemacht habe, Sie glauben zu lassen, daß ich Fräulein Smith kenne. Ich bereue jetzt diese Posse und gestehe aufrichtig, daß sie eine mir gänzlich unbekannte Persönlichkeit ist."

„Ich glaube, daß sie es war, Gräfin; aber zugleich bin ich fest überzeugt, daß Sie gerade jetzt wissen, wer diesen Namen geführt hat."

„Welche Voraussetzung! Auf was gründen Sie dieselbe?"

„Auf meine Kenntniß Ihres Charakters. Sie sind nie gefährlicher, als wenn Sie mild sind. Dann gebietet die Klugheit, daß man auf seiner Hut ist."

„Gefährlich? Was meinen Sie damit?"

„Gefährlich ist, wer die Mittel zu besitzen glaubt, einen Andern zu verletzen."

„Und dieß sagen Sie mir?"

„Ja, Frau Gräfin, just Ihnen; denn hinter diesem offen ausgesprochenen Geständniß, daß Sie Fräulein Smith nicht kennen, verbergen Sie Ihre genaue Kenntniß dieser Persönlichkeit. Sie wissen jetzt, daß Madame Dorbino diesen Namen geführt hat. Doktor Wagner hat Sie darüber aufgeklärt. Sie wissen auch, daß die einzige Dame, der ich je meine ganze Bewunderung und Hochachtung geschenkt habe, Schuldfried Smith ist. — Jetzt, nachdem ich dieß selbst bestätigt habe, werden Sie ganz sicher einsehen, daß alles weitere Gerede in dieser Sache nicht an seinem Platz wäre."

Natalie war beinahe ganz aus der Fassung gebracht. Gleichwohl versetzte sie lachend:

Digitized by Google

„Sie haben mich entwaffnet, bester Baron, und zwar so gründlich, daß Sie mir alle meine Waffen geraubt haben. Womit soll ich Sie künftig angreifen?“

„Mit Ihrer liebenswürdigen Heiterkeit, Ihrem Witz und Ihrer Genialität,“ sagte Lothar artig. „Darin besitzen Sie Waffen, die man Ihnen nie rauben kann.“

„O, ich bin nicht sehr gefährlich!“ Natalie seufzte. „Ich bin es für Sie nie gewesen.“

„Sie sind es für Alle, denen Sie gefallen wollen.“

„So; das war eine ausweichende Antwort.“

„Ganz und gar nicht. Ich wollte damit sagen, daß Sie mich mit nichts Anderem, als Ihrer Ungnade beehrt haben. Sie haben es nicht der Mühe werth gefunden, mir zu gefallen.“

Begriff Natalie die Feinheit in dieser Antwort? Wir glauben es, denn sie wechselte unmerklich die Farbe.

„Sie haben Recht und sicherlich werden Sie niemals ein Gegenstand meiner Gefallsucht. Nach dieser Erklärung können wir ja einander die Hand reichen.“

„Meine gnädige Gräfin, ich versichere, daß es mir nie einfallen kann, etwas Anderes als ein ritterlicher Freund der Damen im Allgemeinen und der liebenswürdigen im Besondern zu sein.“ Lothar führte die Hand der Gräfin an seine Lippen und nahm Abschied.

„Ha! der Vermessene! er wollte nicht einmal meine Freundschaft haben; aber das sollst Du bereuen!“ murmelte Natalie.

(Fortsetzung folgt.)

Die Singvögel.

(Schluß.)

Begreiflich kennt der Kanarienvogel auch die Formen der Zahlen, ihren Werth jedoch, wie geistig unvollständige Menschen, nicht. Schwerlich kann er mehr als auf Viere zählen, und recht begreifen, wie viel Vier seien. Man muß ihm Zahl für Zahl sagen, die er aussuchen soll. Zum Addiren u. s. w. ist er nicht abrichtbar, weil sich nur Gesicht und Gehör, Gedächtniß und Einbildungskraft abrichten lassen, der Verstand aber nicht. Ein Verstand wird durch Abrichtung ein Affe; durch Abrichtung jener Vermögen hingegen wird man geschickt. Kanarienvögel werden geschickt. Menschen, die ebenfalls nie Addiren u. s. w. lernen, sind nicht sehr selten. Sie können dennoch essen, sich ankleiden, Holz sägen, heirathen u. s. w.

Das Komponiren mehrerer gleichartiger Kartenfiguren wird des Kanarienvogels höchste Geisteskunst, und ihn höher zu schrauben, muß vergeblich sein. Ist einmal ein Thier erfaßt, so kann gesagt werden, was man es und was es selbst sich lehren könne. Darum gehen die Thierabrichter und Erzieher so sicher. Eine einzige Wahrnehmung kann uns das ganze Thier geben. — Daß die Kanarienvögel träumen, im Traume zu singen anfangen, ist eine bekannte Erfahrung, die auf viel deutet. Nicht alle Thiere auf dieser Stufe haben so viel Gedächtniß und Einbildungskraft, so viel mittlere Seele, daß sie träumen können. Das Träumen aber ist bedingt durch's Gemüth und dessen Leidenschaften und Begierden.

Der Kanarienvogel hat ein Gemüth, er ist der Liebe und des Hasses fähig. Er gewöhnt sich an Menschen, seine Freunde, allein er nimmt manche Menschen nicht zu Liebe an, sondern rast gegen sie immer mit numidischem Zorne. Er ist eitel auf seinen Gesang. Er äußert heftige Begehrlichkeit. Er ist gegen seinesgleichen am zänkischsten, minder gegen andere Klassenverwandte. Er wird so zahm, daß er nicht wegfliegt oder zum Fenster wieder hereinkommt. Von Freiheit kann er nichts wissen. Er ist in der Sklaverei geboren und erzogen. Er liebt seine Jungen herzlich. Die Jungen äußern nicht viel Kindisches. Auch hierin ist er südlicher Art. Sein Selbstgefühl ist schon frühe stark. Kühn stellt er sich gegen Hunde, befreundet sich aber mit ihnen bald und spielt mit ihnen.

Mit dem Hunde können sich gar alle Thiere befreunden, denn sie werden nur durch die Menschen zum Fluch aller Thiere gemacht. Auffallend ist, wie schnell sich der Kanarienvogel vom Schrecken erholt. Fällt sein Käfig von der Decke, glauben wir ihn todt, augenblicklich singt er wieder munter und hell. Allerdings fällt er nicht schwer, doch kann er sich heftig stoßen. Hat ihn aber eine Katze erschreckt, so erholt er sich ziemlich lange nicht mehr. Afrikanischen Samens geht jedoch auch dieser Schrecken seiner Seele bälder als bei Hunden und Pferden vorüber. Einzelne Kanarienvögel nehmen einander ewig nie an, und ihre Zänke sind heillos. Als im Jahre 1836 in einer Nacht ein Erdbeben der nordöstlichen Schweiz zwei in einem Käfig schüttelte, mußte der eine sich vom andern aus dem Schlafe geweckt geglaubt haben, denn er fiel über ihn her, und zog ihm unbedingt alle Schwanzfedern aus, ja, er zerzauste ihn so arg, daß er beinahe nackt wurde. Noch ist eben im Kanarienvogel ein Erd- oder tellurischer Zug vorhanden, denn vor dem Erdbeben zeigt sich in ihm Unruhe, ein Auffahren, Angst; beim Beben selbst wird mancher wild. Und doch gefahrt er in seinem Käfig in der Luft viel minder als die andern Hausthiere, die auf dem Boden leben. Vermuthlich theilt er hierin eine tellurische Eigenheit vieler Vögel.

Die Tyroler, sinnig und thierfreundlich wie alle Bergvölker und Gebirgsfreunde, nehmen sich mit großer Naturgeschicklichkeit ihrer angebornen Gesangkunde an, lehren sie eine Menge Gesänge, und tragen sie in großen hölzernen vergitterten Kasten bis nach Konstantinopel und Petersburg. Sie ergötzen den ganzen Welttheil

Digitized by Google

damit. Menschen- und Thiergesanglehrer thun sehr Verdankenswerthes. Könnte der Kanarienvogel sogar nichts lernen als singen, so wäre das Dasein seiner hörenden, liebenden, fühligen Seele schon dargethan, denn eine Nichtseele kann man nichts lehren. Soll des Menschen Gesang und Orgelspiel, des Menschen Gedanke und Gefühl in den Kanarienvogel eingehen, so muß dieser eine, jener im Gesange verwandte, Seele haben. Der Mensch versteht das Thier, weil er Seele hat, das Thier versteht den Menschen auch nur, weil es Seele hat. Gleiches gesellt sich völlig nur mit Gleichem.

Das Thierchen wird nach Verhältniß seiner Größe oder Kleinheit sehr alt, doch lange nicht so alt als die größten Papageien und Raben. Sein Leben verrinnt und verlöst nicht vergeblich. Es lernt, es wird geschickter und klüger, nur kann man ihm die Zornmüthigkeit nicht, wenigstens nicht ganz, abgewöhnen. Wie beim Menschen, geht ihr Stammort, ihr ursprüngliches Vaterland, der wilde nordafrikaniche Süden, nicht aus ihm heraus. Vorstellungen mögen bei noch vollkommnern Thieren wirken, bei den Vögeln, wenigstens bei den Kanarienvögeln, wirken sie nichts, höchstens kann Milde und Süße des Tons, des Wortes, so wie dessen Härte und Zorn auf sie ein wenig wirken. Sie lernen auch die Dankbarkeit nicht, und ihre Wanderung oder Versetzung in unsere Gegend hat vielleicht auch auf die Psyche in Betreff der Mutterliebe nachtheilig eingewirkt, denn das Weibchen vernachlässigt seine Jungen oft. Die Mutter wird eifersüchtig auf die Tochter der Liebe wegen, das Männchen über den Sohn wegen des Gesanges.

Es ist zu denken, daß der Norden, dringenderer Nothwendigkeit wegen, allmählich mehr Sorgfalt der Eltern für ihre Kinder ausbilde, südlichere Thiere auch von Natur minder davon empfinden.

Der Kanarienvogel stirbt besonders schön. Er scheint etwa noch ganz gesund zu sein. Unerwartet sieht man ihm an, daß er krank ist; er scheint seinen Tod zu ahnen, und er kann ihn, eben wie der Schwan, als Naturerscheinung für sich, wie das Erdbeben für Alle, ahnen. Er gibt oft gerade vor dem Sterben noch einen halblauten Ton von sich, zieht sich zusammen, legt den Kopf unter einen Flügel, und fällt schweigend todt herunter, dehnt sich noch einmal aus, und — entflohen ist seine Seele, sein heftig liebender und hassender, vielfingender und vielfühlender Geist, der ihm die Töne eingegeben, selbst ein Tongeist und ein Ton in der allgemeinen Weltharmonie gewesen. Wer ist es, der seine Seele und seinen Körper so artig und lebhaft gebildet und in Harmonie gesetzt hat? Es ist schon oft um Kanarienvögel, wenn sie starben, geweint, wenn sie krank wurden, wenn nicht gebetet, so doch mit Innigkeit gehofft worden. Es wäre um die Seelen der Kanarienvögel, Lerchen und Nachtigallen doch gewiß Schade!

P. Scheitlin.

Mannigfaltigkeiten.

[Kleine Neuigkeiten aus Paris.] Dem Pferderennen im Boulogner Holz am 31. Mai wohnten, wie der „Moniteur“ meldet, der Kaiser und die Kaiserin, der König Ferdinand von Portugal, der Herzog von Brabant und der Prinz von Oranien bei. — Dieser Tage hat sich in Paris eine General-Lumpen-Kompagnie mit einem Kapital von (6000 Aktien zu 500 Frs.) drei Millionen gebildet, deren Zweck es ist, das Lumpensammeln ꝛc. im Großen zu betreiben. Sie verspricht sich einen Gewinn von 30 Prozent. Der „Moniteur“ bringt die Anzeige davon. — Die Seele der Vertheidigung Puebla's ist, wie die „France“ meldet, ein englischer Offizier, welcher früher in einem englischen Kavallerie-Regiment gedient, Schulden halber das Land verlassen hat, seit fünfzehn Jahren der mexikanischen Armee angehört und jetzt zweiter Kommandant in Puebla ist.

[Eisenbahnunglück.] Der am 29. v. Mts. Nachmittags um 5 Uhr von Brighton abgefahrene Eisenbahnzug verunglückte nicht weit von seinem Zielpunkte, der Londoner Viktoria-Station, wobei vier Passagiere auf der Stelle getödtet und dreißig verwundet wurden, von welchen letzteren mehrere voraussichtlich noch dem Tode erliegen werden. Um eine eingetretene Verspätung des Zuges einzuholen, hatte der Lokomotivführer die Expansionskraft des Dampfes zu einem solchen Grade steigen lassen, daß der Dampfkessel sprang, die Maschine aus dem Geleise gerieth und der Zug den Damm hinabstürzte. Die Wagen bildeten bald nur einen Trümmerhaufen. Der Lokomotivführer war der Erste welcher sein Leben verlor; zwei andere Getödtete gehörten einer von einer Schießübung heimkehrenden Abtheilung von Garde-Grenadieren an; das vierte Opfer war eine Dame.

[Sonderbarer Erfolg einer Disputation.] Johann Reinolds war katholisch; sein Bruder Edmund der reformirten Kirche zugethan. Beide Brüder kamen in der Absicht, einer den andern zu überzeugen, zusammen, und beide hielten sich so tapfer, daß Johann reformirt, Edmund katholisch wurde.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der K. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 141 Sonntag, 14. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Am Abend desselben Tages, als Lothar nach Hause kam, warf er sich auf das Sopha, um die Zeitungen zu lesen. Mit der theilnahmlosesten Miene von der Welt, schlug er eine von ihnen auf. Ganz mechanisch warf er seine Augen auf die erste Seite und die Theateranzeigen. Mit Cursivschrift stand darin zu lesen:

„Am Donnerstag unterbleibt die Vorstellung der weißen Frau wegen Heiserkeit der Madame Dorbino."

Lothar sprang auf und rief:

„Was bedeutet das? Ist sie heiser oder . . ."

Er warf sich wieder auf das Sopha und drehte das Blatt um, ob vielleicht noch nähere Aufschlüsse darin standen. Es fand sich wirklich eine lange Tirade vor. Das Abendblatt beklagte den Verlust des Publikums, das darauf verzichten müsse, Madame Dorbino in der weißen Frau zu hören. Referent hoffte indeß, daß die Heiserkeit nur zufällig sei, und daß man in der nächsten Woche das Vergnügen habe, von ihrer schönen Stimme umkost zu werden.

„Also nur ein Aufschub," dachte Lothar und warf das Journal weg. In diesem Moment sah er einen Brief, der auf dem Tisch lag. Beim ersten Blick darauf fuhr er zusammen. Er riß ihn an sich, in der nächsten Minute war der Brief erbrochen; er las:

„Madame Dorbino ist nicht heiser, sie tritt nie in der weißen Frau auf."

Ein Name war nicht unterzeichnet. Dessen bedurfte es auch nicht. Lothar hätte unter hundert Schriften die Hand erkannt, die diese Worte aufs Papier geworfen. Hätte das Papierchen die Ernennung zu den höchsten Ehrenstellen, zu den größten Auszeichnungen enthalten, es hätte keine innigere Freude, keine wahrere Wonne hervorrufen können, als er jetzt empfand. Einige Augenblicke später verließ Lothar seine Wohnung.

Schuldfried verbrachte ihren Mittag mit Aberney; sie hatten eine Fahrt nach Drottningholm gemacht. Sie kamen etwas spät nach Hause. Anaise reichte ihr da ein Bouquet von Myrthen und Immortellen, mit einem rosenrothen Band umwunden. In der Mitte steckte ein Papier. Schuldfried führte die Blumen mit einem strahlenden Lächeln an die Lippen, und flüsterte, indem sie das Billetchen öffnete:

„Er hat mich verstanden." — Jetzt warf sie ihre Augen auf das entfaltete Papier; es enthielt ein einziges Wort und dieses lautete:

„Dank!"

„Ah! sein gekränktes Selbstgefühl verlangt also, daß ich ihm beweisen soll, wie grenzenlos theuer er meinem Herzen ist. Ja, beweisen werde ichs; aber er soll den Triumph nicht haben, daß ich mein Herz als Geschenk in seine Hand lege." Wiederum wurde das Bouquet geliebkost, wiederum lächelte sie es mit einem Ausdruck von Hoffnung und Glauben an, wie er nur demjenigen eigen ist, welcher liebt.

Als Aberney heimkam, ging Tage ihm im Saal mit einer Zeitung in der Hand entgegen und rief:

„Hast Du das heutige Abendblatt gelesen, Papa?"

„Warum?"

„Eine einzige Frage zuvor, bester Papa."

„Gerne."

„War Schuldfried heute heiser? Sprach sie mit Dir davon?"

„Ganz und gar nicht; sie sang auf meinen Wunsch einige Volkslieder. Ihre Stimme war klar, voll und hinreißend wie immer."

„O mein Gott, laß mich nicht vor Wonne verrückt werden!" rief Tage mit einem Ton und Gesichtsausdruck, der die heftigste Freude verkündete.

„Darf ich vielleicht wissen, um was es sich handelt?" fragte Aberney.

„Da lies selbst, Papa."

„Höchst sonderbar," bemerkte Aberney, als er die Stelle in Betreff Madame Dorbino's gelesen hatte. „Schuldfried war nicht im Mindesten heiser und sprach kein Wort davon, daß die weiße Frau aufgeschoben werden soll; ich verstehe das nicht."

„Aber ich, ich verstehe es," rief Tage voll Freude.

„Dann mußt Du mich aufklären." Der Professor setzte sich auf das Sopha.

„Schuldfried hat Heiserkeit vorgeschützt, um sich vom Theaterleben zurückzuziehen."

„Worin willst Du die Ursache zu diesem Benehmen finden?"

„In ihrer Ergebenheit gegen mich."

„Kindische Illusionen, mein lieber Tage. Ich

Digitized by Google

bezweifle ganz und gar nicht, daß Schuldfried Dich lieb hat, aber ihre Freundschaft gegen Dich ist nicht von der Art, daß sie solche Opfer brächte."

„Aber dießmal dürfte ich gegründete Ursache haben zu glauben, daß ihre Freundschaft zärtlicherer Natur ist, als Du vermuthest. Ich habe ihr die Gefahren vorgestellt, denen sie ausgesetzt sei, und ich habe sie bei unserer Kinderfreundschaft beschworen, eine Bahn aufzugeben, auf welcher sie früher oder später in Unannehmlichkeiten kommen würde."

„Was antwortete sie?" fragte Aberney, indem er gedankenvoll vor sich hinschaute.

„Sie wies Alles unter Scherzen zurück, aber dieß ist ja ihre Gewohnheit. Folglich müssen nicht ihre Worte reden, sondern ihre Handlungen."

„Ich glaube inzwischen, daß Du auf diese Handlung Schuldfrieds kein gar zu großes Gewicht legen darfst. Es könnte ja noch eine andere Person geben, die ebenfalls einen Widerwillen gegen ihr Künstlerleben hätte und der sie dieses Opfer brächte."

„Wer sollte diese andere Person sein?"

„Ich," fiel eine Stimme hinter Tage ein. Es war Sara, die, einer alten Gewohnheit gemäß, gelauscht hatte, was im Saale gesprochen wurde.

„Die Tante!" riefen Tage und Aberney zugleich.

„Ja, just die Tante," versetzte Sara. „Schuldfried hat jetzt bewiesen, daß sie mir wirklich Vertrauen und Achtung schenkt. Ich war es, die in vollem Ernst mit ihr sprach und ihr aus einander setzte, daß sie es dem Andenken ihrer Eltern schuldig sei, eine so sündhafte Lebensbahn zu verlassen. Mit ihrem wahren und guten Herzen hat Schuldfried auch meinen Rathschlägen gemäß gehandelt; das hat sie jetzt bewiesen."

Aberney erhob sich und sagte lächelnd:

„Selig sind die glauben! Dieß gilt für euch Beide. Ich meinerseits möchte meine Ehre nicht daran wagen, daß ihr irgend einen Theil an ihrem Entschlusse hättet."

„Du willst vielleicht Dir selbst das Verdienst zurechnen?" fiel Sara spitzig ein. „Wie könnte wohl etwas Vernünftiges zu Stande kommen, wenn Du nicht die Finger dabei hättest?"

„In meinem Hause wenigstens geschieht nichts Kluges, wenn ich nicht dabei bin," antwortete Aberney lachend. „Gute Nacht!"

* * *

Tage legte nicht das mindeste Gewicht auf Aberneys Worte. Der morgende Tag mußte die Bestätigung des Glückes bezeugen, von welchem er so lange geträumt hatte.

Tage schried noch vor Schlafengehen folgenden Brief:

„Meine edle Freundin!

Sie, die Sie mich in den letzten Tagen mit so hoher Huld umfaßt und so lebhaft an Allem Theil genommen haben, was mein Glück betrifft, Sie werden es ganz sicher natürlich finden, wenn ich mich beeile, Ihnen mitzutheilen, daß ich jetzt am Ziele meiner Wünsche stehe.

„Gräfin, Schuldfried liebt mich! Sie hat es mir heute Abend bewiesen. Ich bin der glücklichste Sterbliche auf Erden. Morgen ist sie vor der ganzen Welt die Meinige.

„Theure, anbetungswürdige Gräfin, verzeihen Sie mir meine Seligkeit, und daß ich im Besitze einer andern Liebe als der Ihrigen glücklich sein kann. Wäre Schuldfried und meine an ihrer Seite verbrachte Kindheit nicht, so hätte die Erde keine Frau, die so geliebt zu werden verdiente, wie Sie. Sicherlich haben Sie auf Schuldfried so eingewirkt, daß sie sich beeilte, mir diesen sprechenden Beweis ihrer Liebe zu geben.

„Leben Sie wohl, Schöpferin meines Glückes! Morgen sehen Sie zu Ihren Füßen Ihren dankbaren Sklaven

Tage Aberney."

Als Natalie Morgens erwachte, wurde ihr Tages Brief überreicht, der noch spät Abends dem Portier übergeben worden war. Nachdem sie ihn durchlesen, sprang sie mit einem Freudenschrei aus dem Bette. Sie ließ sich in größter Hast ankleiden und schickte nach Doktor Wagner.

Er stellte sich ungesäumt ein. Bei seinem Eintritt in Nataliens Boudoir wurde er von der Gräfin mit einem verbindlichen, aber rückhaltenden Lächeln empfangen. Natalie hatte beschlossen, ihrerseits in das Vertrauen des Doktors einzudringen und auszumitteln, warum er der Neigung Schuldfrieds und Lothar entgegenarbeitete.

Der Doktor, ein scharfer Beobachter, bemerkte die verschlossene Miene der Gräfin, und ahnte sogleich einen Angriff, gegen welchen er auf seiner Hut sein müsse.

„Sie haben mich rufen lassen, Gräfin," sagte er. „Sind Sie jetzt wieder unwohl?" Diese Worte wurden mit einer gewissen Ironie ausgesprochen.

„Nein, lieber Doktor, ich wollte Ihnen nur mittheilen, daß ich vollkommen wieder hergestellt bin."

„Wirklich?" Der Doktor legte seinen Zeigefinger an ihren Puls und fixirte die Gräfin. „Erlauben Sie mir, das zu bestreiten. Sie haben noch einen zu vollen Puls, als daß ich Sie für gesund erklären dürfte. Sie leiden an einer heftigen Entzündung."

„Glauben Sie das?" Die Gräfin lächelte mit einem gewissen Uebermuth. „In diesem Fall habe ich ein abkühlendes Mittel in meiner Gewalt." Natalie zeigte ein Papier, das sie in ihre Hand geschlossen hielt. „Aber was mein Uebel heben kann, dürfte möglicher Weise das Ihrige vergrößern." Natalie legte ihren rechten Zeigefinger auf den Puls des Doktors und

Digitized by Google

ſagte ihn nachäffend: „Sie leiden an einer heftigen Entzündung.“

„Vollkommen wahr,“ fiel Wagner ein, „aber können Sie wohl ſagen, wie meine Krankheit entſtanden iſt?“ Der Doktor ſah ſo heiter und freundlich aus, daß Natalie vergebens die feine und geſchmeidige Maske zu durchdringen ſuchte, die ſein düſteres und ränkevolles Gemüth verbarg.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Künſtler-Liebe.

Eines großen Künſtlers Leben iſt dem Erlöſchen nahe. Ueber ſeine, am meiſten bekannte Schöpfung erzählt man ſich das Folgende:

Es war im Jahre 1831. In dem reich ausgeſtatteten Beſuchzimmer eines großen Hauſes in Wien ſaßen zwei Kinder zuſammen auf dem Sopha — Kinder wenigſtens mußte ſie Jeder nennen, der die Geſichter des jungen Paares betrachtete, in denen noch kein unreiner Gedanke ſich geſpiegelt haben konnte, die noch keine Ahnung von den Sorgen dieſer Welt ausdrückten. Siebzehn Jahre mochte ſeiner äußern Entwickelung nach der junge Mann zählen, ein genialer Kopf ſaß auf zwei feinen Schultern und das Auge ſtrahlte in der Erregung, welche ſichtlich das Geſpräch in ihm hervorrief. Das Mädchen, eine eben erſt aufbrechende Knoſpe, gewiß nicht über 15 Frühlinge alt, hatte zu ihm aufſehend beide Arme auf ſeine Knie gelegt und lauſchte ſeinen Worten mit einem Intereſſe, daß ſich jede Wendung derſelben in ihren Mienen wiederzuſpiegeln ſchien.

Geräuſchlos öffnete ſich die Thür und ein hoher Mann trat in das Zimmer — die beiden begeiſterten Kinder hörten es nicht, und erſt als der Eingetretene heranſchritt und ſeine Hand auf des Jünglings Schulter legte, wandte ſich dieſer um und erhob ſich mit tiefem Roth übergoſſen.

„Laß uns einen Augenblick allein, Kind“, ſagte der Eingetretene zu dem verlegen aufgeſprungenen Mädchen, und als dieſe ſich mit einem halb ängſtlichen Blicke auf die beiden Zurückbleibenden entfernt, winkte er dem jungen Manne, wieder auf dem Sopha Platz zu nehmen.

„Wie alt ſind Sie, Wilhelm?“ begann er, ſich neben ihm niederlaſſend.

„Siebzehn Jahre!“ war die etwas zögernde Antwort.

„Und wiſſen Sie wohl, was Ihnen noch zu lernen übrig bleibt, ehe Sie die Künſtlerſtufe erreichen, die allein einen Mann, der ſein Leben und ſein Studium der Muſik gewidmet, zu einem beachtenswerthen Menſchen in unſerer Welt macht? Sie ſind ein junger Mann von hohem Talent, Wilhelm, ich habe Ihre häufigen Beſuche in meiner Familie gern gelitten, habe die Neigung zwiſchen Ihnen und meiner Tochter ſtillſchweigend entſtehen ſehen, denn ich laſſe die Ariſtokratie des Geiſtes gern als ebenbürtig der Geburt gelten, und kenne Ihre unverdorbene Seele. Aber wohin ſoll das jetzt führen? Sie haben wohl durch die Natur allen Anſpruch, ein Mann zu werden, dem ich meine Tochter mit Freuden übergebe, aber Sie ſind noch nichts, Wilhelm. Gehen Sie, arbeiten und ſtudiren Sie, benutzen Sie die Jahre des Lernens mit aller Kraft, werden Sie der Künſtler, der geadelt durch ſein Genie ſich Jedem gleichſtellen darf, erwerben Sie ſich Ruf — und dann kommen Sie wieder, wenn Ihre jugendliche Neigung nicht verflogen iſt, Sie werden meine Familie wieder für Sie offen finden und ich werde in der Zwiſchenzeit meine Tochter zu keiner andern Verbindung überreden; wollen Sie das, Wilhelm?“

Der junge Mann hob den Kopf und ein wunderbares Feuer ſtrahlte in ſeinen Augen. Mit einem tiefen Athemzuge legte er ſeine Hand in die dargebotene. „Ich will — und ich danke Ihnen!“ ſagte er mit einer Stimme, die trotz des feſten Entſchluſſes, der ſich darin ausdrückte, bebte.

„Gut! Dann aber gehen Sie morgen von hier weg, faſt ſollte ich auch ohnedieß glauben, daß Sie von unſerm Konſervatorium bereits profitirt haben, was ſich profitiren läßt.“

„Ich werde morgen früh nach Paris abreiſen — es war ſchon längſt mein Plan; aber darf ich nicht —“

„Beſuchen Sie uns heute Abend, wenn Ihre Reiſe-Vorbereitungen beendet ſind, dann mögen Sie hier Abſchied nehmen.“

* * *

Sieben Jahre waren vergangen. Nicht nur Paris, ſondern das ganze gebildete Europa kannte den Namen des jungen Violin-Virtuoſen, den ſelbſt Paganini ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit gewürdigt. Sieben Jahre waren vergangen, die beſtimmte Zeit, in welcher er ſich ſeiner Jugendliebe würdig machen, die Zeit, welche feſtſtellen ſollte, ob ſeine Neigung die Probe halten werde. Kein ſchriftliches Wort hatte er mit Der wechſeln dürfen, die er mit ſeinem erſten bedeutenderen muſikaliſchen Werke zu verherrlichen gedachte und für die ihm immer doch noch keine Idee groß und ſchön genug geweſen war. Nur indirekt hatte er einen Gruß oder eine Nachricht erhalten — und die Nachrichten, welche er ſchickte, waren nur in den Beſprechungen ſeiner Leiſtungen in den Zeitungen enthalten geweſen. Und er hatte ſich würdig gemacht, und ſeine Liebe war nur mit der Zeit ſtärker und inniger geworden, ſie war verwachſen mit jedem ſeiner Gedanken, mit ſeinem ganzen Sein.

Zwei Tage vor Ablauf des ſiebenten Jahres hatte er ſich ſchon reiſefertig gemacht, daß er nicht eine Stunde ſpäter in Wien eintreffe, als es das väterliche Gebot

Digitized by Google

bestimmt. Mit Extrapost ging es Tag und Nacht vorwärts und bei Dunkelwerden erreichte er am zweiten Tage Wien. Er nahm sich kaum Zeit, im Gasthaus die Reisekleider von sich zu werfen, und schritt in Hast und Erwartung dem Hause zu, das sein ganzes Glück in sich schloß.

Die Hausthür stand offen, aber innen war es dunkel und still. Ein peinliches Gefühl, wie die plötzliche Ahnung eines großen Unglücks überflog ihn, er schritt die wohlbekannte Treppe hinauf, öffnete die Thür des Besuchzimmers — und blieb erstarrt stehen, ein Schmerz wie der Todesschrei seines Herzens durchzuckte ihn, eine Wolke legte sich über seine Augen und er stürzte besinnungslos nieder.

Mitten im Zimmer stand von Lichtern umgeben ein offener Sarg und drinnen lag in Blumen gehüllt, selbst eine geknickte Blume, sie, für die er gestrebt, gearbeitet und gebuldig gewartet hatte. Ein Blick hatte ihn erkennen lassen, daß jede Hoffnung, jede frische Blüthe seines jungen Lebens für immer dahin war.

Sie war begraben worden, er wußte nichts davon — er lag im Nervenfieber selbst an der Pforte des Grabes und fast schien es, als sollte die todte Braut des Bräutigams nicht lange zu harren haben. Aber seine ungeschwächte Natur siegte. Zwei Monate darauf trat er zum Erstenmale wieder ins Freie — ein vollständig verwandelter Mensch; sein Auge schien von der Außenwelt abzugleiten und nur den melancholischen Stimmen in seinem Innern zu horchen. — Seine einzige Vertraute wurde seine Geige; Töne unendlicher Wehmuth erklangen, wenn die nächtliche Stille sich über die Stadt gelegt, er schuf einen Trauergesang für sein heimgegangenes Lieb — er schuf die Elegie, diese Komposition, welche mit so mächtigem Zauber jedes Herz ergreift und die Runde über die ganze gebildete Welt gemacht hat — denn der Mann, von dem wir erzählten, war Heinrich Wilhelm Ernst, der größte Violin-Virtuose. —

Ernst liegt jetzt hoffnungslos an der Rückenmarkschwindsucht nieder.

Mannigfaltigkeiten.

[Der beste Thermometer für Manneschharakter] ist dessen eigener Regenschirm. Natürlich sprechen wir nur von Leuten, die ein solches Möbel zu des Lebens Nothwendigkeiten zählen. Der Mann, der fast nie ohne Regenschirm ausgeht, ist vorsichtiger Natur, unternimmt nie etwas, das wie Spekulation aussieht, und ist ziemlich sicher, einmal reich zu sterben. — Wer immer seinen Regenschirm zurückläßt, ist gewöhnlich ein Mann, der sich keine Sorge um den morgenden Tag macht; er ist unbekümmert und gedankenlos, kommt immer zu spät, wenn er mit der Post oder dem Eisenbahnzuge abreisen will, läßt die Hausthür offen, wenn er Nachts heimkommt, und ist so zerstreut, daß er ein kleines Kind in Gegenwart seiner Mutter einen häßlichen Affen nennen kann. — Der Mann, der immer seinen Regenschirm verliert, ist ein unglücklicher Teufel, dem stets das Geld fehlt, wenn er einen Wechsel zu bezahlen hat, dessen Schuhe schon beim ersten Tragen reißen und dessen Handschuhe schon beim Anprobiren platzen, dessen Knöpfe abspringen gerade wenn er in der größten Eile ist, und der stets gewiß sein kann, Abends falsches Geld in seinem Portemonnaie zu finden. Sei vorsichtig, einem solchen Manne eine bedeutende Summe anzuvertrauen. — Der Mann, der für die Sicherheit seines Regenschirmes immer in peinlichster Angst ist und sich alle Augenblicke überzeugt, ob er auch noch nicht verschwunden, ist voll Gemeinheit und niederem Mißtrauen; spielt er mit Jemand Karten, so wird er immer an Betrug denken, und trinkt er mit einem Andern eine Flasche Wein, so wird er Angst haben, zu kurz zu kommen. Mag er auch noch so reich sein, so gib ihm doch nie Deine Tochter zum Weibe, denn er wird mehr Sorge für seinen Regenschirm als für seine Frau tragen. — Der Mann, der im Regen ohne Schirm ausgeht, selbst wenn er einen hat, ist einfach ein Narr; Du kannst alle Arten sonderbarer Streiche von ihm erwarten, und er verdient alle nassen und trockenen Ohrfeigen, welche ihm jene eintragen.

Am 26. Mai hatte in Echternach die bekannte, aus dem 8. Jahrhundert stammende springende Prozession statt, bei welcher 3 Schritte vorwärts und 1 rückwärts oder 5 vorwärts und 2 rückwärts gethan werden. Das Wetter war günstig und hat die Zahl der Zuschauer bedeutend werden lassen. Die Zahl der Theilnehmer an der Prozession schwankt um das Mittel von 10,000 Personen (fast nur fremde Landleute.) Unter Hinzurechnung von etwa 5000 fremden Zuschauern beherbergt die kleine Stadt Echternach, welche circa 3500 Einwohner zählt, an dem Prozessionstage oft mehr als 15,000 Fremde. Im vorigen Jahre bestand die Prozession aus 44 Geistlichen, 12 Fahnenträgern, 361 Sängern, 71 Musikanten, 1668 Betern und 9032 Springenden. Die Prozession beginnt jedesmal diesseits der Sauer auf preußischem Gebiete, nachdem dort eine Festpredigt abgehalten ist, zieht dann über die Brücke, durch die Straßen von Echternach und die hohe Treppe nach der schloßähnlich hochliegenden Kirche hinauf, wo die Theilnehmer hinter dem Hochaltare gezählt werden. Am Prozessionstage wird auch Krammarkt und für alle Klassen Ball abgehalten.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 142 Dienstag, 16. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ich habe ganz und gar keine Lust zu der Herkulesarbeit, Sie auszuforschen. Lassen wird allen Streit. In einer Stunde ist Baron Canitz hier. Er darf Sie nicht treffen. Ich will wissen, welchen Grad von Ergebenheit Sie gegen den Baron hegen."

„Welchen Grad?" wiederholte der Doktor und sah zur Decke hinauf; „die Gradzahl ist sehr schwer zu bestimmen."

„Keine solche Wortverdrehungen," rief Natalie ungeduldig. „Kurz und gut: haben Sie Freundschaft für Canitz?"

„Viel, Frau Gräfin; ich war ja sein Lehrer."

„In diesem Fall haben wir einander nichts zu sagen. Ich will und werde dem Freund und Lehrer des Barons nicht eine Sache anvertrauen, die einen schmerzlichen Schlag für Canitz enthält." Die Gräfin erhob sich.

„Verdammt!" murmelte der Doktor in Gedanken. „Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als sie in meinen Paß einzuweihen."

„Leben Sie wohl, Doktor," fuhr Natalie nach einer kurzen Pause fort; „ich muß Toilette machen, bis der Baron kommt." Sie ging auf die Thüre zu.

„Aus Gnade ein Paar Worte, Frau Gräfin," rief der Doktor, der sich ebenfalls erhoben hatte. „Sie haben mich mißverstanden."

„Nein, Doktor, ich habe Sie im Gegentheil verstanden. Ich erkläre jetzt: Ehe Sie mir sagen, welches Interesse Sie haben, Schuldfried und Canitz von einander trennen zu wollen, erfahren Sie nichts von dem Schlag, der den Baron schon in einer Stunde treffen wird."

„Nun wohl, Gräfin, ich habe Gründe, sein Glück nicht zu wünschen."

„Gut," antwortete die Gräfin, „lesen Sie das". Natalie reichte dem Doktor den Brief Tages.

„Welchen Gebrauch gedenken Sie davon zu machen?" fragte der Doktor, als er ihn zurückgab.

„Ich habe den Baron hieher gebeten; er wird diesen Brief lesen."

„Auch die letzten Zeilen?"

„Ja, allerdings; mag er glauben, daß ich in Abernay verliebt sei; das paßt ganz in meinen Plan."

„Gut. Erlauben Sie mir jetzt eine Frage. Warum haben Sie mir die Sache mitgetheilt?"

„Darum, weil Sie mir einige Aufklärungen geben müssen. Ich will wissen, in welchem Verhältniß der junge Abernay und Schuldfried zu einander ständen; ob Canitz in Abernay einen Nebenbuhler erblickte u. s. w. Ich habe mich verhütet, an letzteren Fragen zu richten, um nicht den Verdacht zu erregen, daß ich ein anderes Interesse habe, als Tages Glück."

„Eine halbe Stunde später wurde Baron Canitz angemeldet.

„Es ist das Zweitemal im Verlauf von zwei Tagen, daß Sie von mir einen Brief erhalten, worin ich um Ihren Besuch bitte," begann Natalie. „Sie haben wohl gelesen, daß die Weiße Frau zurückgestellt ist?"

„Ja, Madame Dorbinos Heiserkeit wird wohl bald vorübergehen, und in diesem Fall steht meine Loge immer zur Verfügung, Frau Gräfin."

„Das war es auch nicht, worüber ich mit Ihnen zu sprechen wünschte. Madame Dorbino ist nicht heiser," versetzte die Gräfin. „Ich hörte sie gestern droben auf ihrem Zimmer mit klarer und voller Stimme singen."

„Dann hat sie wohl Heiserkeit vorgeschützt," antwortete Lothar kalt; „aber Sie luden mich doch wohl nicht ein, um darüber zu sprechen?"

„Nicht so ganz, aber doch auf eine gewisse Art. Wissen Sie, Baron, ich vermuthe, daß Frida die Bühne zu verlassen beabsichtigt. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen vor einigen Tagen sagte, daß Frida im Begriff stehe, sich zu verloben?"

„Ja, ich will mich erinnern, daß Sie etwas Aehnliches geäußert haben."

„Sie glaubten nicht an meine Worte."

„In diesem Augenblick bin ich noch ungläubiger," antwortete Lothar lächelnd.

Natalie bemerkte mit Verwunderung, daß Lothars Gesicht nicht sein gewöhnliches Gepräge von Kälte und Gleichgiltigkeit hatte. Die warmen Flammen des Blutes hatten alle seine Züge mit Farbe und Leben übergossen.

Digitized by Google

„Schade, daß ich Ihre Ueberzeugung erschüttern muß. Haben Sie die Güte und lesen Sie das.“

Natalie reichte Lothar den Brief Tages. Mit sichtbarem Widerwillen empfing und las ihn Lothar. Ein heftiges Zucken der Augenbrauen, eine plötzliche Blässe über der Stirne und eine unwillkürliche Zusammenziehung der Gesichtsmuskeln bewiesen, daß die Lesung des Briefes ihm einen gewaltsamen Schmerz verursachte.

Lothar gab den Brief zurück und sagte mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Aberney ist zu beneiden, im Fall er wirklich Madame Dorbines Hand erhält.“

„Wissen Sie denn nicht, daß Tage Aberney schon seit langer Zeit Freitags Versprechen hat, ein Versprechen, das sie ihm schon vor ihrer Abreise aus Finnland gegeben haben soll?“

„In diesem Fall hat sie Recht, dem Gebote ihres Herzens und der Ehre zu folgen. Haben Sie mir sonst Etwas zu sagen, Gräfin?“

„Nur noch das, daß der junge Aberney als eine Bedingung ihrer Verbindung Schuldfrieds Abschied vom Theater verlangt haben soll. Dieß veranlaßt mich, die Vermuthung hinzuwerfen, daß sie nie mehr auftreten werde.“

„Die Kunst erleidet einen Verlust und das Familienleben macht eine Eroberung, Frau Gräfin.“ Lothar erhob sich und nahm Abschied.

* * *

Als Lothar die Gräfin verließ, ging er geraden Wegs zu Schuldfried hinauf, indem er dachte:

„Ich muß von ihr selbst die Bestätigung hören. Ich kann nicht glauben, daß ihre Brust so viele Falschheit verbirgt. Nein, Tausendmal nein, es ist da irgend ein Mißverständniß oder ein Spiel, das die Gräfin mit mir treibt.“ Er streckte die Hand aus und klingelte an Schuldfrieds Vorsaal. Er, der beschlossen hatte, ihre Schwelle nicht zu betreten, bevor sie ihn riefe, jetzt stand er gleichwohl im Begriff, es zu thun.

Anaise öffnete.

„Ist Madame zu Hause?“ fragte Lothar.

„Ja Monsieur.“

„Hat sie Besuche?“

„Messieurs Aberney sind bei Madame.“

Lothar meinte, sein Blut werde zu Feuer; nur mit der größten Anstrengung vermochte er zu erklären, daß er wiederkehren würde. Dann eilte er, ein Raub der stürmischsten Gefühle, die Treppen hinab. Tages Worte: „Morgen ist sie vor der ganzen Welt die Meinige,“ kehrten in sein Gedächtniß zurück.

Inzwischen fand bei Schuldfried folgender Auftritt statt.

Tage hatte sich schon ganz früh bei ihr eingefunden. Schuldfried begrüßte ihn herzlicher als gewöhnlich, und Tage erblickte in dem freundlichen Gruß eine weitere Bestätigung der Thatsache, daß sie ihn lieb habe.

„Schuldfried, ich komme, um Dir dafür zu danken, daß Du nicht in der weißen Frau auftrittst,“ begann Tage mit einer so zärtlichen Stimme, daß schon der Ton desselben, was er zu sagen hatte, dunkelte.

„Du bist mir keinen Dank schuldig,“ versicherte Schuldfried und sah ihn mit ihren ehrlichen Augen an. „Was Du gegen das Theater sagtest, hat nicht auf meinen Entschluß eingewirkt, der von ganz andern Gründen ausging. Laß uns daher nichts mehr von diesem Gegenstand sprechen.“

„Wie Du willst.“

Tage ergriff Schuldfrieds Hand und schloß sie zwischen die seinigen. In diesem Augenblick schlug sein Herz von demselben Gefühl wie in seinen Jünglingsjahren, wenn er an ihrer Seite saß, ehe noch seine selbstsüchtigen Wünsche vorherrschend wurden. Tage meinte ein besserer Mensch zu sein, als er seit Jahren gewesen. Alles kam ihm vor, wie zur Zeit, als er das Lebtemal Finnland verließ und seine Brust voll war von Hoffnung und Zuversicht, sein Herz nur einen einzigen Wunsch hegte, nämlich an Schuldfrieds Seite leben und sterben zu dürfen.

„Laß mich eine Weile so dasitzen,“ flüsterte Tage. „Vielleicht werde ich nie mehr die friedlichen und seligen Gefühle haben, die mich jetzt beherrschen. O laß mich einige Augenblicke glauben, daß Alles sei, wie früher.“

„Nein, Tage, eine solche Einbildung darfst Du nicht nähren, Alles ist jetzt anders.“

„Wenn nur Du nicht verändert bist, so bin ich zufrieden.“

„Ich bin nicht verändert, Tage; aber ich verstehe heute die Gefühle, die mein Inneres beherrschen, das that ich früher nicht.“

„O, sage mir, daß Du mich eben so lieb hast, wie früher.“ Tage blickte sie an und fuhr leidenschaftlich fort: „Die Zärtlichkeit, die Du einst gegen mich hegtest, hat nicht erlöschen können, sie muß in Deinem Herzen noch wohnen, wie in dem meinigen. Ach, Schuldfried, ich habe ja schon als Knabe keinen andern Menschen geliebt als Dich. Du allein hast meine ganze Seele beherrscht. Für den Jüngling warst Du der schönste und lieblichste seiner Träume; für den Mann das einzige Ziel seiner Sehnsucht, die Quelle seiner bösen und seiner guten Gedanken.“

„Tage, Du mußt ruhig sein und mich anhören,“ sagte Schuldfried. „Du mußt mich mit vollkommener Besinnung und mit Verstand anhören. Kannst Du das nicht, lieber Tage, so laß uns die Erklärung verschieben, bis Du ruhiger geworden bist.“

„Ich werde Dich anhören,“ sagte Tage mit gedämpfter Stimme und ließ ihre Hände los.

„Monsieur Aberney,“ meldete Anaise.

„Bitte ihn einzutreten,“ antwortete Schuldfried.

„Papa!“ rief Tage, indem er aufsprang; „warum

Digitized by Google

muß er gerade in diesem Augenblick kommen! Er preßte mit krampfhafter Heftigkeit seine Hände zusammen. Schuldfried sah ihren besinnungslosen Vater verwundert an.

Der Professor trat ein.

„Ah, Du hier, lieber Tage?“ sagte er und nickte dem Sohne zu.

„Tage und ich waren in einem ernsten Gespräch begriffen,“ sagte Schuldfried und reichte dem Professor die Hand. „Du kommst wie vom Himmel gesandt, um eine Erklärung anzuhören, die ich zu machen habe und dann über mich zu urtheilen.“

„Schuldfried, was willst Du thun?“ fiel Tage ein.

„Ich will Deinen Vater und meinen besten Freund zum Richter zwischen Dir und mir machen. Er war in jüngeren Jahren der Vertraute Deiner Gefühle; er ist es sicher auch jetzt, mag er also auch mit all der Schwachheit bekannt werden, die meinem Herzen anklebt. Onkel, Du und ich wissen, wozu eine Ehe ohne gegenseitige Liebe führen kann. Du wirst mir wünschen, daß eines von uns beiden, Tage oder ich, eine solche Verbindung eingehe.“

„Nein, möge Gott Euch bewahren!“ sagte der Professor.

„Nun wohl, als Du und meine Mutter vor sechs Jahren wünschten, daß Tage und ich ein Paar werden sollten, da glaubtet Ihr unser beiderseitiges Glück dadurch zu fördern. Ihr glaubtet, daß mein Herz Tage angehöre. War es nicht so?“

„Deine Mutter glaubte und ich hoffte es.“

„Ich meinerseits,“ fuhr Schuldfried fort, „war damals mit der Welt des Herzens viel zu unbekannt, um meine eigenen Gefühle recht beurtheilen zu können. Damals versprach ich mit der Zeit Tages Braut zu werden; aber kaum war das Versprechen gegeben, als ich es auch schon bereute; ich entdeckte, daß ...“

Schuldfried hielt inne. Sie lehnte ihr glühendes Gesicht an Aberneys Schulter, ihre Brust hob sich unruhig. Es entstand eine kurze Pause, während welcher das Blut wie Feuer in Tages Adern brannte.

„Was entdecktest Du?“ fragte endlich der Professor.

„Daß ich Tage nicht liebte; ich liebte einen Andern. Ich liebte ihn auch in den Augenblicken, wo ich ihn verachten zu müssen glaubte. Er hatte mein ganzes Herz festgenommen.“ — Schuldfried drückte die Hände gegen ihre Brust. — „Und gleichwohl riß ich weg und floh von ihm und von euch. Man hatte die Dinge weggerissen, die längst vergangene Ereignisse enthüllte. Beim Anblick dessen, was sie verbarg, entfloh ich, bebend vor den Folgen dieser Vergangenheit. — Jahre kamen und vergingen, aber weder Zeit noch Entfernung vermochten sein Bild zu bleichen. Ich liebte ihn mit jedem Jahre mehr. Die ruhige Prüfung seiner Handlungen, Alles lehre mich den Mann immer höher achten, den ich verachten zu müssen geglaubt hatte. Nachdem ich die traurige Ehestandsgeschichte erfahren, die das Leben so vieler Menschen verdüstert, und so viel Böses, so viel bittere Leiden verursacht hatte, hat ich bei Gott ein heiliges Gelübde, mein Schicksal niemals mit einem Andern als mit Demjenigen zu vereinigen, den mein Herz liebte.“

„Du bist gleichwohl jetzt Wittwe. Liebst Du den Mann, dessen Namen Du führst?“ fiel Tage mit Bitterkeit ein.

„Er war mein Wohlthäter, ich verpflegte ihn in kranken Tagen und erhielt dafür seinen Namen und den Titel seiner Frau,“ antwortete Schuldfried ernst.

Sie schlang ihren Arm um Aberneys Hals und fuhr fort: „Jetzt, Onkel, gerade ehe Du kamst, sagte Tage zu mir, daß er mich noch liebe, daß er die Erfüllung meines einst von mir gegebenen Versprechens von mir verlange. Er fordere dieß im Namen seines Glückes und meiner Ehre.“

„Was antwortetest Du?“ fragte der Professor.

„Ich hatte ihm noch keine Antwort gegeben, als Du kamst. Was ich jetzt euch Beiden mittheilt, bildet meine Antwort. — Ich liebe Tage nicht, mein Herz hat dem Freunde meiner Kindheit nur eine schwesterliche Ergebenheit zu schenken. Verzeih mir das, Tage,“ fuhr sie hinzu und reichte ihm die Hand.

„Soll ich Dir verzeihen, daß Du mich in einen Abgrund ohne Zukunft, ohne Hoffnung, ohne Ziel für meine Gegenwart verwandelt hast? O Schuldfried, möge der Höchste Dich nicht bestrafen! Du hast mich schrecklich betrogen.“

Tage stürzte aus dem Zimmer. Schuldfried sprang auf, um ihm nachzueilen, aber Aberney hielt sie auf mit den Worten:

„Bleib! Der Schmerz macht ihn ungerecht und vermindert sein Gemüth. Morgen wird er ein Benehmen und seine eigene Stellung mit mehr Ruhe und Besonnenheit beurtheilen.“

„Onkel, kann ich anders handeln?“

„Nein, mein Kind, das kannst Du nicht. Nur gegenseitige Liebe erbaut häusliches Glück. Wo sie nicht zu finden ist, da hofft man vergebens auf Freude. Besser also, Tage liebt jetzt unter seinen vernichteten Hoffnungen; er wird sich einst darüber trösten. Es gibt keinen Ersatz für ein Leben ohne Liebe, an der Seite einer Gattin hingeschleppt, welche nicht liebt.“

• • •

Als Tage verzweiflungsvoll von Schuldfried hinwegstürzte, ging er zu Valaine. Es war eine halbe Stunde, nachdem Lothar sie verlassen hatte. Bei Tages Eintritt hatte die Gräfin ihr Gesicht mit einem sanften wehmüthigen Ausdruck begleitet, aber dieser verschwand augenblicklich, als sie ihn zu sehen bekam.

„Was in Gottes Namen ist geschehen?“ rief Natalie mit unverstellter Bestürzung. Eine Ahnung sagte

Digitized by Google

ihr, daß es Etwas sei, was auch auf sie einen weniger behaglichen Eindruck machen würde.

„Sie hat mich verstoßen!“ rief Tage. „Sie hat erklärt, daß — — — daß — — — sie mich nicht liebe, daß sie einen Andern liebe.“

Tage vergaß die Gesetze der Höflichkeit und warf sich ohne Weiteres in einen Stuhl, die Hände vor sein Gesicht haltend. Bei seinen Worten wechselte Natalie die Farbe, behielt jedoch eine vollkommene Herrschaft über sich selbst.

„Was sagen Sie, Lieutenant Aberney? Hat Frida Sie verstoßen? Sie die Ihnen gestern ihre Liebe, bewies, wie Sie mir schrieben, und die heute vor der Welt die Ihrige werden sollte?“

„Ach ja, das glaubte ich.“

„Sie glaubten es; Sie waren also Ihrer Sache nicht gewiß?“

„Doch, vollkommen.“

„Sagte sie Ihnen gestern, daß ihr Herz Ihnen gehöre, und hat sie heute diese Erklärung zurückgenommen?“

Tage erzählte, was vorgefallen war. Er weinte wie ein Kind, indem er wiederholte, daß er sie verloren habe, die er nie aufhören könne zu lieben. Mit gedankenvoller Miene hörte Natalie ihn an. Sie vergaß, wie jämmerlich es war, einen Mann, wie ein schwaches Kind über seine eigenen Leiden weinen zu sehen. Endlich unterbrach sie ihn mit den Worten:

„Wer ist denn Derjenige, den Frida liebt?“

„Das ist dieser verabscheute, dieser erbärmliche und verhaßte Canis!“

„Ich wußte es,“ dachte Natalie und preßte ihre Lippen zusammen; zu Tage sagte sie mit einem freundlichen Blick und einem aufmunternden Lächeln: „Noch ist nicht Alles verloren; ich habe Ihnen meinen Beistand versprochen. Sie können darauf rechnen.“

Sie sprach Worte des Trostes zu Tage, der sie mit einem Strahl von Hoffnung anhörte, während er die schönen Hände der Gräfin küßte und sich unglücklich geberdete.

Natalie ersuchte ihn auf folgenden Tag wieder zu kommen, wo sie ihm mittheilen würde, welche Resultate ihre Bemühungen für sein Glück zu arbeiten gehabt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

München, wird demnächst wieder um ein neues größeres literarische Unternehmen reicher werden. Die bisher nur in einem sehr engen Kreise bekannte Zeitschrift für die Jugend „Der Jugendfreund“, herausgegeben von dem dortigen Lehrer Fürg, ist nun in den Verlag von Braun und Schneider übergegangen. Diese so ungemein thätige Firma beabsichtigt den engen Rahmen, innerhalb dessen das Blatt sich bisher bewegte, bedeutend zu vergrößern, und Geschichte und Sage, Länder- und Völkerkunde u. s. w. hereinzuziehen. Die trefflichen Illustrationen, welche aus dem berühmten Atelier der HH. Braun und Schneider hervorgehen, werden den Reiz der Lektüre erhöhen, und es ist kein Zweifel, daß der „Jugendfreund“ bald einen großen Leserkreis haben wird, der nicht allein dem jugendlichen Alter angehören dürfte.

[Rückert an die Wiener Studenten.] Die Burschenschaft „Olympia“ zu Wien hat dem greisen Dichter Friedrich Rückert aus Veranlassung seines 76. Geburtstages eine Adresse übersendet, darauf gelangte als Antwort ein eigenhändig geschriebenes Sonnet des Dichters folgenden Inhalts an die Burschenschaft:

In Wien der Jugend Heil! die meinem Alter
Heut den Verjüngungsbecher zugetrunken,
Zum Zeugniß, daß ihr nicht die Luft entsunken,
Zu lauschen ernstem, vaterländ'schem Walter.

Wie auch der ewigen Geschicke Walter
Der Zukunft walt', ich trau' auf solche Funken,
Daß er ob Allem, was in Stand gesunken,
Wird bleiben um des Deutschstamms Erhalter.

Magyaren, Slaven werden ihr mit nichten,
Ihr werdet Deutsche bleiben, ihr da drinnen
So wie hier außen wir im alten Reiche;

Das ist nicht mehr als altes aufzurichten.
Doch als ein neues, mit noch jüngern Zinnen,
Wie ich hier reklam' an Fuß des deutschen Eiche.

Neustift, den 22. Mai 1863.

Mit herzhaftem Gruß und Handschlag, tief gerührt von Ihrer innigen Ansprache
Friedrich Rückert.

Mannigfaltigkeiten.

In Mannheim sollte am 14. d. Mts. die Oper „Lorle“, Text von Geibel, Musik von Max Bruch aus Köln, zum Erstenmal in Scene gehen. Das Hoftheater-Komité hat eine bedeutende Summe auf die Ausstattung verwandt und die Proben sind von Herrn Kapellmeister Lachner sehr sorgfältig gehalten worden.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bassandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 143 Mittwoch, 17. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Am Abend desselben Tags war ein großes Fest am blauen Thor, das die Offiziere der Flotte einigen Mitgliedern der britischen Marine zum Besten gaben. Daß sowohl Tage als Lothar dabei waren, versteht sich von selbst. Man trank aus Herzensgrund, und die Stimmung war eine höchst aufgeräumte. Das Gespräch fiel natürlich auf Frauenzimmer. Von den Damen im Allgemeinen kam man auf einige insbesondere zu sprechen, und da mußten auch die beliebtesten Bühnenkünstlerinnen sich einer Kritik unterwerfen, die je nach der verschiedenen Auffassung bald tadelnd, bald lobend ausfiel.

„Sie hörten wohl Madame Dorbino, als sie in London war?“ fragte einer der schwedischen Offiziere die britischen.

„Ja, bei ihrem letzten Besuche in London hatte ich das Glück,“ antwortete einer. „Sie besitzt eine wunderbar hinreißende Stimme und dabei eine seltene Schönheit.“

„Und ist bei alledem uneinnehmbar, wie eine wohlverschanzte Festung,“ fiel ein anderer ein.

„Wirklich? Das Gerücht will gleichwohl das Gegentheil behaupten,“ meinte einer der Lieutenants.

„Goddam! Was kann das Gerücht von Mistreß Dorbino anders sagen, als daß sie ein ausgezeichnetes Talent ist?“

Die schwedischen Offiziere ließen sich von dem bestimmten Ton des Engländers nicht abspeisen, sondern einer von ihnen rückte mit einer höchst interessanten Geschichte von Madame Dorbino heraus. Es war ein Absud derjenigen, womit Frau ** die Theaterkünstler traktirt hatte, nur in bedeutend verbesserter und vermehrter Auflage. Ein englischer Lord spielte darin die Hauptrolle. Dieß gab den Jüngeren und Leichtsinnigeren in der Gesellschaft Veranlassung, mit einigen pikanten Anspielungen darauf einzufallen, daß, da die schöne Sängerin sich gegen die Engländer schwach gezeigt habe, es in der Ordnung wäre, wenn diese jetzt ihre Parthei ergriffen. Zwei Mitglieder beobachteten während der skandalösen Erzählung ein gänzliches Stillschweigen, nämlich Lothar und Tage. Ersterer stand an einer Stuhllehne dem Erzähler gerade gegenüber und betrachtete ihn scharf; letzterer hatte sich in eine Sophaecke geworfen, als wünschte er sich aller Einmischung in den Gegenstand zu entziehen. Als das skandalöse Mährchen zu Ende war, sagte Lothar mit seiner wunderbar klaren und wohllautenden Stimme:

„Wir sind hier ungefähr dreißig Schweden und zwei Engländer. Von meinen dreißig Landsleuten, welche auch die Landsleute von Madame Dorbino sind, hat nicht ein Einziger seine Stimme zu ihrer Vertheidigung erhoben, sondern dieß haben die beiden Fremdlinge übernommen. Meine Herren, erblicken Sie darin nicht einen Schimpf für die Schweden, besonders da die Dame, deren Ehre so unverschämt angegriffen worden ist, einen Vetter unter uns besitzt?“

Die schwedischen Offiziere sahen einander etwas verblüfft an.

„Lieutenant Aberney,“ fuhr Lothar fort, „treten Sie als Vetter von Madame Dorbino vor und vertheidigen Sie sie, sonst könnten Sie mich zwingen, es zu thun und Ihnen die Erfüllung einer theuern und heiligen Pflicht zu rauben.“

Auf diese Worte folgte eine grabähnliche Stille. Tage rührte sich nicht vom Fleck.

„Ei wie, mein Herr,“ rief Lothar mit flammenden Augen, „muß ich Sie nochmals ermahnen, die Forderung der Ehre zu erfüllen! Hörten Sie nicht, daß es der Ruf einer achtungswerthen Dame ist, womit man leichtsinnig zu spielen gewagt hat?“ Er trat einen Schritt gegen Tage vor.

Dieser erhob sich gänzlich beherrscht von den Dämonen in seinem Innern. Er sah Lothar mit eiskaltem Hohne an und sagte:

„Sie täuschen sich, Lieutenant Canitz, ich bin mit Madame Dorbino nicht verwandt, wenigstens werde ich in Zukunft eine solche Verwandtschaft nie anerkennen. Ich kann und will eine Person nicht vertheidigen, deren Schicksale und Abenteuer ich kenne, und an deren Ehre sich so viele Flecken vorfinden.“

Lothar hatte einmal zu Tage gesagt: Geschehe, was da wolle, so werde ich mich nie an Ihrer Person vergreifen, und gleichwohl versetzte er Tage jetzt einen schimpflichen Schlag ins Gesicht. Der Schall davon bildete den Punkt des ausgesprochenen Satzes. Auf

Digitized by Google

diese, man konnte wohl sagen, bewußtlose Handlung, folgte ein wahrer Tumult. Die Engländer traten auf Lothars, die Berleumder Madame Dorbinos auf Tages Seite. Lothars Handlung erheischte Genugthuung. Bei den Worten Waffen, Genugthuung u. dgl. erwachte Lothar wie aus einem Traum. Was hatte er gethan? Einen Vorsatz gebrochen, ein Duell hervorgerufen, und zwar obschon er einmal erklärt hatte, daß er sich nie dazu bestimmen lassen würde. Er hatte sich vergangen, einen Kameraden tödtlich beleidigt, und dieser Kamerad war Tage. Er hatte diese Fremden zu Zeugen eines solchen Auftrittes zwischen zwei schwedischen Offizieren gemacht. Gerne hätte er ein Jahr seines Lebens dafür gegeben, um den unbesonnenen Schlag zurücknehmen zu können. Dabei hatte er Schuldfrieds Ehre schlecht vertheidigt, indem er Veranlassung zu einem solchen Skandal gab, der unwillkürlich auf die eine oder andere Art bekannt werden mußte. Es war lange her, seit Lothar eine Uebereilung zu bereuen gehabt hatte. Er sah jedoch sogleich ein, daß er für den Augenblick nichts zur Versöhnung des Geschehenen thun konnte, und er sagte daher mit vollkommen wiedergewonnener Ruhe zu den Engländern:

„Für diesen unangenehmen Auftritt, dessen Zeugen Sie geworden, muß ich mir Ihre Nachsicht erbitten. Es galt die Ehre einer achtungswürdigen Dame, das ist meine einzige Entschuldigung. Da nur die Waffen unsern Zwist beilegen können, so habe ich gleichwohl eine Aufforderung an alle unsere Kameraden, nämlich, daß das Geschehene unter der hier versammelten Gesellschaft bleibe."

„Unser Ehrenwort darauf!" lautete die Antwort.

Lothar verbeugte sich vor der Gesellschaft und erklärte nur noch, daß er und Aberney als die Friedensstörer sich zu entfernen hätten, um den Andern ihre Freude nicht länger zu verderben.

* * *

Als Lothar sich von der Gesellschaft getrennt hatte, schritt er langsam über die Ebene hin und ließ sich nach dem Holm hinüberrudern. Sein Gemüth war düster; er dachte mit bitterem Schmerz daran, daß er sich der Uebertretung eines Vorsatzes schuldig gemacht hatte. Wenn er sich mit Tage duellirte, brach er ein Gelübde, und gleichwohl blieb ihm kein anderer Ausweg.

Er trat in seine Wohnung und in den kleinen Salon, der das erste Gemach bildete. Auf dem Tisch lag ein Brief; beim ersten Blick darauf veränderte sich seine Miene. Der Umschlag wurde mit wilder Hast weggerissen und er las:

„Die morgigen Zeitungen werden die Nachricht bringen, daß Madame Dorbino für immer die Bühne verläßt, daß die beliebte Sängerin nie mehr auftreten wird.

„Schuldfried bringt Lothar also ihren Künstlerruf zum Opfer; und sie glaubt, daß jetzt die rechte Stunde zu der Besprechung gekommen ist, die in Neapel nicht stattfinden konnte. Morgen Früh wird Lothar erwartet von

Schuldfried."

Was dachte, was empfand Lothar, als er dieß las? Ihr, die ihr liebet, ihr wißt es allein.

Während all diese merkwürdigen Ereignissen sich zutrugen, legte Laute Sara mit großer Sorgfalt die Winterkleider Tages und des Professors zurecht.

Sie hatte so eben die Leinwand zusammengenäht, in welche sie die Winterkleider gepackt, und summte vor sich hin:

„Komm, schöner Mai und blicke u. s. w." als es klingelte. Im Augenblick darauf wurde die Saalthüre aufgerissen, und Tage kam mit dem Hut auf dem Kopf ganz verstört herein.

„Ist Papa daheim?" fragte er ohne zu grüßen.

„Nein, das ist er nicht; aber um Gotteswillen, was hast Du denn?" rief Sara, indem sie Nadel und Fingerhut fallen ließ.

Tage warf sich auf das Sopha, schleuderte seinen Hut weit von sich, fuhr mit den Händen durch sein Haar und rief:

„Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Erde; ich besitze nicht ein einziges Wesen, das an meinem Schmerz, an meinem Unglück, an meiner Verzweiflung theilnimmt." Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Herr, mein Gott, wie sündhaft Du sprichst!" sagte Sara, ging auf Tage zu, legte ihre kleine Hand auf sein gesenktes Haupt und sägte zärtlich bei:

„Mein, lieber, lieber Junge, Du besitzest ja immer mein Herz, das so schwach gegen Dich ist, daß es Dich mehr liebt, als Deinen Vater; überdieß hast Du ja auch seine Ergebenheit, und er hat sich in allen Fällen so zärtlich und gütig gezeigt."

„Sprich nicht von Papa; wenn es sich um mich und Schuldfried handelt, steht sie seinem Herzen immer näher als ich."

„Aber von mir kannst Du nicht sagen, daß ich Jemand Dir vorziehe," flüsterte Sara kosend.

Wenn der Mensch recht betrübt, recht tief vom Kummer, Verdruß oder Schmerz niedergedrückt ist, da hört er gern auf die Stimme, welche die Sprache der Zärtlichkeit spricht, selbst wenn er sonst nicht sonderlich viel darnach fragt.

In diesem Augenblick, wo so viele bittere Gefühle seine Seele aufregten, empfand auch Tage ein unwiderstehliches Bedürfniß, einen theilnehmendem Herzen, von dem er zum Voraus wußte, daß es ihm alle tadelnden Bemerkungen erlassen würde, seine Leiden klagen und seinen Kummer ausgießen zu dürfen. Wir wollen inzwischen weder seine Klagen noch seine Wehrufe anhören; wir begnügen uns damit, die Resultate davon zu erfahren.

* * *

Digitized by Google

Die Thurmwächter in Stockholms Kirchen tuteten zehn; die Nachtpatrouille hatte ihre schläfrigen Wanderungen im Quartier begonnen, als die Hausthüre des Professors Aberney sich öffnete, und eine kleine Frauengestalt auf die Straße trat, worauf sie an dem schönen Frühlingsabend von dem Blasholm weg und über die Neubrücke auf ein einzeln stehendes Haus zuschritt, das irgendwo hinter dem Hopfenhof stand. Die Thüre war geschlossen, die Gestalt klopfte dreimal. Nach einigen Minuten öffnete sich ein Fenster und eine weibliche Stimme fragte:

„Wer ist drunten?“

„Sara!“ lautete die Antwort. Das Fenster wurde geschlossen und in der nächsten Minute trat Sara ins Haus. Nur eine halbe Stunde verweilte sie da, darauf kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Etwas später ging ein hochgewachsenes Frauenzimmer aus dem einsamen Hause. Sie nahm denselben Weg wie Sara, nur mit dem Unterschied, daß sie ihre Wanderung bis auf den Holm fortsetzte und erst bei einem der Eingänge des Wohnhauses stehen blieb, in dem sie bald darauf verschwand.

In einem kleinen Kabinet vor dem kleinen Salon saß Lothar und schrieb. Die Thüre des erstgenannten Zimmers ging auf, ohne daß er es beachtete. Leise Tritte wurden gehört. Sie näherten sich dem Kabinet, entgingen aber gleichfalls Lothars Aufmerksamkeit. Auf der Schwelle blieb die hochgewachsene Dame stehen und ließ ihren Blick unbeweglich auf dem gebeugten Haupte des jungen Mannes ruhen. Seine Stirne war bleich, seine Brust arbeitete unruhig. Man bemerkte leicht, daß seine Gedanken von keiner ruhigen Art waren.

„Lothar!“ flüsterte eine Stimme so mild und doch so ernst, als wollte sie zu gleicher Zeit Zärtlichkeit und Vorwurf ausdrücken. Lothar fuhr zusammen und schaute auf. Beim Anblick der Dame erhob er sich und murmelte mit Schmerz:

„Ah! ich wußte, daß Du kommen würdest.“

Die Dame trat vor, reichte ihm ihre beiden Hände und stammelte:

„Du wußtest es, und woher?“

Lothar ergriff ihre Hände, preßte sie mit einem Ausdruck von beinahe religiöser Verehrung an seine Lippen und sagte:

„Wenn Du auftrittst, dann habe ich mich irgend einer unbedachten oder ungerechten Handlung schuldig gemacht. O Mutter! Glaubtest Du wirklich, mich vor meiner übereilten Gemüthsart warnen zu müssen?“ Wehmüthig ruhte sein Blick auf den Zügen der Mutter. Sie drückte seinen Kopf an ihr Herz und flüsterte:

„Mein Sohn, ich bin stolz auf Dich gewesen — ich danke Dir.“

„Aber Du wolltest den Sohn nicht öfter mit Deinem Anblick erfreuen als . . .“ Wiederum sah Lothar mit einem betrübten, vorwurfsvollen Blick die Mutter an.

„Höre mich.“ Die Dame setzte sich auf ein Sopha und zog ihn neben sich hin. „Ich bin nicht gekommen um Rechenschaft von Dir zu fordern; ich bin gekommen, um Dich zu fragen: Wie gedenkst Du, in Bezug auf den Streit zu handeln, der heute zwischen Dir und einem Deiner Kameraden stattgefunden hat?“

„Du willst wissen, wie ich handeln werde? Er darf nur das Leben nehmen,“ antwortete Lothar düster. „Ich kann Dir kein größeres Opfer bringen, als wenn ich mich in diesem Augenblick, wo das Glück mir zum Erstenmale lächelt, schutzlos einem wüthenden Feind entgegenstelle.“

„Es wäre besser gewesen, Du hättest ihn nicht bis zu diesem äußersten Schritt getrieben,“ fiel die Dame beinahe kalt ein. „Doch ich bin nicht mehr Deine Richterin, darum wünsche ich bloß, daß Du mir den Vorfall erzählst, damit ich einen klaren Begriff davon erhalte.“

Mit ruhiger Stimme erzählte Lothar das ganze Ereigniß. Er sah fest in die Augen der Mutter, als wollte er sie in seiner Seele lesen lassen. Ihre Züge verdüsterten und betrübten sich. Als er aufhörte, saß sie lange schweigend da, wie von einer innern Bewegung überwältigt. Endlich sagte sie:

„Du darfst die Forderung nicht annehmen.“

„Verlange nicht das Unmögliche; bedenke, daß ein Schatten auf meine Ehre fällt, wenn ich mich weigere.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein aufopfernder Onkel.] Zwei junge Männer in Wien, gleich an Stand und geringem Vermögen, an Jugend, Bildung und angenehmer Erscheinung, haben zu all' dieser Gleichheit noch die, daß sie sogar einen gemeinsamen Onkel besitzen, der reich und unverheirathet ist und von dem Jeder von ihnen einstmals eine Erbschaft erhofft. Das Schicksal ließ sich jedoch mit dieser vielfachen Identität noch nicht genügen, es bewirkte auch, daß die beiden jungen Männer sich in ein und dasselbe Mädchen verliebten. Eine solche Begegnung und Uebereinstimmung der Gefühle ist jedoch, wie die Erfahrung lehrt, stets das sicherste Mittel zur Zwietracht. Se entspann sich denn auch eine Bitterkeit und Eifersucht zwischen den beiden Vettern, welche ihrer ganzen Familie gerechten Grund zu Bekümmerniß und Sorge gab. Im Augenblick, da der Haß am heftigsten entbrannt war und bereits der Verdacht entstand, die Nebenbuhler hätten es auf ein Duell abgesehen, wurden sie von ihrem reichen Onkel zu einem Junggesellen-Souper eingeladen. Sie hatten Rücksichten für ihn zu beobachten und konnten daher nicht vermeiden, bei ihm miteinander zusammenzutreffen. Das Souper, wobei

Digitized by Google

keine anderen Gäste außer den beiden Neffen zugegen waren, verlief einsylbig, trotz aller Genüsse, welche es bot. Erst als der Tisch nur noch mit einer Cigarrenkiste und mehreren Flaschen besetzt war, brachte der Oheim das steckende Gespräch in Fluß, indem er sich von demselben seiner Neffen, welcher ihm der Sanftere und Vernünftigere zu sein schien, die Liebesgeschichte erzählen ließ. Bisher kannte er nicht einmal mit Bestimmtheit den Namen und die Verhältnisse der Auserwählten; da er aber nun Alles erfahren hatte, ließ er das folgende Wort der Weisheit vernehmen: „Wie ich sehe, hat der nutzlose Streit zwischen Euch nicht einmal die Gewißheit zur Basis, welcher von Euch der Begünstigte ist. Keiner hat sich dem Mädchen erklärt. Im Grunde war das wohlgethan. Denn der Schönen wäre es sicherlich schwer geworden, sich mit Bestimmtheit auszusprechen, wenn sie dabei fürchten mußte, mit dem Glück, das sie dem Einen gibt, dem Andern eine tödtliche Wunde zu schlagen. Ihr braucht also einen Vermittler, dem sie sich unbefangen anvertrauen kann. Darum wäre mein Rath, Ihr schließt Euch der bewußten Reise nach dem Orient an, da sammelt Ihr einige Erfahrung und innere Ruhe., seht die Welt mit anderen Augen an, lernt Euch miteinander vertragen — und wenn Ihr zurückkehrt, also in drei Wochen, habe ich indessen erforscht, wer von Euch glücklich sein soll. Der Andere wird mittlerweile so viel Fassung in sich vorbereitet haben, seinen Korb zu ertragen. Eure Abwesenheit ist aber auch dazu gut, das Mädchen unbefangener und ohne Verlegenheit entscheiden zu lassen." Und so geschah es. Die jungen Männer schlossen sich der Vergnügungsreise nach dem Orient an und legten ihre Herzensangelegenheit in die Hände des weisen Onkels. Wir wissen nicht, wie sie sich unterwegs vertragen haben mögen, kaum waren sie aber wieder heimgekehrt, als sie mit aller Gluth liebender Ungeduld nach der Entscheidung ihres Schicksals forschten. Der gemeinsame Onkel war bereits auf's Land gezogen und die Geliebte — es stand in den Sternen geschrieben, daß ihnen auch diese gemeinsam angehören sollte — die Geliebte war indessen ihre gemeinsame Tante geworden. Sie verlebte mit dem Onkel bereits den Honigmond auf einem jener reizenden Landsitze, die sich Anfangs Mai so gut dazu eignen. Der Onkel hatte bei den Versuchen, zu erforschen, welcher seiner Neffen ihr am besten gefiel, sie selbst so anziehend gefunden, daß er den Streit in der Art zu entscheiden beschloß, indem er die streitige Geliebte selbst heirathete, und zwar ehe die jungen Leute wieder zurückkehrten; und sie — nun, sie fand den reichen Oheim eben noch annehmbarer als irgend einen der armen Neffen. Diese letzteren sollen sich bald darauf völlig versöhnt haben, da der gute Onkel die Ursache des Streites entfernt hatte.

Aus Verona, 3. Juni, schreibt die „Donau-Zeitung": „Es herrscht leider kein Zweifel mehr darüber, daß eine neue und empfindliche Landplage im Anzuge ist, die ein bedeutendes Produkt des italienischen Bodens zu vernichten droht. Das Getreide ist wirklich von einer ähnlichen Krankheit ergriffen, wie die Weinrebe und der Seidenwurm. Dieselbe war zwar schon seit einer Reihe von Jahren vorhanden, blieb aber so gut wie unbemerkt, weil sie sich nur in dem von Jahr zu Jahr abnehmenden Ertrage der Ernte äußerte. Aber schon im vorigen Sommer wurde sie an verschiedenen Orten um Padua und Vicenza herum konstatirt und erfüllte die Gemüther mit banger Ahnungen. Jetzt nun hat sie nicht nur ihren Umkreis über ganz Ober-Italien erweitert, sondern sie tritt in diesem Jahre mit einem ungleich ausgeprägteren Charakter auf. Die Fruchtähren sind mit unzähligen Schmarotzern, die, wie man bestimmt versichert, vegetabilischer Natur sind, behaftet und bekommen allmählich ein schwärzliches Aussehen. Beim Zerreiben oder Dreschen zerstieben sie wie Staub. Mehrere Gutsbesitzer in hiesiger Gegend haben, in der Voraussicht einer Mißärnte, von zwei Uebeln das kleinere gewählt und ihr Getreide schon jetzt abmähen lassen.

Die Aufstellung der vier Standbilder auf der Konstanzer Rheinbrücke wurde am 3. ds. Mts. glücklich und ohne allen Unfall beendigt. Die erste dieser Statuen stellt den seligen Großherzog Leopold vor mit der Verfassungsurkunde in der Hand, die zweite den Herzog Berthold I. von Zähringen, die dritte Bischof Konrad den Heiligen, Gründer von Konstanz, die vierte Bischof Gebhard, den Gründer des ehemaligen Klosters Petershausen. Sämmtliche vier Statuen sind aus einem röthlich-gelben Sandsteine, der aus Neustadt an der Haadt herstammt, gefertigt, und haben von der Fußsohle bis zum Scheitel eine Höhe von neun Fuß.

Am 6. ds. ereignete sich im Bromberger Gehrmann'schen Sommer-Theater ein großes Unglück. In dem Singspiele „Guten Morgen, Herr Fischer" kam Fräulein Berguth einer der Proscenium-Gaslampen zu nahe, ihr Kleid fing Feuer, und da das Herren-Personal der Bühne das Weitergreifen der Flamme nicht verhinderte, so wurde Fräulein Berguth auf das Entsetzlichste verbrannt nach Hause gebracht und ärztlicher Pflege übergeben.

Redakteur: Hermann Hettschlager. — Druck und Verlag der A. Kalkan'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 144 Donnerstag, 18. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Aber dieß Duell kann und darf nicht stattfinden."

„Ich habe Dir ja versprochen, daß kein Tropfen seines Blutes das Gewissen Deines Sohnes beflecken soll. Ich werde meinen Arm nicht zur Vertheidigung erheben."

„Aber Du wirst erlauben, daß er Dir das Leben nimmt, daß er sich mit Deinem Blute besudelt und daß all diese Schuld über das Haupt Deiner Mutter kommt."

„Willst Du lieber, daß Dein Sohn von seinen Kameraden verachtet werden soll?"

„Alles Andere, nur dieses Duell nicht!"

„Mutter, ich will Dir alles opfern, nur das nicht. Ich muß ihn für den erlittenen Schimpf Rache nehmen lassen."

„Aber ich, ich sage Dir, daß Du und er einander nicht als Feinde gegenüber treten dürfet; das darf, das kann nicht geschehen."

Die Mutter lehnte sich an Lothars Ohr und flüsterte ein Paar Worte hinein. Ihre Wirkung auf den jungen Mann war augenblicklich. Er starrte sie eine Weile an, ergriff dann heftig ihre Hände und murmelte mit dumpfer Stimme:

„Das allein fehlte noch!"

Darauf erhob er sich, machte einige Gänge durch das Zimmer, setzte sich dann wieder an ihre Seite und sagte:

„Jetzt ist es Zeit, Mutter, daß Du mir Alles sagst und dann — dann —"

Die Mutter begann eine lange Erzählung, welche Lothar mit gespanntem Interesse anhörte. Es war ein trauriges Blatt, aus dem großen Buche des Lebens gerissen. Wir lassen die Nacht es verhüllen und begrüßen statt dessen den morgenden Tag.

* * *

Lothar saß bleich da und blickte düster vor sich hin. Der nächtliche Gast war verschwunden, hatte aber viel Kummer und Schmerz in seiner Seele zurückgelassen.

Das Eintreten des Bedienten mit dem Kaffee führte Lothar in die Welt zurück, worin er lebte. Er setzte sich, um einige Zeilen zu schreiben. Als er sie versiegelt hatte, befahl er, den Brief zu Madame Dorbino zu bringen. Nachdem dieß geschehen war, warf Lothar sich wieder auf das Sopha, als ob Alles, was jetzt geschehen könnte, ihm gleichgiltig wäre. Er sah auf seine Uhr und murmelte:

„In einer Stunde werden sie hier sein, um die Bedingungen festzusetzen; in einer Stunde werde ich vor meinem Kameraden in einem zweifelhaften Lichte stehen. O Mutter, Mutter, das gibt einen schweren Augenblick. Ich werde gezwungen werden, den Dienst der schwedischen Flotte zu verlassen und mich wie ein fremder Abenteurer in fremde Länder zu begeben, denn Niemand wird mit einem Menschen dienen wollen, der zuerst öffentlich einen Kameraden beschimpft hat und ihm dann Satisfaktion verweigert."

Lothars Brust wurde von einem tiefen qualvollen Seufzer gehoben.

Man hörte Tritte im Salon. Lothar fuhr zusammen. Das Blut brannte wie Feuer in seinen Adern, und gleichwohl war jetzt eine heroische Kaltblütigkeit erforderlich.

Zwei Offiziere der Flotte traten bei Lothar ein, der sich erhob und sie mit einem stummen Händedruck begrüßte. Ehe sie ein Wort hervorbringen konnten, sagte er:

„Sie kommen, um mit mir die Bedingungen für mein Duell mit Aberneh festzusetzen. Ich muß Sie jedoch bitten, ihm anheimzustellen, ob er auf keinen Vergleich eingehen will."

„Aberneh hat uns ersucht, zu sagen, daß er jede friedliche Beilegung der Sache verweigere. Er nimmt keine andere Genugthuung an, als mit den Waffen."

„In diesem Fall verlangt er Etwas, was ich nicht gewähren kann," antwortete Lothar kalt und bestimmt.

„Ich schlage mich nicht."

„Canitz, was sagst Du?" riefen die beiden Kameraden, indem sie ihn mit Blicken der Mißbilligung und Ueberraschung anfahen. „Wenn Du das Duell verweigerst, so mußt Du Deinen Grund angeben."

„Ich habe keinen andern, als daß ich beschlossen habe, mich nicht zu schlagen."

„Dieß ist kein annehmbarer Grund."

Digitized by Google

„Es ist der einzige, den ich habe."

Trotz aller weitern Gründe, die sie vorbrachten, trotz aller Vorstellungen, daß er kein Recht habe, Tage auf diesen Grund hin Genugthuung für den erlittenen Schimpf zu verweigern, blieb Lothar unerschütterlich. Die Offiziere entfernten sich, nachdem sie offen erklärt hatten, daß sie Lothars Benehmen als ein solches betrachten, das die Mißbilligung sämmtlicher Kameraden erregen müsse.

* * *

Schuldfried war an diesem Tag ungewöhnlich früh aufgestanden und hatte mit besonderer Sorgfalt ihre Toilette gemacht. Heute sollte ja er kommen. Sie lächelte ganz glücklich ihr reizendes Bild an, sie freute sich, daß sie schön war, und das Gefühl ihres Glückes machte sie noch schöner.

Die Zeit, welche Flügel hat, wenn wir glücklich sind, erscheint wie eine Kröte, wenn wir mit Ungeduld Etwas erwarten. Schuldfried gebot ihrem unruhigen Herzen Stillschweigen; sie bot alle ihre Kraft auf, um ruhig zu sein, aber es wollte nicht gelingen. Mit glühenden Wangen lauschte sie auf das geringste Geräusch. Plötzlich läutete es; das ist er. — Tritte wurden im Salon gehört, die Thürvorhänge gingen in die Höhe und — Anaise erschien mit einem Brief, den sie Schuldfried überreichte. Die Hand zitterte, die ihn empfing und erbrach. Darin standen folgende Zeilen:

„Auch heute wird Schuldfried vergebens auf Lothar warten, und morgen ist seine Ehre so befleckt, daß er der Frau, die ihm ihren Künstlerruf opfert und zu deren Füßen er sterben zu dürfen wünschte, nicht mehr unter die Augen treten kann oder darf. Ein Fluch ruht auf

Lothar."

Gegen Mittag trat Natalie unangemeldet bei Schuldfried ein. Die bezaubernde Gräfin sah bestürzt aus.

„Ich komme," rief sie, „um Dir einen höchst fatalen Vorfall zu erzählen, der gestern stattfand, und wobei Canitz einen besonders schönen Charakter an den Tag legte. Die Offiziere der Flotte gaben einigen Fremden zu Ehren ein Mahl, wobei die Rede auf ein Frauenzimmer fiel, über welches Canitz sich ganz anders äußerte als Aberney. Als der letztere seine Behauptung verfechten wollte, versetzte ihm Canitz einen schimpflichen Schlag ins Gesicht. Die Anwesenden verlangten sogleich die Entfernung des Barons aus der Gesellschaft. Heute früh hat Aberney ihm eine Herausforderung zugeschickt, die er anzunehmen verweigerte, ohne einen Grund dafür anzugeben. Dieses im höchsten Grad unritterliche Benehmen wird zur Folge haben, daß die Offiziere der Flotte nicht mehr mit einem Menschen dienen wollen, der sich auf die Forderungen der Ehre so schlecht versteht. Baron Canitz muß seinen Abschied nehmen. Schon heute Abend werden wir die skandalöse Geschichte in allen Zeitungen zu lesen bekommen."

„Hat Tage Dir Alles das gesagt?" fragte Schuldfried bleich und mit hochgehaltenem Haupte.

„Allerdings."

„Ich beklage von ganzem Herzen, daß Tage die Forderungen seiner eigenen Ehre so schief auffaßt, daß er Dinge ausbreitet, die unter Kameraden vorgefallen sind."

„Canitz besitzt keine Kameraden mehr in der schwedischen Armee," fiel Natalie stolz ein.

„Dabei hat mir die schwedische Armee verloren." Schuldfried sah auf ihre Uhr und bemerkte: „Du wirst entschuldigen, beste Natalie, aber ich muß mich ankleiden, um auszufahren."

Sie reichte der Gräfin die Hand zum Abschied, und nach einigen weiteren flüchtigen Worten zwischen ihnen eilte Natalie in ihre Wohnung hinab, um zu überlegen, ob es nicht möglich sei, einer Annäherung zwischen Schuldfried und Lothar Hindernisse in den Weg zu legen.

Schuldfried ihrerseits begab sich sogleich zu Aberney. Nach einer längeren Besprechung verließen sie beide seine Wohnung. Schuldfried begab sich nach Hause zurück und der Professor ging zu Lieutenant Steen, um von ihm als Unparteiischem den wahren Sachverhalt zu erfahren.

Auch dieser Tag nahm ein Ende. Der Abend kam mild und stille. Ein zierlicher Wagen fuhr ganz behutsam über die Holmbrücke und bis vor das Haus, wo Lothar wohnte. Dort blieb er stehen und heraus stiegen zwei Damen, wovon die Eine einen dichten Flor trug. Sie begaben sich nach der Wohnung des jungen Lieutenants. Die Unverschleierte ging voraus und öffnete die Thüre des Vorsaales, wo ein Bedienter auf seinem Stuhle schlief.

„Ist der Baron zu Hause?" fragte sie in kaum verständlichem Schwedisch.

„Ja," lautete die Antwort.

„Ist er allein?"

„Ganz allein. Wen darf ich anmelden?"

„Sie brauchen nur ein Frauenzimmer zu melden," antwortete die verschleierte Dame, indem sie ihm einen Banfschein in die Hand legte mit den Worten:

„Gehen Sie voraus, ich folge Ihnen."

Der Bediente gehorchte einer Aufforderung, die von einem so rührenden Beweis von Freigebigkeit begleitet war. Die Dame flüsterte ihrer Begleiterin Etwas zu, worauf sie durch die Arbeitsthüre verschwand. Am Kabinet angekommen, meldete der Bediente:

„Eine Dame wünscht den Herrn Baron zu sprechen."

„Laß sie hereinkommen," hörte man Lothar antworten.

Der Bediente trat auf die Seite mit den Worten: „Haben Sie die Güte einzutreten; der Herr Baron ist drinnen." Er schloß die Thüre hinter ihr.

Digitized by Google

Lothar wandte sich gegen die Eintretende, die in diesem Augenblick ihren Flor erhob. Er sprang auf und rief:

„Schuldfried!“

Zum Zweitenmal betrat Schuldfried die Wohnung Lothars. Zwischen ihrem ersten Besuch und diesem lagen sechs Jahre. Das Erstemal verstieß sie ihn; jetzt kam sie, um ihm ihr Herz zu schenken. Ob er ihre Gabe wohl annahm?

(Fortsetzung folgt.)

Eine Prophezeiung an Alexander II.

Als Kaiser Alexander im vorigen Jahre das Innere Rußlands bereiste, kam er in ein kleines Städtchen, woselbst die Juden, als die fast einzigen Bewohner des Ortes, ihm ihre Aufwartung mit dem üblichen Gepränge und der schuldigen Ehrerbietung machten. Dem Blicke des Kaisers entging nicht ein Greis, dessen weißer Bart bis an den Gürtel reichte, und dessen Brust ein militärisches Ehrenzeichen schmückte. Der Kaiser erkundigte sich näher nach diesem Mann und erfuhr, daß er Chasim Oehlblatt heiße, daß er viele Jahre Soldat gewesen und bei seinen Glaubensgenossen im Geruche der Heiligkeit stehe. Derselbe sei ein sogenannter Chasid *), der jede animalische Kost verschmähe, und seit nahezu 50 Jahren nähre er sich ausschließlich von Brod, Zwiebeln und Branntwein.

Der Mann flößte dem Kaiser Interesse ein, und derselbe äußerte den Wunsch, den Chasid näher kennen zu lernen, in Folge dessen derselbe vor den Kaiser geladen wurde.

Mit den üblichen Segenssprüchen trat der Greis vor den Zaren.

Dieser richtete an ihn die Frage, wie und wo er das ihn ehrende Zeichen an der Brust erworben.

Oehlblatt erzählte dem Zaren, daß er unter Suwaroff den Feldzug in Italien mitgemacht, wo er gegen die Franzosen in vielen Schlachten gefochten, und da er in einer derselben seinem Obersten das Leben gerettet habe, so wurde er mit der Dekoration ausgezeichnet.

— Bist Du je verwundet worden? fragte der Zar.

— Der böse Feind hat über mich keine Macht — entgegnete der fromme Mann — ich stand unzählige Male im dichtesten Schlachtengewühle und kein Haar ward mir verletzt.

— Ich höre, Du bist ein frommer Mann — erwiderte der Zar — doch Andere verehren gleichfalls Gott, und doch fallen sie als Opfer in den Schlachten.

— Sie besitzen nicht das Wundermittel, das sie vor dem Tode schützt.

— Nenne mir dieses Mittel.

— Es kann Dir nichts nützen, entgegnete der Jude; nur die Engel Gottes können Dir es nennen, und diese thun es auf Geheiß Gottes.

— Der Kaiser lächelte. Man sagt mir, Du sähest auch in die Zukunft. Werde ich lange regieren, werde ich glücklich sein, werden meine Pläne gelingen?

— Du wirst nicht so lange regieren, wie Dein Vater — antwortete der Seher — wirst aber glücklicher sterben, als er starb. Dein Vater war glücklich im Leben, der erste Schlag des Mißgeschicks brach ihm sein Herz. Du wirst im Leben viel Mißgeschick haben, doch bei Deinem Ende nicht unglücklich sein.

Abermals lächelte der Kaiser.

Der Chasid bemerkte dieß und sprach: Du hast den Juden manches Gute gethan, das wird Dir hoch angerechnet werden; doch ehe ein Jahr vergeht, wird Dein Reich einem Flammenmeere gleichen; vergebens wirst Du Dich anstrengen, dasselbe zu löschen. Du wirst den Oelbaum des Friedens anpflanzen und wirst den Schatten unter demselben finden. Drei Könige werden Dich bekämpfen, das wird Dir nicht schaden; doch daß Deine eigenen Völker Dich betrügen werden, das wird Dir viel Kummer verursachen.

Der Kaiser ward ernst und nachdenkend, als er diese Prophezeiung hörte.

— Sprachst Du die Wahrheit, fragte er den Chasid, so gib mir einen Beweis dafür.

Der Mensch soll nicht Gott versuchen, sagte der Chasid; — doch damit Du wissest, daß ich wahr gesprochen, so erfahre: In einer Stunde wird ein Bote Dich ereilen und Dir eine Mittheilung machen, daß auf einen Deiner eifrigsten Diener ein Mordversuch gemacht und daß dieser glücklich abgewendet wurde. Glaube dem nicht; der Mordversuch fand nicht statt, er ward nur ersonnen, um Dich gegen Deine Unterthanen zu erbittern.

Der Zar entließ den Greis, es war um 11 Uhr Mittags. Mit dem Glockenschlag 12 Uhr traf ein Bote ein, der die Mittheilung überbrachte, in Warschau sei ein Mordversuch auf Wielopolski's Leben gemacht worden; die Untersuchung gegen die Mörder sei im Zuge.

— Wo ist die Wahrheit! rief erstaunt der Kaiser. Man rufe mir den Chasid herbei.

Der Bote, dem dieser Auftrag wurde, kam mit der Nachricht zurück, der alte Seher sei stumm auf ewig; nach Hause zurückgekehrt, sei er, vom Schlage gerührt, plötzlich gestorben.

Man sagt, daß diese Unterredung auf Alexanders leicht bewegliches Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht habe.

*) So heißen die Polen Diejenigen, die bei den dortigen Juden im Geruche der Heiligkeit stehen.

Digitized by Google

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Der treffliche Kupferstecher Friedrich Wagner in München hat dieser Tage, wie die „Bayr. Ztg." meldet, ein sehr schönes Blatt vollendet. Es ist Albrecht Dürer's Bildniß nach dem von ihm selbst gemalten Original in der Pinakothek und ist als Seitenstück zu dem von Friedrich Wagner vor einer Reihe Jahren gestochenen Bildnisse des Nürnberger Holzschuher zu betrachten.

Mannigfaltigkeiten.

Die Wiener Turner-, Schützen- und Sängerzeitung enthält einen interessanten Bericht über ein Experiment, welches man in Krems in Niederösterreich mit den Rettungshauben der Feuerwehr angestellt hat. Diese Hauben bestehen aus unverbrennbarem Stoff, bedecken den ganzen Kopf und schließen ihn vollständig ab; zwei mit Glas geschlossene Augenöffnungen dienen zum Sehen, über Mund und Nase wird ein mit Essig besenchteter Schwamm eingeknöpft, der die einzuathmende Luft von den Rauchtheilen und kondensirbaren schädlichen Gasen sowohl reinigt als abkühlt. Zum Behuf eines öfteren Nachbefeuchtens des Schwamms hat der Mann, welcher sich mit einer solchen Rettungshaube in einen von Rauch erfüllten Raum begibt, eine mit Essig gefüllte Flasche umzuhängen. Durch ein an der Haube angebrachtes Pfeifchen ist er im Stande, Signale zu geben. Um nun eine Probe mit dieser Ausrüstung zu machen, wurde von der Feuerwehr in Krems in einem Vorkeller, dessen Oeffnungen bis auf die gut schließende Thür vermauert waren, ein tüchtiges Feuer angeschürt, dann mit rauchgebenden Materialien überschüttet und mit Theer begossen. Als auf diese Weise eine Räucherstube improvisirt war, aus der sich selbst Beelzebub nichts hätte holen mögen, und selbst außerhalb des Kellers die Atmosphäre durch Rauch und Theerdampf verpestet war, begaben sich zuerst zwei Löschmeister der Feuerwehr zum Feuerheerd, wo sie mehrere Minuten verweilten. Der Reihe nach versuchten es alle anwesenden Feuerwehrmänner, von denen einer sechszehn, der andere sogar siebenzehn Minuten in dem Raum verweilte, in welchem ein nur minutenlanges Verweilen ohne Schutzapparat den Tod zur Folge gehabt hätte. Als das Feuer etwas nachgelassen und der Rauch dünner geworden war, wurde neuerdings Theer auf die Gluth gegossen und der rauchende Pudding noch mit Schwefel gezuckert. Aber auch der Schwefeldampf wurde durch die Rettungshauben unschädlich gemacht. Indessen zeigt sich doch, daß die Rettungshauben noch ihre Achillesferse hatten, insofern als die erwähnten Signalpfeifchen den Rauch eindringen ließen, sobald deren im Munde gehaltene Oeffnungen nicht fortwährend sorgfältig mit der Zunge verschlossen wurden. Man hofft, diesem Uebelstand durch eine luftdicht schließende, aber durch einen von innen kommenden Luftstrom leicht zu öffnende Klappe begegnen zu können. Wenn es gelingt, sagt der Berichterstatter der Turner-Zeitung, auch die Hitze ebenso machtlos zu machen wie den Rauch, dann steht menschlicherseits einem Vergnügungszug in die Hölle nichts mehr im Wege, als der schwer zu behebende Führermangel!

Die „Kölnische Zeitung" schreibt über die Leiden des Zeitungs-Redakteurs Folgendes: Er hat vielfältig und täglich Gelegenheit, zu beobachten, wie Jedermann verlangt, daß die Presse mit dem größten Freimuth alle möglichen menschlichen Verhältnisse bespreche, daß aber Jeder gleichzeitig Eine Ausnahme macht, nämlich sich selbst und seinen Stand. Dieser allein muß in der Profanirung aller Dinge heilig gehalten werden. Nehmen wir z. B. einen Forstmann. Er ist vielleicht Forstschriftsteller, und die Presse kann sich gar nicht kräftig genug über Staat, Regierung und Alles, was zwischen Himmel und Erde ist, aussprechen; aber alle Bäume, von der Ceder bis zum Pfop, müssen davon ausgenommen werden. Davon versteht die Presse nichts. Oder nehmen wir einen Schulmann. Alles darf besprochen werden, nur nicht eine Verordnung des Provinzial-Schul-Kollegiums oder gar ein Verbot eines Gymnasial-Direktors. Damit schreitet die Presse über ein Gebiet, das ihr verschlossen bleiben muß. Favote linguis! Eben so ruft der Professor der Tagespresse schon von Weitem zu: Nur keine Interna der Universität! Noli turbare circulos meos! Daß die Herren Militärs nicht Worte genug finden können, um ihre Entrüstung auszudrücken, daß die Presse über militärische Dinge mitspreche, ist bekannt. Und so weiter, und so weiter. Doch es hilft nichts, wir Alle müssen uns jetzt gefallen lassen, dem öffentlichen Urtheile ausgesetzt zu werden. Wer aber am meisten von Allen kritisirt und mitgenommen wird, das ist — der Redakteur einer Zeitung.

Pariser Blättern zufolge wird am 15. August die Bildsäule des Kaisers an dem Vendômeplatz mit großer Feierlichkeit durch eine andere ersetzt werden. Statt des Mannes mit dem langen Rock und dem kleinen Hütchen, wie ihn die ganze Welt kennt, wird ein Kaiserbild, in römischer Toga und die Stirn mit dem cäsarischen Lorbeer umkränzt, auf die hohe Säule gestellt werden.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 145 Freitag, 19. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

In das abgesonderte Haus hinter dem Hopfengarten wollen wir den Leser an demselben Abend einführen, wo Schuldfried sich nach dem Holm begab. In einem einfach möblirten Zimmer finden wir die Dame, die Lothar seine Mutter nennt. Sie sitzt in einem Sopha zurückgelehnt und bedeckt das Gesicht mit ihren Händen. Sie weint. Neben ihr hat Tante Sara Platz genommen.

„Ich begreife Deine Betrübniß nicht," sagte Sara; „Alles ist ja glücklich und gut gegangen, besser als ich zu hoffen wagte."

„Ach sprich nicht so," stammelte die Dame; „nur ich selbst weiß, wie unrecht ich gehandelt habe."

„Unrecht," wiederholte Sara und sah ganz verwundert drein.

„Ja." Jetzt erhob die Dame ihren Kopf und betrachtete Sara. „Aber laß uns nicht davon reden, sondern von ihm. Schuldfried könnte also sein Glück machen; ihr Verlust wird seinen Charakter zu Grunde richten."

„Ach, wenn dieser unglückselige Canitz bestimmt werden könnte . . ."

„. . . sie nicht zu lieben?" fiel die Dame mit einem betrübtem Lächeln ein. „Nein, so weit erstreckt sich keines Menschen Gewalt über ihn."

Tante Sara öffnete den Mund, um zu antworten, als ein älterer Dienstbote eintrat und in gebrochenem Schwedisch sagte:

„Ein Herr will Sie besuchen, Madame."

„Du weißt ja, daß ich keine Besuche annehme."

„Aber er sagte, wenn ich ihn nicht anmelde oder hineinlasse, so werde er sich mit Gewalt Bahn brechen."

„Dieß waren meine Worte," sprach eine klare Stimme hinter der Dienerin. Die Dame und Sara blickten hin. Letztere rief erschrocken:

„Viktor!"

Die Dame wurde todtenblaß und vermochte sich nicht zu rühren. Sie deutete nur mit einer Bewegung an, daß die Dienerin sie allein lassen solle.

* * *

In Nataliens reizender Sommerwohnung finden wir drei Personen beisammen.

„Dieß ist also Madame Dorbinos Familiengeschichte," sagte die Gräfin Natalie, die eine von den Dreien war. „Sie ist sehr düster; aber leider findet sich darin nichts, was einen Schatten auf sie selbst wirft."

„Wahr, aber Baron Canitz weiß nicht, daß Diejenige, die er liebt, die Tochter der Giftmischerin ist," fiel Doktor Wagner ein, welcher der Zweite im Bunde war. „Welchen Einfluß diese Mittheilung auf sein stolzes Gemüth haben kann, ist ungewiß."

„Aber, mein Gott, sie wird seine Gefühle nicht erschüttern können," fiel Tage ein, welcher der Dritte war. „Man vergißt Alles, wenn man liebt."

„Das ist freilich wahr; aber es gibt gewisse Familienverhältnisse, die bedeutend auf ihn einwirken könnten, im Fall er erfähre, wessen Tochter Madame Dorbino ist."

„Warum haben Sie ihm das nicht gesagt?" fragte Natalie.

„Darum weil es nicht in meinem speziellen Plane lag." —

„Sie müssen uns erklären, in welchem Fall die Nachricht, daß Harm Aberney die Mutter Schuldfrieds ist, auf Canitz einwirken könnte," sagte Tage und stützte den Kopf in seine Hand.

„Der Bruder des Generals Canitz, der Legationssekretär, heirathete nämlich Edith Ehrmann, die Schwester Harms. Diese Verbindung, die Anfangs ein Geheimniß war, verursachte, als sie bekannt wurde, eine schreckliche Bestürzung, weil der Legationssekretär mit einer reichen und hochgebornen Russin verlobt war. Die Folge war für ihn selbst und die junge Frau eine Verbannung nach Sibirien, ein Werk des Generals, welcher dadurch der einzige Besitzer von Kronbrück wurde. Dieß geschah in Lothars frühester Kindheit. Eines Tages erhielt Lothar, während er sich auf einer deutschen Universität aufhielt, einen Brief durch einen reisenden Engländer. Er kam von seinem Onkel, der ihn dem Engländer übergeben hatte, welcher Sibirien bereiste. Der Legationssekretär lag damals in den letzten Zügen. Der Britte hatte versprochen, das Schreiben auf die eine oder andere Weise dem Sohne des Generals Canitz in die Hände zu schaffen. In Petersburg erfuhr der Engländer, daß der junge Baron sich

Digitized by Google

in Heidelberg aufhielt, und begab sich dahin, um sein Versprechen gegen den Sterbenden zu erfüllen. Der Brief enthielt eine kurze Erläuterung über die Ursache der Verbannung, nebst einer innigen Bitte an Lothar, daß er die Aufhebung dieser Strafe für die Frau des Legationssekretärs auswirken möge, die, wenn der Brief in seine Hände käme, ganz sicher Wittwe wäre.

Lothar schrieb sogleich an den General und schickte ihm den Brief seines sterbenden Onkels, mit dem Bemerken, daß er, wenn sein Vater nicht unverzüglich auswirke, daß die Wittwe des Verstorbenen aus Sibirien komme, niemals nach Rußland zurückkehren, sondern sich eine Kugel durch den Kopf jagen würde. Der General, der aus vielen Gründen äußerst besorgt um das Leben seines Sohnes war, namentlich auch, weil das von seiner Frau ererbte Vermögen aus Fideikommissen bestand, die er verlor, wenn der Sohn starb, versprach mit umgehender Post die Befreiung seiner Schwägerin aus Sibirien. Dagegen forderte er seinem Sohne das Versprechen ab, sich nie und unter keinen Umständen mit der Familie seiner Schwägerin in eine Verbindung einzulassen. Lothar gelobte dieß seinem Vater. Ich besitze sogar den Brief, worin er das Versprechen abgab."

„Nun," fiel Tage ein, „kam Edith aus Sibirien?"

„Ja, sie wurde über die russische Gränze geschickt, mit der Erklärung, daß sie jedes Land außer dem Umkreis des russischen Reiches und seiner Besitzungen zum Aufenthalt wählen könne. Ein Jahr darauf soll sie in Frankreich gestorben sein."

„Hatte sie keine Kinder?" fragte Tage.

„Meines Wissens nicht," antwortete der Doktor.

Es entstand eine Pause. Die Gräfin unterbrach sie:

„Sie glauben also, daß ein Versprechen gegen einen längst verstorbenen Vater dem Baron Canitz so heilig sein werde, daß es ihn bestimmen könne, einer Verbindung zu entsagen, die sein Herz wünscht?"

„Ich glaube an nichts, Gräfin; aber ich versuche Alles, wenn ich ein Ziel erreichen will."

„Gut! Wir wollen sehen, was wir thun können," sagte die Gräfin, indem sie sich erhob.

Der Doktor nahm seinen Hut und bereitete sich zum Gehen. Die Gräfin begleitete ihn ins nächste Zimmer.

„Doktor," sagte Natalie, indem sie ihren Arm auf den Arm des Arztes legte, „ich muß dieses Weib um jeden Preis aus meinem Wege schaffen. Ach wie gründlich ich sie jetzt verabscheue!"

„Und ihn liebe," ergänzte der Doktor.

„Still und hören Sie mich an: Sie müssen mir helfen, sie aus dem Wege zu schaffen, aber so daß es aussieht, als ob sie mit dem Narren da drinnen fortgereist wäre." Natalie nickte mit dem Kopf gegen das Zimmer, wo Tage sich befand.

Der Doktor betrachtete sie eine Weile, wie wenn Natalie ihm eine Idee eingegeben hätte. Darauf antwortete er lächelnd:

„Wenn der Satan eine recht höllische Idee auf den Weg bringen will, so läßt er sie von einem Weiberhirn ausgehen. Sie haben mir den Faden zu Etwas gegeben, was uns sehr schnell zu dem gewünschten Ziele führen kann. Leben Sie wohl, ich entferne mich jetzt, um Ihnen einen Plan mitzutheilen, sobald ich ihn fertig habe."

Der Doktor ging und Natalie kehrte zu Tage zurück.

Am folgenden Morgen, unmittelbar nachdem Tage aufgestanden war, kam der Professor zu ihm. Abernetys Stirne war finster und sein Blick streng.

„Was ist zwischen Dir und Canitz vorgefallen?" fragte der Professor, indem er seinen Adoptivsohn betrachtete.

„Ein Streit, der mit einer Beleidigung von seiner Seite endete," antwortete Tage mit einem ganz unerschrockenen Blick auf den Vater.

„Um was handelte es sich?" — Abernetys Brauen waren gerunzelt.

„Um ein Frauenzimmer."

„Um welches Frauenzimmer? Ich will ihren Namen wissen."

„Ah pah! ich glaube, daß ich in meinem Alter mich nicht mehr über meine Handlungen zu verantworten brauche," sagte Tage trotzig; „ich bin kein Junge mehr."

„Aber Du benimmst Dich wie ein Lümmel."

„Papa!" rief Tage indem er sich erhob.

„Schweig und höre wohl, was ich Dir zu sagen habe. Ich kenne den Namen des Frauenzimmers, das Du nicht nennen willst." Der Professor kreuzte seine Arme und fuhr in strengem Tone fort: „Wie nennt man den Kerl, der die Ehre eines Weibes bedroht sieht, ohne seine Stimme zu ihrer Vertheidigung zu erheben? Man nennt ihn einen Mann, ohne alle Begriffe von Ritterlichkeit. Wie nennt man Denjenigen, der in einem solchen Augenblick die Bekanntschaft und Verwandtschaft mit demselben Weibe verleugnet, das er kaum zuvor zu lieben behauptet hat, während er der erste ist, der sie im Stiche läßt, wenn sie verläumdet wird? Nun, ihn nenne ich einen Mann ohne Ehre, würdig, von jedem ehrenhaften Burschen einen schimpflichen Schlag ins Gesicht zu erhalten, ohne Recht, dafür Genugthuung zu fordern." Der Professor legte seine Hand schwer auf die Schulter des Sohnes und fügte mit Nachdruck hinzu: „Ein solcher Mann bist Du."

Tage wurde todtenblaß und stand auf einmal aufrecht vor Aberney.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Uhland und die Sprengung des Parlaments.

In dem kürzlich erschienenen Buch „Ludwig Uhland" von Fr. Notter ist unter Anderem auch eine authentische, nach dem Bericht von Augenzeugen zusammengestellte Erzählung der letzten Stunde des deutschen Parlaments (am 18. Juni 1849) gegeben. Diese denkwürdige Stunde ist oft irrig geschildert worden. Wir geben hier wortgetreu, nur mit einigen Kürzungen, die Schilderungen in Notter's Buch (S. 335—343) wieder.

Um Mittag hatte sich Uhland zu einem seiner politischen Freunde begeben, der neben ihm noch in der Nationalversammlung ausharrte, dieselbe aber in den zwei letzten Tagen nicht mehr besucht hatte, und auch am jetzigen nicht mehr besuchen wollte. Er traf ihn bei Tische. „Was sollen wir thun?" war abermals die in dem kleinen Kreis fast zum halben Scherz gewordene Frage des Eintretenden. Und abermals lautete die humoristische Erwiderung des Anderen: „Uns sprengen lassen!" Uhland setzte sich mit zum Essen nieder, ohne an demselben Theil zu nehmen, und war zutraulich und gesprächig, wie der Freund ihn selten gesehen. Die Stunde der Sessiou nahte heran; plötzlich hörte man Truppen, die sich dem nicht weit entfernten Fritz'schen Reithause, dem Sitzungslokal der Versammlung, näherten. Eine solche Einschreitung hatte Uhland denn doch nicht erwartet. Er sprang auf, der Freund wollte ihn zurückhalten, er jedoch eilte mit den Worten: „Nichts! nichts! da muß ich dabei sein!" hinweg und ließ dem im damaligen Hotel Marquardt in der Königstraße befindlichen Präsidenten Löwe zu wissen thun, nach seiner Meinung sollten sich alle Abgeordneten, die gerade beisammen wären, in Einem Zug nach dem Sitzungssaal begeben, um, wenn es sein müßte, die Gewalt an sich konsumiren zu lassen. Der Präsident, anfangs nicht zu einem förmlichen Zug geneigt, begriff, wie er sich in dem hierüber verfaßten Protokoll, dem letzten des deutschen Parlamentes, ausdrückt, „doch wohl, daß die Versammlung, geführt von dem ersten deutschen Dichter, nicht besser enden könne", und der Vorschlag ward angenommen. Uhland und Albert Schott, als die zwei ältesten der eben Anwesenden, den Präsidenten Löwe in die Mitte nehmend, schritten voran, unmittelbar hinter denselben folgten die beiden an diesem Tag im Amt befindlichen Schriftführer, dann die übrigen Mitglieder, so weit sie, deren Mehrzahl im Hotel Marquardt gespeist oder doch sich eingefunden hatte, beisammen waren.

So zog man, zwischen einer dichtgedrängten Menschenmasse, durch die Langestraße dem erwähnten Reithause zu. Ueberhalb der Hohenstraße hatte sich Infanterie quer über die Langestraße herüber aufgestellt, während der entfernter, unmittelbar hinter dem Reithaus befindliche Theil der Hohenstraße mit Reiterei besetzt war. Ein Zivilkommissär mit weißer Schärpe über die Schulter erklärte, vor die Reihen des Fußvolks tretend, den Ankommenden, daß keine Sitzung gehalten werden dürfe, und zog sich dann sogleich hinter die Soldaten zurück.

Der Präsident Löwe forderte diese im Namen der deutschen Nation auf, ihm, als Vorsitzendem der Reichsversammlung, Raum zu geben. Sobald er dieß ausgesprochen, wirbelten, auf Befehl eines Offiziers, die Trommeln, jedoch nur einen Augenblick. Als es wieder stille geworden, erhob der Präsident abermals die Stimme, um der bewaffneten Macht zu erklären, daß sie sich durch diesen Widerstand gegen die Versammlung an einem mit schweren Strafen bedrohten, hochverrätherischen Angriff auf die Nation betheilige. Abermalige Trommelwirbel übertäubten seine Worte, und die Soldaten wurden zum Vorrücken befehligt, was jedoch durch diese wie von allen Zeugen einstimmig versichert wird, keineswegs auf schonungslose Weise geschah; vielmehr scheint die Bewegung nach Ansicht des Kommandirenden eher etwas zu zögernd erfolgt zu sein, denn er fragte mit lauter Stimme: „Wo bleibt die Reiterei?" Auf diese Frage rief ein Infanterieoffizier Uhlanden zu: „Stellen Sie sich hierher, zwischen uns, Herr Professor; hier sind Sie vollkommen sicher!" Uhland machte von der Aufforderung keinen Gebrauch, die Reiter aber setzten sich, auf die erwähnte, ihnen durch einen Offizier gemeldete Frage, anfangs in leichten Trab; je näher sie jedoch der Langenstraße kamen, desto gemäßiger wurde der Lauf der Rosse, und als sie bis zu den Abgeordneten gelangt, war derselbe zum völligen Schritt geworden. Die Schützen unter der Reiterei, welche als solche keine Lanzen führen und hier die Mehrzahl bildeten, hatten den Säbel gezogen, während derselbe bei den mit Lanzen versehenen selbstverständlich in der Scheide blieb.

Wie das Fußvolk schienen übrigens auch die Reiter, obwohl antreibende Stimmen erschollen, ja sogar der Ruf „Haut ein!" mehrfach gehört worden sein will, zu gewaltsamem Einschreiten durchaus nicht geneigt. Ein einziger richtete mit der Lanze eine drohende Bewegung gegen einen der ihm zunächst stehenden Abgeordneten, ohne jedoch denselben wirklich zu berühren; eben so wenig ward von irgend einem der gezogenen Säbel ernstlicher Gebrauch gemacht. Natürlich hinderte übrigens dieses Verhalten nicht, daß die Abgeordneten sich durch die vorschreitenden Pferde bald auseinander gedrängt sahen.

In diesem Augenblick müssen, falls sie wirklich ausgesprochen wurden, die oft erwähnten Worte eines Abgeordneten an die Annahenden gerichtet worden sein: „Wollt ihr den alten Uhland niederreiten?" Die Mitglieder der Nationalversammlung aber kehrten jetzt, indem sie ihre durch die Kavallerie auseinander getriebenen Reihen, so gut es gehen wollte, wieder ordneten, durch die Langestraße in das damalige Hotel Marquardt zurück, Uhland, mit dem Vorsitzenden Löwe an der Seite,

Digitized by Google

abermals voran. Schott hatte sich im Gedränge verloren und fand sich erst etwas später wieder ein. Der ganze Auftritt, dem Militär gegenüber, mochte sieben bis acht Minuten gedauert haben. Kein Parlamentsmitglied war verwundet oder sonst körperlich beschädigt, einem Mann aus dem Volke aber soll, sei's durch einen absichtlich scharfen Hieb, sei's daß der Thäter nur mit flacher Klinge treffen gewollt, ein Finger abgehauen worden sein, was zu dem Gerüchte Anlaß gegeben zu haben scheint, als seien einige Abgeordnete verletzt worden. Eben so zog die Reiterei, als sie sich nun wieder entfernte, in scharfem Trab ab, was, verbunden mit dem Umstande, daß sie, als die Annäherung gegen die Langestraße begann, sich ebenfalls schnell in Bewegung gesetzt, die Behauptung hervorgerufen haben mochte, sie sei im Trab oder gar im Galopp auf die Abgeordneten eingeritten. Denn im Nu hatten sich die übertriebensten Gerüchte durch die ganze Stadt verbreitet: Albert Schott liege mit gespaltenem Kopf auf dem Pflaster, Uhland sei niedergeritten worden u. s. w. Ein Freund, der als Bürgerwehrmann mit seiner Kompagnie in einer vom Orte der Sprengung ziemlich weit entfernten Straße aufgestellt war, erzählte dem Herausgeber, die schlimmen Botschaften seien so zahlreich und in so beunruhigender Weise bei ihnen eingetroffen, daß die Offiziere die größte Mühe gehabt, die Mannschaft an der ihr angewiesenen Stelle zurückzuhalten.

Uhland selbst hat diese Gerüchte, so weit sie seine Person betrafen, in einem wenige Tage nachher von Tübingen aus in den „Schwäbischen Merkur“ eingesandten Artikel widerlegt. Dort heißt es am Schluß:

„In dem gemeinsamen Zuge lag weder für die Versammlung selbst, noch für den öffentlichen Frieden eine Gefahr. Es war nicht zu viel verlangt, wenn man erwartete, der Zivilkommissär werde unter Hinweisung auf die aufgestellten Truppen den Durchgang verweigern und sodann den Präsidenten der Nationalversammlung seine Verwahrung entgegensetzen lassen. Damit wäre der Sache von beiden Seiten Genüge geschehen. Nicht zu erwarten war aber, daß die wiederholten Versuche des Präsidenten, seinen Protest zu erheben, übertrommelt würden, und noch weniger war durch die Umstände geboten, daß von der Seite her, und vor den Reihen des Fußvolkes die Reiterei heranzog, um, wenn auch nur im Schritt vorrückend, die unbewaffneten Volksvertreter wegzudrängen oder abzuschließen. Dadurch erst war die Gefahr hervorgerufen, daß, wenn die Entrüstung des, obwohl nicht zahlreich versammelten, Volkes sich Luft gemacht hätte, die Abgeordneten mitten in den Zusammenstoß gerathen würden. Die Gerüchte, daß ich selbst körperlich verletzt worden, sind schon anderwärts widerlegt; die einzige Verletzung, die ich davongetragen, ist das bittere Gefühl der unziemlichen Behandlung, welche dem letzten Reste der deutschen Nationalversammlung in meinem Heimathlande widerfahren.“

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Nürnberg. Der hier versammelt gewesene Ausschuß des Deutschen Sängerbundes sandte unterm 16. Mai einen telegraphischen Gruß an Friedrich Rückert. Derselbe, eben auf einer Vergnügungsreise begriffen, konnte nicht sogleich antworten, stattete jedoch später seinen Dank in folgendem Sonette ab:

O Norimberga, die in Römerzeiten
Zurückblickt, deutscheste Stadt in Deutschlands Mitte,
Du Alterthümern reich und alter Sitte,
Nachklang von unsres Reiches Herrlichkeiten!

Dein Bürger konnte gegen Ritter streiten,
Und Deine Sage spielt mit Gaillings Ritte,
In deinen Gassen klingen noch die Schritte
Der edlen Zünfte, die im Festzug schreiten.

Dir sang der Meister aller Meistersänger,
Dir bildete die Kunst, von der zur Stunde
Die Kirchen strahlen und die Brunnen rauschen;

Und stolz steht deiner Burg geweihter Zwinger
Sich neu geweiht vom Deutschen Sängerbunde,
Dem schweigend alle deutschen Gaue lauschen.

Neuseß, Ende Mai 1863.

Friedrich Rückert.

Offenbach's neue komische Oper: „Die Rheintöchter“, ist beim Hofoperntheater in Wien zur Aufführung angenommen. Der Komponist erhält 2500 Franks Einreichungsgebühr und 5% Tantieme. Im August beginnen die Proben unter Offenbach's Aufsicht, die Darstellung soll bis spätestens den 1. Dez. erfolgen. Auch Balletmeister Rota beschäftigt sich mit der Abfassung eines neuen Ballets für die Hofoperbühne.

Das Prinz-Eugen-Monument in Wien gelangt schon in diesem Monat zum Guß; Einzelnes, wie z. B. Theile der Ornamentik, ist bereits gänzlich vollendet. Im Ganzen werden zu dem Kunstwerke 300 Ztr. Metall zur Verwendung kommen, von welchen 80 Ztr. auf die Basis entfallen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 146 Samstag, 20. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Oeffne Deinen Mund nicht zur Vertheidigung oder zu stolzen Worten. Bei mir hilft das nichts; Du kannst Dich doch mit Demjenigen nicht duelliren, der Vaterstelle an Dir vertreten hat. Kleide Dich sogleich an. In einer Stunde muß Canitz die Genugthuung haben, die Du ihm schuldest."

„Ich?" rief Tage mit funkelnden Augen. „Soll ich ihm Genugthuung geben, ihm, der mich schimpflich geschlagen hat?"

„Ja, das sollst Du."

„Nie. Es gibt keine menschliche Macht, die mich dazu zwingen kann. Ich bin der Beleidigte, und er muß sich entweder mit mir schlagen oder . . ."

„Seinen Abschied nehmen? Thörichter Junge, siehst Du denn nicht, wie erbärmlich Du gehandelt hast?"

„Erbärmlich und in was? Ich habe gesagt, daß ich nicht mit Schuldfried verwandt sei, und ich habe die Wahrheit gesprochen. Um zu wissen, mit wem ich verwandt bin, mußte ich zuerst wissen, wessen Kind ich selbst bin."

„So. Ich hätte geglaubt, daß Du, nachdem ich Dich adoptirt, Dir meinen Namen und alle Sohnesrechte gegeben, nun auch meine Nichte als Deine Cousine betrachten müßtest. Aber wir wollen davon abgehen. In einer Stunde sollst Du erfahren, wessen Kind Du bist. Kleide Dich an."

Der Professor verließ das Zimmer seines Sohnes. Tage eilte seine Toilette zu vollenden. Ein eigenthümliches unruhiges Gefühl quälte ihn. Er wiederholte die Worte des Professors: „In einer Stunde sollst Du erfahren, wessen Kind Du bist."

Tage hatte sich so wenig oder so ganz und gar nicht mit der Frage beschäftigt: Wessen Kind bin ich? daß es ihm ganz wunderlich vorkam, jetzt daran zu denken. Bis zu dem Tage, wo Tante Sara ihn nach Junta kommen ließ, war er bei einer anständigen Familie in Helsingfors aufgewachsen, wo für ihn bezahlt wurde und er alle mögliche Sorgfalt genoß. Einigemale während dieser Zeit hatte ein älteres Frauenzimmer, das er bei seiner Ankunft auf Junta als Tante Sara erkannte, ihn besucht. Er hatte nie erfahren, wie sie hieß, sondern nur, daß sie eine Verwandte seiner verstorbenen Eltern sei. Man hatte ihm gesagt, diese seien in seiner zarten Kindheit verschieden. Als er mit vierzehn Jahren von Professor Aberney als Kind angenommen wurde, hielt er es für ausgemacht, daß seine Eltern mit dem Professor verwandt gewesen seien. Er machte einige Fragen, bekam aber da von Aberney die ausdrückliche Weisung, in dieser Beziehung Nichts erforschen zu wollen, sondern mit seiner gegenwärtigen Stellung zufrieden zu sein. Seine Neigung zu Schuldfried und alle damit verknüpften Interessen machten auch, daß er wenig oder gar nicht über sein Herkommen nachdachte, zumal da er es in älteren Jahren als ausgemacht annahm, daß er irgend einer Schwäche Aberneys sein Leben zu danken habe. Jetzt lenkte die Erklärung des Professors seine Gedanken ganz plötzlich auf diesen von ihm vollständig vergessenen Gegenstand. Mit seiner Bemerkung, daß er nicht wisse, wessen Kind er sei, hoffte er Aberney selbst in Verlegenheit zu bringen.

Sobald Tage angekleidet war, trat er in den Saal hinaus, wurde aber ganz überrascht, als er Aberneys Zimmer voll von Leuten fand, wie wenn eine größere Einladung stattgefunden hätte. Noch mehr verwunderte er sich, als er in diesen Gästen sämmtliche Kameraden erkannte, die dem Auftritt am blauen Thor angewohnt hatten. Er begrüßte sie mit einer Miene, als ob er fragen wollte: Warum seid ihr hier?

Sie beantworteten den Gruß mit einem ähnlichen fragenden Blick. Ganz vorn im Saal stand Lothar im Gespräch mit einem der Engländer, die ebenfalls da gewesen. Professor Aberney stand mit Lieutenant Steen in der Mitte. Als er Tage erblickte, zog er seine Uhr heraus, warf einen Blick darauf und sagte mit vernehmlicher Stimme:

„Ich habe mir die Freiheit genommen, meine Herren, Sie aus Veranlassung des Streites hieher zu bitten, der zwischen Baron Canitz und meinem Adoptivsohn stattgefunden hat." — Aberney legte ein starkes Gewicht auf das Wort Adoptivsohn.

„Die meisten Herren werden vermuthlich zugeben, daß mein Adoptivsohn den empfangenen Schlag verdient hat, wenn ich Ihnen mittheile, daß Madame Dorbino meine Nichte und die Cousine von Tage

Digitized by Google

Aberney ist. Seine Verleugnung einer Verwandtschaft mit ihr war also, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, eine höchst unedle Handlung von ihm. Daß der Baron ein Duell mit einem Manne verweigerte, der sich so unritterlich aufführte, halte ich für ganz recht, selbst wenn sich kein anderer Grund zu dieser Weigerung vorgefunden hätte."

„Herr Professor," fiel Lothar ein, „Sie sind mehr als edelmüthig, daß Sie sich zu meinem Vertheidiger machen wollen; aber ich selbst will und werde mich nicht rechtfertigen; ich wünsche es nicht einmal. Ich verlasse die schwedische Flotte und reise nach England, mit der Hoffnung, daß Lieutenant Aberney dann ohne Groll und Unmuth an einen Mann denken wird, der in diesem Augenblick die zwischen uns vorgefallenen Feindseligkeiten beklagt. Lieutenant Aberney hatte als Beleidigter das Recht, Genugthuung von mir zu erhalten. Ich habe sie verweigert und verlasse meinen Dienst . . ."

„Weil Sie sich nicht mit Ihrem Bruder duelliren wollen," fiel der Professor ein. „Mein Adoptivsohn, Tage Aberney, ist der jüngere Bruder des Barons Canitz. Sehen Sie da ein Familiengeheimniß, das nur der Baron und ich wußten."

„Sein Bruder?" murmelte man.

„Ich, sein Bruder!" rief Tage, indem er vorwärts stürzte. „Nein, das kann nicht sein."

„Wenn es nicht sein könnte, so hätte Viktor Aberney nicht vor allen hier Versammelten gesagt, daß es so sei; und nun, meine Herren, haben Sie die Lösung des Räthsels. Fordert die Ehre noch, daß Lothar Canitz seinem jüngeren Bruder einen Degen durch den Leib stoßt oder im glücklichsten Fall sich dasselbe von ihm thun läßt, so habe ich nichts weiter beizufügen."

Lothar stand an die Wand gelehnt. Er war bleich. Nach einigen Augenblicken hatten die Kameraden und Freunde ihn umringt, um ihm als Zeichen ihrer Achtung die Hände zu drücken. Nachdem man dem Professor einige verbindliche Worte gesagt, bereitete man sich zu gehen.

Lothar trat dann in den Kreis der Anwesenden und sprach:

„Als Kameraden sind wir getrennt. Mein Beschluß, die schwedische Flotte zu verlassen, steht fester als je; daß ich es mit Beibehaltung Ihrer Achtung thun kann, ist mir lieb und dafür bin ich dem Professor Aberney verpflichtet. Ich werde mich stets seines Wohlwollens wie auch der Ehre, im schwedischen Dienst gestanden zu haben, würdig machen."

* * *

In Schuldfrieds reizendem kleinem Kabinet, bei offenen Fenstern und von den Frühlingswinden umweht, finden wir am Nachmittag desselben Tages Lothar und Schuldfried. Sie hat ihre Hand in die seinige geschlossen. Mit ihrer milden, melodischen Stimme erzählte sie wie folgt:

„In den ersten zwei Tagen, nachdem ich erfahren, daß die unglückliche Harm Aberney meine Mutter war, belete ich viel. Ich fühlte mich namenlos unglücklich. Am dritten kehrte meine Mutter von ihrer Reise nach Abo zurück.

„Als sie in mein Zimmer trat und meine Blicke auf die düstern unheimlichen Züge fielen, hätte ich einen leidenschaftlichen Schmerzensruf ausstoßen mögen, so schrecklich qualvoll war der Eindruck, sie wieder zu sehen, seit ich das schauerliche Geheimniß der Vergangenheit kannte. Als sie ihre Lippen an meine Stirne drückte, schloß ich die Augen, damit nicht mein Blick die Martern verrathen sollte, die mein Herz zerfleischten.

„Sicherlich war dieß einer der bittersten und peinlichsten Augenblicke in meinem Leben. Ich durchwachte die Nacht unter Thränen, darüber, daß ich ihr Gewissen nicht rein waschen könne, und unter Gedanken an die Zukunft. Die Betäubung, worein der erste Schlag mich versetzt hatte, verschwand, und als der Morgen kam, war der Kampf ausgekämpft. Ich hatte gesiegt über die Bitterkeit in meinem Herzen, über den Schmerz selbst. Es war mir klar, daß ich jetzt handeln und meine Mutter vor allen traurigen Folgen ihres Verbrechens retten mußte.

„Als Annika herauskam, fand sie mich zu ihrer Ueberraschung wieder hergestellt, von meiner Unpäßlichkeit. Ich wünschte zu wissen, ob meine Mutter den Pacht bezahlen könne. Annika erzählte mir nun, daß der Kaufmann, bei welchem der Rest ihres kleinen Kapitals angelegt worden, wegen Schulden entflohen sei und uns zu wahren Bettlern gemacht habe. Meine Mutter hatte indeß jetzt durch Verkauf ihrer Kleinodien das Geld für den Pacht erhalten.

„Während Annika mir diese Mittheilung machte, kam Doktor Wagner. Er schien im höchsten Grad verwundert, daß er mich gesund fand, und sagte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß mein Puls ruhig sei, er wünsche unter vier Augen Einiges mit mir zu sprechen. Annika verließ uns und Doktor Wagner sagte mir nun, er habe schon lange die Absicht gehabt, mich vor dem Baron Canitz zu warnen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Maskenball in Petersburg.

Wir sind in Petersburg und der Czar aller Reußen ist noch Nikolaus I. Es ist ein strenger Winter; den Schildwachen ist bedeutet worden, daß sie, wenn sie einschlafen, mit der Knute aufgeweckt werden würden, nicht so sehr zur Strafe, als um ihnen das Leben zu

Digitized by Google

retten, denn bei einer Kälte von sechzehn Grad ist Schlaf Tod. Diese sechzehn Grad Kälte unterbrechen jedoch nicht die Freuden des Karnevals. Auch im Theater Bolskoi ist diese Nacht ein großer Maskenball. Wir haben unsere Eintrittskarte mit fünf Rubeln bezahlt, und in unsern Domino gehüllt, treten wir in den Tanzsaal, wo die Masken in buntem Gewoge sich drängen.

Eine große maskirte Gestalt, in einen weiten Domino gehüllt, theilt majestätisch die dichte Masse der Mystifizirenden und der Mystifizirten. Wenn Du einen Freund auf dem Balle hast, so kannst Du Zehn gegen Eins wetten, daß er Dich am Ellbogen stoßen und mit halb vertraulichem, halb erschrecktem Tone Dir in's Ohr flüstern wird: „Pst! das ist der Czar! Se. Majestät unterhält sich, gehen wir bei Seite." Aber hinter dem Orchester begegnest Du einer zweiten Gestalt von der Größe der ersteren, in einen gleichen Domino gehüllt und mit derselben Majestät einhergehend. Im Foyer ist ein dritter Domino, den beiden Ersten ganz ähnlich, auf einem der rothjammtenen Divans ausgestreckt. Du gehst in den großen Erfrischungssalon und siehst, wie ein großer, schwarzer Domino Nr. 4 einen gelben Domino mit Maccaroni und Champagner bewirthet, und noch weiter sieht aus einer Loge ein großer, schwarzer Domino Nr. 5 schweigend dem freudigen Treiben des Balles zu.

Nun wissen diejenigen, welche in die Mysterien des Winterpalastes eingeweiht sind, daß der Kaiser Nikolaus stets die Erfahrung gemacht hat, daß er in seinem schwarzen Domino immer an seiner hohen Gestalt erkannt wurde. Er traf daher das Auskunftsmittel, daß er vier oder fünf seiner Adjutanten, die eigens nach ihrer hohen Statur ausgewählt wurden, den gleichen Domino anziehen ließ und ihnen die Instruktion gab, russisch und französisch zu antworten, je nach der kaiserlichen Laune für diese oder jene, welche die Maskenfreiheit zu benützen gedachten, um sein Inkognito auszubeuten. Manchmal wendete sich der Czar auch an seine treuen Grenadiere, welche sogar eine Zeit lang den Adjutanten vorgezogen wurden, von welch letzteren Einige die Perfidie begangen hatten, sich zu buchstäblich für den Czar halten zu lassen, während die Gardesoldaten das Verbot, französisch zu sprechen, um so leichter befolgten, da sie nur ihre Muttersprache konnten.

Uebrigens gab es an jenem Abende in dem Ballsaale auch andere Riesen als die großen schwarzen Dominos. Die Kolosse sind zahlreich in Rußland, und Petersburg hatte sie an jenem Abende zu Dutzenden in das Theater Bolskoi geschickt. Da ist gleich Einer, der mehr als sechs Schuh hoch und wie der Gottseibeiuns gekleidet ist. Er trägt eine scheußliche Larve mit flammenden Augen und einem Paar fürchterlichen Hörnern. Seine Finger laufen in hackenartige Nägel aus und in der rechten Hand hält er einen mächtigen Dreizack. Er scheint allenthalben, wo er sich zeigt, Furcht einzuflößen, denn die Menge zerstiebt vor ihm mit dem Rufe: „Tschort Gospodin, Tschort". (der Herr Teufel).

Tschort Gospodin war an jenem Abend in sehr guter Laune und hatte bald eine gewisse Popularität unter den weiblichen Masken erlangt, von denen er ein halbes Dutzend galanter Weise zu einem Souper in dem großen Salon einlud. Bei diesem Souper begoß der Champagner die delikatesten Speisen. Gospodin Luzifer entkorkte mehr als eine Flasche, die er selbst leerte; die Damen versuchten es, ihn französisch sprechen zu lassen, aber Gospodin Luzifer sprach nichts als Russisch und dieß mit einem ausgesprochenen deutschen Accente.

Alle Freuden haben ihr Ende und die Freuden eines russischen Maskenballes sind davon nicht ausgeschlossen. Alles drängte den Ausgängen zu, die Rufe nach den Droschken und Schlitten erschallten, Fackeln zogen hin und her und die Polizeiagenten hatten vollauf zu thun, um die sich heranbrängenden Fuhrwerke in Ordnung zu halten. In diesem Augenblicke allgemeiner Verwirrung nahm Gospodin Luzifer, auf der Schwelle des Theaters stehend, seine gehörnte Maske ab, steckte sie in die Tasche seines Pelzes, in den er sich gehüllt hatte, setzte dann eine Militärkappe auf und trat ruhig und heiter auf die Straße.

„Zum Teufel, wo ist Arenti?" murmelte Herr Luzifer im reinsten Französisch. Nachdem er jedoch ungefähr zehn Minuten vergeblich auf seinen Arenti gewartet hatte, sah er sich genöthigt, einen gewöhnlichen Schlitten herbeizurufen. Der Kutscher, eine nicht sehr einnehmende Figur, mit rothem Barte, fragte ihn, wohin er geführt zu werden wünsche. Der Erteufel nannte den Platz, wo das Monument Alexander's I. steht. Der Ischwoschtschik (so heißen die Schlittenkutscher) setzt sich auf seinen Sitz und Gospodin Luzifer steigt in den Schlitten, der sofort auf dem gefrorenen Schnee dahingleitet.

Man muß nun wissen, daß zu jener Zeit in Petersburg häufig Mordthaten geschahen und daß dieselben größtentheils durch Ischwoschtschiks begangen wurden. Gerade eine Woche vorher war einer dieser Kutscher, welcher überführt war, einen Deutschen umgebracht zu haben, mit einer Knute zu Tode gepeitscht worden. Um einen heilsamen Schrecken einzuflößen, hatte die Polizei alle Ischwoschtschiks von Petersburg gezwungen, dieser Exekution beizuwohnen. Das Gerücht sagte, daß unter den Ischwoschtschiks geheime Mörderverbindungen ähnlich den indischen Thugs existirten.

Der Ischwoschtschik mit dem abstoßenden Aeußeren und dem röthlichen Barte mußte offenbar Einer dieser Mörder sein; denn anstatt den Gospodin Luzifer nach dem angedeuteten Platze zu führen, wo der Winterpalast lag, lenkte er sein Pferd nach dem Novemost oder der großen eisernen Brücke und von da nach dem großen Friedhof von Wasilly-Ostrow.

Gospodin Luzifer ist aber zu seinem Glücke nicht

Digitized by Google

eingeschlafen, trotz des Balles und trotz der narkotischen Wirkung einer so kalten Nacht. Aber er hat sich einer Träumerei überlassen, welche ihn die Richtung gar nicht bemerken läßt, die der Schlitten nimmt. Er träumt von den Minarets Stambuls und von dem Thale der süßen Wässer; dann sieht er sich in einer Stadt des südlichen Rußlands und liest auf einem Pfahle die Inschrift der großen Katharina: „Hier ist der Weg nach Konstantinopel! . . . . ."

(Schluß folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

„Königin Bell", das neueste Drama der greisen Theaterdichterin Charlotte Birch-Pfeiffer, welches im künftigen Herbst im kgl. Schauspielhause zu Berlin zur Aufführung kommen wird, ist das 90. Produkt aus der Feder dieser unermüdlichen Schriftstellerin.

Für das Uhland-Denkmal sind kürzlich von den in Südamerika lebenden Deutschen Beiträge eingegangen; das in Montevideo zu diesem Zwecke zusammengetretene Komite hat die Summe von etwa 100 fl. nach Tübingen gesandt.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein fürchterlicher Doppelmord,] dessen Details ein ungemein verwildertes Gemüth in dem Thäter erkennen lassen, ist kürzlich in Simard vollbracht worden. Ein Schneider, Namens Vernet, hat seine Gattin und sein erst vier Monate altes Kind mit einem Bügeleisen verfätzlich getödtet. Er hatte erst vor 1½ Jahren geheirathet, war düster und jähzornig und pflegte mit den Nachbarsleuten, die ihn nicht gut leiden konnten, nur wenig zu verkehren. Seine Frau dagegen war gutmüthig und furchtsam; ein Blick von ihm konnte sie erbeben machen; sie fühlte sich höchst unglücklich, wagte es aber nicht, sich gegen irgend Jemand zu äußern und noch weniger sich über die Mißhandlungen, die sie zu ertragen hatte, bei der Behörde zu beklagen. Kurz nach ihrer Verehelichung wurde sie schwanger, und dieß war die eigentliche Ursache der That. Obgleich Vernet an der Treue seiner Frau zu zweifeln keine Veranlassung hatte, so steigerte sich doch von da an sein Groll gegen sie; er sah voraus, daß sie bald nicht mehr werde ihrem täglichen Geschäfte nachgehen, und fürchtete die Vermehrung seiner Auslagen. Er mißhandelte sie deßhalb beinahe täglich und verlangte schließlich von ihr, daß sie das Kind durch Vernachlässigung des erforderlichen Beistandes bei der Geburt umkommen und (nachdem es geboren war), daß sie es Hungers sterben lassen solle. Eines Tages brachte er ein Schaff Wasser mit mächtigen Eisstücken darin und forderte sie auf, das Kind hineinzulegen und auf diese Art ums Leben zu bringen. Mit Entrüstung wies die Frau alle diese Anschläge zurück und ließ dem Kleinen nur eine desto größere Sorgfalt angedeihen. Sie wich keinen Augenblick von demselben, sobald Vernet anwesend war. Er beschloß deßhalb, Weib und Kind zugleich zu tödten. Am 4. Juni befand er sich mit seiner Gattin allein in der Wohnung; da griff er nach dem Bügeleisen, dessen er sich bei seinem Handwerke zu bedienen pflegte und versetzte ihr damit mehrere Hiebe auf den Kopf, so daß sie sogleich zusammensank, um nicht wieder aufzustehen. Jeder derselben war tödtlich gewesen. Und nun stürzte er über die Wiege her, in welcher das Kind schlief. Mit einem Schlage war dessen Hirnschale zerschmettert und so seine Absicht erreicht. Vernet flüchtete sich nun selbeinwärts, wurde aber bald aufgegriffen und dem Gerichte übergeben. Die Entrüstung über diese Unmenschlichkeit war bei den Bewohnern des Ortes so groß, daß, als er durch denselben geführt wurde, die Behörde ihn vor der Wuth der Menge schützen mußte, die ihn sonst in Stücke zerrissen hätte.

[Eine Todtengesellschaft.] In einigen hoch gelegenen Gegenden Peru's herrscht eine äußerst trockene, salzgeschwängerte Luft, welche alle thierischen Körper vor Fäulniß und Verwesung schützt, indem sie dieselben austrocknet, ohne daß deren Formen sich dadurch verändern. Die alten Einwohner dieses Landes kannten diese Eigenschaft der Luft sehr wohl, weßhalb sie ihre Todten nicht beerdigten, sondern einfach aussetzten. In der Atacama-Ebene fand einer der letzten Reisenden, Dr. Reid, eine derartige alte Begräbnißstätte, auf welcher sich über sechshundert solcher Körper jeden Alters und jeden Geschlechts befanden. In einem Halbkreis geordnet, befinden sich diese Körper in einer sitzenden Stellung und erscheinen deßhalb auf den ersten Anblick als eine in Gedanken versunkene Versammlung Lebender. Dieselben müssen sich schon wenigstens vier Jahrhunderte dort befinden. Jeder derselben hatte einen Topf voll Mais und ein Kochgeschirr neben sich.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 147 Sonntag, 21. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Als der Doktor lange von Dir gesprochen," fuhr Schuldfried fort, „wie Du den Plan habest, mich durch die Schuld meiner Mutter zum Eingehen auf Deine Wünsche zu zwingen, behauptete er, mir freundschaftliche Rathschläge ertheilen zu wollen. Diese gingen dahin, daß ich Finnland verlassen und mir mit meiner Stimme die ökonomische Unabhängigkeit verschaffen sollte, die er mir zusicherte. Er erbot sich, mir eine Empfehlung an einen ausgezeichneten Musiker in Frankreich, Herrn X., zu geben; er entwarf mir den Reiseplan, zählte mir die Mittel vor und übernahm es, unsere Mobilien aufs Allervortheilhafteste zu veräußern, damit ich sogleich Geld bekäme, um nach Paris zu gelangen. Ich glaubte an die lockende Beschreibung des Schatzes, den ich an meiner Stimme besäße, und ich dankte ihm. Er hatte mir, ohne es zu wissen, eine Aussicht eröffnet, um einen bereits gefaßten Beschluß auszuführen. Jetzt blieb noch übrig, die Zustimmung meiner Mutter zu erhalten. Ich sagte dem Doktor, daß ich nicht wisse, wie dieß zugehen solle. Er antwortete mir, wenn ichs zugebe, so wolle er mit meiner Mutter reden, und versprach bei seiner Ehre, ihre Einwilligung auszuwirken. Er hielt Wort. Nachdem er eine Stunde mit meiner Mutter gesprochen, suchte er mich auf, um mir zu sagen, daß sie vollkommen damit zufrieden sei, Finnland zu verlassen, und daß sie es mir anheimstelle, wohin ich gehen wolle. Seit diesem Gespräch mit Wagner erschien mir meine arme Mutter noch scheuer, düsterer und unruhiger als zuvor."

„Acht Tage später hatten wir Finnland verlassen, ich mit einer Seele voll von tausend quälenden Gedanken, unglücklich bis in die Tiefe meines Herzens, aber bereit, meinerseits für meine Mutter und ihre treue Begleiterin Annika zu arbeiten.

„Ach, als ich Eklorp den Rücken kehrte, ohne daß ein Wort von Dir mir sagte, daß Du den Schmerz bereuest, den Du mir verursacht hattest, da meinte ich, eine Saite sei in meinem Innern gesprungen, und es war mir zu Muth, als ob meiner Seele wehmüthe Gefühle bei Dir zurückblieben, obschon Alles mir Veranlassung gab, Dich für einen herzlosen Egoisten zu halten, der alle Mittel aufbiete, um seine Wünsche zu erreichen. Ich meinte damals, wenn Du uns mit einer einzigen Zeile einige Theilnahme geäußert oder mich versichert hättest, daß das traurige Geheimniß in Dir todt und begraben sei, so hätte ich mich glücklich gefühlt; aber nein, nicht ein Wort . . ."

„Ha, dieser Wagner!" rief Lothar mit Erbitterung. „die gräflich viel Böses hat er nicht verschuldet! Ich werde ihm nie verzeihen, daß . . ."

„Daß wir jetzt glücklich sind," flüsterte Schuldfried lachend. „Die Seligkeit muß uns gut und nachsichtig machen; sie kann sich mit der Erbitterung nicht vertragen." Schuldfried blickte mit einem so schönen Ausdruck in die düstern Augen ihres Lieblings, daß dadurch eitel Sonnenlicht in seinem Blick hervorgerufen wurde. Nach einer Weile setzte sie ihre Erzählung fort:

„Einen Monat darauf waren wir in der Hauptstadt Frankreichs und noch einige Wochen später war meine Mutter — geisteskrank." Schuldfried lehnte ihr Haupt an Lothars Schulter; eine Pause entstand. Er schlang seinen Arm um ihren Leib und zog das junge Weib näher an seine treue Brust. Endlich flüsterte er zärtlich:

„Armer Engel!"

„Ach, Lothar, das war eine schauerliche Lage: allein, fremd, jung und unbekannt, ohne Freunde, mit einer schwachsinnigen Mutter, einer alten kranken Dienerin und ohne Mittel. Die unsrigen waren jetzt erschöpft. Mit Schauder fühlte ich, wie unbedacht mein Unternehmen war, mich auf solche Art in ein fremdes Land zu wagen. Herr X., der einzige Mensch, an den ich eine Empfehlung besaß, war nicht in Paris zu finden. Er war nach England gereist; wo er sich ein Jahr aufzuhalten gedachte. Ich hatte mich an die Wirthin des elenden Hotels, wo wir wohnten, um Rath gewandt, und sie machte den Vorschlag, mir einen Platz in einem Café zu verschaffen, um Abends zu singen. Ich lehnte dieses Anerbieten ab und wollte nach ihrer Anweisung bei einem kleinen Theater eine Stelle suchen, aber auch dieß mißlang. Alle unsere Gulden waren zu Ende, wir schuldeten eine ganze Woche im Hotel, und die Verrücktheit meiner Mutter nahm mit jedem Tage zu,

Digitized by Google

Ganz verzweifelt, weil unſere Wirthin erklärte, daß wir ausziehen müßten, wenn wir nicht bezahlten, faßte ich den Entſchluß, mich zu dem Singen in einem Café, wozu ich aufgefordert wurde, zu bequemen. Es war eines Abends. Ich hatte unſerer Wirthin juſt meinen verzweifelten Plan mitgetheilt und war darauf in unſer Stübchen zurückgekehrt. Uebermüthigt von Kummer, begann ich zu ſingen, um die Angſt in meinem Innern zu betäuben und das wahnſinnige Gerede meiner Mutter zum Schweigen zu bringen: denn ſobald ich ſang, wurde ſie ſtill und lauſchte. Heimweh hatte mein Gemüth ergriffen, Kummer und Mißmuth erfüllten meine Seele. Mein Herz verlangte nach Kronbrück, und ich ſang, ſang als wäre es mein Schwanengeſang geweſen.

„Während ich auf ſolche Art meinem übervollen Herzen Luft ſchaffte, wurde die Thüre aufgeriſſen und ein Mann mit ſilberhellen Haaren trat haſtigen Schrittes herein. Ich verſtummte; meine Mutter ſtieß einen gellen Schrei aus, und Annika ſprang von dem Schemel empor, worauf ſie geſeſſen.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie erſchrecke, ſagte er auf franzöſiſch; aber ich ging vorbei, hörte eine wunderbar ſchöne Stimme, fragte, wem ſie gehöre, und erfuhr, daß die Beſitzerin ſich einen Platz wünſche, wo ſie dieſelbe verwerthen könne. Er ſagte, er heiße Dorbino, ſei Komponiſt und habe großen Einfluß bei der königlichen Oper. Er werde mir gerne nützlich ſein, wenn ich von meiner Stimme Gebrauch machen wolle. Später habe ich oft gedacht, die Vorſehung ſelbſt habe Herrn Dorbino an dem anſpruchsloſen Hotel, wo wir wohnten, vorbei geführt, und zwar juſt in dem Augenblick, wo ich mit Verzweiflung im Herzen die Lieder meiner Heimath ſang; denn von dieſer Stunde an war mein Schickſal verändert. Herr Dorbino wurde mein Lehrer, mein Vater, meine Stütze. Er verſchaffte meiner Mutter einen Platz in einer Privatanſtalt für Geiſteskranke, wohin Annika ſie begleiten durfte. Mir öffnete er ſein Haus, welchem ſeine ältere Schweſter vorſtand, die in ihrer Jugend Sängerin geweſen war. Ein Jahr ſpäter war ich Sängerin an der königlichen Oper in Paris und reiſte im Sommer nach England hinüber, wohin Herr und Fräulein Dorbino, die mir beide viel Zärtlichkeit ſchenkten, mich begleiteten. Herr Dorbino hatte eine Tochter beſeſſen, die ein hoffnungsvolles Talent war, mit einer Stimme wie die meinige. Einer ſeiner liebſten Wünſche war geweſen, daß ſie mit der Zeit eine ausgezeichnete Sängerin werden möchte. Der Tod entriß ſie dem Vater mit ſiebzehn Jahren. In mir meinte er ſie wieder aufleben zu ſehen. Als ich bei der königlichen Oper in Paris engagirt wurde, überredete er mich, ſeinen Namen anzunehmen, weil dieß ihm die Illuſion gewähren würde, daß ſeine Tochter noch lebe, und daß meine Erfolge die ihrigen ſeien. Als ich von London nach Paris zurückkam, fand ich meine Mutter von ihrer Gemüthskrankheit wieder hergeſtellt, aber ſehr ſchwach. Ich ließ ſie ſogleich in meine Wohnung bringen, in daſſelbe Haus, wo Herr Dorbino wohnte. Die Aerzte erklärten, daß ſie nur noch wenige Wochen zu leben habe. Ein Paar Tage nach ihrem Einzuge bei mir, bat ſie mich um Schreibzeug. Sie ſchrieb einen langen Brief, welchen Annika auf die Poſt ſchaffen mußte. Nach einigen Wochen, als meine Mutter ſo angegriffen war, daß wir jeden Augenblick auf ihr Ende warteten, meldete man mir ein Fräuenzimmer fragend nach Frau Smith.

„Das iſt ſie! rief meine Mutter und ſetzte ſich haſtig im Bette auf. Nach einigen Augenblicken lag ſie in den Armen einer hochgewachſenen Frau. Ich ließ ſie allein beiſammen; eine Ahnung ſagte mir, daß die Fremde meine Tante Edith ſei.

„Als es wieder Tag wurde, hatte Harm Aberney aufgehört zu leben. Wie ein Engel des Troſtes ſaß Edith Ehrmann an der Seite ihrer Schweſter. Meine Mutter hatte in ihr Grab niederſteigen dürfen, ohne zu ahnen, daß ich ihr Verbrechen wußte.“

„Weißt Du, Schuldfried, weſſen Mutter dieſe Edith iſt?“ fragte Lothar, indem er heftig ihre Hand ergriff.

„Ja, ſie ſagte mir's. Sie iſt die Mutter Lothars.“

„Du kennſt alſo ihre Geſchichte?“

„Nein, ſie theilte mir bloß mit, daß ſie Deine Mutter ſei, daß aber dieß ein Geheimniß für die Welt bleiben ſolle. Sie erzählte mir auch, wie ſie gerade zur rechten Zeit, um Dich an der Ermordung Wagners zu verhindern, nach Kronbrück gekommen ſei. Als ich davon ſagte, daß Dein Verwalter gedroht habe, meine Mutter aus Ekkorp wegzujagen, erklärte ſie mir, daß Du davon ganz und gar nichts wüßteſt. Jetzt ſtandeſt Du vollkommen rein vor meiner Seele da. Als ich in der Erinnerung Dein ganzes Benehmen durchging, ſah ich ein, wie übel ich gegen denjenigen gehandelt, der mich ſo innig geliebt hatte. Mein Herz wurde von dem glühendſten Wunſch ergriffen, zu Dir zu eilen, mich zu Deinen Füßen zu werfen und mein Unrecht abzubitten; aber Deine Mutter ſagte mir, Du ſeieſt in engliſche Dienſte getreten, und mit einem britiſchen Geſchwader nach Indien geſegelt. Als meine Mutter beerdigt war, reiſte Tante Edith ab. Sie verſprach mich zu benachrichtigen, ſobald Du von Deiner Reiſe zurückkehren würdeſt, aber ſie hat nicht Wort gehalten, — Annika ſtarb bald nach meiner Mutter.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Maskenball in Petersburg.

(Schluß.)

Erwache, unvorſichtiger Träumer, denn Du biſt

Digitized by Google

dem Tode näher, als der kranke Mann in Konstantinopel! Erwache, denn der Ischwoschtschik hält seinen Schlitten an und schwingt ein scharf geschliffenes Beil nach deinem Haupte! Erwache, es gilt das Schicksal eines Reiches! . . .

Und Gospodin Luzifer erwacht auch aus seinen Träumereien und sieht den drohenden Arm über seinem Haupte.

„Ich will deine Börse!“ ruft ihm der Ischwoschtschik zu, als er sieht, daß er sein Opfer nicht im Schlaf umbringen kann.

Mit einer Geistesgegenwart, welche so zu sagen, der Ueberlegung vorauseilte, erhob sich Gospodin Luzifer auf dem Schlitten, nahm seine Larve mit den Hörnern vor das Gesicht und, indem er seinen Pelz zurückwarf, zeigte er sich in dem Kostüm der Hölle, das im Mondschein nicht minder fürchterlich aussah, als im Lichtschimmer des Ballsaales.

„Und ich will deine Seele!“ antwortete er mit donnernder Stimme.

„Tschort! Tschort! der Teufel!“ rief der Ischwoschtschik und fiel starr zu den Füßen seines Pferdes nieder.

Gospodin Luzifer stieg vom Schlitten ab und rief gebieterisch, indem er den Ischwoschtschik mit dem Fuße stieß: „Steh auf, Hund!“

Aber der Hund blieb auf diesen, so wie auf einen wiederholten Fußtritt unbeweglich. Der Gospodin bückt sich und legt ihm die Hand auf's Herz — er fühlt kein Klopfen. Der Hund war todt.

Der Elende hatte gewiß an eine übernatürliche Erscheinung geglaubt, er hatte den bösen Geist zu sehen geglaubt, der ihm eine Falle gelegt hatte und gekommen war, ihn für seine Missethaten zu bestrafen. . . .

Gospodin Luzifer schien nicht so leicht in Verlegenheit gebracht zu werden. Ohne viel nachzudenken, warf er die Leiche des Ischwoschtschik auf den Schlitten, setzte sich auf den Sitz, nahm die Zügel des Pferdes in die Hand und fuhr geraden Weges nach der nächsten Polizeistation, indem er eine Arie aus „Robert der Teufel“ vor sich hinpfiff.

Vor der Station angelangt, stieg er vom Schlitten und rief dem im Thore stehenden Agenten zu:

„Trage diese Leiche hinein und rufe mir augenblicklich den Polizeimajor.“

Offenbar war er gewohnt zu befehlen und Gehorsam zu finden, denn der Agent kam seinem Wunsche nach und weckte sofort den Stationskommandanten.

Gospodin Luzifer, der sich ohne Umstände niedergesetzt hat, erzählte dem Letzteren, der mit ungläubiger Miene zuhörte, seine Geschichte.

„Schöne Sachen!“ sagte hierauf der Beamte kopfschüttelnd, „und wie soll ich das Alles glauben. So viel ist vorderhand gewiß, daß ein Mord begangen worden ist. Wir werden Euch vor Allem die Handschellen anlegen lassen und Euch dann ordentlich in's Verhör nehmen. Komm' her, Michel“, rief er einem seiner Leute zu, „nimm ihm seine Larve ab.“

„Halt!“ rief Gospodin Luzifer in majestätischem Tone: „Polizeimajor! Ihr seid ein Esel! Seht mich an!“ —

Und auf einen Augenblick lichtet er seine Larve und läßt den Major sein Gesicht sehen. Dieser zittert, als wäre er von Schwindel ergriffen und hätte ihn Gospodin Luzifer nicht am Arme erfaßt, so wäre er in die Kniee gesunken.

„Man feire den Körper des Todten!“ rief der Gospodin; „dieser Mann kann blos an einer innerlichen Verletzung so plötzlich gestorben sein. Und jetzt schaffe man mir einen anderen Schlitten, ich will diesen nicht mehr. Schlitten und Pferd sollen zum Besten der Armen verkauft werden.“

Man brachte den schönsten Schlitten des Majors herbei, an welchen dessen bestes Pferd gespannt wurde und Gospodin Luzifer fuhr davon.

Die Sektion an dem todten Ischwoschtschik ergab, daß der Elende seit lange an einer Herzkrankheit gelitten hatte, die schon so weit vorgeschritten war, daß die geringste plötzliche Aufregung hinreichte, um den Tod herbeizuführen. Ein besonderer Bericht über dieses Ereigniß wurde von dem Polizeimajor in den Winterpalast geschickt. Einige Wochen später erhielt dieser Beamte ein in einen goldenen Rahmen eingefaßtes Miniaturporträt, welches einen Offizier in Gardeuniform mit einem Sterne auf der Brust und dem rothen St. Andreasbande vorstellte. Die Züge waren dieselben, welche Gospodin Luzifer den Major nur auf einen kurzen Augenblick hatte sehen lassen. Unter dem Porträt war der Buchstabe N. und eine Krone eingravirt.

Ueber den Tod des Generals Stonewall Jackson

berichtet der „Richmond Enquirer“ folgende Einzelheiten: Am Sonnabend, 2. Mai, kehrte General Jackson in Begleitung seines Stabes und einiger Kuriere gegen 8 Uhr Abends von einer Rekognoszirung zurück, welche ihn ziemlich weit über die Fronte seiner Truppen hinaus geführt hatte. In der Dunkelheit wurde die Reiterschaar für eine Abtheilung feindlicher Kavalerie gehalten und Feuer auf sie von einem der eigenen Regimenter gegeben. Jackson ward von drei Kugeln getroffen, im linken Arm, dessen Hauptpulsader verletzt wurde, von zweien, und an der rechten Hand von der dritten. Er sank vom Pferde und ward vom Hauptmann Wormley aufgefangen, zu welchem er bemerkte:

Digitized by Google

„Alle meine Wunden sind von meinen eigenen Leuten.“ Von seinen Leuten blieben zwei Kuriere und ein Hauptmann auf dem Platze, ein Oberst war gefährlich verwundet. General Jackson wurde auf eine Sänfte gelegt, um in das Lager im Rücken der Truppen gebracht zu werden. Da aber die feindlichen Vorposten, durch das Schießen aufmerksam gemacht, auch das Feuer nach dieser Richtung hin eröffneten, so wurde einer der Träger der Sänfte niedergeschossen, und der General fiel von den Schultern der Leute herab, wodurch er zu seinen Wunden noch eine bedeutende Kontusion erlitt. Ehe es gelang, ihn zu dem Feldhospitale bei Wilderneß Run hinzuschaffen, verlor er eine solche Masse Blut, daß der Arzt Dr. M'Guire schon fast alle Hoffnung aufgab. Ein Tourniquet that dem Blutverluste einigen Einhalt. Die konsultirenden Aerzte fanden eine Amputation des Armes nothwendig, und auf die Frage, ob dieselbe gleich vorgenommen werden solle, erwiderte Jackson: „Gewiß, thun Sie Alles, was Sie für nöthig halten“. Der Patient wurde chloroformirt, und die Operation ging nach Wunsch von Statten. Jackson genoß einen ruhigen Schlaf und befand sich am folgenden Morgen ganz wohl. Er fragte genau nach allen Umständen des Kampfes, sprach zuversichtlich von dem Resultat und sagte: „Wäre ich nicht verwundet worden, oder hätte ich eine Stunde länger Tageslicht gehabt, so würde ich den Feind von dem Wege nach United States Ford abgeschnitten haben, wir hätten ihn völlig umzingelt, und er hätte sich entweder ergeben oder sich durchschlagen müssen. Der Feind hatte keine andere Wahl. Meinen Truppen mag es zuweilen nicht gelingen, den Feind aus einer Position zu verdrängen, aber den Feinden gelingt so etwas nie.“ Von seinen Wunden sprach er nur, wenn gefragt. Am Montag wurde er nach Chancellor's House gebracht. Er war heiter, sprach von der Schlacht und sagte, seine Bestallung als Generalmajor müsse eigentlich vom Sonnabend, dem großen Angriff seiner alten Stonewall-Brigade, an datiren; wenn einer diesen Krieg überlebt, äußerte er, so wird er seinen Kindern mit Stolz erzählen: „Ich war von der Stonewall-Brigade.“ Er verlangte, der Name „Stonewall“ solle nicht ihm, sondern seiner Brigade angehören. Am Mittwoch hatten seine Wunden ein ganz günstiges Aussehen; er wollte nach Richmond fahren, wurde aber durch den Regen daran verhindert. Am Donnerstag Morgen änderte sich der Zustand des Kranken, es trat Schmerz in der rechten Seite ein, ein Symptom der beginnenden Lungenentzündung, dem sich eine nervöse Aufgeregtheit hinzugesellte, welche er selbst seinem Falle von der Sänfte zuschrieb. An diesem Tage traf seine Gattin ein und pflegte ihn bis zu seinem Ende. Am Sonntag in der Frühe nahm die Kräfteabnahme rasch zu, und der Tod war mit Gewißheit baldigst vorauszusehen. Seine Gattin theilte ihm diese Aussicht der Aerzte mit. Er erwiderte: „Sehr gut; sehr gut; es ist ganz recht“, und äußerte den Wunsch, in Lexington begraben zu werden. Während der Fieberphantasien, welche seinem Tode vorhergingen, kehrte sein Geist auf das Schlachtfeld zurück, er gab Aufträge an den General A. P. Hill, an Major Hawks und andere. Sein Zutrauen zu General Ewell bewies sich auf der Weise, wie er dessen erwähnte. Früher hatte er bereits mehrere Male verlangt, daß Ewell mit dem Kommando seines eigenen Korps betraut werden solle. Der Tod trat am Sonntag Morgen ein.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Anekdote von der Lehrerversammlung.] Am Pfingstmontage ging ein Mannheimer Lehrer über die Rheinbrücke den vom Ludwigshafener Bahnhofe herkommenden Festgenossen entgegen, um sich ihnen als Führer anzubieten. Mitten auf der Brücke begegnete ihm ein Fremder, von welchem sein Ahnungsvermögen ihn vermuthen ließ, daß er ein Kollege sei. Er grüßte ihn freundlich und fragt ihn nach Namen und Heimath. „Ich bin Seliger, Lehrer in Bautzen“, sagte der Fremde; „und ich bin Selig in Mannheim“, erwiderte der Andere. „Welch ein glücklicher Zufall,“ begann wieder der Fremde, „ich ein Comparativus, suche schon fünfzig Jahre lang meinen Positivus, und jetzt habe ich ihn gefunden; ich bin nur begierig, ob ich nicht auch noch meinen Superlativus antreffe.“ Allein Herr Seliger von Bautzen mußte sich mit seinem Positiv, dem Selig in Mannheim, begnügen; den Superlativ fand er nirgends, selbst nicht in der Musenstadt Heidelberg, weder unter den Burschen noch unter den Philistern.

[Druck und Verlag von weiblicher Hand.] Miß Faithfull steht an der Spitze einer Buchdruckerei in London, welche nur Setzer und Drucker weiblichen Geschlechts beschäftigt und in neuester Zeit mit ihrer Offizin auch ein Verlagsgeschäft verbunden hat. Von dem letzteren sind bisher einige elegante Gedichtsammlungen, so wie mehrere Novellen publizirt worden, die sich jedoch mehr durch ihr Aeußeres, als durch ihren Inhalt auszeichnen.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 148 Dienstag, 23. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ein Jahr nach dem Tode meiner Mutter erlag auch Herr Dorbino einem schweren Brustleiden, das zehn Jahre lang an seinem Leben gezehrt hatte. Sechs Wochen hindurch wachten ich und seine Schwester bei ihm. Auf seinem Todtenbett ließ er sein Schicksal mit dem meinigen vereinigen, damit ich das Recht haben sollte, einen Namen zu führen, von welchem er glaubte, daß ich ihm Ehre machen würde. Er theilte sein Vermögen zwischen mir und seiner Schwester, stellte aber die Bedingung, daß ich noch einige Jahre bei der königlichen Oper in Paris bleiben müsse, und mich nie bei einem andern Theater engagiren lasse, obwohl ich in den Ferien auch auf andern Bühnen in Europa auftreten und Gastrollen geben könne, damit der Name Dorbino so berühmt werde, wie er es verdiene. Ich gab dieß Versprechen; es war das Geringste, was ich meinem und meiner Mutter Wohlthäter zu Liebe thun konnte.

„Ein Jahr später kam Herrn Dorbinos Nichte, die Gräfin Reinstein, nach Paris. Damals machte ich ihre Bekanntschaft. Im folgenden Sommer trafen wir uns in Rom und reisten von da aus zusammen nach Neapel. Von Deiner Mutter erhielt ich niemals Nachrichten. Ich hatte ihr unter der Adresse, die sie mir gab geschrieben, aber ohne eine Antwort zu erhalten.

„Der Zufall wollte, daß ich während meines Aufenthaltes in Neapel erfuhr, daß Du Dich am Bord der Fregatte Carolina befandest. Wie ich handelte, weißt Du, eben so auch, daß wiederum zwei Jahre vergingen, bevor ich den Muth hatte, noch einen Annäherungsversuch an Dich zu machen; aber da Natalie in allen ihren Briefen von Dir und Onkel Aberney sprach, so wurde es mir unmöglich, noch länger von euch Beiden getrennt zu leben. Ich reiste nach Schweden, mit dem festen Entschluß, das Herz wieder zu gewinnen, das einst mein gewesen und für dessen Besitz kein Opfer mir zu groß war . . .“

* * *

Abends, als Lothar von Schuldfried heimkam, erhielt er nachstehenden Brief:

„Herr Baron!

Wenn Sie morgen frei sind, so beehren Sie mich mit einem Besuch. Ich wünsche von Ihnen einen Aufschluß zu erhalten, um welchen ich sonst Niemand angehen möchte.

Mit Achtung

Natalie Reinstein.“

Lothar leistete der Einladung Folge und fand sich bei Natalie ein. Er traf die junge Gräfin ganz allein.

„Sind Sie sehr verdrießlich über mich, Herr Baron, daß ich Ihre Zeit so in Anspruch nehme?“ sagte sie mit ihrem verführerischsten Lächeln und ihrer kindlichsten Miene.

„Gräfin, ich bin über ein schönes Frauenzimmer nie verdrießlich,“ antwortete Lothar verbindlich.

„Ein Zufall hat mich genöthigt, Sie um diesen Besuch zu bitten. Bei der Revision einiger Papiere meines Mannes fand ich unter anderm einen Brief. Auf dem Rand standen die Worte: Gefunden im Hotel N. in Berlin. Der Brief ist russisch geschrieben, und ich wünschte, daß Sie als Kenner dieser Sprache mich darüber aufklären möchten, ob er möglicher Weise einen Werth für mich haben kann.“ Die Gräfin überreichte den Brief.

Lothar empfing ihn ohne alles Mißtrauen; aber während des Oeffnens wechselte er die Farbe und warf seine durchdringenden Blicke auf die Gräfin.

„Haben Sie dieß wirklich unter den hinterlassenen Papieren des Grafen gefunden, Madame?“

„Ja, wie ich sage.“

„Sie wissen also nicht, von wem oder an wen der Brief ist?“ Lothar lächelte.

„Nein, ich verstehe nicht russisch und deßhalb belästigte ich Sie.“

„Es wundert mich, daß die Wahl auf mich fiel. Warum nicht eben so gut auf den Dr. Wagner? er liest auch russisch.“

„Der Doktor ist verreist, wissen Sie es nicht?“

„Nein, ich weiß kein Wort davon. Gestehen Sie, daß sich das sehr sonderbar trifft.“ Jetzt lachte Lothar und sah Natalie mit einem Blicke an, der auch bei

Digitized by Google

dieser künstlich verhärteten Natur das Blut in die Wangen trieb.

„Baron Canitz, ich verstehe Ihr Benehmen und Ihre Worte nicht," sagte Natalie, indem sie eine stolze Haltung annahm.

„In diesem Fall, meine gnädige Gräfin, wollen wir zur Lesung des Briefes schreiten, der an Niemand anders als an mich gerichtet und von General Canitz ist. Ich war fünfzehn Jahre alt, als ich ihn erhielt. Wollen Sie den Inhalt hören?"

„Wenn der Brief an Sie ist, so haben ich ja kein Interesse dabei zu erfahren, um was es sich handelt."

„Vielleicht wissen Sie es bereits?"

„Herr Baron, ich glaube Sie vergessen die Forderungen der Artigkeit," rief Natalie.

„Nein, Gräfin, das thue ich nicht; aber ich möchte wünschen, daß Sie und ich die Masken abwürfen. Sie haben diesen Brief nicht nach dem Tode Ihres Mannes gefunden, Sie haben ihn von Dr. Wagner erhalten. Warum und zu welchen Zwecken, das begreife ich nicht."

„Nun wohl, ich habe ihn wirklich von Dr. Wagner erhalten," rief Natalie, welche einsah, daß eine gutgespielte Aufrichtigkeit hier an ihrem Platze war. „Er hat ihn mir mit dem Wunsche gegeben, daß ich ihn in Ihre Hände bringe, Sie jedoch dabei an das Versprechen erinnern solle, das Sie Ihrem Vater gegeben haben."

„Warum gab er Ihnen einen solchen Auftrag?" fragte Lothar kalt.

„Aus dem einfachen Grund, weil er meine Ergebenheit gegen Sie kennt."

„Sie sind allzu gütig!" Lothar verbeugte sich.

„Er weiß auch, daß Sie ihm mißtrauen, und deßhalb wünschte er Ihnen durch eine andere Hand die Nachricht zukommen zu lassen, daß Madame Dorbino eigentlich nicht Smith heißt, sondern . . ."

„. . . . Aberney," fiel Lothar ein. „Ich weiß das." —

„Wissen Sie auch, daß ihre Mutter . . ."

„Die Schwester von Edith Ehrmann war, die den Legationssekretär Canitz heirathete. Ja, Frau Gräfin, Alles das weiß ich."

„In diesem Fall war Dr. Wagners Unruhe darüber, daß Ihre frühere Neigung zu Madame Dorbino wieder aufflammen könnte unbegründet."

„Vollkommen!" — Lothar lächelte. „Der gute Doktor glaubte, mich also von meiner Herzensschwachheit retten zu können, indem er mich darüber aufklärte, daß Madame Dorbino einer Familie angehöre, mit der ich keine Verbindung einzugehen versprochen habe."

„Er hegte die feste Ueberzeugung, daß Baron Canitz niemals einem Versprechen untreu werde, und am allerwenigsten einem solchen, das er seinem verstorbenen Vater gegeben. Dieses muß heilig sein."

„Ja, ein Versprechen gegen meinen Vater würde das immer bleiben." Lothars Stirne legte sich in einige Falten; „aber, Frau Gräfin, da Sie mich mit so viel Güte und Wohlwollen erfreuen, so haben Sie den Doktor gewiß auch um die Gründe gefragt, warum ihm so viel daran liegt, daß ich mein Wort halte. Hat der Doktor persönlich Etwas gegen Madame Dorbino?"

„Sie ist die Tochter der Giftmischerin Harm Abernay. Es liegt etwas Gefährliches in der Erbschaft, welche die Tochter einer Verbrecherin empfangen hat."

„So, aber ich bin ja selbst der Sohn des Mannes, der seinen eigenen Bruder in Sibirien verschmachten, den Vater Wagners nebst mehreren andern Polen zu Tode knuten, die Mutter und Geschwister des Doktors nach Sibirien führen ließ; mit einem Worte, eines Mannes, der ein grausames Herz und einen treulosen Charakter hatte; auch ich habe ein unglückseliges Erbe erhalten."

„Aber in Ihrem eigenen Charakter findet sich Nichts, was grausam und treulos ist."

„Findet sich bei Madame Dorbino Etwas von dieser Art vor?"

„Ich bin weit entfernt, dieß behaupten zu wollen; aber was sie ist, das wissen wir nicht. Sie ist in erster und letzter Linie Schauspielerin. — Ihr Glück, Baron Canitz, kann unmöglich an der Seite dieser Frau erblühen."

„Das kann es nicht; nein, Sie haben Recht; und ich werde es nicht mehr da suchen." Lothar lächelte heiter. Natalie wußte nicht, wie sie dieses Lächeln erklären sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Das kalte Herz.

(Ein Märchen.)

Wer durch Schwaben reist, der sollte nie vergessen, auch ein wenig in den Schwarzwald hineinzuschauen; nicht der Bäume wegen, obgleich man nicht überall solch unermeßliche Menge herrlich aufgeschossener Tannen findet, sondern wegen der Leute, die sich von den andern Menschen rings umher merkwürdig unterscheiden. Sie sind größer als gewöhnliche Menschen, breitschultrig, von starken Gliedern, und es ist, als ob der stärkende Duft, der Morgens durch die Tannen stömt, ihnen von Jugend auf einen freieren Athem, ein klareres Auge und einen festeren, wenn auch rauheren Muth, als den Bewohnern der Stromthäler und Ebenen gegeben hätte. Und nicht nur durch Haltung und Wuchs, auch durch ihre Sitten und Trachten sondern sie sich von den Leuten, die außerhalb des Waldes wohnen, streng ab. Am schönsten kleiden sich die Bewohner des badenschen Schwarzwaldes; die Männer lassen den Bart wachsen, wie er von Natur dem Mann um's Kinn gegeben ist,

ihre schwarzen Wämmser, ihre ungeheuren, enggefalteten Pluderhosen, ihre rothen Strümpfe und die spitzen Hüte, von einer weiten Scheibe umgeben, verleihen ihnen etwas Fremdartiges, aber etwas Ernstes, Ehrwürdiges. Dort beschäftigen sich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen; auch verfertigen sie Uhren und tragen sie in der halben Welt umher.

Auf der andern Seite des Waldes wohnt ein Theil desselben Stammes, aber ihre Arbeiten haben ihnen andere Sitten und Gewohnheiten gegeben, als den Glasmachern. Sie handeln mit ihrem Wald; sie fällen und behauen ihre Tannen, flößen sie durch die Nagold in den Neckar, und von dem obern Neckar den Rhein hinab, bis weit hinein nach Holland, und am Meer kennt man die Schwarzwälder und ihre langen Flöße; sie halten an jeder Stadt, die am Strom liegt, an und erwarten stolz, ob man ihnen Balken und Bretter abkaufen werde; ihre stärksten und längsten Balken aber verhandelt sie um schweres Geld an die Mynheers, welche Schiffe daraus bauen. Diese Menschen nun sind an ein rauhes, wanderndes Leben gewöhnt. Ihre Freude ist, auf ihrem Holz die Ströme hinabzufahren, ihr Leid, am Ufer wieder heraufzuwandeln. Darum ist auch ihr Prachtanzug so verschieden von dem der Glasmänner im andern Theil des Schwarzwaldes. Sie tragen Wämmser von dunkler Leinwand, einen handbreiten grünen Hosenträger über die breite Brust, Beinkleider von schwarzem Leder, aus deren Tasche ein Zollstab von Messing wie ein Ehrenzeichen hervorschaut; ihr Stolz und ihre Freude aber sind ihre Stiefeln, die größten wahrscheinlich, welche auf irgend einem Theil der Erde Mode sind; denn sie können zwei Spannen weit über das Knie hinaufgezogen werden, und die „Flözer" können damit in drei Schuh tiefem Wasser umherwandeln, ohne sich die Füße naß zu machen.

Noch vor kurzer Zeit glaubten die Bewohner dieses Waldes an Waldgeister, und erst neuerer Zeit hat man ihnen diesen thörichten Aberglauben benehmen können. Sonderbar ist es aber, daß auch die Waldgeister, die der Sage nach im Schwarzwalde hausen, in diese verschiedenen Trachten sich getheilt haben. So hat man versichert, daß das Glasmännlein, ein gutes Geistchen von vierthalb Fuß Höhe, sich nie anders zeige, als in einem spitzen Hütlein mit großem Rand, mit Wamms und Pluderhöschen und rothen Strümpfchen. Der Holländer Michel aber, der auf der andern Seite des Waldes umgeht, soll ein riesengroßer, breitschultriger Kerl in der Kleidung der Flözer sein, und Mehre, die ihn gesehen haben, wollen versichern, daß sie die Kälber nicht aus ihrem Beutel bezahlen möchten, deren Felle man zu seinen Stiefeln brauchen würde. „So groß, daß ein gewöhnlicher Mann bis an den Hals hineinstehen könnte," sagten sie, und wollten nichts übertrieben haben.

Mit diesen Waldgeistern soll einmal ein junger Schwarzwälder eine sonderbare Geschichte gehabt haben, die ich erzählen will. Es lebte nämlich im Schwarzwald eine Wittwe, Frau Barbara Munk; ihr Gatte war Kohlenbrenner gewesen, und nach seinem Tod hielt sie ihren sechzehnjährigen Knaben nach und nach zu dem Geschäft an. Der junge Peter Munk, ein schlauer Bursche, ließ es sich gefallen, weil er es bei seinem Vater auch nicht anders gesehen hatte, die ganze Woche über am rauchenden Meiler zu sitzen, oder schwarz und berußt und den Leuten ein Abscheu, hinab in die Städte zu fahren und seine Kohlen zu verkaufen. Aber ein Köhler hat viel Zeit zum Nachdenken über sich und Andere, und wenn Peter Munk an seinem Meiler saß, stimmten die dunkeln Bäume umher und die tiefe Waldesstille sein Herz zu Thränen und unbewußter Sehnsucht. Es betrübte ihn etwas, es ärgerte ihn etwas, er wußte nicht recht was. Endlich merkte er sich ab, was ihn ärgerte, und das war — sein Stand. „Ein schwarzer, einsamer Kohlenbrenner!" sagte er sich „Es ist ein elend Leben. Wie angesehen sind die Glasmänner, die Uhrmacher, selbst die Musikanten am Sonntag Abends! Und wenn Peter Munk, rein gewaschen und geputzt, in des Vaters Ehrenwamms mit silbernen Knöpfen und mit nagelneuen rothen Strümpfen erscheint, und wenn dann Einer hinter mir hergeht und denkt: wer ist wohl der schlanke Bursche? Und lobt bei sich die Strümpfe und meinen stattlichen Gang, — sieh, wenn er vorübergeht und schaut sich um, sagt er gewiß: ach, es ist nur der Kohlenmunkpeter."

Auch die Flözer auf der andern Seite waren ein Gegenstand seines Neides. Wenn diese Waldriesen herüberkamen, mit stattlichen Kleidern, und an Knöpfen, Schnallen und Ketten einen halben Zentner Silber auf dem Leib trugen, wenn sie mit ausgespreizten Beinen und vornehmen Gesichtern dem Tanz zuschauten, Holländisch fluchten, und wie die vornehmsten Mynheers aus ellenlangen kölnischen Pfeifen rauchten, da stellte er sich als das vollendetste Bild eines glücklichen Menschen solch einen Flözer vor. Und wenn diese Glücklichen dann erst in die Tasche fuhren, ganze Hände voll großer Thaler herauslangten und um Sechsbätzner würfelten, fünf Gulden hin, zehn Gulden her, so wollten ihm die Sinne vergehen, und er schlich trübselig nach seiner Hütte; denn an manchem Feiertagabend hatte er einen oder den andern dieser „Holzherren" mehr verspielen sehen, als der arme Vater Munk in einem Jahr verdiente. Es waren vorzüglich drei dieser Männer, von welchen er nicht wußte, welchen er am meisten bewundern sollte.

Der eine war ein dicker, großer Mann, mit rothem Gesicht, und galt für den reichsten Mann in der Runde. Man hieß ihn den dicken Ezechiel. Er reiste alle Jahre zweimal mit Bauholz nach Amsterdam und hatte das Glück, es immer um so viel theurer als Andere zu verkaufen, daß er, wenn die Uebrigen zu Fuß heimgingen, stattlich heraufahren konnte. Der andere war der längste und magerste Mensch im ganzen Wald,

Digitized by Google

man nannte ihn den langen Schlurker, und diesen beneidete Munk wegen seiner ausnehmenden Kühnheit; er versprach den angesehensten Leuten, brauchte, wenn man noch so gedrängt im Wirthshaus saß, mehr Platz als vier der dicksten, denn er stützte entweder beide Ellbogen auf den Tisch oder zog eines seiner langen Beine zu sich auf die Bank, und doch wagte ihm Keiner zu widersprechen, denn er hatte unmenschlich viel Geld. Der dritte aber war ein schöner, junger Mann, der am besten tanzte weit und breit, und daher den Namen Tanzbodenkönig hatte. Er war ein armer Mensch gewesen und hatte bei einem Holzherren als Knecht gedient; da wurde er auf einmal steinreich; die Einen sagten, er habe unter einer alten Tanne einen Topf voll Geld gefunden, die Andern behaupteten, er habe unweit Dingen im Rhein mit der Stechstange, womit die Flößer zuweilen nach den Fischen stechen, einen Pack mit Goldstücken heraufgefischt, und der Pack gehöre zu dem großen Nibelungenhort, der dort vergraben liegt; kurz, er war auf einmal reich geworden und wurde von Jung und Alt angesehen wie ein Prinz.

An diese drei Männer dachte Kohlenmunkpeter oft, wenn er einsam im Tannenwald saß. Zwar hatten alle drei einen Hauptfehler, der sie bei den Leuten verhaßt machte, es war dieß ihr unmenschlicher Geiz, ihre Gefühllosigkeit gegen Schuldner und Arme, denn die Schwarzwälder sind ein gutmüthiges Völklein; aber man weiß, wie es mit solchen Dingen geht, waren sie auch wegen ihres Geizes verhaßt, so standen sie doch wegen ihres Geldes in Ansehen; denn wer konnte Thaler wegwerfen, wie sie, als ob man das Geld von den Tannen schüttelte?

„So geht es nicht mehr weiter," sagte Peter eines Tages schmerzlich betrübt zu sich; denn Tags zuvor war Feiertag gewesen und alles Volk in der Schenke; „wenn ich nicht bald auf den grünen Zweig komme, so thu ich mir etwas zu Leid; wär' ich doch nur so angesehen und reich, wie der dicke Ezechiel, oder so kühn und so gewaltig, wie der lange Schlurker, oder so berühmt, und könnte den Mustkanten Thaler statt Kreuzer zuwerfen, wie der Tanzbodenkönig! Wo nur der Bursche das Geld her hat?" Allerlei Mittel ging er durch, wie man sich Geld erwerben könne, aber keines wollte ihm gefallen; endlich fielen ihm auch die Sagen von Leuten bei, die vor alten Zeiten durch den Holländer Michel und durch das Glasmännlein reich geworden waren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Deutscher Schützenzug nach der Schweiz.] Das Frankfurter Komite hat über die Schützenfahrt der Deutschen nach La-Chaux-de-Fonds folgende Anordnungen getroffen: Der Zug wird militärisch geordnet und geführt durch einen Kommandanten mit den nöthigen Unterführern. Jeder Theilnehmer erhält eine Karte, welche ihm seinen Platz bei der Eintheilung und bei dem Aufmarsch anweist. Der Zug wird begleitet von einem Intendanten mit den nöthigen Unterbeamten, welche für die Bequartierung in Basel und Chaux-de-Fonds, für die Beschaffung der Eisenbahnplätze und überhaupt, so weit dieß nöthig und möglich, für alle allgemeinen Bedürfnisse der Theilnehmer thunlichst sorgen werden. Der Zug geht Freitag den 10. Juli, Morgens Früh, von Frankfurt a. M. mit der Eisenbahn ab, übernachtet in Basel und gelangt Samstag den 11. Juli von da nach dem Festorte. Die südlicher wohnenden Theilnehmer können sich dem Zug auch noch am 10. Juli auf den Stationen Darmstadt, Heidelberg, Bruchsal, Karlsruhe, Offenburg und Freiburg, und am 11. Juli in Basel und Olten anschließen. Der Zug marschirt nur unter einer einzigen Fahne, der deutschen, welche vom Bundesvorstande besorgt und den Schweizern zum Andenken übergeben wird. Alle Theilnehmer haben mit dem deutschen Schützenhute, mit der Schützenjoppe und in dunkeln Beinkleidern zu erscheinen.

Mannheim im Juni. Sicherm Vernehmen nach hat König Ludwig von Bayern den Wunsch geäußert, für das Iffland-Monument den Schillerplatz bestimmt zu sehen. Der alsdann nöthigen Symmetrie wegen hat sich Se. Majestät geneigt erklärt, der Stadt ein weiteres Monument, das des edlen Frhrn. v. Dalberg, zum Geschenk zu machen, welches auf der anderen Seite des Schiller-Denkmals seine Aufstellung finden würde.

Die Kaiserin Eugenie hat in Betreff der Hoffeste von Fontainebleau eine Ordonnanz erlassen, worin verordnet wird, daß bei den Damenkleidungen jedes einzelne Stück von gleicher Farbe seyn muß; eine Dame, die ein gelbes Kleid trägt, muß mithin auch gelbe Stiefel, Handschuhe, Mäntel, Bänder und Parasol haben. Alle Damen von gleicher Kleidung bilden besondere Gruppen und kein Anzug darf zwe mal getragen werden.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 149 Mittwoch, 24. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Dank für diese Worte. Sie werden ganz sicher einen Mann erfreuen, der mit der Sorgsamkeit und Theilnahme eines Vaters alle Ihre Schritte beobachtet." Natalie reichte ihm die Hand, indem sie mit weicher Stimme hinzufügte: „Entschuldigen Sie mich, wenn ich meine Rolle bei Uebergabe des Briefes schlecht spielte; Doktor Wagner hielt mich für eine bessere Schauspielerin, als er mich ersuchte, Ihnen diese Erinnerung aus dem Todtenreich zu geben und dadurch eine unglückliche Verbindung zu verhindern."

„Aber, Gräfin, ich weiß nicht, auf was Ihre Befürchtungen sich gründen; ich war der einzige, der seine Huldigung der Sängerin nicht darbrachte."

„Das ist wahr, aber der Doktor kannte Ihre frühere Neigung zu ihr, und ich habe genug verstanden, um den Schluß zu ziehen, daß sie noch immer einen großen Einfluß auf Ihr Herz ausübe."

„Ich kann heilig versichern, daß Madame Dorbino nicht gefährlich ist oder war."

„Baron, erinnern Sie sich an das, was Sie mir vor ganz kurzer Zeit sagten."

„Sagte ich Ihnen damals, daß ich Madame Dorbino liebe?"

„Sie sagten damals, daß sie die Frau sei welche Sie unter allen am meisten bewundern und verehren. Sie haben sie auf eine Art vertheidigt, die Ihnen sehr theuer zu stehen kam . . ."

„Ah, Sie kennen also die Geschichte vom blauen Thor?" Lothar runzelte die Brauen.

„Ich habe sie in den Zeitungen gelesen."

„Alle Anwesenden gelobten Stillschweigen und dennoch weiß die ganze Hauptstadt darum. Es schmerzt mich, daß Männer ihr Wort brechen können. Im Uebrigen, Gräfin, kann man ein Frauenzimmer verehren und bewundern, ja sie sogar vertheidigen, ohne daß damit bewiesen ist, daß man sie liebe."

„Ihre Worte setzen mich in Erstaunen und erfreuen mich." Natalie fixirte Lothar.

„Man kann nicht zwei Herren zugleich dienen, Gräfin. Ich liebe die Frau, die mir für die Schiffbrüche meines Ehrgeizes Ersatz gewähren wird, und an deren Seite ich einen Himmel auf Erden zu finden gedenke, zu sehr, als daß ich einer andern huldigen könnte."

„Ah! Sie lieben also . . ."

„Ja, ich der Granitmensch, wie Sie mich nannten, könnte, von einer ganzen Welt verachtet und verstoßen, glücklich leben, wenn ich nur zu ihren Füßen leben dürfte, umkost von ihrer Stimme und bezaubert von ihrem Bilde."

Nataliens Augen ruhten wie festgezaubert auf Lothars jetzt so warmen und lebhaften Gesichtszügen, worin die Kraft einer mächtigen, glühenden Leidenschaft zu lesen stand. Nie war er schöner gewesen, wie in diesem Augenblick. Nataliens Herz bebte von einer eigenthümlichen Unruhe. Die Hoffnung, die treulose Hoffnung, wiegelte ihr in dieser Sekunde so manches bezaubernde und lockende Bild vor.

„Verzeihen Sie Gräfin, daß ich von mir gesprochen habe," begann Lothar wieder, indem er sich erhob; „aber Ihr Interesse für mein Glück hat mich dazu veranlaßt. Ich will daher hinzufügen: Madame Dorbino kann mir nie gefährlich werden, weil ich Ihnen schon morgen meine Braut Schuldfried vorzustellen gedenke."

Lothar küßte der Gräfin kalte Hand und entfernte sich.

* * *

„Verlobt!" sagte Natalie, als Lothar verschwunden war. „Verlobt, er, der einzige Mann, für welchen ich ein anderes Interesse hatte als das der Eitelkeit."

Ihr Blut kam in Gährung; jeder Tropfen verwandelte sich in Galle. Es war nicht Schmerz, sondern ein Gefühl heftigen Verdrusses darüber, daß Lothar es wagte, seine Hoffnung und sein Glück an eine andere zu ketten, als an sie. Sie hatte alle möglichen Mittel angewandt, um ihn zu fesseln, es hatte sogar Augenblicke gegeben, wo sie glaubte, es sei ihr gelungen. In diese ganze Zeit über, die Madame Dorbino in ihrer Gesellschaft zugebracht, hatte Natalie sich damit geschmeichelt, für Lothar einigen Werth zu haben, und jetzt — jetzt sah sie alle ihre Hoffnungen vereitelt. Die verletzte Eitelkeit ist bei einem Frauenzimmer vollkom-

Digitized by Google

men eben so gefährlich, wie die verletzte Eigenliebe bei einem Mann.

Eine Frau, die sich's zur Lebensaufgabe gemacht hat, zu gefallen, einen Hof von aufwartenden Kavalieren zu haben, die ihretwillen kommen und seufzen, verzeihet Alles, außer wenn ihr eine Eroberung nicht gelungen ist. Derselbe Mann, der Gegenstand ihres bezauberndsten Lächelns, ihrer hinreissendsten Blicke gewesen, wird ihr Todfeind, wenn er ihrem Eroberungsversuche widerstanden hat, und sie thut jetzt Alles, um dem Unnahbaren zu schaden. Jedermann weiß, daß die Frau ein Engel ist, wenn sie liebt, aber eine Furie, wenn sie haßt.

Natalie, diese Priesterin der Eitelkeit, der Salonsintriguen und der Koketterie, sie, die niemals Freundschaft, Liebe oder Haß empfunden hatte, wurde jetzt von einem heftigen Verlangen ergriffen, Lothar ein Leid zuzufügen, ihm einen recht bittern Schmerz, eine schwere Demüthigung zu verursachen, ihm eine unheilbare Wunde zu schlagen. Und dann Schuldfried, diese Vermessene, die sich erdreistet, zwischen Natalie und Lothar zu treten, welches Uebel konnte man wohl ihr wünschen, das den Aerger Nataliens aufgewogen hätte? Indeß gehörte die Gräfin nicht zu denjenigen, die unthätig dasitzen und über ihre Verrechnungen nachgrübeln. Nein, sie war vielmehr eine jener eigensinnigen Naturen, die sich vom Widerstand reizen lassen und ihren Gefühlen gerne auf eine thätige Art Luft schaffen.

Nur einige Minuten blieb Natalie, wie von ihrem Aerger betäubt sitzen; dann sprang sie auf und klingelte heftig. Ein Bedienter erschien.

„Spanne meinen bedeckten Wagen an und sahre sogleich zu Doktor Wagner; er möge hierher kommen."

Der Bediente entfernte sich und nun schrieb die Gräfin Folgendes:

„Lieutenant Aberney!

„Ich bin eine schlechte Freundin; ich habe Ihren Interessen übel gedient. Canitz verlobt sich mit Schuldfried. Er wird sie also Ihnen entreißen. Besuchen Sie mich so bald Sie dieses erhalten.

Natalie."

Etwas später erhielt die Gräfin folgendes Schreiben:

„Meine gnädige Gräfin!

Sie, die Sie mit so vieler Güte einen armen Gelehrten umfaßt haben und überdieß dem Liebling des Gelehrten, seiner Nichte, Ihre Freundschaft schenken, werden sich sicherlich nicht der Einladung entziehen, die Verlobung Schuldfrieds mit Lothar Canitz am 4. Juli mit Ihrer Gegenwart zu beehren. Wo Sie auftreten, da erscheinen auch Freude und Liebreiz in Ihrem Gefolge.

„Mit ausgezeichneter Achtung hat die Ehre zu zeichnen

„Ihr gehorsamster Diener

„Victor Aberney."

Natalie zerdrückte diesen Brief mit krampfhafter Heftigkeit, in dem sie murmelte:

„Ich werde kommen, aber ich werde ein ganz anderes Gefolge als Freude in Dein Haus mitbringen, Du scheinheiliger Pedant. Es ist, als wollte er sich an meiner Niederlage erlaben. Auch dieser hochmüthige Sinne muß dadurch niedergedrückt werden, daß er erfährt, wie genau man die Flecken in seiner Familiengeschichte kennt."

Der Doktor erschien jetzt. Das Gesicht des schlauen Polen verrieth einen gewissen Grad von Ungeduld. Das Erste, was er sagte, war:

„Gräfin, was fällt Ihnen ein, daß Sie nach mir schicken, während ich verreist sein soll?"

„Ich konnte nicht anders. Da sehen Sie her!" Natalie reichte ihm den Brief des Professers.

(Fortsetzung folgt.)

Das kalte Herz.

(Fortsetzung.)

So lang sein Vater noch lebte, kamen oft andere arme Leute zum Besuch, und da wurde lang und breit von reichen Menschen gesprochen, und wie sie reich geworden; da spielte nun oft das Glasmännlein eine Rolle; ja, wenn er recht nachsann, konnte er sich beinahe noch des Verslein's erinnern, das man am Tannenbühl in der Mitte des Waldes sprechen mußte, wenn es erscheinen sollte. Es fing an:

Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt,
Dir gehört all' Land, wo Tannen stehn —

Aber er mochte sein Gedächtniß anstrengen, wie er wollte, weiter konnte er sich keines Verses mehr entsinnen. Er dachte oft, ob er nicht diesen oder jenen alten Mann fragen sollte, wie das Sprüchlein heiße; aber immer hielt ihn eine gewisse Scheu, seine Gedanken zu verrathen, ab: auch schloß er, es müsse die Sage vom Glasmännlein nicht sehr bekannt sein und den Spruch müßten nur Wenige wissen, denn es gab nicht viel reiche Leute im Wald, und — warum hatten denn nicht sein Vater und die andern armen Leute ihr Glück versucht? Er brachte endlich einmal seine Mutter auf das Männlein zu sprechen, und diese erzählte ihm, was er schon wußte, kannte auch nur noch die erste Zeile von dem Spruch und sagte ihm endlich, nur Leuten, die an einem Sonntag zwischen elf und zwei Uhr geboren seien, zeige sich das Geistchen. Er selbst würde wohl dazu passen, wenn er nur das Sprüchlein wüßte, denn er sei schon Mittags zwölf Uhr geboren.

Als dieß der Kohlenmunkpeter hörte, war er vor

Digitized by Google

Freude und vor Begierde, dieß Abenteuer zu unternehmen, beinahe außer sich. Es schien ihm hinlänglich, einen Theil des Sprüchleins zu wissen und am Sonntag geboren zu sein, und Glasmännlein mußte sich ihm zeigen. Als er daher eines Tages seine Kohlen verkauft hatte, zündete er keinen neuen Meiler an, sondern zog seines Vaters Staatsdramms und neue rothe Strümpfe an, setzte den Sonntagshut auf, faßte seinen fünf Fuß hohen Schwarzdornstock in die Hand und nahm von der Mutter Abschied; „Ich muß auf's Amt in die Stadt; denn wir werden bald spielen müssen, wer Soldat wird, und da will ich dem Amtmann nur noch einmal einschärfen, daß ihr Wittwe seid, und ich euer einziger Sohn.“ Die Mutter lobte seinen Entschluß, er aber machte sich auf nach dem Tannenbühl.

Der Tannenbühl liegt auf der höchsten Höhe des Schwarzwaldes, und auf zwei Stunden im Umkreis stand damals kein Dorf, ja nicht einmal eine Hütte, denn die abergläubischen Leute meinten, es sei dort unsicher. Man schlug auch, so hoch und prachtvoll dort die Tannen standen, ungern Holz in jenem Revier, denn oft waren den Holzhauern, wenn sie dort arbeiteten, die Aexte vom Stiel gesprungen und in den Fuß gefahren, oder die Bäume waren schnell umgestürzt und hatten die Männer mit umgerissen und beschädigt oder gar getödtet; auch hätte man die schönsten Bäume von dorther nur zu Brennholz brauchen können, denn die Floßherren nahmen nie einen Stamm aus dem Tannenbühl unter ein Floß auf, weil die Sage ging, daß Mann und Holz verunglücke, wenn ein Tannenbühler mit im Wasser sei. Daher kam es, daß im Tannenbühl die Bäume so dicht und so hoch standen, daß es am hellen Tag beinahe Nacht war, und Peter Munk wurde es ganz schaurig dort zu Muth; denn er hörte keine Stimme, keinen Tritt als den seinigen, keine Art; selbst die Vögel schienen diese dichte Tannennacht zu vermeiden.

Kohlenmunkpeter hatte jetzt den höchsten Punkt des Tannenbühls erreicht und stand vor einer Tanne von ungeheurem Umfang, um die ein holländischer Schiffsherr an Ort und Stelle viele hundert Gulden gegeben hätte. „Hier,“ dachte er, „wird wohl der Schatzhauser wohnen,“ zog seinen großen Sonntagshut, machte vor dem Baum eine tiefe Verbeugung, räusperte sich und sprach mit zitternder Stimme: „Wünsche glückseligen Abend, Herr Glasmann.“ Aber es erfolgte keine Antwort, und Alles umher war so still wie zuvor. „Vielleicht muß ich doch das Verslein sprechen,“ dachte er weiter und murmelte:

Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt,
Dir gehört all' Land, wo Tannen stehn —

Indem er diese Worte sprach, sah er zu seinem großen Schrecken eine ganz kleine sonderbare Gestalt hinter der dicken Tanne hervorschauen; es war ihm, als habe er das Glasmännlein gesehen, wie man es beschrieben, das schwarze Wämmschen, die rothen Strümpfchen, das Hütchen, Alles war so, selbst das blasse, aber feine und kluge Gesichtchen, wovon man erzählte, glaubte er gesehen zu haben. Aber ach, so schnell es hervorgeschaut hatte, das Glasmännlein, so schnell war es auch wieder verschwunden! „Herr Glasmann,“ rief nach einigem Zögern Peter Munk, „seid so gütig und haltet mich nicht für'n Narren. — Herr Glasmann, wenn ihr meint, ich habe euch nicht gesehen, so täuscht ihr euch sehr, ich sah euch wohl hinter dem Baum hervorgucken.“ — Immer noch keine Antwort, nur zuweilen glaubte er ein leises, heiseres Kichern hinter dem Baum zu vernehmen. Endlich überwand seine Ungeduld die Furcht, die ihn bis jetzt abgehalten hatte. „Warte, du kleiner Bursche,“ rief er, „dich will ich bald haben,“ sprang mit einem Satz hinter die Tanne, aber da war kein Schatzhauser im grünen Tannenwald, und nur ein kleines zierlich Eichhörnchen jagte an dem Baum hinauf.

Peter Munk schüttelte den Kopf; er sah ein, daß er die Beschwörung bis auf einen gewissen Grad gebracht habe, und daß ihm vielleicht nur noch ein Reim zu dem Sprüchlein fehle, so könne er das Glasmännlein hervorlocken; aber er sann hin, er sann her, und fand nichts. Das Eichhörnchen zeigte sich an den untersten Aesten der Tanne und schien ihn aufzumuntern oder zu verspotten. Es putzte sich, es rollte den schönen Schweif, es schaute ihn mit klugen Augen an, aber endlich fürchtete er sich doch beinahe, mit diesem Thier allein zu sein; denn bald schien das Eichhörnchen einen Menschenkopf zu haben und einen dreispitzigen Hut zu tragen, bald war es ganz wie ein anderes Eichhörnchen und hatte nur an den Hinterfüßen rothe Strümpfe und schwarze Schuhe. Kurz, es war ein lustiges Thier, aber dennoch graute Kohlenpeter, denn er meinte, es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

Mit schnellerem Schritten, als er gekommen war, zog Peter wieder ab. Das Dunkel des Tannenwaldes schien immer schwärzer zu werden, die Bäume standen immer dichter, und ihm fing an so zu g anen, daß er im Trab davon jagte, und erst, als er in der Ferne Hunde bellen hörte und bald darauf zwischen den Bäumen den Rauch einer Hütte erblickte, wurde er wieder ruhiger. Aber als er näher kam und die Tracht der Leute in der Hütte erblickte, fand er, daß er aus Angst gerade die entgegengesetzte Richtung genommen und statt zu den Glasleuten zu den Flözern gekommen sei. Die Leute, die in der Hütte wohnten, waren Holzfäller; ein alter Mann, sein Sohn, der Hauswirth, und einige erwachsene Enkel. Sie nahmen Kohlenmunkpeter, der um ein Nachtlager bat, gut auf, ohne nach seinem Namen und Wohnort zu fragen; gaben ihm Apfelwein zu trinken, und Abends wurde ein großer Auerhahn, die beste Schwarzwälderspeise, aufgesetzt.

Nach dem Nachtessen setzten sich die Hausfrau und

Digitized by Google

ihre Töchter mit ihren Kunkeln um den großen Lichtspan, den die Jungen mit dem feinsten Tannenharz unterhielten, der Großvater, der Gast und der Hauswirth rauchten und schauten den Weibern zu, die Bursche aber waren beschäftigt, Löffel und Gabeln aus Holz zu schnitzeln. Draußen im Wald heulte der Sturm und raste in den Tannen, man hörte da und dort sehr heftige Schläge, und es schien oft, als ob ganze Bäume abgeknickt würden und zusammen krachten. Die furchtlosen Jungen wollten hinaus in den Wald laufen, und dieses furchtbar schöne Schauspiel mit ansehen, ihr Großvater aber hielt sie mit strengem Wort und Blick zurück. „Ich will Keinem rathen, daß er jetzt von der Thür' geht," rief er ihnen zu; „bei Gott, der kommt nimmermehr wieder; denn der Holländer Michel haut sich heute Nacht ein neues G'stalt (Floßgelenk) im Wald."

Die Kleinen staunten ihn an; sie mochten von dem Holländer Michel schon gehört haben, aber sie baten jetzt den Ehni, einmal recht schön von jenem zu erzählen. Auch Peter Munk, der vom Holländer Michel auf der andern Seite des Waldes nur undeutlich hatte sprechen gehört, stimmte mit ein und fragte den Alten, wer und wo er sei. „Er ist der Herr dieses Waldes, und nach dem zu schließen, daß ihr in einem Alter dieß noch nicht erfahren, müßt ihr drüben über dem Tannenbühl oder wohl gar noch weiter zu Hause sein. Vom Holländer Michel will ich euch aber erzählen, was ich weiß, und wie die Sage von ihm geht.

Vor etwa hundert Jahren, so erzählte wenigstens mein Ehni, war weit und breit kein ehrlicheres Volk auf Erden, als die Schwarzwälder. Jetzt, seit so viel Geld im Lande ist, sind die Menschen unredlich und schlecht. Die jungen Burschen tanzen und johlen am Sonntag, und fluchen, daß es ein Schrecken ist; damals war es aber anders, und wenn er jetzt zum Fenster dort herein schaute, so sag ich's und hab' es oft gesagt, der Holländer Michel ist schuld an all dieser Verderbniß. Es lebte also vor hundert Jahr und drüber ein reicher Holzherr, der viel Gesinde hatte; er handelte bis weit in den Rhein hinab, und sein Geschäft war gesegnet, denn er war ein frommer Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus der „Pariser Demi-monde wird der „Kreuz-Zeitung" d. d. 26. Mai berichtet: Madame de K. lebte auf einem großen Fuße, sie besaß ein eigenes Hotel, stattliche Equipagen, sie war jung und von seltener Schönheit und wenn sie erzählte, daß sie die geschiedene Frau eines vornehmen Engländers sey und sich früher in höhern Kreisen bewegt habe, so konnte man ihr Glauben schenken, denn sie zeichnete sich in der That vor den meisten Ihresgleichen durch Feinheit des Benehmens und durch Sinn für geistreiche Unterhaltung aus. Vor einigen Monaten hatte sie die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht, in welchen sie sich leidenschaftlich verliebte, und eine wahre Verzweiflung bemächtigte sich ihrer, als er ihr plötzlich ankündigte, daß er, im Begriffe, sich zu vermählen, sich gezwungen sehe, seine Verbindung mit ihr abzubrechen. Sie versuchte alles Mögliche, um ihn festzuhalten — aber vergebens. Sie schien sich endlich in das Unvermeidliche fügen zu wollen; doch aber hat sie den jungen Mann noch um eine Unterredung, welche auch im Beisein eines Freundes desselben stattfand. Man plauderte lange Zeit heiter und ruhig; aber plötzlich fragte die junge Dame ihn, ob es wirklich sein fester Entschluß sei, sich von ihr zu trennen, und als sie auf diese kategorische Frage eine bejahende Antwort erhalten hatte, eilte sie in ein Nebenzimmer, aus dem sie einige Sekunden später, von Flammen umgeben und mit den Worten: „Voilà votre oeuvre!" wieder hervortrat. Sie hatte selber ihre Kleider angezündet. Aus dem Saale stürzte sie in den Korridor, wo sie ohnmächtig zusammenbrach. Die beiden Herren warfen Decken über sie, um das Feuer zu ersticken; aber die Unglückliche war so verletzt, daß sie zehn Tage darauf und nach unbeschreiblichen Leiden den Geist aufgab. Anfangs wollte sie von einer ärztlichen Hilfe nichts hören; aber es gelang einem Priester, die Selbstmords-Gedanken zu verscheuchen und sie mit der Religion zu versöhnen. Sie legte sogar das Gelübde ab, in ein Kloster zu gehen, wenn sie herzgestellt würde. Die Bemühungen der Aerzte blieben ohne Erfolg; am vorigen Freitag wurde diese moderne Kleopatra beerdigt.

[Sonnenschirmduell!] Im Stadtparke vor Wien fiel in diesen Tagen ein Sonnenschirmduell zwischen zwei elegant gekleideten Damen vor. Die eine fiel zuerst die andere mit Schimpfworten an, welche kräftig erwidert wurden; bald kam es von Worten zu Thaten, die Streiterinnen schlugen mit ihren Sonnenschirmen tapfer auf einander los, bis endlich die eine sich als Besiegte bekannte, indem sie so eilig, wie die wegende Galeere der stattlichen Krinoline es erlaubte, die Flucht ergriff und von der Siegerin noch eine Strecke weit verfolgt wurde.

Redakteur: Hermann Oelschläger. Druck und Verlag der A. Pillardschen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 150 Donnerstag, 25. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Ah, schon so frühe?“ murmelte Wagner. „Das geht über meine Berechnung. Ich glaubte nicht, daß die Widerwärtigkeiten, die im Wege standen, so bald beseitigt werden könnten.“ Der Doktor warf sich in einen Emma, indem er seine gewöhnliche feine Höflichkeit gänzlich vergaß.

„Er wird sehr glücklich werden, nicht wahr?“ sagte Natalie.

„Bewundenswürdig!“ antwortete der Doktor; „dieses Weib hat ein Herz wie Edelstein. Ich habe sie in den bittersten Prüfungen beobachtet, und ich habe nie dieses schöne Gesicht sein zuversichtliches Gewäge verlieren, nie diesen stolzen Nacken sich beugen sehen. Sie hat die Tage der Widerwärtigkeit mit Seelenstärke und Muth ertragen, sie hat mit Kraft und Entschlossenheit in den Gang der Ereignisse eingegriffen. So lange ich ihr Freund war, hatte sie Vertrauen zu mir. Damals war ich selbst ein besserer Mensch. Sie besitzt eine wunderbare Macht über alle, mit denen sie in Berührung kommt; sie könnte den Satan selbst fromm und bescheiden wie ein Lamm machen. Für Canitz gibt es keinen Schmerz, kein Leiden, so lange sie an seiner Seite steht; er wird sehr, sehr glücklich werden.“

Der Doktor stützte den Kopf in seine Hand und murmelte: „Glücklich er, — der Sohn des Henkers der Meinigen!“ Wagner richtete heftig seinen Kopf auf und fügte hinzu: „Nein, und müßte ich mich zu einem Verbrechen erniedrigen, so darf ein Canitz nicht glücklich werden.“

Natalie hatte schweigend dagesessen, in der Erwartung, daß der Doktor noch Einiges hinzufügen würde, aber als dieß nicht geschah, sagte sie:

„Nun, Doktor, werden wir dasjenige und ganz bescheiden das Glück dieser Leute ansehen, ein Glück, das in den Ruinen unserer Pläne aufgeblüht ist?“

„Ich habe noch nie die infame Rolle eines Zuschauers gespielt, wenn Etwas mir unangenehm war. Nein, Gräfin, wer einen Zweck erreichen will, muß auch im Stande sein, Etwas dafür zu wagen. Wir wollen jetzt sehen, ob Sie energisch genug sind, um diesen Grundsatz festhalten zu können.“

„Sie können dessen versichert sein.“

„Gut!“ Der Doktor stand auf, um die Thüre zu schließen, aber in diesem Augenblick trat der Bediente ein und meldete:

„Lieutenant Aberney!“

In der nächsten Minute küßte Tage die Hand der Gräfin, indem er einige Worte von Erkenntlichkeit u. dgl. murmelte. Man konnte ihm leicht ansehen, daß ein verheerender Sturm über sein Inneres gezogen war. —

„Nun, Lieutenant Aberney, Sie werden sich wohl mit Baron Canitz versöhnt haben?“ sagte der Doktor.

„Ja!“ war alles, was Tage antwortete.

„Er verlobte sich mit Schuldfried,“ fiel die Gräfin ein. —

„Auch das ist wahr.“

„Und Sie sind damit zufrieden?“

„Ich kann es nicht hindern.“

„Was würden Sie sagen, Herr Lieutenant, wenn ich diese Vereinigung unmöglich machte?“

„Ich würde sagen, daß dieß nicht im Bereich der Möglichkeit liege.“

„Aber wenn dennoch?“ Die Gräfin sah ihn an.

„Sie sind sehr gütig, Gräfin, daß Sie mir fortwährend so viel Freundschaft zeigen und noch in der letzten Stunde meinen Muth aufrecht erhalten wollen; aber es ist zu spät. O! Sie ahnen nicht, wie unglücklich ich bin.“ Tage fuhr mit der Hand über die Stirne. „Wenn ich doch den Haß zu löschen vermöchte, den ich fortwährend gegen ihn hege! Aber das ist unmöglich.“

„Das Klagen ziemt dem Manne nicht, sondern das Handeln. Wir wollen jetzt hören, was unser Doktor für Heilmittel gegen dieses Uebel da hat. Sagen Sie uns zuerst Ihren Vorschlag,“ fügte die Gräfin gegen Wagner gewendet hinzu.

* * *

Zwei Tage später war Professor Aberneys Wohnung festlich geordnet, um Gäste zu empfangen. Tante Sara, in einem neuen schwarzen Seidenkleid und mit einer nagelneuen Haube, trippelte durch die Zimmer, weinte von Zeit zu Zeit ein Bischen, und seufzte so

Digitized by Google

tief, als hätte sie ein Begräbniß anzuordnen. So oft sie durch den Saal ging, warf sie einen betrübten Blick auf Tages Thüre und murmelte:

„Mein armer Junge! Wollte Gott, dieser schwere Tag wäre vorüber. Ich werde Schuldfried nie das Herzleid verzeihen, das sie ihm bereitet hat. Nein, nie werde ich vergessen, daß sie den Andern vorziehen konnte. Daran ist Viktor Schuld. Ja, so ist's. Er wollte nicht auf meine Warnungen hören." Jetzt wurde das Nastuch hervorgezogen, Sara trocknete ihre Augen und schluchzte ein wenig, aber als sie an die Nase ansetzte, fielen ihre Blicke auf die Lichter und Kronleuchter, und pumps! nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung. „Herr, mein Gott und Schöpfer, wie Lotte die Lichter hineingefleckt hat! So viel ist gewiß wahr, daß man überall dabei sein muß, sonst geht es ganz närrisch zu." Sie nahm einen Stuhl, stellte sich auf ihre Zehen und brachte unter leisem Gebrumme über Unordnung, Unzuverlässigkeit u. dgl. das Vernachlässigte in Ordnung. Just als dieß geschehen war, trat der Professor aus seinem Kabinet und ging durch den Saal nach Tages Zimmer. Tante Sara vertrat ihm geradezu den Weg, und sagte mit einer Stimme, die von Verdruß und Schmerz zitterte:

„Wohin willst Du, lieber Viktor?"

„Zu Tage hinein," lautete die ruhige Antwort.

„Laß den Jungen in Ruhe!" fiel Sara heftig ein und stimmte eine ihrer Thränenmelodien an. „Ich sollte meinen, Du habest ihm die Last schwer genug gemacht. Das sage ich Dir, Viktor, ich hätte nie geglaubt, daß Du Dich so herzlos gegen Tage benehmen würdest, wie Du jetzt gethan hast; davon wie Du mich behandeltest, will ich gar nicht sprechen." Nun ergoß sich eine wahre Thränenfluth, während welcher Sara mit beweglicher Stimme und in sehr hohem Diskant fortfuhr: „Ich bin an schlechte Behandlung so gewöhnt, aber ich hatte mir vorgestellt, daß das Kind, welches Du angenommen, noch auf einige Zärtlichkeit rechnen könne. Der arme Tage, was hat er nicht ausstehen müssen, ohne daß ein freundliches Wort sein Leiden milderte?" Tante Sara mußte wieder mit dem Nastuch hervorrücken. „Und diese schändliche Verlobung, welcher er auf Deinen Befehl anwohnen soll und . . ."

„Jetzt, Tante, könnte es genug sein," fiel Aberney kalt ein. „In einer halben Stunde kommen meine Gäste. Du wirst sie wohl nicht mit Thränen und Schluchzen empfangen wollen. Was Tage betrifft, so habe ich mir nur eines vorzuwerfen, nämlich meine allzu große Nachsicht gegen ihn. Wenn man sich wie er als ein Mensch ohne Ehre und Selbstbeherrschung benimmt, wenn man nichts Anderes als seine egoistischen Wünsche im Auge hat, so ist es Vaterpflicht, eigenen entarteten Sohn mit Gewalt auf die Gebote der Ehre hinzuleiten. Sprich mir nicht von Tage, sondern danke Gott, daß Du ihm zur Seite stehst, denn sonst hätte ich ihn vor allen seinen Kameraden für unwürdig erklärt, meinen Namen zu tragen."

„Um Gotteswillen, was sagst Du?" rief Sara, indem sie erschrocken zu dem Neffen aufschaute.

„Ich sage, daß nur die Rücksicht auf Dich mich abhielt, Tage nach Verdienst zu strafen. Ich glaube ihn jeden schlechten Handlung fähig."

Der Professor ging auf die Thüre zu, legte die Hand an's Schloß und fügte hinzu:

„Er ist das Gegentheil von Lothar Canitz; es gibt keine Art von Edelmuth, welche dieser nicht an meinem unwürdigen Adoptivsohn ausgeübt hätte, dessen einzige Antwort stets ein neuer Verrath an Ehre und Pflicht war."

(Fortsetzung folgt.)

Das kalte Herz.

(Fortsetzung.)

„Kommt eines Abends ein Mann an seine Thür, dergleichen er noch nie gesehen. Seine Kleidung war wie die der Schwarzwälder Burschen, aber er war einen guten Kopf höher als Alle, und man hatte noch nie geglaubt, daß es einen solchen Riesen geben könne. Dieser bittet um Arbeit bei dem Holzherrn, und der Holzherr, der ihm ansah, daß er stark und zu großen Lasten tüchtig sei, rechnet mit ihm seinen Lohn, und sie schlagen ein. Der Michel war ein Arbeiter, wie selbiger Holzherr noch keinen gehabt. Beim Baumschlagen galt er für drei, und wenn sechs am einem End schleppten, trug er allein das andere. Als er aber ein halb Jahr Holz geschlagen, trat er eines Tags vor seinen Herrn und begehrte von ihm: „„Hab jetzt lang genug hier Holz gehackt, und so möcht' ich auch sehen, wohin meine Stämme kommen, und wie wär' es, wenn ihr mich auch 'mal auf den Floß ließet?""

„Der Hausherr antwortete: „„Ich will dir nicht im Weg sein; Michel, wenn du ein wenig hinaus willst in die Welt; zwar beim Holzfällen brauche ich starke Leute wie du bist, auf dem Floß aber kommt es auf Geschicklichkeit an, doch es sei für dießmal.""

„Und so war es; der Floß, mit dem er abgehen sollte, hatte acht Glaich (Glieder), und waren im letzten von den größten Zimmerbalken. Aber was geschah? Am Abend zuvor bringt der lange Michel noch acht Balken an's Wasser, so dick und lang, als man keinen je sah, und jeden trug er so leicht auf der Schulter, wie eine Flözerstange, so daß sich Alles entsetzte. Wo er sie gehauen, weiß bis heute noch Niemand. Dem Holzherrn lachte das Herz, als er dieß sah, denn er berechnete, was diese Balken kosten könnten; Michel

Digitized by Google

aber sagte: „„So, die sind für mich zum Fahren, auf den kleinen Spähnen aber kann ich nicht fortkommen““; sein Herr wollte ihm zum Dank ein Paar Flözerstiefel schenken, aber er warf sie auf die Seite und brachte ein Paar hervor, wie es sonst noch keine gab; mein Großvater hat versichert, sie haben hundert Pfund gewogen und seien fünf Fuß lang gewesen.

„Der Floß fuhr ab, und hatte der Michel früher die Holzbauer in Verwunderung gesetzt, so staunten jetzt die Flözer; denn statt daß der Floß, wie man wegen der ungeheuern Balken geglaubt hatte, langsamer auf dem Fluß ging, flog er, sobald sie in den Neckar kamen, wie ein Pfeil; machte der Neckar eine Wendung, und hatten sonst die Flözer Mühe gehabt, den Floß in der Mitte zu halten und nicht auf Kies oder Sand zu stoßen, so sprang jetzt Michel allemal in's Wasser, rückte mit einem Zug den Floß links oder rechts, so daß er ohne Gefahr vorüberglitt, und kam dann eine gerade Stelle, so lief er auf's erste G'stair vor, ließ Alle ihre Stangen beisetzen, steckte seinen ungeheuren Weberbaum in's Kies, und mit einem Druck flog der Floß dahin, daß das Land und Bäume und Dörfer vorbei zu jagen schienen. So waren sie in der Hälfte der Zeit, die man sonst brauchte, nach Köln am Rhein gekommen, wo sie sonst ihre Ladung verkauft hatten; aber hier sprach Michel: „„Ihr seid mir rechte Kaufleute, und versteht euren Nutzen! Meinet ihr denn, die Kölner brauchen all dieß Holz, das aus dem Schwarzwald kommt, für sich? Nein, um den halben Werth kaufen sie es euch ab und verhandeln es theuer nach Holland. Laßt uns die kleinen Balken hier verkaufen, und mit den großen nach Holland gehen; was wir über den gewöhnlichen Preis lösen, ist unser eigener Profit.““

„So sprach der argliſtige Michel, und die Andern waren es zufrieden; die Einen, weil sie gern nach Holland gezogen wären, es zu sehen, die Andern des Geldes wegen. Nur ein Einziger war redlich und mahnte sie ab, das Gut ihres Herrn der Gefahr auszusetzen, oder ihn um den höheren Preis zu betrügen, aber sie hörten nicht auf ihn und vergaßen seine Worte, allein der Holländer Michel vergaß sie nicht. Sie fuhren auch mit dem Holz den Rhein hinab, Michel leitete den Floß und brachte sie schnell bis nach Rotterdam. Dort bot man ihnen das Vierfache von dem frühern Preis, und besonders die ungeheuren Balken des Michel wurden mit schwerem Geld bezahlt. Als die Schwarzwälder so viel Geld sahen, wußten sie sich vor Freude nicht zu faſſen. Michel theilte ab, einen Theil dem Holzherrn, die drei andern unter die Männer. Und nun setzten sie sich mit Matrosen und anderem schlechten Gesindel in die Wirthshäuſer, verschlemmten und verspielten ihr Geld; den braven Mann aber, der ihnen abgerathen, verkaufte der Holländer Michel an einen Seelenverkäufer, und man hat nichts mehr von ihm gehört. Von da an war den Burschen im Schwarzwald Holland das Paradies, und Holländer Michel ihr König; die Holzherren erfuhren lange nichts von dem Handel und unvermerkt kam Geld, Flüche, schlechte Sitten, Trunk und Spiel aus Holland herauf.

„Der Holländer Michel war, als die Geschichte herauskam, nirgends zu finden, aber todt iſt er auch nicht; seit hundert Jahren treibt er seinen Spuck im Wald, und man sagt, daß er schon vielen behülflich gewesen sei, reich zu werden, aber — auf Kosten ihrer armen Seele, und mehr will ich nicht sagen. Aber so viel iſt gewiß, daß er noch jetzt in solchen Sturmnächten im Tannenbühl, wo man nicht hauen soll, überall die schönſten Tannen aussucht, und mein Vater hat ihn eine vier Schuh dicke umbrechen sehen, wie ein Rohr. Mit diesen beschenkt er Die, welche sich vom Rechten abwenden und zu ihm gehen; um Mitternacht bringen sie dann die G'stair in's Wasser, und er rudert mit ihnen nach Holland. Aber wäre ich Herr und König in Holland, ich ließe ihn mit Kartätschen in den Boden schmettern, denn alle Schiffe, die von dem Holländer Michel auch nur einen Balken haben, müſſen untergehen. Daher kommt es, daß man von so viel Schiffbrüchen hört; wie könnte denn sonst ein schönes, starkes Schiff, so groß als eine Kirche, zu Grunde gehen auf dem Wasser? Aber so oft Holländer Michel in einer Sturmnacht im Schwarzwald eine Tanne fällt, springt eine seiner alten aus den Fugen des Schiffes; das Wasser dringt ein, und das Schiff iſt mit Mann und Maus verloren. Das iſt die Sage vom Holländer Michel, und wahr iſt es, alles Böſe im Schwarzwald schreibt sich von ihm her; o! er kann einen reich machen!“ setzte der Greis geheimnißvoll hinzu, „aber ich möchte nichts von ihm haben; ich möchte um keinen Preis in der Haut des dicken Ezechiel und des langen Schlurckers stecken; auch der Tanzbodenkönig soll sich ihm ergeben haben!“

Der Sturm hatte sich während der Erzählung des Alten gelegt, die Mädchen zündelen schüchtern die Lampen an und gingen weg; die Männer aber legten Peter Munk einen Sack voll Laub als Kopfkiſſen auf die Ofenbank und wünschten ihm gute Nacht.

Kolenmünkpeter hatte noch nie so schwere Träume gehabt, wie in dieser Nacht; bald glaubte er, der fürchterliche Holländer Michel reiße die Stubenfenſter auf und reiche mit seinem ungeheuer langen Arm einen Beutel voll Goldſtücke herein, die er unter einander schüttelte, daß es hell und lieblich klang; bald sah er wieder das kleine, freundliche Glasmännlein auf einer ungeheuren grünen Flasche im Zimmer umherreiten, und er meinte das heiſere Lachen wieder zu hören, wie im Tannenbühl; dann brummte es ihm wieder in's linke Ohr:

„In Holland gibt's Gold,
Könnt's haben, wenn ihr wollt,
Um geringen Sold,
Sold, Sold!“

Digitized by Google

Dann hörte er wieder in sein rechtes Ohr das Liedchen vom Schafhauser im grünen Tannenwald, und eine zarte Stimme flüsterte: „Dummer Kohlenpeter, dummer Peter Munk, kannst kein Sprüchlein reimen auf stehen, und bist doch am Sonntag geboren Schlag zwölf Uhr. Reime, dummer Peter, reime!“

Er ächzte, er stöhnt im Schlaf, er mühte sich ab, einen Reim zu finden; aber da er in seinem Leben noch keinen gemacht hatte, war seine Mühe im Traume vergebens. Als er aber mit dem ersten Frühroth erwachte, kam ihm doch sein Traum sonderbar vor; er setzte sich mit verschränkten Armen hinter den Tisch und dachte über die Einflüsterungen nach, die ihm noch immer im Ohr lagen: „reime, dummer Kohlenmunkpeter, reime,“ sprach er zu sich und pochte mit dem Finger an seine Stirne, aber es wollte kein Reim hervorkommen. Als er noch so da saß, trübe vor sich hinschaute und an den Reim auf stehen dachte, da zogen drei Burschen vor dem Hause vorbei in den Wald, und einer sang im Vorübergehen:

„Am Berge that ich stehen
Und schaute in das Thal,
Da bab ich sie gesehen
Zum allerletztenmal.“

Das fuhr wie ein leuchtender Blitz durch Peters Ohr, und hastig raffte er sich auf, stürzte aus dem Haus, weil er meinte, nicht recht gehört zu haben, sprang den drei Burschen nach und packte den Sänger hastig und unsanft beim Arm. „Halt, Freund,“ rief er, „was habt ihr da auf stehen gereimt? Thut mir die Liebe, und sprecht, was ihr gesungen.“

„Was sicht's dich an, Bursche?“ entgegnete der Schwarzwälder. „Ich kann singen, was ich will, und laß gleich meinen Arm los, oder —“

„Nein, sagen sollst du, was du gesungen hast!“ schrie Peter beinahe außer sich und packte ihn noch fester an; die zwei Andern aber, als sie dieß sahen, zögerten nicht lange, sondern fielen mit derben Fäusten über den armen Peter her und walkten ihn derb, bis er vor Schmerzen das Gewand des Dritten ließ und erschöpft in die Knie sank. „Jetzt hast du dein Theil,“ sprachen sie lachend, und merk' dir, toller Bursche, daß du Leute, wie wir sind, nimmer anfällst auf offenem Wege.“

„Ach, ich will es mir gewißlich merken!“ erwiderte Kohlenpeter seufzend. „Aber so ich die Schläge habe, seid so gut und saget deutlich, was jener gesungen.“

Da lachten sie auf's Neue und spotteten ihn aus; aber der das Lied gesungen, sagte es ihm vor, und lachend und singend zogen sie weiter.

„Also sehen,“ sprach der arme Geschlagene, indem er sich mühsam aufrichtete; „sehen auf stehen, jetzt, Glasmännlein, wollen wir wieder ein Wort zusammen sprechen.“ Er ging in die Hütte, holte seinen Hut und den langen Stock, nahm Abschied von den Bewohnern der Hütte und trat seinen Rückweg nach dem Tannenbühl an. Er ging langsam und sinnend seine Straße, denn er mußte ja einen Vers ersinnen; endlich, als er schon in dem Bereich des Tannenbühls ging und die Tannen höher und dichter wurden, hatte er auch seinen Vers gefunden und machte vor Freuden einen Sprung in die Höhe. Da trat ein riesengroßer Mann in Klötzerkleidung, und eine Stange so lang wie ein Mastbaum in der Hand, hinter den Tannen hervor. Peter Munk sank beinahe in die Knie, als er Jenen langsamen Schrittes neben sich wandeln sah; denn er dachte, das ist der Holländer Michel und kein Anderer. Noch immer schwieg die furchtbare Gestalt, und Peter schielte zuweilen furchtsam nach ihm hin. Er war wohl einen Kopf größer, als der längste Mann, den Peter je gesehen, sein Gesicht war nicht mehr jung, doch auch nicht alt, aber voll Furchen und Falten; er trug ein Wamms von Leinwand, und die ungeheuren Stiefeln, über die Lederbeinkleider heraufgezogen, waren Peter aus der Sage wohlbekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Auf einen von dem Handwerkerverein zu Gumbinnen an Friedrich Rückert bei seinem 75sten Geburtstag gerichteten telegraphischen Gruß ging am 1. Juni folgende eigenhändige Antwort des Dichters ein:

I.

„Was vom Weitesten kommt, hat weitste Wege zu laufen,
Am Willkommensten auch soll's, am Geehrtesten seyn,
Wie dieß von Gumbinnen gekommene Fest-Telegramm mir:
Wie aus heiterer Luft traf der elektrische Strahl
Dort vom nördlichen Rande herein in die südliche Mitte.
Zeit verschlingend und Raum, zuckte der sündende Gruß.
Daß dort wackere Deutsche die Gränzhut gegen die Fremde
Halten, ich seh's, wie sie hoch halten den deutschen Gesang.

II.

„Mit Handwerkervereinen vereinete Sängervereine
Stellen das Nützliche dar, dem sich das Schöne gesellt.
Doch Handwerkerverein ist mehr als Sängervereinung:
Nicht mit Gesang, mit der Hand wirkt man gedeihliches Werk.
Nicht mit Gesang, mit der Hand arbeitet man, säet und erntet;
Nicht mit Gesang, mit der Hand werden die Waffen geführt,
Nicht mit Gesang, mit der Hand ist der Zukunft
Heil zu begründen,
Dir, Handwerkerverein, bin' ich die Hand im Gesang.

Neuseß, bei Koburg, 21. Mai 1863.

Friedrich Rückert.“

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der L. Mailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 151 Freitag, 26. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Aberney öffnete die Thüre. Er fand Tage einige Schritte davon stehend, bleich, mit hochgehaltenem Kopfe. Aberney schloß die Thüre wieder und Tage sagte langsam:

„Also nur die Rücksicht auf Tante Sara hat Dich abgehalten, Deinen unwürdigen Adoptivsohn zu bestrafen, den Du jeder Schlechtigkeit fähig glaubst? Ich bin also so tief in Deiner Achtung gesunken, Papa?"

„Ja," antwortete der Professor.

„Du hältst mich für einen erbärmlichen Egoisten ohne Ehre und Glauben?"

„Denn Benehmen war von dieser Art."

„Ich bin ein elender, schwacher Tropf, ohne allen moralischen Muth, ohne alle Selbstbeherrschung?"

„Das bist Du."

„Die Vergangenheit hat mich als solchen gezeigt." Tage fuhr mit seinen beiden Händen an seine Stirne und drückte seine Schläfe. „Ja, diese Hölle von Neid, Eifersucht, von wilden und zügellosen Wünschen, von brennender Liebe und verzehrenden Leidenschaften, Alles das hat mich wirklich in einen beklagenswerthen Menschen umgewandelt."

Er warf sich in einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Und gleichwohl," sagte Aberney mit Ernst, „warst Du der Gegenstand, an den meine Hoffnungen sich knüpften. Als ich am ersten Morgen, wo du unter meinem Dache schliefest, an Deinem Lager stand und Dein frisches, offenes Gesicht betrachtete, da erblickte ich in Dir die Freude meines Alters, seine Ehre und seinen Stolz. Ich gab Dir meinen Namen in der vollen Ueberzeugung, daß Du ihm Ehre machen würdest; aber man hat Unrecht, wenn man seine Hoffnung auf Adoptivkinder baut; sie halten selten, was sie versprechen."

Tage saß unbeweglich da. Es entstand eine längere Pause. Endlich erhob sich Tage und reichte mit tiefer Bewegung und einem demüthigen Ausdruck dem Vater die Hand.

„Papa, ich weiß, daß ich den Erwartungen, wozu Du berechtigt warst, schlecht entsprochen habe. Ich war ein williger Sklave meiner Leidenschaften, und zwar in dem Grad, daß ich mich schämen würde, wenn Du eine Ahnung davon hättest; aber das ist jetzt vorbei. O! ich werde den Eindruck nie vergessen, den Deine Aeußerungen gegen Tante Sara auf mich machten. Vergiß die Vergangenheit; die Zukunft soll sie sühnen!"

Der Professor ergriff schweigend des Sohnes Hand und drückte sie. Tage fuhr fort: „Die Umwälzung, die in meinem Schicksal stattgefunden, die gänzliche Vereitlung aller meiner Wünsche und Hoffnungen, die eine Folge davon war, hat mich meine eigene Schwäche und alle Elemente des Bösen, die sich in meinem Innern vorfinden, kennen gelehrt. Ich weiß jetzt, daß es mir, wenn ich hier bleibe und dem Glücke anwohne, das mein hätte sein können, wenn das Schicksal es gewollt hätte, niemals gelingen wird, Macht über meine schlimmeren Wünsche zu erhalten. Genug, ich muß fort, weit von hier — so daß nicht einmal meine Ohren von dem Klange der Namen getroffen werden, welche im Stande sind, böse Gedanken und Gefühle in meinem Innern zu erwecken."

„Dieß billige ich vollkommen. Was Du jetzt wünschest, wollte ich Dir vorschlagen. Du mußt jedoch vorher zeigen, daß Du ein Mann sein kannst, nachdem Du ein schwacher Sklave gewesen. Meine Achtung und mein Vertrauen zu Deinen bessern Vorsätzen werden lediglich davon abhängen, wie Du Dich während der Zeit, die Du noch hier bist, benimmst."

„Du sollst zufrieden sein, Papa."

„Der Kommandeur Z.," sagte Tante Sara, indem sie die Thüre aufdrückte.

Eine Stunde später waren die Gäste versammelt. Sie bestanden aus Lothars Vorgesetzten und Kameraden, so wie einigen Familien, mit denen der Professor verwandt oder befreundet war. Nur Gräfin Natalie fehlte. Lothar und Schuldfried waren so schön, daß es eine Freude war, sie anzusehen. Das Glück ist das beste Schönheitsmittel. Tage war bleich und still, zeigte aber eine Ruhe und Selbstbeherrschung, die Aberney im höchsten Grade überraschte und Sara dermaßen rührte, daß sie schnell hinausgehen und ein Bischen weinen mußte. Schuldfried lächelte so freundlich gegen Tage und sah ihn mit so herzlicher Güte und Milde an, daß er ihren Verlust nur noch tiefer zu empfinden

Digitized by Google

meinte. Er scheute sich in Lothars edles Gesicht zu schauen; er wußte, daß der Anblick des Glückes, das darin stand, nur seinen Zorn wecken und ihn in den dunkeln Strom der Eifersucht zurückwerfen würde.

Die Gräfin Reinstein wurde angemeldet. Tage sprach eben mit Schuldfried. Sämmtliche Anwesenden wandten sich beim Klange dieses Namens um und blickten nach der Thüre.

Natalie trat ein. Sie war äußerst einnehmend. Gleich Schuldfried trug sie ein weißes Seidenkleid mit einer Garnitur von Blumen.

Ueber Lothars Züge flog eine dunkle Röthe des Verdrusses, als er sah, daß Natalie mit seiner Braut gleich gekleidet war. Der Professor begrüßte die Gräfin äußerst verbindlich, und Natalie erwiderte seinen Gruß mit heiterem Scherz. Sie war unwiderstehlich einnehmend.

Tages Blicke waren hartnäckig auf sie gerichtet. Die Wolke auf seiner Stirne lichtete sich. Sie liebte ihn, diese verführerische Frau, vor deren Liebreiz und Geist jeder seine Ranchopfer anzündete. Eine solche Gewißheit mußte die Macht haben, ein Lieutenantsherz zu trösten. Endlich, als der Augenblick günstig war, näherte er sich ihr.

„Sie sind heute Schuldfried ähnlicher als je," bemerkte er mit einem Blick der Bewunderung.

„Wenn es so ist, so sind meine Bemühungen gelückt; aber gleichwohl werden die Liebhaber Fridas sie nicht eine Stunde lang über mir vergessen." Natalie warf Tage einen höchst gefährlichen Blick zu.

„Gräfin, wenn es so ist, so liegt das Unglück nur darin, daß man Sie nicht zuerst gesehen hat. In diesem Fall hätte man Sie nicht über Schuldfried vergessen können."

Natalie betrachtete Tages Gesicht. Es war ernst, und es lag darin Etwas, was ihr sagte, daß er wirklich so dachte, wie er sprach. Natalie beugte sich näher zu ihm und flüsterte:

„Sie haben doch nicht vergessen?"

„Ich vergesse nie."

„Und heute Abend?"

„Bin ich auf meinem Posten."

„Gut."

Einige Herren näherten sich der Gräfin; man begann von ganz gleichgiltigen Dingen zu reden. Das Gespräch wurde ungemein lebhaft. Lieutenant Steen, der vor Kurzem in England gewesen, erzählte verschiedene merkwürdige Verbrechergeschichten. Natalie nöthigte Schuldfried neben ihr Platz zu nehmen. Der Professor befand sich auch in der Gruppe, welche die Gräfin umgab. Lothar stand hinter Schuldfrieds Stuhl.

(Fortsetzung folgt.)

Das kalte Herz.

(Fortsetzung.)

„Peter Munk, was thust du im Tannenbühl?" fragte der Waldkönig endlich mit tiefer, dröhnender Stimme.

„Guten Morgen, Landsmann," antwortete Peter, indem er sich unerschrocken zeigen wollte, aber heftig zitterte. „Ich will durch den Tannenbühl nach Haus zurück."

„Peter Munk," erwiderte Jener und warf einen stechenden furchtbaren Blick nach ihm herüber, „dein Weg geht nicht durch diesen Hain."

„Nun, so gerade just nicht," sagte Jener, „aber es macht heute warm, da dachte ich, es wird hier kühler sein."

„Lüge nicht, du Kohlenpeter!" rief Holländer Michel mit donnernder Stimme, „oder ich schlage dich mit der Stange zu Boden; meinst, ich habe dich nicht belleln sehen bei dem Kleinen?" setzte er sanft hinzu. „Geh, geh, das war ein dummer Streich, und gut ist es, daß du das Sprüchlein nicht wußtest; er ist ein Knauser, der kleine Kerl, und gibt nicht viel, und wem er gibt, der wird seines Lebens nicht froh. — Peter, du bist ein armer Tropf und dauerst mich in der Seele; so ein munterer, schöner Bursche, der in der Welt etwas anfangen könnte, und sollst Kohlen brennen! Wenn Andere große Thaler oder Dukaten aus den Aermeln schütteln, kannst du kaum ein Paar Sechser aufwenden; 's ist ein ärmlich Leben!"

„Wahr ist's; und Recht hast ihr; ein elendes Leben."

„Na, mir soll's nicht darauf ankommen," fuhr der schreckliche Michel fort; „hab schon manchem braven Kerl aus der Noth geholfen, und du wärest nicht der Erste. Sag einmal, wie viel hundert Thaler brauchst du für's Erste?"

Bei diesen Worten schüttelte er das Geld in seiner ungeheuren Tasche untereinander, und es klang wieder, wie diese Nacht im Traum. Aber Peters Herz zuckte ängstlich und schmerzhaft bei diesen Worten, es wurde ihm kalt und warm, und der Holländer Michel sah nicht aus, wie wenn er aus Mitleid Geld wegschenkte, ohne etwas dafür zu verlangen. Es fielen ihm die geheimnißvollen Worte des alten Mannes über die reichen Menschen ein, und von unerklärlicher Angst und Bangigkeit gejagt, rief er: „Schön Dank, Herr! Aber mit euch will ich nichts zu schaffen haben, und ich kenne euch schon," und lief, was er laufen konnte. — Aber der Waldgeist schritt mit ungeheuren Schritten neben ihm her und murmelte dumpf und drehend: „Wirst's noch bereuen, Peter, auf deiner Stirne steht's geschrieben, in deinem Auge ist's zu lesen: du entgehst mir nicht, — Lauf nicht so schnell, höre nur noch ein vernünftig

Digitized by Google

Wort, dort iſt ſchon meine Grenze.“ Aber als Peter dieß hörte und unweit vor ihm einen kleinen Graben ſah, beeilte er ſich nur noch mehr, über die Grenze zu kommen, ſo daß Michel am Ende ſchneller laufen mußte und unter Flüchen und Drohungen ihn verfolgte. Der junge Mann ſetzte mit einem verzweifelten Sprung über den Graben, denn er ſah, wie der Waldgeiſt mit ſeiner Stange ausholte und ſie auf ihn niederſchmettern laſſen wollte; er kam glücklich jenſeits an, und die Stange zerſplitterte in der Luft, wie an einer unſichtbaren Mauer, und ein langes Stück fiel zu Peter herüber.

Triumphirend hob er es auf, um es dem groben Holländer Michel zuzuwerfen; aber in dieſem Augenblick fühlte er das Stück Holz in ſeiner Hand ſich bewegen, und zu ſeinem Entſetzen ſah er, daß es eine ungeheure Schlange ſei, was er in der Hand hielt, die ſich ſchon mit geifernder Zunge und mit blitzenden Augen an ihm hinaufbäumte. Er ließ ſie los, aber ſie hatte ſich ſchon feſt um ſeinen Arm gewickelt und kam mit ſchwankendem Kopf ſeinem Geſichte immer näher; da rauſchte auf einmal ein ungeheurer Auerhahn nieder, packte den Kopf der Schlange mit dem Schnabel, erhob ſich mit ihr in die Lüfte, und Holländer Michel, der dieß Alles von dem Graben aus geſehen hatte, heulte und ſchrie und raſte, als die Schlange von einem Gewaltigern entführt ward.

Erſchöpft und zitternd ſetzte Peter ſeinen Weg fort; der Pfad wurde ſteiler, die Gegend wilder, und bald fand er ſich an der ungeheuren Tanne. Er machte wieder wie geſtern ſeine Verbeugungen gegen das unſichtbare Glasmännlein und hub dann an:

Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
Biſt ja ein viel hundert Jahre alt,
Dein iſt all' Land, wo Tannen ſtehen
Läßt dich nur Sonntagskindern ſehen.

„Haſt's zwar nicht ganz getroffen, aber weil du es biſt, Kohlenmunkpeter, ſo ſoll es hingehen,“ ſprach eine zarte, feine Stimme neben ihm. Erſtaunt ſah er ſich um, und unter einer ſchönen Tanne ſaß ein kleines, altes Männlein in ſchwarzem Wamms und rothen Strümpfen, und den großen Hut auf dem Kopf. Er hatte ein feines, freundliches Geſichtchen und ein Bärtchen ſo zart wie aus Spinnweben; er rauchte, was ſonderbar anzuſehen war, aus einer Pfeife von blauem Glas, und als Peter näher trat, ſah er zu ſeinem Erſtaunen, daß auch Kleider, Schuhe und Hut des Kleinen aus gefärbtem Glas beſtanden; aber es war geſchmeidig, als ob es noch heiß wäre, denn es ſchmiegte ſich wie ein Tuch nach jeder Bewegung des Männleins.

„Du haſt dem Flegel begegnet, dem Holländer Michel?“ ſagte der Kleine, indem er zwiſchen jedem Worte ſonderbar hüſtelte. „Er hat dich recht ängſtigen wollen, aber ſeinen Kunſtprügel habe ich ihm abgejagt, den ſoll er nimmer wieder kriegen.“

„Ja, Herr Schatzhauſer,“ erwiderte Peter mit einer tiefen Verbeugung, „es war mir recht bange. Aber ihr ſeid wohl der Herr Auerhahn geweſen, der die Schlange todt gebiſſen; da bedanke ich mich ſchönſtens. — Ich komme aber, um mir Raths zu erholen bei euch; es geht mir gar ſchlecht und hinderlich, ein Kohlenbrenner bringt es nicht weit, und da ich noch jung bin, dächte ich doch, es könnte noch was Beſſeres aus mir werden; und wenn ich oft Andere ſehe, wie weit die es in kurzer Zeit gebracht haben: wenn ich nur den Ezechiel nehme und den Tanzbodenkönig; die haben Geld wie Heu.“

„Peter,“ ſagte der Kleine ſehr ernſt, und blies den Rauch aus ſeiner Pfeife weit hinweg; „Peter, ſag' mir nichts von dieſen. Was haben ſie davon, wenn ſie hier ein paar Jahre dem Schein nach glücklich und dann nachher deſto unglücklicher ſind? Du mußt dein Handwerk nicht verachten; dein Vater und Großvater waren Ehrenleute und haben es auch getrieben, Peter Munk! Ich will nicht hoffen, das es Liebe zum Müßiggang iſt, was dich zu mir führt.“

Peter erſchrack vor dem Ernſt des Männleins und erröthete. „Nein,“ ſagte er, „Müßiggang, weiß ich wohl, Herr Schatzhauſer im Tannenwald, Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, aber das könnt ihr mir nicht übel nehmen, wenn mir ein anderer Stand beſſer gefällt, als der meinige. Ein Kohlenbrenner iſt halt ſo gar etwas Geringes auf der Welt, und die Glasleute und Filzer und Uhrmacher und Alle ſind angeſehener.“

„Hochmuth kommt oft vor dem Fall,“ erwiderte der kleine Herr vom Tannenwald etwas freundlicher; „ihr ſeid ein ſonderbar Geſchlecht, ihr Menſchen; ſelten iſt einer mit dem Stand ganz zufrieden, in dem er geboren und erzogen iſt, und was gilt's, wenn du ein Glasmann wärſt, möchteſt du gern ein Holzherr ſein, und wärſt du Holzherr, ſo ſtünde dir des Förſters Dienſt oder des Amtmanns Wohnung an? Aber es ſei; wenn du verſprichſt, brav zu arbeiten, ſo will ich dir zu etwas Beſſerem verhelfen, Peter. Ich pflege jedem Sonntagskind, das ſich zu mir zu finden weiß, drei Wünſche zu gewähren. Die erſten zwei ſind frei. Den dritten kann ich verweigern, wenn er thöricht iſt. Se wünſche dir alſo jetzt etwas. Aber — Peter, etwas Gutes und Nützliches.“

„Heiſa! Ihr ſeid ein treffliches Glasmännlein, und mit Recht nennt man euch Schatzhauſer, denn bei euch ſind die Schätze zu Hauſe. Nu — und alſo dauf ich wünſchen, wornach mein Herz begehrt, ſo will ich denn für's Erſte, daß ich noch beſſer tanzen könne, als der Tanzbodenkönig, und immer ſo viel Geld in der Taſche habe, als der dicke Ezechiel.“

„Du Thor!“ erwiderte der Kleine zürnend. „Welch ein erbärmlicher Wunſch iſt dieß, gut tanzen zu können, und Geld zum Spiel zu haben! Schämſt du dich nicht, dummer Peter, dich ſelbſt ſo um dein Glück zu betrügen? Was nützt es dir und deiner armen Mutter, wenn du tanzen kannſt? Was nützt dir dein Geld, das

Digitized by Google

nach deinem Wunsch nur für das Wirthshaus ist, und wie das des elenden Tanzbodenkönigs dort bleibt? Dann hast du wieder die ganze Woche nichts und darbst wie zuvor. Noch einen Wunsch gebe ich dir frei, aber sieh dich vor, daß du vernünftiger wünschest."

Peter kratzte sich hinter den Ohren und sprach nach einigem Zögern: „Nun, so wünsche ich mir die schönste und reichste Glashütte im ganzen Schwarzwald mit allem Zugehör und Geld, sie zu leiten."

„Sonst nichts?" fragte der Kleine mit besorglicher Miene. „Peter, sonst nichts?"

„Nun — ihr könnt noch ein Pferd dazuthun und ein Wägelchen —"

„O, du dummer Kohlenmunkpeter!" rief der Kleine, und warf seine gläserne Pfeife im Unmuth an eine dicke Tanne, daß sie in hundert Stücke sprang. „Pferde? Wägelchen? Verstand, sag' ich dir, Verstand, gesunder Menschenverstand und Einsicht hättest du dir wünschen sollen, aber nicht Pferdchen und Wägelchen. Nun, werde nur nicht so traurig, wir wollen sehen, daß es auch so nicht zu Deinem Schaden ist; denn der zweite Wunsch war im Ganzen nicht thöricht. Eine gute Glashütte nährt auch ihren Mann und Meister, nur hättest du Einsicht und Verstand dazu mitnehmen können, Wagen und Pferde wären dann wohl von selbst gekommen."

„Aber, Herr Schatzhauser," erwiderte Peter, „ich habe ja noch einen Wunsch übrig. Da könnte ich ja Verstand wünschen, wenn er mir so überaus nöthig ist, wie ihr meint."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Unglücksfall.] Der letzte Renntag in Berlin ist nicht ohne erhebliche Unglücksfälle verlaufen. Als nämlich bei dem Hürdenrennen die ziemlich dicht neben einander die Rennbahn durchfliegenden Reiter eine der gezogenen Barrieren nehmen wollten, stürzten von den elf Reitern sechs, so daß Anfangs eine gräßliche Verwirrung unter den über- und nebeneinander stürzenden Reitern und Pferden entstand. Drei von den Pferden liefen ohne Reiter davon, wogegen das eine neben seinem Reiter liegen blieb. Das Pferd war auf der Stelle todt und der Reiter mußte, schwer am Kopf und an den Beinen beschädigt, bewußtlos von der Rennbahn getragen und sofort nach Bethanien gebracht werden. Während natürlich sofort ungeheure Massen von Zuschauern nach der Rennbahn eilten und den gestürzten Reiter und das todte Pferd umstanden, jagten plötzlich die, beim Bauernreiten betheiligten Reiter im Fluge heran und unaufhaltsam mitten durch die versammelten Menschen, glücklicher Weise ohne Jemand zu beschädigen.

[Photographie des Sultans.] In Konstantinopel wird das Unerhörte geschehen: der Sultan wird sich photographiren lassen und das Bild des Padischah zum Gemeingut machen. 80,000 Petitionäre haben ihn darum in einer nahezu 200 Fuß langen Petition gebeten, die von 60 Delegirten vor dem kaiserlichen Palast bei den süßen Wassern dem Großherrn auf einer Wiese überreicht und entrollt wurde. In regelmäßigen Zwischenräumen aufgestellt, hielten die Petitionäre an Schnüren das bemerkenswerthe Aktenstück, in welchem der Sultan der edelste und geliebteste aller Herrscher genannt wird. Den Delegirten wurde die Genugthuung zu Theil, daß der Sultan ihre Bitte huldvoll beantwortete. Die gewünschten Photographieen werden angefertigt werden und baldigst zur Vertheilung gelangen.

[Eine Blamage der „Times".] Als Kuriosum mag eine Bemerkung angeführt werden, welche die „Times" in einer Besprechung des Gounod'schen „Faust" fallen läßt. Es heißt da: „durch diese Oper würden die Deutschen selbst immer mehr und mehr vertraut mit den Hauptpersonen, den hervorragendsten Zwischenfällen und selbst mit einem Theile des philosophischen Grundgedankens jenes großartigen Drama's eines der größten Dichter." So hat denn der Goethe'sche „Faust" seit seiner Entstehung wohl ein Schlummerleben in verstaubten Repositorien geführt und erwacht erst jetzt, Dank der Gounod'schen Muse, zur wahrhaften Existenz.

[Eine große Meyerei.] Bei der am 8. Juli stattgehabten Ergänzungswahl für die Repräsentanten-Versammlung der Berliner jüdischen Gemeinde waren zweiundzwanzig Personen, und zwar elf Repräsentanten und elf Stellvertreter zu wählen. Wie als ein Kuriosum erzählt wird, hat sich unter den bis jetzt skrutinirten Stimmzetteln einer befunden, welcher mit den Namen von zweiundzwanzig Meyer's, in der Reihenfolge wie das gedruckte Mitglieder-Verzeichniß sie aufführt, ausgefüllt war.

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der K. Hallberg'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 152 Samstag, 27. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

„Während meines Aufenthaltes in Bremen," erzählte die Gräfin, „sah ich den Kopf einer sehr berüchtigten Giftmischerin, Namens Margreth Gottfried, fallen. Die Herrschaften werden wohl von ihr gehört haben?"

Die Frage wurde von den Meisten bejaht, und man erzählte von den merkwürdigen Schicksalen der berüchtigten Giftmischerin.

„Als ich vor einigen Jahren durch den mittleren Theil Schwedens reiste," fuhr Natalie fort, „erzählte man mir eine merkwürdige und traurige Geschichte, die sich vor einigen Jahrzehnten dort zugetragen hat. Sie war so betrübter Art, daß ich nie von einer Vergiftung hören kann, ohne mich daran zu erinnern."

„Es war also eine Vergiftungsgeschichte?" sagte Jemand im Kreise.

„Ja, auf eine gewisse Art." Jetzt erhob Natalie ihre Augen und heftete sie auf Lothar, der fortwährend an Schuldfrieds Stuhl gelehnt stand und folglich seinen Platz der Gräfin gegenüber hatte. Etwas in ihrem Gesichtsausdruck gab Lothar eine Ahnung, daß sie etwas Unangenehmes sagen würde. Natalie fuhr fort:

„In der Gegend soll ein junger und beliebter Landrichter gewesen sein, der sich nachdem er einige Jahre lang mit Ehren sein Amt verwaltet, erschoß."

„Und die Ursache?" fragte man.

„War höchst betrübt." Nataliens Blick wanderte jetzt von Lothar nach Schuldfried. „Es wurde entdeckt, daß die Frau des Landrichters, die Wittwe seines eigenen Bruders, ihren ersten Mann vergiftet hatte und . . ."

„Die Baronin Canitz!" meldete man.

Natalie verstummte schnell. Lothar fuhr zusammen, und Schuldfried, die bei Nataliens letzten Worten todtenblaß geworden, warf einen erschrockenen Blick auf Lothar.

„Die Baronin Canitz, wer ist sie?" fragte man flüsternd. Alle Blicke richteten sich mit gespanntem Interesse auf die Thüre. Der Professor war nebst Tante Sara, die sich mehreremale schneuzte, um ihre Contenance zu behaupten und nicht weinen zu müssen, der Ankommenden entgegen geeilt.

Er führte eine stattliche ältere Dame ein, mit einem Aeußern, das noch Spuren von Schönheit verrieth, da die großen dunklen Augen einen eigenthümlichen Zug über das Gesicht verbreiteten. Jeder Zug verkündete ein Leben voll tiefer und bitterer Leiden.

„Meine Cousine, Frau Canitz," präsentirte der Professor, „die Mutter des Barons Canitz und auch meines Adoptivsohnes Tage Aberney, welchen sie gütigst mir zur Erziehung als eigener Sohn anvertraut hat."

Die Ueberraschung war allgemein. Auch Tage und Lothar waren erstaunt. Auf das Auftreten der Mutter waren sie ganz und gar nicht vorbereitet. Lothar und Schuldfried gingen zur Baronin vor.

„Meine Braut!" sagte Lothar. Die Stimme war aufgeregt und sein Blick ruhte zärtlich auf der Mutter.

Die Baronin umarmte Schuldfried und flüsterte: „Gott segne Dich, meine Tochter!"

Tage war unbeweglich an einem Fenster stehen geblieben. Der Blick der Baronin suchte jedoch sogleich den jüngsten Sohn. Vielleicht fing Tage diesen Blick auf, vielleicht auch flüsterte Etwas in seinem Innern ihm zu, was seine Schuldigkeit war. Nach kurzem Zögern ging auch er zur Mutter vor. Lothar zog sich zurück und Schuldfried blickte weg. Tage war aufgeregt. Es war jetzt das Zweitemal in seinem Leben, daß er vor derjenigen stand, welcher er sein Leben zu verdanken hatte. Er vermochte kein Wort zu sagen, so überwältigt war er von tausend widerstreitenden Gefühlen. Er ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen. Als er das gebeugte Haupt wieder aufrichtete, umarmte ihn die Baronin, indem sie flüsterte:

„Gott segne Dich, mein geliebtes Kind!" Die Worte wurden von keinem Andern gehört, als von Demjenigen, an den sie gerichtet waren.

Nachdem man sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, kam das Gespräch wieder in Gang. Tante Sara, die Baronin, und Schuldfried unterhielten sich zusammen. Natalie saß in ihren Stuhl zurückgelehnt und hörte mit zerstreuter Miene zu, was Lieutenant Steen und eine Dame sagten. Die Konversation war nicht besonders lebhaft. Der Professor ließ sich neben der Gräfin nieder.

Digitized by Google

„Sie wurden," sagte Aberney verbindlich, „mitten in Ihrer Erzählung von dem jungen Richter unterbrochen. Das war Schade. Ich vermuthe, daß die Geschichte einen psychologischen Werth hatte, wie die meisten Verbrecherhistorien."

Bei diesen Worten Aberneys wandte sich Schuldfried heftig um, als hätte sie durch diese Bewegung fragen wollen, was ihm denn einfalle, daß er das Gespräch auf diesen Gegenstand zurückführe. Ob der Professor diese Bewegung beachtete oder nicht, ist ungewiß; genug, er fuhr fort:

„Kennen Sie den Namen des Landrichters?"

„Ich habe ihn gehört, aber vergessen," antwortete Natalie mit einer eigenthümlichen Betonung.

„Wirklich? Dann bin ich glücklicher: denn der Unglückliche, der sich erschoß, war mein Bruder, Madame Dorbinos Vater und der Schwager der Baronin Edith Canitz."

Natalie wurde dunkelroth.

„Die arme hinterlassene Wittwe, von welcher Sie sagten, daß sie ihren ersten Mann umgebracht habe, war, wie Frau Canitz, meine Cousine. Ihr erster Mann war ebenfalls mein Bruder. Sie dürften also, meine gnädige Gräfin, einsehen, daß ich besser als irgend Jemand die Ursachen des Todes meiner beiden Brüder kenne. Ich kann daher ganz dreist erklären, daß jede Anklage gegen meine verstorbene Schwägerin, als ob sie den Tod eines ihrer Männer verschuldet hätte, falsch ist. Es ist etwas gewagt, Jemand als schuldig anzunehmen, den das Gesetz unangetastet läßt. Man riskirt da immer, daß man sich zum Verbreiter eines unwahren Gerüchtes macht."

Natalie fühlte sich gedemüthigt, antwortete aber mit ihrem kindlichsten Lächeln:

„Sie haben Recht, bester Professor, und darum vergesse ich immer die Namen der Personen, die in den Ereignissen, welche ich erzähle, eine Rolle spielen. Dieß hat das Gute, daß man sich niemals kompromittirt.

„Eine liebenswürdige Gewohnheit, wie alle Ihre Gewohnheiten sind."

„Du alter Fuchs!" dachte Natalie. „Du heißt mit Schmeicheleien, damit ich nicht merken soll, daß Du mich gekraft hast."

Man souplirte und endlich brach man auf.

(Fortsetzung folgt.)

Das kalte Herz.

(Fortsetzung.)

„Nichts da. Du wirst noch in manche Verlegenheit kommen, wo du froh sein wirst, wenn du noch einen Wunsch frei hast. Und nun mache dich auf den Weg nach Hause. Hier sind," sprach der kleine Tannengeist, indem er ein kleines Beutelein aus der Tasche zog, „hier sind zweitausend Gulden, und damit genug, und komm' mir nicht wieder, um Geld zu fordern, denn damit müßte ich dich an die höchste Tanne aufhängen. So hab' ich's gehalten, seit ich in dem Wald wohne. Vor drei Tagen aber ist der alte Winkfritz gestorben, der die große Glashütte gehabt hat im Unterwald. Dorthin gehe morgen frühe und mache ein Bot auf das Gewerbe, wie es recht ist. Halt dich wohl, sei fleißig, und ich will dich zuweilen besuchen, und dir mit Rath und That an die Hand gehen, weil du dir noch keinen Verstand erbeten. Aber, und das sag' ich dir ernstlich, dein erster Wunsch war böse. Nimm dich in Acht vor dem Wirthshauslaufen, Peter! 's hat noch bei Keinem lange gut gethan." Das Männlein hatte, während es dieß sprach, eine neue Pfeife vom schönsten Beinglas hervorgezogen, sie mit gedörrten Tannenzapfen gestopft und in den kleinen, zahnlosen Mund gesteckt. Dann zog er ein ungeheures Brennglas hervor, trat in die Sonne und zündete seine Pfeife an. Als er damit fertig war, bot er dem Peter freundlich die Hand, gab ihm noch ein paar gute Lehren auf den Weg, rauchte und blies immer schneller und verschwand endlich in einer Rauchwolke, die nach echtem holländischen Tabak roch und langsam sich kräuselnd in den Tannenwipfeln verschwebte.

Als Peter nach Haus kam, fand er seine Mutter sehr in Sorgen um ihn, denn die gute Frau glaubte nicht anders, als ihr Sohn sei zum Soldaten ausgehoben worden. Er aber war fröhlich und guter Dinge und erzählte ihr, wie er im Wald einen guten Freund getroffen, der ihm Geld vorgeschossen habe, um ein anderes Geschäft als Kohlenbrennen anzufangen. Obgleich seine Mutter schon seit dreißig Jahren in der Köhlerhütte wohnte und an den Umblick berußter Leute so gewöhnt war, als jede Müllerin an das Mehlgesicht ihres Mannes, so war sie doch eitel genug, sobald ihr Peter ein glänzenderes Loos zeigte, ihren früheren Stand zu verachten und sprach: „Ja, als Mutter eines Mannes, der eine Glashütte besitzt, bin ich doch was anderes als Nachbarin Grete und Bete, und setze mich in Zukunft vornehin in der Kirche, wo rechte Leute sitzen." Ihr Sohn aber wurde mit den Erben der Glashütte bald Handels einig. Er behielt die Arbeiter, die er vorfand, bei sich und ließ nun Tag und Nacht Glas machen. Anfangs gefiel ihm das Handwerk wohl. Er pflegte gemächlich in die Glashütte hinabzusteigen, ging dort mit vornehmen Schritten, die Hände in die Taschen gesteckt, hin und her, guckte dahin, guckte dorthin, sprach dies und jenes, worüber seine Arbeiter oft nicht wenig lachten, und seine größte Freude war, das Glas blasen zu sehen, und oft machte er sich an die Arbeit und formte aus der noch weichen Masse die sonderbarsten Figuren. Bald aber war ihm die Arbeit entleidet, und

Digitized by Google

er kam zuerst nur noch eine Stunde des Tages in die Hütte, dann nur alle zwei Tage, endlich die Woche nur einmal, und seine Gesellen machten, was sie wollten. Das Alles kam aber nur vom Wirthshauslaufen. Den Sonntag, nachdem er vom Tannenbühl zurückgekommen war, ging er in's Wirthshaus, und wer schon auf dem Tanzboden sprang, war der Tanzbodenkönig, und der dicke Ezechiel saß auch schon hinter der Maßkanne und knöchelte um Kronenthaler. Da fuhr Peter schnell in die Tasche, zu sehen, ob ihm das Glasmännlein Wort gehalten, und siehe, seine Tasche strotzte von Silber und Gold. Auch in seinen Beinen zuckte und drückte es, wie wenn sie tanzen und springen wollten, und als der erste Tanz zu Ende war, stellte er sich mit seiner Tänzerin oben an neben den Tanzbodenkönig, und sprang dieser drei Fuß hoch, so flog Peter vier, und machte dieser wunderliche und zierliche Schritte, so verschlang und drehte Peter seine Füße, daß alle Zuschauer vor Lust und Verwunderung beinahe außer sich kamen. Als man aber auf dem Tanzboden vernahm, daß Peter eine Glashütte gekauft habe, als man sah, daß er, so oft er an den Musikanten vorbeitanzte, ihnen einen Sechsbätzner zuwarf, da war des Staunens kein Ende. Die Einen glaubten, er habe einen Schatz im Wald gefunden, die Andern meinten, er habe eine Erbschaft gethan, aber Alle verehrten ihn jetzt und hielten ihn für einen gemachten Mann, nur weil er Geld hatte. Verspielte er doch noch an demselben Abend zwanzig Gulden, und nichts desto minder rasselte und klang es in seiner Tasche, wie wenn noch hundert Thaler darin wären.

Als Peter sah, wie angesehen er war, wußte er sich vor Freude und Stolz nicht zu fassen. Er warf das Geld mit vollen Händen weg und theilte es den Armen reichlich mit, wußte er doch, wie ihn selbst einst die Armuth gedrückt hatte. Des Tanzbodenkönigs Künste wurden vor den übernatürlichen Künsten des neuen Tänzers zu Schanden, und Peter führte jetzt den Namen Tanzkaiser. Die unternehmendsten Spieler am Sonntag wagten nicht so viel wie er, aber sie verloren auch nicht so viel. Und je mehr er verlor, desto mehr gewann er. Das verhieß sich aber ganz so, wie er es vom kleinen Glasmännlein verlangt hatte. Er hatte sich gewünscht, immer so viel Geld in der Tasche zu haben, wie der dicke Ezechiel, und gerade dieser war es, an welchen er sein Geld verspielte. Und wenn er zwanzig, dreißig Gulden auf einmal verlor, so hatte er sie alsobald wieder in der Tasche, wenn sie Ezechiel einstrich. Nach und nach brachte er es aber im Schlemmen und Spielen weiter, als die schlechtesten Gesellen im Schwarzwald, und man nannte ihn öfter Spielpeter, als Tanzkaiser, denn er spielte jetzt auch beinahe an allen Werktagen. Darüber kam aber seine Glashütte nach und nach in Verfall, und daran war Peters Unverstand schuld. Glas ließ er machen, so viel man immer machen konnte, aber er hatte mit der Hütte nicht zugleich das Geheimniß gekauft, wohin man es am besten verschleißen könne. Er wußte am Ende mit der Menge Glas nichts anzufangen und verkaufte es um den halben Preis an herumziehende Händler, nur um seine Arbeiter bezahlen zu können.

Eines Abends ging er auch wieder vom Wirthshaus heim und dachte trotz des vielen Weines, den er getrunken, um sich fröhlich zu machen, mit Schrecken und Gram an den Verfall seines Vermögens. Da bemerkte er auf einmal, daß Jemand neben ihm gehe, er sah sich um, und siehe da — es war das Glasmännlein. Da gerieth er in Zorn und Eifer, vermaß sich hoch und theuer und schwur, der Kleine sei an all seinem Unglück schuld. „Was thu ich nun mit Pferd und Wägelchen?“ rief er. „Was nutzt mich die Hütte und all mein Glas? Selbst als ich noch ein elender Köhlerbursch war, lebte ich froher und hatte keine Sorgen. Jetzt weiß ich nicht, wann der Amtmann kommt, und meine Habe schätzt und mich pfändet der Schulden wegen!“

„So?“ entgegnete das Glasmännlein. „So? Ich also soll schuld daran sein, wenn du unglücklich bist? Ist dieß der Dank für meine Wohlthaten? Wer hieß dich auch so thöricht wünschen? Ein Glasmann wollte du sein und wußtest nicht, wohin dein Glas verkaufen? Sagte ich dir nicht, du sollteſt behutsam wünschen? Verstand, Peter, Klugheit hat dir gefehlt.“

„Was, Verstand und Klugheit!“ rief Jener, „ich bin ein so kluger Bursche als irgend einer, und will es dir zeigen, Glasmännlein,“ und bei diesen Worten faßte er das Männlein unsanft am Kragen und schrie: „Hab' ich dich jetzt, Schatzhauser im grünen Tannenwald? Und den dritten Wunsch will ich jetzt thun, den sollst du mir gewähren. Und so will ich hier auf der Stelle zweimalhunderttausend harte Thaler, und ein Haus und — o weh!“ schrie er und schüttelte die Hand, denn das Waldmännlein hatte sich in glühendes Glas verwandelt und brannte in seiner Hand wie sprühendes Feuer. Aber von dem Männlein war nichts mehr zu sehen.

Mehrere Tage lang erinnerte ihn seine geschwollene Hand an seine Undankbarkeit und Thorheit. Dann aber übertäubte er sein Gewissen und sprach: „Und wenn sie mir die Glashütte und Alles verkaufen, so bleibt mir doch immer der dicke Ezechiel. So lange der Geld hat am Sonntag, kann es mir nicht fehlen.“

Ja, Peter! aber wenn er keines hat? Und so geschah es eines Tages und war ein wunderliches Rechenexempel. Denn eines Sonntags kam er angefahren an's Wirthshaus, und die Leute streckten die Köpfe durch die Fenster, und der Eine sagte: da kommt der Spielpeter, und der Andere: Ja, der Tanzkönig, der reiche Glasmann, und ein Dritter schüttelte den Kopf und sprach: Mit dem Reichthum kann man es machen, man sagt allerlei von seinen Schulden, und in der Stadt hat Einer gesagt, der Amtmann werde nicht mehr lang säumen zum Ausspänden. Indessen grüßte

Digitized by Google

der reiche Peter die Gäste am Fenster vornehm und gravitätisch, stieg vom Wagen und schrie: „Sonnenwirth, guten Abend, ist der dicke Ezechiel schon da?“ Und eine tiefe Stimme rief: „Nur herein, Peter! dein Platz ist dir aufbehalten, wir sind schon da und bei den Karten.“ So trat Peter Munk in die Wirthsstube, fuhr gleich in die Tasche und merkte, daß Ezechiel gut versehen sein müsse, denn seine Tasche war bis oben angefüllt.

Er setzte sich hinter den Tisch zu den Andern, und spielte und gewann und verlor hin und her, und so spielten sie, bis andere ehrliche Leute, als es Abend wurde, nach Hause gingen, und spielten bei Licht bis zwei andere Spieler sagten: „Jetzt ist's genug, und wir müssen heim zu Frau und Kind.“ Aber Spielpeter forderte den dicken Ezechiel auf zu bleiben. Dieser wollte lange nicht, endlich aber rief er: „Gut, jetzt will ich mein Geld zählen, und dann wollen wir kndeln, den Satz um fünf Gulden, denn niederer ist es doch nur Kinderspiel.“ Er zog den Beutel und zählte, und fand hundert Gulden baar, und Spielpeter wußte nun, wie viel er selbst habe, und brauchte es nicht erst zu zählen. Aber hatte Ezechiel vorher gewonnen, so verlor er jetzt Satz für Satz und fluchte greulich dabei. Warf er einen Pasch, gleich warf Spielpeter auch einen, und immer zwei Augen höher. Da setzte er endlich die letzten fünf Gulden auf den Tisch und rief: „Noch einmal, und wenn ich auch den noch verliere, so höre ich doch nicht auf, dann leihst du mir von deinem Gewinn, Peter, ein ehrlicher Kerl hilft dem andern!“

„So viel du willst, und wenn es hundert Gulden sein sollten,“ sprach der Tanzkaiser, fröhlich über seinen Gewinn, und der dicke Ezechiel schüttelte die Würfel und warf fünfzehn. „Pasch!“ rief er, „jetzt wollen wir sehen!“ Peter aber warf achtzehn, und eine heisere bekannte Stimme hinter ihm sprach: „So, das war der letzte.“

Er saß sich um, und riesengroß stand der Holländer Michel hinter ihm. Erschrocken ließ er das Geld fallen, das er schon eingezogen hatte. Aber der dicke Ezechiel sah den Waldmann nicht, sondern verlangte, der Spielpeter solle ihm zehn Gulden vorstrecken zum Spiel. Halb im Traum, fuhr dieser mit der Hand in die Tasche, aber da war kein Geld; er suchte in der andern Tasche, aber auch da fand sich nichts; er kehrte den Rock um, aber es fiel kein rother Heller heraus, und jetzt gedachte er seines eigenen ersten Wunsches, immer so viel Geld zu haben, als der dicke Ezechiel. Wie Rauch war Alles verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Im kommenden Herbst soll wieder ein großes Musikfest in München stattfinden. Das Komite macht es sich zur besonderen Aufgabe, den geladenen Gästen einen freundlichen Empfang und allen Mitwirkenden den Genuß geselliger Zusammenkünfte zu bieten. Das Programm, zu dessen Ausführung Frau Kl. Schumann (?), der Geiger Joachim und der Bassist Stockhausen, der so eben in Düsseldorf bedeutende Erfolge errungen, gewonnen sind, ist wie folgt zusammengesetzt: Das erste Konzert im Glaspalaste, am 27. September Mittag 11—2 Uhr, wird die Symphonie, in Es (Eroica) von Beethoven und das Oratorium „Israel in Aegypten“ von Händel, vorführen. Das Repertorium für den zweiten Tag, gleichfalls im Glaspalaste, ist: 1. Suite (D-moll) für Orchester von Fr. Lachner, achtstimmige Motette von Palestrina, Szene aus dem Oratorium „Tobias“ von Jos. Haydn, Präludium und Fuge für Orchester von Seb. Bach, Finale aus dem zweiten Akt der Oper „Idomeneo“ von Mozart, Marsch und Chor aus den „Ruinen von Athen“ von Beethoven, dann Ode auf den Sankt Cäcilientag von Händel. Der Abend des dritten Tages endlich wird im Saale des Odeons Konzertvorträge der Künstler bringen.

Von Professor Döllinger in München ist so eben in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München eine Broschüre erschienen unter dem Titel: „Die Papstfabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte.“ Der Verfasser bezeichnet dieselbe in dem Vorwort als eine Frucht von Studien und Vorarbeiten für ein größeres, die Geschichte des Papstthumes umfassendes Werk. Es schien ihm, daß die hier vorgelegten Ergebnisse seiner Forschungen sich in sofern zu einer Einheit zusammenschlössen, als alle diese Fabeln und Erdichtungen, wie verschieden auch die Anlässe zu denselben waren, und wie absichtlich oder unabsichtlich sie entstanden seyn mögen, doch einen großen, zuweilen einen entscheidenden Einfluß auf die ganze Anschauungsweise des Mittelalters, auf die damalige Geschichtschreibung und Poesie, auf Theologie und Rechtslehre geübt haben. Als Inhalt ist angegeben: die Päpstin Johanna; der Papst Cyriakus; Marcellinus; Konstantin und Sylvester; die Schenkung Constantins; Liberius und Felix; Anastasius II. und Honorius I.; Gregorius II. und Kaiser Leo der Isaurier; Sylvester II.

Redakteur: Hermann Oeschsligen. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 153 Sonntag, 28. Juni 1863.

Eine Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Der Morgen kam wieder mit Leben und Bewegung. Tante Sara war früh aufgestanden, um nach dem Schmause wieder Alles in Ordnung zu bringen. Sie war eben beschäftigt, die Gläser und das Porzellan zu zählen, als des Professors Anders eintrat.

„Schon auf, Fräulein?“ sagte Anders. „Wissen Sie das Unglück schon?“

„Welches Unglück?“ fragte Sara.

„Das Unglück mit Madame Dorbino.“

„Um Gotteswillen, was ist ihr geschehen?“

„Die Pferde sind mit dem Wagen, dem Kutscher und ihr scheu geworden und geradezu in den Strom gesprungen. Eklund, der hier aufwartete, kam so eben und erzählte die ganze Geschichte .... Herr Jesus, wie bleich Sie werden, Fräulein!“

„Viktor! Viktor!“ schrie Sara aus vollem Halse und ergriff verzweiflungsvoll ihren Kopf. „Viktor! Viktor!“

Des Professors Thüre ging auf und er zeigte sich in seinen Schlafrock gehüllt auf der Schwelle.

„Was gibts?“ fragte er.

Sara sprang auf ihn zu und rief verzweiflungsvoll:

„Schuldfried ist zu Tode gestürzt!“ Darauf fiel sie in Ohnmacht.

* * *

Als Lothars Bedienter am Morgen bei ihm eintrat, sagte er:

„Herr Baron, es ist gestern Abend ein Unglück geschehen.“

„Welches?“ fragte Lothar.

„Ich weiß nicht, ob ich wagen darf, es zu erzählen, aber Herr Baron, Sie werden wohl dennoch ...“

Hier wurde der Bediente von Jemand unterbrochen, der heftig die Salonthüre aufriß; Lieutenant Steen trat hastig in Lothars Kabinet und rief mit aufgeregter Stimme:

„Canitz, welches gräßliche Ereigniß! Und noch an Deinem Verlobungstag!“

Lothar sprang auf.

„Von welchem Ereigniß sprichst Du?“

„Von dem Unglück, das Deine liebenswürdige Braut betroffen hat.“

„Schuldfried!“

„Die Pferde gingen mit ihr durch und ...“

Lothar sprang an die Thüre, um hinauszustürzen; aller Steen ergriff ihn beim Arm und sagte:

„Wohin, mein armer Freund?“

„Zu ihr!“

„Canitz, nimm all Deinen Muth zu Hülfe und höre mich an: Sie ist sammt dem Wagen und den Pferden in den Strom gestürzt.“

„Das ist nicht wahr, es kann nicht sein!“ rief er verzweiflungsvoll. Er ergriff seinen Hut und eilte die Treppe hinunter. Einige Augenblicke darauf klingelte es heftig an Schuldfrieds Vorsaal. Anaise öffnete. Es war Lothar, der mit bleichen und bebenden Lippen fragte:

„Ist Madame zu Hause?“

„Nein, Madame ist heute Nacht nicht heimgekommen,“ lautete die Antwort.

„Nicht! Wo ist sie denn?“

„Ich weiß nicht; wir haben die ganze Nacht auf sie gewartet; vielleicht ist sie bei dem Professor.“

Lothar eilte weg. Nach einer Weile stürzte er in den Saal bei Aberney, wo er den Professor, der eben ausgehen wollte, beinahe umwarf.

„Schuldfried!“ stammelte Lothar voll Verzweiflung in Ton und Blick.

Der erste Blick auf Aberneys Gesicht war ihm eine genügende Antwort auf die Frage.

Auch Tage war verschwunden.

Wir verlassen jetzt unsere von Kummer und Verzweiflung heimgesuchten Freunde, und wollen sehen, was bei Natalie nach ihrer Heimkehr von dem Verlobungsfeste vorfiel.

* * *

Als Natalie in ihr Boudoir trat, wich sie einen Schritt zurück und stieß einen schwachen Angstschrei aus. Im Halbdunkel der Sommernacht erkannte sie eine Mannsgestalt in das Sopha zurückgelehnt.

„Licht!“ rief die Gräfin.

Digitized by Google

Die Kammerjungfer eilte mit solchem herein. Jetzt erhob sich die Figur. Der Lichtschein fiel auf ihr Gesicht, und Natalie stammelte ganz bestürzt: — —

„Lieutenant Aberney, Sie hier!“

„Ja, mit Sie leben, Gräfin,“ — Die Kammerjungfer stellte die Lichter auf den Tisch und verließ sogleich das Zimmer.

„Wie kamen Sie hieher und welche Veranlassung haben Sie, mich auf solche Art bloßzustellen?“ fragte Natalie.

„Die Veranlassung ist, daß ich heute Abend mit Ihnen sprechen will. Eben jetzt. Was ich zu sagen habe, duldet keine lauschenden Ohren, darum ersuchen Sie, daß ich die Thüre schließe.“

„Ei, mein Herr, bedenken Sie doch, was Sie thun!“ rief Natalie. „Was werden meine Leute denken!“

„Was sie wollen. Ich muß unter vier Augen mit Ihnen sprechen.“

„Ist es Ihnen mißglückt, weil Sie hier sind?“

„Nein.“

„Aber mein Gott, wenn unser Plan nicht geschehen ist, so begreife ich nicht — —“

„Wie Sie mich hier finden können? Setzen Sie sich gefälligst, Gräfin, und versuchen Sie mich ruhig anzuhören.“ Er nöthigte Natalie sich zu setzen.

„Der von Ihnen und Dr. Wagner entworfene Plan war so folgender: Der Doktor sollte an dem Wagen, worin Schuldfried heimfuhr, auf den Bock sitzen, und statt sie in ihr Haus zu führen, sollte er nach Rosenwick fahren, wo ich sie erwartete. Die Idee war sinnreich und wohl ausgedacht; denn in der ganzen Welt hätte sich nicht ein einziges Wesen gefunden, das nicht am Morgen Schuldfried für eine treulose und verächtliche Frau gehalten hätte, die, um Baronin Canitz zu werden, ihre Kindesneigung aufgeopfert, gleichwohl aber eine verbrecherische Verbindung mit dem Jugendfreund unterhalten hätte. Wenn Lothar Canitz sie noch zehnmal ehrlos gehetzt hätte, als wirklich der Fall ist, so hätte gleichwohl dieses Ereigniß ihn für immer von Schuldfried getrennt. Alle Schwüre und Betheurungen hätten sie von dem erniedrigenden Makel, der auf ihre Ehre geworfen worden wäre, nicht rein waschen können. Es blieb ihr dann nur noch übrig, mir ihre Hand zu reichen und auf diese Art dem Skandal ein Ende zu machen. Der polnische Doktor hatte die Folgen seines Planes wohl berechnet, und das Ende wäre wahrscheinlich gewesen, daß Lothar sich eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte.“

„Wohin wollen Sie mit allem dem kommen?“ Natalie rieb ungeduldig ihr Nastuch zwischen ihren Händen.

„Sie sollen es sogleich erfahren, Gräfin. Als Sie und der Doktor mich in den Plan einweihten, Lothar und Schuldfried durch eine solche Bosheit zu trennen, hatten Sie keine Idee davon, daß wir beide Brüder sind. Sonst hätten Sie sicher die Unmöglichkeit eingesehen, daß ein Bruder, so feindselig er auch gesinnt sein mochte, sich einer solchen Verrätherei schuldig gemacht hätte.“

„Aber, mein Herr, Sie stellen sich, als ob Sie unserm Plan, der nur die Erfüllung Ihrer Wünsche zum Zweck hatte, mit Begierde ergriffen,“ fiel die Gräfin heftig ein.

„Sehr wahr; aber wenn ich das nicht gethan hätte, so hätte der Doktor irgend eine andere Bosheit ausgedacht, vor welcher ich Schuldfried nicht schützen konnte — weil er mich nicht darein eingeweiht hätte.“

„Sie haben sie also gewarnt?“ Die Gräfin sprang auf. —

„Nein, ich habe etwas noch Besseres gethan, ich habe sie vor allen Verfolgungen sicher gestellt, bis wir Beide, Sie und ich, einander recht verstanden hätten.“

„Ich glaube Sie zur Genüge verstanden zu haben,“ fiel Natalie ein und wollte das Zimmer verlassen.

„Bleiben Sie Natalie,“ sagte Tage bestimmt und faßte die junge Dame am Arm. „Sie haben mich nicht zu Ende gehört.“ Er sah auf seine Uhr. „Noch ist Wagner mit dem leeren Wagen nicht nach Rosenwik gekommen. Ehe er entdeckt, daß er bloß sich selbst mit einer Lustfahrt amüsirt hat, werden Sie einsehen, daß ich Sie und mich vor einer schlechten Handlung bewahrt habe. Sie werden mir dafür danken.“

„Daran zweifle ich,“ Natalie setzte sich wieder.

„Haben Sie nicht tausendmal erklärt und auch schriftlich wiederholt, daß Sie nur mein Glück befördern wollen?“

„Allerdings,“ antwortete Natalie. Sie bedachte mit Beben, daß sie sich gänzlich in Tages Gewalt befand, daß das Spiel verloren war, und daß er, Tage, sie aufs Gräßlichste kompromittiren konnte, wenn er ihre Theilnahme an den Intrigunen gegen Schuldfried bekannt machte. Natalie hatte sich in ihren eigenen Netzen gefangen.

„In diesem Fall haben Sie mein Glück in Ihren Händen. Mein Glück hat seinen Namen gewechselt, es heißt nicht mehr Schuldfried, sondern Natalie.“

„Sie haben gleichwohl gesagt, daß Sie mit keiner andern als Schuldfried glücklich werden könnten,“ fiel Natalie ein.

„Oder mit Ihnen. Natalie, eine Weigerung von Ihnen würde mir jetzt Zweifel an Ihrer Aufrichtigkeit erregen, und dann — —“

„Was würde dann geschehen?“

„Ich würde dann zu dem Glauben genöthigt, daß Sie ein ränkesüchtiger und dämonischer Charakter wären, wie Wagner Sie geschildert hat.“

„Der elende Pole hat mich verrathen,“ dachte Natalie. Die Gräfin sah augenblicklich ein, daß sie aus der Noth eine Tugend machen und ihre Freiheit opfern mußte, um ihre Ehre zu retten. Sie sagte daher:

Digitized by Google

„Glauben Sie lieber, daß ich die Verführerin Ihres Glückes werden wolle. Gott gebe, daß das Geschenk meiner Hand den Verlust ersetzen könne, den Sie erlitten haben.“ Sie reichte ihm die Hand.

(Schluß folgt.)

Das kalte Herz.

(Fortsetzung.)

Der Wirth und Ezechiel sahen ihn staunend an, als er immer suchte und sein Geld nicht finden konnte; sie wollten ihm nicht glauben, daß er keines mehr habe; aber als sie endlich selbst in seinen Taschen suchten, wurden sie zornig und schworen, der Spielpeter sei ein böser Zauberer und habe all das gewonnene Geld und sein eigenes nach Hause gewünscht. Peter vertheidigte sich standhaft, aber der Schein war gegen ihn. Ezechiel sagte, er wolle die schreckliche Geschichte allen Leuten im Schwarzwald erzählen, und der Wirth versprach ihm, morgen mit dem frühesten in die Stadt zu gehen, und Peter Munk als Zauberer anzuklagen, und er wolle es erleben, setzte er hinzu, daß man ihn verbrenne. Dann fielen sie wüthend über ihn her, wissen ihm das Wamms vom Leib und warfen ihn zur Thüre hinaus.

Kein Stern schien am Himmel, als Peter trübselig seiner Wohnung zuschlich, aber dennoch konnte er eine dunkle Gestalt erkennen, die neben ihm herschritt und endlich sprach: „Mit dir ist's aus, Peter Munk, all deine Herrlichkeit ist zu Ende, und das hätt' ich dir schon damals sagen können, als du nichts von mir hören wolltest und zu dem dummen Glasweg liefst. Da siehst du jetzt, was man davon hat, wenn man meinen Rath verachtet. Aber versuch es einmal mit mir, ich habe Mitleiden mit deinem Schicksal; Noch Keinen hat es gereut, der sich an mich wandte, und wenn du den Weg nicht scheust, morgen den ganzen Tag bin ich am Tannenbühl zu sprechen, wenn du mich rufst.“ Peter merkte wohl, wer so zu ihm spreche, aber es kam ihm ein Grauen an. Er antwortete nichts, sondern lief seinem Haus zu.

Als Peter am Montag Morgen in seine Glashütte ging, da waren nicht nur seine Arbeiter da, sondern auch andere Leute, die man nicht gern sieht, nämlich der Amtmann und drei Gerichtsdiener. Der Amtmann wünschte Petern einen guten Morgen, fragte, wie er geschlafen und zog dann ein langes Register heraus, und darauf waren Peters Gläubiger verzeichnet. „Könnt ihr zahlen oder nicht?“ fragte der Amtmann mit strengem Blick. „Und macht es nur kurz, denn ich habe nicht viel Zeit zu versäumen, und in den Thurm ist es drei gute Stunden.“ Da verzagte Peter, gestand, daß er nichts mehr habe, und überließ es dem Amtmann, Haus und Hof, Hütte und Stall, Wagen und Pferde zu schätzen; und als die Gerichtsdiener und der Amtmann umherzogen und prüften und schätzten, dachte er, bis zum Tannenbühl ist's nicht weit, hat mir der Kleine nicht geholfen, so will ich's einmal mit dem Großen versuchen. Er lief dem Tannenbühl zu, so schnell, als ob die Gerichtsdiener ihm auf den Fersen wären; es war ihm, als er an dem Platz vorbei rannte, wo er das Glasmännlein zuerst gesprochen, als hatte ihn eine unsichtbare Hand auf, aber er riß sich los und lief weiter, bis an die Gränze, die er sich früher wohl gemerkt hatte, und kaum hatte er, beinahe athemlos „Holländer Michel! Herr Holländer Michel!“ gerufen, als auch schon der riesengroße Filzer mit seiner Stange vor ihm stand.

„Kommst du?“ sprach dieser lachend. „Haben sie dir die Haut abziehen und deinen Gläubigern verkaufen wollen? Nu, sei ruhig; dein ganzer Jammer kommt, wie gesagt, von dem kleinen Glasmännlein, von dem Separatisten und Frömmler, her. Wenn man schenkt, muß man gleich recht schenken, und nicht wie dieser Knauser. Doch komm,“ fuhr er fort und wandte sich gegen den Wald, „folge mir in mein Haus, dort wollen wir sehen, ob wir Handels einig werden.“

„Handels einig?“ dachte Peter. „Was kann er denn von mir verlangen, was kann ich an ihn verhandeln? Soll ich ihm etwa dienen, oder was will er?“ Sie gingen zuerst über einen steilen Waldsteig hinan und standen dann mit einem Mal an einer dunkeln, tiefen, abschlüssigen Schlucht; Holländer Michel sprang den Felsen hinab, wie wenn es eine sanfte Marmortreppe wäre; aber bald wäre Peter in Ohnmacht gesunken, denn als jener unten angekommen war, machte er sich so groß wie ein Kirchthurm und reichte ihm einen Arm, so lang als ein Weberbaum, und eine Hand daran, so breit als der Tisch im Wirthshaus, und rief mit einer Stimme, die herausschallte wie eine tiefe Todtenglocke: „Setz dich nur auf meine Hand und halte dich an den Fingern, so wirst du nicht fallen.“ Peter that zitternd, wie Jener befohlen, nahm Platz auf der Hand und hielt sich am Daumen des Riesen.

Es ging weit und tief hinab, aber dennoch ward es zu Peters Verwunderung nicht dunkler; im Gegentheil, die Tageshelle schien sogar zuzunehmen in der Schlucht, aber er konnte sie lange in den Augen nicht ertragen. Der Holländer Michel hatte sich je weiter Peter herabkam, wieder kleiner gemacht, und stand nun in seiner frühern Gestalt vor einem Haus, so gering oder gut, als es reiche Bauern auf dem Schwarzwald haben. Die Stube, worein Peter geführt wurde, unterschied sich durch nichts von den Stuben anderer Leute, als dadurch, daß sie einsam schien.

Die hölzerne Wanduhr, der ungeheure Kachelofen, die breiten Bänke, die Geräthschaften auf den Gesimsen waren hier wie überall. Michel wies ihm einen Platz

Digitized by Google

hinter dem großen Tisch an, ging dann hinaus und kam bald mit einem Krug Wein und Gläsern wieder. Er goß ein und nun schwatzten sie, und Holländer Michel erzählte von den Freuden der Welt, von fremden Ländern, schönen Städten und Flüssen, daß Peter, am Ende große Sehnsucht darnach bekommend, dieß auch offen dem Holländer sagte.

„Wenn du im ganzen Körper Muth und Kraft, etwas zu unternehmen, hättest, da konnten ein paar Schläge des dummen Herzens dich zittern machen; und dann die Kränkungen der Ehre, das Unglück, wozu soll sich ein vernünftiger Kerl um dergleichen bekümmern? Hast du's im Kopf empfunden, als dich letzthin einer einen Betrüger und schlechten Kerl nannte? Hat es dir im Magen wehe gethan, als der Amtmann kam, dich aus dem Hause zu werfen? Was, sag' an, was hat dir wehe gethan?"

„Mein Herz," sprach Peter, indem er die Hand auf die pochende Brust preßte; denn es war ihm, als ob sein Herz sich ängstlich hin und her wendete.

„Du hast, nimm es mir nicht übel, du hast viele hundert Gulden an schlechte Bettler und anderes Gesindel weggeworfen; was hat es dich genützt? Sie haben dir dafür Segen und einen gesunden Leib gewünscht; ja bist du deßwegen gesünder geworden? Um die Hälfte des verschleuderten Geldes hättest du einen Arzt gehalten. Segen, ja ein schöner Segen, wenn man ausgepfändet und ausgestoßen wird! Und was war es, das dich getrieben, in die Tasche zu fahren, so oft ein Bettelmann seinen zerlumpten Hut hinstreckte? — dein Herz, auch wieder dein Herz, und weder deine Augen, noch deine Zunge, deine Arme, noch deine Beine, sondern dein Herz; du hast dir es, wie man richtig sagt, zu sehr zu Herzen genommen."

„Aber wie kann man sich denn angewöhnen, daß es nicht mehr so ist? Ich gebe mir jetzt alle Mühe, es zu unterdrücken, und dennoch pocht mein Herz und thut mir wehe."

„Du freilich," rief Jener mit Lachen, „du armer Schelm, kannst nichts dagegen thun; aber gib mir das kaum pochende Ding, und du wirst sehen, wie gut du es dann hast.

„Euch, mein Herz?" schrie Peter mit Entsetzen. „Da müßte ich ja sterben auf der Stelle! Nimmermehr!"

„Ja, wenn dir einer eurer Herren Chirurgen das Herz aus dem Leib operiren wollte, da müßtest du wohl sterben; bei mir ist dieß ein anderes Ding; doch komm herein und überzeuge dich selbst." Er stand bei diesen Worten auf, öffnete eine Kammerthüre und führte Peter hinein. Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, als er über die Schwelle trat, aber er achtete es nicht, denn der Anblick, der sich ihm bot, war sonderbar und überraschend. Auf mehren Gestimsen von Holz standen Gläser mit durchsichtiger Flüssigkeit gefüllt, und in jedem dieser Gläser lag ein Herz; auch waren an den Gläsern Zettel angeklebt und Namen darauf geschrieben, die Peter neugierig las; da war das Herz des Amtmanns in F., das Herz des dicken Gyezhel, das Herz des Tanzbodenkönigs, das Herz des Oberförsters; da waren sechs Herzen von Kornwucherern, acht von Werbeoffizieren, drei von Geldmäklern — kurz, es war eine Sammlung der angesehensten Herzen in der Umgegend von zwanzig Stunden.

„Schau!" sprach Holländer Michel, „diese alle haben des Lebens Aengsten und Sorgen weggeworfen; keines dieser Herzen schlägt mehr ängstlich und besorgt, und ihre ehemaligen Besitzer befinden sich wohl dabei, daß sie den unruhigen Gast aus dem Hause haben."

„Aber was tragen sie denn jetzt dafür in der Brust?" fragte Peter, den dieß Alles, was er gesehen, beinahe schwindeln machte.

„Dieß," antwortete Jener und reichte ihm aus einem Schubfach — ein steinernes Herz.

„So?" erwiderte er und konnte sich eines Schauers, der ihm über die Haut ging, nicht erwehren. „Ein Herz von Marmelstein? Aber, horch einmal, Herr Holländer Michel, das muß doch gar kalt sein in der Brust."

„Freilich, aber ganz angenehm kühl. Warum soll denn ein Herz warm sein? Im Winter nützt dich die Wärme nichts, da hilft ein guter Kirschgeist mehr als ein warmes Herz, und im Sommer, wenn Alles schwül und heiß ist, — du glaubst nicht, wie dann ein solches Herz abkühlt. Und wie gesagt, weder Angst noch Schrecken, weder thörichtes Mitleiden noch anderer Kummer pocht an solch ein Herz."

„Und das ist Alles, was ihr mir geben könnt," fragte Peter nunmuthig, „ich hoff' auf Geld, und ihr wollt mir einen Stein geben!"

„Nu, ich denke, an hunderttausend Gulden hättest du für's erste genug. Wenn du es geschickt umtreibst, kannst du bald ein Millionär werden."

„Hunderttausend?" rief der arme Köhler freudig. „Nun so poche doch nicht so ungestüm in meiner Brust, wir werden bald fertig sein miteinander. Gut, Michel, gebt mir den Stein und das Geld, und die Unruh könnt ihr aus dem Gehäuse nehmen."

„Ich dachte es doch, daß du ein vernünftiger Bursche seist," antwortete der Holländer freundlich lächelnd; „komm, laß uns noch eins trinken, und dann will ich das Geld auszahlen."

So setzten sie sich wieder in die Stube zum Wein, tranken und tranken wieder, bis Peter in einen tiefen Schlaf versiel.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Holland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 154 Montag, 29. Juni 1863

Eine Familiengeschichte.

(Schluß.)

Einige Augenblicke, nachdem Lothar bei Aberney eingetreten war, und ehe man Etwas hatte sprechen können, wurde die Thüre aufgerissen und Tage kam herein.

„Welch ein schreckliches Spiel des Schicksals!“ rief er; „Doktor Wagner ist todt gefallen. Die Pferde sind durchgegangen und mit ihm und dem Wagen in den Strom gestürzt.“

„Und Schuldfried!“ riefen der Professor und Lothar.

„Sie ist bei unserer Mutter. Sie ging gestern Abend mit ihr nach Hause,“ antwortete Tage. „Deßhalb durfte Lothar sie nicht an den Wagen begleiten.“

Etwas später am Tage finden wir Lothar, Tage und Schuldfried bei Edith.

Letztere erzählte dem jüngsten Sohn ihre Lebensschicksale, die wir zum Theil aus der Mittheilung des Doktors an Natalie kennen. Wir wollen deßhalb den Leser nicht mit einer Wiederholung derselben ermüden, sondern hier nur noch Folgendes beifügen:

Edith hatte sich in ihrem siebzehnten Jahre mit Seele und Herz in den Legationssekretär Magnus Canitz verliebt, dessen Bekanntschaft sie während ihres Aufenthaltes bei Tante Sara machte. Das Resultat dieser Neigung war, daß sie ihn, als er Schweden verließ, nach Petersburg begleitete, wo der Legationssekretär sich in der Stille mit ihr trauen ließ. Er wagte es nicht, diese Verbindung öffentlich zu machen, weil er den Zorn des Czars fürchtete, der ihm eine Dame aus den vornehmsten Familien Rußlands zur Braut bestimmt hatte. Die Auserkorene war noch sehr jung, so daß von einer Vermählung erst nach einigen Jahren die Rede sein konnte.

Magnus Canitz hoffte während dieser Zeit einen Ausweg zu finden, um die russische Familie zur Abbrechung der Verbindung zu bestimmen. Nach einjähriger geheimer Ehe gebar Edith einen Sohn. Dem General, der die Ehe seines Bruders erfahren hatte, gelang es, ihn durch Drohungen und Ueberredung zu bestimmen, daß er den Sohn unmittelbar nach seiner Geburt ihm überließ. Edith erklärte man, das Kind sei todt zur Welt gekommen.

Nach einigen Tagen starb die Frau des Generals, nachdem sie, wie es hieß, einen Sohn geboren, welcher der Erbe des ungeheuren Vermögens der russischen Dame werden sollte. Dieser Sohn war kein anderer als Ediths Erstgeborner. Ein Jahr verfloß, Edith sollte wieder Mutter werden. Ihr Mann wurde mit einer Botschaft an den französischen Hof geschickt, und Edith reiste während seiner Abwesenheit nach Helsingfors, um sich da unter dem Titel Frau Brunzwith aufzuhalten. In Helsingfors gebar sie Tage. Sie hatte kurz zuvor an Tante Sara geschrieben, die in aller Heimlichkeit sie besuchte und einige Zeit bei ihr blieb. Als Tage ein Paar Monate alt war, erhielt Edith Briefe von ihrem Manne, der sie ersuchte, nach Petersburg zurückzukommen, aber das Kind in Helsingfors zu lassen.

Die Braut von Magnus Canitz, die junge Russin, war von einer schweren Brustkrankheit befallen worden, so daß sie eine Reise nach Italien machen mußte, und dadurch wurde die beabsichtigte Vermählung aufgeschoben. Magnus, ein schwacher und schwärmerischer Charakter, gänzlich von seinem ältern Bruder beherrscht, vor welchem er eine gewisse Furcht hatte, so daß er ihm blind gehorchte, ließ sich von dem General bereden, seine Ehe mit Edith fortwährend geheim zu halten, bis man sehen würde, ob der Tod ihn nicht von der durch kaiserlichen Willen verordneten Verbindung befreie. So vergingen einige Jahre, während welcher die russische Braut sich beständig im Süden aufhielt, und der junge Tage in Helsingfors. Magnus wollte nicht, daß der Junge nach Rußland zurückkommen solle.

So standen die Sachen, als eines Tages Magnus Canitz nebst Frau nach Sibirien geschickt wurde. Der General hatte ihn förmlich angegeben, daß er eine Schwedin geheirathet, obschon er nach dem Willen des Kaisers mit einer Russin verlobt war. Das Uebrige wissen wir. Während des Aufenthaltes der Gatten in Sibirien gestand Ediths Mann, nachdem er seiner Frau einen heiligen Eid abgenommen, das Geheimniß zu verschweigen, so lange der General lebe, daß ihr Aeltester Sohn nicht todt sei, sondern als der einzige Erbe des Generals gälte.

Als Edith nach ihrer Befreiung von Sibirien sich

Digitized by Google

ein Jahr in Frankreich aufgehalten hatte, suchte sie Lothar auf. Dieß geschah während seines Aufenthaltes in Kronbrück. Sie war keine andere, als die Dame, welche Tage und Schuldfried, nachdem Lothar sie mißhandelt hatte, in ihrem Wagen heimbrachte. Sie hatte durch einen Brief eine Besprechung mit Lothar verlangt und ihn um seinen Besuch gebeten, so lange sie sich unter einem angenommenen Namen in einem Wirthshaus bei Ektorp aufhielt. Ohne auf nähere Erklärungen über ihre Persönlichkeit einzugehen, sagte sie Lothar, daß er nicht der Sohn der russischen Fürstin, sondern ihr eigenes Kind sei, und auf solche Art wurde sie sein guter Engel, der Wagners frühere Gewalt über ihn gänzlich erschütterte.

Wagner dagegen war der jüngste Sohn einer polnischen Familie, welche der General Canitz, so lange er nach Polen kommandirt war, auf eine ganz fürchterliche Art hatte behandeln lassen. Der Vater war unter der Knute gestorben. Die Mutter und Wagners Brüder wurden nach Sibirien abgeführt, und der Doktor selbst, damals ein Junge von zwölf Jahren, hatte seine Rettung nur der verstorbenen Generalin zu verdanken. Es gelang ihr, ihn längere Zeit zu verbergen. Darauf schickte sie ihn nach Berlin und bezahlte dort für ihn. Auf ihrem Todtenbett vertraute sie den jungen Iwano der Obhut ihres Mannes an und nahm diesem das Versprechen ab, für ihn sorgen zu wollen. Der General schickte ihn einige Jahre später nach Finnland und auf solche Art kam er in Kaspar Aberneys Haus. Als Lothar nach einer deutschen Universität geschickt werden sollte, wurde Iwano Wagner, wie man ihn nannte (seinen rechten Familiennamen wissen wir nicht) zum Lehrer des jungen Barons bestellt, während er selbst seine medizinischen Studien vollendete.

Edith hatte sich nach ihrem ersten Zusammentreffen mit Lothar einige Tage in dem schwedischen Wirthshaus aufgehalten. Harm und sie trafen dort zusammen. Edith war die einzige, welche wußte, daß ihre Schwester unter dem angenommenen Namen Smith nach Finnland übergesiedelt war. Es gelang ihr auszumitteln, daß Harm auf Ektorp wohnte. Einige Zeilen von Ediths Hand bestimmten Harm, sie eines Morgens ganz frühe im Gasthof zu besuchen.

Die Last eines begangenen Verbrechens, die so viele Jahre schwer auf Harms Gemüth gelegen, und welche sie nur während der ersten Ausbrüche von Gemüthsstörung bei ihrem Zusammentreffen mit Viktor Aberney, unmittelbar nach Enochs Tod, verrathen hatte, vertraute sie jetzt, als sie Edith wieder sah, im Drange ihres gequälten Herzens dieser an, denn sie hatte ein großes Bedürfniß, von ihr einige Worte des Trostes und der Hoffnung zu hören, welche den ewig wiederkehrenden Gedanken verscheuchen könnten, daß das von ihr begangene Verbrechen auf das Haupt der Tochter zurückfallen müsse.

Mit einer düstern und unheimlichen Genauigkeit erzählte sie von der Vergiftung ihres ersten Mannes. Sie hatte ihre Freiheit gewünscht, um Enoch heirathen zu können. Sie sagte, daß Iwano der Einzige sei, der um ihr Verbrechen wisse. Er hatte beim Abschied gesagt, daß er an der Thürspalte gestanden und zugesehen habe, wie sie die Gifttropfen in das Glas träufeln ließ, das Kaspar vorgesetzt wurde, und in welches Harm später den Wein einschenkte.

Während sie diese unheimlichen Gemälde aufrollte, fanden sich ein Paar Ohren, die neben denen Ediths die Erzählung auffingen, und diese Ohren gehörten Lothar. Er war herbeigeeilt, um seiner Mutter einen Morgenbesuch zu machen. Als er im innern Zimmer sprechen hörte, war er im äußern geblieben, und hatte auf solche Art Harms Beichte mit angehört. Als diese sich von Edith entfernte, hatte Lothar sich hinter einer Thüre versteckt und sie zu sehen bekommen, ohne selbst gesehen zu werden.

Mehrere Jahre später erkannte er Harm Aberney in Schuldfrieds Mutter.

* * *

Und nun, mein lieber Leser, was soll ich weiter hinzufügen? — Ja, daß Schuldfried die glückliche Gattin Lothars wurde und mit ihm nach England übersiedelte, wo sie ein beneidenswerthes Leben führten, und wohin Aberney zuletzt, nachdem Tante Sara das Zeitliche gesegnet hatte, ihnen folgte.

Tage verheirathete sich mit Natalie. Er wurde ein mißtrauischer, launischer und dabei herrschsüchtiger Ehemann; sie blieb ein Kind der Eitelkeit und glaubte nicht leben zu können, ohne einen ganzen Hof von Anbetern um sich zu haben, was sie jedoch sehr bald entbehren mußte, weil Tage auf eine Villa zog, die er mit ihr erheirathet hatte.

Edith lebte und starb bei diesem Sohne, den sie am wenigsten gekannt und am meisten geliebt hatte. Auch auf ihn übte die milde und vom Unglück so schwer geprüfte Mutter einen wohlthätigen Einfluß aus. Tage blieb jedoch, zu seinem und anderer Leute Unglück, immer ein Egoist.

Das kalte Herz.

(Fortsetzung.)

Kohlenmunkpeter erwachte beim fröhlichen Schmettern eines Posthorns, und siehe da, er saß in einem schönen Wagen, fuhr auf einer breiten Straße dahin, und als er sich aus dem Wagen bog, sah er in blauer Ferne hinter sich den Schwarzwald liegen. Anfänglich wollte

Digitized by Google

er gar nicht glauben, daß er es selbst sei, der in diesem Wagen sitze. Denn auch seine Kleider waren gar nicht mehr dieselben, die er gestern getragen, aber er erinnerte sich doch an Alles so deutlich, daß er endlich sein Nachsinnen aufgab und rief: „Der Kohlenmunkpeter bin ich, das ist ausgemacht, und kein Anderer."

Er wunderte sich über sich selbst, daß er gar nicht wehmüthig werden konnte, als er jetzt zum Erstenmal aus der stillen Heimath, aus den Wäldern, wo er so lange gelebt, auszog. Selbst nicht, als er an seine Mutter dachte, die jetzt wohl hülflos und im Elend saß, konnte er eine Thräne aus dem Auge pressen oder nur seufzen: denn es war ihm Alles so gleichgültig. „Ach freilich," sagte er dann, „Thränen und Seufzer, Heimweh und Wehmuth kommen ja aus dem Herzen, und Dank dem Holländer Michel, — das meine ist kalt und von Stein."

Er legte seine Hand auf die Brust, und es war ganz ruhig dort und rührte sich nichts. „Wenn er mit den Dunderttausenden so gut Wort hielt, wie mit dem Herz, so soll es mich freuen," sprach er und fing an, seinen Wagen zu untersuchen. Er fand Kleidungsstücke von aller Art, wie er sie nur wünschen konnte, aber kein Geld. Endlich stieß er auf eine Tasche und fand viele tausend Thaler in Gold und Scheinen auf Handlungshäuser in allen großen Städten. „Jetzt hab' ich's, wie ich's wollte," dachte er, setzte sich bequem in die Ecke des Wagens und fuhr in die weite Welt.

Er fuhr zwei Jahre in der Welt umher und schaute aus seinem Wagen links und rechts an den Häusern hinauf, schaute, wenn er anhielt, nichts als den Schild seines Wirthshauses an, lief dann in der Stadt umher und ließ sich die schönsten Merkwürdigkeiten zeigen. Aber es freute ihn nichts, kein Bild, kein Haus, keine Musik, kein Tanz, sein Herz von Stein nahm an nichts Antheil, und seine Augen, seine Ohren waren abgestumpft für alles Schöne. Nichts war ihm mehr geblieben, als die Freude an Essen und Trinken und der Schlaf, und so lebte er, indem er ohne Zweck durch die Welt reiste, zu seiner Unterhaltung speiste und aus Langerweile schlief. Hie und da erinnerte er sich zwar, daß er fröhlicher, glücklicher gewesen sei, als er noch arm war und arbeiten mußte, um sein Leben zu fristen. Da hatte ihn jede schöne Aussicht in's Thal, Musik und Gesang hatten ihn ergötzt, da hatte er sich stundenlang auf die einfache Kost, die ihm die Mutter zu dem Meiler bringen sollte, gefreut. Wenn er so über die Vergangenheit nachdachte, so kam es ihm ganz sonderbar vor, daß er jetzt nicht einmal lachen konnte, und sonst hatte er über den kleinsten Scherz gelacht. Wenn Andere lachten, so verzog er nur aus Höflichkeit den Mund, aber sein Herz — lächelte nicht mit. Er fühlte dann, daß er zwar überaus ruhig sei, aber zufrieden fühlte er sich doch nicht. Es war nicht Heimweh oder Wehmuth, sondern Oede, Ueberdruß, freudenloses Leben, was ihn endlich wieder zur Heimath trieb.

Als er von Straßburg herüber fuhr und den dunklen Wald seiner Heimath erblickte, als er zum Erstenmal wieder jene kräftigen Gestalten, jene freundlichen, treuen Gesichter der Schwarzwälder sah, als sein Ohr die heimathlichen Klänge stark, tief, aber wohltönend vernahm, da fühlte er schnell an sein Herz, denn sein Blut wallte stärker, und er glaubte, er müsse sich freuen und müsse weinen zugleich, aber — wie konnte er nur so thöricht sein, er hatte ja ein Herz von Stein. Und Steine sind todt und lächeln und weinen nicht.

Sein erster Gang war zum Holländer Michel, der ihn mit alter Freundlichkeit aufnahm. „Michel," sagte er zu ihm, „gereist bin ich nun und habe Alles gesehen, ist aber Alles dummes Zeug, und ich hatte nur Langeweile. Ueberhaupt, euer steinernes Ding, das ich in der Brust trage, schützt mich zwar vor Manchem. Ich erzürne mich nie, bin nie traurig, aber ich freue mich auch nie, und es ist mir, als wenn ich nur halb lebte. Könnt ihr das Steinherz nicht ein wenig beweglicher machen? oder — gebt mir lieber mein altes Herz. Ich hatte mich in fünfundzwanzig Jahren daran gewöhnt, und wenn es zuweilen auch einen dummen Streich machte, so war es doch munter und ein fröhliches Herz."

Der Waldgeist lachte grimmig und bitter. „Wenn du einmal todt bist, Peter Munk," antwortete er, „dann soll es dir nicht fehlen; dann sollst du dein weiches, rührbares Herz wieder haben, und du kannst dann fühlen, was kommt, Freud oder Leid. Aber hier oben kann es nicht mehr dein werden! Doch, Peter! gereist bist du wohl, aber, so wie du lebtest, konnte es dich nichts nützen. Setze dich jetzt hier irgendwo im Wald, baue ein Haus, heirathe, treibe dein Vermögen um, es hat dir nur an Arbeit gefehlt, weil du müßig warst hattest du Langeweile, und schiebst jetzt Alles auf dieses unschuldige Herz." Peter sah ein, daß Michel Recht habe, was den Müßiggang betrüfe, und nahm sich vor, reich und immer reicher zu werden. Michel schenkte ihm noch einmal hunderttausend Gulden und entließ ihn als seinen guten Freund.

Bald vernahm man im Schwarzwald die Mähre, der Kohlenmunkpeter oder Spielpeter sei wieder da, und noch viel reicher, als zuvor. Es ging auch jetzt wie immer; als er am Bettelstab war, wurde er in der Sonne zur Thüre hinauszeworfen, und als er nun an einem Sonntag Nachmittag seinen ersten Einzug dort hielt, schüttelten sie ihm die Hand, lobten sein Pferd, fragten nach seiner Reise, und als er wieder mit dem dicken Ezechiel um harte Thaler spielte, stand er in der Achtung so hoch als je. Er trieb jetzt aber nicht mehr das Glashandwerk, sondern den Holzhandel, aber nur zum Schein. Sein Hauptgeschäft war, mit Korn und Geld zu handeln. Der halbe Schwarzwald wurde ihm nach und nach schuldig, aber er lieh Geld nur auf zehn Prozente aus, oder verkaufte Korn an die Armen die nicht gleich zahlen konnten, um den dreifachen Werth

Digitized by Google

Mit dem Amtmann stand er jetzt in enger Freundschaft, und wenn Einer Herrn Peter Munk nicht auf den Tag bezahlte, so ritt der Amtmann mit seinen Schergen hinaus, schätzte Haus und Hof, verkaufte es flugs, und trieb Vater, Mutter und Kind in den Wald. Anfangs machte dieß dem reichen Peter einige Unlust, denn die armen Ausgepfändeten belagerten dann Haufenweise seine Thüre, die Männer flehten um Nachsicht, die Weiber suchten das steinerne Herz zu erweichen, und die Kinder winselten um ein Stücklein Brod. Aber als er sich ein paar tüchtige Fleischerhunde angeschafft hatte, hörte diese Katzenmusik, wie er es nannte, bald auf. Er pfiff und hetzte, und die Bettelleute flogen schreiend auseinander.

Am meisten Beschwerde machte ihm das „alte Weib." Das war aber Niemand anders als Frau Munkin, Peters Mutter. Sie war in Noth und Elend gerathen, als man ihr Haus und Hof verkauft hatte, und ihr Sohn, als er reich zurückgekehrt war, hatte nicht mehr nach ihr umgesehen. Da kam sie nun zuweilen, alt, schwach und gebrechlich, an einem Stock vor das Haus. Hinein wagte sie sich nicht mehr, denn er hatte sie einmal weggejagt; aber es that ihr wehe, von den Gutthaten anderer Menschen leben zu müssen, da der eigene Sohn ihr ein sorgloses Alter hätte bereiten können. Aber das kalte Herz wurde nimmer gerührt von dem Anblicke der bleichen, wohlbekannten Züge, von den bittenden Blicken, von der welken, ausgestreckten Hand, von der hinfälligen Gestalt. Mürrisch zog er, wenn sie Sonnabends an die Thüre pochte, einen Sechsbätzner hervor, schrieb ihn in ein Papier und ließ ihn hinausreichen durch einen Knecht. Er vernahm ihre zitternde Stimme, wenn sie dankte und wünschte, es möge ihm wohlgehen auf Erden; er hörte sie hüstelnd von der Thüre schleichen, aber er dachte weiter nicht mehr daran, als daß er wieder sechs Batzen umsonst ausgegeben.

Endlich kam Peter auf den Gedanken zu heirathen. Er wußte, daß im ganzen Schwarzwald jeder Vater ihm gerne seine Tochter geben werde; aber er war schwierig in seiner Wahl, denn er wollte, daß man auch hierin sein Glück und seinen Verstand preisen sollte; daher ritt er umher im ganzen Wald, schaute hier, schaute dort, und keine der schönen Schwarzwälderinnen dünchte ihm schön genug. Endlich, nachdem er auf allen Tanzböden umsonst nach der Schönsten ausgeschaut hatte, hörte er eines Tages, die Sechsste und Tugendsamste im ganzen Wald sei eines armen Holzhauers Tochter. Sie lebe still und für sich, besorge geschickt und emsig ihres Vaters Haus, und lasse sich nie auf dem Tanzboden sehen, nicht einmal zu Pfingsten oder Kirchweih. Als Peter von diesem Wunder des Schwarzwaldes hörte, beschloß er, um sie zu werben, und ritt nach der Hütte, die man ihm bezeichnet hatte. Der Vater der schönen Lisbeth empfing den vornehmen Herrn mit Staunen und erstaunte noch mehr, als er hörte, es sei dieß der reiche Herr Peter und er wolle sein Schwiegersohn werden. Er besann sich auch nicht lange, denn er meinte, all seine Sorge und Armuth werde nun ein Ende haben, sagte zu, ohne die schöne Lisbeth zu fragen, und das gute Kind war so folgsam, daß sie ohne Widerrede Frau Peter Munkin wurde.

Aber es wurde der Armen nicht so gut, als sie sich geträumt hatte. Sie glaubte ihr Hauswesen wohl zu verstehen, aber sie konnte Herrn Peter nichts zu Dank machen, sie hatte Mitleiden mit armen Leuten, und da ihr Eheherr reich war, dachte sie, es sei keine Sünde, einem armen Bettelweib einen Pfennig oder einem alten Mann einen Schnaps zu reichen; aber als Herr Peter dieß eines Tages merkte, sprach er mit zürnenden Blicken und rauher Stimme: „Warum verschleuderst du mein Vermögen an Lumpen und Straßenläufer? Hast du was mitgebracht ins Haus, das du wegschenken könntest? Mit deines Vaters Bettelstab kann man keine Suppe wärmen, und wirfst das Geld aus wie eine Fürstin. Noch einmal laß dich betreten, so sollst du meine Hand fühlen!" Die schöne Lisbeth weinte in ihrer Kammer über den harten Sinn ihres Mannes, und sie wünschte oft, lieber daheim zu sein, in ihres Vaters ärmlicher Hütte, als bei dem reichen, aber geizigen, hartherzigen Peter zu hausen. Ach, hätte sie gewußt, daß er ein Herz von Marmor habe und weder sie noch irgend einen Menschen lieben könne, so hätte sie sich wohl nicht gewundert. So oft sie aber jetzt unter der Thüre saß, und es ging ein Bettelmann vorüber, und zog den Hut und hub an seinen Spruch, so drückte sie die Augen zu, das Elend nicht zu schauen, sie ballte die Hand fester, damit sie nicht unwillkürlich in die Tasche fahre, ein Kreuzerlein herauszulangen.

So kam es, daß die schöne Lisbeth im ganzen Wald verschrieen wurde, und es hieß, sie sei noch geiziger als Peter Munk. Aber eines Tages saß Frau Lisbeth wieder vor dem Haus und spann und murmelte ein Liedchen dazu; denn sie war munter, weil es schön Wetter und Herr Peter ausgeritten war über Feld. Da kömmt ein altes Männlein des Weges daher, der trägt einen großen, schweren Sack, und sie hört ihn schon von Weitem keuchen. Theilnehmend sieht ihm Frau Lisbeth zu und denkt, einem so alten kleinen Mann sollte man nicht mehr so schwer aufladen.

Indeß keuchte und wankte das Männlein heran, und als es gegenüber von Frau Lisbeth war, brach es unter dem Sack beinahe zusammen. „Ach, habt die Barmherzigkeit, Frau, und reichet mir nur einen Trunk Wasser," sprach das Männlein; „ich kann nicht weiter, muß elend verschmachten."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Weiß'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 155 Dienstag, 30. Juni 1863.

Das kalte Herz.

(Schluß.)

„Aber ihr solltet in eurem Alter nicht mehr so schwer tragen," sagte Frau Lisbeth.

„Ja, wenn ich nicht Boten gehen müßte, der Armuth halber und um mein Leben zu fristen," antwortete er; „ach, so eine reiche Frau, wie ihr, weiß nicht, wie wehe die Armuth thut, und wie wohl ein frischer Trunk bei solcher Hitze."

Als sie dieß hörte, eilte sie in das Haus, nahm einen Krug vom Gesims und füllte ihn mit Wasser; doch als sie zurückkehrte und nur wenige Schritte von ihm entfernt war, und das Männlein sah, wie es so elend und verkümmert auf dem Sack saß, da fühlte sie inniges Mitleid, bedachte, daß ja ihr Mann nicht zu Hause sei, und so stellte sie den Wasserkrug bei Seite, nahm einen Becher und füllte ihn mit Wein, legte ein gutes Roggenbrod darauf und brachte es dem Alten. „So, und ein Schluck Wein mag euch besser frommen, als Wasser, da ihr schon so gar alt seid," sprach sie; „aber trinket nicht so hastig und esset auch Brod dazu."

Das Männlein sah sie staunend an, bis große Thränen in seinen alten Augen standen, er trank und sprach dann: „Ich bin alt geworden, aber ich hab' wenige Menschen gesehen, die so mitleidig wären, und ihre Gaben so schön und herzig zu spenden wußten, wie ihr, Frau Lisbeth. Aber es wird euch dafür auch recht wohl gehen auf Erden; solch ein Herz bleibt nicht unbelohnt."

„Nein, und den Lohn soll sie zur Stelle haben," schrie eine schreckliche Stimme und als sie sich umsahen, war es Herr Peter mit blutrothem Gesicht.

„Und sogar meinen Ehrenwein gießest du aus an Bettelleute, und meinen Mundbecher gibst du an die Lippen der Straßenläufer? Da nimm deinen Lohn!" Frau Lisbeth stürzte zu seinen Füßen und bat um Verzeihung, aber das steinerne Herz kannte kein Mitleid, er drehte die Peitsche um, die er in der Hand hielt, und schlug sie mit dem Handgriff von Ebenholz so heftig vor die schöne Stirne, daß sie leblos dem alten Mann in die Arme sank. Als er dieß sah, war es doch, als reuete ihn die That auf der Stelle; er bückte sich herab, zu schauen, ob noch Leben in ihr sei, aber das Männlein sprach mit wohlbekannter Stimme: „Gib dir keine Mühe, Kohlenpeter; es war die schönste und lieblichste Blume im Schwarzwald, aber du hast sie zertreten, und nie mehr wird sie wieder blühen."

Da wich alles Blut aus Peters Wangen und er sprach: „Also ihr seid es, Herr Schatzhauser? Nun, was geschehen ist, ist geschehen, und es hat wohl so kommen müssen. Ich hoffe aber, ihr werdet mich nicht bei dem Gericht anzeigen als Mörder."

„Elender!" erwiderte das Glasmännlein. „Was würde es mir frommen, wenn ich deine sterbliche Hülle an den Galgen brächte? Nicht irdische Gerichte sind es, die du zu fürchten hast, sondern andere und strengere; denn du hast deine Seele an den Bösen verkauft."

„Und hab' ich mein Herz verkauft," schrie Peter, „so ist Niemand daran schuld, als du, und deine betrügerischen Schätze; du tückischer Geist hast mich in's Verderben geführt, mich getrieben, daß ich bei einem Andern Hülfe suchte, und auf dir liegt die ganze Verantwortung." Aber kaum hatte er dieß gesagt, so wuchs und schwoll das Glasmännlein und wurde hoch und breit, und seine Augen sollen so groß gewesen sein, wie Suppenteller, und sein Mund war wie ein geheizter Backofen und flammen blitzten daraus hervor. Peter warf sich auf die Kniee, und sein steinernes Herz schützte ihn nicht, daß nicht seine Glieder zitterten wie eine Espe. Mit Geierskrallen packte ihn der Waldgeist im Nacken, drehte ihn um wie ein Wirbelwind dürres Laub, und warf ihn dann zu Boden, daß ihm alle Rippen knackten. „Erdenwurm!" rief er mit einer Stimme, die wie der Donner rollte; „ich könnte dich zerschmettern, wenn ich wollte, denn du hast gegen den Herrn des Waldes gefrevelt. Aber um dieses todtes Weibes willen, die mich gepeist und getränkt hat, gebe ich dir acht Tage Frist. Bekehrst du dich nicht zum Guten, so komme ich und zermalme dein Gebein, und du fährst hin in deinen Sünden."

Es war schon Abend, als einige Männer, die vorbeigingen, den reichen Peter Munk an der Erde liegen sahen. Sie wandten ihn hin und her, und suchten, ob noch Athem in ihm sei, aber lange war ihr Suchen vergebens. Endlich ging Einer in das Haus und brachte Wasser herbei und besprengte ihn. Da holte Peter

Digitized by Google

tief Athem, stöhnte und schlug die Augen auf, schaute lange um sich her und fragte dann nach Frau Lisbeth, aber Keiner hatte sie gesehen. Er dankte den Männern für ihre Hülfe, schlich sich in sein Haus und suchte überall, aber Frau Lisbeth war weder im Keller, noch auf dem Boden, und das, was er für einen schrecklichen Traum gehalten, war bittere Wahrheit.

Wie er nun so ganz allein war, da kamen ihm sonderbare Gedanken; er fürchtete sich vor nichts, denn sein Herz war ja kalt; aber wenn er an den Tod seiner Frau dachte, kam ihm sein eigenes Hinscheiden in den Sinn, und wie belastet er dahin fahren werde, schwer belastet mit den Thränen der Armen, mit tausend ihrer Flüche, die sein Herz nicht erweichen konnten, mit dem Jammer der Elenden, auf die er seinen Hund gehetzt, belastet mit der stillen Verzweiflung seiner Mutter, mit dem Blute der schönen, guten Lisbeth; und konnte er doch nicht einmal dem alten Mann, ihrem Vater, Rechenschaft geben, wenn er käme und fragte: „Wo ist meine Tochter, dein Weib?“ Wie wollte er einem Andern Frage stehen, dem alle Wälder, alle Seen, alle Berge gehören und die Leben der Menschen?

Es quälte ihn auch Nachts im Traume, und alle Augenblicke wachte er auf an einer süßen Stimme, die ihm zurief: „Peter, schaff dir ein wärmeres Herz!“ Und wenn er erwacht war, schloß er doch schnell wieder die Augen, denn der Stimme nach mußte es Frau Lisbeth sein, die ihm diese Warnung zurief. Den andern Tag ging er in's Wirthshaus, um seine Gedanken zu zerstreuen, und dort traf er den dicken Ezechiel.

Er setzte sich zu ihm, sie sprachen dieß und jenes, vom schönen Wetter, vom Krieg, von den Steuern und und endlich auch vom Tod, und wie da und dort einer so schnell gestorben sei. Da fragte Peter den Dicken, was er denn vom Tod halte, und wie es nachher sein werde. Ezechiel antwortete ihm, daß man den Leib begrabe, die Seele aber fahre entweder auf zum Himmel oder hinab in die Hölle.

„Also begräbt man das Herz auch?“ fragte Peter gepfarrnt.

„Ei freilich, das wird auch begraben.“

„Wenn aber Einer sein Herz nicht mehr hat?“ fuhr Peter fort.

Ezechiel sah ihn bei diesen Worten schrecklich an. „Was willst du damit sagen? Willst du mich foppen? Meinst du, ich habe kein Herz?“

„O, Herz genug, so fest wie Stein,“ erwiderte Peter.

Ezechiel sah ihn verwundert an, schaute sich um, ob es Niemand gehört habe, und sprach dann: „Woher weißt du es? Oder pocht vielleicht das deinige auch nicht mehr?“

„Pocht nicht mehr, wenigstens nicht hier in meiner Brust!“ antwortete Peter Munk. „Aber sag' mir, da du jetzt weißt, was ich meine, wie wird es gehen mit unseren Herzen!“

„Was kümmert dich dieß, Gesell!“ fragte Ezechiel lachend. „Hast ja auf Erden vollauf zu leben und damit genug. Das ist ja gerade das Bequeme in unsern kalten Herzen, daß uns keine Furcht befällt vor solchen Gedanken.“

„Wohl wahr, aber man denkt doch daran, und wenn ich auch jetzt keine Furcht mehr kenne, so weiß ich doch wohl noch, wie sehr ich mich vor der Hölle gefürchtet, als ich noch ein kleiner unschuldiger Knabe war.“

„Nun — gut wird es uns gerade nicht gehen,“ sagte Ezechiel. „Hab' mal einen Schulmeister darüber gefragt, der sagte mir, daß nach dem Tod die Herzen gewogen werden, wie schwer sie sich versündigt hätten. Die leichten steigen auf, die schweren sinken hinab, und ich denke, unsere Steine werden ein gutes Gewicht haben.“

„Ach freilich,“ erwiderte Peter, „und es ist mir oft selbst unbequem, daß mein Herz so theilnahmslos und ganz gleichgültig ist, wenn ich an solche Dinge denke.“

So sprachen sie; aber in der nächsten Nacht hörte er fünf- oder sechsmal die bekannte Stimme in sein Ohr lispeln: „Peter, schaff' dir ein wärmeres Herz!“ Er empfand keine Reue, daß er sie getödtet, aber wenn er dem Gesinde sagte, seine Frau sei verreist, so dachte er immer dabei: „Wohin mag sie wohl gereist sein?“ Sechs Tage hatte er es so getrieben, und immer hörte er Nachts diese Stimme, und immer dachte er an den Waldgeist und seine schreckliche Drohung; aber am siebenten Morgen sprang er auf von seinem Lager und rief: „Nun ja, will sehen, ob ich mir ein wärmeres schaffen kann, denn der gleichgültige Stein in meiner Brust macht mir das Leben nur langweilig und öde.“ Er zog schnell seinen Sonntagsstaat an und setzte sich auf sein Pferd und ritt dem Tannenbühl zu.

Im Tannenbühl, wo die Bäume dichter standen, saß er ab, band sein Pferd an und ging schnellen Schrittes dem Gipfel des Hügels zu, und als er vor der dicken Tanne stand, hub er seinen Spruch an:

Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist viel hundert Jahre alt,
Dein ist all' Land, wo Tannen stehen.
Lässt dich nur Sonntagskindern sehen.

Da kam das Glasmännlein hervor, aber nicht freundlich und traulich wie sonst, sondern düster und traurig; es hatte ein Röcklein an von schwarzem Glas, und ein langer Trauerflor flatterte herab vom Hut, und Peter wußte wohl, um wen es trauere.

„Was willst du von mir, Peter Munk?“ fragte es mit dumpfer Stimme.

„Ich hab' noch einen Wunsch, Herr Schatzhauser,“ antwortete Peter mit niedergeschlagenen Augen.

Digitized by Google

„Können Steinherzen noch wünschen?“ sagte jener. „Du hast Alles, was du für deinen schlechten Sinn bedarfst, und ich werde schwerlich deinen Wunsch erfüllen.“

„Aber ihr habt mir doch drei Wünsche zugesagt; einen hab' ich immer noch übrig.“

„Doch kann ich ihn versagen, wenn er thöricht ist,“ fuhr der Waldgeist fort; „aber wohlan, ich will hören, was du willst?“

„So nehmt mir den todten Stein heraus und gebt mir mein lebendiges Herz,“ sprach Peter.

„Hab' ich den Handel mit dir gemacht?“ fragte das Glasmännlein. „Bin ich der Holländer Michel, der Reichthum und kalte Herzen schenkt? Dort, bei ihm mußt du dein Herz suchen.“

„Ach, er gibt es nimmer zurück,“ antwortete Peter.

„Du bäurest mich, so schlecht du auch bist,“ sprach das Männlein nach einigem Nachdenken. „Aber weil dein Wunsch nicht thöricht ist, so kann ich dir wenigstens meine Hülfe nicht versagen. So höre. Dein Herz kannst du mit keiner Gewalt mehr bekommen, wohl aber durch List, und es wird vielleicht nicht schwer halten; denn Michel liebt nur der dumme Michel, obgleich er sich ungemein klug dünkt. So gehe denn gerades Weges zu ihm hin und thue wie ich dir heiße.“ Und nun unterrichtete er ihn in Allem und gab ihm ein Kreuzlein aus reinem Glas: „Am Leben kann er dir nicht schaden, und er wird dich frei lassen, wenn du ihm dies vorhaltest und dazu betest wirst. Und hast du dann, was du verlangt hast, erhalten, so komm' wieder zu mir an diesen Ort.“

Peter Munk nahm das Kreuzlein, prägte sich alle Worte in's Gedächtniß, und ging weiter nach Holländer Michels Behausung. Er rief dreimal seinen Namen, und alsobald fand der Riese vor ihm. „Du hast dein Weib erschlagen?“ fragte er ihn mit schrecklichem Lachen.

„Hab' es auch so gemacht, sie hat dein Neunäugen an das Bettelvolk gebracht. Aber du wirst auf einige Zeit außer Landes gehen müssen, denn es wird Lärm machen, wenn man sie nicht findet; und du brauchst Geld und kommst, um es zu holen?“

„Du hast's errathen,“ erwiderte Peter, „und nur recht viel dieweil, denn nach Amerika ist's weit.“

Michel ging voran und brachte ihn in seine Hütte; dort schloß er eine Truhe auf, worin viel Geld lag, und langte ganze Rollen Golds heraus. Während er es so auf dem Tisch hingschüttete, sprach Peter: „Du bist ein loser Vogel, Michel, daß du mich belegen hast, ich hätte einen Stein in der Brust, und du habest mein Herz!“

„Und ist es denn nicht so?“ fragte Michel stammend. „Fühlst du denn dein Herz? Ist es nicht kalt wie Eis? Hast du Furcht oder Gram, kann dich etwas reuen?“

„Du hast mein Herz nur stille stehen lassen, aber ich hab' es noch wie sonst in meiner Brust und Ezechiel auch, der hat es mir gesagt, daß du uns angelogen hast; du bist nicht der Mann dazu, der Einem das Herz so unbemerkt und ohne Gefahr aus der Brust reißen könnte; da müßtest du zaubern können.“

„Aber ich verstehre dich,“ rief Michel unmuthig, „du und Ezechiel und alle reichen Leute, die es mit mir gehalten, haben solche kalte Herzen wie du, und ihre rechten Herzen habe ich hier in meiner Kammer.“

„Ei, wie dir das Lügen von der Zunge geht!“ lachte Peter. „Das mach' du einem Andern weiß. Meinst du, ich hab' auf meinen Reisen nicht solche Kunststücke zu Dutzenden gesehen? Aus Wachs nachgeahmt sind deine Herzen hier in der Kammer. Du bist ein reicher Kerl, das geb' ich zu; aber zaubern kannst du nicht!“

Da ergrimmte der Riese und riß die Kammerthüre auf. „Komm' herein und lies die Zettel alle, und jenes dort, schau, das ist Peter Munks Herz; liest du, wie es zuckt? Kann man das auch aus Wachs machen?“

„Und doch ist es aus Wachs,“ antwortete Peter. „So schlägt ein rechtes Herz nicht, ich habe das meinige noch in der Brust. Nein, zaubern kannst du nicht!“

„Aber ich will es dir beweisen,“ rief jener ärgerlich. „Du sollst es selbst fühlen, daß dies dein Herz ist.“ Er nahm es riß Peters Wamms auf und nahm einen Stein aus seiner Brust und zeigte ihn vor. Dann nahm er das Herz, hauchte es an, und setzte es behutsam an seine Stelle, und alsobald fühlte Peter, wie es pochte, und er konnte sich wieder darüber freuen.

„Wie ist es dir jetzt?“ fragte Michel lächelnd.

„Wahrhaftig, du hast doch Recht gehabt,“ antwortete Peter, indem er behutsam sein Kreuzlein aus der Tasche zog. „Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß man dergleichen thun könne!“

„Nicht wahr? Und zaubern kann ich, das siehst du; aber komm', jetzt will ich dir den Stein wieder hineinsetzen.“

„Gemach, Herr Michel!“ rief Peter, trat einen Schritt zurück und hielt ihm das Kreuzlein entgegen. „Mit Speck fängt man Mäuse, und dießmal bist du der Betrogene.“ Und zugleich fing er an zu beten, was ihm nur beifiel.

Da wurde Michel kleiner und immer kleiner, fiel nieder und wand sich hin und her, wie ein Wurm, und ächzte und stöhnte, und alle Bergen umher fingen an zu zucken und zu pochen, daß es tönte, wie in der Werkstatt eines Uhrmachers. Peter aber fürchtete sich, es wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe, er rannte zur Kammer und zum Haus hinaus und klimmte, von Angst getrieben, die Felsenwand hinan; denn er hörte, daß Michel sich aufraffte, stampfte und tobte, und ihm schreckliche Flüche nachschickte. Als er oben war, lief er dem Tannenbächt zu; ein schreckliches Gewitter zog auf, Blitze fielen rechts und links an ihm nieder und

Digitized by Google

zerschmetterten die Bäume, aber er kam wohlbehalten in dem Revier des Glasmännleins an.

Sein Herz pochte freudig, und nur darum, weil es pochte. Dann aber sah er mit Entsetzen auf sein Leben zurück, wie auf das Gewitter, das hinter ihm rechts und links den schönen Wald zersplitterte. Er dachte an Frau Lisbeth, sein schönes, gutes Weib, das er aus Geiz gemordet, er kam sich selbst wie der Auswurf der Menschen vor, und er weinte heftig, als er an Glasmännleins Hügel kam.

Schatzhauser saß unter dem Tannenbaum und rauchte aus einer kleinen Pfeife, doch sah er munterer aus als zuvor. „Warum weinst du, Kohlenpeter?“ fragte er. „Hast du dein Herz nicht erhalten? Liegt noch das kalte in deiner Brust?“

„Ach Herr!“ seufzte Peter. „Als ich noch das kalte Steinherz trug, da weinte ich nie, meine Augen waren so trocken, als das Land im Juli; jetzt aber will es mir beinahe das alte Herz zerbrechen, was ich gethan! Meine Schuldner habe ich in's Elend gejagt, auf Arme und Kranke die Hunde gehetzt, und, ihr wißt es ja selbst — wie meine Peitsche auf ihre schöne Stirne fiel!“

„Peter! du warst ein großer Sünder!“ sprach das Männlein. „Das Geld und der Müssiggang haben dich verderbt, bis dein Herz zu Stein wurde, nicht Freud', nicht Leid, kein Reue, kein Mitleid mehr kannte. Aber Reue versöhnt, und wenn ich nur wüßte, daß dir dein Leben recht leid thut, so könnte ich schon noch was für dich thun.“

„Will nichts mehr,“ antwortete Peter und ließ traurig sein Haupt sinken. „Mit mir ist es aus; kann mich mein Lebtag nicht mehr freuen; was soll ich so allein auf der Welt thun? Meine Mutter verzeiht mir nimmer, was ich ihr gethan, und vielleicht hab' ich sie unter den Boden gebracht, ich Ungeheuer! Und Lisbeth, meine Frau! Schlagt mich lieber auch todt, Herr Schatzhauser, dann hat mein elend Leben mit einmal ein Ende.“

„Gut,“ erwiderte das Männlein, „wenn du nicht anders willst, so kannst du es haben; meine Axt habe ich bei der Hand.“ Er nahm ganz ruhig sein Pfeifchen aus dem Mund, klopfte es aus und steckte es ein. Dann stand er langsam auf und ging hinter die Tannen. Peter aber setzte sich weinend in's Gras, sein Leben war ihm nichts mehr, und erwartete geduldig den Todesstreich. Nach einiger Zeit hörte er leise Tritte hinter sich und dachte: Jetzt wird er kommen.

„Schau dich noch einmal um, Peter Munk!“ rief das Männlein. Er wischte sich die Thränen aus den Augen und schaute sich um, und sah — seine Mutter und Lisbeth, seine Frau, die ihn freundlich anblickten. Da sprang er freudig auf: „So bist du nicht todt, Lisbeth? Und auch ihr seid da, Mutter, und habt mir vergeben?“

„Sie wollen dir verzeihen,“ sprach das Glasmännlein, „weil du wahrhaft Reue fühlst und Alles soll vergessen sein. Zieh jetzt heim in deines Vaters Hütte und sei ein Köhler wie zuvor; bist du brav und bieder, so wirst du dein Handwerk ehren, und deine Nachbarn werden dich mehr lieben und achten, als wenn du zehn Tonnen Goldes hättest.“ So sprach das Glasmännlein und nahm Abschied von ihnen.

Die drei lobten und segneten ihn und gingen heim.

Das prachtvolle Haus des reichen Peters stand nicht mehr; der Blitz hatte es angezündet und mit all seinen Schätzen niedergebrannt; aber nach der väterlichen Hütte war es nicht weit; dorthin ging jetzt ihr Weg und der große Verlust bekümmerte sie nicht.

Aber wie staunten sie, als sie an die Hütte kamen! Sie war zu einem schönen Bauernhaus geworden, und Alles darin war einfach, aber gut und reinlich.

„Das hat das gute Glasmännlein gethan!“ rief Peter.

„Wie schön,“ sagte Frau Lisbeth. „Und hier ist mir viel heimlicher, als in dem großen Haus mit dem vielen Gesinde.“

Von jetzt an wurde Peter Munk ein fleißiger und wackerer Mann. Er war zufrieden mit Dem, was er hatte, trieb sein Handwerk unverdrossen, und so kam es, daß er durch eigene Kraft wohlhabend wurde und angesehen und beliebt im ganzen Wald. Er zankte nie mehr mit Frau Lisbeth, ehrte seine Mutter und gab den Armen, die an seine Thüre pochten. Als nach Jahr und Tag Frau Lisbeth von einem schönen Knaben genas, ging Peter nach dem Tannenbühl und sagte sein Sprüchlein. Aber das Glasmännlein zeigte sich nicht. „Herr Schatzhauser!“ rief er laut. „Hört mich doch; ich will ja nichts Anderes, als euch zu Gevatter bitten bei meinem Söhnlein!“ Aber er gab keine Antwort; nur ein kurzer Windstoß sauste durch die Tannen und warf einige Tannenzapfen herab ins Gras. „So will ich dieß zum Andenken mitnehmen, weil ihr euch doch nicht sehen lassen wollt,“ rief Peter, steckte die Zapfen in die Tasche und ging nach Hause; aber als er zu Hause das Sonntagswammus auszog und seine Mutter die Taschen umwandte und das Wamms in den Kasten legen wollte, da fielen vier stattliche Geldrollen heraus und als man sie öffnete, waren es lauter gute, neue badische Thaler, und kein einziger falscher darunter. Und das war das Pathengeschenk des Männleins im Tannenwald für den kleinen Peter.

So lebten sie still und unverdrossen fort, und noch oft nachher, als Peter Munk schon graue Haare hatte, sagte er: „Es ist doch besser, zufrieden zu sein mit Wenigem, als Gold und Güter haben und ein kaltes Herz.“

Redakteur: Hermann Oelschläger. — Druck und Verlag der A. Bielandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Förster Buchh.

Digitized by Google